Digitized by Google

Wigand's

Conversations-Lexikon.

Für alle Stände.

Von einer Gesellschaft deutscher Gelehrten bearbeitet.

Achter Band.

Lauer — Metelino.

Leipzig,
Verlag von Otto Wigand.
1849.

Digitized by Google

Digitized by Google

L.

Lauer, Franz, Freiherr von, einer der ausgezeichnetsten österreichischen Generale, trat 1755 in österreich. Dienste und zeichnete sich bereits im siebenjährigen Kriege bei Kollin, Gabel, Zittau, Schweidnitz, Breslau und Leuthen rühmlich aus. Nach dem Frieden wurde er Hauptmann und begleitete 1771 den Geniedirector Grafen Pellegrini auf einer Visitationsreise durch Ungarn, Slawonien, das Banat und Siebenbürgen. Hierauf wurde er zum Ingenieurmajor befördert, machte in den Jahren 1775 und 1782 militärisch-wissenschaftliche Reisen durch ganz Italien, wurde während des bayerschen Erbfolgekriegs zum Oberstlieutenant befördert und entwarf die Plane zur Festung Theresienstadt; auch leitete er den Bau der Festung Pleß-Josephstadt. In Anerkennung seiner Dienste erhielt er 1783 den Rang eines Obersten und traf als solcher beim Ausbruche des Krieges gegen die Pforte im Jahre 1788 die Disposition zur Belagerung der Festungen Dubitza und Belgrad, wofür er 1789 zum Generalmajor und 1790 vom Kaiser Leopold II. in den Freiherrnstand erhoben wurde. Im Jahre 1795 erhielt er die Ernennung zum Feldmarschalllieutenant und hatte wesentlichen Antheil an der schnellen Einnahme der Festung Mannheim. Im Jahre 1797 wurde er Generalgeniedirector, 1800 Feldzeugmeister, und starb als solcher am 12. Sept. 1803. — Sein Sohn Joseph, Freiherr von L., geb. zu Grätz 1769, trat 1787 als Ingenieurlieutenant in die Armee und zeichnete sich im Türkenkriege von 1787 und 1788, vorzüglich beim Uebergange über die Donau und bei der Belagerung von Belgrad aus, sowie im französischen Feldzuge von 1793 bei der Belagerung und Einnahme der Festungen Lequesnoi, Maubeuge, Fort-Louis, der Rheinschanze bei Mannheim, des Hartenberg bei Mainz und Mannheim. Ebenso bewährte er auch in den folgenden französischen Revolutionskriegen seinen Kriegsruhm und wurde 1806 Fortificationslocaldirector zu Königgrätz, 1811 zu Ofen und 1813 zu Temeswar. Im Jahre 1814 zum Generalmajor befördert, ward er zur italienischen Armee versetzt und wirkte in der Schlacht am Mincio und bei der Berennung Mantuas thätig mit. Im Jahre 1815 vertheidigte er Ferrara gegen 50,000 Neapolitaner; seine glänzendste Waffenthat aber war die Eroberung der Festung Gaëta, zu deren Gouverneur er hierauf ernannt wurde. Im Jahre 1817 erhielt er das provisorische Commando der Truppen in Neapel, wurde 1826 Feldmarschalllieutenant, 1831 Festungscommandant zu Königgrätz, 1832 zu Olmütz und 1841 Wirkl. Geh. Rath. Seine ausführliche Schilderung der Belagerung von Gaëta steht in der Wiener „Militärischen Zeitschrift" (1823).

Lauffen, ein Dorf im schweiz. Canton Zürich, am Rhein, auf einem beinahe senkrecht abgeschnittenen Kalkfelsen, hat ein Schloß, neben welchem der Rhein den 60—80 F.

Digitized by Google

hohen und 300 F. breiten, unter dem Namen von Schaffhausen bekannten Wasserfall bildet, und 1500 Einw.

Lauffeuer bezeichnet für die Infanterie in Reihe und Glied den Gegensatz von Bataillonssalve. Bei letzterer feuert das ganze Bataillon auf einmal die Gewehre ab, beim L. aber geschieht dies nur zum Theil, entweder wie beim Heckefeuer (s. d.) oder indem einzelne Rotten, auch wohl einzelne Sectionen (Pelotons) schießen, während die Nebenstehenden wieder laden. Das L. wird jetzt nicht mehr angewendet.

Laufgraben oder Tranchéen sind Erdvertiefungen, welche von dem Belagerer einer Festung vorgenommen werden, um theils die Aufstellung von Truppen zu decken, theils die Batterien unter einander und mit den Depots zu verbinden. Zu den Laufgräben gehören die Parallelen, deren gewöhnlich drei angenommen werden, und die Communicationswege, sowohl von den Depots nach der ersten Parallele, als von dieser nach der zweiten und später nach der dritten. Die beiden letzten Arten werden vorzugsweise Schläge, Zickzack oder boyaux genannt. Das vordere Ende des Schlages wird mit einem nach der Festung zu convexen Bogen abgerundet, welcher crochet heißt und zur Aufstellung von Mannschaften, oft auch von Geschützen dient. Eigentlich rechnet man auch noch die Sappen (s. d.) als Annäherungswege zu den Laufgräben. (S. Belagerung.) Eine bedeckte Annäherung an die Festung war schon in den ältesten Kriegen in Gebrauch; doch erst Vauban zeigte die zweckmäßigste Art der Führung dieser Werke in der Mitte des 17. Jahrhunderts. Veränderungen des Vauban'schen Systems, deren Anwendbarkeit vorzüglich von den Verhältnissen des Terrains abhängig bleibt, schlug bald nachher der preußische Ingenieurgeneral Lefèbvre vor. — Im Schiffe versteht man unter Laufgraben den Gang, welcher sich auf der etwa drei Fuß breiten, auf der untersten, noch unter der untersten Batterie liegenden Decke rings an den Seiten des Schiffes hinzieht und in welchem sich während des Treffens die Zimmerleute aufhalten, um die Grundschüsse zu stopfen. — Laufgräben in einem Brander heißen die Röhren, welche bestimmt sind, das Lauffeuer nach allen Seiten hin zu verbreiten.

Laun, Friedr., s. Schulz, Fr. Aug.

Laune, launig, launisch. Das alte deutsche Wort L., sagt Garve, kommt wahrscheinlich vom lateinischen luna her und weist auf solche Gemüthsstimmungen hin, die entweder so wandelbar als der Mond sind, oder unter seinem Einflusse stehen, weil man sie sonst nicht zu erklären weiß. Hierin ist wenigstens die älteste und allgemeinste Bedeutung des Wortes L. ausgesprochen, nach welcher es eine zufällige, unerklärliche, eigensinnige und vorübergehende Stimmung des Gemüths in seinem denkenden sowohl als empfindenden Theile bedeutet. Denn sie ist zwei anderen Arten der Seelenzustände und der Seelenthätigkeiten entgegengesetzt: solchen, die sich aus bekannten Ursachen herleiten lassen, und solchen, die auf begreifliche oder sichtbare Endzwecke hinzielen. Schriften nun, in denen jene Gemüthseigenheit, die eben stattfindende Beschaffenheit und Stimmung des Gemüths, mit großer Lebendigkeit hervortritt, nennen wir humoristisch, und ihre Verfasser Humoristen. Warum sollten wir sie aber nicht eben so gut launige Schriften und Schriftsteller nennen? Doch sagt schon Lessing (in seiner „Hamb. Dramat." Nr. 2, S. 308, Anm.): er habe Unrecht daran gethan, Humor im ästhetischen Sinne durch Laune übersetzt zu haben; denn er glaube, unwidersprechlich beweisen zu können, daß Humor und L. „ganz verschiedene, ja in gewissem Verstande ganz entgegengesetzte Dinge" seien; L. könne wohl zu Humor werden, aber Humor sei außer diesem einzigen Falle nie L. Vielleicht beruht aber der sogenannte unwidersprechliche Beweis nur darauf, daß die Laune sowohl im Leben als in Schriften nicht immer eine gute, lobenswerthe, ästhetisch-wohlgefällige Eigenschaft ist. Derselbe Fall findet auch in Ansehung dessen statt, was die Engländer humour, die Franzosen humeur nennen. Es ist also am Ende nichts weiter als eine willkürliche Begriffsbestimmung der Aesthetiker, wenn sie behaupten, daß Humor und L. ganz verschiedene Dinge seien. Sie sind es nicht nur in physiologischer Hinsicht, weil der Humor nichts weiter als Feuchtigkeit bedeutet, weshalb auch

Digitized by Google

die Aerzte eine eigene Humoralpathologie haben, die alle Krankheiten aus einer gewissen Verdorbenheit der Säfte oder Feuchtigkeiten des Körpers ableitet und daher auch jene durch Verbesserung dieser zu heilen sucht. Sobald man aber von dieser Bedeutung des Wortes Humor abstrahirt und es bildlich versteht, wie es immer in der Psychologie und Aesthetik der Fall ist: so ist Humor nichts Anderes als Laune. Die Aeußerungen derselben können dann gut oder schlecht sein. Im ersten Falle heißt der Mensch gut gelaunt, oder launig: wenn die gute L. bei ihm herrschend ist; im zweiten übelgelaunt, oder launisch: wenn die böse L. bei ihm vorherrscht. Wer gut gelaunt ist, faßt die Dinge meist von einer angenehmen Seite auf, zeigt sich daher als heiter oder aufgeräumt, belächelt Alles, selbst das Tadelnswerthe, weil es ihm mehr als Thorheit oder Ungereimtheit erscheint, denn als Bosheit, und bespöttelt es auch wohl mit einem mehr gutmüthig neckenden als boshaft verwundenden Witze. Wer hingegen übelgelaunt ist, faßt die Dinge meist von einer unangenehmen oder widerlichen Seite auf, zeigt sich daher mürrisch oder verdrießlich, und wenn er dabei lacht oder spottet, so ist sein Lachen höhnisch, sein Spott beleidigend, sein Witz nicht blos stechend, sondern schneidend, folglich sarkastisch. Die böse L., besonders insofern sie herrschend ist, heißt bei den Engländern der Spleen. Wer sich in dieser Hinsicht nicht immer gleich ist, leicht aus einer Stimmung in die andere übergeht, heißt auch launenhaft und man sagt, er habe Launen. In allen diesen Beziehungen wird nun das Wort Laune blos in psychologischer oder anthropologischer Bedeutung genommen, wo man sich auch gern mit dem deutschen Ausdrucke zu begnügen pflegt. Nimmt man es aber in ästhetischer Bedeutung, so pflegt man jetzt allerdings das Wort Humor (s. d.) vorzuziehen.

Laupen, Schloß und Stadt im schweiz. Canton Bern, am Einflusse der Sense in die Saane. Hier erfochten 1339 die Berner nach Gründung ihres Freistaates den ersten Sieg über den Adel der Nachbarschaft.

Laura, die Geliebte Petrarca's (s. d.), wurde in früherer Zeit von Vielen für eine allegorische Gestalt gehalten; Andere dagegen waren der Meinung, daß sie aus den Häusern Chabaud und Sade entsprossen, ehelos geblieben sei, in Vaucluse gewohnt und hier dem Sänger ihrer Reize Zusammenkünfte gewährt habe. Neuere Untersuchungen thun aber dar, daß sie aus dem alten provençalischen Geschlechte Noves abstammte, die älteste Tochter des Audibert Noves war und in Avignon um 1307 geboren wurde. Nach dem Tode ihres Vaters, der ihr ein reiches Erbtheil hinterließ, vermählte sie sich 1325 mit Hugo de Sade, aus einem angesehenen Geschlechte in Avignon. Sie gehörte zu den gefeiertsten Schönheiten dieser Stadt, die damals, als der Sitz der Päpste, Fremde aus allen Ländern herbeizog. Der junge Petrarca, der 1327 ebenfalls nach Avignon kam, wurde von dem Augenblicke, wo er die schöne Frau zum ersten Mal sah, von einer ebenso starken als beständigen Leidenschaft für sie ergriffen; fand jedoch bei ihr für seine Wünsche keine Erhörung. Erst als er 1342 mit dem capitolinischen Lorbeer gekrönt nach Avignon zurückkehrte, trat sie ihm weniger streng entgegen. Alle Welt beeiferte sich, die durch seine Verse berühmt gewordene Frau zu sehen; doch sie war verblüht, bleich geworden und eingefallen, man war erstaunt, daß dieses die so hoch gepriesene Schönheit sein sollte. Noch einmal, im Jahre 1347, sah Petrarca seine Geliebte in einer Frauengesellschaft; er nahm mit traurigem Vorgefühl Abschied von ihr und sah sie wirklich nicht wieder. Sie starb am 6. April 1348, ein Opfer des schwarzen Todes, der damals in Avignon grassirte; und ihr Leichnam ward in der Kirche des dasigen Minoritenklosters beigesetzt. Ein Bildniß von ihr hatte Petrarca 1334 von dem Maler Simon von Siena erhalten, der ihre Gestalt auch später in mehreren Gemälden anbrachte. Vgl. Cicognara „Sul vero ritratto di Mad. Laura" (Rom 1822) und die Schrift „Sul presunto ritratto di Mad. Laura" (Padua 1822). Einige Alterthumsforscher erlangten 1533 die Erlaubniß, ihr Grab zu öffnen. Man fand darin eine bleierne Büchse mit einem Pergamentbriefe, worauf ein Sonett mit Petrarca's Unterschrift stand, das aber das Werk eines seiner Freunde zu sein schien, und eine Münze, die eine weibliche Gestalt zeigte, welche ihren Busen bedeckte, mit der Umschrift M. L. M. J. (vielleicht

Digitized by Google

Madonna Laura morta jace). Büchse und Münze wurden um 1730 von dem Untersacristan nach England verkauft, das Sonett ging verloren, als 1791 das Schloß der Familie Sade verwüstet wurde, und das Grab wurde nebst der Kirche in dem Revolutionssturme zerstört. Der Präfect von Vaucluse ließ 1804 den der Familie Sade zurückgegebenen Grabstein in die alte Hauptkirche von Avignon bringen. Diesen durch sorgfältige Forschungen gewonnenen Ergebnissen trat der Abbé Costaing entgegen und suchte in der Schrift „La muse de Petrarque dans les collines de Vaucluse" (Par. und Avignon 1819) darzuthun, daß Laura die Tochter Adhemar's de Baux gewesen sei; doch sind seine Gründe durchaus unhaltbar.

Lauremberg, Johann Wilhelm, geboren zu Rostock 1591 und gestorben 1659, als Professor der Mathematik und Dichtkunst an der Ritterakademie zu Soroe in Dänemark, ist als Dichter nicht ohne Bedeutung. Seine Arbeiten (in plattdeutscher Sprache geschrieben) enthalten viel tiefen Witz und Humor, haben eine schöne, kräftige Sprache und ein eigenes volksthümliches Gepräge. Wir gedenken seiner Satiren u. d. Titel: „De veer olde berömede Schertzgedichte von den Minschen itzigen verdorbenen Wandel und Manceren; van allemodischer Kledertracht; van vermeng der Spracke und Titeln und van Poesie und Rymgedichten", die 1654 zuerst gedruckt erschienen. Auch sind von ihm einige komische Erzählungen vorhanden.

Laurentius, der Heilige, war unter Papst Sixtus II. Diakon der römischen Gemeinde und erlitt in der Verfolgung unter Valerianus im Jahre 258 den Märtyrertod. Die heidnische Behörde verlangte nämlich von ihm, die Schätze der Kirche auszuliefern. Als er als solche die versammelten Armen und Kranken bezeichnete, wurde er an einem langsamen Feuer zu Tode gemartert. Auf der einen Seite verbrannt, soll er verlangt haben, auf die andere gelegt zu werden, wodurch sich die Sage gebildet hat, er sei auf dem Roste gebraten worden. Ueberhaupt hat die Geschichte des L. durch Ambrosius und noch mehr durch Prudentius in dem „Hymnus in passionem Laurentii martyris" manche Ausschmückung erfahren. Die katholische Kirche feiert sein Gedächtniß am 10. August.

Laurentum, eine Stadt in Latium, nahe an der Küste, zwischen Ostia und Lavinium, jetzt Torre di Paterno, war der alte Königssitz des Latinus (s. d.). In der Nähe derselben lag das Laurentinum, ein Landgut des jüngern Plinius.

Lauriston, Jacques Alexandre Bernard Law, Marquis von, geb. zu Pondichery am 1. Febr. 1768, aus einer ursprünglich schottischen Familie, zeigte frühzeitig Neigung zum Militärstande, wählte deshalb 1793 den Artilleriedienst und war bei der Belagerung von Valenciennes, wo man von ihm die glänzendsten Waffenthaten sah, schon Capitän. 1795 zum Oberst eines Regiments leichter Artillerie ernannt, zog er durch das Talent, welches er entwickelte, die Aufmerksamkeit des Obergenerals Bonaparte auf sich. Bald darauf wurde L. Adjutant des ersten Consuls, 1800 Brigadegeneral und Aufseher der Artillerieschule von La Fère. 1801 auf einer diplomatischen Sendung in Kopenhagen anwesend, war er den Dänen bei der Vertheidigung ihrer Hauptstadt gegen die Engländer von großem Nutzen. Als der Friede von Amiens geschlossen wurde, überbrachte L. die Ratification desselben nach London, wo ihn der Jubel des Volkes bewillkommnete. 1805 Divisionsgeneral geworden, war er bei der Seeschlacht von Trafalgar zugegen und ging sodann zur großen deutschen Armee. Nach der Schlacht von Austerlitz beorderte ihn der Kaiser, von Ragusa Besitz zu nehmen, welchen höchst schwierigen Auftrag er den vereinigten Russen und Montenegrinern zum Trotz vollführte. 1808, nachdem er Napoleon zum großen Congreß in Erfurt begleitet hatte, begab er sich nach Spanien und trug wesentlich dazu bei, daß die Vorstädte Madrids von den Franzosen erobert wurden. 1809 ward er dem italienischen Heere, welches Prinz Eugen befehligte, beigegeben. In der Schlacht von Wagram leitete L. eine Batterie von 100 Stücken Geschütz, womit er Tod und Verderben in die Reihen der Oesterreicher schleuderte. Er war es, welcher später in Wien um die Erzherzogin Marie Louise für Napoleon warb, und sie demselben zuführte. Bei dem Rückzuge der großen Armee aus Rußland commandirte er den Nachtrab. Im Feldzuge von 1813 wohnte er den Schlachten von Lützen, Bautzen und Wurschen bei. Während der Schlacht bei

Digitized by Google

Leipzig zum Gefangenen gemacht, ward er nach Berlin geführt, wo ihm jedoch die ehrenvollste Behandlung zu Theil wurde, erhielt aber erst nach dem Pariser Frieden seine Freiheit wieder. Während der hundert Tage verweilte er theilnahmlos auf seinem Landgute Richemont. Nach der Restauration zum Pair von Frankreich ernannt, diente er dem Vaterlande bei mehreren wichtigen Gelegenheiten, und wurde 1820 Minister des königlichen Hauses, gab aber diesen Posten bald wieder auf, da es dem geradsinnigen alten Krieger wenig zusagen mochte, mit seinen Herren Collegen auf einem und demselben Wege der List und des Verraths zu wandeln. 1823 befehligte er eine Abtheilung des Heeres, welches nach Spanien zog, dort dem Könige wider seine Unterthanen beizustehen; und 1827 ernannte ihn sein Monarch zum Großkreuz der Ehrenlegion. Er starb am 10. Jan. 1828 am Schlagfluß.

Laurop (Christian), bad. Oberforstrath, geb. am 1. Apr. 1772 zu Schleswig, wo sein Vater Oberförster war, erhielt eine sorgfältige Erziehung und bildete sich für das Forstfach theils praktisch bei dem Oberförster zu Steinau im Hanauischen, theils theoretisch durch Selbststudium. Im J. 1790 ging er für einige Zeit nach Ilsenburg am Harze und trat dann in die mit dem Feldjägercorps verbundene Forstlehranstalt zu Kiel als Eleve ein. Nach fünfjährigem Aufenthalt daselbst ward er Secretär bei dem Jägermeisteramte und erhielt 1798 auf Verwendung des Grafen Reventlow vom König von Dänemark ein Reisestipendium auf zwei Jahre, um zu seiner weitern Ausbildung Deutschland in forstmännischer Hinsicht zu bereisen. Nach seiner Rückkehr wurde er nach Kopenhagen berufen, um bei dem Forstdepartement der Rentkammer an der neuen Forsteinrichtung zu arbeiten. Da er als Bürgerlicher keine Hoffnung hatte, Forstmeister zu werden, folgte er 1802 dem Rufe als Lehrer der Forstwissenschaft und als Assessor des Oberforstcollegiums nach Dreißigacker und wurde 1802 Forstrath und Mitglied des Kammercollegiums. Im J. 1805 ward er Forstdepartementsrath und Director des gesammten Forstwesens in Leiningen, und, nach der Mediatisirung dieses Fürstenthums, im J. 1807, Oberforstrath und Mitglied des Oberforstdepartements in Karlsruhe. Hier errichtete er 1809 eine Privatforstlehranstalt, welche von In- und Ausländern stark besucht wurde, 1820 aber einging. Als Schriftsteller trat er schon frühzeitig auf. Sein erstes größeres Werk „Ueber Forstwissenschaft" (Lpz. 1796) wurde mit Beifall aufgenommen. Darauf ließ er seine „Freimüthigen Gedanken über die Ursachen des Holzmangels in den Herzogthümern Schleswig und Holstein" (Altona 1798) folgen. Im J. 1801 verband er sich mit Hartmann in Stuttgart zur Herausgabe der „Zeitschrift für die Forstwissenschaft" (Kopenhagen 1801—2). Unter seinen folgenden Schriften sind hervorzuheben „Briefe eines in Deutschland reisenden Forstmannes" (5 Hefte, Tüb. 1802—3); „Grundsätze der Holzzucht" (Hildburgh. 1804); „Grundsätze des Forstschutzes" (Heidelberg 1810; 2. Aufl., 1833) und „Handbuch der Forst- und Jagdliteratur" (Frankf. 1844). Nächstdem war er äußerst thätig theils allein, theils in Verbindung mit andern Forstmännern in Herausgabe von forst- und jagdwissenschaftlichen Zeitschriften.

Laus, eine Gattung von ungeflügelten Insekten, welche nur parasitisch vorkommt. Sie entsteht aus Eiern (Nissen), die an dem Haar befestigt und mit einem Deckel versehen sind. Die jungen L. bestehen mehrere Häutungen, aber keine wahre Verwandlung. Da sie schon nach drei Wochen erwachsen und zur Fortpflanzung fähig sind, können sie sich ungeheuer vermehren und bilden für manche Völker eine erbliche Plage. Sie werden nur auf Säugethieren gefunden und sind von den Parasiten der Vögel u. s. w. sehr verschieden. Von den vielen Arten, die man kennt, wird der Mensch nur durch drei heimgesucht. Uebrigens ist ihr zu häufiges Vorkommen unter gewöhnlichen Verhältnissen stets nur die Folge von Unreinlichkeit und Nachlässigkeit, denn die slavischen oder finnischen Völker sind keineswegs vermöge besonderer Säftemischung den Angriffen dieser widerlichen Geschöpfe mehr ausgesetzt als andere Menschenstämme. In seltenen Fällen scheint eine unglaubliche rasche Zunahme dieses Ungeziefers mit einem allgemeinen krankhaften Zustande des Individuums in Verbindung zu stehen, da man manche historisch gewisse Fälle der fürchterlichen Läusesucht (Phthiria-

Digitized by Google

sis) durchaus nicht ableugnen kann. An ihr starben Sylla, Philipp II., Iffland u. A. Als Gegenmittel wird die Anwendung von Quecksilber empfohlen, doch ist dieses Mittel nur gegen eine gewisse, an beschränkten Körperstellen vorkommende Art von Läusen zu rathen; in allen andern Fällen wird Reinlichkeit und Sorgfalt selbst die Kinder schützen, obgleich diese den Angriffen dieser Insekten mehr ausgesetzt sind als Erwachsene.

Lausanne, die Hauptstadt des Waadtlandes, eine halbe Stunde vom Genfersee, liegt am südlichen Abhange des Jorat, unregelmäßig auf drei Hügeln und in mehreren dazwischen liegenden Tiefen am Zusammenfluß der Flon und der Louve und hat deshalb steile, enge und abschüssige Straßen. Eine neue großartige Brücke verbindet die beiden durch ein tiefes Thal getrennten Haupttheile der Stadt. L. hat über 15,000 Einw. und eine akademische Lehranstalt, in welche 1806 das 1536 gegründete Gymnasium verwandelt wurde, ferner findet sich in der Stadt eine Société d'émulation, eine Naturforschende und eine Land- und staatswirthschaftliche Gesellschaft, sowie eine Bibelgesellschaft; eine Bibliothek mit seltenen Handschriften, ein reiches Museum, ein großes Spital und ein nach pennsylvanischem System errichtetes Zuchthaus. Eine wahre Zierde ist die im 10. Jahrh. in goth. Stile erbaute Kathedrale mit mehreren schönen Denkmälern. Früher war die Zahl der Gold- und Silberarbeiter, sowie der Buchdruckereien in L. weit größer als jetzt; lebhaft ist aber immer noch der Wein- und Speditionshandel. Die Hauptnahrungsquelle der Bewohner sind aber die Fremden, welche wegen der schönen Lage, sowie in der Absicht, sich in der französischen Sprache und im gesellschaftlichen Tone der feinen Welt auszubilden, aus allen Gegenden Europas nach L. kommen. Ehemals stand L. nebst dem umliegenden Gebiete unter dem Canton Bern, dessen Landvoigt auf dem bischöflichen Schlosse wohnte, da der Bischof seit der Reformation seinen Sitz von hier nach Freiburg verlegt hatte; jetzt aber ist das Schloß zum Cantonsrathhause umgewandelt. In der dasigen St.-François-kirche hielt das 1499 von Basel nach L. verlegte Concil seine letzten Sitzungen und in der Kathedrale fand 1536 die denkwürdige Disputation statt, welche die Reformation der südwestlichen Schweiz zur Folge hatte. Der Hafen der Stadt am Genfersee bildet das Dorf Ouchy.

Lausitz, die, welche früher aus den Markgrafthümern Ober- und Niederlausitz bestand und bis zum J. 1815 dem Königreiche Sachsen angehörte, umfaßt einen Flächeninhalt von 200 QM. mit ungefähr einer halben Million Einw. — Die ehemalige Oberlausitz, deren Flächeninhalt nach der mittleren Angabe 100 QM. mit 320,000 Einw. betrug, ist begrenzt von der Niederlausitz, von Schlesien, Böhmen und dem sächs. meißn. Kreis. Zweige der Sudeten mit der 3414 Fuß hohen Tafelfichte, der Landskrone u. a. durchziehen das Land und bilden höchst malerische und romantische Gegenden. Der Boden ist nur mittelmäßig fruchtbar, mehr sandig und die nördlichen Niederungen reich an Holz und Fischteichen. Ackerbau, Vieh, besonders Schafzucht, Handel, Tuch-, Leinen-, Zeug-, Damastweberei, namentlich im Dorfe Großschönau (mit 4000 Einw.) und Strumpfwirkerei sind die wichtigsten Nebenzweige der Oberlausitz. Der Handel mit Leinenwaaren und Damast, den die Webereien Großschönaus von seltener, noch nicht erreichter Feinheit und ungemeinem Glanze liefern, ging sonst in alle Welttheile, hat aber in neuerer Zeit sehr abgenommen. Die Wenden der Oberlausitz, die ungefähr $^1/_4$ der Bevölkerung ausmachen, nähren sich blos von Ackerbau, Viehzucht, auch Handel, besonders mit Pferden und Rindvieh. Außer fast allen Getreidearten wird vorzüglich Flachs, Haidekorn und Tabak gebaut. Die Bienenzucht ist nicht unbedeutend. — Der jetzige sächsische Antheil der Oberlausitz bildet seit der neuen Eintheilung des Königreichs den Haupttheil des Kreisdirectionsbezirks Bautzen mit ungefähr 39 QM. und 260,000 Einw. und grenzt im Südosten an Preußen (Brandenburg und Schlesien) und Böhmen. Durch die Theilung von 1815 kamen 2 der ehemaligen Sechsstädte, Görlitz und Lauban an Preußen, und der sächsische Antheil theilt sich daher in die Vierstädte mit ihrem Gebiete: Bautzen, Zittau, Camenz und Löbau, in die Standesherrschaften Königsbrück und Seidenberg, in die Stifter Marienstern und Marienthal und in mehrere Landkreise, wie Elster ꝛc. Zittau mit seiner Umge-

Digitized by Google

gend ist der Hauptsitz des lausitzer Gewerbfleißes. Das kleine Städtchen Herrnhut zwischen Zittau und Löbau ist merkwürdig als Hauptsitz der evangelischen Brüdergemeinde (s. Herrnhut). Budissin und Zittau haben gelehrte Schulen, und dieselben Städte, nächst den übrigen Bürgerschulen, unter denen die Zittauer und Budissiner nebst Seminarien die bedeutendsten sind. Die ehemalige Niederlausitz, mit 97 QM. und 150,000 Einw. grenzt an Brandenburg, Schlesien, Sachsen und die Oberlausitz, hat meistens ebenen, zum Theil sandigen, zum Theil morastigen Boden, ist im Ganzen fruchtbarer als die Oberlausitz, und fisch-, holz- und wildreich, besonders an der Grenze von Schlesien. Obst, Getreide, Flachs und Gemüse wird in Ueberfluß gebaut, und Viehzucht (gute Schafheerden), Tuch- und Leinweberei sind Haupterwerbszweige.

Die bisher sehr eigenthümliche Verfassung dieses Landestheiles hängt genau mit der Geschichte desselben zusammen. Es waren nämlich diese Gegenden ursprünglich von den Sorben bewohnt, deren Nachkommen wir noch jetzt in den Wenden erblicken. Gegen diese errichtete der deutsche König Heinrich I. vorzüglich die Markgrafschaft Meißen. Doch bald zu Anfange des 11. Jahrh. vereinigten sich die Bewohner der Lausitz mit Polen, und erst nach blutigen Kämpfen wurden sie im J. 1032 dem Markgrafthume Meißen wiederum untergeben. Nach mannichfaltigen Schicksalen, welche die L. im 11. Jahrh. dem Böhmerherzog Wratislaw, dann Heinrich dem Aeltern von Meißen und zuletzt (1123) dem bekannten Wiprecht von Groitzsch, dem Schwiegersohne Wratislaw's, zugeführt hatten, wurden von dem Sohne des Letztern die beiden Theile der L. vereinigt, bald aber, nach dessen unbeerbtem Tode wieder getrennt. Da erscheint der Meißner Markgraf Konrad, aus dem Hause Wettin, als Herr der Niederlausitz, während die Oberlausitz Böhmen unterthan wurde. Später befanden sich die askanischen Markgrafen von Brandenburg im Besitze der Oberlausitz als böhmisches Lehen, und besaßen seit 1330 auch die Niederlausitz als Pfand. Das J. 1319 macht nun Epoche in der Geschichte der L. Denn als damals das Regentenhaus durch den Tod des Kurfürsten Woldemar I. aus dem Hause Brandenburg erlosch, unterwarf sich die Oberlausitz freiwillig, um des bessern Schutzes willen, dem damaligen Könige von Böhmen unter besondern festgesetzten Bedingungen, z. B. der Steuerfreiheit aller Einwohner, und gegen Aufrechthaltung der den Ständen zustehenden Rechte. Von dieser Zeit an blieb die L. den Königen von Böhmen treu. Unter Matthias von Ungarn kamen die Benennungen Ober- und Niederlausitz auf. Damals (1476 und 1490) erneuerten die Sechsstädte der Oberlausitz (Budissin, Görlitz, Zittau, Lauban, Camenz und Löbau) ihren bereits 1346 gegen die Raubritter ihrer Gegend geschlossenen Bund, und erlangten im Laufe der Zeiten bedeutende Freiheiten. — Beide bei der Krone Böhmen bleibende Markgrafenthümer kamen nun in der Folge (1526) an Ferdinand I. von Oesterreich. Die eigenmächtige Einführung des Protestantismus zog ihnen harte Bedrückungen zu. Der 30jährige Krieg wurde für sie bedeutungsvoll; zwar huldigte die L. dem zum Könige von Böhmen ernannten Kurfürsten von der Pfalz nie; wurde aber von dem Kurfürsten von Sachsen, Johann Georg I. besetzt. Dieser behielt sie darauf anfänglich als Pfand für 72 Tonnen aufgewendete Kriegskosten und erhielt sie dann im Prager Frieden (1635) mit allen Hoheitsrechten, als böhmisches Lehen, abgetreten. Seitdem gehörte die L. zu Sachsen, bis durch die Ereignisse des J. 1815 der größte Theil davon getrennt wurde und an Preußen fiel, während blos der kleinere Theil der Oberlausitz bei Sachsen blieb.

Es ist bereits oben erwähnt worden, daß die Oberlausitz der im J. 1319 geschehenen freiwilligen Unterwerfung unter die Könige von Böhmen den größten Theil ihrer Freiheiten und Rechte verdankt. Diese Rechte wurden von allen nachfolgenden Königen von Böhmen bestätigt und zum Theil vermehrt, auch deren Erhaltung in dem mit ausdrücklich bedingter Zustimmung der Stände abgeschlossenen Traditionsrecesse vom J. 1635 ausbedungen und bis in die neuesten Zeiten durch Reverse von Seiten der Krone Sachsen urkundlich versichert. — Nach der frühern Verfassung erschienen die Stände der Oberlausitz auf Landtagen, welche doppelter Art waren, einmal die solennen Bewilligungslandtage, und dann die besondern, auch willkürliche genannt. Jene fanden nur statt, wenn

Digitized by Google

der Landesherr besondere Commissarien in die Provinz sandte, und sind seit 1790 nicht wieder gehalten worden. Die besondern Landtage wurden alljährlich drei Mal zu Oculi, Bartholomäi und Elisabeth in Budissin gehalten. Die Stände wurden eingetheilt in die vom Lande und in die von den Städten. Zu den ersteren gehörten die Standesherren von Königsbrück und Reibersdorf, der Dekan des Domstiftes St. Petri zu Budissin, die evangelischen Klostervoigte von den Cistercienserinnonnenklöstern Marienstern und Marienthal, und der Adel (die Ritterschaft). Die Abgeordneten von den Städten wurden von den obgenannten Sechsstädten (nach der Theilung von 1815 von den Vierstädten; denn Görlitz und Lauban kamen an Preußen) zu diesen besonderen Landtagen gesendet. Diese Stände überhaupt hatten nun vorzüglich das Recht, bei der Gesetzgebung mitzuwirken. Deswegen hatte diese Provinz eine ganz eigenthümliche, ihren Verhältnissen sich anschließende Gesetzgebung erhalten. Insbesondere hatten die Stände das Recht der Initiative, und daher bestand ein Theil der oberlausitzer Provinzialgesetze in Landtagsschlüssen, die nach erfolgter landesfürstlicher Genehmigung als Gesetze publicirt wurden. Auch die von der Regierung ausgehenden Gesetze wurden zuvörderst von den Provinzialständen berathen. — Ein anderes Recht der Stände war die Genehmigung der landesherrlichen Steuerforderungen, welche von den Ständen, als „gutherzige Bewilligungen" zugestanden und nach der ebenfalls eigenthümlichen verfassungsmäßigen Weise auf die Unterthanen vertheilt wurden. Es trug die Oberlausitz zu allen Geldleistungen des Landes ungefähr den zehnten und zu allen Leistungen an Diensten, Lieferungen u. s. f. ungefähr den zwölften Theil bei. Nach der alten Verfassung genossen in beiden Lausitzen die adeligen Stände Steuerfreiheit nur für ihre Personen; ihre Rittergüter waren aber wie andere Grundstücke der Besteuerung unterworfen. Als besonderes Recht des Adels werde hier noch erwähnt, daß derselbe Güter, die nach dem Ableben des Besitzers an den Landesherrn fielen, verkaufen oder vererben konnte; doch nur unter der Bedingung, daß der Besitzer vorher in alter Ritterrüstung, ohne Beihilfe, einen starken Hengst besteige und drei Mal in einem weiten Kreise herumreite. Dieser sogenannte Vorritt, welcher auf einem, von Ferdinand I. im J. 1544 ertheilten Privilegium beruhte, hat seit 1780 nicht stattgefunden. Zu den Eigenheiten der oberlausitzer Verfassung gehörte auch noch die Erbunterthänigkeit der Bauern, welche seit dem 1. April 1832 gegen eine gewisse Entschädigung der Gutsherrschaften für immer aufgehoben worden ist. Alle die vorstehend erwähnten Eigenthümlichkeiten stellten die Verfassung der Oberlausitz der der königlich sächsischen Erblande gegenüber, und diese Verschiedenheiten wurden noch durch die besondere Verwaltung vermehrt. Diese besondere Verwaltungsform wurde besonders seit dem 12. März 1821 so umgestaltet, wie sie bis auf die neuesten Zeiten bestand. Die Oberamtsregierung zu Budissin war die unmittelbar unter dem Geheimen Rathe, später unter dem Gesammtministerium stehende Regierungs- und Justizbehörde; die evangelischen Kirchen- und Schulsachen gehörten ebenfalls vor dieselbe und eine Commission. Ein Amtshauptmann besorgte die Verwaltung aller unter Leitung des Finanzcollegiums (später des Finanzministeriums), der Kriegsverwaltungskammer (des Kriegsministeriums) u. s. w. stehenden Geschäfte. War nun auch die königl. sächsische Regierung wie jederzeit bereit, eingegangene Verträge treu und redlich zu erfüllen, so war sie doch auch zugleich in neuerer Zeit darauf bedacht, die zwischen beiden Landestheilen obwaltenden Verschiedenheiten möglichst zu beseitigen. Dies geschah rücksichtlich der verschiedenen Gesetzgebung, theils durch Erlassung solcher Gesetze, welche auf beide Landestheile anwendbar, und von den beiderseitigen Ständen berathen worden waren, theils dadurch, daß man alterbländische Gesetze mit Zustimmung der Provinzialstände auf die Oberlausitz übertrug und so zu allgemeinen erhob. — Ein bedeutender Schritt zur Annäherung der Oberlausitz an die Verfassung der Erblande wurde durch das Rescript vom 28. Aug. 1820 gethan, wodurch die Theilnahme der Oberlausitz an den allgemeinen Landesversammlungen, sowie die Normen über die besonderen Landtage jener näher festgesetzt wurden. Vorzüglich wichtig war die Bestimmung, daß nicht allein die altadeligen Rittergutsbesitzer das ihnen verfassungsmäßig zustehende Befugniß behielten, an den provinziellen und allgemeinen (seit

Digitized by Google

1817) Landesversammlungen Theil zu nehmen, sondern auch von den, nach der bisherigen Verfassung nicht landtagsfähigen Rittergutsbesitzern der Provinz elf Stände erwählt werden sollten, welche auf den allgemeinen Landesversammlungen erscheinen sollen. In Folge der Constitution wurde eine Abänderung der bisherigen Particularverfassung der Oberlausitz nothwendig, welche durch eine Uebereinkunft mit den Ständen derselben vom 9. Nov. 1832 und durch die Urkunde vom 17. Nov. 1834 festgesetzt, am 1. Jan. 1835 in Kraft trat. Dadurch wurde der Oberlausitz verbürgt, daß in ihrer Religions- und kirchlichen Verfassung, welche in dem Traditionsreceß vom 30. Mai 1635 und dem Traditionsabschied vom 24. April 1636 vertragsmäßig feststeht, nichts ohne Einverständniß der oberlaus. Provinzialstände geändert werden darf. Die Centralbehörden des Königreichs sind gegenwärtig den Erblanden und der Oberlausitz gemeinschaftlich. In Bautzen bestehen eine Regierungsbehörde und ein Appellationsgericht. Die Abgaben in der Oberlausitz sind denen in den Erblanden gleichgestellt und das Schuldenwesen beider Landestheile ist in der Staatsschuldenkasse vereinigt worden. Auch die Niederlausitz besaß eine ständische, wenn auch weniger freie Verfassung, welche aber eben sowohl als die in dem an Preußen im J. 1815 gekommenen Theil der Oberlausitz dadurch aufgehört hat, daß diese Landestheile den Regierungen in Frankfurt a. d. O. und Liegnitz, und in Justizangelegenheiten den Oberlandesgerichten zu Frankfurt und Glogau untergeordnet, auch, ohne mit den Ständen Rücksprache zu nehmen, neue Steuern und Auflagen eingeführt worden sind.

Laute, ein musikalisches Saiteninstrument mit einem hohlen und runden Bauche und langen und oben zurückgebogenen Halse, ist mit 24 Saiten überzogen, von denen nur die 14 höhern durch die Finger der linken Hand gegriffen werden. Sie wird nicht nach dem gewöhnlichen Notensysteme von 5, sondern von 6 Linien gespielt. Sie soll durch die Mauren nach Europa gekommen sein. Ist hierüber auch keine Gewißheit zu erlangen, so zeugt doch der unverkennbar von dem deutschen „Laut" abstammende Name, welcher in allen Sprachen wiederklingt, wenigstens für die Geschlechtsverwandtschaft der Erfinder mit den Deutschen. Die L. ist wohl nur die vervollkommnete Lyra der Alten, die griechische Chelys und römische testudo oder lyra testudinea, die Merkur zuerst aus einer Schildkrötenschale, welche er an den Ufern des Nilstromes fand, gebildet haben soll. (Vgl. d. Art. Lyra). Sie ist außer Brauch gekommen, besonders seitdem die ihr ähnliche und leichter zu spielende Guitarre in Aufnahme gekommen ist. Durch Mißbrauch entstand aus ihr die Cither.

Lautirmethode, die zweckmäßige, jetzt fast allgemein eingeführte Art, lesen zu lehren. Während die sonstige Syllabir- oder Buchstabirmethode für jeden Mitlauter eine eigene Benennung hatte, welche an sich schon ein Wort bildete, so daß bei der Zusammenstellung in Sylben und Wörtern der Wortlaut von dem Lernenden mehr memorirt, als naturgemäß gebildet werden konnte, betrachtet die Lautirmethode jeden Mitlauter nur als eine gewisse Stellung oder Formirung der Sprachorgane, welche verschiedene Stellung das Ausstoßen der Luft bedingt, und nun den dabeistehenden Selbstlauter entweder mit einem Zungen-, Zahn-, Nasen- oder Lippenlaute hören läßt oder ihn begleitet. Der Mitlauter ist eigentlich ohne einen Selbstlauter gar nicht aussprechbar; denn sobald man ihn allein durch das Gehör einem Andern bezeichnen will, läßt er auch schon einen halben Selbstlauter hören. Z. B. die Organstellung für den Mitlauter d oder t wird, wenn man den Buchstaben für sich hörbar machen will, ein halbes e hören lassen; die Organstellung des k aber ein halbes a. Dies hat auch Anlaß zu dem Namen dieser Buchstaben gegeben. Der Name Lautirmethode ist darum auch nicht völlig passend; denn sobald der Buchstabe laut wird, ist auch ein Selbstlauter, Vocal, dabei. Es erfordert aber die Lautirmethode einen gewandten Mann, welcher vorzüglich dem kleinen Kinde die Organstellung und die Verbindung mit dem Vocale gehörig zu versinnlichen weiß. Doch darf man auch dergleichen für das Kind mechanische Dinge nicht zu früh beginnen.

Lautverschiebung nennt man nach Jakob Grimm das von ihm entdeckte Gesetz des Wechsels der stummen Consonanten (mutae) in den germanischen Sprachen. In den

Digitized by Google

sämmtlichen deutschen Sprachen sind in identischen unentlehnten Wörtern die stummen Consonanten von der ursprünglichen Stufe gerückt. Aus ursprünglicher Tenuis ist im Gothischen Aspirata, aus ursprünglicher Media ist Tenuis, aus ursprünglicher Aspirata ist Media geworden. So entspricht z. B. dem griech. π das goth. f, dem griech. β das goth. p, dem griech. φ das goth. b. Noch ist in den german. Sprachen eine zweite Lautverschiebung vor sich gegangen. Während nämlich in den übrigen deutschen Sprachen die stummen Consonanten auf der Stufe geblieben sind, die sie im Gothischen eingenommen haben, sind sie im Hochdeutschen, d. h. hier in den oberdeutschen Mundarten, nochmals verrückt worden. Für das Althochdeutsche stellt sich das strenge Gesetz so dar, daß gothischer Aspirata althochdeutsche Media, gothischer Tenuis althochdeutsche Aspirata, gothischer Media althochdeutsche Tenuis entspricht. Die Fälle, in denen die Consequenz dieser Lautverschiebung in althochdeutschen Mundarten, sowie im Mittelhochdeutschen und Neuhochdeutschen gestört ist, können nur in ausführlicherer Darstellung angegeben werden. Diese Störungen beeinträchtigen aber die Wichtigkeit dieser glänzenden grammatischen Entdeckung nicht, durch welche die Etymologie sichern Boden gewonnen hat. Derselbe Trieb der Lautverschiebung ist noch jetzt in oberdeutschen und mitteldeutschen Mundarten rege; er zeigt sich in der Verwechselung der sogenannten weichen und harten Buchstaben und würde consequent durchgeführt und durch die Festigung der Schriftsprache nicht zurückgedrängt, die hochdeutschen Consonanten auf die ursprüngliche Stufe zurückgebracht haben.

Lava, s. Vulkane.

Lavalette, die Hauptstadt der brit. Insel Malta, auf einer Landzunge, war einst der Hauptsitz des Ordens der Johanniterritter (s. d.), und erhielt ihren Namen nach dem Großmeister Jean de Lavalette. Von der Seeseite gewährt sie mit ihren vielen Palästen und prächtigen Kirchen einen reizenden Anblick; auch ist sie gut gebaut, stark befestigt und fast unbezwinglich, da die meisten Werke in Fels gebauen sind. Sie hat zwei ebenso geräumige als sichere Häfen, deren einer seit der brit. Besitznahme zum Freihafen erklärt ist. Als höchst wichtiger strategischer Punkt zur See ist sie das Hauptquartier der engl. Flottenstation im Mittelmeere. Die Straßen sind breit und meist mit Lava gepflastert und die Kaien an den Häfen mit den schönsten Prachtgebäuden besetzt. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus der ehemalige Palast des Großmeisters, jetzt die Residenz des brit. Gouverneurs, der Palast der sieben Zungen (Provinzen des ehemaligen Ordens), das Stadthaus, die Hauptkirche und das reich ausgerüstete Seezeughaus. Außerdem hat die Stadt eine Bibliothek, eine Sternwarte und 45,800 E., welche bedeutende Seeschifffahrt und Handel treiben. Als einer der wichtigsten Kriegs- und Handelshäfen des Mittelmeeres nimmt L. von Jahr zu Jahr, besonders in Folge der fortwährend wachsenden Dampfschiffverbindungen, vor allen derer über Suez nach Ostindien, an Bedeutung zu.

Lavalette, Marie Chamans, Graf von, Oberpostdirector unter Napoleon, ward 1769 zu Paris von geringen Aeltern geboren. Er erhielt eine gute Erziehung, deren Kosten der berühmte Geburtshelfer Baudelocque bestritt, welcher L.'s Mutter oft als Amme empfahl. L. studirte erst Theologie, dann die Rechte und ward beim Ausbruch der Revolution Offizier der Nationalgarde. Hierauf bei der Rhein-Armee und in Italien fechtend, erwarb er sich das Zutrauen des ersten Consuls, der ihn zu seinem Adjutanten machte und ihm die Beförderung seines geheimen Briefwechsels übertrug. Auch durch Verwandtschaft ward er mit Bonaparte verbunden, da er Josephinens Nichte, die Tochter des Marquis Beauharnais, heirathete. Der Kaiser ernannte ihn zum Oberpostmeister und später zum Grafen. Bei der ersten Restauration ward Ferrand sein Nachfolger, der sich aber in Dienstsachen oft bei ihm Raths erholte. Bei dem Siegeszuge des zurückgekehrten Kaisers nach Paris kam am 20. März, gleich nach der Flucht des Königs, L. mit dem General Sebastiani in das Postamt und verlangte mit der größten Höflichkeit von Ferrand, daß er ihm als kaiserlichem Oberpostmeister seine Stelle zurückgebe, wobei er ihm nur wenige Minuten zu Sammlung seiner Papiere einräumte. Dann gebrauchte er schnell das Postwesen, um des Königs Flucht und des Kaisers Rückkehr im ganzen Lande zu verkünden, und erwies

Digitized by Google

dem Kaiser durch seine Wachsamkeit und Thätigkeit die wesentlichsten Dienste. Er ward dafür zum Pair von Frankreich erhoben. Nach Ludwig's XVIII. Zurückkunft wurde L. verhaftet und im Nov. 1815 als Napoleon's Mitschuldiger zum Tode verurtheilt. Am Vorabend des zu seiner Hinrichtung bestimmten Tages (am 21. Dec. 1815) bat seine Frau um die Erlaubniß, ihn zu besuchen, was ihr bewilligt ward. Sie kam in einer Sänfte, von ihrer zwölfjährigen Tochter und deren Hofmeisterin begleitet. Als der Besuch zu Ende war, erschienen die Damen wieder am Gitterthor, um herausgelassen zu werden. Die Tochter und Hofmeisterin unterstützten die Gräfin, welche, tief in ihren Pelzmantel gehüllt, das Schnupftuch vor die Augen haltend, dem tiefsten Kummer Preis gegeben schien. Der Gefangenwärter, der einige Minuten darauf in den Kerker trat, fand den Gefangenen nicht mehr, wohl aber an seiner Stelle die Gräfin. Sogleich eilte man der Sänfte nach; doch als man sie einholte, saß blos das Kind darin, Lavalette war ausgestiegen und entflohen. Gegen 14 Tage lang blieb er in Paris trotz aller Nachforschung der Polizei unentdeckt. Drei edelsinnige Engländer, Capitain Hutchinson, Robert Wilson und Herr Bruce, waren zur weitern Flucht ihm behülflich. Von ihnen beschützt, fuhr er in der Uniform eines englischen Generals aus Paris, und kam glücklich nach Belgien. Von hier ging er nach München, wo ihn der König aufs Freundschaftlichste aufnahm. Seine Frau, die man einige Zeit im Gefängniß behielt, erfuhr hier eine Behandlung, über welche sie den Verstand verlor. 1822 ward Lavalette von Ludwig XVIII. begnadigt und kehrte nach Frankreich zurück. Er starb am 15. Febr. 1830 zu Paris. Seine „Mémoires et souvenirs" (2 Bde., Par. 1831), die seine Familie herausgab, lassen in ihm einen unterrichteten Mann und rechtlichen Charakter erkennen.

Lavater, Joh. Kaspar, einer der Koryphäen des vorigen Jahrhunderts, welche von Einfluß auf das wissenschaftlich charakterlose Deutschland waren, war geb. in Zürich den 15. Nov. 1741, und der Sohn eines Arztes. Seine erste Erziehung war sehr einseitig, still und heimlich und nur auf Herzensbildung berechnet. Sie rührte des Knaben lebhafte Phantasie, führte ihn frühzeitig auf fromme Träumereien, weckte aber sonst keine schlummernden Kräfte. Er studirte in Zürich Theologie, ward 1769 Prediger an der dasigen Waisenhauskirche, 1778 Diakonus und 1786 Pfarrer an der St. Peterskirche daselbst. Sein Leben ist mannichfach und oft dargestellt und beschrieben worden. Hier nur Einiges über das, was L. war und was er leistete. Als Schriftsteller hatte L. einen nicht unbedeutenden Einfluß auf sein Zeitalter, wo es überhaupt leichter war, Einfluß zu gewinnen, als jetzt. Zunächst interessirt er als Erbauungsschriftsteller. In allen seinen Schriften, selbst in den „Physiognomischen Fragmenten" ist Hinwirkung auf religiöse Erbauung bemerkbar und als ascetischer Schriftsteller hat er auch unbezweifelt den größten Wirkungskreis gehabt. In Manier, Ton und Sprache sind sich alle seine Erbauungsschriften ähnlich. In allen aber ist ein überwiegender Einfluß seiner Phantasie und seines Gefühls auf die reflectirende Vernunft bemerkbar, und religiöse Schwärmerei kann man daher als den herrschenden Charakter derselben aufstellen. Die Phantasie unterstützt in ihnen jede Operation der Vernunft; nicht selten wird daher die letztere gänzlich von der ersteren verblendet und zu den seltsamsten Combinationen geführt. Sein „Pontius Pilatus" (Zürich 1782—85, 4 Thle.), ein Werk, welches ganz in einer Ekstase geschrieben oder vielmehr gedichtet zu sein scheint, so voll ist es von wunderbaren Vorstellungen, bodenlosen Phantasien und luftigen Visionen, ein ganz eigenes Gemisch von Kraft und Schwäche, von treffender Wahrheit und schimmernder Falschheit, von deutlicher Darlegung, aber mehr noch von dunkler Ahnung und phantastischen Bildern, ist vielleicht ein treues Gemälde von L.'s Geiste. Man lese seine eigenen Worte in Bezug auf dieses Werk in seinen „Herzenserleichterungen": Abschnitt: „An meine Leser". Selbst seine „Aussichten in die Ewigkeit" (ebend., 4. Aufl., 1782, 2 Bde.) tragen, bei vielen glücklichen und fruchtbaren Ideen, bei vieler Erhebung, Trost und Beruhigung für ein gebeugtes Herz, Spuren jenes Charakters. Ebenso sind seine Predigten „Ueber die Existenz und Wirkungen des Teufels," sein „Christliches Magazin" (vermischte Schriften, Winterthur, 2 Thle.), seine

Digitized by Google

„Eigentliche Meinung von den Gaben des heiligen Geistes, der Kraft des Glaubens und des Gebets" (Bremen 1773) Auswüchse dieses allzu saftreichen und üppig treibenden Stammes. — Indeß giebt es neben dieser Alleinherrschaft einer schwärmenden Phantasie in Lavater's Schriften auch eine hellere Seite: man findet in ihnen eine sehr genaue Kenntniß des menschlichen Herzens. Und in dieser Hinsicht können ihm schon seine Predigten über das Buch Jonas (neueste Aufl., Winterthur 1783, 2 Thle.); über die Liebe (Lpz. 1783), seine Handbibel für Leidende (Winterthur 1788) einen bedeutenden Rang unter den ascetischen Schriftstellern sichern. — Leicht verunglückt L., wenn er aus der Gefühlswelt heraustritt. Seine dogmatischen Ansichten sind oft verfehlt. Hierzu mangelten ihm ruhiges, unparteiisches Forschen, wohlbegründete, historisch-kritische theologische Kenntnisse. In theologischer Rücksicht blieb L. daher auf der Stufe, auf welche ihn sein erster Jugendunterricht stellte, und er hielt mit unverrückter Glaubenstreue an dem Bekenntnisse seiner Väter. Um so freiern Spielraum gewann seine Phantasie und er selbst mußte nothwendig zu manchen dogmatischen Verirrungen geführt werden. — Viel Glück machte in der Lesewelt L.'s „Geheimes Tagebuch" (Lpz. 1772—73, 2 Thle.) fortgesetzt unter dem Titel: „Nachdenken über mich selbst" (Offenb. 1776). Es gehört unter seine besten Erbauungsschriften. Man erkennt darin den aufmerksamen, streng religiös-moralischen Selbstbeobachter. Einzelne Schilderungen und Gemälde darin sind meisterhaft und lange Zeit gab es den Ton zu moralischen Tagebüchern aller Art, aller Alter und Stände an. Es wurde Mode, moralische Tagebücher zu halten. — L.'s „Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe" (Lpz. 1775—78, 4 Bde., französ. Haag und Paris 1803), sein berühmtestes und größtes Werk, ist lediglich ein Werk seiner Phantasie. Es enthalten diese 4 Bände bloße Bruchstücke, ohne wissenschaftliche Form und leitendes Princip, alle Bestimmungen und Ansichten sind subjectiv und schwankend. Das Ganze ist nichts als ein kostbares Bilderbuch. Einzelne Blicke sind glücklich, Ausdruck und Wortstellung hier und da unnachahmlich und kräftig. — Das Heer der Nachahmer trieb das Willkürliche und Unbestimmte in den physiognomischen Deutungen ins Unendliche, und so kamen bald Ausgeburten einer ganz eigenen Krankheit zum Vorschein, höchst verderblich in ihren Folgen. Doch die Physiognomik ist jetzt vergessen, sie ging, von einer andern Erscheinung verdrängt, plötzlich unter. Nicht so L.'s lyrische Poesien. Was L. in der Ode: „An meinen Gesang," prophetisch ausruft, ist in Erfüllung gegangen. Seine „Schweizerlieder" (Zürich 1788) sind Muster kräftiger und empfindungsvoller Vaterlandslieder, natürlich und voll Wärme, gleich an Ton und Art den einfachen und kräftigen Kriegsliedern Gleim's. Unter L.'s geistlichen Liedern verdienen mehrere durch einfachen und herzlichen Ausdruck seinen Schweizerliedern an die Seite gesetzt zu werden. Man hat dieses auch in Deutschland anerkannt, und fast jede neuere Sammlung von Religionsliedern enthält Gesänge von L. — Nur spinnt der Dichter oft Bilder zu lang aus, wie dies in manchen seiner „Oden" und besonders in seinen der Religionsgeschichte entlehnten epischen Gedichten, wie „Jesus Messias, oder die Evangelien ꝛc." (4 Bde., 1783—86), „Jesus Messias oder die Zukunft ꝛc." und „Joseph von Arimathia" (Hamb. 1794) der Fall ist. Ueberhaupt leidet L. vor Allem an der Langweiligkeit und Kleinigkeitskrämerei seiner Zeit. Als Redner fand L. überall Beifall. Der Ausdruck seiner ganzen seelenvollen Gestalt erhielt durch ein sprechendes Mienenspiel und durch eine gemäßigte und richtig angebrachte Action noch mehr Klarheit. Durch die seltene Modulation seiner klangvollen Stimme, die er in der Höhe wie in der Tiefe durchaus beherrschte, durch seine Herzlichkeit und recht eigentlich schwärmerische Stellung machte L. als Kanzelredner einen unglaublichen Eindruck. Hierzu kommt noch seine seltene Gabe, dieselben Gedanken auf die mannichfachste Weise immer durch andere Worte auszudrücken. Es gab eine Zeit, wo man die Fehler der Lavater'schen Schriften in Ton, Ausdruck sowie Inhalt übersah, ja als Schönheiten bewunderte und nachahmte. Die Huldigungen, welche L. in jenem pedantischen und in Rücksicht auf praktische Theologie unfruchtbaren, obwohl aufgedunsenen Zeitalter erfuhr, hatten nun die Folge für ihn, daß er mehr auf sich und seine Ansichten gab,

Digitized by Google

als er sollte, vornehmlich, da sie die innerste Ueberzeugung seines Herzens waren. Dies zeigt sich an dem unglücklichen Bekehrungsversuche L.'s, welchen er anwendete, um Moses Mendelssohn für seine Ueberzeugung zu gewinnen. Diesen Charakter athmen auch die Schriften aus jener Zeit oder der sogenannten Lavater-Periode, wie „Antworten und Fragen auf Briefe" (Berlin 1790, 2 Thle.); „Handbibliothek für Freunde" (Winterthur 1790—93); „Reise nach Kopenhagen im Sommer 1793" (ebend. 1794) u. a. m., wo er dem Vorwurfe der Selbstgefälligkeit, gekünstelten Schreibart, affectirten Kürze und Mattigkeit nicht entgangen ist. Berufene und unberufene Richter hielten sich damals für berechtigt, in Flugblättern über den ehrlichen L. sich herzumachen, und der witzige Verfasser der „Reise nach Fritzlar" goß über den armen reisenden L. die ganze Lauge seiner Ironie und schärfer beißender Satire aus. L.'s Heiligenschein schwand, und selbst sein öfteres Reisen, was stets Triumphzügen glich, so daß alles Volk um den Gottseligen sich drängte, wurde verdächtigt und ihm der Vorwurf gewaltiger Eitelkeit gemacht. Doch die damals ausbrechende Revolution rettete ihn von den Schmähungen. Mitten unter den Verwirrungen und Stürmen entgegenkämpfender Parteien zeigte er Klugheit, Energie und ruhige Besonnenheit, — Eigenschaften, die gerade an ihm dreifach bewundernswerth waren. L. war in jener Zeit einer der wenigen Bürger, welche consequent und parteilos handelten. Er betrug sich als politischer Prediger völlig tadellos. Seine politischen Schriften, worin er das beleidigte und an seinen heiligsten Rechten gekränkte Volk vertheidigt, legen einen edlen patriotischen Geist und Muth dar. So spricht er in seinem „Schreiben an das Directorium der französischen Republik" mit einer echt männlichen, nicht schonenden Dreistigkeit, derb und ernst, Worte strenger Wahrheit. Man weiß, welche Folgen die Schrift für L. hatte. Der freimüthige Mann wurde verfolgt und gelästert, den Seinigen und der Gemeinde (16. Mai 1799) entrissen und nach Basel abgeführt. Er vertheidigte sich hier männlich, konnte aber erst am 15. Aug. nach Zürich zurückkehren, wo sich bereits am folgenden Tage sein feuriger Patriotismus und seine Wahrheitsliebe in einer Predigt: „Christliche Belehrungen und Erweckungen ꝛc." (Zürich 1799) aufs Neue kräftig aussprach. Wie schnell sich hierauf die Umstände änderten, wie Zürich von Massena eingenommen worden, ist noch in Vieler Erinnerung. Mit dem 26. Sept. 1799 beginnt L.'s schwere Leidensepoche. Eben als er an diesem Tage aus seinem Hause tritt, um einem von mehreren ungestümen Franzosen bedrohten Nachbar beizustehen, erhielt er eine Schußwunde in den Unterleib. Seine Gesundheit war von diesem Augenblicke an für immer gestört, und sein Ende dadurch beschleunigt. Selbst predigen konnte er von dieser Zeit an nicht mehr. Durch kurze Aufsätze, die er seiner Gemeinde vorlesen ließ, blieb er mit dieser in Verbindung. Seine letzte, noch von ihm selbst zum Druck beförderte Schrift: „Freimüthige Briefe über das Deportationswesen ꝛc." (Winterthur 1800 und 1801) wurde größtentheils noch von ihm auf dem Krankenlager verfaßt. So wenig aber als ein Fremder, der ihn damals nicht sah, sondern nur reden hörte, bei der festen strömenden Sprache, bei der Wortauswahl, bei der Kraft und dem würdigen Ausdruck auf einen Kranken, welcher rede, vermuthen konnte, ebensowenig wird man in diesen mit durchaus furchtloser Freimüthigkeit, mit Leben und Ernst, für die Schweizer Revolution und ihr geheimes Triebwerk wichtigen Briefen, die zugleich einen interessanten Beitrag zu L.'s Lebensgeschichte liefern, einen kranken, von schrecklichem Schmerz gefolterten Verfasser ahnen. Warme Liebe zur Kunst verließ ihn auch auf dem Krankenbette nicht; obwohl sein Geschmack nur einseitig genannt werden konnte, so hat er sich doch das Verdienst um die Kunst erworben, Manchem ihrer jungen Zöglinge durch Empfehlungen bei vermögenden Kunstgönnern fortgeholfen und zu seiner würdigern Bildung wirksam beigetragen zu haben. Er starb am Abend des 2. Jan. 1801 im 60. Lebensjahre. Will man einen klaren Blick auf L.'s Charakter werfen, so muß man Einbildungskraft und Religion, die bei ihm in steter Wechselwirkung waren, stets im Auge behalten. Durch erstere wirkte und arbeitete er am meisten, sie hatte auf sein Gefühl, auf seine Tugend entschiedenen Einfluß, und erzeugte in ihm jenen Enthusiasmus für alles anerkannt Gute. Die Religion gab ihm Kraft und Ausdauer. Edel

Digitized by Google

und freimüthig zeigte er sich schon als Jüngling, war es als Mann und blieb es in den gefährlichsten Epochen seines Vaterlandes. Sein Wunderglaube, sein Hang zum Uebernatürlichen, Abenteuerlichen, der ihn zu manchem Fehltritte verleitete, war Folge des Einflusses seiner Neigung auf die Ueberzeugung. Er ergriff eine Idee schnell, ehe sie zur Reife gekommen war. Auch sein dafür gehaltener Kryptokatholicismus stand wahrscheinlich damit in Verbindung. Im Gepränge des katholischen Gottesdienstes fand seine Phantasie etwas Anziehendes. Es war dieses aber blos die Form; denn Geist und Wesen des Katholicismus mußte ihm durchaus fremd bleiben. Auf sein sittliches Gefühl scheint die Einbildungskraft gleichen Einfluß gehabt zu haben. Schwankend und unsicher war er jedoch in seinem sittlichen Handeln nie. Die religiös-moralischen Bestimmungen lagen klar und fest in seinem Gemüth. Gott ist die Liebe, bestimmte sein Moralprincip. Er selbst gab seine „Vermischten Schriften" (2 Bde., Winterth. 1771—81), sowie seine „Sämmtlichen kleinen prosaischen Schriften" (3 Bde., Winterth. 1784—85), Geßner „L.'s nachgelassene Schriften" (5 Bde., Zür. 1801—2) und J. K. Orelli „L.'s ausgewählte Schriften" (8 Bdch., Zür. 1841—44) heraus. Vgl. Geßner „Lebensbeschreibung L.'s" (3 Bde., Zür. 1802), „Goethe's Briefe an L. aus den Jahren 1774—83", herausgegeben von H. Hirzel (Lpz. 1833) und Heyne, „Beiträge zur nähern Kenntniß der wahren Darstellung J. K. L.'s" (Lpz. 1836).

Lavendel ist der Name einer Gewächsgattung (lavandula), welche in die Familie der Lippenblütler (labiatae) gehört, insbesondere aber auch der einer Art aus dieser Gattung, des gemeinen Lavendels oder der Spike (lavandula spica). Man unterscheidet zwei Arten Spike, die breitblätterige und die schmalblätterige. Beide sind in Südeuropa heimisch, werden häufig in Gärten gezogen und haben einen starken, angenehmen Geruch. Besonders aus der schmalblätterigen Spike wird der Lavendelgeist (Eau de lavande), aus der breitblätterigen aber das Spiköl (oleum lavandulae) gewonnen. Lavendelblumen sind nach den Rosen das beliebteste Räucherungsmittel. Ihres starken Geruchs halber wendet man sie auch gegen die Motten an. In der Medicin werden sie als starke Reizmittel benutzt. Der Name der Pflanze stammt wahrscheinlich vom lat. lavare, d. h. waschen, ab.

Laves, Georg Ludwig Franz, Oberhofbaurath in Hanover, zu Uslar am 17. Dec. 1788 geboren, Schüler des Oberbaudirectors Jussow, seines Oheims, in Kassel, besuchte daselbst die Akademie der bildenden Künste und die Universität Göttingen, ward 1809 als Baueleve, dann als Bauinspector bei den Kronbauten im Königreich Westphalen beschäftigt und erhielt nach der Restauration das Amt eines Hofbauverwalters, 1838 den eines Oberhofbaurathes und ward Ehrenmitglied der „Royal institution of british architects" in London. Sein Baustil ist der griechisch-römische, für den ihm Vorliebe von seinem Oheim eingepflanzt wurde und die er unter der französischen Herrschaft sowie auf seinen Reisen durch Italien und Frankreich befestigte. In diesem Stile ist das königliche Schloß nach dem von Jussow entworfenen und von ihm umgearbeiteten Plane erweitert und verschönert, wenn man den letztern Ausdruck von einer Mischung verschiedener Stilarten gebrauchen darf, worin Gothisches neben Byzantinischem und Griechisches neben Pompejanischem auftritt. In diesem Mischstile sind denn verschiedene Bauten und architektonische Anlagen, Kasernen, die Restauration der Aegidienkirche, die Waterloosäule, der Paradeplatz u. a. von ihm ausgeführt worden. Uebrigens ist er der Erfinder einer eigenen Holz- oder Eisenconstruction, namentlich für Brücken und Bedachungen großer Räume, bei der man die Widerlager entbehrt.

Lavinen. Diese besonders in der Schweiz stürzenden Schneemassen, die oft von sehr gefährlichen Folgen sind, indem sie ganze Dörfer und Alles, was in der Nähe der Berge gelegen, von denen sie sich herabwälzen, verschütten, werden gewöhnlich in drei Arten getheilt. Man unterscheidet zuerst Wind- oder Staublavinen, die ihren Namen vom Winde bekommen, der den frisch gefallenen Schnee losreißt und, zur Lavine gehäuft, in die Tiefe stürzt; diese sind nicht so gefährlich, weil die Lockerheit des Schnees ein leichteres Emporarbeiten des Verschütteten begünstigt. Eine zweite Art sind die Berg- oder

Digitized by Google

Schnee-, Schloß- und Schlag-, auch Schrundlavinen. Hier ist nicht der Wind, sondern die eigene Schwere die veranlassende Ursache zu ihrem Falle; die angehende Wärme des Frühlings, die den Schnee nässer und schwerer macht, begünstigt das Losreißen und Fallen derselben. Sie sind schon weit gefährlicher als die erste Art. Die gefährlichsten in ihren Folgen sind aber die dritte Art derselben, die Erdlavinen; hier ist es nicht eine Schneemasse, sondern große Strecken von Erdreich selbst, das durch anhaltende Nässe sich von Bergabhängen trennt und alles auf ihm Befindliche mit in die Tiefe reißt. Die Etymologie des Wortes Lavine ist schweizerisch, als dem Lande, wo sie am häufigsten vorkommen.

Lavinium, eine alte Stadt in Latium unweit des Meeres, der Sage nach von Aeneas erbaut und der Lavinia zu Ehren benannt. Hier war ein berühmter Tempel der Venus mit den Penaten des gefallenen Troja. Jetzt unstreitig Civita Lavinia.

Laviren heißt in der Schiffersprache gegen den Strich des Windes segeln. Dies kann aber der Stärke des Windes wegen nicht in gerader Richtung geschehen; auch ist nur die Hauptabsicht, sich gegen den Wind zu halten, um nicht zurück zu kommen, und diese Absicht erreichen die Schiffe durch Hin- und Herkreuzen, so daß sie den Wind schräg durchschneiden. In der Malerei heißt laviren eine schon getuschte Zeichnung mit Wasser oder mit Farbe leicht übergehen. Im gewöhnlichen Leben heißt laviren sich in einer Angelegenheit mit Vorsicht benehmen.

Lavoisier, Antoine Laurent, ein ausgezeichneter französischer Chemiker, wurde zu Paris am 16. Aug. 1743 geboren, erhielt seine erste Bildung in dem von Mazarin gestifteten Collegium und wurde durch das sehr bedeutende Vermögen seines Vaters in den Stand gesetzt, sich dem Studium der Naturwissenschaften zu überlassen. Unter allen flößte ihm die Chemie das meiste Interesse ein; hier scheute er keine Kosten, große und kostspielige Versuche anzustellen. Noch nicht 20 Jahre alt, gewann er schon den von der Akademie der Wissenschaften auf eine Abhandlung „über die beste Art der Straßenbeleuchtung" gesetzten Preis. Man erzählt, daß er sich zu diesem Zwecke sechs Monate lang in ein dunkles Zimmer eingeschlossen habe, um seine Augen für die Verschiedenheit der Intensität des Lampenlichtes empfindlicher zu machen. Im J. 1768 ernannte die Akademie diesen jungen 25jährigen Gelehrten an die durch Baron's Tod erledigte Stelle zu ihrem Mitgliede. Von dieser Zeit an finden sich in den Memoiren der Akademie verschiedene Abhandlungen von ihm über speculative und praktische Gegenstände der Physik und Chemie, unter andern über die Revolutionen der Erde und die Bildung der Erde und die Bildung der Erdschichten. Das Jahr 1778 ward durch ihn für die Chemie ein sehr wichtiges; hier fand er, daß die von Cavendish entdeckte Luftart, welche Priestley dephlogistisirte, ein Bestandtheil aller Säuren sei, sowie das Jahr 1783, wo er zeigte, daß man durch Verbrennung von Sauerstoff und Wasserstoff Wasser erzeugen und dieses wieder in jene Bestandtheile zerlegen könne. Durch diese und die früheren Entdeckungen der Engländer ward ein neues System der Chemie begründet. Da nun die alte chemische Nomenclatur nicht mehr anwendbar war, so ließ er seine „Méthode de nomenclature chimique" 1787 erscheinen, und zwei Jahre später seinen „Traité élémentaire de chimie", der seinen Werken die Krone aufsetzte. Er enthielt seine neue Theorie der Verbrennung und der Oxydation, eine Analyse der atmosphärischen Luft und seine Lehre vom Wärmestoff als das vorzüglichste; ins Deutsche übersetzt wurde sie von Hermbstädt (Berl. 1792). Genaue Versuche, die er über die Expansion der Metalle anstellte, wurden für das neue Maßsystem sehr wichtig. Im J. 1791, wo die Einführung eines neuen Steuersystems im Werke war, schrieb er „Sur la richesse territoriale de la France"; es war die Skizze eines großen Werkes, zu dem er lange Materialien gesammelt hatte, dessen Ausführung aber durch seine wenige Jahre darauf erfolgende Hinrichtung gehindert wurde. Was sein öffentliches Leben betrifft, so hatte man ihn zuerst zu einem der Administratoren der caisse d'escompte gemacht und 1791 zu einem Commissäre des Staatsschatzes ernannt. Dieses Amt, das er zum größten Vortheile Frankreichs gewiß musterhaft verwaltete, trug dennoch in Verbindung mit seinen

Digitized by Google

Reichthümern das Meiste zu seinem unglücklichen Lebensende mit bei. Unter Robespierre's Blutregimente wurde dieser nur für das Wohl seines Vaterlandes und die Förderung der Wissenschaft sorgende Redliche gewinnsüchtiger Absichten und der Privatbereicherung auf Kosten des Staates angeklagt, und ohne ihm auch nur eine kurze Frist von wenigen Tagen zu gestatten, in der er noch einige wichtige Versuche über Transspiration und Respiration anzustellen gesonnen war, büßte er sogleich nach seiner Verurtheilung den 8. Mai 1794 sein Leben auf dem Blutgerüste ein.

Law, Edward, s. Ellenborough, Baron.

Law, Jean, bekannt durch seine Creditoperationen während der Minderjährigkeit Ludwig's XV. in Frankreich, wurde 1671 zu Edinburg in Schottland geboren. Sein Vater, ein wohlhabender Goldschmied und Banquier, kaufte das Landgut Lauriston, von dem sich seine Nachkommen den Titel beilegten. L. zeigte in der Jugend viel Vorliebe für das Studium der Mathematik, trat aber, als er im Alter von 20 Jahren nach London kam, als Spieler auf, während er sich nebenbei auch im Geld- und Handelswesen Einsicht verschaffte. In Folge eines Duelles, in welchem er den Gegner tödtete, mußte er fliehen und begab sich nun nach Amsterdam, wo er als Commis in ein Comptoir trat, um die Operationen der Bank kennen zu lernen. Als er um das J. 1700 nach Schottland zurückkehrte, zeigte er sich als eifriger Vertheidiger des damals noch wenig begriffenen Papiercredits und machte dem schott. Parlament den Vorschlag zur Errichtung einer Art von Bankanstalt, die gegen Verpfändung von Grundeigenthum Zettel ausgeben sollte. Da man den Vorschlag ablehnte, entwarf er den Plan zu einer großen Creditanstalt und ging damit auf den Continent. Er bereiste Frankreich, Italien und Deutschland, gewann als Spieler ein Vermögen von zwei Mill. Livres, bot aber vergebens den Höfen seine Creditpläne an. Erst in Frankreich, wo sich in den letzten Jahren Ludwig's XIV. die Finanzlage des Landes immer trostloser gestaltete, fanden endlich die Entwürfe L.'s am Hofe zu Versailles Eingang. L. versprach mittels einer Zettelbank, in deren Kasse das Metallkapital des Landes fließen sollte, die Staatsschulden zu tilgen und den Hof wie das Volk in Ueberfluß zu versetzen. Er ging hierbei von dem Grundsatze aus, daß der Privatbanquier einen zehnmal größern Credit genießt, als sein Grundkapital ist, und meinte, daß ein Fürst, wenn er das Geld des Landes zu einem Bankfonds vereinige, nur das Zehnfache dieser ungeheuern Summe Creditzettel ausgeben könne. Diese Verwechselung des Staats- mit dem Handelscredit war L.'s erster Irrthum, zu dem sich noch ein anderer Irrthum gesellte. Er glaubte, eine solch ungeheure Masse von Creditzetteln würde sich weder entwerthen, noch in die Bank zurückströmen, sondern nur den Nationalverkehr, folglich den Nationalreichthum in gleichem Maßstabe steigern. Ludwig XIV. starb, als die Bank ins Leben treten sollte, und die Sache blieb liegen, da der Adel und das Parlament dieser Neuerung weniger aus Einsicht als aus Eifersucht abhold waren und entgegen traten. Als aber durch die Finanzkünste des Herzogs von Noailles die Lage des Staates und des Volkes noch unheilbarer geworden war, erhielt L. im Mai 1716 die Erlaubniß zur Errichtung einer Privatbank auf Actien. Anfangs betrug der reelle Fonds derselben nur 3,300,000 Livres, bald aber bestimmte der Credit, den das Bankpapier gegenüber den entwertheten Staatseffecten genoß, den Herzog von Orleans als Regenten, den vollen Plan L.'s aufzunehmen, und ein Edict vom 4. Dec. 1718 verwandelte die Privatbank in eine Staatsbank, deren Director L. blieb. Sogleich begann eine ungeheure Ausgabe von Bankzetteln, die sonderbarerweise das nämliche Vertrauen wie die frühern genossen, obschon der discreditirte Staat hiermit nur eine Anleihe machte. Zugleich gründete L. auch eine Handelscompagnie auf Actien unter dem Namen „Compagnie d'Occident", welche die Ausbeutung und Colonisirung der Länder am Mississippi bezweckte. L. wollte, daß auch dieses Privatinstitut in den Kreis der beabsichtigten Operationen der Staatsbank eintreten sollte. Die Compagnie sollte nämlich der Mittelpunkt des franz. Handels werden und ihre Actien, die als Waaren galten, sollten den Speculationsgeist entflammen und die Circulation und Verwendung unermeßlicher Summen von Bankzetteln befördern. Daher vereinigte man auch die alten

Digitized by Google

privilegirten Handelsgesellschaften mit der Mississippicompagnie, gab ihr den Namen „Compagnie-des Indes", und ließ, das Ansehen und den Gewinn der Compagnie zu steigern, ihr die Pachtungen der Staatsgefälle. Sie erhielt allmälig das Tabaksmonopol, die Generalpacht, das Münzregal und die Verwaltung der Generalstaatseinnahme. Gegen den Anfang des J. 1719 setzte L. den eigentlichen Hebel seines sogenannten Systems in Bewegung, indem er das bisher in Frankreich wenig bekannte Börsenspiel im größten Maßstabe einführte. Eine seltsame Speculationswuth, in der jedes Nachdenken erlosch, bemächtigte sich hiermit des Volkes. Man trug das Gold in die Bank und war glücklich, Zettel zu erhalten, ohne zu bedenken, daß diese eigentlich gar keine Garantie besaßen. Dadurch stiegen die Actien, trotzdem daß eine Actiencreation der andern schnell folgte, auf eine unglaubliche Höhe. In der Mitte des Jahres verlor das Metallgeld gegen das Papier zehn Procent und zu Ende wurde die Actie, die den Nominalwerth von 500 Livres besaß und zwölf Procent Dividende gab, auf dem Platze mit 18—20,000 Livres verkauft. Handel und Industrie nahmen bei der Fülle der Capitale den schnellsten Aufschwung und die Consumtion stieg, besonders durch das Zusammenströmen der Fremden aller Länder, um das Doppelte. Inmitten des Glücks und des Ueberflusses unternahm nun L. die scheinbare Tilgung der Staatsschulden. Er legte in der Bank Massen von Actien nieder, die nie ausgegeben worden, und nahm dafür Bankzettel. Die Compagnie lieh dann diese Zettel der Regierung zu drei Procent und letztere zahlte damit die vierprocentigen Renten zurück. Obschon L. selbst durch das Börsenspiel sich ungeheuern Reichthum erwarb, so behielt er doch seine einfache Lebensweise bei. Sein Glück theilte eine geschiedene Engländerin, Namens Katharina Knowel, mit der er einen Sohn und eine Tochter zeugte. Die Gesammtzahl der Actien, die er in kurzen Zwischenräumen creirte, belief sich auf 625,000, von denen jedoch der dritte Theil in den Händen der Compagnie blieb. Die Summe der Bankzettel, die man fabricirte und auch ausstreute, betrug mehr als $3^1/_2$ Milliarden. Diese ungeheure Papiermasse, ohne Pfand und nur durch Agiotage künstlich gehalten, konnte weder je bezahlt werden, noch wirklich im Umlauf bleiben. Das baare Geld des Landes betrug damals etwa 1200 Mill. Livres und reichte bei freier Circulation vollkommen hin, das Bedürfniß der Nation zu bestreiten. Die Speculanten von Fach, welche dieses Mißverhältniß begriffen, suchten darum schon in den letzten Monaten des J. 1719 ihren Gewinn in Sicherheit zu bringen, indem sie sich des Metallgeldes bemächtigten und das Papier auf dem Markte zurückließen. Aber dieses Verfahren öffnete endlich auch dem Publikum die Augen über die Unsolidität des Systems; das Mißtrauen wuchs und die Papiermasse nahm ihren Weg nach der Bank, die sehr bald erschöpft war. Um L. mit hinreichender Gewalt zur Aufrechthaltung seines Baues zu bekleiden, erhob ihn der Regent im Jan. 1720 zum Staatsrath und Generalcontroleur der Finanzen, wobei L. zugleich zum Katholicismus übertrat. Er erhöhte nun zur Aufrechthaltung des Courses die Actiendividende auf 40 Procent und griff, da dies der Wuth, die Actien abzusetzen und die Zettel zu verwerthen, nicht Einhalt that, in der Verzweiflung zu einer Menge unerhörter Gewaltstreiche, welche die Conversion des Papiers unmöglich machen sollten, die aber nur den Ruin des Credits beschleunigten. Das Metallgeld wurde nach Bedürfniß der Bank bald willkürlich erhöht, bald erniedrigt; die Ablieferung alles Goldes und Silbers bei Strafe der Confiscation befohlen; das Tragen und der Besitz von Kleinodien bei gleicher Strafe verboten. Um den Staat von der Verantwortlichkeit rücksichtlich der Bank zu befreien, vereinigte L. am 22. Febr. die Bank mit der Compagnie und spiegelte dabei den Actionären einen großen Gewinn vor, während die Bank schon völlig bankerott war. Ein Gesetz vom 27. Febr. befahl hierauf, daß Niemand mehr als 500 Livres in Metallmünze bei sich führen, daß die Fabrikation von Gold- und Silbergeschirr aufhören sollte. Da sich aber das Volk an diese barbarischen Gesetze nicht kehrte und die Realisirung der Effecten nur um so eifriger fortgesetzt wurde, so schaffte L. überhaupt den Gebrauch des Goldes als Münze ab und erlaubte fortan in gewissen Grenzen nur ein übermäßig erhöhtes Silbergeld. Doch auch dieses Mittel konnte nicht den Cours der Bankzettel, am wenigsten das Vertrauen her-

Digitized by Google

stellen, und L. beschloß endlich eine Verminderung der Papiere. Nachdem er am 5. März 1720 die Actie gesetzlich auf den Fuß von 9000 Livres gesetzt, setzte er einige Tage später den Nominalwerth der Bankzettel auf die Hälfte herab. Diese unter den Umständen einzig vernünftige Maßregel brachte ganz Frankreich in Aufruhr und entschied das Schicksal L.'s und seines Systems. Das Gesetz mußte sogleich zurückgenommen werden, L. aber legte zugleich das Ministerium nieder und sah zu, wie die Männer des alten Systems auch jede Spur des öffentlichen Credits zerstörten. Im Juli stellte die Bank ihre Zahlungen gänzlich ein. Die Bankzettel fielen hierauf auf den zehnten Theil ihres Werthes herab, und die Actie, die kurz vorher 20,000 Livres gekostet, wurde zu Ende des Jahres kaum mit einem Louisdor bezahlt. L. überließ dem Staate sein großes Vermögen und floh vom Volkshasse und seinen Feinden verfolgt, in den letzten Tagen des Dec. 1720 nach Brüssel. Die Regierung nahm nun sofort die Finanzen von der Compagnie zurück und ordnete ein Visa aller Effecten an, in welchem die Masse des Papieres um mehr als den dritten Theil unterdrückt wurde. Das Publikum erhielt die Erlaubniß, den Rest in einprocentigen Staatsrenten anzulegen. Die Nation hatte bei diesem ersten Versuche zur Einführung des öffentlichen Credits durch die Unwissenheit und den Leichtsinn des Unternehmers und der Machthaber unermeßlich verloren; Handel und Industrie lagen auf Jahre darnieder und auch die Finanzen des Staates blieben in trauriger Zerrüttung. Aus den glücklichen Tagen des Systems war dem Volke nur ein verzehrender Durst nach Luxus und Genuß geblieben. L. ging später von Brüssel nach Venedig, verfiel hier bald in große Dürftigkeit und mußte seine Zuflucht wieder zum Spiele nehmen. Als er im Mai 1729 starb, hinterließ er seiner Familie nichts als einen Diamanten von 40,000 Livres, den er, wenn ihn der Mangel drückte, auf dem Leihhause zu versetzen pflegte. Vgl. „Histoire du système des finances sous la minorité de Louis XV." (6 Bde., Haag 1739) und „Geschichte der L.'schen Finanzoperation" von Kurtzel in Raumer's „Historischem Taschenbuch" (Neue Folge, 7. Jahrg., Lpz. 1846).

Lawrence, Sir Thomas, ein ausgezeichneter englischer Porträtmaler, wurde am 13. April 1769 zu Bristol geboren. Sein Vater war ein Gastwirth; der junge L. aber gab frühzeitig Beweise seines künstlerischen Talentes, und soll in seinem fünften Jahre schon einige nicht ganz ungelungene Porträts gezeichnet haben. Das Jahr darauf schickte man ihn in die Schule, die er zwei Jahre besuchte. Was er hier davon getragen, machte mit einigem Latein und Französisch, was er erst später erlernte, die ganze Grundlage seiner Bildung aus. Da der Vater, aus Furcht, es möchte seines Sohnes Genius unter dem Zwange der Regel leiden, es nicht zugeben wollte, daß er Unterricht nehme in der Zeichnenkunst und Malerei, so blieb diesem nichts übrig, als sich selbst, so gut es gehen wollte, auszubilden. Er that dies auch aufs Emsigste, indem er in den Gallerien einiger Edelleute aus der Nachbarschaft mit dem Copiren der besten Meister sich übte. Im J. 1782 zog des jungen Künstlers Vater nach Bath, und dieser erhielt nun bald häufige Aufträge, Porträts in Crayon-Manier zu liefern. Eine nach der Transfiguration Rafael's gearbeitete Copie verschaffte ihm von Seiten der Societät der Künste die silberne Palette. Während sechs ganzer Jahre war er nun die Stütze seines Vaters und einer ganzen zahlreichen Familie. Im J. 1787 veränderte dieselbe abermals ihren Wohnort und ging nach London, wo L. alsbald in die Royal Academy kam. Von da an war seine Laufbahn glänzend und glücklich. Im J. 1792, nach dem Tode des Sir J. Reynold's, ward L. zum Maler des Königs ernannt. Sein Ruf wuchs zusehends, und bald betrachtete man ihn als den ersten Porträtmaler Englands in neuerer Zeit. Im J. 1815 erhob ihn der Prinz Regent zum Ritter, auch geschah es auf dessen Verlangen, daß L. die Bildnisse der damals in London anwesenden Souveräne malte. Einige Jahre später porträtirte er in Wien Metternich, sowie in Rom Pius VII. und den Cardinal Gonsalvi. Als West gestorben war, wurde er an dessen Stelle Präsident der Royal Academy, in welchem Posten er bis zu seinem Tode verblieb, der sich plötzlich am 7. Jan. 1830 ereignete. Seine Porträts sind sprechend ähnlich und beurkunden einen freien und kühnen Pinsel, doch sind sie, besonders seine letz-

Digitized by Google

tern etwas manierirt und ermangeln des eigentlich charakteristischen Ausdruckes. So auch ist er in der Zeichnung nicht genau und vollendet genug. Sein Einkommen betrug zuletzt gegen 10—20,000 Pfund des Jahres; dennoch starb er ohne Hinterlassung von Vermögen, da er viel spielte; seine Sammlungen, besonders an Handzeichnungen, waren ausgezeichnet, wurden aber nach seinem Tode zerstreut.

Lawrence, William, einer der berühmtesten Wundärzte Londons und Englands überhaupt, wurde 1816 Professor der Anatomie und Chirurgie am königl. Collegium der Wundärzte und 1837 außerordentlicher Leibchirurg der Königin und Wundarzt am St. Bartholomäushospital, sowie Operateur an der Augenheilanstalt. Von seinen Schriften, die in großem Rufe stehen, führen wir an „A treatise on ruptures" (5. Aufl., Lond. 1838; deutsch von van dem Busch, Brem. 1819); „Lectures on physiology, zoology and the natural history of man" (7. Aufl., Lond. 1839); „A treatise on the venereal diseases of the eye" (Lond. 1830); „Eighty nine lectures on surgery" (Lond. 1831), und „Lectures on surgery" (Lond. 1832), welche beide Werke zusammen von Behrends übersetzt wurden (3 Bde., Lpz. 1833—35); „Anatomico-chirurgical views of the nose, mouth, larynx and fauces" (2. Aufl., Lond. 1838, Fol.) und viele Aufsätze in den „Medico-chirurgical transactions" der medicinisch-chirurgischen Gesellschaft, deren Präsident er ist.

Laxenburg, ein kaiserliches Lustschloß, in höchst anmuthiger Gegend, $1^1/_2$ Stunde südlich von Wien, dient abwechselnd mit Schönbrunn zum Sommeraufenthalt der kaiserl. Familie, und zeichnet sich durch Einfachheit des Baustils und seinen herrlichen Park aus. In letzterem befindet sich die Franzenburg, eine nachgebildete Ritterburg in gothischem Stile mit werthvollen Sammlungen von Alterthümern. Schöne Alleen verbinden das Lustschloß mit der Hauptstadt. In L. wurde am 15. Juli 1682 das Bündniß des Kaisers mit mehreren deutschen und auswärtigen Fürsten gegen Ludwig XIV. und 1725 der Friedens- und Handelstractat zwischen Spanien und Oesterreich abgeschlossen.

Laynez, Jak., zweiter General des Ordens der Gesellschaft Jesu und der eigentliche Gründer des Ordensstatuts, wurde 1512 zu Almancario bei Siguenza in Castilien geboren und studirte in Alcala und in Paris. In der letztern Stadt trat L. mit Loyola (s. d.) in vertraute Freundschaft. Beide beschlossen nebst einigen Andern in die Türkei zu gehen, um den Ungläubigen das Evangelium zu predigen und Jerusalem zu besuchen. Da ein Krieg mit der Pforte diesen Plan vereitelte, faßten sie in Venedig 1536 den Entschluß, einen Verein zu stiften, dessen Hauptzweck Erziehung des Volkes im Geiste der röm. Kirche war. L., klüger, wissenschaftlich gebildeter und gewandter als Loyola, arbeitete das Statut des Ordens aus, der in Rom 1539 begründet wurde, und wußte auch durch seine Uneigennützigkeit, seinen Eifer und seine Thätigkeit die Menge dafür zu interessiren. Der Orden wurde 1540 von Paul III. bestätigt und Loyola auf L.'s Betrieb zum ersten General desselben erwählt. L. aber unternahm Reisen, um für die Ausbreitung der Gesellschaft Jesu, wie man den neuen Orden nannte, zu wirken; besonders bethätigte er auf dem Concil von Trident seinen Eifer für das Interesse des röm. Stuhles. Den Cardinalshut, welchen Paul IV. ihm zudachte, schlug er aus. Im J. 1556 folgte er Loyola in der Würde eines Generals des Ordens. Im J. 1561 kam er mit dem Cardinal Ferrara nach Frankreich, um mit diesem an der Ausrottung der Ketzerei zu arbeiten, war aber doch in der berüchtigten Versammlung von Poissy der Einzige, der der Stimme der Vernunft und der Menschlichkeit noch einigermaßen Gehör gab. Während seines Aufenthaltes in Frankreich setzte er aber die Aufnahme der Jesuiten in Frankreich, wenn auch unter beschränkenden Bedingungen, durch. Nachdem er noch zuletzt auf dem Tridentiner Concil für die Suprematie des Bischofs von Rom über die andern Bischöfe gekämpft hatte, kehrte er nach Rom zurück, wo er sich ausschließend mit der weiteren Einrichtung und Ausbreitung seines Ordens beschäftigte, und starb daselbst am 19. Jan. 1565.

Lazaristen hießen in Frankreich die Priester der Mission nach ihrem Priorat zu St. Lazarus in Paris. Der Orden selbst wurde 1624 vom H. Vincenz von Paula gestiftet

Digitized by Google

und besteht aus regulirten Klerikern, welche das Mönchsgelübde abgelegt haben. Ihrem eigentlichen Zwecke als Missionäre sind sie weniger in nichtchristlichen Ländern — mit Ausnahme des Orients (noch haben sie in China einen Missionsplatz) — als in der Christenheit selbst und besonders in Frankreich und Polen nachgekommen. Dort wurden sie durch eine königliche Ordre von 1816 ihrer vormaligen Bestimmung wiedergegeben, und wegen ihrer früheren Verdienste um die Belehrung und Seelsorge des Landmannes in den Besitz ihrer sonstigen Güter und Häuser wieder eingesetzt. Hier werden aus ihrem Orden — Väter der Mission — besonders die Lehrerstellen an den Seminarien besetzt; nächstdem haben sie die Censur in geistlichen Sachen und überhaupt auf die Ausbildung der theologischen Wissenschaften einen höchst bedeutenden Einfluß, der, bei ihrem ängstlichen Streben wider geistige Aufklärung den noch sehr niedrigen Stand derselben erklärlich macht. Auch in Spanien, Oesterreich und der Pfalz suchte dieser Orden Eingang zu finden, ohne jedoch seine Bemühungen mit sonderlichem Erfolge gekrönt zu sehen.

Lazarus, eine von Jesus Luk. 16, 20. in einer moralischen Erzählung aufgeführte Person, welche die Folgezeit zum Schutzpatron der Kranken, besonders der Aussätzigen machte. Davon Lazarusorden; er bildete sich in Jerusalem in den Zeiten der Kreuzzüge zur Wartung und Pflege armer kranker Pilger in besonders dazu eingerichteten Häusern; Lazarethe, welcher Name später auf jedes Krankenhaus übergetragen wurde. — Ein Mönch im 9. Jahrh., dessen Gedächtniß am 20. Febr. noch heute in der kathol. Kirche gefeiert wird, weil er sich weder durch die Drohungen noch Verfolgungen des Kaisers Theophilos abhalten ließ, Heiligenbilder zu malen.

Lazzari, Donato, s. Bramante.

Lazzaroni ist der Name einer in ihrer einzigen Classe der Bewohner Neapels, die ohne eigentlichen Stand, gewisse Beschäftigung, feste Wohnung und bestimmten Unterhalt, meist das ganze Jahr hindurch Tag und Nacht auf den Straßen und öffentlichen Plätzen leben und das Wenige, was sie bedürfen, als Boten, Träger, Tagelöhner ꝛc. verdienen. Ebenso gutmüthig als cynisch in sittlicher wie körperlicher Hinsicht, zeigen sie die lärmende Lebhaftigkeit des süditalienischen Charakters im höchsten Grade und sind zu Unruhen nur zu geneigt, wie sie denn in allen Revolutionen und Volksbewegungen zu Neapel bald für die, bald für jene Partei eine große Rolle spielten. In der neueren Zeit haben sie sich fast immer dem conservativen Princip zugethan gezeigt, wie denn die letzte Gewaltthätigkeit am 15. Mai 1848 vorzüglich mit ihrer Hülfe durchgeführt wurde. Sie wählen jährlich einen eigenen Häuptling, den Capo Lazzaro, den die Regierung förmlich anerkennt, da sie durch ihn diesen Straßenpöbel Neapels, der sich auf 50—60,000 Individuen beläuft, zu beherrschen vermag. Erst in der neueren Zeit ist auch unter den L. Sinn für Eigenthum und größeres Wohlleben entstanden, der sie zum Theil zu angestrengterer Thätigkeit veranlaßte, doch entfernt sich noch nie ein Lazzarone ohne die höchste Noth aus Neapel. Der Name soll vom kranken Lazarus entlehnt sein.

Lazzi bezeichnet im Italienischen lächerliche Geberden, Possen, Späße und Witze, womit Harlekin das Publikum im Theater ergötzt, oder welche von den Schauspielern oder Sängern extemporirt werden.

Leake, William Martin, brit. Oberst, ist vielleicht der vorzüglichste unter allen Reisenden, die in neuerer Zeit Griechenland in geographischer, geschichtlicher und antiquarischer Hinsicht durchforscht haben. Er verbindet kritischen Scharfsinn, seltene Gründlichkeit und ausgebreitete Gelehrsamkeit mit einer unübertroffenen Klarheit und Anschaulichkeit der Darstellung des antiken wie des gegenwärtigen Zustandes von Hellas und hat seine reichhaltigen Aufschlüsse, die er auf seinen in den Jahren 1804—9 in fast alle Theile von Griechenland unternommenen Reisen gewonnen, in mehreren ausgezeichneten Werken mitgetheilt, namentlich in den „Travels in the Morea" (3 Bde., Lond. 1830), in den „Travels in Northern Greece" (4 Bde., Lond. 1835), ferner in der „Topography of Athens" (Lond. 1821; 2. Ausg., 2 Bde., Lond. 1841). Die letztere wurde zuerst von Rienäcker, mit Anmerkungen von M. H. E. Meier und O. Müller (Halle 1829), und nach der zwei-

Digitized by Google

ten Ausgabe von Baiter und H. Sauppe (1. Bd., Zür. 1844) ins Deutsche übersetzt. Von der in der „Topography" (Bd. 2.) enthaltenen Schrift „On the Demi of Attica", die zuerst in den „Transactions of the royal society of litterature" (Bd. 1, Thl. 2, Lond. 1829) erschien, lieferte Westermann eine besondere, mit wesentlichen Zusätzen und Verbesserungen versehene deutsche Bearbeitung unter dem Titel „Die Demen von Attika" (Braunschw. 1840). L. dehnte übrigens seine Reisen auch weiter auf Kleinasien und einige Inseln aus und legte die Resultate derselben in der „Tour in Asia minor" (Lond. 1824) und dem „Memoir on the island of Cos", in den „Transactions of the royal soc. etc." (2. Abthlg., Bd. 1, Lond. 1843) nieder.

Leander, s. Hero.

Lebadea, eine Stadt in Böotien, am nordwestlichen Abhange des Helikon, südlich von Chäronea, jetzt Livadia, war im Alterthume berühmt durch die mit einem Orakel verbundene und nur durch das Flüßchen Herkyna von der Stadt selbst getrennte Höhle des Trophonius (s. d.), welche man nach den neuesten Untersuchungen unterhalb einer zerfallenen Kirche wiedergefunden zu haben glaubt. Vgl. Stephani, „Reise durch einige Gegenden des nördlichen Griechenlands" (Lpz. 1843) und Ulrichs, „Reisen und Forschungen in Griechenland" (Bd. 1, Bremen 1840).

Lebeau, Jean Louis Joseph, belgischer Staatsmann, Gouverneur der Provinz Namur und außerordentlicher Gesandter beim deutschen Bunde, am 2. Jan. 1794 zu Huy an der Maas geboren, studirte in Lüttich die Rechte, ward 1819 Doctor und Advocat, beschäftigte sich aber, durch die Umstände seines Vaterlandes dazu fast aufgefordert, mit politischen administrativen Studien und trat als publicistischer Schriftsteller theils mit den Arbeiten „Recueil politique et administratif pour la province de Liège" und „Observations sur le pouvoir royal", theils als Redacteur des Journals „Matthieu Laenberg", dessen Leitung Devaux und die Brüder Rogier (s. d.) theilten, mit dem ausgezeichnetsten Erfolge auf. In diesem Journale trug er wesentlich zum Zustandekommen der Union zwischen dem Liberalismus und Jesuitismus bei. Von der Regierung zum Mitglied der Sicherheitscommission der Provinz Lüttich ernannt und zum Prinzen von Oranien 1830 nach Brüssel gesandt, rieth er dem letztern das System der administrativen Trennung Belgiens von Holland und die Ausführung dieses Planes ward verheißen, doch trat die Revolution im September dazwischen und in derselben, sowie nachher entwickelte L. seine ganze geistige Kraft für die Befestigung der Unabhängigkeit Belgiens und gelangte dadurch zu den höchsten Aemtern und Staatswürden, doch nur um mit der musterhaftesten Aufopferung seines Vortheils für das Glück seines Vaterlandes thätig zu sein. Mit Devaux, Charles Rogier und dem noch jugendlichen Nothomb bildete er das Centrum der Doctrinärs, die mit Umsicht und Ruhe mitten im Sturme der blutigen Ereignisse die Wellen der Volksaufregung beschwichtigten und die wahren Begründer der belgischen Freiheit wurden. Die Septemberrevolution war eine Fortsetzung oder Nachwirkung der franz. Julirevolution und die Aehnlichkeit der Stellung beider Länder war es, die Belgien zu Frankreich hinzog und seine Politik wie seine Diplomatie ausschließlich französisch machte. Aber um bestehen zu können, mußte Belgien weniger ausschließlich sein, es mußte ein europäisches System annehmen. Dies hatte sich L. zur Aufgabe gemacht und unterstützt von Nothomb und nachher von Goblet erreichte er seinen Zweck, indem er namentlich dahin strebte, Belgien mit Deutschland auszusöhnen und eine Verbindung vorzubereiten, die früher oder später vollzogen für Belgien und Deutschland von den wichtigsten Folgen begleitet sein wird. Um die französische Partei zu schwächen und ihr entgegen zu arbeiten, schob er bei der Wahl des Herzogs von Nemours die Candidatur des Herzogs von Leuchtenberg vor, und als beide beseitigt waren, betrieb er aufs Eifrigste die Wahl des Herzogs von Coburg. Wie ihm, als Mitglied der Commission, der Entwurf des Verfassungsgesetzes aufgetragen war und er darin für die Beibehaltung der Monarchie entschied, so arbeitete er als Minister des Auswärtigen im zweiten Ministerium des Regenten vom 28. März 1831 an im Sinne eines europäischen, d. h. antifranzösischen Systems. Von seinem ausgezeichneten Rednertalent

Digitized by Google

wie von seiner großen geistigen Ruhe gab er in der neuntägigen stürmischen Debatte (1. bis 9. Juli 1831) über die Annahme oder Verwerfung der 18 Artikel, d. h. über Annahme oder Verwerfung der Wahl des Herzogs von Coburg zum König von Belgien den sprechendsten Beweis, indem er es war, der den Congreß von der Nothwendigkeit dieser Annahme der 18 Artikel überzeugte und damit die französische Partei vollständig schlug und ihr alle Hoffnung auf die Zukunft nahm. Um jeden Verdacht persönlichen Eigennutzes zu entfernen, erklärte L. vor der Debatte, daß er nach der Annahme der 18 Artikel sein Portefeuille abgeben werde. Er hielt Wort, wurde aber fast einstimmig zum Mitglied der Commission gewählt, die dem neuen König die Wahldocumente überbringen sollte. In dem ersten Ministerium des Königs hatte L. als Staatsminister vom 4—26. Aug. Sitz und Stimme im Cabinet, vorzüglich um für die Annäherung Belgiens an Deutschland zu wirken. In dem zweiten Ministerium des Königs war er Justizminister, 20. Oct. 1832, und in dieser Zeit war es, wo A. Gendebien die Gelegenheit ergriff, L. der Verletzung des Staatsgrundgesetzes anzuklagen, eigentlich das antifranzösische System zu stürzen. Nothomb brachte der ganzen Partei eine Niederlage bei, am 23. Aug. 1833 und so war das System der Pacification im Innern, das Werk L.'s, gerettet. Nach den Plünderungen im Monat April 1834 schied er aus dem Ministerium, so unbemittelt wie er war, als er die höchsten Staatswürden übernahm, und wohnte den Kammersitzungen als Deputirter der Stadt Brüssel bei, zugleich ward er Gouverneur von Namur und 1839, in welchem Jahre er für die Annahme des Vertrags vom 19. April 1839 stimmte, außerordentlicher Gesandter Belgiens beim deutschen Bunde, um mit mehr Erfolg für Belgiens Annäherung an Deutschland thätig sein zu können. Von 1840—41 war er wieder Minister des Aeußern.

Leben, das, jene freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens, wie es Goethe nennt, ist für uns nach seiner Natur und seinem Grunde ein Räthsel. Wir nehmen Leben wahr, wo wir selbstische Regsamkeit, Thätigkeit erblicken; aber wir kennen den gemeinschaftlichen Grund, den Urquell, die Alles durchdringende Lebenskraft nicht. Wir nennen wohl Gott den Urquell alles Lebens, weil wir gezwungen sind, eine Endursache alles Dessen, was da ist, anzunehmen, aber das Wesen und Dasein Gottes (s. Gott) ist uns ebenso unergründlich, als seine Einwirkungen auf die Schöpfung, ebenso unergründlich, wie uns die Kraft ist, die wir als ein erzeugendes und erhaltendes Princip wahrnehmen. Auch werden wir beschränkten Menschen hierin nie zu einem genügenden Resultate gelangen; denn wir bemerken wohl Leben an einzelnen Dingen, besonderes Leben, und schließen aus den gewonnenen Merkmalen auf den Begriff eines gemeinsamen Lebens; aber das Gesammtleben der Natur wird uns, da wir nur einen kleinen Theil desselben überschauen, immer verborgen bleiben. Wahre Eintheilung der verschiedenen Lebensgrade ist darum ebenso mangelhaft, als unsere Kenntniß von dem Gesammtleben in der Natur. Wir nehmen Lebensthätigkeit nur in der organischen Schöpfung wahr, und nennen darum die unorganische Schöpfung, d. h. gewisse Einzeldinge, an welchen die Organe (s. d. Art.) fehlen, leblos. Aber gewiß faßte jener alte Philosoph die Weltschöpfung wenigstens großartiger auf, da er die Welt in ihrer Gesammtheit für ein großes Organon, ein nach allen seinen Theilen zusammengefaßtes lebensfähiges und durch die Weltseele (ewige, ja geistige Lebenskraft) Belebtes hielt. Wir zerstückeln, brauchen darum mehr Apparat und erhalten kein Gesammtergebniß. Wir scheiden das Pflanzenleben von dem wegen seiner willkürlichen Thätigkeit höher stehenden Thierleben, und heben aus dem Thierleben das durch die Vernunftthätigkeit hervorragende Menschenleben heraus. So weit unsere irdische Eintheilung. Wird durch das allgemeine Gesetz, daß alles Zusammengesetzte sich verbraucht und auflöst, oder durch gewisse hemmende und störende Einflüsse von Außen der innere Mechanismus der Organe, durch welche das Leben für uns im Einzelnen äußerlich wird, gestört, so hört für uns die Wahrnehmung dieses Einzellebens auf; denn das Werkzeug, wodurch es seine Thätigkeit uns kund gab, ist nicht mehr dasselbe. Wir nennen das Individuum erstorben, aber das Leben kann durch solche Einflüsse ebensowenig ertödtet werden, als man sagen darf, es erhielte einen Zuwachs seiner Kräfte durch freundliche Einflüsse von

Digitized by Google

Außen her; nur das Mittel seiner Aeußerung, das Organ, kann wachsen und abnehmen durch verschiedene Einwirkungen. Das Leben wächst nicht und nimmt nicht ab, es strömt überall durch die Millionen Adern der Schöpfung, nur daß wir es mit unsern irdischen Sinnen nicht immer zu bemerken vermögen. Wohl möchten wir uns darum gedrungen fühlen, mit dem unsterblichen Herder, dem man eine zu sinnliche Weltanschauung gern unterschieben will (in seinen „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit"), die erhöhtere und niedrigere Lebensthätigkeit mit der Vollkommenheit oder Unvollkommenheit der Organe, wodurch sich das Leben äußern darf, in Verbindung zu bringen, wie wir hoffen, daß derselbe unser Geist in anderen vollkommenen Organen in höherer Vollkommenheit sich äußern wird. Die Lehre von den Erscheinungen, durch welche das Leben sich ausspricht, und von den Gesetzen, nach denen sich diese Erscheinungen richten, nennt man Biologie. Die ferneren Bedeutungen von Leben verbinden stets einen engern Sinn mit dem Hauptbegriffe, z. B. die Zeit, welche der Mensch oder irgend ein organisches Wesen in diesem organisirten Zustande zubringt, daher Biometrie die Kunst, von dieser Zeit den richtigen Gebrauch zu machen. Vgl. Treviranus „Biologie oder Philosophie der lebenden Natur" (6 Bde., Gött. 1802—22) und dessen „Gesetze und Erscheinungen des organischen Lebens" (2 Bde., Brem. 1831—32).

Lebensbeschreibung oder Biographie, die schriftliche Darstellung eines Menschen nach seiner ganzen irdischen Erscheinung, seiner Schicksale von der Wiege bis zum Grabe, seiner Thaten, seiner Gesinnungen und Eigenschaften. Die L. ist mehr als Erzählung, sie ist zugleich lebendige Darstellung und Schilderung des ganzen Menschen, umfaßt das Innerliche und Aeußerliche, das Beharrliche und Veränderliche, das Nothwendige und Zufällige in einem Menschenleben, und führt es dem Leser in genauem Zusammenhange als Grund und Folge vor die Augen. Der Biograph muß neben einem guten Erzählungstone die Gewandtheit besitzen, das Wesentliche von dem Zufälligen zu scheiden, das Bemerkenswerthe herauszuheben, scharf zu begrenzen und zu zeichnen, muß tiefe Kenntniß der menschlichen Seele besitzen, um die wahren Triebfedern der Handlungen aufzufinden, einen richtigen Blick, um aus den verschiedenen Lebensumständen den Grund für diese oder jene Handlungsweise, diesen oder jenen Charakter zu erspähen, ferner so viel Gefühl für Wahrheit und Natur, um parteilos und der Individualität des Darzustellenden angemessen zu schildern, und endlich so viel Kunst, um daraus ein großes, für Geist, Herz und Leben der Leser fruchtbares Ganzes zu bilden. Darum muß er zum Stoff seiner Darstellung auch das Leben solcher Personen wählen, die durch glänzende Geistesgaben, durch großartiges Auftreten oder merkwürdige Umstände Antheil erregen. — Eine eigene Classe der L. bildet die Autobiographie, in welcher Jemand seine eigenen Schicksale, Thaten und Gesinnungen erzählt. So vortrefflich auf der einen Seite die Autobiographien sein mögen und sein können, weil nur ein Jeder selbst im Stande ist, in die geheimsten Tiefen seines Herzens zu schauen, um die dort verborgenen Beweggründe und Bestrebungen für Handlungen und Leben zu gewahren: so schwer zu schreiben und so vorsichtig zu gebrauchen sind dieselben; denn es gehören dazu eine genaue Selbstkenntniß und ein hoher Grad von Offenheit, die auch selbst Schwächen und Fehler nicht beschönigt. Aber die Eigenliebe verschleiert nur zu oft selbst unser Inneres, die Scham gebietet uns nur zu oft, unsere Fehler, unsere kleinlichen, engherzigen Bestrebungen zu verbergen und die Furcht, daß eine solche Beichte über sich sogar für Unverschämtheit möchte genommen werden, heißt wohl hier und da schweigen. Goethe hat in seinem Buche: „Wahrheit und Dichtung" ein neues Feld der Autobiographie angebaut, was ihn sehr gut aus allen Verlegenheiten eines Selbstbeschreibers reißt, den Einfluß alles Zufälligen auf unser Leben, dessen Bildung und Erziehung in das poetische Gewand der Wahrscheinlichkeit hüllt und so seinem Leser freistellt, Alles für wahr zu halten, ohne deswegen den Schreiber auch nur einer Sünde gegen sich selbst zu zeihen. Es ist ein Roman, der nicht nach dem Leben erfunden, sondern der aus dem Leben abgeschrieben ist, es ist die dichterische, d. h. die durchdachte, mit tiefster Seele aus tiefster Seele aufgefaßte Darstellung eines Einzellebens. Muster guter Biographien

Digitized by Google

lieferten unter den Alten Tacitus „De vita et moribus Agricolae“ und Plutarch, von geringerem Werthe sind die von Diogenes von Laerte, Cornelius Nepos und Sueton; unter den Neueren in Frankreich Flechier, Fontenelle, L. Racine, Burigny, de Sades, Voltaire, Mallet, Boissy d'Anglas, Villemain; in England Middleton, Johnson, Murphy, Robertson, Th. Moore, Marshall, Southey, Washington Irving; in Deutschland Schröckh, Nicolai, Herder, Klein, Garve, Meißner, Niemeyer, Dippold, Luden und Varnhagen von Ense u. A. Von biographischen Sammlungen erwähnen wir bei den Franzosen Michaud's „Biographie universelle ancienne et moderne“ (52 Bde., Paris 1811—28, nebst Supplementen; Bd. 53—82, Paris 1832 flg.), die „Biographie des hommes vivants“ (5 Bde., Paris 1816—19), Rabbe, Vieilh de Boisjoslin und Ste. Beuve „Biographie universelle et portative des contemporains“ (5 Bde., Paris 1836); bei den Engländern „Biographia britannica“ (7 Bde., Lond. 1747—66; neue Aufl., Bd. 1—5, 1778—93, Fol.), J. Watkins' „Universal biographical dictionary“ (neue Aufl., Lond. 1825), Longman „Annual biography and obituary“ (Lond. 1817 flg.); bei den Italienern „Biografia universale antica e moderna“ (65 Bde.), eine Bearbeitung des Michaud'schen Werkes, „Dizionario biografico universale“ (Mail.) und Emilio de Tipaldo „Biografia degli Italiani illustri nelle scienze, littere ed arti del sec. XVIII. e dei cotemporanei“ (Ven. 1844 flg.); bei den Spaniern „Galeria de Españoles celebres contemporaneos“, redigirt von Cardenas und Pastor Diaz; bei den Belgiern Pawels de Vis „Dictionnaire biographique des Belges hommes et femmes qui se sont fait remarquer par leurs écrits, leurs actions etc. depuis les temps les plus reculés jusqu'à nos jours“ (Brüssel 1844) und bei den Schweden „Biographisk lexicon öfver namn kundige svenske män“ (Upsala 1836 flg.). S. auch Nekrolog.

Lebensfähigkeit heißt in der allgemeinsten Bedeutung das Vermögen, Lebensäußerungen von sich zu geben, sobald gewisse dazu nöthige Reize, wie Luft, Wärme, Feuchtigkeit ꝛc., hinzutreten. So zeigt z. B. der Pflanzensame Lebensfähigkeit dadurch, daß er anfängt zu keimen, wenn man ihn in einen Zustand versetzt, welcher diese Aeußerung des Lebens begünstigt. In engerem Sinne versteht man unter Lebensfähigkeit aber diejenige Eigenschaft neugeborener Kinder, vermöge welcher diese im Stande sind, nach erfolgter Geburt das Leben fortzusetzen. Um dieses zu können, muß der Körper des Kindes eine gewisse Reife und die zur selbständigen Entwickelung des Lebens erforderliche Bildung besitzen, d. h. es dürfen dem Körper keine zum Leben unbedingt nothwendigen Organe fehlen. Die Reife des Körpers erlangt das Kind gewöhnlich erst nach der 30. Woche seines Lebens im Körper der Mutter. Die Lebensfähigkeit ist bei Zuerkennung von Erbfähigkeit, Ermittelung von Kindermord ꝛc. sehr wichtig; die Beurtheilung derselben fällt dem Gerichtsarzt anheim. Die verschiedenen Gesetzgebungen haben Bestimmungen darüber getroffen, die aber zuweilen ziemlich willkürlich und den neuern über diesen Punkt gemachten Erfahrungen und angestellten Untersuchungen wenig angemessen erscheinen.

Lebensgeist nannte man schon im hohen Alterthume das Wesen, welches man als das eigentliche Lebensprincip betrachtete. Die Unfähigkeit, dem Grunde des Lebens auf die Spur zu kommen, welche jetzt noch dieselbe ist wie zu Anfange des Nachdenkens über diesen Punkt, führte zu der Annahme dieses Wesens, für dessen Dasein jedoch ebensowenig reelle Gründe sprechen, wie für jedes andere nachher aufgestellte Lebensprincip. In spätern Zeiten nahm man verschiedene Lebensgeister an, welche den verschiedenen Functionen der Organe des thierischen Körpers vorstehen sollten, und setzte diesen Ausdruck hauptsächlich in Beziehung zu den Nerven. Jetzt ist dieses Wort aus der Wissenschaft ziemlich verschwunden, doch bedient sich desselben noch der Sprachgebrauch in manchen Redensarten.

Lebensverlängerung, Makrobiotik, die Kunst oder das Bemühtsein, das menschliche Leben zu verlängern. Eigentlich aber kann das Leben auf keinen Fall verlängert werden. Wohl giebt es ein höchstes (absolutes) Lebensalter des Menschen, das ein vollkommen organisirter, mit allen Bedingungen zum höchsten Leben ausgestatteter Mensch erreichen könnte. Diese mögliche höchste Lebensdauer eines vollkommenen Organismus

Digitized by Google

möchte vielleicht auf 150 Jahre anzuschlagen sein; aber Keiner kann etwas dazu beitragen, seinen Organismus besser zu machen, als derselbe von Natur ist, und also das Maß seiner Kraft und die Bedingungen seiner Dauer auszudehnen. Nur verkürzen läßt sich das Leben, d. h. das Maß von Lebenskraft, was Einem von der Natur zugetheilt ist, nicht sparsam verwenden und eintheilen, sondern dasselbe vielmehr vergeuden und damit verschwenderisch umgehen. Die Lebensverlängerungskunst sollte also vielmehr Lebenserhaltungskunst heißen, da sie sich bemüht, durch weise und kluge Maßregeln einem bestimmten Leben seine größtmöglich lange Dauer zu geben. Da nun aber das Maß der Dauer eines Einzellebens von dem Grade der zugemessenen Lebenskraft, der glücklichen, regelmäßigen Organisation, der regelmäßigen Gestaltung und gesetzmäßigen Zusammenwirkung der einzelnen Theile abhängt, so besteht also die Lebenserhaltungskunst darin, Alles zu vermeiden und zu entfernen, was die Lebenskraft aufzehren und vor der Zeit vermindern, den regelmäßigen Organismus stören und das Ineinanderwirken der einzelnen Theile hemmen kann. Die Lebenskraft aber verzehrt sich durch allzu große geistige und körperliche Anstrengungen, durch Einflüsse von Außen, als ungünstige Witterung, Krankheitsstoffe ꝛc. Das glückliche Zusammenwirken des Organismus leidet Störung dadurch, daß ein Theil des Leibes in den Zustand des Leidens versetzt wird; daß z. B. der Magen nicht gehörig verdaut, der Blutumlauf nicht regelmäßig erfolgt ꝛc. Kurz es gehört dazu ein stilles, glückliches, ungetrübtes und gleichmäßiges Einwirken der Seele auf einen gesunden Körper und die Wachsamkeit, Uebel, welche von Außen her das Wohlsein der Seele und des Leibes stören können, zu entfernen. Freilich wird Der, dem es darum zu thun ist, mehr in die Länge zu leben, als ein gehaltreiches Leben zu führen, oft in die Nothwendigkeit versetzt werden, ein Pflanzenleben zu leben und ein gewisses nährendes Phlegma zu behaupten, als sich vielleicht von Gefühlen hinreißen zu lassen oder einer angestrengten Thätigkeit sich hinzugeben; überhaupt stets eigennützig berechnen müssen, ob er das, was er thut oder fühlt, vielleicht mit einigen Stunden seines ihm so theuern Lebens erkaufen müsse. Seit dem frühesten Alterthume bis in die neuere Zeit haben viele gelehrte Männer Fleiß und Scharfsinn erschöpft, das Mittel zu finden, den Tod des Körpers aufzuheben oder ihn wenigstens bis auf eine sehr ungewöhnliche Entfernung von der Geburt hinauszuschieben; doch dies waren Träumereien. Erst der neuern Zeit ist es gelungen, an die Stelle dieses nutzlosen Strebens nach einem Phantom eine Wissenschaft zu setzen, deren weitere Ausbildung sich auf das Fortschreiten der Physiologie basirt und daher als ein Theil der Medicin angesehen werden muß. Besonders zu erwähnen ist hier Hufeland's „Kunst das menschliche Leben zu verlängern" (Jena 1796; später unter dem Titel „Makrobiotik", 6. Aufl., Berl. 1842).

Lebensversicherung nennt man im weitern Sinne des Wortes jeden auf das Leben einer oder mehrerer Personen abgeschlossenen Vertrag, wodurch der eine Theil für eine Leistung seinerseits von dem andern Theile eine durch die Dauer oder das Erlöschen des versicherten Lebens bedingte Gegenleistung empfängt. In diesem Sinne gehören alle Leibrenten-, Pensions-, Aussteuer- und Witwengelderversicherungen unter den Begriff der Lebensversicherung; ferner die neuern assurances ou associations mutuelles sur la vie der Franzosen, wie sie von den Anstalten Banque Paternelle, Caisse Paternelle, L'Économie, Caisse des écoles et des familles in Paris mit großem Erfolge betrieben wurden und die den Zweck hatten, Jemanden gegen eine einmalige Einlage oder gegen mehrjährige Beiträge in den Besitz eines Capitals oder einer lebenslänglichen Leibrente zu setzen, sobald er ein gewisses Alter erreicht. Im eigentlichen und engern Sinne versteht man aber unter Lebensversicherung (life assurance bei den Engländern) denjenigen Vertrag, wodurch der eine Contrahent sich verpflichtet, beim Tode einer gewissen Person ein im Voraus festgesetztes Capital zu zahlen, wogegen ihm der andere Contrahent während der Dauer des Vertrags gewisse Beiträge zu gewähren hat. Derjenige Contrahent, welcher sich zur Capitalleistung auf den Todesfall eines Andern verpflichtet, heißt der Versicherer und ist in der Regel eine moralische Person (die Versicherungsanstalt oder Versicherungsgesellschaft); der andere Contrahent ist der Versicherte; die Urkunde, worin sich jener zur Leistung

Digitized by Google

des Capitals (der Versicherungssumme) verpflichtet, heißt die Police; der Beitrag aber, den dieser ein für allemal oder in periodischen Zahlungen zu gewähren hat, die Prämie. In der Regel ist der Versicherte zugleich Derjenige, dessen Leben Gegenstand der Versicherung ist; doch kommt auch der Fall vor, wo dies zwei verschiedene Personen sind, und zwar dann, wenn Jemand eines Andern Leben versichert, was die meisten Anstalten gestatten, einige aber, z. B. die Gothaer Bank, zur Verhütung von Speculationen durch die Bedingung beschränken, daß Derjenige, welcher eines Andern Leben versichern will, an diesem Leben ein nahes verwandtschaftliches oder ausreichend pecuniäres Interesse (durch Schuldforderung, Bürgschaft ꝛc.) habe. Es giebt verschiedene Gattungen von Versicherungen, nämlich erstens auf ein einzelnes Leben lautende, und zwar entweder auf die ganze Dauer desselben (lebenslängliche Versicherung), wobei das versicherte Capital gezahlt wird, sobald das versicherte Leben erlischt, mag das früher oder später geschehen oder auf eine bestimmte Reihe von Jahren (kurze Versicherung), wobei die versicherte Summe nur dann ausgezahlt wird, wenn der Tod während der bestimmten Periode erfolgt. Außerdem giebt es Versicherungen auf zwei oder drei verbundene Leben und zwar entweder in der Art, daß das Capital unbedingt beim Tode des zuerst oder zuletzt Sterbenden, oder nur unter der Bedingung gezahlt wird, daß eine bestimmte Person die andere im Voraus bestimmte überlebt (Ueberlebensversicherung). Andere Versicherungsformen sind noch complicirter, werden aber so selten benutzt, daß wir hier ihre Erwähnung umgehen. Schon unter den genannten Formen ist die einfache lebenslängliche Versicherung diejenige, welche vor allen andern eine überwiegende Anwendung findet. Je nachdem die eine oder andere Art der Versicherung für die versichernde Anstalt mit höherm oder geringerm Risico verknüpft ist, sind auch die Prämien dafür größer oder kleiner. Außerdem richten sich dieselben nach dem Alter des versicherten Lebens zu der Zeit, wo der Abschluß der Versicherung erfolgt, und bleiben während der Dauer dieses Lebens in der Regel unverändert. Bei gleicher Art der Versicherung ist für jüngere Personen weniger als für ältere an Prämie zu zahlen, weil diese im höhern Grade als jene der Gefahr, dem Tode zu unterliegen, ausgesetzt sind. Die Bestimmung der Prämien erfolgt auf Grund von Sterblichkeitslisten (s. d.) nach den Grundsätzen der Wahrscheinlichkeitsrechnung. Die auf diese Weise gefundenen Sätze werden in der Regel noch mit einem Zuschlag von 25—30 Procent versehen, um auch bei außerordentlichen Schwankungen der Sterblichkeit noch Deckung zu gewähren. Vgl. über Prämienberechnung W. Morgan „The principles and doctrine of assurances, annuities on lives etc." (Lond. 1821); Baily „The doctrine of live-annuities and assurances" (Lond. 1824; deutsch von Schnuse, Weimar 1839); Unger „Abhandlungen über Gegenstände der Arithmetik" (Bd. 1, Erfurt 1829); Littrow „Ueber Lebensversicherungen und andere Versorgungsanstalten" (Wien 1832) und Dav. Jones „On the value of annuities and reversionary payments" (2 Bde., Lond. 1843).

Gewöhnlich wird von Demjenigen, auf dessen Leben versichert werden soll, die Nachweisung verlangt, daß er einer guten Gesundheit genieße, nicht unter 15 und in der Regel nicht über 60 Jahre alt sei, auch keine Beschäftigung treibe, welche sein Leben oder seine Gesundheit außerordentlicher Gefahr aussetzt, weshalb in letzterer Hinsicht auch Personen, die im Seedienst stehen, und Militärs im Kriege von der Versicherung ausgeschlossen zu sein pflegen. Doch giebt es auch Anstalten, namentlich in England, welche solche Personen und selbst kranke Individuen gegen höhere Prämien versichern. Diese Nachweise in Bezug auf die Gesundheit, welche gleich bei Beantragung einer Versicherung eingereicht werden müssen, bedürfen in der Regel in Bezug auf den Gesundheitszustand Desjenigen, auf dessen Leben sie abgeschlossen werden soll, noch eines bestätigenden Zeugnisses von Seiten des Arztes und häufig muß er sich noch von einem berathenden Arzte der Versicherungsgesellschaft untersuchen lassen. Ist hierauf aber die Versicherung einmal abgeschlossen, so behält sie auch ihre Gültigkeit, der Gesundheitszustand der versicherten Person mag sich später nachtheilig verändern oder nicht. Nur wenn sich finden sollte, daß falsch declarirt worden ist, oder wenn die versicherte Person in den activen Kriegs- oder Seedienst tritt, oder Reisen

Digitized by Google

nach entlegenen Himmelsstrichen unternimmt, oder in einen lasterhaften und liederlichen Lebenswandel verfällt, kann die Versicherung aufgehoben werden. Dies geschieht bald mit, bald ohne Entschädigung von Seiten der Versicherungsanstalt. Auch wenn die Versicherung wegen unterbliebener Fortzahlung der Prämien erlischt, leisten einige Anstalten, z. B. die Gothaer Bank, bei zeitiger Zurückgabe der Police, eine Abgangsentschädigung nach Verhältniß der gezahlten Beiträge. Diese Anstalt gewährt ferner schon bei Lebzeiten der Versicherten mäßige Vorschüsse auf die Police. Erlischt das versicherte Leben, so ist darüber ein amtlicher Todtenschein beizubringen und durch ärztliches Attest die Todesursache nachzuweisen. Nach genügendem Befund dieser Beweisstücke erfolgt die Auszahlung der Versicherungssumme. Dieselbe kann nur dann versagt werden, wenn der Tod durch Selbstentleibung, oder im Duell, oder durch Henkershand, oder durch unverantwortlich muthwilliges Wagniß erfolgte, oder wenn sonst Gründe obwalten, welche die Versicherungsanstalt berechtigt hätten, die Versicherung schon bei Lebzeiten des Versicherten aufzuheben. Dies sind die gewöhnlichen Bedingungen, unter welchen Lebensversicherungen abgeschlossen werden. Diese Versicherungen haben das mit andern Versicherungen gemein, daß sie zwar nicht im Stande sind, den Menschen gegen eine ihm drohende Gefahr sicher zu stellen und dieselbe von seinem Leben abzuwenden, sondern nur dazu dienen, für den durch einen Unfall herbeigeführten pecuniären Verlust ganzen oder theilweisen Ersatz zu gewähren. Sowie bei Versicherungen von Gebäuden, Mobilien, Schiffen und Saaten Ersatz gewährt wird, wenn sie die Kraft der Elemente zerstört, so soll die Lebensversicherung für den Verlust der Erwerbsmittel, welche Jemand durch seine geistigen und körperlichen Kräfte besitzt, Entschädigung gewähren, wenn diese durch den Tod vernichtet werden. Eine Lebensversicherung ist daher zunächst für Solche Bedürfniß, welche ohne eigenes Capitalvermögen ihre Familie nur durch den Fleiß ihrer Hände oder durch die Kraft ihrer Geistesthätigkeit erhalten. Diese gewinnen durch die Lebensversicherung das Mittel, ihre Thätigkeit auch noch über das Grab hinaus für die Familie fruchtbringend zu machen und derselben in materieller Hinsicht einen Theil des Capitals zu hinterlassen, welches in ihrer Person liegend mit dem Tode dahinschwindet. Diese Benutzung der Lebensversicherungen von Seiten treuer Familienväter zur Versorgung ihrer Angehörigen ist die gewöhnlichste. Außerdem werden sie benutzt, um neben den legitimen Erben und ohne Belästigung derselben einzelnen theuern Personen ein Capital zuzuwenden, um Schulden allmälig zu tilgen, Bürgschaften zu leisten, Renten in Capitale zu verwandeln ꝛc. Ueberhaupt sind sie der verschiedensten Anwendung fähig und äußern nicht blos auf die Privatverhältnisse der betheiligten Familien, sondern auch auf das öffentliche Wohl, in materieller wie in moralischer Beziehung, einen vortheilhaften Einfluß.

Die verschiedenen Lebensversicherungsanstalten oder Lebensversicherungsgesellschaften, welche sich mit dem Abschluß von Lebensversicherungen beschäftigen, sind entweder Actiengesellschaften oder gegenseitige. Erstere bestehen aus einem Vereine von Capitalisten, welche eine gewisse Summe (das Actiencapital) theils baar, theils durch Einlegung von Wechseln zusammenschießen und damit Bürgschaft für die abzuschließenden Versicherungsverträge leisten. Die meisten lassen sich, zu größerer Sicherheit, wesentlich höhere Prämien zahlen, als das von ihnen übernommene Risico nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung erfordert und räumen dafür den Versicherten einen Antheil (gewöhnlich $^1/_2$ oder $^2/_3$) am Gewinne ein, der jedoch immer erst nach einer Reihe von Jahren zur Vertheilung kommt und inzwischen als Deckungsmittel für etwaige Ausfälle dient. Ergiebt nämlich das Versicherungsgeschäft bei den Rechnungsabschlüssen Verlust, so werden zu dessen Deckung die vorhandenen Gewinnantheile der Versicherten und Actionäre verwendet und das etwa noch Fehlende aus den bereitesten Fonds vorgeschossen, bis die höhern Beiträge der Versicherten für diesen Verlust Wiedererſatz gewährt haben. Erst nachdem dies geschehen ist, treten die Versicherten mit den Actionären, denen inzwischen ihre Actien regelmäßig verzinst werden, wieder in den Genuß von Dividenden. Von Nachschüssen sind sie frei; dagegen haben sie auch keinen Antheil an der Verwaltung, namentlich an der

Digitized by

Benutzung und Verwendung der den Actionären anzuvertrauenden Fonds. Auf diesen Principien beruhen viele engl. Anstalten und in Deutschland diejenigen in Lübeck und Berlin. Man nennt diejenigen Actiengesellschaften, welche den Versicherten einen Antheil am Gewinne einräumen, gemischte und diejenigen, welche dies nicht thun, sondern den Gewinn allein für sich behalten, reine Actienanstalten. Beide Arten gehören in die Kategorie der kaufmännischen Unternehmungen. Die gegenseitigen Anstalten bilden sich durch das Zusammentreten einer größern Anzahl von Personen zum Zweck gemeinschaftlicher Versicherung nach dem Grundsatze, daß die Gesammtheit der Versicherten jedem Einzelnen für die Erfüllung seines Vertrags einzustehen hat. Aus den Mitgliedern wird nach gewissen statutarischen Regeln eine Repräsentation (der Vorstand) gebildet, welche die gemeinsamen Angelegenheiten des Vereins zu leiten, die Verwaltungsbeamten zu ernennen und zu controliren hat. Die Prämien, welche diese Anstalten erheben, sind in der Regel auch höher, als das mit den Versicherungen verbundene Risico erfordert. Die Ueberschüsse fließen jedoch in der Form von Dividenden unverkürzt an die Versicherten zurück. Entstehen Ausfälle, zu deren Deckung weder die Jahreseinnahme noch die Ueberschüsse früherer Jahre (der Sicherheitsfonds) hinreichen, so wird das Fehlende alsbald durch einen Nachschuß von den Versicherten erhoben, so daß die aus den höhern Prämien zu erwartenden Ueberschüsse der fernern Jahre nicht, wie bei den gemischten Actienanstalten, zur Deckung dieses Deficits verwendet, sondern wieder als Dividende unter die Versicherten vertheilt werden. Bei Gesellschaften, die schon eine große Ausdehnung gewonnen haben und deren Rechnungswesen auf richtiger Basis ruht, ist die Wahrscheinlichkeit einer Unzulänglichkeit der Jahreseinnahme sehr gering, da selbst durch außerordentliche Ereignisse die Sterblichkeit einer vielzähligen, über ein großes Terrain zerstreuten Gesellschaft nur wenig von der durch das Naturgesetz vorgezeichneten Normallinie abgelenkt wird. Dies hat sich bei der Gothaer Lebensversicherungsbank gezeigt, auf welche das wiederholte Auftreten der Cholera und Grippe kaum von wesentlichem Einfluß war. Die wichtigsten Bedingungen für die dauernde Sicherheit einer Lebensversicherungsanstalt, mag sie auf Actien oder Gegenseitigkeit beruhen, sind Erhebung angemessener Prämien, große Vorsicht beim Abschluß der Versicherungen (Ausschließung kränklicher Individuen und scharfe Controle der ärztlichen Zeugnisse), richtige Bemessung und Aufsparung der Fonds, welche zur Deckung der im Laufe der Zeit zunehmenden Sterblichkeit dienen (Reserve), sichere Belegung der vorräthigen Gelder auf gute Hypotheken oder in soliden Werthpapieren. Durch die Vernachlässigung dieser Bedingungen oder auch nur einer derselben kann sich der Anfangs blühendste Zustand einer Lebensversicherungsanstalt sehr schnell in einen traurigen Verfall verwandeln, wie denn auf diese Weise schon manches Unternehmen, welches Anfangs sehr gut sich zu gestalten schien, in kurzer Zeit ein unglückliches Ende genommen hat. Da durch unzuverlässige oder ungeschickte Verwaltung im Laufe der Zeit so bedeutende Ausfälle entstehen können, daß zu ihrer Deckung selbst ein bedeutendes Actiencapital nicht hinreicht, so haben bei diesen Anstalten die Versicherten ein wesentliches Interesse dabei, daß ihnen der Zustand derselben offen dargelegt und gestattet werde, auf die Principien der Verwaltung einen Einfluß zu äußern.

Die erste Lebensversicherungsanstalt wurde 1706 in England unter dem Namen Amicable Society vom Bischof Allen auf Gegenseitigkeit gegründet, fand aber sehr wenig Theilnahme. Erst die im J. 1762 gegründete Equitable society in London zog die Aufmerksamkeit des Publikums in höherm Grade auf sich und seitdem sind in England gegen 100 verschiedene Lebensversicherungsanstalten entstanden. In keinem Lande ist die Benutzung solcher Anstalten so verbreitet wie hier. Die ausgedehnteste derselben und reichste überhaupt ist die auf Gegenseitigkeit beruhende Equitable society. Sie besitzt dermalen ein Vermögen von etwa 10 Mill. Pfd. Sterl., was sich aus dem Grunde zu dieser enormen Höhe gesteigert hat, weil die bei den Rechnungsabschlüssen (von zehn zu zehn Jahren) sich ergebenden Ueberschüsse nur zu zwei Dritttheilen den Versicherten gewährt, aber auch mit diesem Betrage nicht wirklich zur Vertheilung gebracht, sondern für jeden Versicherten nach seinem jeweiligen Alter in ein erst bei seinem Tode zahlbares Capital verwandelt werden.

Digitized by Google

Einschließlich dieser Zuschläge zu den Versicherungssummen (Additions) beläuft sich das ganze Versicherungscapital der Anstalt dermalen auf 14 Mill. Pfd. Sterl. und vertheilt sich auf nicht mehr als etwa 7200 Personen. Das nicht vertheilte Drittheil der Ueberschüsse bildet den Sicherheitsfonds der Anstalt. Nächst England ist Deutschland das Land, wo sich der Sinn für Lebensversicherung jetzt am lebendigsten äußert. Geweckt wurde derselbe vornehmlich von Gotha aus, wo die Idee zur Gründung einer deutschen Lebensversicherungsanstalt, nach zwei mißlungenen frühern Versuchen in Hamburg und Elberfeld, in den Jahren 1826 und 1827 wieder aufgenommen und nach Besprechung derselben in mehreren populären Aufsätzen und Schriften durch eine auf Gegenseitigkeit beruhende Anstalt verwirklicht wurde. Dieselbe trat mit dem 1. Jan. 1829 in Wirksamkeit, gewann in kurzer Zeit eine ungewöhnliche Theilnahme und ist jetzt in Hinsicht auf die Zahl der versicherten Personen die größte Lebensversicherungsanstalt Europas. Im fortwährenden Wachsen begriffen, besaß sie am 1. Aug. 1846 13,468 Versicherte mit 21,570,000 Thlr. Versicherungssumme und einen diesen Versicherten gehörigen Fonds von 4,200,000 Thlr. Aus ihrer Kasse sind schon über 3 Mill. Thlr. an die Erben gestorbener Versicherter gewährt und 1 Mill. Thlr. an die Lebenden als Dividende vertheilt worden. Sie erstattet jedes Jahr über ihren Zustand und die Geschäftsergebnisse einen sehr ausführlichen und gründlichen Bericht, welche Kundgebungen wesentlich dazu beitragen, ihr das Vertrauen des Publikums zu erhalten. Mit Ausschluß der österreichischen Monarchie, die sich im Versicherungswesen streng von den andern Staaten absondert, besitzt Deutschland überhaupt jetzt neun Lebensversicherungsanstalten, wovon die eine Hälfte auf Gegenseitigkeit, die andere auf Actien beruht. Zu der ersten Gattung gehören die Anstalten zu Gotha (1829), Leipzig (1830), Hanover (1831) und Braunschweig (1842), zu der letztern diejenigen in Lübeck (1828), Berlin (1836), München (1836) und Frankfurt a. M. (1844). Diese acht Anstalten hatten bis 1845 zusammen für etwa 36 Mill. Thlr. Versicherungen auf das Leben von ungefähr 26,000 Personen übernommen. Eine überwiegende Theilnahme haben die gegenseitigen Anstalten gefunden, so daß die von ihnen versicherten Summen das Versicherungscapital der Actienanstalten auf das Dreifache übertreffen. In der That ist auch das Princip der Gegenseitigkeit kaum für einen Zweig des Versicherungswesens so geeignet und mit so vielen Vortheilen für die Versicherten verbunden, als für den der Lebensversicherung. Oesterreich besitzt nur zwei Lebensversicherungsanstalten, die eine in Triest als einen Zweig der auf Actien beruhenden Assicurazioni generali austro-italiche seit 1831, die andere in Wien als eigene Anstalt auf Gegenseitigkeit im J. 1840 errichtet. Beide Anstalten, obwohl durch ein Monopol für die ganze Monarchie begünstigt, haben noch wenig Erfolg gehabt. In Frankreich waren Lebensversicherungen durch eine königliche Ordonnanz von 1681 verboten, weil man das Leben freier Menschen zu einer Schätzung im Geldwechsel nicht geeignet hielt. Aber auch nach Aufhebung jenes Verbots im J. 1787 dauerte es noch lange, ehe sich die erste allgemeine Anstalt dieser Art bildete und als ein Zweig der Compagnie d'assurances générales 1819 ins Leben trat. Seit 1829 wurden noch einige andere, z. B. Union und Compagnie royale, gegründet. Frankreich scheint aber kein Boden für die Lebensversicherung zu sein. Alle Anstalten haben daselbst nur eine sehr mäßige Theilnahme gefunden. Dasselbe Verhältniß findet in Holland, Belgien, Italien und Rußland statt, wo neuerdings auch Lebensversicherungsanstalten errichtet worden sind, aber verhältnißmäßig nur sehr sparsam benutzt werden. Vgl. Babbage „Vergleichende Darstellung der verschiedenen Lebensversicherungsgesellschaften" (deutsch, Weimar 1827) und Bleibtreu „Zweck und Einrichtung der Lebensversicherungsanstalten" (Karlsr. 1832).

Leber (Hepar oder Jecur) nennt man die große vollkommene Drüse (s. d.), welche im Unterleibe gleich unter dem Zwerchfelle auf der rechten Seite an den kurzen Rippen im rechten Hypochondrium liegt und zum Theil den Magen bedeckt. Sie ist von rothbrauner Farbe, oben rund und erhaben (conver), platt und eben, unten aber, wo sie aufliegt, ungleich und eingebogen (concav). Der erhabene Theil der innern Seite wird die Pforte genannt, woher auch die Pfortader, die daselbst in die Leber geht, ihren Namen

Digitized by Google

hat. Sie ist an viele nahe liegende Theile befestigt, besonders a) an das Zwerchfell durch ein breites Band, ligamentum suspensorium hepatis; b) an den Nabel, durch ein rundes Band, lig. umbilicale, welche beim Fötus früher die vena umbilicalis gewesen ist; c) an die große Hohlader und an die Pfortader, die in der Leber gleichsam wurzelt. Die Substanz der Leber ist drüsenartig, mit lauter kleinen Blutgefäßen netzartig durchflochten und mit einer dünnen Haut überzogen. Sie ist das Organ für die Gallenabsonderung aus dem Blute, dieser kohlenstoffreichen, zur Verdauung so nöthigen Flüssigkeit, und die theils aus der Leber durch den Gallengang (ductus hepaticus), theils aus ihrem Sammelkasten, der Gallenblase, durch den ductus cysticus geleitet wird; beide Gänge vereinigen sich in einen gemeinschaftlichen Gang, den ductus choledochus, der sie in den Zwölffingerdarm bringt. Die Gallenblase ist von birnförmiger Gestalt und liegt an der unteren concaven Seite der Leber. Indem dieses gewiß nicht unwichtige Organ die eben beschriebene Beschaffenheit in dem Menschen erreicht hat, treffen wir es, wenigstens etwas Aehnliches davon, in fast allen Classen der Thierwelt wieder. Schon in den höheren Pflanzenthieren bemerken wir eine Leber; deutlicher tritt sie in den Muschelthieren hervor; sehr groß sehen wir sie in den schneckenartigen Thieren und Spinnen; bei den Würmern finden wir sie weniger ausgebildet und oft scheint sie ganz zu fehlen; bei den Insecten wird sie durch eigenthümliche Gallengefäße ersetzt. Bei den Fischen finden wir eine sehr beträchtliche, längliche, einen großen Theil des Unterleibes ausfüllende Leber, und bei den Amphibien und Vögeln sogar verhältnißmäßig größer als bei den Menschen und allen übrigen Säugethieren. — Neben der angeführten Hauptfunction der Gallenabsonderung schreibt man der Leber noch eine andere Verrichtung zu, nämlich die der Blutbereitung. Es kommt hier vorzüglich darauf an, zu beweisen, daß die Anfänge der Pfortader wirklich Chylus oder Speisesaft im Darmkanale aufsaugen; der Beweis aber ist schwierig und das Ganze kann nur Vermuthung bleiben. Wie eng aber die Leber mit dem ganzen Systeme der Venen und besonders mit dem der Pfortader in Verbindung steht, das in der Leber wurzelt und wohl das Meiste zur Gallenabsonderung beiträgt, läßt sich nicht leugnen und wird am meisten in den krankhaften Zuständen leider deutlich, wo wir den innigen Antheil des einen an dem Leiden des andern gar nicht verkennen können.

Unter den Leberkrankheiten heben wir als bemerkenswerthe und häufige folgende heraus. Entzündung der Leber, die entweder hitzig oder langwierig ist; sie unterscheidet sich von andern Entzündungen vorzüglich durch einen anhaltenden Schmerz in der Gegend der Leber und ist gemeiniglich mit Erbrechen, großer Hitze, Durst, Mattigkeit und den gewöhnlichen Zeichen eines hitzigen Fiebers verknüpft; die langwierige Entzündung hingegen ist durch weniger sichere Zeichen zu erkennen und kann oft Jahre lang dauern, ehe wir sie als Grund des Leidens errathen; sie geht gewöhnlich in Verhärtung oder Eiterung über. Anschwellung der Leber, besonders mit Stockung im Pfortadersysteme. Die Leber schwillt dann zu einer bedeutenden Größe an, und das Leiden verräth sich durch anhaltendes Drücken auf der rechten Seite unter den Rippen, auch durch eine ungewöhnliche Empfindung in dieser Gegend, besonders während des Hustens und Nießens, als ob etwas Fremdes da wäre. Ist dabei die Anschwellung der Leber bedeutend, so ist sie schon durch das Befühlen zu erkennen; sie entsteht oft nach unterdrückten Hämorrhoiden oder Fußschweißen. Verhärtung der Leber, entweder mit Anschwellung oder Verkleinerung derselben verbunden. Außer dem Erkennen durch das Befühlen der Lebergegend bei wahrzunehmender Geschwulst klagen die Kranken gemeiniglich über Druck und Schwere in dieser Gegend, welcher bei dem geringsten Genuß von Speisen bedeutend zunimmt; bald ist Verstopfung, bald Durchfall vorhanden, in beiden Fällen aber viele Blähungen, manchmal Anschwellung und Spannen des ganzen Unterleibes, innerliche Hitze, Trockenheit, Heiserkeit; oft klagt der Kranke über dauernde Bitterkeit im Munde, wenigstens einen anhaltenden, widerwärtigen Geschmack; manchmal entsteht Wassersucht dazu; bei Andern kommt ein auszehrendes Fieber mit großer Entkräftung des ganzen Körpers hinzu, und wenn diese sich sehr vermehrt, kann das auszehrende Fieber schnell den drohendsten Charakter annehmen, und

Digitized by Google

unter allerlei Zufällen schließt das Trauerspiel mit dem heißen Brande; vieles Sitzen, starkes Trinken, vornehmlich auch öfteres Kalttrinken auf Erhitzungen des Körpers geben die meiste Gelegenheit dazu. Nun können aber auch die Regelwidrigkeiten bei Absonderung der Galle zu mancherlei Krankheiten Gelegenheit geben, bei denen die Leber selbst mehr oder minder ergriffen erscheint, als da sind Gelbsucht, die Cholera, das gelbe Fieber ꝛc. Letzteres und die Gelbsucht charakterisiren sich besonders durch eine gelbe Färbung des Körpers, die besonders stark im Weißen des Auges hervortritt. — Einen starken Consensus zwischen Gehirn und Leber sehen wir besonders bei Kopfverletzungen hervortreten, sowie im Gegentheil wieder Leberkrankheiten auch leicht das Gehirn in Anspruch nehmen. — Zu hitzigen Leberkrankheiten sind besonders Personen von cholerischem Temperamente geneigt, zu chronischen hingegen mehr die von melancholischem Temperamente und venöser Constitution, sowohl der atrabilären (schwarzgalligen), als auch der, die sich durch große Anlage zum Fettwerden ausspricht. Als veranlassende Ursache ist schon das häufige Trinken hitziger Getränke genannt, wozu noch der Genuß der zu häufigen und fetten Speisen, sowie das Wohnen in einer feuchten, aber zugleich warmen Atmosphäre hinzuzufügen ist.

Leberreime nennt man Verse aus dem Stegreife, welche in früheren Zeiten bei Gastereien sehr gebräuchlich waren. Erschien nämlich der Hecht auf der Tafel, so mußte Jeder, dem er geboten wurde, einen scherzhaften Reim zu machen suchen. Die erste Zeile fing immer mit den Worten an: Die Leber ist vom Hecht und nicht von —. Hier nannte man den Namen eines beliebigen Thieres, auf welches die folgende, den Scherz enthaltende Zeile zu reimen war. Als der Erfinder dieser Leberreime wird Schävius genannt.

Leberthran (Oleum jecoris aselli) ist ein aus der Leber des Kabeljau (s. d.) gewonnenes fettes Oel, welches je nach den verschiedenen Bereitungsarten verschiedene Farbe, Geschmack und Geruch erhält. Es wurde schon in frühern Zeiten als Volksmittel gegen Gicht gebraucht und wird gegenwärtig noch häufiger angewendet; auch leistet es in der Strophelkrankheit und den aus dieser sich herleitenden Formen, besonders in der englischen Krankheit (s. d.) gute Dienste. Die reinste Sorte, der sogenannte hellblanke Thran scheint weniger stark zu wirken als die unreinere, der sogenannte braune oder braunblanke Thran.

Lebkuchen, s. Pfefferkuchen.

Lebrun, Charles, erster Maler des Königs, Ritter des heil. Michaelordens und seit 1648 Präsident der neuen Maler- und Bildhauerakademie und Director der königl. Gobelinmanufaktur, geb. 1618 zu Paris, bildete sein glänzendes Genie unter dem berühmten Vouet und besuchte, als er von ihm Nichts mehr zu lernen hatte, darauf Italien, wo er sich nach Raphael's Gemälden und den Antiken vervollkommnete. Nach mehrjährigem Aufenthalte in diesem Lande der Kunst kehrte er in sein Vaterland zurück, erhielt nach und nach oben genannte Aemter unter Colbert's Einflusse, malte die Hoffeste Ludwig's XIV., welche großes Aufsehen erregten und in Versailles aufgestellt wurden. Seine Gemälde werden wegen ihrer glücklichen Composition und Correctheit, nicht aber wegen des Colorits geschätzt. Seine Kenntniß des menschlichen Gemüthes und der leidenschaftlichen Erregungen desselben bestätigte L. durch s. „Traité sur la physionomie" und „Sur le caractère des passions" welches letztere auch verdeutscht in Nürnberg erschien. L. starb 1690.

Lebrun, Ponce Denis Ecouchard, genannt Frankreichs Pindar, geb. 1729. Der Prinz von Conti ließ ihn erziehen, weshalb L. als dessen natürlicher Sohn galt, und machte ihn später zu seinem Privatsecretär. An seinem Charakter hafteten manche Flecken, besonders hatte er eine unwiderstehliche Neigung, Epigramme zu machen, in denen er selbst seine besten Freunde nicht schonte; sogar auf Bonaparte, den er so sehr bewunderte und für den er von Dankbarkeit erfüllt war, machte er Epigramme. Da er nur in Versen keck, sonst aber furchtsam war, pflegten seine Freunde zu sagen, er erschrecke vor seinen eigenen Epigrammen. Als er durch Conti's Tod seine Stelle und fast gleichzeitig durch den Bankerott des Fürsten Rohan Guémené 18,000 Frcs. verlor, erhielt er durch die Vermittlung des Grafen Vaudreuil von Calonne eine Pension und schmeichelte nun Ludwig XVI. Nach dem Ausbruche der Revolution widmete er dieser seine Muse. Er war der Dichter des

Digitized by Google

Convents, der ihm im Louvre eine Wohnung anwies und mehrere seiner republikanischen Oden sind wirklich poetische Meisterstücke. L. starb erblindet am 2. Sept. 1807. Seine „Oeuvres complets" gab Guinguené (4 Bde. Par. 1811) heraus, seine „Oeuvres choisies" (2 Bde. Par. 1821) erschienen öfters. Sie enthalten Oden voll Kraft, Feuer, Gedankenstärke und Erhabenheit und treffliche Elegien. Seine Epigramme sind beißend, doch hat er die ersten selbst unterdrückt. Reich an schönen und wahrhaft poetischen Stellen ist sein Lehrgedicht „La nature," das unvollendet blieb und dessen Plan fehlerhaft angelegt ist; unvollendet ließ er auch sein Gedicht „Les veillées de Parnasse." Noch schrieb er Anmerkungen zu Boileau und J. J. Rousseau, die häufig den Ausgaben dieser Dichter beigefügt sind.

Lebrun, Charles François, Herzog von Piacenza, geb. am 19. März 1739 zu Sauveur, aus einer bretagneschen Familie stammend, machte zu Paris ausgezeichnete Studien, vollendete dann seine Bildung durch Reisen in England und Holland und wurde darauf Erzieher der Kinder des spätern Kanzlers Maupeou, der ihn zum Secretär erhob. Schon als Student hatte er sich durch seine treffliche Uebersetzung des „Befreiten Jerusalems" (2 Bde., 1774; 2. Aufl., Par. 1840), sowie der „Iliade" (3 Bde., 1776; 2. Aufl., 1800) einen geschätzten Namen erworben. Als Maupeou mit den Parlamenten in Streit gerieth, ließ L. mehrere Flugschriften im Interesse des Hofes erscheinen; auch soll er die offiziellen Schriften und Acte verfaßt haben, die der Hof in der Sache erließ. Mit dem Kanzler fiel er deshalb bei der Thronbesteigung Ludwig's XVI. in Ungnade und lebte darauf in gänzlicher Zurückgezogenheit. Kurz vor dem Ausbruche der Revolution erregte er wieder die öffentliche Aufmerksamkeit durch seine Schrift „La voix du citoyen". Beim Ausbruch der Revolution ward er als Deputirter des dritten Standes zu den Generalstaaten gesendet, wo er sich in der constituirenden Versammlung sehr bald durch seine Reden auszeichnete und dann Mitglied des Finanzcomité wurde. Er nahm nach dem 10. Aug. 1792 seinen Abschied und wurde unter Robespierre verhaftet; doch rettete ihn der 9. Thermidor. Im J. 1796 in den Rath der Alten getreten, ward er nach den Ereignissen vom 18. Brumaire, an denen er zu Gunsten Bonaparte's bedeutenden Antheil genommen hatte, zum Präsidenten der einstweiligen Commission, später aber zum dritten Consul ernannt. Bei Errichtung des Kaiserreichs erhielt er den Titel eines Prinzen, Reichserzschatzmeisters und Herzogs von Piacenza. Er wurde Generalgouverneur von Genua und nach Ludwig Bonaparte's Abdankung auch von Holland, wo er bis 1813 blieb. Den Beschluß wegen der Abdankung Napoleon's unterschrieb er nicht mit, jedoch den (6. April 1814) in Betreff der Berufung der Bourbons auf den Thron. Während der hundert Tage ernannte man ihn zum Großmeister der Universität. Nach der zweiten Restauration wurde ihm daher die Pairswürde genommen, die er erst 1819 wieder erhielt. Er lebte dann auf seinem Landgute St. Mesme bei Dourdan, wo er den 16. Juni 1824 starb. — Sein Sohn, der Generallieutenant Anne Charles L., Herzog von Piacenza, geb. 1785, folgte ihm in der Pairswürde und gab des Vaters „Mémoires" (Par. 1829) heraus.

Lebrun, Pierre, lyrischer und dramatischer Dichter und einer der enthusiastischen Verehrer Napoleon's, geb. zu Paris am 29. Dec. 1785. Dem damaligen Minister des Innern, François de Neufchateau, welcher durch ein Gedicht des jungen Mannes auf seine poetischen Anlagen aufmerksam gemacht wurde, verdankte er seine Aufnahme in die Lehranstalt des Prytaneums. Hier schritt er rasch und glücklich vorwärts und machte sich durch sein Preisgedicht: „Mes souvenirs" so ehrenvoll bekannt, daß er, noch vor Vollendung seiner Studien, zur einstweiligen Verwaltung des rhetorischen Lehrstuhles berufen wurde. Napoleon, welcher bei einem Besuche des Prytaneums, sich über den schülerhaften Lehrer wunderte und ihn fragte, für welche Laufbahn er sich bestimme, erhielt die Antwort: „Ich will Ihren Ruhm besingen"! L. verherrlichte den Sieg bei Jena durch eine treffliche und feurige Ode, und erhielt dafür eine jährliche Pension von 1200 Fr., welche ihm auch während der Restauration ausgezahlt wurde. Unter seinen dramatischen Arbeiten, deren erste das Trauerspiel: „Evander und Pallas" war, sind noch anzuführen: sein „Ulysses"

Digitized by Google

(1814), „Maria Stuart" (1820), eine Uebersetzung der Schiller'schen Tragödie, welche funfzig Mal hinter einander aufgeführt wurde und unter allen den größten Beifall errang, und „Le Cid d'Andalousie" (1826). Napoleon gab ihm eine Stelle im Steuerdepartement, welche er jedoch durch die Restauration verlor. Seitdem machte er nicht unbedeutende Reisen, und erwarb sich durch seine poetischen Arbeiten fürs Theater ein reiches Einkommen. Er schrieb auch: „Poème lyrique sur la mort de Napoléon" (Par. 1822) und „Le Bonheur de l'étude". Sein vorzüglichstes Gedicht ist die „Voyage en Grèce" (Paris 1828). Im Jahre 1831 ward er zum Director der königlichen Druckerei und 1839 zum Pair ernannt. Als Dichter gehörte er der sogenannten classischen Schule an und ob er gleich in der Folge sich den modernen Ideen näherte, streifte er doch nicht alle Vorurtheile der alten Schule ab.

Lebus, eine Stadt an der Oder, im Regierungsbezirk Frankfurt der preußischen Provinz Schlesien, mit 1600 Einw., war ehemals der Sitz eines von Polen aus begründeten Bisthums, das später nach Fürstenwalde verlegte wurde und seit Ende des 16. Jahrh. kurbrandenburg. Prinzen zu postulirten Bischöfen hatte.

Lech bedeutete im Slawischen ursprünglich gleich Czech (s. d.) und Bojar (s. d.) einen freien Eigenthümer eines größern Landstrichs und wurde erst nachher Volksname. Nach der Sage war L. der erste Fürst der Polen. Er kam um 550 n. Chr. aus Kroatien in die Ebenen von Großpolen und gründete dort die erste polnische Niederlassung. Gnesen (s. d.), das er nach einem dort aufgefundenen Neste weißer Adler also benannte, wie er denn auch den Polen einen weißen Adler zum Wappen gab. Lechiten oder Lachen werden zuerst von Nestor die slawischen Einwohner der fruchtbaren, durch Ackerbau berühmten Ebenen an der Weichsel benannt; später bezeichnete man damit insbesondere die Polen.

Lech, Lycus, ein sehr reißender Fluß in Deutschland, entspringt an der rothen Wand, einem Berge der Algauer Alpen, 2 Meilen von Pludenz, nimmt die ansehnliche, unweit des Dorfes Wertach entstehende Wertach auf, ist von Füssen an für Flöße und von Schongau für Schiffe fahrbar und ergießt sich unterhalb Donauwörth in die Donau.

Lechevalier, Jean Bapt., franz. Archäolog, geb. zu Trelly im Departement Manche am 1. Juli 1752, studirte zu Paris und war von 1772—78 Lehrer an den Colléges Duplessis, d'Harcourt und Navarre. Als Choiseul-Gouffier als Gesandter nach Konstantinopel ging, erbot sich L. zu seinem Secretär, namentlich um von ihm sich bei seinen archäologischen und geographischen Untersuchungen unterstützen zu lassen. L. machte jetzt eine Reise nach England und Italien und besuchte dann die Nordwestküste von Kleinasien, wo er besondere Aufmerksamkeit der Erforschung der Ebene von Troja zuwendete, in der er die Gräber des Ajax, Achilles und Protesilaos aufgefunden zu haben vorgab. Auch bemühte er sich das alte Griechenland in dem neuen wieder zu finden und suchte besonders aus der Bestätigung der geographischen und historischen Angaben Homer's die seiner Meinung nach gefährdete Ehre desselben sicher zu stellen. Von Konstantinopel aus bereiste er in den folgenden Jahren die Propontis und den Pontus Eurinus. Nach dem Ausbruch der Revolution kehrte er nach Frankreich zurück, ging aber 1790 wieder nach London, bereiste in den folgenden Jahren Deutschland, Holland, Dänemark, Schweden und Rußland und kam erst 1795 nach England zurück. Drei Jahre später besuchte er Spanien und Portugal und kehrte über Sicilien zurück. Im Jahre 1806 wurde er bei der Bibliothek St.-Geneviève in Paris angestellt, und starb als erster Conservator an derselben am 2. Juli 1836. Seine „Voyage de la Troade, ou table de la plaine de Troie dans son état actuel" (zuerst von Dalzal nach dem Manuscripte ins Englische übersetzt, Lond. 1794; 2. Aufl., Par. 1797; 3. Aufl., 3 Bde., Par. 1802, mit Atlas, 4.), welche nicht nur eine Geschichte des Schauplatzes der „Iliade" enthält, sondern sich auch über alle in der „Odyssee" genannten Orte verbreitet und die Fortsetzung derselben, „Voyage de la Propontide et du Pont-Euxin" (2 Bde., Par. 1800) verwickelte ihn in sehr unangenehme Händel mit Gouffier, welcher behauptete, daß, da L. auf seine Kosten gereist sei, dessen Entdeckungen dem Werke ange-

Digitized by Google

hörten, das er ſelbſt herauszugeben beabſichtigte. Im Allgemeinen enthalten L.'s Schriften keineswegs tief eindringende Unterſuchungen und die überall deutlich hervortretende Abſichtlichkeit läßt die Behauptungen des Verfaſſers ſtets mit Mißtrauen aufnehmen. Noch ſoll er der Verfaſſer des Werks „Ulysses Homer, or a discovery of the true author of the Iliad and Odyssea" (Lond. 1829; franz., Par. 1829, Fol., mit 5 Karten und 15 Kpf.) ſein, welches er unter dem Namen Konſtantin Koliades herausgab und worin er, das gelehrte Publikum myſtificirend, dem Homer die Autorſchaft der ihm zugeſchriebenen Gedichte abſpricht.

Lechfeld, eine große Ebene in Bayern zwiſchen Landsberg und Augsburg an der Wertach und am Lech, iſt berühmt durch den Sieg Otto's I. 955 über die Hunnen, ſowie durch das Gefecht bei Rain am 15. April 1632, zwiſchen den Schweden unter Guſtav Adolf und den Kaiſerlichen, die den Uebergang über den Lech vertheidigten, unter Tilly (ſ. d.). Der Letztere wurde mit dem kaiſerlichen General Aldringer hier tödtlich verwundet.

Leck, im Allgemeinen ein Riß in einem waſſerdichten Gefäße, wodurch das Waſſer hinein- oder herausdringt; daher das Zuſammentrocknen hölzerner Gefäße verleckſen genannt wird, und lecken, ablecken, das Durchdringen einer eingeſchloſſenen Flüſſigkeit durch die Fugen ihres Gefäßes bezeichnet. Von dem Schiffe ſagt man: Es hat ein L. bekommen, wenn entweder durch das Alter desſelben das Gefüge nachgegeben hat, oder durch Anſtoßen an eine Klippe, ſowie durch das Antreffen einer Kanonenkugel ein Loch entſtanden iſt. Leckaſie, oder Leckagie heißt der Abgang, den flüſſige Waaren auf dem Lager oder während des Transports erleiden.

Leclerc d'Oſtin, Victor Emanuel, franzöſiſcher General, geb. am 17. März 1772 zu Pontoiſe, aus einer niedrigen Familie, trat ſehr jung in Kriegsdienſte, und zeichnete ſich von 1792 an durch Einſicht, Unerſchrockenheit und Begeiſterung für die Sache der Freiheit und der ausgebrochenen Revolution aus. 1793 bei dem Heere, welches Toulon belagerte, zum Generaladjutanten befördert, ſchloß er mit Bonaparte eine Freundſchaft, welche ſpäterhin die Urſache zu ſeinem ſchnellen Emporkommen war. Später wußte er ſich bei dem Jakobinerclub in Paris in Gunſt zu ſetzen und kam als Brigadegeneral zu der Nord- und Rheinarmee. 1796 folgte er Bonaparten nach Italien, wo er den Angriff auf Mont-Cenis leitete, der vollkommen gelang; nicht weniger that er ſich in den Schlachten am Mincio, bei Salo und bei Roveredo hervor. Nach dem Frieden von Campo Formio zum Chef des Generalſtabes bei der italieniſchen Armee ernannt, nahm er ſeinen Abſchied, um Bonaparte auf ſeinem Zuge nach Aegypten zu begleiten, wobei er jedoch weniger geleiſtet hat. Nach Bonaparte's Rückkehr von dort in deſſen Plane eingeweiht, trug er durch ſeine Kühnheit viel zu dem Gelingen der Revolution von Saint-Cloud bei, wo er an der Spitze einer Abtheilung Grenadiere die widerſpenſtigen Deputirten aus einander jagte. Von nun an ward er mit Gunſtbezeigungen überſchüttet, und Bonaparte feſſelte ihn nach und nach dadurch an ſich, daß er ihm ſeine Schweſter Pauline zur Gemahlin gab. Bald darauf vertraute er ihm den Oberbefehl eines Heeres an, welches durch Spanien gehen und Portugal unterwerfen ſollte. L. erfüllte dieſen Auftrag aufs Beſte, und ſuchte im Frieden von Badajoz für Bonaparte eine Summe von 20 Millionen auszumachen. Seine hierauf folgende und zugleich letzte Unternehmung war die Expedition gegen St. Domingo. Eine Heeresmacht, aus 82 Kriegsſchiffen und 35,000 Mann Kerntruppen beſtehend, wurde L.'s Befehl übergeben, um die unter Touſſaint Louverture freigewordenen Schwarzen der franzöſiſchen Herrſchaft wieder zu unterwerfen. Allein trotz anfänglichen Sieges, mißlang der ganze Zug. Schreckliche Seuchen, die unter den franzöſiſchen Soldaten wütheten und Mißgeſchick aller Art trugen nicht wenig dazu bei. L. ſah ſich genöthigt, ſein Hauptquartier nach der Schildkröteninſel zu verlegen. Der Gram über dieſe Unfälle zerſtörte ſeine Lebenskräfte. Er erlag einer auszehrenden Krankheit am 2. Nov. 1802. Seine Gebeine wurden nach Frankreich gebracht und auf ſeinem Landgute Montgobert bei Soiſſons begraben. Seine Witwe heirathete ſpäter den Prinzen Borgheſe (ſ. d.).

Digitized by Google

Lecluse, Charles de, gewöhnlich Clusius genannt, Arzt und Botaniker, geb. zu Arras 1526, studirte in Gent und Löwen die Rechte, ging dann nach Deutschland und hielt sich längere Zeit in Wittenberg auf, wo er Melanchthon's Umgang genoß. Später wendete er sich in Montpellier dem Studium der Medicin zu. Im Jahre 1555 kehrte er in seine Heimath zurück, verweilte daselbst sechs Jahre, lebte dann abwechselnd zu Paris, Löwen und Augsburg und machte 1564 eine wissenschaftliche Reise nach Spanien. Im Jahre 1571 war er in England und folgte dann einer Einladung des Kaisers Maximilian II. nach Wien, der ihn zum Aufseher der kaiserlichen Gärten machte. Von Wien aus bereiste er England zwei Mal; doch nahm er 1587 seine Entlassung aus dem kaiserlichen Dienste, lebte einige Zeit lang ziemlich zurückgezogen in Frankfurt a. M., wo er nur zuweilen den Landgrafen Wilhelm von Hessen sah, der ihm sehr gewogen war, nahm 1593 die Professur der Botanik in Leyden an und starb daselbst am 4. April 1609. L. war ein sehr gelehrter Mann, aber auch fromm, mild, bescheiden und von einfacher Sitte und dem Studium der Botanik so ergeben, daß er es auch fortsetzte, als er durch seine Reisen auf beiden Füßen gelähmt, an Krücken gehen mußte. Er entdeckte viele neue Pflanzen und beschrieb sie auf musterhafte Art in mehreren Werken, von denen die berühmtesten sind „Rariorum plantarum historia" (Antw. 1601, Fol.) und „Exoticorum libri X." (Antw. 1605, Fol.) Plumier widmete ihm die schöne Pflanzengattung Clusia, die jetzt viele über das tropische Amerika verbreitete Arten zählt.

Le Coq, Karl Christian Erdmann, Edler von, königl. sächsischer Generallieutenant der Infanterie, commandirender General der Armee und Ritter mehrerer Orden, geb. den 28. Oct. 1767 zu Torgau, trat 1780 als Fähnrich in das Regiment seines Vaters, eines sächsischen Obersten, zeigte viel Eifer in dem ergriffenen Fache und ward schon 1788 Adjutant. Der Feldzug von 1795 bot ihm wenige Gelegenheit, sich auch im Felde als Den zu zeigen, der er daheim im Frieden gewesen, besonders als er Capitän und Compagniechef geworden war. Denn nicht nur in taktischer Hinsicht suchte er seine Compagnie zu heben, sondern gab auch zu der so wichtigen intellectuellen Bildung der Soldaten kräftige Anregung, als er in seiner Compagnie die Unterhaltungsstunden einführte. Im J. 1800 zum Major befördert, konnte er im Großen ausführen, was er im Kleinen begonnen. Im Feldzuge von 1806 commandirte er das Grenadierbataillon der Regimenter Low und Certini, mit welchem er sich nach der Schlacht bei Jena dem Blücher'schen Corps anschloß und den Weg nach der Oder einschlug. Auf die erhaltene Nachricht von der veränderten politischen Lage Sachsens verließ er die Verbündeten. Noch im J. 1806 ward er Commandant der Festung Wittenberg, als welcher er den Bewohnern der Stadt und Umgegend die Lasten des Krieges zu erleichtern suchte. Der König erkannte dies und ernannte ihn 1807 zum Obersten und Generaladjutanten; zugleich beschenkte ihn die Universität mit der Magisterwürde. Beim Beginn des Krieges mit Oesterreich (1809) trat er als Generalmajor an die Spitze einer Infanteriebrigade, nachdem er vorher kurze Zeit das Commando über ein Infanterieregiment gehabt hatte, und gab bei Wagram Beweise glänzender Tapferkeit. Im J. 1810 war die neue Organisation der sächsischen Armee vorzüglich sein Werk. Er ward Generallieutenant und Divisionsgeneral der Infanterie und 1811 Chef des ersten leichten Infanterieregiments. Noch größere Ehren wurden ihm im J. 1812 zu Theil, wo er das Commando der ersten Division des mobil gemachten sächsischen Armeecorps von 20,000 M. erhielt, verbunden mit dem Oberbefehl des Ganzen. Das Offizierkreuz der Ehrenlegion ward ihm noch vor dem Ausbruche des Krieges verliehen; nach der ersten Schlacht mit den Russen (am 12. Aug. 1812) empfing er das Commandeurkreuz des St. Heinrichsordens. In allen andern Gefechten behauptete er seine alten Ehren und hatte beim Rückzuge aus Rußland besonders das Verdienst, daß die schwachen Ueberreste des sächsischen Heeres noch kampffähig das Vaterland wieder betraten. Klug und umsichtig vollzog er bei Dresden den ihm gewordenen Auftrag, die Sachsen von der französischen Armee zu trennen und sie dem Generallieutenant Thielmann, Gouverneur von Torgau, zuzuführen. Er selbst folgte dem König ins sächs. Vogtland. In der blutigen Schlacht bei

Digitized by Google

Großbeeren focht er mit der Auszeichnung, die man von ihm gewohnt. Bei Leipzig hatte sich Sachsen den verbündeten Mächten angeschlossen; die Truppen wurden neuorganisirt gegen Frankreich, L. aber bei der neuen Einrichtung der Dinge aus einem Vorurtheile, nach welchem er ein Anhänger Napoleon's und seines Systems sein sollte, wenig berücksichtigt. Er opferte seine persönlichen Ansprüche den Umständen und übernahm das Commando einer Infanteriebrigade, mit welcher er bei Condé focht; später befehligte er die Einschließung von Maubeuge. Mehrfache Gerüchte, die zur Zeit über die neue politische Stellung Sachsens und seines Königs im Umlaufe waren, veranlaßten die Offiziere, Adressen an den Wiener Congreß aufzusetzen, worin um die politische Erhaltung des Landes unter Friedrich August nachgesucht wurde. Darin sah man Umtriebe, die dem Interesse der verbündeten Großmächte zuwider liefen. L., an der Spitze des Ganzen, wurde gewaltsam von seinem Corps entfernt, um in Sachsen vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. Dies geschah zwar nicht, aber L. blieb ohne Anstellung. Erst nach der Theilung Sachsens ward er vom Könige bestimmt, die Theilung der Truppen zu vollziehen, die im Fürstenthume Waldeck standen; ein schwieriges Geschäft durch die schlimme Stimmung der Soldaten gegen Preußen, das mit einer aufopfernden Gewissenhaftigkeit vollzogen wurde. Darauf ging er mit dem sächsisch gebliebenen Theil der Armee nach Osnabrück, um sie dort für den neuen Feldzug zu organisiren, und wurde darauf nach dem Elsaß gesandt, wo die sächs. Truppen im neuen Feldzuge zur Einschließung einiger Festungen gebraucht wurden. Der Pariser Frieden führte den größten Theil der Sachsen in ihr Vaterland zurück, mit ihnen auch L., der darauf das Generalcommando der Armee erhielt. Daheim suchte er den Zustand der Truppen zu vervollkommnen. Das heutige Reglement für den Dienst und das Exerciren ist meist L.'s Werk. Doch L.'s Gesundheit war durch solche Mühen und Anstrengungen gebrochen und zu Ende des J. 1829 glaubten die Aerzte, sie könne allein unter dem freundlichen Himmel der Schweiz und Italiens wieder hergestellt werden. L. ging daher zu Anfange des J. 1830 nach der Schweiz, nachdem er noch zuvor an seinem 50jährigen Dienstjubiläum vom Könige Anton eigenhändig den Hausorden der Rautenkrone empfangen hatte. Schon den 30. Mai desselben Jahres starb er zu Brigg im Walliserlande.

Lection, latein. lectio, heißt theils eine Unterrichtsstunde, theils eine Vorlesung, besonders auf höheren Lehranstalten; auch heißt dann die zum Lernen oder Ausarbeiten ertheilte Aufgabe Lection. Lectionscatalog ist das Verzeichniß von Vorlesungen auf Universitäten.

Lectisternium war bei den alten Römern ein Mahl mit Opfern und Gebet, welches man den Göttern entweder vor einem Kriege oder nach einer überstandenen Gefahr darbrachte, um sie zu versöhnen oder ihnen zu danken. Die Bilder wurden dabei auf Polstern oder Kissen (lecti) um die mit Speisen besetzte Tafel gestellt. Das Ganze hatten früher drei, später sieben Priester (triumviri oder septemviri epulones) zu leiten.

Lectüre heißt sowohl die Verrichtung des Lesens als das Gelesene und zu Lesende selbst. Wenn der Geist gebildet, das Gemüth erhoben und gestärkt wird, erreicht die Lectüre ihren Zweck und ist gut zu nennen. Im Allgemeinen theilt man sie 1) in Speciallectüre, wo in den Kreis des Lesens nur Bücher bestimmter Art gezogen werden, und 2) Universallectüre, wenn man als Lesegegenstände allgemein bildende, unterhaltende Schriften wählt. Von der Art und Weise, wie man liest, kennt man eine 1) statarische L., wo man verweilend und aufmerksam, gleichsam mit Prüfung liest; 2) eine cursorische, wo man flüchtig, durchblätternd, gleichsam um nur die Zeit hinzubringen liest. Die L. kann ein vorzügliches Bildungsmittel des Geistes werden; doch muß sie, um dies Ziel zu erreichen, zuvörderst der jedesmaligen Fähigkeit des Lesers entsprechen und also eine den Kräften angemessene sein; sie muß ferner geordnet, d. h. nicht über allzu verschiedenartige Schriften verbreitet; ausgewählt, d. h. auf das Beste einer jeden Gattung gerichtet; methodisch, d. h. mit Erreichung würdiger und vielseitiger Zwecke des Lesers zusammenhängend und wo möglich stufenweise fortschreitend; endlich nicht zu überhäuft und an-

Digitized by Google

gestrengt sein, weil im entgegengesetzten Falle leicht geistige Verwirrung und Uebespanntheit eintritt. Die Wahl der Lectüre im materiellen Sinne hängt meist von der Beschaffenheit des Gegebenen, also von der Literatur ab, weshalb Verirrungen in der Lectüre gewöhnlich auch auf Verirrungen der Literatur hindeuten; im Einzelnen richtet sie sich aber auch häufig nach Zufall, nach dem Urtheile und Geschmack Anderer, nach eigener Neigung oder eigenem Takte. In neuester Zeit ist für die wissenschaftliche wie für die unterhaltende L. in Deutschland, Frankreich und England durch großartige wohlgeordnete Leseinstitute oder Museen trefflich gesorgt worden.

Ledă, nach Einigen des Thestius oder Thespius, eines Königs in Aetolien, nach Andern des Glaukos Tochter, heirathete den Spartanerkönig Tyndareus. Der in Liebe gegen sie entbrannte Zeus verwandelte sich, um zu ihrem Besitz zu gelangen, in einen Schwan, als welcher er den Pollux und die Helena, Tyndareus aber in der folgenden Nacht den Kastor zeugte. — Nach Einigen verwandelte sie Zeus erst in eine Gans, sich aber in einen Schwan, daher sie denn auch von ihm ein Ei gebar, aus welchem Pollux und Helena hervorkamen. Nach Andern nahm blos Zeus die Gestalt eines Schwanes an und ließ sich von der Venus als Adler bis in den Schooß der Leda verfolgen, die, in tiefen Schlaf fallend, sein wurde. — Andere erzählen dies von der Nemesis und meinen, das von dieser geborene Ei habe Zeus der Leda durch den Mercur übersendet und diese es so lange aufbewahrt, bis Helena's erster Lebensathmen dasselbe durchbrach. Nach Andern wieder soll Leda zwei Eier, eins vom Zeus, das andere vom Tyndareus geboren haben und aus ersterem Pollux und Helena, aus letzterem Kastor und Klytämnestra entstanden sein.

Leder nennt man die durch den Prozeß der Gerberei (s. d.) zugerichteten Thierhäute, sobald sie durch Befreiung von ihren Haaren in einen Zustand versetzt sind, in welchem sie, mit der Feuchtigkeit in Berührung gebracht, keine Neigung mehr haben, in Fäulniß überzugehen, auch meistentheils eine gewisse Weichheit und Geschmeidigkeit erhalten. Die thierische Haut besteht nämlich außer den Haaren aus mehreren über einander liegenden Theilen. Das Oberhäutchen, die Epidermis, durch welche die Ausdünstung stattfindet, löst sich schon in sehr verdünnten Auflösungen von ätzenden Alkalien auf und wird bei der Gerberei gänzlich beseitigt. Die darauf folgende Netz- oder Schleimhaut, der Sitz des Gefühles und das Absonderungsorgan der Ausdünstung, bildet nach der Bereitung des Leders die sogenannte Narbe desselben. Unter der Netzhaut liegt die eigentliche Haut, der Körper des Leders, ein dichtes Gewebe von unendlich vielen zarten Fasern. Diese ist es, welche sich durch Kochen in eine Gallerte (Leim) auflösen läßt, durch den Gerbeprozeß aber in Leder verwandelt wird. Eigentlich ist jede Haut zur Lederfabrikation geeignet, doch sind einige zu klein, um die Behandlung zu lohnen, bei andern aber sind die Haare mehr werth als das Fell, und solche werden als Pelzwerk verbraucht. Die Felle der verschiedenen Thiere werden je nach ihrer Beschaffenheit verschieden verwendet. Die Häute von Stieren, Ochsen und Kühen liefern das stärkste Leder, welches meist zu Sohlenleder verwendet wird, die Kuhhäute sind dünner und grobkörniger. Noch dünner, aber auch weicher und elastischer sind die Kalbshäute, und werden daher zum Oberleder der Stiefeln, Schuhe u. s. w. gebraucht. Die noch dünneren Schafhäute geben Leder für Buchbinderarbeiten, Waschleder und gefärbtes Leder; die Häute von Lämmern und jungen Ziegen feines Handschuhleder. Die Häute der ausgewachsenen Ziegen sind stärker und werden zu echtem Saffian und Maroquin, Hirsch- und Rehhäute zu Handschuhen, Kleidungsstücken, Decken u. s. w. verarbeitet. Pferdehäute liefern nur ein dünnes Leder, welches man zu Brandsohlen und einigen Sattlerarbeiten verwendet; die Haut von Hunden liefert ein dünnes, aber gutes und zähes Leder, das aus Schweinshäuten aber ist, obwohl dicht und derb, doch zu dünn, um es zu etwas Anderm als zu einigen Buchbinder- und Sattlerarbeiten zu benutzen. An allen Häuten nennt man die Seite, auf welcher die Haare saßen, die Narbenseite, die innere aber die Fleischseite oder die Aasseite. Je nach der Bereitungsart, welche im Gerben angewendet wird, nennt man das Leder lohgar oder sämischgar. Bei dem lohgaren Leder wendet man, nachdem die Häute gewaschen und durch das Kalken oder

Digitized by Google

Schwitzen von den Haaren und der Oberhaut befreit sind, eine saure, rothe oder weiße Lohbrühe an, wodurch die Häute geschwellt werden. Dann setzt man sie der Verbindung mit dem Gerbestoffe aus, zu welchem sie eine große Anziehungskraft haben. Dieser Gerbestoff findet sich in den Rinden, Früchten und Samenschalen vieler Bäume und Sträucher, namentlich in den Galläpfeln und Knoppern, der Rinde der Eiche, Birke, Kastanie ꝛc., im Haidekraut, dem Preißelbeeren- und Heidelbeerenstrauch u. dgl. m., in größter Menge aber im Catechu, dem Extracte aus dem Holze der Mimosa catechu. Mit diesem Gerbestoff wird nun das Leder entweder in den Einsetzgruben oder in Lohbrühen behandelt, dann gereinigt, getrocknet, gehämmert und gekrispelt. Die zu färbenden Ledersorten werden dann noch in der Brühe oder mit der Bürste gefärbt und hierauf appretirt. Anders wird der Maroquin und Saffian (s. d.) behandelt. Die Weißgerberei liefert das alaun- oder weißgare Leder. Die Verfahrungsart ist folgende: Die Felle werden wie oben enthaart, dann, um den Kalk zu entfernen, in die Kleienbeize gebracht und mittels wiederholten Durchziehens durch ein laues Wasserbad, in welchem Alaun und Kochsalz aufgelöst sind, alaungar gemacht, die getrockneten Felle dann durch das Stollen wieder weich gemacht und allenfalls durch das Einbrennen mit Talg mit einem geringen Fettgehalt versehen. Das Handschuhleder wird in dem sogenannten Gerbebrei aus Weizenmehl, Eidotter, reinem Alaun und Kochsalz gar gemacht, wodurch es zugleich das zu seiner Geschmeidigkeit nöthige Fett erhält. Hierauf wird es auch mit der Brühe oder dem Pinsel gefärbt. Zu dem sämischgaren Leder werden die Häute gereinigt, dann in die Kleienbeize gebracht, darauf gehörig ausgewunden und endlich die einzelnen Felle mit der flachen Hand reichlich mit Thran eingerieben, wie Knäuel aufgewunden und in den Walktrog gebracht. Die Walke dauert zwei bis drei Stunden, worauf die Felle geschwungen und dann noch sechs bis acht Mal gewalkt werden, wobei sie etwa drei bis vier Mal wieder Oel erhalten. Darauf kommen die Felle in die Wärmkammer, wo sie gähren und mit dem Oele eine vollständige Verbindung eingehen. Das überflüssige Oel wird durch ein warmes Pottaschenlaugebad beseitigt, dann werden die Felle gestollt und das Handschuhleder noch überdem gebimst, geweißt oder gegelbt. Auch das sämischgare Leder wird, aber nur in der Brühe gefärbt. Zu manchen Arbeiten bedarf man sehr dünnes Leder und dies erhält man durch Spalten desselben. Die eigens dazu erbauten Lederspaltmaschinen bestehen aus einem Messer, welchem das Leder entgegengeführt wird, welches sich dann straff auf zwei große Cylinder aufrollt, wobei zugleich Regulatoren angebracht sind, welche eine genaue Bestimmung der Lederdicke möglich machen.

Ledyard, John, amerikan. Reisender, geb. 1751 zu Groton in Connecticut, kam in die Lehranstalt zu Dartmouth, um sich zum Missionär auszubilden, wurde aber nach mannichfachen Schicksalen Matrose und kam zunächst nach Gibraltar, wo er sich bei einem engl. Regimente anwerben ließ. Nach einem Jahre erhielt er indeß seine Entlassung und kehrte in seine Heimath zurück. Bald nachher schiffte er sich abermals als Matrose nach England ein. In London, wohin er in der Hoffnung auf Unterstützung reicher Verwandten gegangen war, wendete er sich, als diese ihn kalt von sich wiesen, an den Capitän Cook, der den rüstigen, muthigen jungen Mann gern zum Gefährten auf seiner dritten Reise um die Welt annahm, über die L. später einen anziehenden Bericht herausgab. Nach seiner Rückkehr blieb er noch zwei Jahre im engl. Seedienste, weigerte sich aber, gegen sein Vaterland zu dienen und kehrte 1782 nach Amerika zurück. Hier beschäftigte er sich mit dem Plane zu einer Reise in das Stille Meer, mußte aber das Unternehmen, bei welchem ihn ein Kaufmann unterstützte, wegen eines Mißverständnisses mit der Regierung aufgeben. Er ging darauf nach Paris, wo er sich mit Paul Jones (s. d.) zur Ausführung seines Planes verbinden wollte, was aber ebenfalls mißlang. Ebenso wurde ihm sein Plan vereitelt, durch den nördlichen Theil des europ. und asiat. Rußlands zu reisen, worauf er über die Beringsstraße nach dem amerikan. Festlande übergehen und längs der Küste hinab in das Innere dringen wollte. Jetzt entschloß er sich, durch die unbesuchtesten Gegenden Finnlands nach Petersburg, wo Pallas und der franz. Gesandte, Graf von Ségur, ihn begün-

Digitized by Google

stigten, zu gehen. Doch in Irkutzk wurde er als franz. Kundschafter verhaftet, nach der poln. Grenze gebracht und dort in Freiheit gesetzt. Nach einer Abwesenheit von 15 Monaten kam er in der dürftigsten Lage nach London zurück. Bald nachher machte Jos. Banks ihm den Antrag, auf Kosten der Afrikanischen Gesellschaft in das innere Afrika zu reisen. Er erreichte Kahira und war im Begriff, nach langen, ihm in den Weg gelegten Hindernissen aufzubrechen, als er von einem Fieber befallen wurde, das seinem Leben im Nov. 1788 ein Ende machte. Vgl. Spark, „Life of John L." (Cambridge in Neuengland 1828).

Lee oder Lei, heißt in der Schiffersprache die Seite des Schiffes, welche unterhalb des Windstriches vom Winde nicht getroffen wird; daher Alles leewärts heißt, was vor dem Winde gedeckt ist, z. B. Leeküste, Leebord ꝛc.

Lee, Charles, Generalmajor im amerikan. Revolutionskriege, ein Eingeborner von Nord-Wales, wurde schon in seinem 11. Jahre Offizier. Er diente zuerst in Amerika, wo er, bei dem unglücklichen Angriffe General Abercrombie's auf Ticonderoga, eine Grenadiercompagnie befehligte und verwundet ward. Im J. 1762 that er sich unter dem General Bourgoyne in Portugal hervor. Sodann gab er eine Schrift zu Gunsten der Colonien, bei Gelegenheit eines Streites derselben mit dem britischen Ministerium, heraus, und ging nachher in polnische Dienste. Unterdeß war zu Hause die Stempelacte ins Leben getreten und Lee zog sich durch seine unumwundenen Anstrengungen dawider von den Royalisten am Wiener Hofe mancherlei Anfeindungen zu. Doch unbekümmert hierum reiste er während der nachfolgenden Jahre zu seinem Vergnügen in Europa umher, bis ein Duell mit einem italien. Offizier, worin dieser auf dem Platze blieb, ihn zur Flucht nöthigte; er segelte nach New-York ab. Kaum hatte der damals sich entspinnende Freiheitskampf durch die ersten Vorzeichen sich kund gethan, als auch Lee sogleich in edlem Eifer die Partei seiner Landsleute ergriff und, obgleich noch englischer halfpay Offizier, doch ringsum im Lande zum Widerstreit gegen die Anmaßungen des Ministeriums aufforderte. Im J. 1775 übertrug ihm der Congreß eine Offizierstelle, worauf er seiner bisherigen im britischen Heere förmlich entsagte. Er begleitete darauf in der Eigenschaft eines Generalmajors den Obergeneral Washington in das Lager von Boston. Im J. 1776 sicherte er New-York gegen einen Ueberfall des Feindes, erhielt den Oberbefehl in den südlichen Gegenden, wußte den heilbringenden Geist des muthigsten Vertrauens unter den Soldaten wie den Einwohnern hervor zu rufen und setzte endlich bei dem merkwürdigen Angriff der Engländer auf die Insel Sullivan seinem kriegerischen Ruhme die Krone auf. Dieser Waffenthat folgten andere nicht minder rühmliche, bis ihn am 13. Dec. 1776 das Unglück traf, als er, im Begriff sich mit Washington zu vereinigen, sich sorgloser Weise zu weit von den Seinigen entfernt hatte, von den Engländern überfallen und als Gefangener nach New-York geführt zu werden. Sie behandelten ihn auf die unwürdigste Weise und machten, weil sie ihn als früher im Dienste ihres Königs, wie eine Art Ueberläufer betrachteten, bei der gewünschten Auslieferung die größten Schwierigkeiten. Erst bei der Uebergabe Bourgoyne's erhielt er seine Freiheit wieder. Mit der Schlacht von Monmouth schließt sodann gewissermaßen seine militärische Laufbahn. Denn bald darauf machte er sich eines Subordinationsfehlers gegen den Obergeneral Washington schuldig, ward verhaftet, vor ein Kriegsgericht gestellt und durch dessen Urtheil auf ein Jahr lang seiner Stelle im Heere entsetzt. Der Congreß selbst genehmigte diese Entscheidung. Lee, seinem gerechten Rachegefühl, wie er glaubte, Gehör gebend, schrieb ein Pamphlet, worin er Washington's Ehrenhaftigkeit antastete. Die Folge davon war eine Herausforderung vom Obersten Laurens, einem von Washington's Adjutanten, und Lee's Verwundung. Er zog sich nun auf ein ihm gehöriges Besitzthum in Virginien zurück, wo er in einer kleinen schlechten Hütte, abgeschieden von aller Welt, einzig beschäftigt mit seinen Büchern und Hunden, lebte. Im J. 1782 kam er nach Philadelphia, miethete sich dort in einem Gasthause ein, wurde aber schon wenige Stunden darauf vom Fieber befallen und starb am 2. Oct. desselben Jahres einsam und verlassen. Seine früheren unleugbaren Verdienste waren jedoch vom Volke

Digitized by Google

weder verkannt noch vergessen: auf die Nachricht von seinem Tode versammelte sich eine große Menge, darunter viele aus den ersten Ständen, welche den Körper zur Gruft begleiteten. Lee war brav im Gefechte, von gesundem Urtheil in seinem Fache und besaß die Zuneigung seiner Offiziere und Soldaten. Seiner militärischen Talente sich bewußt und dabei von unersättlichem Ehrgeize, strebte er vielleicht nach dem Oberbefehl. Das Mißlingen dieses Planes mag die Ursache sein, daß der letzte Abschnitt seines Lebens ein so wenig erfreuliches Gegenstück zu dem früheren Glanze und Ruhme darbietet.

Lee, Henry, ausgezeichneter General im nordamerikanischen Freiheitskriege, aus einer angesehenen Familie in der Colonie Virginien, wurde am 19. Jan. 1756 geboren. Nachdem er den ersten Unterricht von einem Hauslehrer empfangen, ging er, zu seiner völligen Ausbildung, ins Princeton College. Im J. 1774 von da zurückgekehrt, übernahm er die ganze ausgedehnte Geschäftsführung seines Vaters, den ein Auftrag der Regierung, mit den benachbarten Indianern Friedensverträge anzuknüpfen, auf längere Zeit vom Hause entfernt hielt und zeigte hierbei so viel Thätigkeit als Umsicht. Im J. 1776 wurde er zum Capitän einer der sechs Cavallerieschwadronen ernannt, welche Virginien, das dem Mutterlande den Gehorsam aufgekündigt, ausrüstete. Diese wurden später unter dem Oberstlieutenant Bland zu einem Regiment vereinigt und schlossen sich dem Hauptheere an. Damit war für Lee die Bahn des Ruhmes eröffnet. In der Schlacht von Germantown zeichnete er sich so aus, daß General Washington ihn mit der Compagnie zu seiner Leibwache erwählte. Im J. 1778 machte der Feind einen Versuch, den jungen kühnen Mann, der ihm bereits so empfindliche Verluste beigebracht hatte, durch einen heimlichen Ueberfall in seine Gewalt zu bekommen. Eine Reiterabtheilung von 200 Mann nämlich umzingelte plötzlich L.'s Quartier, als seine Truppen gerade zum Fouragiren in die Umgegend ausgegangen waren; allein mit einem Häuflein von 10 Mann, die zurückgeblieben, leistete er so tapfern Widerstand, daß die Angreifenden nach einem hartnäckigen Kampfe endlich mit großem Verluste abziehen mußten. Für diese und ähnliche Waffenthaten ertheilte ihm der Congreß den Majorsgrad und zugleich das Commando eines abgesonderten Corps, mit welchem er eine Zeit lang allein agirte und dann 1780 sich mit der Südarmee unter General Greene vereinigte. Bei dem berühmten Rückzuge desselben in Virginien bildete Lee, der unterdessen Oberstlieutenant geworden, mit seiner Legion die Arrièregarde und wußte alle Angriffe des verfolgenden Feindes zu vereiteln. Ebenso that er sich bei dem Gefecht von Guilford Court-house hervor, nahm den Engländern mehrere Forts weg, u. a. Godolphin und Cornwallis, wurde dafür zum General ernannt und wirkte gleich unermüdlich kräftig für des Vaterlandes Sache fort, bis der Friede endlich auch seinen Mühen ein Ziel setzte. Bald nach Beendigung des Krieges hatte er sich verheirathet. Im J. 1786 kam er als Abgeordneter der Provinz Virginien in den Congreß, so auch, nachdem er unterdeß mehrere obrigkeitliche Würden zu Hause bekleidet hatte, wiederum 1799, wo ihn die Wahl traf, die Gedächtnißrede auf Washington zu halten. Nach Jefferson's Präsidentenwahl zog er sich aus dem öffentlichen Leben zurück. Durch die einzelnen Freunden sowohl als dem ganzen Lande dargebrachten großen Opfer waren seine Vermögensumstände etwas zerrüttet worden; durch Ersparnisse und eingezogenes Leben suchte er solches Uebel wieder gut zu machen. Er schrieb jetzt seine vortrefflichen Memoiren über die Feldzüge im Süden, eines der besten Werke, die es über den Revolutionskrieg giebt. Bei dem schrecklichen Angriff auf das Gefängniß zu Baltimore schwer verwundet, kränkelte er fortdauernd und starb endlich am 25. März 1818 auf Cumberland Island bei St. Mary's in Georgien.

Leeds, Stadt in Westriding, einer der drei Landschaften der Grafschaft York in England, groß und gut gebaut mit schönen Plätzen, wie Palace Place und Square, und einer immer wachsenden Bevölkerung, denn im Jahre 1773 zählte dieselbe erst 17,000, gegenwärtig aber schon mehr als 150,000 E. L. ist besonders merkwürdig als Stapelplatz für die feinen, breiten, weißen und melirten Tücher von Westriding, die hier in zwei große Hallen, — die erstere in der white cloth hall in 1200, die letztere in der mixed cloth h., in 1700 Ständen — wöchentlich einmal ausgelegt werden. Außerdem hat L. selbst noch

Digitized by Google

große Fabriken, manche oft mit mehreren Tausenden von Arbeitern für Segeltuch, Steingut und Teppiche ꝛc. Mit der Tuchweberei beschäftigt sich aber die ganze Gegend.

Leere (vacuum) nennt man einen Raum, in welchem sich kein Körper befindet. Ob es absolut leere Räume geben könne, ist ein philosophisches Problem. So weit die menschliche Erkenntniß reicht, giebt es keinen solchen, denn die Erfahrung hat erwiesen, daß z. B. die früher als leer angenommenen Zwischenräume zwischen den Himmelskörpern von einer feinen Materie erfüllt sein müssen, welche die Fortpflanzung des Lichtes vermittelt und die Ursache mancher Abweichungen in der Bewegung der Himmelskörper ist. Im engern Sinne versteht man unter L. einen von Luft leeren Raum, wie er durch die Luftpumpe und jede andere Pumpe erzeugt wird und überall entsteht, wenn man das einen Raum Erfüllende aus demselben entfernt, ohne der Luft Zutritt zu gestatten. Dadurch wird aber die Gleichheit des Drucks aufgehoben, weshalb zur Erzeugung einer L. eine dem gegenwirkenden Luftdruck wenigstens gleiche Kraft erforderlich ist. Dies veranlaßte früher zu der Annahme, daß die Natur einen unbedingten Abscheu vor dem Leeren habe (horror vacui); doch zeigte Torricelli am Barometer, daß dieser Widerstand nur bis zur Höhe des Luftdrucks selbst reicht. Deshalb heißt der über dem Quecksilber im Barometer befindliche luftleere Raum die Torricellische Leere.

Lefèbre, auch Lefèvre Tannegui, gewöhnlich Tanaquil Faber genannt, ein gelehrter französischer Humanist, geb. zu Caen 1615, war für den geistlichen Stand bestimmt, ging aber, um dem zu entfliehen, nach Paris, wo ihn Richelieu, dem er vorgestellt wurde, als Inspector der Druckerei im Louvre anstellte. Nach dessen Tode begab sich L. nach Langres, machte sich daselbst mit der Lehre der Reformirten bekannt und trat zu Preuilly in Touraine zur Kirche derselben über, worauf er eine theologische Professur bei der Akademie zu Saumur erhielt. Hier kam er mit dem ihm vorgesetzten Consistorium wegen zu milden Urtheils über die Dichterin Sappho in einen solchen Conflict, daß er seine Stelle niederzulegen sich entschloß und bereits eine von dem Kurfürsten von der Pfalz ihm angebotene ehrenvolle Anstellung in Heidelberg angenommen hatte, als er durch Anstrengung und Arbeit erschöpft, am 12. Sept. 1672 starb. Er war ein Mann von vortrefflichem Charakter, von hoher Bildung und gründlicher Gelehrsamkeit, welche Vorzüge auch auf seine berühmte Tochter, Anna Dacier (s. d.), übergingen. Man hat von ihm Ausgaben des Lucian und Longin, mit lateinischen Uebersetzungen, auch gab er den Phädrus, Lucrez, Aelian, Eutrop, Justin, Terenz, Horaz, Virgil, Apollodor, Anakreon und Sappho heraus. Seine lateinischen Uebersetzungen sind sehr gut; seine Uebersetzungen ins Französische hingegen etwas steif. Von seinen eigenen Werken nennen wir die „Epistolae criticae" (Saumur 1659, 4. und öft.), „Les vies des poètes grecs" (Saumur 1665) und „Méthode pour commencer les humanités grecq. et lat." (Par. 1731).

Lefèbvre, François Joseph, Herzog von Danzig, Marschall von Frankreich ꝛc., Sohn eines Müllers zu Ruffach im Elsaß, geb. den 25. Oct. 1755, trat 1773 in das Regiment Gardes françaises, in welchem er beim Ausbruche der Revolution Sergeant war. Durch Rechtlichkeit zeichnete er sich jederzeit aus; bei der Empörung der Soldaten gegen ihre adeligen Offiziere nach dem Ausbruch der Revolution war er diesen Letzteren zur Flucht behülflich; ebenso beschützte er mit seinen Soldaten die Flucht der Tanten Ludwig's XVI. aus Paris. Im J. 1792 rettete er die Discontokasse vor der Plünderung durch den Pöbel dieser Stadt. 1793 trat er in die active Armee und wurde am 2. Dec. Brigadegeneral; nach den Gefechten vor Lambach und Giesberg aber Divisionsgeneral. Sein Name glänzt in allen Thaten der Moselarmee, wo er fast immer den Vortrab führte und mit richtigem Blick oft die verzweifeltste Lage zu seinem Vortheil zu wenden wußte. So rettete er das französische Heer in der Schlacht bei Fleurus. Den ersten Uebergang der republikanischen Heere über den Rhein bewirkte er an der Spitze seiner Grenadiere mitten im Feuer der Oesterreicher. Nach Ablauf des Waffenstillstandes von 1796 errang er den Sieg bei Altkirchen und erhöhte seinen Ruhm in den Schlachten bei Friedberg, Bamberg und Sulzbach. 1795

Digitized by Google

zum Donauheer unter Jourdan gesandt, vertheidigte er mit 8000 M. Stockach gegen 36,000 Oesterreicher. Eine schwere Wunde, die er hier erhielt, nöthigte ihn, das Heer zu verlassen; er ging nach Paris, wo er Befehlshaber der 17. Militärdivision wurde. Am 18. Brumaire drang er an der Spitze von 25 Mann mit Bonaparte in den Directorialrath, brachte trotz Drohung und Geschrei den Lucian Bonaparte unter die Sicherheit seiner Leute in dem Augenblicke, als dieser nebst seinem Bruder geächtet werden sollte. Die Auflösung des Directoriums endete, wie bekannt, die Begebenheit. Der Obergeneral aller französischen Heere ernannte L. nun zu seinem ersten Lieutenant. Als in Folge der Revolution des 18. Brumaire in den Departements Eure, Manche, Calvados und Orne eine Gegenrevolution entstanden war, stellte L. dort die Ruhe wieder her. Am 1. April 1800 wurde er Mitglied des Erhaltungssenats und bald darauf Prätor desselben; am 19. Mai 1804 aber zum Marschall von Frankreich ernannt. Beim Wiederausbruch der Feindseligkeiten mit Oesterreich 1805 führte L. den Oberbefehl über die Nationalgarden vom Rhein und der Mosel und von Mont-Tonnerre, trug 1806 zum Sieg bei Jena wesentlich bei und that sich in der Schlacht bei Eylau ruhmvoll hervor. Hierauf eroberte er am 24. Mai 1807 nach zweimonatlicher Belagerung mit 16,000 M. Polen, Sachsen und Badenern das gut befestigte und von 18,000 M. Preußen und Russen vertheidigte Danzig, wofür ihn Napoleon am 28. Mai zum Herzog von Danzig erhob. Im folgenden Jahre nach Spanien gesandt, schlug er die Generale Blake und La Romana bei Durando, zerstreute das Heer von Estremadura, zog am 1. Nov. in Bilbao ein und vollendete am 15. die Niederlage der Spanier vor Espinosa. Siegreich focht er an der Spitze der Bayern bei Thann, Abensberg, Eckmühl und Wagram gegen die Oesterreicher und unterdrückte alsdann den Aufstand in Tyrol. Auch den russischen Feldzug machte er mit als Oberbefehlshaber der kaiserlichen Garde. Er leitete 1814 in Frankreich den linken Flügel und focht bei Montmirail, Arcis sur Aube und Champ-Aubert. Die Erinnerungen des Heeres von Sambre-et-Meuse schienen den 60jährigen Krieger verjüngt zu haben, und der letzte Strahl seines Ruhmes war, wie der der französischen Heere, der glänzendste von allen. Er verließ den Kaiser erst nach der Abdankung von Fontainebleau. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Pair. Bei Napoleon's Zurückkunft huldigte er dem Kaiser von Neuem, weshalb ihn nachher der König aus der Liste der Pairs strich; doch erhielt er diese Würde 1819 zurück. Er starb zu Paris am 14. Sept. 1820, durch Rechtlichkeit, Menschlichkeit und Bescheidenheit ebenso hochachtungswerth wie durch Kriegsruhm. Er hinterließ keine Erben; seine 14 Kinder, worunter 12 Söhne, waren ihm in den Tod vorangegangen. Seine Witwe starb 76 Jahre alt am 28. Dec. 1835 und hinterließ ihren Nichten ein Vermögen von 15 Mill. Frcs.

Lefèbvre-Desnouettes, Charl., Graf, franz. Generallieutenant, geb. 1775 zu Paris, war schon als Schüler so kriegslustig, daß er mehrmals heimlich Militärdienste nahm, doch wurde er vom Vater stets wieder losgekauft und der Schule zugeführt. Beim Ausbruch der Revolution trat er in eine Legion Freiwilliger, stieg durch seltene Tapferkeit von Stufe zu Stufe und war 1804 bereits Oberstlieutenant des 18. Dragonerregiments, das er besonders in der Schlacht bei Austerlitz mit Auszeichnung führte. Im Sept. 1806 wurde er als Brigadegeneral dem Könige von Westfalen beigegeben. Im Jahre 1808 ernannte ihn Napoleon zum Divisionsgeneral und Obersten der reitenden Gardejäger und sandte ihn zur Armee nach Spanien, wo er während der Belagerung von Saragossa am 23. Juni einen Theil des spanischen Heeres bei Epila schlug, aber auch in die Hände der Engländer fiel, die ihn nach England als Kriegsgefangenen schafften. Er entfloh von hier und wohnte darauf dem Feldzuge von 1809 gegen Oesterreich bei. Auf dem Rückzuge aus Rußland im J. 1812 war er einer der Begleiter des Kaisers. Im Feldzuge von 1813 focht er in der Schlacht bei Bautzen, und als sich der Nachtrab des Feindes auf den Höhen hinter Reichenbach am 22. Mai setzte, warf er denselben mit dem General Colbert an der Spitze der polnischen Lanciers. Dem General Thielmann, der sich im Sept. mit einem österreichisch-russischen Streifcorps im Rücken der französischen Armee zeigte, wurde er von Dresden aus mit einem Cavaleriecorps entgegengesendet. L. trieb den Feind am 24. aus der Gegend

Digitized by Google

von Altenburg nach Böhmen zurück, wurde aber schon am 28., nachdem sich Thielmann mit dem Kosackenhetman Platow vereinigt, aus Zeitz vertrieben und mußte sich über Weißenfels zurückziehen. Im Feldzuge von 1814 in Frankreich zeichnete sich L. bei Larothière und und im Gefecht bei Brienne aus. Nach der ersten Abdankung des Kaisers escortirte er denselben bis nach Roanne und wurde hierauf als Befehlshaber eines Gardejägerregiments bestätigt. Auf die Nachricht von der Landung Napoleon's eilte er von Paris zu diesem Regiment nach Flandern und versuchte an der Spitze desselben auf dem Wege nach der Hauptstadt auch die übrigen Garnisonen zum Abfall zu bewegen. Er drang in Gemeinschaft mit den beiden Generalen Lallemand am 10. März 1815 zu Lafère ein, um sich des Geschützdepots und der Besatzung zu bemächtigen, was jedoch der Maréchal-de-Camp d'Aboville zu verhindern wußte. Am folgenden Tage erschien er zu Compiègne vor der Caserne des Jägerregiments Berri und forderte dasselbe zum Verlassen der königlichen Sache auf. Allein auch hier wurde er durch den Major Lainez abgewiesen, worauf seine entmuthigte Truppe ihn verließ und sich zerstreute. Verkleidet entfernte sich L. aus Compiègne und erwartete mit den Gebrüdern Lallemand, verborgen bei dem General Rigault, die Ankunft des Kaisers, der ihn für seine Ergebenheit während der hundert Tage zum Pair erhob. Er übernahm hierauf den Befehl einer Division und kämpfte bei Fleurus und Waterloo. Nach der zweiten Abdankung Napoleon's gelang es ihm, nach Amerika zu entkommen. Im Mai 1816 verurtheilte ihn ein Kriegsrath, welchem der General Valée präsidirte, zum Tode. Zu Anfange des Jahres 1822 schiffte sich L. in einem amerikanischen Hafen ein, um aus Belgien seine Gemahlin abzuholen, erlitt jedoch Schiffbruch und kam im Angesichte der europ. Küsten um.

Lefort, Franz Jakob, Liebling Peter's des Großen, 1656 zu Genf geboren, sollte in Hamburg die Handlung lernen, wurde aber aus Neigung Soldat, Anfangs in der französischen, später in der holländischen Armee. 1675 ging er nach Rußland und wurde Secretär des dänischen Gesandten in Moskau, als welcher er dem jungen Czar, Peter Alexjewitsch, bekannt wurde. L., von großem Geiste und scharfem Blick, schien dem großen Fürsten für seine außerordentlichen Unternehmungen ein brauchbares Werkzeug und genoß bald dessen volles Vertrauen und Wohlwollen. Der Fürst hatte sich nicht getäuscht. 1688 vereitelte L. den Aufruhr der Strelitzen, welcher der Macht und dem Leben des Czares die größte Gefahr drohte, ein Dienst, wofür ihn dieser von nun an mit unbegrenzten Gunstbezeigungen überhäufte. Der Czar wurde Selbstbeherrscher des Reiches; die Bildung eines stehenden Heeres nach europäischer Taktik schien das erste Erforderniß und wurde L. übertragen, sowie die Grundlegung zu einer russischen Seemacht. Auf der merkwürdigen Reise Peter's des Großen ins Ausland (1697), an welcher er nicht als Czar, sondern als Mitglied einer Gesandtschaft Theil nahm, war L. der erste dieser Gesandtschaft. Eine Empörung der Strelitzen rief ihn aus Italien zurück. Blutige Hinrichtungen erfolgten, die der Fürst, L. und Menzikoff meist selbst vollzogen. Bald darauf starb L. 1699. Sein Tod versenkte den Fürsten in tiefen Schmerz.

Lefranc, Jean Jacq., Marquis de Pompignan, franz. Dichter, geb. am 10. Aug. 1709 zu Montauban, war Anfangs Generaladvocat, ging dann nach Paris und wurde nachher Ehrenpräsident der Steuerkammer von Montauban. Von seinen gründlichen gelehrten Kenntnissen legte er in seiner Uebersetzung der Tragödien des Aeschylus und der „Georgica" Virgil's vollgültiges Zeugniß ab, dabei war er ein Ehrenmann im besten Sinne des Wortes. Seine „Poésies sacrées" (Par. 1734; neueste Ausg., 1825), stehen den vielgerühmten Oden Rousseau's durchaus nicht nach; außerdem schrieb er eine durch reine und elegante Diction ausgezeichnete Tragödie „Didon" (Par. 1734) und auch einige Opern. Doch weder seine Talente noch die Vortrefflichkeit seines Charakters vermochten ihn gegen die Verfolgungen der Encyklopädisten, namentlich Voltaire's, zu schützen. Diese zog er sich bei seinem Eintritte in die Akademie, im Jahre 1760, besonders dadurch zu, daß er mit edler Entrüstung und Freimüthigkeit gegen deren dem Christenthum und der Sittlichkeit feindliche Richtung gesprochen. Er sah sich genöthigt, seine Stelle niederzulegen, verließ

Digitized by Google

Paris und starb auf seinem Landgute am 1. Nov. 1784. Die beste Sammlung seiner sämmtlichen Werke erschien 1813 (2 Bde., Par.).

Lefrén, Johann Peter, Gouverneur der Kriegsakademie in Karlberg, 1784 zu Abo geboren und in Karlberg gebildet, diente seit 1802 in der schwedischen Armee, wohnte den Feldzügen gegen Rußland 1808—9 bei und war im norwegischen Feldzuge 1813 bis 14 Befehlshaber der Feldmessungsbrigade und Oberadjutant des Obergenerals von Essen, dann Oberstlieutenant, 1826 Generaladjutant, 1828 Chef der Adjutantur des Kronprinzen, Oscar, 1830 Generalmajor und 1839 Chef des Ingenieurcorps und Inspector des Pionniercorps. Er ist Verfasser von „Förelesningar i krigsvittenshapen" (3 Bde., 1818).

Legal, (von dem lat. lex, das Gesetz,) gesetzlich, heißt das, was der Form eines Gesetzes nicht zuwiderläuft. Die bloße Gesetzlichkeit (Legalität) einer Handlung ist aber noch keine Moralität, weil bei der erstern nur auf den Thatbestand des Geschehenen Rücksicht genommen wird, die Moralität aber auch nach den Beweggründen, nach dem guten Willen, und der vernunftmäßigen Achtung vor dem Gesetze fragt.

Legat oder Vermächtniß (legatum) ist 1) diejenige Willenserklärung des Erblassers, wodurch er seinen Testaments- oder gesetzlichen Erben, oder auch einer anderen Person, welche Etwas aus dem Nachlasse erhält, auferlegt, eine bestimmte Sache an eine von ihm, dem Erblasser, bezeichnete Person auszuantworten; 2) bezeichnet Legat oder Vermächtniß die auf diese Weise hinterlassene oder zu entrichtende Sache selbst. Der Empfänger eines L.'s heißt Legatar (legatarius). Nur solche Personen, welche fähig sind, ein Testament zu errichten, können ein Vermächtniß hinterlassen, und ebenso kann nur Denen Etwas vermacht werden, welche zu Erben eingesetzt werden dürfen; eine Ausnahme macht das Vermächtniß der Alimente (Lebensunterhalt), was auch nicht erbfähigen Personen ausgesetzt werden kann. Ein Vermächtniß kann hinterlassen werden in einem Testamente, in einem Codicill (s. d.), vor Zeugen oder auch durch mündlichen Auftrag an den Erben. Eine, einem Miterben im Voraus vermachte Sache heißt praelegatum. Die Legate erhalten meistentheils ihren Namen von der Sache, oder auch zuweilen von dem Subjecte, welchem es hinterlassen wird, z. B. legatum ad pias causas, d. i. einer milden Stiftung als: Kirchen, Schulen, Hospitäler ꝛc. Von den andern Arten mögen noch genannt sein: leg. nominis, das Vermächtniß einer Schuld, welche der Erblasser bei einem Dritten zu fordern hat; leg. liberationis, Vermächtniß, wodurch der Erblasser dem Schuldner die Schuld erläßt, oder seinem Bürgen die Befreiung von der Bürgschaft vermacht; leg. dotis, Vermächtniß eines Heirathsgutes; leg. ususfructus, Vermächtniß des Nutzungsrechts (Nießbrauchs) einer Sache. Vgl. Roßhirt „Die Lehre von den Vermächtnissen" (2 Bde., Heidelb. 1835).

Legaten (legati) hießen bei den alten Römern 1) die obersten Amtsgehülfen der Statthalter (proconsules oder propraetores) in den Provinzen. Jeder Statthalter hatte drei oder mehrere L., welche die Militär- und Civilangelegenheiten in der Provinz zu besorgen hatten und entweder vom Senate oder vom Statthalter gewählt wurden; 2) war legatus der erste Amtsgehülfe, Unterfeldherr des Feldherrn, und gewöhnlich befanden sich deren drei bei einem großen Heere, von denen zwei die Flügel befehligten und der dritte das Lager unter Aufsicht hatte; 3) heißen L. die päpstlichen Gesandten, welche vom Papste autorisirt sind, dessen Stelle außerhalb Rom zu vertreten. Die vornehmsten der päpstlichen L. sind die legati a latere, welche zu dem Cardinalcollegium gehören und ausgedehnte Vollmachten haben. Von geringerem Ansehen sind die Nuntien (s. d.). Legati nati ist ein Titel, den die Erzbischöfe schon als solche erhalten, deren Kirchensprengel außerhalb der röm. Diöces liegt.

Legende bezeichnet eigentlich was nothwendig zu lesen ist (legenda); im Laufe der Zeiten ist es aber in verschiedenem Sinne genommen worden. Die alte römisch-katholische Kirche bezeichnete mit L. ein Buch, das die Summe dessen umfaßte, was dem Volke beim Gottesdienst vorgelesen werden sollte. Indem man nun ferner den Begriff des Vorlesens festhielt bei den wunderbaren Geschichten von dem Leben und den Schicksalen der

Digitized by Google

Heiligen und Märtyrer, die man in den Metten und Speisesälen der Klöster vorlas, so wurden auch diese L. genannt. In diesem Verstande stehen also die Legenden den Breviarien ziemlich gleich, welche auch Lebensgeschichten der Heiligen enthalten, nur mit dem Unterschiede, daß in letztern die Erzählungen nach den Ehrentagen der Heiligen geordnet sind. Aus den Klöstern kamen diese Erzählungen unter das Volk, welches sie mündlich fortpflanzte, und darum wurden auch blos mündliche Ueberlieferungen von Heiligengeschichten Legenden genannt. Aus dem Mittelalter ist besonders eine solche Ueberlieferung bekannt geworden, die Legenda aurea oder Historia Lombardica, und die von J. de Voragine, welcher Vicegeneral der Dominicaner und später Erzbischof zu Genua war, gest. 1298. Die Kirche nahm diese L. mit großem Beifall auf und behielt sie 2 Jahrhunderte in großem Ansehen, weil diese wunderbarfrommen Erzählungen durch Andachterweckung zur Nachfolge der guten Beispiele reizen sollten. Neben den Ritterbüchern waren sie nach dem Geiste jener Zeit die Blüthe und Blume menschlicher Ausbildung. — Die nationale Poesie der christlichen Völker bemächtigte sich auch bald dieser Legenden, namentlich findet man in der deutschen Literatur schon in älterer Zeit, noch mehr seit der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts Bearbeitungen derselben, wie denn in der Kaiserchronik die L. einen sehr bedeutenden Bestandtheil ausmacht. Werner's Marienleben (gedruckt in Hoffmann's Fundgruben, Bd. 2.) wurde um 1173 geschrieben. Die ersten derartigen Dichtungen rührten von Geistlichen her, doch auch Laien bearbeiteten häufig diese Gegenstände, wie die L. vom heiligen Oswald (herausgeg. von Ettmüller, 1835) und eine unvollständig erhaltene Erzählung von Pilatus beweisen; in der Blüthezeit der mittelhochdeutschen Poesie gab die L. immer mehr den Stoff zu größern epischen Dichtungen her. So bearbeitete Hartmann von Aue die Legenden von „Gregorius", Konrad von Füßesbrunnen die von der „Kindheit Jesu" (gedruckt in Hahn's „Gedichten des 12. und 13. Jahrh."), Rudolf von Ems die von „Barlaam und Josaphat", Reinbot von Durne die vom „Heiligen Georg" (in Hagen „Deutsche Gedichte des Mittelalters"), Konrad von Würzburg die von „Alexius" und „Sylvester" ꝛc. In der spätern Zeit entstanden neben einer großen Anzahl gereimter längerer und kürzerer Legenden, größtentheils ohne poetischen Werth, auch prosaische Bearbeitungen, z. B. Hermann von Fritzlar's Buch „Von der Heiligen Leben", 1343 abgefaßt. Durch den Einfluß des Protestantismus verschwand die L. theils ganz aus der deutschen Poesie, theils ging sie in die sittlich-lehrhafte oder komische Erzählung über, wie sie namentlich Hans Sachs ziemlich glücklich bearbeitete. Der Vortrag dieser Legenden war freilich nicht der Ton des classischen Alterthums, noch der Ton unsrer Zeit, aber doch hat es Liebhaber des Studiums dieser Zeiten gegeben, die auch ihnen ihre Grazie und Schönheit zugestanden. Eine gewisse Innigkeit und schmucklose Einfalt, eine populäre Herzlichkeit und Rührung wird Niemand, der diese besten Erzeugnisse dieser Jahrhunderte kennt, ihnen absprechen können. Solche Gründe bewogen auch viele und große Dichter der neuern Zeit, sich um die oft rohen Stoffe der Legenden zu bekümmern und selbst poetische Erzählungen im Geiste der kirchlich-alterthümlichen Dichtung zu liefern. Herder, dem wir jene Ideen zur Vertheidigung der Legenden verdanken, Goethe, A. W. Schlegel und Rosegarten verschmähten nicht, den Blick ihrer Muse dahin zu wenden. Sie gaben uns Legenden, und zwar auch in dem Tone, der oben als der den Legenden eigenthümliche angegeben wurde. Da jedoch Einige nur das Fabelhafte der Legenden oft mit oberflächlichem Blicke betrachteten, so wurde dieser Name jeder erdichteten Erzählung, welche dem vernünftigen Glauben anstößig war, beigelegt. Darum konnten J. L. Pfeffel und Langbein Legenden in scherzhaftem und komischem Tone schreiben. In der neuesten Zeit machten sich wieder de la Motte Fouqué und Amalia von Imhof im Legendenalmanach um die erste und innige Legende durch liebliche Muster verdient. — Endlich nennt die Numismatik die auf Münzen befindliche Schrift, besonders die am äußersten Rande, um das Beschneiden zu verhindern (z. B. auf preußischen Münzen: Gott mit uns) Legende.

Legendre, Adrian Marie, geb. 1752, einer der größten neuern Geometer und Astronomen Frankreichs, Professor der Militärschule und Mitglied der Examinationscom-

Digitized by Google

miſſion der polytechniſchen Schule zu Paris, ſowie Ehrenmitglied der Commiſſion für den öffentlichen Unterricht, ward bereits 1783 Mitglied der Akademie. Nachdem ſich zwiſchen den Aſtronomen Englands und Frankreichs Zweifel über die genaue Ortsbeſtimmung der Sternwarten von Greenwich und Paris erhoben, wurde er 1787 nebſt Caſſini und Méchain von Seiten der franzöſiſchen Regierung beauftragt, einen Breitengrad zwiſchen Dünkirchen und Boulogne auszumeſſen, während engliſche Mathematiker dasſelbe an einem andern Orte thaten. Die Reſultate dieſer Meſſungen wurden von den franzöſiſchen Gelehrten in dem „Exposé des opérations, faites en France en 1787“ (Par. 1792) mitgetheilt. Im J. 1808 wurde L. von der kaiſerlichen Regierung zum lebenslänglichen Vorſteher der Univerſität, nach der zweiten Reſtauration zum Ehrenmitgliede der Commiſſion für den öffentlichen Unterricht und 1816 zum Examinator der in die polytechniſche Schule Aufzunehmenden ernannt. Im Jahre 1824 ſtimmte er bei der Beſetzung einer Stelle in der Akademie nicht für den miniſteriellen Candidaten und verlor deshalb die ihm bewilligte Penſion von 3000 Francs. Er ſtarb am 9. Jan. 1833. Beſonders verdient machte er ſich durch ſeine tiefgedachten Unterſuchungen über die Attraction der elliptiſchen Sphäroide; auch ſeine Methode der Beſtimmung der Kometenbahnen erregte durch die Schärfe und Tiefe, mit welcher ſie gedacht und ausgeführt iſt, bei ihrem Erſcheinen großes Aufſehen.

Legendre, Louis, Mitglied des Nationalconvents, welchem ſeine wilde Beredtſamkeit den Beinamen des Bauers von der Donau verſchaffte, war einer von Denen, die von dem ſchwellenden Strom der Revolution getragen, aus niederm Stande zur höchſten Stufe der Gewalt gelangten. Geboren 1756, aus einer der unterſten Claſſen, konnte er kaum leſen. In ſeiner früheren Jugend war er Matroſe, beim Beginn der Revolution aber Fleiſcher in Paris. Um dieſe Zeit zogen ihn bedeutende Männer aus ſeinem Schlachthofe hervor, um ſich ſeiner zur Aufwiegelung der Volksmaſſe zu bedienen, nicht ahnend, daß er je etwas mehr als der Vollſtrecker ihrer Befehle werden könne; doch L. bewies ihnen bald, wie ſehr ſie ſich geirrt hatten. Am 12. Juli 1789 ſah man ihn an der Spitze der Aufrührer, welche die Büſten Necker's und des Herzogs von Orleans in der Stadt umhertrugen. Den Tag darauf bewirkte er die Plünderung des Kloſters Saint Lazare und des Hôtel des Invalides, ſodann die Erſtürmung der Baſtille. Mitten unter dieſen Auftritten machte er die Bekanntſchaft Danton's; dieſer ernannte ihn zu ſeinem Lieutenant und nahm ihn ſpäter in den Club der Cordeliers auf. Von nun an nahm er täglich zu an Bedeutſamkeit, zeigte ſich als den grimmigſten Feind des Königs, deſſen Tod er unaufhörlich verlangte, ja einſt, während des, ihm zu langſamen Prozeßverfahrens gegen denſelben, vor dem ganzen Convent ausrief, man müſſe den Tyrannen in drei und achtzig Stücke zerſchneiden und dieſe an die ſämmtlichen Departements vertheilen. Nach der Hinrichtung des Königs ſaß L. mit im Wohlfahrtsausſchuß, half die Girondiſten ſtürzen, war fortwährend Robespierre's treueſter Anhänger, gehörte aber, als der 9. Thermidor ſich gegen dieſen entſchied, mit demſelben Eifer, welchen er früher für ihn bewieſen hatte, ſodann zu ſeinen erbittertſten Anklägern und zeigte ſich von da an als entſchiedener Thermidorianer. In den nachfolgenden Jahren iſt jedoch ſein Leben, im Vergleich des früheren, nicht von Bedeutung. Seine Geſundheit, ſeine Kräfte hatten ihn verlaſſen, das wilde Feuer in ihm war erloſchen; er ſtarb zu Paris am 13. Dec. 1797. Da L. einer Partei angehörte, deren Führer hauptſächlich den Zweck hatten, ſich zu bereichern, ſo glaubte man bei ihm große Schätze vorzufinden; allein ſein ganzer Nachlaß war ein kleines Erbtheil, das ſchon von ſeinem Vater herrührte. Im Teſtament hatte er ſeinen Körper der chirurgiſchen Schule vermacht, um, wie er ſich ausdrückte, auch nach dem Tode noch den Menſchen von Nutzen zu ſein.

Legio fulminatrix, ſ. Donnerlegion.

Legion (legio) hieß bei den Römern die größte Heeresabtheilung. Zu den Zeiten der Könige war ſie 3000 M. zu Fuß (pedites) ſtark, zu denen jede der alten drei Tribus 1000 Mann ſtellte; dazu kamen noch 300 Reiter (equites), deren Zahl erſt ſehr ſpät vermehrt wurde, in zehn turmae, jede zu drei decuriae, vertheilt. In der frühern Zeit der Republik beſtand die L. gewöhnlich aus 4200 M.; in der ſpätern ſtieg ſie auf 5—6000

Digitized by Google

Mann; unter den ersten Kaisern rechnete man 6100 Fußgänger und 726 Reiter auf eine L.; die Zahl minderte sich wieder, als die römische Macht sank. Unter Romulus bestand das römische Heer überhaupt nur aus Einer L. Je mehr der Staat an Umfang und an Bürgermenge wuchs, mehrte sich auch die Zahl der L.; im 4. und 3. Jahrh. v. Chr. wurden gewöhnlich vier Legionen ausgehoben; im zweiten punischen Kriege trieb die Nothwendigkeit bis zur Aushebung von 23 Legionen; unter Tiberius bestanden ihrer 25. Sie waren durch Nummern bezeichnet. Besonders berühmt ist die zehnte L. Cäsar's. In der Kaiserzeit erhielten die Legionen auch Beinamen, die theils von Gottheiten wie Apollinaris, theils von Kaisern entlehnt, z. B. Augusta, theils auch ehrende waren, wie pia, fidelis, fulminatrix (s. Donnerlegion) u. s. w. In der ältern Zeit zerfiel die L. in Heerhaufen, manipuli genannt, deren jeder nachher aus zwei centuriae oder ordines bestand. Wahrscheinlich im dritten punischen Kriege wurden je drei Manipuli zu einer Cohorte vereinigt, deren zehn die L. bildeten. Die alte Eintheilung der Legionssoldaten nach dem Alter und der Bewaffnungsart, wonach außer den Leichtbewaffneten (seit dem zweiten punischen Kriege velites genannt) unter den Schwerbewaffneten die hastati, principes, triarii ihre besondern Manipeln bildeten, verschwand zur Zeit der Bürgerkriege. In der L. zu dienen war lange Zeit nur ein Vorrecht der cives; das 45. Jahr war die Grenze für den Felddienst, die ärmern Bürger vom niedrigsten Census (capite censi) sowie die Freigelassenen (libertini) waren vom Legionendienst ausgeschlossen, bis im jugurthinischen Krieg durch Marius die erstern, im Bundesgenossenkrieg die letztern in die Legionen aufgenommen wurden. Augustus nahm auch Provinzialen in großer Zahl in die Legionen auf und endlich schwanden die Italer ganz aus den Legionen. Die Civität wurde nicht selten bei der Aufnahme ertheilt, war aber kein Erforderniß mehr. Seit Probus kamen sogar Barbaren in die L. In früherer Zeit war jeder Bürger verpflichtet, eine Zahl von Feldzügen mitzumachen, doch wurden die Legionen in der Regel, von der nur durch anhaltenden gefährlichen Krieg Ausnahmen entstanden, alljährlich entlassen und durch Aushebung neu gebildet. In den letzten Zeiten der Republik begann man aber schon die Legionen auch nach Beendigung des Feldzugs zusammenzuhalten und durch Aushebung nur zu ergänzen. Unter Augustus wurde dieses Regel und jetzt trat für den Legionssoldaten die Entlassung (missio) erst nach der Beendigung der festgesetzten fortlaufenden 16 Dienstjahre ein. Das stehende Heer, das die Legionen auf diese Weise bildeten, ward in die Provinzen vertheilt, während die Cohorten der Prätorianer (s. d.), die keine L. bildeten, in Italien blieben. Neben den Legionen dienten seit der Unterwerfung Italiens die italienischen Bundesgenossen (socii und nomen latinum) in Cohorten und Turmen, so daß zu jeder L. ungefähr die gleiche Zahl von Bundestruppen kam. (S. Lateiner.) Diese Absonderung hörte aber natürlich auf, als die Bundesgenossen zur Civität und damit in die Legionen kamen. Seitdem wurde von den durch die Provinzialen gestellten, in Cohorten getheilten Hülfstruppen (auxiliares) der L. die gleiche Zahl zugegeben. Die regelmäßigen obersten Offiziere der L., unter den Feldherren oder deren Legaten, hießen tribuni. In früherer Zeit gab es deren bei jeder L. gewöhnlich sechs, seit Cäsar einen für jede Cohorte. Von ihnen und dem Feldherrn wurden, wenigstens in der ältern Zeit, die centuriones gewählt und zwar zwei für jede Manipel, deren Auszeichnung in dem Weinrebenstock bestand, den sie trugen. Unter ihnen hatte der centurio primi pili oder primipilus den höchsten Rang. Jeder Centurio wählte wieder zwei niedere Offiziere, optiones oder subcenturiones, und einen, später zwei Fahnenträger (signifer). Unteroffiziere waren die decuriones. Als Feldzeichen der L. galt, wenigstens seit Marius, allgemein der Adler (aquila); aber auch die Unterabtheilungen hatten ihre Feldzeichen (signa); vexilla hießen früher nur die Fähnlein der Reiter und Bundesgenossen, später auch die der kleinern Legionsabtheilungen. (S. Fahne.) In neuern Zeiten kam der Name Legion in Frankreich unter Napoleon wieder auf für Truppencorps unbestimmter Anzahl und verschiedener Gattung, die bei Anfang eines Krieges errichtet und nach Beendigung desselben wieder aufgelöst wurden. Von dieser Art waren die englisch-deutsche und russisch-deutsche L. im französischen Befreiungskriege. Auch die

Digitized by Google

französischen Nationalgarden waren in Legionen und Cohorten eingetheilt, und nach der Auflösung des von Napoleon 1815 gebildeten Heeres wurde das neue franz. Heer ebenfalls in Legionen, nach den Departements benannt, eingetheilt, welche Einrichtung aber nur bis gegen Ende des Jahres 1820 dauerte. Dagegen nahm die durch die Julirevolution gebildete neue Nationalgarde die Eintheilung in Legionen wieder an.

Legiren heißt Metalle unter sich in mannichfaltigen Verhältnissen verbinden; die Verbindung selbst heißt eine Legirung. Das L. geschieht vorzüglich bei edlen Metallen, die mit wohlfeilern versetzt werden. Die Metalllegirungen haben eigene Farben, je nachdem bald mehr von dem einen oder dem andern Metall in die Mischung eingeht. Die Härte ist meist größer als die bei den einzelnen Metallen; auch sind die Legirungen schmelzbarer, z. B. eine Legirung aus 2 Thl. Wismuth, 1 Theil Blei und 1 Theil Zinn schmilzt schon bei der Temperatur des kochenden Wassers. Man legirt Gold mit Silber oder Kupfer (s. Karatirung), und Silber mit Kupfer, um sowohl Gold als Silber zum Verarbeiten tauglicher und zum Gebrauch dauernder, härter zu machen. Kupfer und Zink legirt, geben Messing, Kupfer und Zink Glockengut, Stahl und Silber legirt den sogenannten Silberstahl ꝛc.

Legitima, s. Pflichttheil.

Legitimation und **legitimiren** heißt im juristischen Sprachgebrauche theils beglaubigen, theils gesetzmäßig machen. In letzterer Beziehung heißen Kinder legitimirt, welche, obwohl außer der Ehe erzeugt, doch vom Staate für legitime, d. h. in gesetzmäßiger Ehe geboren, erklärt werden. In ersterm Sinne spricht man von L. der Gesandten, Bevollmächtigten u. s. w. Abgeleitet hiervon ist die Bedeutung von Nachweis gewisser rechtlicher Eigenschaften. So muß der Kläger im Prozesse die L. zur Sache hinsichtlich seiner oder seines Gegners beibringen, wenn dieser oder er selbst nicht der ursprünglich Verpflichtete oder Berechtigte war.

Legitimität oder Gesetzlichkeit, ein schöner, untadelhafter Begriff. Freunde der Gesetzlichkeit müssen beide sein, Absolutisten wie Radicale. Der Liberalismus ist sogar der Gesetzlichkeit weit ergebener, als seine Gegner; denn er will ein Staatsleben, in welchem die Herrschaft des Gesetzes an die Stelle der launischen Eigenmacht trete. Dennoch versteht man unter Anhängern der L. keineswegs die Liberalen, wiewohl auch diese mit dem einen Sinne der speciellen Bedeutung, die dieses Wort zum Parteizeichen gemacht hat, sich wohl vereinigen können. Es wird nämlich zunächst besonders von der gesetzlichen Ordnung bei Bestimmung der Person des Staatsoberhaupts gebraucht und zwar gewöhnlich — wiewohl auch in Republiken der Amtswechsel ihrer Vorsteher in gesetzlicher Ordnung erfolgen muß, wenn nicht Tyrannei und Usurpation stattfinden soll — bei dem Erbeigenthum, bezeichnet also die Heilighaltung des Erbfolgerechts, die gesetzliche Thronfolge. Die Vorzüge oder Nothwendigkeit des Erbeigenthums einmal zugegeben, unterliegt es keinem Zweifel, daß die genaue Verzeichnung einer alle Fälle erschöpfenden Erbfolgeordnung und deren unverrückte Festhaltung eine höchst wohlthätige Einrichtung und die wesentlichste Bedingung des Nutzens der Erbmonarchien ist. Sobald auch nur im Entferntesten zu einer Wahl, wenn auch nur unter zwei Individuen, Raum gelassen ist, so wird dies, wie frühere Erfahrungen des Mittelalters gezeigt haben und wie die orientalischen und halborientalischen Reiche in neuester Zeit lehrten, zu Hof- und Palastrevolutionen, zu tausend Intriguen und Verschwörungen, vielleicht zum Umsturz und Bürgerkrieg steten Anlaß geben; das ganze Staatsleben verliert den Charakter der Gleichmäßigkeit und Sicherheit, den ihm eben jene Institution verleihen soll. Wo das Princip der Erblichkeit einmal anerkannt ist, da muß auch der notorisch Unfähige, sobald ihn die Reihe trifft, den Thron besteigen und nur ein Reichsverweser mag seine Rechte für ihn verwalten. Welche Nachtheile selbst häufige Aenderungen mit dem Thronfolgegesetz haben können, zeigt die neueste Geschichte der pyrenäischen Halbinsel. — Doch das System der L. beruht noch auf andern Momenten. Weil der Erbkönig seine Regentenwürde nicht seinem Verdienste, sondern der Geburt, dem Geblütsrechte verdankt, so nimmt jenes System an, daß er sie kraft des Gesetzes, kraft eigenen Rechtes, durch Gottes

Digitized by Google

Fügung besitze. Auch mit diesen Sätzen werden sich alle Parteien bei vernünftiger Auslegung vereinigen können; aber der Streit beginnt bei dem Ursprung jenes Rechtes. Dieser nämlich sucht das System der Volkssouveränetät in dem Willen und Auftrag des Volkes, während das Legitimitätsprincip nur von der geschichtlichen Erwerbung, von dem einmal erlangten und durch die Zeit geheiligten Besitzstande ausgeht. Nun auch hier handelt es sich zuletzt nur um Worte und Fictionen. Allein die Anhänger der Volkssouveränetät sprechen dem Volke auch das Recht zu, den ertheilten Auftrag wieder zurückzunehmen, während die Legitimisten ein solches Recht mit Abscheu verwerfen. Dennoch hat auch hier selbst im praktischen Leben sich eine Vereinigung gebildet, sobald die Ersteren jenes Recht nur dann in Anspruch nehmen, wenn der Regent die Bedingungen gebrochen hat, unter denen ihm oder seinen Vorfahren das Scepter zu Theil ward. Denn auch die Legitimisten sobald sie nicht auf den Extremen stehen, räumen nach erfolgter Thronentsetzung solcher Fürsten allenfalls ein, daß ein Fürst, der wider die beschworenen Grundgesetze des Reiches handelt, seiner Thronrechte verlustig gehen könne. Schlimmer wird die Sache, wenn die Volksmänner behaupten, daß auch während und bei der ganzen Regierung der Regent sich fortwährend dem Willen des souveränen Volkes unterwerfen müsse, während eine gemäßigtere Schule die Volkssouveränetät nur bei dem einzelnen Acte der Uebertragung der Regierungsgewalt zur Thätigkeit kommen ließ. Jenem Extreme entspricht das Extrem der Legitimität, wornach eigentlich kein Recht im Staate ist, als das von Gott verliehene der Priester, alle andern Rechte erst aus diesem geflossen und zurücknehmbar sind, der Regent Herr und Eigenthümer des Landes und aller in ihm befindlichen Personen und Sachen ist, alle Rechte der Staatsgewalt in wahrhaftem Eigenthum hat und nach eigenem Ermessen, ohne an Gesetze, Verfassungen und Formen gebunden zu sein, mit unumschränkter Machtvollkommenheit ausübt. (S. übrigens den Art. Volkssouveränetät.)

Legnano, Marktflecken in der Delegation Mailand des lombardisch-venetianischen Königreichs, an der Olona mit 3100 Einw., merkwürdig durch die Schlacht, welche Friedrich Barbarossa 1176 gegen die Mailänder verlor.

Legouvé, Gabriel Marie Jean Baptist, Dichter, fast blos durch sein Gedicht „Das Verdienst der Frauen" bekannt, welches in einer kurzen Zeit neun Auflagen erlebte und heute noch gefällt und neu aufgelegt wird. Er war 1764 zu Paris geboren, wurde 1798 Mitglied des Nationalinstituts und starb 1812 in Geistesverwirrung, der Folge eines unglücklichen Falles. Auch sein „Tod Abels", ein Schäferspiel und sein Trauerspiel „Richard III." fanden eine gute Aufnahme. Außer manchen trefflichen Gedichten sind noch seine Trauerspiele: Epicharis; Quintus Fabius; Eteokles und Tod Heinrich's IV. zu erwähnen. Im Jahre 1798 erschienen seine Gedichte „La sépulture", „Les souvenirs" und „La mélancolie", in denen er mit Glück Delille nachahmte, wurde einige Jahre vor seinem Tode Delille's Suppleant als Professor der römischen Dichtkunst am Collége de France und in den J. 1807—10 leitete er die Redaction des „Mercure de France". Seine „Oeuvres" sammelten Bouilly und Ch. Malo (3 Bde., Par. 1826).

Legrand, Marc Antoine, franz. Schauspieler und Lustspieldichter, geb. am 17. Febr. 1673, war nächst Molière der größte Meister im humoristischen Volksstil. Als Schauspieler war er nicht ohne Talent, doch so häßlich von Gestalt, daß er wiederholt ausgezischt wurde, wobei er sich jedoch durch Bonmots zu helfen wußte. Er schrieb mehrere Lustspiele, die zu ihrer Zeit viel Aufsehen erregten und unter dem Titel „Théâtre de L." (4 Bde., Par. 1731 u. öft.) gesammelt erschienen. Drei derselben „L'aveugle clairvoyant", „Le galant coureur" und die meisterhafte phantastische Posse „Le roi de Cocagne", haben sich auf dem Repertoire erhalten. Er führte ein sehr leichtes Leben und starb in Paris 1728.

Legrand d'Auffy, Pierre Jean Bapt., ein geachteter franz. Literat, geb. zu Amiens, 1737, trat in den Jesuitenorden und beschäftigte sich seit dessen Aufhebung zu Paris, wo er in großer Zurückgezogenheit lebte, mit der Geschichte des franz. Mittelalters. In der Zeit der Revolution wurde er Mitglied des Instituts und 1795 Conservateur der

Digitized by Google

Handschriften an der Nationalbibliothek. Er starb am 5. Dec. 1800. Sein Hauptwerk ist die Sammlung „Fabliaux ou contes des 12ième et 13ième siècles, traduits et extraits d'après les manuscrits" (3 Bde., Par. 1779), der sich die „Contes dévots, fables et romans anciens" als vierter Band anschlossen (Par. 1781). Er gab darin freilich die Originale keineswegs treu wieder, doch läßt sich ihm das Verdienst nicht absprechen, daß er durch seine Uebersetzung diese reizenden Gedichte der Fabliers (s. d.) Denjenigen zugänglich machte, welche sie nicht in der alterthümlichen Sprache lesen können. Ein anderes nützliches Werk ist seine nicht vollendete „Histoire de la vie privée des Français" (3 Bde., Par. 1782; neue verm. Aufl. von Rochefort, 3 Bde., Par. 1815). Ferner schrieb er noch mehrere Monographien, unter denen sich die „Sur l'ancienne législation de la France" auszeichnet und eine große Zahl Artikel über alte franz. Dichter in den „Notices des manuscrits de la bibliothèque du roi".

Legrand, Claude Juste Alexander, Graf, Generallieutenant, Pair von Frankreich, Großkreuz der Ehrenlegion, Ritter des St. Ludwigsordens ꝛc. ward geb. zu Plessis sur Saint-Just (Oise) am 23. Febr. 1763. Früher schon im Militärdienst, den er aber, seiner Verheirathung wegen, verlassen hatte, betrat er, als das Vaterland sich bedrängt sah und alle Franzosen die Waffen ergriffen, wieder den Schauplatz des Krieges und ward Befehlshaber eines Bataillons. Im Jahre 1792 zum Brigadegeneral befördert, that er sich unter dem Heere, welches von der Sambre und Meuse seinen Namen hatte, bei mehrern Gelegenheiten hervor. Bei dem Uebergange über den Rhein, welcher den Feldzug des Jahres III. eröffnete, warf er an der Spitze eines einzigen Grenadierbataillons zwei Tausend Mann feindlicher Truppen, die noch dazu durch Verhaue geschützt waren, nahm ihnen sogar eine Batterie von sieben Kanonen weg, ging gerades Weges auf Düsseldorf los, bemächtigte sich der Stadt, und machte den Commandanten nebst einer Garnison von 1500 Mann zu Gefangenen. Innerhalb sieben Stunden hatte er beide Waffenthaten vollbracht. Bei Würzburg verdankte ein Theil der Cavalerie ihm allein seine Rettung. Von Massena nach der Schweiz berufen, gewann er daselbst neue Triumphe über die Oesterreicher. Im Jahre IX. zum Statthalter von Piemont ernannt, stellte der General L. in allen Zweigen der Verwaltung die Ordnung wieder her, reinigte das Land von Räubern, und wußte durch seine weise Festigkeit überall dem französischen Namen Achtung und Ehre zu verschaffen. Bei Austerlitz widerstand er neun Stunden lang mit 2 Regimentern dem linken Flügel der Russen, machte 3000 Gefangene und nahm dem Feinde zuletzt noch 12 Kanonen. Nach der Schlacht von Jena, worin er sich auf gleiche Weise ausgezeichnet hatte, übertrug ihm der Kaiser die Oberaufsicht über die Provinz Baireuth. In den nachfolgenden Feldzügen waren Eylau, Heilsberg, Königsberg, Groß-Aspern und Wagram Zeugen seines Heldenmuthes und Feldherrntalentes zugleich. Die wenigen Trümmer von der großen Armee, welche noch beim Uebergange über die Beresina gerettet wurden, verdankten dies vorzüglich der Ausdauer L.'s, welcher unermüdlich den übermächtigen Feind abwehrte. Der Graf Legrand, am 15. April 1813 zum Senator und nach der ersten Restauration zum Mitglied der Pairskammer ernannt, starb zu Paris am 8. Jan. 1815, in Folge der an der Beresina erhaltenen Wunden.

Lehde, ein Stück Land, welches wegen Unbrauchbarkeit höchstens als Weideplatz benutzt wird; auch. s. v. a. Brachfeld.

Lehm, ist eine klebrige, ziemlich zusammenhängende, mit Sand, Eisen und etwas Kalkerde vermischte Thonart, meistens von gelblicher, bisweilen auch bräunlicher oder röthlicher Farbe, je nachdem ihr mehr oder weniger Ocker beigemischt ist, fließt in starkem Feuer, brennt aber im mäßigen Feuer hart und roth. Man braucht den L. vorzüglich zum Bauen statt des Kalkes, nicht immer aus Mangel oder Ersparniß; ebenso zur Erbauung von Back- und andern Oefen, weil er überhaupt an Orten, wo viel mit Feuer umgegangen wird, zweckdienlicher ist, als der Kalk. Nach dem verschiedenartigen Gebrauche nennt man ihn Töpferlehm (die röthliche, etwas festere Art), Kleberlehm, welcher z. B. zum Errichten der Wellerwände gebraucht wird, und Ziegellehm, woraus Mauer- und Dachsteine ge-

Digitized by Google

brannt werden. Mit Kohlengestübe vermischt wird er zu Dämmen, zu Boden von Kellern, Wasserbehältern, Schiffen ꝛc. und mit Pferdemist, Wolle und reinem feinen Sande vermengt und mit geschlemmter Asche bestrichen zu Formen bei Metall- und Eisengießereien ꝛc. mit Vortheil angewendet. Man gräbt den L. theils in Anbergen, theils in Ebenen. Er macht den Hauptbestandtheil vieler Aecker aus, ist aber an sich unfruchtbar. Ueber die Befruchtung dergleichen Landstriche vergl. Krünitz, Encyklopädie Bd. 70., S. 17 flg., und über den Nutzen der Lehmschindel oder Lehmbacken zur Bedachung Ebend. S. 233 flg.

Lehmann, Johann Georg, geb. 1765 in der Johannesmühle bei Baruth, ward, nachdem er einen ziemlich guten Elementarunterricht erhalten hatte, Mühlknappe, suchte sich den militärischen Werbern zu entziehen, wozu ihm ein angesehener Mann, der ihn als Schreiber bei sich angestellt, behülflich war, zerfiel jedoch mit demselben und ward gewaltsamer Weise den Soldaten beigesellt und bald hierauf Compagnieschreiber. In Dresden, wohin er mit seinem Regimente kam, erhielt er die Erlaubniß, die Kriegsschule zu besuchen, wo er sich bald auszeichnete, so daß ihn der Director derselben, Hauptmann Backenberg, topographische Arbeiten verfertigen ließ, welche den General von Langenau veranlaßten, ihn in seinem Regiment als Sergeant anzustellen. Seine Vorliebe für Topographie bewog ihn, 1793 in das Privatleben zurückzukehren, um dieser Wissenschaft ganz zu leben. Ohne Unterstützung, sich selbst überlassen, nahm er 26 QM. des Erzgebirges auf und machte mehrere wichtige Erfindungen hinsichtlich des Meßtisches; besonders aber ward er durch sein Situationszeichnungssystem berühmt. Nachdem er eine Zeit lang Straßenaufseher des Wittenberger Kreises gewesen war, ward er 1798 zum Offizier ernannt und als Lehrer an der sächs. Ritterakademie in Dresden angestellt, nahm 1806 an dem Kriege gegen Frankreich, 1807 als Hauptmann und Quartiermeister an der Belagerung von Danzig und Graudenz Theil, und ging mit dem sächsischen Generalstabe nach Warschau, von welcher Stadt er einen Plan entwarf, — mußte jedoch 1809 wegen gestörter Gesundheit diese Stadt verlassen. Nach Dresden zurückgekehrt und mit dem St. Heinrichsorden geschmückt, stieg er 1810 zum Major und Oberaufseher der königlichen Militärplankammer, starb jedoch bereits am 6. Sept. des folgenden Jahres. Der Plan von Dresden, welcher sich bei der „Beschreibung" dieser Stadt von Hasse befindet, ist von L. gezeichnet, welcher bewiesen hat, was entschlossene Geistesthätigkeit vermag. Seine Lehre von der Situationszeichnung gab Professor Fischer 1812 zu Dresden heraus.

Lehn und **Lehnrecht**, s. Lehnswesen.

Lehnsatz oder Lemma nennt man einen Satz, den man aus einem andern Gebiete der Untersuchung als Glied des Beweises für einen Satz entlehnt, also als schon bewiesen oder wenigstens als Ausdruck einer Thatsache voraussetzt. Daher ist in der einen Wissenschaft oft das ein Lehnsatz, was in einer andern Lehrsatz (s. d.) ist. Die Mechanik z. B. bedient sich der Lehrsätze der Geometrie, die analytische Geometrie der Lehrsätze der Algebra, die Psychologie der Lehrsätze der Metaphysik u. s. w. als Lehnsätze. Lemmata unterscheiden sich daher von willkürlichen oder versuchsweise gemachten Annahmen oder Hypothesen (s. d.). Uebrigens ist ein Lemma nicht zu verwechseln mit einem Dilemma (s. d.).

Lehnswesen. Lehnswesen und Hierarchie sind die beiden vorherrschenden Formen, in denen sich das öffentliche Leben des Mittelalters ausprägt. Auf jedem Blatte seiner Geschichte begegnen sie uns. Darf es befremden, wenn alle Zustände und Ereignisse jener Zeit auf ihre Schultern gelegt und wenn namentlich zum Lehnswesen eine Menge Dinge gerechnet wird, die wohl mit ihm und in ihm, aber nicht durch dasselbe bestanden? Dazu kommt, daß die Formen des Lehnstaates noch lange bewahrt wurden, nachdem eine ganz andere Staatsgattung, nachdem die landesherrliche Fürstengewalt das Wesen der Herrschaft bereits ergriffen hatte und daß eine Opposition, die einer Ausartung des Systems der Territorialhoheit galt, sich gegen diese äußere Formen, gegen die letzten Spuren des L.'s richtete und unter dem Namen des L.'s einen Geist des Staatslebens und Einrichtungen bekämpfte, an denen dieses selbst sehr unschuldig war. — Das Eigene des L.'s wird am besten aus der Geschichte seiner allmäligen Entwickelung

Digitized by Google

erkannt. Ueber seine eigentliche Entstehung ist noch immer keine Gewißheit und selbst die allgemein verbreitetste Ansicht läßt Zweifel genug zu, die es wahrscheinlich machen, daß, wie fast überall im Leben, nicht blos eine einzige Ursache, sondern mehrere zusammengewirkt haben. Jedenfalls mußten die Keime der Idee in den früheren Verhältnissen und Rechtsansichten liegen, und ihre Verwirklichung mußte der Zeitlage ungemein entsprechen, da die Ausbildung und Befestigung des Instituts mit großer Leichtigkeit vor sich ging. Merkwürdig ist es allerdings, daß sich in mehreren asiatischen Staaten Einrichtungen vorfinden, die viele Analogie zu dem L. haben, selbst in einzelnen Theilen Australiens zeigen sich dergleichen. Mystische Geschichtsforscher werden diese wie die fränkischen Institute als verwandte Reste einer untergegangenen Urcultur betrachten, skeptische sich an den Grundsatz halten, daß gleiche Ursachen gleiche Wirkungen erzeugen.

In der That waren es mehrere Momente des germanischen Volkslebens, die das Aufkommen des L.'s erleichterten; namentlich daß alle Verhältnisse zum Ganzen, aller Antheil an der Gemeinde auf Grundeigenthum beruhten, dieses die Quelle der Macht und das festeste Pfand und Band war; daß ferner alle Rechte und Pflichten auf Vertrag und zwar auf einen ausdrücklichen, in jedem besonderen Falle besonders modificirten Vertrag gegründet waren: dann die Abtheilung des Volkes nach Ständen und deren stufenweise Unterordnung; endlich die Neigung zu Genossenschaften und die Treue, mit der ihre Gelübde gehalten wurden. Alles dies waren Umstände, aus denen zwar die Idee des L.'s nicht nothwendig erwachsen mußte, die aber dieselbe mannichfach förderten, wie äußere Gründe einmal auf sie geführt hatten. Diese äußeren Gründe lagen in der besondern Natur des Frankenreichs. Unter allen germanischen Nationen hatten die Franken die meiste Klugheit bei Befestigung ihrer Macht bewiesen; sie hatten sich am gewandtesten die Vorzüge und Hülfsmittel der ihnen unterworfenen Nationen zu eigen gemacht; sie sahen sich zuerst nach einem Mittel um, das ihr Uebergewicht bleibend sichere. Dazu kam der besondere Plan, den die Hausmeier der merovingischen Könige verfolgten, für sich nämlich eine Partei zu gründen, die unaufhörlich an ihr Interesse gekettet, ihre Gewalt so fest mache, wie die Rechte der Könige, ja vielleicht dereinst Gewalt und Recht in einer Hand vereinige. So scheint zuerst Karl Martell an einzelne Getreue aus der großen Masse liegender Gründe, die er als Besitzthümer des Königs oder der Nation verwaltete, Theilstücke zu lebenslänglicher Benutzung gegen das Versprechen persönlicher Treue und gegen Zuzug im Kriege verliehen zu haben. Diese Art von Belohnung fand reißenden Beifall; seine Nachfolger, deren ehrgeizigen Plane immer mehr zur Erfüllung reiften, theilten immer freigebiger aus und bald ward es systematisches Streben der Gewalthaber, daß kein Freier von einiger Bedeutung im Reiche sein dürfe, der nicht ein oder das andere Stück zu Lehn hätte und eben dadurch an ihr Interesse geknüpft sei. Auf der andern Seite wurden die Lehnsleute so begünstigt, mit Würden belehnt und von dem Glanze des Hofes überstrahlt, daß ein allgemeines Treiben und Drängen nach den Lehnen entstand. Die Theilungen und Spaltungen des Reiches unter den späteren Karolingern, wo die meisten Fürsten gleichzeitig darnach streben mußten, überall Anhänger zu erwerben, bewirkten immer freigebigere Vertheilungen unter stets günstiger werdenden Bedingungen und als die Erblichkeit der Lehne erst factisch, dann rechtlich eingeführt worden war, sahen die Fürsten das ganze Land und die meisten Rechte und Würden der Krone in den Händen ihrer Landsleute, von denen sie dafür nur eine mit dem Verfall der Sitten werthloser werdende Treue und die beschränkten, im Lehnsvertrage stipulirten Dienste verlangen konnten. Von Franken aus hat sich das L. auf die übrigen germanischen Staaten verbreitet, wiewohl es auf der skandinavischen Halbinsel nie rechte Wurzel schlug und in England nicht wie anderwärts allmälig sich bildete, sondern erst spät von den normännischen Eroberern systematisch begründet wurde.

Desto fröhlicher blühte es in Deutschland und zwar weniger von dem höchsten Oberhaupte der Nation, als von den vielen Großen des Reiches gefördert, die zur Ausführung ihrer ehrgeizigen Plane eine Partei brauchten und freie Insassen ihrer Provinzen nicht dulden mochten. Alle Vortheile des Lehnsstandes, die in Frankreich nur von einem Punkte

Digitized by Google

ausgingen, gingen in Deutschland von Hunderten aus und demnach verschwanden die freien Besitzer fast völlig und überall sah man Lehnsleute, die ihr Gut von einem höheren Lehnsherrn zu Lehn erhalten, oder es ihm aufgetragen (feudum oblatum) hatten, um von ihm das früher freie Eigenthum als Lehn zurückzubekommen und sich in der gewaltthätigen Zeit seines mächtigen Schutzes zu erfreuen. So bildete sich eine Abstufung von Lehnsherren und Vasallen, die man sich jedoch nicht als eine so regelmäßige vorstellen darf, daß etwa in der ersten Ordnung die Fürsten gestanden hätten, die ihre Güter vom Kaiser und nur vom Kaiser zu Lehn gehabt hätten, in der zweiten höhere Adelige in gleichem Nexus zu den Fürsten, und nur zu den Fürsten stehend u. s. f.; sondern Fürsten, Grafen und Edelleute hatten meist einen Theil ihrer Besitzthümer vom Kaiser, einen anderen von einem Standesgenossen, einer Kirche, einem Kloster zu Lehn, einen dritten vielleicht als freies Eigenthum (Allod), und diese Verhältnisse griffen so verworren in einander ein, daß oft ein Herr wegen eines Gutes der Lehnsherr, wegen eines andern der Vasall eines Andern war. Ein Lehnsverhältniß besteht, wo Jemandem das nutzbare Eigenthum (dominium utile) einer Sache, gegen Vorbehalt des Obereigenthums (dominium utile), gegen das Gelübde persönlicher Treue, dem wieder der Schutz des Lehnsherrn entspricht und gegen die im Lehnsvertrage bestimmten Lehnsdienste überlassen wird. Nach der Natur dieser Lehnsdienste, nach der Beschaffenheit der zu Lehn gegebenen Sache, nach den besondern Bedingungen des Vertrags, z. B. in Bezug auf die Lehnsfolge, nach den größeren oder geringeren Abweichungen von dem Normalbegriffe nimmt das Lehn verschiedene Namen an. Die Besitzer heißen Vasallen, und wenn sie eine ihnen zu Lehn aufgetragene Sache anderweit zu Lehn geben, so gründen sie ein Afterlehn mit Aftervasallen. Die Belehnung (investitura) pflegte unter genau bestimmten feierlichen Formen vor sich zu gehen. Bei Veränderungen in der Person des Lehnsherrn oder Vasallen muß das Lehn erneuert werden. Die Erbfolge in das Lehn stand erst nur den männlichen Descendenten zu; später und bei ausdrücklicher Aufnahme in den Lehnsvertrag auch andern Agnaten; das sächsische Lehnrecht erlaubte auch die Aufnahme fremder Personen (der Mitbelehnten) in den Lehnsvertrag, zur dereinstigen Erbfolge. Dagegen ward auch eine Eventualbelehnung vorgenommen, wodurch für den Fall des Aussterbens der gegenwärtigen Lehnsinhaber einem Dritten die Belehnung damit garantirt wird. Das Lehn muß der Familie erhalten werden und darum wird das Lehnsvermögen von dem Allodialvermögen, es werden die Lehnsschulden von dem Uebrigen separirt. Auf gewisse Lehnsverbrechen, namentlich soweit daraus eine Nichtanerkennung der Lehnspflicht und persönliche Untreue gegen den Herrn hervorging (Felonie), stand die Einziehung des Lehns. Von einem Lehn, dessen Rückfall bevorsteht, sagt man, daß es *auf den Fall* stehe; sind die bisherigen Inhaber desselben erloschen, so ist es *offen* geworden. Die Form des L.'s schien der damaligen Zeit so entsprechend, daß bald fast jede Rechtshandlung ihren Charakter annahm und alle Rechte, Würden, Schenkungen, Gehalte Renten u. dgl. in der Form der Belehnung ausgesprochen und übertragen wurden. Demnach berührte das L. keineswegs alle Classen des Volkes. Denn da die Lehnsdienste in der Regel kriegerischer Natur waren, so wurden die Classen, denen man Tüchtigkeit zur Waffenführung nicht zutraute, z. B. Geistliche und Frauen, da ferner der Vasallenstand ein geehrter sein sollte, so wurden Unfreie und Ehrlose, wohin eine lange Zeit der gesammte Bauernstand gehörte, von der Erwerbung der Lehne ausgeschlossen. Demnach wurden Kirchen, Klöster, Domstifter frühzeitig in den Lehnsnexus hineingezogen und nur persönlich konnte der Geistliche nicht Vasall sein. Die Verhältnisse der niederen Stände aber blieben unabhängig vom Lehnsrechte und höchstens einzelne Formen desselben fanden auch dort eine Nachahmung. Die gutsherrlichen Verhältnisse sind nicht aus dem L. entsprungen; zum Theil sind sie älterer Entstehung, zum Theil mögen sie in der Zeit des L.'s, nicht aber durch dieses, Ursprung oder Ausdehnung erhalten haben.

Mit Ausbildung der Landeshoheit sank das L. in seiner reellen Bedeutung. Die mächtigsten Landesfürsten duldeten Niemanden in ihrem Territorium, der nicht ihr Unterthan sei. Indem sie sich auf die Städte gegen das Land und auf das Land gegen die Städte stützten,

Digitized by Google

wurden sie unabhängig von beiden. Die Treue ward nicht mehr auf Lehnseid, sondern auf die Unterthanenpflicht gegründet. Die Rechte wurden nicht mehr aus dem Lehnsvertrage, sondern aus der Landesherrlichkeit entlehnt, an deren Stelle in neuerer Zeit die Idee der Staatsgewalt getreten ist. Die Lehnsdienste wurden nicht mehr gebraucht, weil man mit Soldtruppen Krieg führte, einen regelmäßigen Hofstaat hielt und die Beamten aus dem Ertrage der Abgaben bezahlte. Der allmälige Untergang des L.'s war für die Vasallen eine ungünstige Veränderung, die nun vielen Beschränkungen der persönlichen Freiheit unterworfen wurden; für die übrigen Volksgenossen war sie ohne Werth, da die Vasallen als große Grundbesitzer das Monopol der politischen Rechte behaupteten, durch dieses Monopol sich frei von den Staatslasten zu halten wußten und ihre grundherrlichen Rechte, als außer Zusammenhange mit dem L. stehend, fortbehaupteten. Das L. als politische Grundlage des Staates ist schon seit dem Ende des funfzehnten und Anfange des sechszehnten Jahrhunderts untergegangen. Als politische Form hat es noch hier und da und als privatrechtliche Beschränkung einer Art des Grundbesitzes fast überall fortbestanden. Obwohl die Praxis Manches milderte und Beispiele von Einziehung der Lehne wegen Felonie allmälig aufhörten, so blieben doch viele Beschränkungen der freien Verfügung und namentlich bei den meisten Lehnen die Ausschließung der weiblichen Erben. Deshalb fing man schon im vorigen Jahrh. an, den Vasallen die Gelegenheit zu eröffnen, durch eine billige Ablösung ihre Güter zu freien Eigenthum zu erwerben, sie zu allodificiren. Schon 1705 verwandelte Kaiser Joseph I., als Belohnung für große Geldunterstützungen alle im Fürstenthum Brieg gelegene Lehne in freies Allod. Im J. 1717 erließ König Friedr. Wilhelm I. ein Edict, worin er, unter einigen Modificationen in Bezug auf die Succession, die lehnsherrlichen Rechte gegen einen bestimmten Kanon erließ. Mit vielen andern, aus dem Mittelalter stammenden Rechten ward am 4. Aug. 1789 das L., so weit es noch fortbestand, vollends aufgehoben und die Waffen Napoleon's verpflanzten diese Aufhebung in die Länder, die französischen Rechts wurden. In Bayern wurden den 7. Juli 1808 alle Privat- und Afterlehne für erloschen erklärt und dafür ein Bodenzins eingeführt. Beibehalten wurden Mannlehne der Krone, die mit so bedeutenden Lehnsgebühren belastet wurden, daß seitdem rastlos bittere Klagen darüber erschollen sind. Im Königreiche Sachsen hatte man sich begnügt, in einzelnen Fällen auf dem Wege des Vertrages eine Allodification zu Stande zu bringen, hat aber auf dem Landtage von 1833 und 34 ein Gesetz zu Stande gebracht, was eine Ablösung des Lehnsnexus unter sehr billigen Bedingungen für die Vasallen allgemein möglich macht. Die wichtigste gemeinrechtliche Quelle des Lehnrechts sind die sogenannten libri feudorum, die in der Lombardei im 12. Jahrh. nach und nach entstanden und theils Constitutionen einzelner deutscher Kaiser über das Lehnrecht, theils Gewohnheitsrechte verschiedener Lehnshöfe, namentlich die mailändischen enthalten. Diese Quellensammlung wurde dem Corpus juris civilis als decima collatio einverleibt und von den Glossatoren glossirt. Die ältern deutschen Lehnrechtssammlungen haben gegenwärtig fast nur noch ein geschichtliches Interesse; dagegen sind in neuerer Zeit in mehreren deutschen Staaten besondere Lehnsgesetze gegeben worden, die zugleich auch die unmittelbare Anwendbarkeit der libri feudorum aufheben, wie in Preußen, Bayern und Baden. Neuere Darstellungen des Lehnrechts sind Pätz „Lehrbuch des Lehnrechts" (neue Aufl., Gött. 1819) und Mayr „Handbuch des gemeinen und bayerschen Lehnrechts" (Landsh. 1831). Auch findet sich das Lehnrecht in den Lehrbüchern des deutschen Privatrechts von Eichhorn und Philipps abgehandelt.

Lehon, Charles, Graf von, belgischer Staatsmann, geb. um 1790 zu Tournay, studirte die Rechte, trat in seiner Vaterstadt als Sachwalter auf und wurde nach der Bildung des Königreichs der Niederlande zum Schöffen daselbst ernannt. Seine Talente und seine Rechtschaffenheit gewannen ihm das Zutrauen seiner Mitbürger, welche ihn 1825 als Abgeordneten in die zweite Kammer der Generalstaaten sandten. Zur Zeit, als Belgien in der Vereinbarkeit mit Holland sein Heil nicht mehr fand und los und ledig von der ihr fremdartigen Regierung zu werden trachtete, fand L. schon Auskunft und Hülfe in der Trennung der Staatsverwaltung beider Ländermassen unter einem Monarchen. Als er aber

Digitized by Google

das Fruchtlose seiner Bemühungen erkannte, verlangte er auch die Unabhängigkeit Belgiens von Holland und gelangte bei den Katholischen zu großem Ansehen. Der König Leopold erwählte ihn zu seinem Gesandten in Paris, wo er sich ebenso die Zufriedenheit seines Machthabers als des französischen Königs erworben hat. Im J. 1818, wo sein Bruder, ein Notar in Paris, Bankerott machte, in den er mit verwickelt wurde, sah er sich genöthigt, seine Entlassung von seinem Posten zu nehmen. Im J. 1836 war er von seinem König in den Grafenstand erhoben worden. In seiner Geschäftsführung warf man ihm vor, als eifriger Partisan des innigsten Bündnisses zwischen Frankreich und Belgien, häufig mehr auf die Ansichten des franz. Cabinets eingegangen zu sein, als auf die seiner eigenen Regierung.

Lehrfreiheit ist ein geistiges Gut, dessen Werth und Unentbehrlichkeit für die Wissenschaft und für das Leben wir erst seit der Gründung der Universitäten und seit der Kirchenreform kennen und in seinem Einflusse auf die allgemeine Geistesbildung so würdigen gelernt haben, daß der gegenwärtigen Entwickelung in allen Gebieten des geistigen und materiellen Lebens eine Beschränkung dieser Freiheit als vitale Verletzung des Menschenrechtes und der errungenen Volkscultur erscheint. So lange die Lehrfreiheit als das erste Grundelement der freien Wissenschaft vorenthalten ward, oder auch nur Beschränkungen unterlag, konnte sich die letztere nie und nirgends gedeihlich entfalten, denn bei beschränkter Lehrfreiheit war nicht gestattet, dem jüngern Geschlechte die Resultate der Forschung, sofern sie von dem Bestehenden, von den Vorschriften und einseitigen Befehlen abwichen, frei und unbefangen mitzutheilen. Lange Jahrhunderte hindurch und fast in allen christlichen Reichen entbehrte das Volk dieses unveräußerlichen Gutes, zumal unter der päpstlichen Kirchenregierung, die, wenn sie hätte Lehrfreiheit gewähren wollen, ihrem Grundsatze, den Menschengeist und die Wissenschaft gefangen zu nehmen und zwischen Laien und Priestern ein esoterisches und exoterisches Wissen festzuhalten, hätte entsagen und daher sich selbst als aufgelöset proclamiren müssen. Auf die glänzende Verheißung der freien wissenschaftlichen Bewegung im Denken, Forschen, Prüfen und Lehren, mit der sich die Hierarchie so oft geschmückt hat, dürfen wir nichts geben, wenn wir mit dem liberalen Wortgepränge die Praxis vergleichen und wenn wir in der Geschichte auf blutige Verfolgungen Andersdenkender, auf Censur, Ketzernamen, Verfluchungen, Jesuitismus, Inquisitionsgerichte, Hinrichtungen und Scheiterhaufen als auf die thatsächlichsten Beweise für Unfreiheit der Wissenschaft und des denkenden Geistes überhaupt stoßen. Die Ereignisse, die seit dem westfälischen Frieden hart auf einander gefolgt sind, die Nichtanerkennung dieses Friedensschlusses und der kirchlichen, wissenschaftlichen und politischen Consequenzen desselben, die Protestation gegen die staatsrechtlichen Anordnungen der weltlichen Fürsten, die Verfolgung und Verfluchung abweichender Lehrer und die Versuche, den Staat mit Allem, was daran und darin ist, unter die Herrschaft der Kirche zu stellen — dies und vieles Andere beweiset genugsam, daß der gegenwärtige Katholicismus in seinen Leitern und Organen von der alten Hierarchie principiell nicht unterschieden ist und daß in ihm von Lehrfreiheit nicht die Rede sein kann.

Dagegen liegt es im Princip der protestantischen Kirche, sich gegen die Fortschritte der Wissenschaft nicht abzuschließen. In den Ländern des Protestantismus wird, wenn nicht allgemein, doch gewiß mit desto mehr Bewußtsein und Erkenntniß von der einen Seite anerkannt, daß die Wissenschaft eine absolute Herrscherin, unbeschränkt und unbeschränkbar sei, die nur sich selbst zum Ziele habe und sich in der Fülle ihrer eigenen Macht befriedige, und man sieht es als einen Frevel gegen ihre Majestät an, einen ihr fremden Maßstab an sie zu legen oder sie irgend wie zu beschränken. Gemäß dem Anerkenntniß wird der Wissenschaft im Prüfen, Forschen und Lehren vollkommene Autonomie eingeräumt, und wie ihr die Kritik als eine im Wesen des Geistes begründete Form als Grundlage des freien Wissens zugestanden wird, so ist sie berechtigt, die Freiheit des Lehrens als die Blüthe und Frucht ihrer Thätigkeit für das Leben zu fordern. Die Wissenschaft ist in der protestantischen Welt dieser Freiheit theilhaftig geworden, und welchen Gebrauch sie von ihrem Rechte

Digitized by Google

gemacht hat, davon liegen die Beweise in der Literatur, in der Kunst und theilweise auch in den Zuständen der Volkscultur, der Sittlichkeit und in der Macht des Menschengeistes vor. Einzelne Wissenschaften haben eine Höhe der Ausbildung und eine allgemeine Verbreitung erlangt, daß sie von den kühnsten Ahnungen der Vorwelt nicht erreicht werden können, und der Fall ist nicht vorgekommen, daß der glückliche Entdecker eines ewigen Naturgesetzes, gleich Galilei in Rom, die Wahrheit hätte abschwören oder im lebenslänglichen Gefängnisse abbüßen müssen, wenn gleich nicht verschwiegen werden mag, daß zumal in Deutschland die glücklichsten und kühnsten Forscher, wie Kepler u. A. Ursache hatten, sich über geringschätzige Behandlung bitter zu beklagen.

War nun in den meisten Theilen der geistigen Arbeit die absolute Freiheit gestattet, so ist doch frühzeitig und zugleich mit der Reformation eine Beschränkung der Lehrfreiheit und der freien Wissenschaft da eingetreten, wo es sich um das Verhältniß der Theorie zur Praxis handelt. Das ist ausschließlich der Fall, wo sich die Lehrfreiheit auf Theologie und Politik oder auf Philosophie in Anwendung auf Kirche, Theologie und Staat bezieht. In Betreff der Kirche und der theologischen Wissenschaft besitzt der Protestantismus Vorschriften und von den Reformatoren selbst ausgegangene Anordnungen, die von den Einen als Bedürfniß für die Reformationszeit betrachtet werden und daher der steten Reform und einer der Zeitbildung entsprechenden Umgestaltung unterliegen müßten, von den Andern dagegen als der archimedische Punkt angesehen werden, um welchen sich die ganze Arbeit des denkenden Geistes zu bewegen habe. Indem Jene das Wesen des Protestantismus in die Idee einer folgerichtig fortschreitenden Umbildung setzen und dadurch nicht nur das Beharrungsprincip und das geistgefährliche dem Katholicismus nicht unähnliche Buchstaben- und Autoritätssystem beseitigen wollen, geben sich diese unter den Einfluß einer äußern von der papistischen Hierarchie wenig unterschiedenen Autorität hin und stellen eine der absoluten Freiheit der Wissenschaft widersprechende Schranke auf. Liegt es daher in der Idee des Protestantismus, das Stadium, auf welches die Reformatoren die Theologie und die von ihnen gereinigte Kirche erhoben haben, als etwas von ewiger und unabänderlicher Gültigkeit für alle Zeiten und alle Bildungsphasen des menschlichen Geistes festzuhalten und zu glauben, daß das von den begeisterten und kühnen Glaubenshelden jenes Zeitalters Errungene das Ideal für alle Zeiten und durchaus vollkommen an und für sich keiner weitern Verbesserung, mögen die Bedürfnisse der Einsicht, der Erkenntniß und der Bildung sich gestalten, wie sie denkbar möglich sind, bedürftig sei: so erscheint allerdings die Kritik und die Philosophie, wo sie die ewige Gültigkeit dieses Stadiums der weiteren Prüfung und sogar der Negation anheimfallen lassen, als ein frevelhaftes Beginnen, aber dann wäre auch der Protestantismus selbst etwas Stabiles, das sich formell nicht von der katholischen Unfreiheit des Glaubens und des Geistes unterschiede, als etwa nur in der relativen Verlängerung des Kreisdurchmessers für die freiere Bewegung des Geistes. Für die Freiheit des Wissens und Lehrens bestände daher eine äußere Beschränkung und die Autonomie der Wissenschaft, die ihre Gesetze in sich selbst zu finden hat, wäre eine Illusion. Schon in dem Zeitalter der Reformatoren hatte man ein wiewohl etwas unklares Gefühl von dem Vorhandensein dieses Widerspruches der Kirche gegen die Freiheit der wissenschaftlichen Kritik und der Vernunftthätigkeit und es entwickelten sich schon damals allerlei Kämpfe, die aber mit dem Wachsen der Bildung und mit der Entfaltung ernster philosophischer Erkenntniß an Tiefe, Umfang, Energie und Kühnheit bis in die neueste Zeit zugenommen haben. Ihren eigentlichen Sitz haben diese Kämpfe um die Freiheit der Wissenschaft und der damit innigst verbundenen Lehrfreiheit auf den Universitäten und hier vorzugsweise in den theologischen und philosophischen Facultäten. Die theologischen Facultäten haben insgesammt die Bestimmung, nach der Lehre der evangelischen Kirche sowohl überhaupt die theologischen Wissenschaften fortzupflanzen, als insbesondere durch Vorlesungen und andere akademische Uebungen die sich dem Dienste der Kirche widmenden Jünglinge für diesen tüchtig zu machen. Ein solcher Standpunkt von so scharfer Begrenzung konnte sich nur so lange mit der Philosophie vereinigen lassen, als diese im Dienste der Theologie stand und

Digitized by Google

ihr fast als Hausmagd unterthänig war. Mit der Befreiung aus der Dienstbarkeit entzündete die Philosophie einen Kampf gegen die Beschränkungen auf Leben und Tod. Der Widerstand der Theologie gegen die Neologie und Ideologie äußerte sich meistens weniger in wissenschaftlichen Widerlegungen als insbesondere in äußerer Unwirksammachung der neuen Lehren. So verdammten die Niederländer die Philosophie des Carteſius; Spinoza ward persönlich verfolgt; Wolff von den Pietisten und Orthodoxen verläumdet, durch polizeiliche Gewalt aus Halle vertrieben; eine Cabinetsordre verbot zur Zeit Wöllner's mehrere Vorlesungen Kant's; Fichte und Fries mußten es dulden, daß ihre Hörsäle geschlossen oder daß sie zur Flucht genöthigt wurden. Ueberall, wo die freie Wissenschaft mit der Kritik des Bestehenden auftrat, riefen ihre Gegner eine Gewalt zu Hülfe, die außerhalb der Wissenschaft selbst liegt. So verfuhr die Orthodoxie im Kampfe gegen den Rationalismus Wegscheider's und Gesenius', Krug's u. A., und wenn es hier nicht bis zu den extremen Maßregeln kam, wie bei andern Vorfällen, so dürfen wir die Ursache dieser Milde in dem Charakter Friedrich Wilhelm's III. und des Chefs suchen, der damals dem Cultusministerium in Preußen vorstand. Entschiedener dagegen war das Verfahren gegen D. Strauß, L. Feuerbach (s. d.) und B. Bauer, theilweise auch gegen mehrere Anhänger der Hegel'schen Philosophie: die drei Erstgenannten wurden aus ihren Lehrämtern entfernt, weil sie einer Lehre huldigten, die dem Bestehenden in Theologie und Kirche entgegen sei und die Autorität der Bibel, als eines Buches der Offenbarung und der Wunder aufhebe. Die Amtsentsetzung der Genannten ist eine vollendete Thatsache, nicht so ist der geistige Prozeß über das Recht der Kirche, eine Wissenschaft, durch welche sie scheinbar in ihrer Existenz bedroht wird, von dem öffentlichen Lehrstuhle entfernt zu halten, zu Ende geführt. Vgl. „Lehr- und Hörfreiheit, ein Nachruf der Universität Leipzig" (1841); „Ueber die Anstellung der Theologen auf Universitäten" (Berl. 1842); Gruppe „Bruno Bauer und die akademische Lehrfreiheit" (1842), und „Noch ein Wort über B. Bauer und die akademische Lehrfreiheit (1842) von demselben. Ferner „Beitrag zur Verständigung über Begriff und Wesen, Nothwendigkeit und Schranken der theologischen Lehrfreiheit" in dem Journal „Minerva" (Maiheft 1842). Dazu wäre noch zu sehen: „Deutsche Jahrbücher" (1841, S. 223—24; 417—20. Jahrg. 1842, S. 601—15; 875—84; 897—907).

Wie es mit der Lehrfreiheit im Kirchlichen und Theologischen steht, dasselbe findet nur in noch höherem Maße bei der freien Wissenschaft in deren Anwendung auf politische Zustände statt. So lange sich die Freiheit des Gedankens durch Censurverordnungen beschränkt sieht, ist es gar nicht möglich, daß sich der Geist im Hörsaale ungenirt bewegen könnte. Die Politik, die Staatsverfassungen, die Verwaltungen, die Finanzen und die verschiedenen Regierungsgrundsätze bieten einen erndtereichen, aber um desto unsicherern Boden der Speculation dar, als daß Kant, sogar vor der Wöllnerschen Illuminatenwirthschaft, nicht Recht haben dürfte, wenn er am Schlusse seiner scharfsinnigen Untersuchungen auf arrières pensées hinwies, die unter den obwaltenden Umständen unsagbar wären, so wissenschaftlich sie auch gedacht wären. Verkennen wir zwar nicht, daß die neueste Zeit weiter vorgerückt ist und daß es zu den selteneren Fällen gehört, wenn ein akademischer Lehrer seine Hefte einliefern muß, um prüfen zu lassen, ob er sie so seinen Zuhörern vortragen darf; aber auch dergleichen Ausnahmen sind beklagenswerthe Erscheinungen, deren Dasein beweiset, daß die Autonomie der Wissenschaft eine glänzende Illusion ist.

Lehrgedicht heißt diejenige Art von Dichtungen, deren Charakter idealisirte Darstellung von Begriffen und Ideen der Vernunft ist, welche, als mit bestimmten Gefühlen vergesellschaftet, sich versinnlichen und als Gegenstand des Gefühls behandeln lassen. Die Lehrdichtkunst (didaktische Poesie) scheint mit dem Wesen der wahren Poesie in Widerspruch zu stehen und ist es, sobald eigentliche Belehrung zum Gesichtspunkte der Forderungen an das Lehrgedicht genommen wird; denn das Technische der Form, die Zufälligkeit des Metrums, in das allgemeine Begriffe und Wahrheiten eingezwängt sind, begründen blos einen äußern Unterschied von der didaktischen Prosa, machen noch keine Poesie. Aber gewisse Stoffe, die in das Gebiet des Erkenntnißvermögens eigentlich gehören, lassen sich

Digitized by Google

allerdings aus demselben herausheben und in die Sphäre der Phantasie und des Gefühls versetzen, so daß sie nicht als System erscheinen, sondern als eben in der Seele des Dichters werdend und aus derselben hervorgehend, mit aller Anschaulichkeit und Lebendigkeit dichterischer Schilderung sich behandeln lassen. Diese Stoffe, die also ästhetisch darstellbar sind, der Ausdruck der poetischen Ansicht der Welt, des menschlichen Lebens und des Umfanges der menschlichen Erkenntniß, eignen sich für das Lehrgedicht und bilden den Standpunkt für die Betrachtung und Beurtheilung desselben. Hiermit ist freilich zugleich das Urtheil über Erzeugnisse gesprochen, die in der äußern Form sich als Lehrgedichte ankündigen, aber in den gewählten Stoffen oder der innern Behandlung dem wahren Begriffe desselben widersprechen, wie des Lucrez Gedicht über die Natur der Dinge (de rerum natura), worin er die Philosophie des Epikur poetisch zu lehren unternahm, Pope's Versuch über den Menschen, der einen allzu systematischen Zuschnitt hat, oder gar metrische Darstellungen von Theilen der Logik, Grammatik u. s. w. Ideen der praktischen Vernunft, Ideen, die nur mit höherer Rührung der Seele, mit bewegterem Gefühle, dem Bewußtsein genähert zu werden pflegen: Freiheit, Sittlichkeit, Tugend, Unsterblichkeit, Gottheit, Leitung des Weltalls und der menschlichen Schicksale nach höheren Planen, solche und ähnliche Ideen sind der freiesten, lebensvollsten Versinnlichung am fähigsten und zum Object für das Lehrgedicht ganz passend. Es geht hieraus hervor, daß die didaktische Poesie der lyrischen ganz nahe steht, nur fallen die Lehrgedichte nicht unter den reinen Begriff der lyrischen Dichtkunst, weil sie ihre Stoffe nicht aus denen, die blos dem Gebiete des Gefühls angehören, wählt, sondern Vernunftwahrheiten in dasselbe versetzen und durch dasselbe eindringlich und anschaulich zu machen streben, indem sie die Ideen zu unzertrennlicher Verbindung mit dem durch sie erweckten Gefühle verschmelzen. Man theilt das Lehrgedicht in das philosophische und scientifische, aber mit Unrecht, denn die Eintheilung ist nicht ästhetisch; außerdem liegen bei den Gattungen allgemeine Vernunftwahrheiten zu Grunde. Auch die Besonderheit der äußern Form bildet keinen Eintheilungsgrund; die poetische Epistel kann didaktisch sein, wenn sie allgemeine, ästhetisch darstellbare Wahrheiten versinnlicht; die äsopische Fabel, Allegorie und Parabel gehören nicht hierher; das Satirische ist zufällige Eigenschaft. Nur die ästhetische Darstellung muß, wie gesagt, den Gesichtspunkt für das Lehrgedicht bilden, eine weitere Eintheilung ist nicht nöthig. Zu den didaktischen Dichtern werden hauptsächlich gezählt von den Griechen: Hesiodus, Empedokles, Aratus; von den Römern: Lucretius, Virgilius, Ovidius; von den Franzosen: L. Racine, Boileau, Delille, Voltaire, Dorat; von den Briten: Pope, Young, Akenside u. A.; von den Deutschen: Opitz, Lichtwer, von Haller, Lessing, Uz, Wieland, Gleim (Halladat), Gonz, Manso (Kunst zu lieben), Schiller (in vielen seiner Gedichte, z. B. die Künstler), Tiedge und Andere.

Lehrlings- und Gesellenwesen. Die Gegenwart bietet ein Bild der Thätigkeit dar, wie uns die Geschichte kein ähnliches zeigt. Selbst in Ländern, von denen man zu sagen pflegt, sie seien in Industrie und Handel noch weit zurück, sieht man doch die Unruhe, welche jede große Veränderung begleitet, und es erscheinen nach und nach alle einzelnen Merkmale, welche keinen Zweifel darüber lassen, daß gegenwärtig alle Nationen von einem und demselben Streben ergriffen sind, ihre Lage, ihr ganzes heimathliches Wesen fast bis in die ersten Elemente umzuändern. Dieses unruhige Treiben, die Rastlosigkeit der durch einander wühlenden Thätigkeiten, ist das Product der neuern Zeit, seit ein längerer Friede den Völkern geschenkt worden und dieser sie auf das weite Gebiet der materiellen Arbeit geführt hat. In den meisten civilisirten Ländern der Erde hat sich der Gewerbfleiß erhoben und für jedes Land ist die Nothwendigkeit, auf dem Weltmarkte Theil an den Bewegungen zu haben und neue Märkte aufzusuchen, zu einer Art Lebensfrage geworden, von deren richtiger Lösung die innern Zustände und weiteren Organisationen in Verfassung, Gesetz, Recht, Verwaltung, Ruhe, Ordnung, Wohlstand, Ehre, Macht und Ruhm des Staates und des Volkes unzweifelhaft abhängt. Je deutlicher man aber die Möglichkeit des Absatzes, auf den es bei der Steigerung der Production und der productiven Kräfte

Digitized by Google

vorzüglich ankommt, einsah, wenn man nur genügende Producte zu Markte brachte, desto dringender fühlte man die Unzulänglichkeit des gegenwärtigen Zustandes der unruhvollen Industrie. Die Vergleichung mit England, Belgien und Frankreich läßt in so manchen Erzeugnissen eben sowohl unzureichende Geschicklichkeit der Arbeiter, als Unvollkommenheit der Werkzeuge und Maschinen erkennen. Der Mangel namentlich in Deutschland liegt aber nicht blos in der Ansicht, die noch im Ganzen über Gewerblichkeit unter den Deutschen vorherrscht und in der Kenntniß der Gewerbe im Allgemeinen, sondern noch mehr im einzelnen Arbeiter und in dem von ihm gelieferten Producte. Während nämlich in England, Nordamerika und Frankreich die bürgerliche Selbständigkeit, welche das Gewerbe gewährt, jedem andern Stande gleichgeachtet ist, herrscht in Deutschland noch viel Vorurtheil und die Stände sondern sich noch viel zu sehr von einander ab. Dies ist zum Theil Ursache, zum Theil Folge von dem, was sich als zweites Hinderniß der Verbreitung einer bedeutenden Industrie anführen läßt, nämlich der mangelhaften Kenntnisse, die sich im Allgemeinen über Fabrikation in Umlauf befinden, und die Entziehung der Capitalien, die man lieber in der Landwirthschaft oder in Staatseffecten unterbringt.

Man kann sich leicht überzeugen, daß bei uns in Deutschland nur ein kleiner Theil der Kenntnisse und Fertigkeiten verbreitet ist, welche in England trotz der schlechten Schulen unter den Gewerbtreibenden sich finden, wenn man die große Zahl der Leser naturhistorischer und technischer Zeitschriften in England und Nordamerika bedenkt. Da aber diese Kenntnisse und Fertigkeiten dort durch den lebendigen Verkehr sich erzeugen und in Umlauf erhalten, der in Binnenländern sich vielleicht nie in demselben Maße hervorrufen läßt, so ist es Aufgabe, wenigstens zum Theil durch Kunst zu ersetzen, was dort die günstigen Verhältnisse mit Leichtigkeit hervorgebracht haben. Kenntniß der Gewerbe und Fähigkeit ihres Betriebes müssen also bei uns durch bestimmte Veranstaltung freithätig mitgetheilt und entwickelt werden, und wie bisher das Vorurtheil der Stände ein Hinderniß der Aufnahme der Industrie und der Verbreitung technischer Kenntnisse gewesen, so muß durch Verbreitung von Kenntnissen und Geschicklichkeiten in der verarbeitenden Thätigkeit nunmehr umgekehrt jener Wahn bekämpft und jeder Stand zur Theilnahme an der productiven Arbeit aufgefordert, veranlaßt und tüchtig gemacht werden, damit Capital an Geist und Vermögen zu den ersten und stärksten Hebeln der Industrie und in Folge derselben auch der bürgerlichen und politischen Freiheit erhoben werde. Dahin drängt die Richtung, in welche die productive Thätigkeit der Nationen gerathen ist und gerathen mußte, und welche als das unterscheidende und specifische Merkmal unsrer Zeit nicht wohl bezweifelt werden kann. Es ist nun zwar nicht immer die Qualität der Producte und Fabrikate, welche den charakteristischen Unterschied zwischen dem Heute und dem Ehemals begründet, sondern vor Allem die ungeheure Quantität von Sachen aller Art, die gegenwärtig producirt wird. Der gemeinste Mann zieht jetzt Dinge in seinen Besitz, die sonst nur den Mächtigen und ganz Reichen zugänglich waren. Diese jetzt schon so große Quantität kann noch nach Bedürfniß und Belieben vergrößert werden und beweiset, daß sich die Kunst zu produciren bedeutend, wenigstens theilweise vervollkommnet hat. Was früher mit einem Aufwande von Mühe, Fleiß und Zeit hergestellt wurde, das macht man jetzt mit Leichtigkeit in kürzester Frist. Das langsam und mühselig hervorgebrachte Product der früheren Zeit konnte darum nicht anders als sehr theuer sein. Dagegen waren nur Wenige im Stande, sich dasselbe anzueignen, und der Verfertiger lebte doch kümmerlich und schlecht dabei, die Bequemlichkeiten und Genüsse des Lebens haben sich vermehrt, auf eine weit größere Menge von Menschen ausgebreitet, sie haben die Menschen gleicher gemacht und dadurch den Anblick des Lebens verschönert. Dadurch sind neue Bedürfnisse erwacht und mit ihnen das Streben, sie zu befriedigen. Auf diesem Wege ist die äußere Gestalt der Gesellschaft gänzlich umgeändert worden und diese Umänderung dauert noch fort. Die wissenschaftliche, die geistige Ausbildung hat den großen Umschwung in der Production bewirkt. Die Wissenschaften haben zwar zu jeder Zeit etwas ins Leben abgegeben, aber es war wenig und konnte nicht viel sein, weil die Wissenschaften selbst noch in jeder Beziehung unmündig, unpraktisch waren. Sie

Digitized by Google

haben sich geräuschlos ausgebildet, die vorzüglichsten Köpfe aller Nationen haben daran gearbeitet und so wurde es endlich Tag auf dem weiten Gebiete der Technik. Wissenschaft und Technik bilden jetzt ein einziges, unermeßliches Reich, und wer den einen Theil verschmäht, hemmt sich auch die Laufbahn im andern. Hier ist eine Grenze, ein letzter Zustand nicht abzusehen und durchaus unmöglich ist es vorherzusagen, wie weit die Umänderung aller gesellschaftlichen Verhältnisse in ferner Zukunft gehen mag. Nur das ist ein unbestreitbares Factum, daß die Einführung der Maschinen und der ihnen zum Grunde liegenden wissenschaftlichen Principien nicht nur eine Umgestaltung in der Production an sich, sondern mehr noch im Stande der Arbeiter, der Producenten, der Gewerbtreibenden und der Gewerbsverfassung herbeigeführt hat. Ein ganz neuer Stand, die Classe der Fabrikanten, hat sich gebildet und somit sind die Forderungen für die Ausbildung der jungen Gewerbsmänner und der jungen Generation, die in das gewerbliche Leben eintreten wollen, andere geworden als sie ehemals waren und sein konnten. Von der Heraufbildung der Gewerbtreibenden hängt die Existenz der Gewerbthätigkeit ab und dadurch wird die Blüthe des Gewerbsfleißes, sowie die Wohlhabenheit des Volkes und des Staates bedingt. Als so unscheinbar es auch angesehen werden mag, zumal wenn wir die sogenannten großen Fragen über Staatsverfassung und politische und kirchliche Reformen, über politische Freiheit und dergleichen berücksichtigen, so hat doch die Art, wie das Volk und die Regierungen die productive Arbeit der Nation organisiren und wie sie für die zeitgemäße Erziehung und Fähigmachung ihrer Gewerbtreibenden, ihrer Landwirthe und ihrer Kaufmannschaft sorgen, eine sehr große und für die Zukunft inhaltschwere Bedeutung. Hier entsteht nun die Frage, wie Deutschland für die Ausbildung seiner Gewerbslehrlinge Sorge trägt, was es gethan habe, um die Zukunft so vorzubereiten, daß einst der deutsche Fleiß die Concurrenz mit dem Auslande sowohl auf den einheimischen Märkten als auf den fremden bestehen kann?

Sehen wir auf die Vergangenheit zurück, so waren ehemals die verschiedenen Angehörigen eines Staates nach ihren Beschäftigungen nicht blos durch Rechte und Privilegien geschieden und es fand nicht nur eine strenge gesellschaftliche Absonderung der Stände, die noch bis in unsere Tage hereinragt, statt, sondern diese Trennung war auch in Allem, was zum Leben gehört, in Wohnung, Kleidung, Einrichtung, Nahrung und Vergnügen ausgeprägt. Die feudale Verfassung und Isolirung der Classen des Mittelalters brachte diese künstliche Trennung mit sich und mag für jene Zeiten und Lebensbildungen ihren Nutzen gehabt haben. Auch die Gewerbe schlossen sich ab und bildeten ihre eigenen Kreise, die unter dem Namen der Zünfte bei uns bekannt sind. Sie hatten die Absicht, das Fortkommen jedes Gewerbtreibenden in dem einmal erwählten Fache möglichst sicher zu stellen, die kunstfertige Ausbildung fortzupflanzen, dem Publikum die Güte und Tüchtigkeit der Fabrikate zu gewähren, Zucht und Sitte unter den Gewerbsgenossen aufrecht zu erhalten und in Gemeinschaft die Pflichten der Wohlthätigkeit zu üben. So lange diese Absicht vorherrschte, war das Gedeihen der Gewerbthätigkeit gesichert, wenn der Meister Erzeugnisse von tadelloser Beschaffenheit lieferte. Eine ausreichende Kundschaft gab ihm Beschäftigung, auf die er, wenn keine ungewöhnlichen Ereignisse das harmlose Herkommen störten, Jahr aus Jahr ein mit Zuversicht rechnen konnte. Er producirte nur für den Kreis, wo er seine Berechtigung und Ausschließlichkeit erlangt hatte und dessen Verbrauch das Maß für die Aufnahme der Meister abgab. Das Gewerbe war daher ein reines Localgewerbe; der Gewerbebann schuf nur solche gewerbliche Particularitäten; auf den Handel nahm er sehr wenig Rücksicht und gab ein Gewerbsmann seinem Geschäfte eine größere Ausdehnung, so war der Vertrieb seiner Fabrikate dem Kaufmann überlassen, sowie er sich auch um den Bezug des zu verarbeitenden Rohmaterials keine Sorge machte, denn er bezog dasselbe entweder von den in der Nähe wohnenden Urproducenten, die es ihm ins Haus brachten, oder er entnahm es von dem Kaufmanne des Ortes. Bei den erschwerten Verbindungen zwischen entlegenen Provinzen oder Ländern, bei der Unsicherheit, Langsamkeit und Theuerung des Transportes war es dem Handwerker nur angenehm, wenn der Kaufmann die Beschaffung der Ma-

Digitized by Google

terialien übernahm, und man übertrug die durch die weitläufige commercielle und krämerartige Vermittelung entstandene Vertheuerung auf die Fabrikate, deren Absatz gewiß war, weil der civilisirte Zunftmeister durch den Bann vor wohlfeiler arbeitenden Genossen gesichert war. Eine Folge dieser Verhältnisse war, daß der Zunftmeister keinen Anlaß hatte oder nehmen mochte, nach den Bezugsquellen des Rohmaterials zu forschen und neue Märkte zu besuchen; er kaufte, wo es für ihn am bequemsten, nicht wo es am wohlfeilsten geschehen konnte. Für ihn fiel damit aber auch die Nothwendigkeit weg, sich Kenntnisse in der Productenkunde und denjenigen Grad von Bildung zu erwerben, der zur unmittelbaren Geschäftsverbindung mit Producenten, Lieferanten und Consumenten entfernter Gebiete und der Märkte, die außerhalb der städtischen Bannmeile gehalten wurden, erfordert wird.

Einer solchen Forderung entsprach die allgemeine Organisation des Elementarunterrichtes und der Volksschulen vollkommen, obwohl von diesen Alles ausgeschlossen war, was in irgend einer mittelbaren oder unmittelbaren Beziehung zum gewerblichen Leben stand. Man lernte höchst nothdürftig lesen, schreiben, rechnen, wenn man unter Lesen das artikulirte Aussprechen geschriebener oder gedruckter Buchstaben, unter Schreiben das unrichtigste Nachmalen der einzelnen Buchstaben und unter Rechnen die unvollkommene Kenntniß der vier Species versteht. Hiermit war, wenn wir noch etwas Religionsunterricht hinzunehmen, der ganze Kreis der Kenntnisse geschlossen, die der junge Zögling in der Schule empfing; das war seine ganze geistige Mitgift für das Leben und mit diesem Wenigen trat er in die Werkstätte des Meisters, um sich in dem Gewerbe ausbilden zu lassen. Und dies Wenige hätte genügen mögen, wenn nur die Lehre und die technische Ausbildung in der Werkstätte mehr als ein mechanisches Abrichten gewesen wäre. Es wurde zunächst eine ungebührlich lange Lehrzeit festgestellt und als den maßgebenden Grund dieser unverantwortlichen Verlängerung führte man an, daß der Lehrling dem Meister nicht blos zur Erlernung des Handwerkes, sondern auch zur Vollendung seiner Erziehung übergeben sei. Allein wie in Folge der frühzeitigen Entartung des Zunftwesens Jeder, statt Zucht und Sitte verständig zu fördern, in seinem Kreise den widernatürlichsten Zwang ausübte und in der Hoffnung erduldete, daß auch an ihn einmal die Reihe kommen würde, wo er sich dafür schadlos halten könnte: so trieb ihn die schnödeste Selbstsucht, nur allein seinen persönlichen Vortheil vor Augen zu halten und daher Lehrlinge und Gesellen ebenso zu Arbeitsknechten herabzuwürdigen, wie man das Publikum auf unverantwortliche Weise monopolisirte. In der Behandlung der Lehrlinge wurde die Menschenwürde nicht mehr geachtet, seine Kräfte wurden auf das Ungerechteste zu den niedrigsten Dienstleistungen benutzt, die mit dem zu erlernenden Gewerbe gar nicht mehr zusammenhingen. Daraus entstand Rohheit der Gesinnung und eine Abstumpfung des wahren Ehrgefühls. Was die Schule dem Jünglinge in die Lehre mitgegeben hatte, ging verloren und er lernte dazu das Nachtheiligste, was ihm nur irgend begegnen konnte. Als Geselle entschädigte er sich dereinst durch ein ebenso hochmüthiges Betragen gegen seine Untergebenen. Dazu kam noch, daß ein falscher Begriff von Ehre grausam und ungerecht die schuldlose Frucht einer unehelichen Verbindung strafte und nicht nur ihr die Theilnahme an dem Handwerke überhaupt versagte, sondern dieses blinde Vorurtheil erstreckte die Unduldsamkeit auf Kinder ganzer Classen, z. B. der Schäfer, Müller, Leinweber u. s. w. Man ging wesentlich darauf aus, den Lehrling mit Diensten für die persönliche Bequemlichkeit der Familie des Meisters zu überladen und sich dadurch wohlfeile Gesindedienste zu verschaffen, und der eigentliche Zweck, die technische Unterweisung, ward zur Nebensache. Das Erlernen des Handwerkes war ein mechanisches Abrichten zu den Handgriffen, die nebenbei abgesehen werden mußten: an einen eigentlichen Unterricht war nicht zu denken. Zu dieser Abrichtung in Handgriffen, die mehrentheils in so viel Wochen oder Monaten gelernt werden können, bedurfte man 5, ja 7 und 10 Jahre nach der Zunftverfassung.

Die Nachtheile waren zu grell, die mit dem Gewerbsbanne verbunden waren, als daß sie hätten unangefochten bleiben können, und in den Staaten, wo man zur Einsicht in die

Digitized by Google

große Wichtigkeit der neuen Gewerbthätigkeit für Volk und Staat gelangt war, hob man die alten Bannrechte und die gesammte Zunftverfassung von Grund aus auf und gewährte vollkommene Freiheit in der Wahl des Berufes und der Disposition über seine Kräfte, während man in anderen Staaten die Zünfte fast nur in ihren Schemen bestehen ließ und dagegen die Errichtung der Fabriken und der freien Gewerbe begünstigte. Aber ist man damit weiter gekommen? Ist der vorbereitende Volksunterricht in demselben Maße und der fortgeschrittenen Zeitgesittung entsprechend verbessert? Nimmt man auf den Beruf der Gewerbtreibenden in unsern niederen Unterrichtsanstalten irgendwie Rücksicht und liegt dazu eine Veranlassung in den Zeitverhältnissen, in der Stellung des Gewerbfleißes zu den übrigen Classen der Gesellschaft vor? Der Zustand des Handwerkes ist total verändert. Die Befreiung von den alten Bannrechten, die Wohlfeilheit der Transportmittel, die Erleichterung und Sicherheit des Verkehrs, die Vervollkommnung der Betriebsmethoden, die Verbesserung der Werkzeuge, die täglich von der Wissenschaft geförderte und unterstützte Erfindungskraft, die Anwendung der wunderbarsten Maschinen, die Ausbreitung der Fabrikanlagen, die Theilung der Arbeit und die Verbindung der productiven Kräfte, die mehr und mehr für das Gewerbe flüssig werdenden Geldfonds, die nothwendige Zunahme an geistiger Bildung und die Verallgemeinerung der Ideen und Zeitbegriffe haben in dem größten Theile der Gewerbszweige den Charakter der Localgewerbsthätigkeit aufgehoben und bis in die kleinste Handwerksstätte hinab die Neigung erzeugt, für den großen Markt zu arbeiten, sich von der Localsperrung frei zu machen, sich demgemäß auszudehnen und Theil an den commerciellen Bewegungen zu nehmen. Eben dahin drängt die durch alle Hebel der Staats- Volkswirthschaft in Bewegung gesetzte und täglich wachsende Concurrenz, die Politik der Staaten und die Gesetzgebungen der verschiedenen Gouvernements. Aber alles dieses setzt in dem Meister weniger Geschicklichkeit in den Handgriffen seines Gewerbes als rein kaufmännische Eigenschaften voraus. Genaue Kenntniß der Waaren, die er bei seinem Geschäftsbetriebe verwendet, Bekanntschaft mit den Plätzen, wo diese Waaren am besten und wohlfeilsten zu erhalten sind, Berechnung des Bedürfnisses, das nach diesem oder jenem Artikel im Publikum herrscht, Kenntniß der Geschmacksrichtung und der Modebegriffe, regelrechter Betrieb des Geschäftes und eine einfache kaufmännische Buchführung: das sind einige von den Erfordernissen, die gegenwärtig auch bei den Handwerkern in Betracht kommen. Ist es demnach als etwas Ausgemachtes anzusehen, daß der Gewerbtreibende für den bessern Betrieb seines Gewerbes einer allgemeineren commerciellen Bildung sich erfreuen müsse, so liegt dafür eine gleich dringende Aufforderung in der gegenwärtigen Gestalt und Natur des Verkehrs. Die Bewegung der Handelswelt ist heut zu Tage so rasch, ihre Thätigkeit in so vielen Richtungen angeregt und so vielfach verkettet, die Aufmerksamkeit auf so mannichfache Gegenstände geleitet, daß selbst der producirende Geschäftsmann, der sich in einem engen Wirkungskreise bewegt, doch durchaus nicht unterlassen darf, dem Gange der Dinge in weiten Sphären zu folgen. Er darf nicht blos die Wendungen der Dinge auf dem eigenen Platze unabläßig im Auge haben; er muß deshalb Kenntniß von so vielen Dingen nehmen, die ihn, wenn auch nicht unmittelbar, doch indirect sehr wesentlich berühren. Der eigentliche Kaufmannsstand hat diese totale Umgestaltung im Handel und in der Production erkannt und demgemäß auch das Lehrlingswesen so reformirt, daß wir wahrzunehmen Gelegenheit haben, welchen Einfluß die zeitgemäße Ausbildung der Lehrlinge auf den Zustand des Handels, auf dessen Belebung und Erweiterung äußert. Ehemals war der Stand des Handelslehrlings nicht weniger hart als der des Handwerkerlehrlings. Der Lehrbursche oder wie man ihn gewöhnlich nannte, der Junge, der Kaufmannsjunge mußte die niedrigsten Handarbeiten, die nur dem Markthelfer und Hausbedienten zukommen, verrichten und dabei ward ihm eine höchst geringschätzende und oft verächtliche Behandlung von Seiten des Principals und der Commis zu Theil. Die Folge davon war, daß talentvolle junge Männer von besserer Erziehung und von Vermögen von dem an sich so ehrenwerthen Kaufmannsstande zurückgeschreckt wurden oder auf halbem Wege wieder umkehrten, oder wenn sie blieben, oft verkümmerten und verdummten.

Digitized by Google

Man befolgte ein Verfahren, daß es mehr schien, ein junger Mann sollte zum Knechte gemacht, als zum Kaufmann angelernt und ausgebildet werden. Daß darunter der Stand und der Handel selbst wesentlich leiden mußte, bedarf des Beweises nicht, wenn wir bedenken, daß ihm Talente, Vermögen und Bildung entzogen wurden. Nur erst seit jener Zeit ist eine Besserung eingetreten, wo man die Stellung eines Lehrlings aus einem besseren und richtigeren Gesichtspunkte betrachtet, und ihn als einen anvertrauten, zugleich lernenden und helfenden Theil des Geschäftspersonals ansieht und behandelt. Seitdem war es aber auch möglich und räthlich, an den Lehrling des Kaufmanns eine größere Forderung zu machen und die Bedingung zu stellen, daß er eine tüchtige theoretische Bildung mitbringe, der sich alsdann die praktische anreihe.

In der Gewerbsindustrie hat eine solche dem Bedürfnisse entsprechende Reorganisation nicht stattgefunden. Hier ist noch Alles wie es ehemals war. Zwar sind sogenannte Gewerbeschulen errichtet, und allerlei Anstalten angeblich für die Ausbildung der Jugend zur Tüchtigmachung in dem Gewerbe sind ins Leben getreten, ja beinahe jede kleine Provinzialstadt hat eine Sonntags- und Feiertagsschule für Lehrlinge und für Gesellen gegründet; aber wenn wir von einigen kleineren Ländern und einzelnen Städten, von Sachsen, von Nürnberg u. a. absehen, so bleibt das Uebrige ohne sonderlichen Einfluß auf die Gewerbe, namentlich auf das Handwerk. Das mit so großen Staatsmitteln ausgestattete Gewerbeinstitut in Preußen zieht Maurer und Zimmerleute, außer ihnen fast nichts weiter. Die Zahl der dort Gebildeten ist im Vergleich zur Größe des Staates und zur Wichtigkeit der gesammten Gewerbsindustrie zu gering, als daß durch die Wirksamkeit der Anstalt für das Land und seine Industrie etwas allgemein Nachhaltiges geleistet werden könnte. Sowohl dies Institut als die Gewerbschulen in den Provinzen sind zu exclusiv, ihr Besuch ist zu erschwert, die Zahl der aufzunehmenden Schüler ist eine zu geringe, als daß sie auf die Ausbildung des Gewerbestandes wesentlichen Einfluß haben könnten. Die Frage über die Wahl der Unterrichtsgegenstände und die innere Thätigkeit der Schulen bleibe hierbei noch unberücksichtigt. Die Sonntags-, Feiertags- und sonstigen Schulen, in denen wöchentlich nur ein Paar Stunden Unterricht ertheilt wird, sind zu mittellos und die Unterrichtszeit ist im Verhältniß zu dem Bedürfnisse eine zu beschränkte, als daß dergleichen Institute, so löblich die Absichten der Gründer sind, für etwas mehr denn als bloße ephemere Modeerzeugnisse gelten könnten. Der Lehrling tritt mit der Mitgift, die ihm die Elementarschule gewährt, in das Gewerbe ein, und die Gelegenheit, hier seine geistige Bildung zu vervollkommnen, seinen Verstand zu schärfen, seine Urtheilskraft in besonnener Würdigung der materiellen Angelegenheiten seines Vaterlandes und überhaupt sein geistiges Vermögen auszubilden, ist entweder gering oder gar nicht vorhanden. Er verläßt die Schule mit dem vollendeten 14. Jahre, und was er in einem so zarten Alter, wo der Verstand in der Regel noch nicht die gehörige Reife erlangt hat, lernen kann, das sind einige allgemeine Vorkenntnisse, die an und für sich nicht viel bedeuten und von den Meisten sogar gering geschätzt werden, weil sich von ihnen keine praktische Anwendbarkeit zeigen läßt. Etwas Lesen, etwas Schreiben, etwas Rechnen — das ist Alles, was der junge Mann für das Leben mitbekommt; und wie Viele haben nicht einmal so viel behalten, daß sie ein gewöhnliches Subtractionsexempel ohne Anstoß und fehlerfrei rechnen können; wie Viele sind nicht im Stande eine Quittung oder Rechnung richtig auszustellen! Für wie Viele sind die populärsten technischen Aufsätze unverständlich! Wie Viele vermögen nicht, ein einfaches Handbillet verständlich und zusammenhängend zu schreiben! Und nun wo bleiben die mathematischen, die physikalischen, die chemischen, die mechanischen Kenntnisse? Wer theilt dem Gewerbsmann einen Begriff von der Natur- und Productenkunde, von der Maschinen- und Werkzeugslehre, von der mechanischen Technologie, von der Geometrie, dem Maschinen-, Projections-, geometrischen, Situations- und Ornamentenzeichnen, wer von dem Geschäftsrechnen, der Vaterlandskunde, der Geschichte des Vaterlandes und der Erfindungen mit? Oder sind alle diese Dinge nicht nothwendige Erfordernisse für einen guten Werkmann? Sollen alle Ergebnisse der praktischen Wissenschaften für ihn nicht vorhanden sein?

Digitized by Google

So unzulänglich die vorbereitende Schulerziehung für den Lehrling ist, ebensowenig entspricht die praktische Ausbildung in den Werkstätten den Forderungen unserer Zeit. Im Allgemeinen nimmt man Lehrlinge, nicht um sie zu Werkleuten zu bilden, sondern um sich wohlfeile Gehülfendienste zu verschaffen. Den jungen Leuten trägt man allerlei Nebenarbeiten und Handlangerdienste auf und richtet sie wie ehedem mechanisch ab. Ein solches Verhältniß muß unpassend für Jünglinge aus den gebildeten Ständen, die ein Handwerk erlernen wollen, erscheinen. Diese treten ja mit einer sittlichen Bildung ein, bei welcher es nicht die Absicht sein kann, sie bei dem Handwerksmeister zur Vollendung ihrer Erziehung in väterliche Zucht und zur Anlernung von lohndienerischen Hausgeschäften zu geben. Häusliche Verrichtungen wurden ihnen ja auch im väterlichen Hause nicht zugemuthet, noch weniger darf also daran gedacht werden, sie für Fremde von ihnen zu fordern. Ihr Verhältniß zum Meister kann wesentlich vielmehr kein anderes als das des Schülers in ihren Jahren zu dem Lehrer irgend einer Wissenschaft oder schönen Kunst sein. Aber indem das Handwerk den gebildeten und wohlhabenden Ständen diese Bürgschaft nicht bietet, zieht sich von ihm die Bildung, die Intelligenz, die geistige Kraft und das materielle Vermögen zurück und es bleibt den Handwerken nichts übrig, als sich durch die Söhne ihrer Angehörigen und durch alle diejenigen Knaben der niedern Stände zu ergänzen, die bei der Landwirthschaft, dem Handel, der Fabrikarbeit und dem Gesindedienste nicht untergebracht werden: die Nachkommenschaft wohlhabender Handwerker geht gewöhnlich in den höheren Mittelstand über, welcher dagegen nur äußerst selten seine Söhne ein Handwerk erlernen läßt. Die Folge hiervon ist ein steter Abfluß der gewonnenen Capitale und Kenntnisse, eine stete Verminderung der thätigen Geisteskräfte, ein steter Zufluß von armen, schlecht erzogenen und noch schlechter technisch vorgebildeten Lehrlingen aus den niedrigsten Ständen und ein Drang aus dem Handwerksstande zu den verschiedenen Abstufungen des höheren Mittelstandes und zu den Brodstudien. Die letzte Wirkung ist eine ununterbrochene Erniedrigung der Gewerbsamkeit und Mangel an Sittlichkeit, Ehrgefühl und geistiger Macht.

Wenden wir uns zu dem Stande der Gesellen, so treffen wir hier auf Einrichtungen und Herkömmlichkeiten, welche nicht geeignet sind, eine bessere Blüthe der Gewerbsamkeit in Aussicht zu stellen. Man hat zwar angefangen, in der Gewerbepolizei für diese Angelegenheit der Industrie thätiger zu sein und neue Organisationen eintreten zu lassen; man hat auch und mit unverhofften Erfolgen versucht, im Sinne der neuern Bildung Vereine aus Gesellen zu gründen, die wesentlich von den bisherigen, zum Theil moralisch schädlichen Verbindungen abweichen. Die Maßnahmen sind aber zu isolirt und die Klage über das der Zeit nicht entsprechende Gesellenwesen, das sporadisch bisweilen polizeilich und politisch entartete und zu Unruhen, sogar zu Einschreitungen der Regierungen und des deutschen Bundes Veranlassung gab, dauern je länger desto allgemeiner fort. Die sehr alte Klage, daß die Zahl der Gesellen zu groß sei, ist, so alt sie ist, ebenso nichtig und grundlos, als deren Verminderung zur Erhebung der Gewerbe überhaupt etwas beitragen könnte. Der wahrhaft tüchtigen, geschickten, fleißigen und wohlgesitteten Gesellen sind keineswegs zu viel vorhanden. Sie sind es nicht, weil sie Lehrjahre voraussetzen, die nicht vorhanden sind, und einen Lehrunterricht zur Bedingung machen, den wir nur in sehr seltenen Fällen und bei sehr guten Talenten sowohl des Lehrherrn als des Lehrlings vorfinden. Auch kann das anerkannt vorhandene Bestreben der Meister, einander gute Gesellen abspenstig zu machen, zum Beweise der unzureichenden Zahl solcher Gesellen dienen. Diejenigen Handwerksgesellen, welche sich arbeitslos herumtreiben, verschulden dies größtentheils selbst durch ihre Ungeschicklichkeit, Unstätigkeit und Unsittlichkeit; manche bleiben wohl arbeitslos, weil sie thöricht genug sind, in armen verkehrlosen Gegenden anhaltend Arbeit zu suchen. Durch Anordnungen zur Verminderung der Zahl der Handwerksgesellen ist daher dem Gewerbe nicht aufzuhelfen, es kommt vielmehr, wie Hoffmann sich ausdrückt, dessen Worte wir hier über das Gesellenwesen gebrauchen, nur darauf an, demjenigen Theile der Gesellen, welcher sich mit der Hoffnung, einen anständigen Unterhalt durch Arbeit für

Digitized by Google

eigene Rechnung zu finden, nicht niederlassen kann, eine Stellung als Meister anzuweisen, wobei die Führung eines Hausstandes ohne drückende Nahrungssorgen möglich bleibt. Ein verheiratheter Geselle befindet sich bei gleicher Geschicklichkeit, Thätigkeit und Sittlichkeit offenbar besser, als ein Meister, welcher so wenig sichere Arbeit hat, daß er es nicht wagen kann, einen Gehülfen anzunehmen; bleibt ein Theil dessen, was durch seine Arbeit verdient wird, auch in den Händen des Meisters, der ihn beschäftigt, so hat er dagegen auch keine Auslagen für Material, keine Verluste bei unsichern Kunden und keine Versäumniß wegen Arbeitsbestellungen oder Absatz vorräthiger Erzeugnisse seines Gewerbes. Dazu kommt, daß auch den ärmeren Meistern mancherlei Anstands- oder Gemeindepflichten obliegen, welche den Gesellen, auch wenn er verheirathet ist, nicht treffen. Vormals fanden die Meister es vortheilhaft, die Gesellen in Kost und Wohnung zu nehmen und dagegen ein geringeres Lohn zu geben, dagegen ist jetzt diese Art meistens weggefallen, der Geselle erhält ein höheres Lohn und besorgt sich Wohnung und Kost selbst. Dieser Lohn muß allerdings höher sein, wenn eine Familie davon unterhalten wird, indessen werden fleißige und sparsame Hausfrauen doch einen kleinen Zuschuß zur Wirthschaft verdienen und den Aufwand für Lebensunterhalt wohlfeiler zu beschaffen wissen, als es der ledige Geselle vermag. Die größere Zuverlässigkeit älterer, verheiratheter Gesellen erspart überdies dem Meister auch manchen Verlust, welchen der Leichtsinn jüngerer Gehülfen ihm zuweilen veranlaßt. So hat sich in verschiedenen Gewerben bereits ein Stamm verheiratheter Gesellen gebildet. Die Stadtgemeinden befürchten zwar nicht ohne Grund, daß ihnen aus solchen Heirathen Ortsarme zur Verpflegung erwachsen, wenn der Gesell im höheren Alter arbeitsunfähig wird oder frühe mit Hinterlassung von Witwe und Waisen stirbt; aber sie müssen die gleiche Gefahr für Handwerksmeister übernehmen, deren geringer Erwerb nicht einst die Annahme von Gehülfen gestattet. Solche Meister nähren sich in ihren besten Jahren kaum nothdürftig und verkümmern mehrentheils früh unter dem Drucke der Nahrungssorgen; sie haben dabei als Meister und Bürger größere Ansprüche auf Versorgung durch die städtischen Armenanstalten, als verheirathete Gesellen, welche erst nur Beisassen sind. Schon bei der jetzt bestehenden Einrichtung bilden die verheiratheten Gesellen eine besondere Abtheilung der Gehülfen; indem sie selbst nicht mehr auf Wanderung ausgehen, tragen sie auch nicht zur Unterstützung wandernder Gesellen bei; überhaupt erscheinen sie nicht mehr oder nur selten auf der Herberge, und der Unfug, welcher dort zuweilen getrieben wird, bleibt ihnen größtentheils fremd.

Aber auch für unverheirathete Gesellen sind die bestehenden Verbände gar wohl entbehrlich; die Gesellen haben in der Regel kein anderes Einkommen, als den Arbeitslohn, und wenn sie von diesem Lohne kranke Mitgenossen verpflegen und Dürftige unterstützen, so geben sie nur mit der einen Hand, was sie mit der andern von den Meistern empfingen. In der That ist es daher nur ein unnützer Umweg, wenn milde Anstalten zur Verpflegung kranker und dürftiger Gesellen nicht von den Meistern unmittelbar, sondern durch Beiträge der bei ihnen in Arbeit stehenden Gesellen unterhalten werden. Zwar wird nicht ohne Grund die wohlthätige Wirkung auf die Sittlichkeit der Gesellen hervorgehoben, welche daraus allerdings hervorgehen kann, daß die milden Gaben an erkrankte oder dürftige Mitglieder ihrer Genossenschaft durch *ihre* Hände gegeben und unter *ihrer* Verwaltung stehen, obwohl sie wirklich aus der Tasche der Meister kommen: aber dieser Vortheil wird doch zu theuer erkauft durch den Nachtheil der Gesellenverbände, wozu die gemeinsamen Beiträge der Gesellen zu milden Zwecken den unabweisbaren Vorwand geben. Es ist eine bekannte Thatsache, daß bei den monatlichen oder auch Quartalversammlungen der Gesellen zu dem sogenannten Auflegen gemeinhin in dem darauf folgenden Gelage weit mehr verzehrt wird, als jene milde Gabe beträgt: man legt vielleicht 4 oder 8 Groschen auf, während das Doppelte und Dreifache in Getränken, Speisen und Spielen aufgeht. Der hieraus entstehende Schaden kann indeß für unbedeutend gelten, da der Geselle, wenn er sonst Neigung zu solchem Aufwande hat, wohl auch anderwärts dazu Gelegenheit findet, obwohl noch ein wesentlicher Unterschied darin liegt, daß bei dem Auflegen auch diejenigen Gesellen

Digitized by Google

Ehren halber zu solchem Aufwande veranlaßt sind, welche denselben außerdem gern vermieden hätten; aber sehr viel erheblicher ist der Nachweis, daß diese Zusammenkünfte den Gesellen nun auch Gelegenheit geben, sich als eine Körperschaft zu betrachten, welche gemeinsame Rechte zu vertheidigen und unter sich selbst Polizei zu handhaben hat. Diese Zusammenkünfte sind ganz eigentlich der Ort, wo neue Gesellen gehänselt, solche, die gegen vermeinten Handwerksgebrauch gefehlt haben, dafür abgestraft und Anträge zu gemeinsamem Widerstande gegen angeblich schädliche Neuerungen gemacht werden. Man hat, um solchen Mißbrauch zu verhüten, diese Zusammenkünfte wohl nur unter Aufsicht eines angesehenen Meisters oder gar einer obrigkeitlichen Person gestatten wollen; aber das Ansehen eines Einzelnen vermag wenig in einer so zahlreichen Versammlung mehrentheils junger, wenig gebildeter Leute; der Aufseher zieht sich klüglich zurück, wenn das Auflegen abgethan ist, ohne darauf mit Erfolg dringen zu können, daß die Versammlung auch gleichzeitig auseinander gehe. Auch ward wohl angeordnet, daß die milden Beiträge nicht in einer Zusammenkunft der Gesellen dargebracht, sondern durch einen Boten während der Arbeit in den Werkstätten eingefordert werden. Hierdurch wird indeß nicht vermieden, daß die Gesellen nicht wenigstens jährlich einmal zusammen kommen, um Rechenschaft über die Verwendung ihrer Beiträge vor sich ablegen zu lassen, neue Verwendungen zu billigen, und Diejenigen, welchen die Verwaltung derselben obliegt, zu wählen. Diese Befugnisse können ihnen, ohne den Schein einer offenbaren Ungerechtigkeit, nicht verweigert werden, so lange sie als Geber der Beiträge erscheinen: und die Versammlungen werden nur um so zahlreicher besucht und um so feierlicher begangen, je seltener sie sind. Nur wenn die Meister sich entschließen, die milden Anstalten zur Unterstützung erkrankter oder in unverschuldeter dringender Noth befindlicher Gesellen unmittelbar zu unterhalten, ohne den in Arbeit stehenden Gesellen deshalb förmlich einen Abzug zu machen, wird es möglich, den Gesellenverband gänzlich aufzulösen, welchen außerdem zu trennen die längst bestehenden Verbote nur unzureichend bleiben. Ist dies auch anscheinend eine neue Arbeit für die Meister, so werden sie doch auf die Dauer nichts Erhebliches verlieren, denn sofern die Gesellen dadurch bedeutend besser gestellt werden, daß sie ihrerseits keine Beiträge zu diesen Anstalten von ihrem Lohne mehr zu leisten haben, wird es nun auch möglich, auf ein besseres Betragen von ihnen zu halten und die Verluste zu vermindern, welchen die Meister nicht selten durch die Verschuldung ihrer Gesellen ausgesetzt sind. Das wird sich auch hier bestätigen, was der kurzsichtige Eigennutz zu seinem großen Schaden gewöhnlich übersieht, daß nämlich die bestbezahlte Arbeit unter verständiger Leitung zugleich die wohlfeilste wird. Uebrigens werden die Gesellen durch eine solche Einrichtung ebensowenig verhindert, sich wohlthätig gegen dürftige Genossen zu bezeigen, als milde Anstalten irgend einer öffentlichen Behörde überhaupt die Wohlthätigkeit Einzelner keineswegs ausschließen.

Die Wanderpflicht der Handwerksgesellen gewährt eben sowohl unleugbare Vortheile, als sie unverkennbare Nachtheile hervor bringt: Anordnungen, wodurch jene wesentlich erhalten, diese dagegen möglichst vermieden werden, erscheinen hiernach als wirksame Verbesserungen der Gewerbsverfassung. Einerseits ist die Wirkung eines Aufenthaltes außer dem väterlichen Hause und außer dem Kreise von alten Freunden und Gönnern in solcher Allgemeinheit anerkannt, daß nicht leicht ein verständiger Vater aus den mittlern und höhern Ständen es unterläßt, seinen Sohn nach vollendeter Erziehung auf eine auswärtige Universität, in eine fremde gewerbliche Anstalt, Handelscontor, Fabrik oder Oekonomie oder auch überhaupt auf Reisen zu senden; andererseits haben junge Leute, gesund an Leib und Seele, auch überall einen lebhaften Trieb, sich in der Welt umzusehen, und fern von der Obhut und Hülfe der Führer ihrer Jugend zu versuchen, was sie durch eigene Kraft vermögen: es bedarf daher keiner gesetzlichen Verpflichtung, sondern nur der Bildung, welche jenen Ansichten und dieser Neigung den Sieg über die träge Gewohnheit verschafft, und der Möglichkeit, die Kosten der Ortsveränderung zu bestreiten, um junge Männer jedes Standes und Berufes zur Wanderschaft zu bewegen. Ist aber die Bildung, welche den jungen Mann in ein fremdes Leben treiben soll, von ihm noch nicht erreicht, oder mangeln

Digitized by Google

die Mittel zum anständigen Unterhalt unter Fremden: so werden die Gefahren, welchen der rohe oder dürftige Neuling preisgegeben wird, die schönen Hoffnungen auf einen günstigen Erfolg seiner Wanderschaft sofern überwiegen, als nicht selten Naturgaben und besondere Gunst des Glückes ihn daraus erretten. Ein großer Theil der Handwerksgesellen befindet sich offenbar in der Lage, worin von der Wanderschaft mehr Schaden als Nutzen für ihn erwartet werden kann. Hierzu kommt, daß in der allgemeinen Militärpflichtigkeit und in der Behandlung der Soldaten während der kurzen gesetzlichen Dienstzeit ein Bildungsmittel liegt, welches einen großen Theil der bildenden Kraft des Wanderns sehr wohl ersetzen kann. Es ist dabei überhaupt eine wohlbegründete Veranlassung vorhanden, das Wandern der Handwerksgesellen nicht zu gebieten, sondern nur zu gestatten. In diese Stellung ist es auch bereits in Preußen durch einen Befehl vom 1. Aug. 1831 gekommen, welcher den Zwang, gewisse Jahre zu wandern, gänzlich aufhebt und dagegen nur anordnet, daß kein Handwerksgesell früher zum Meisterrecht zu lassen ist, als nachdem er während derselben Anzahl Jahre Gesellenarbeit verrichtet hat, welche sonst den Zunftartikeln gemäß auf die Wanderschaft hätte verwendet werden müssen. In dieser Anordnung liegt die Absicht, zum Besten der Meister die Zahl der Gesellen nicht unter das Maß herabzusetzen, und zum Besten der Gesellen ein vorzeitiges Drängen zum Meisterrechte, ehe die gewerbliche und sittliche Bildung hinreichend vervollkommnet ist, zu verhindern; jedenfalls wird der Anspruch auf das Meisterrecht hierdurch in allen gewöhnlichen Fällen noch nicht einmal so weit hinausgesetzt, als es Sitte und Bedürfniß gebieten; denn die gewöhnliche Wanderzeit dauert nur drei Jahre, und der Handwerker, welcher mit dem 18. oder 19. Jahre die Lehrzeit vollendet hat, kann daher auch die Wanderschaft noch vor erlangter Volljährigkeit vollbringen. Auch in Ländern, wo die Volljährigkeit schon am Ende des 21. Lebensjahres eintritt, mißbilligt die Meinung doch im Allgemeinen Niederlassungen und Heirathen, die von jungen Männern vor vollendetem 24. Jahre geschlossen werden; überhaupt setzt die Sitte fast allgemein in allen Ständen der gebildeten Völker die schicklichste Heirathszeit der Männer zwischen das 24. bis 30. Lebensjahr, und entschuldigt frühere oder spätere Ehen nur durch besondere Umstände. Wird die Verpflichtung der Handwerkergesellen zum Wandern aufgehoben, so verschwindet auch die Nothwendigkeit, dasselbe durch besondere Unterstützungen, Verpflegung in bereit gehaltenen Herbergen und Darreichung eines Zehrpfennigs zu befördern: der reisende Geselle tritt in die Reihe der Reisenden anderer Stände; er wird gleich diesen in Gasthöfen und Wirthshäusern nach dem Maße seiner Bildung und Mittel Unterkommen suchen und auf Unterstützung nur insoweit Anspruch machen können, als dieses wegen besonderer Unfälle von anderen Reisenden ebenfalls geschehen darf. Es werden alsdann nicht mehr Tausende von jungen kräftigen Männern planlos im Lande umher irren und einen großen Theil ihrer Zeit unter dem Vorwande, Arbeit zu suchen, in verderblichem Müßiggange verschwenden. Zeigt sich einerseits kein Bedürfniß, daß junge Leute der niedern Stände, Gesindedienst oder Taglöhnerarbeit suchend, auf gutes Glück umherziehen; und begeben sich andererseits junge Männer von einiger Bildung nur insofern auf Reisen, um Belehrung und Erwerb zu suchen, als sie die Mittel dazu besitzen: so wird der Handwerkerstamm, in der Mehrzahl seiner Genossen zwischen beiden stehend, auch die bis jetzt gewöhnliche Wanderschaft wohl auch entbehren lernen. Der Geselle wird fortan sich nur auf Reisen begeben, wenn er einen hinreichenden Zehrpfennig besitzt. Er wird, eben weil er auf eigene Kosten reisen muß, nicht mehr planlos umherstreichen, sondern nur Oerter aufsuchen, woselbst er nach seinem Bedürfniß Erwerb oder Belehrung zu finden hoffen darf. Es mag bequem sein für Handwerkermeister, welche zerstreut und vereinzelt wohnen, daß sie bei zufällig eintretendem Bedürfnisse leicht Gelegenheit finden, einen durchziehenden und sich wegen des üblichen Geschenkes bei ihnen meldenden Gesellen auf kurze Zeit in Arbeit zu nehmen: aber diese Bequemlichkeit ist nicht erheblich genug, um deshalb, gleichsam als ein unvermeidliches Uebel, das Wandern in der hergebrachten Form beizubehalten, welches der Erfahrung nach das Land mit Umtreibern und Bettlern füllt, zur Verwilderung einer leichtsinnigen und muthwilligen Jugend Anlaß giebt, die doch der-

Digitized by Google

einst den Kern der städtischen Bevölkerung bilden soll, und dem ganzen Handwerkerstande nicht wenig von der Achtung und Theilnahme entzieht, welche die gebildeteren Stände demselben sonst gern bezeigen würden.

Es kann überhaupt nur nach gänzlicher Auflösung des Gesellenverbandes und Abschaffung der jetzt bestehenden Form des Wanderns dahin kommen, daß Vermögen und Bildung sich dem Handwerkerstande zuwenden, oder wenn sie in demselben erworben worden, darin verbleiben. Das Anordnen einer solchen Gestaltung des Anlernens zu Handwerken, daß auch Jünglinge von edlerer Bildung ohne Anstoß daran Theil nehmen können, hat keine wesentliche Schwierigkeit; denn es kann neben der hergebrachten, in den Händen verständiger Meister für Jünglinge aus den niedern Ständen durchaus zweckmäßigen Lehrform noch ganz füglich eine andere bestehen, worin das Handwerk wie eine freie Kunst oder liberale Beschäftigung erlernt wird: allein so lange der entlassene Lehrling ohne Rücksicht auf seine Bildungsstufe sich nicht entziehen kann, die Herbergen zu besuchen und mit jedem seiner Berufsgenossen Brüderschaft zu trinken, und so lange er sich gefallen lassen muß, in der üblichen Form, wenn auch mit den Erleichterungen, die seine Wohlhabenheit ihm erlaubt, die Wanderschaft zu bestehen, und in Folge derselben auch bei dem Meister Arbeit anzunehmen, an welchem die Reihe steht, oder an den er sonst nach Handwerksgebrauch gewiesen wird: so lange ist auch nicht daran zu denken, daß sich junge Männer mit edlerer Bildung dem Handwerke widmen wollen. Die Aufhebung der Meisterzünfte hilft nichts, so lange die große Masse der Gesellen zünftig bleibt und so lange man nicht vollständig erkennt, wie viel daran gelegen ist, daß die sogenannten gemeinen Handwerke von wohlhabenden und gebildeten Männern getrieben und durch dieselben zu Ehren gebracht werden. Zur Fabrik, welche nicht für das eigenthümliche Bedürfniß des Einzelnen auf Bestellung, sondern nach einem Vielen ungefähr passenden, sehr Wenigen aber vollkommen bequemen Leisten auf den Kauf arbeitet, wenden sich wohlhabende Käufer nur deshalb, weil das Handwerk ungeschickt und theuer zugleich aus Mangel an Einsicht und Verlag ist. Würde dasselbe von Männern betrieben, die, mit den Bedürfnissen der gebildeten Stände durch ihr eigenes Leben vertraut, guten Geschmack mit der lebendigen Kenntniß der Materialien, Werkzeuge und Handgriffe, welche nur das eigene Handanlegen mit voller Sicherheit giebt, vereinigten, so würden wir sehr viel bessere Handarbeit zu verhältnißmäßig billigen Preisen erhalten. Dadurch würde nicht allein dem gewählteren Bedürfnisse sehr viel besser genügt, als es die Fabrik vermag, sondern es würde auch der Sinn für solch ein eigenthümliches Gepräge der Bedürfnisse weiter in den Mittelstand hinein verbreitet und dadurch der flachen Modesucht entgegengewirkt, welche das gedankenlose Nachahmen zu der Gottheit des Tages erhebt. Sehr viele Söhne der mittleren Stände würden das Handwerk zu ihrem Lebensberufe wählen, wenn es gelernt oder betrieben werden könnte, ohne den Anspruch auf das gesellige Verhältniß aufzugeben, woran sie durch Erziehung und Umgang gewöhnt sind. Jetzt beschränkt eine leidige Schicklichkeit ihre Wahl auf die sogenannten liberalen Beschäftigungen, worin nur entweder mit seltenen Naturanlagen oder mit bedeutendem Vermögen wahres Lebenslicht zu finden ist. Die viel öfter vorkommenden Anlagen zu den Besonnenheit, scharfe Sinne und beharrlichen Fleiß erfordernden mechanischen Arbeiten, welche genöthigt sind, sich bei den liberalen Beschäftigungen einzudrängen, würdigen durch ihr Uebergewicht diese zu Handwerken herab, während die Handwerke, welchen jene Anlagen sich entziehen, aus Mangel an Bildung und Verlag zur Taglöhnerarbeit herabsinken. Ja sie stehen schon nahe der untersten Sprosse auf der Stufenleiter der verschiedenen Staatsbevölkerungsclassen, und sie werden sich nur schwer wieder aufraffen können, da sie an den Fabriken den heftigsten Feind haben, einen Feind, den sie selbst erzeugt haben, der entstand, als das Handwerk, in dem Wahne, es habe einen goldenen Boden, jede Verbesserung verschmähte und sich in die Flicken und Lappen der modrigen und mürben Zunftverfassung verpuppt hatte. Fabrikanten und Handwerksmeister stehen sich auf eine eigenthümliche Weise gegenüber, der Gegensatz ist feindlich und wie die Fabriken betrieben werden, welche Bildung, welche Wissenschaftlichkeit und Geisteskraft im Unternehmer, welche Capitalien

Digitized by Google

den Anlagen zur Grundlage dienen, dagegen wie das Handwerk in Armuth an Geist, Kenntniß und Capitalien schmachtet und durch fehlerhafte Herkömmlichkeiten allerlei danieder gehalten wird — dies Alles läßt keinen Schatten von Zweifel übrig, welcher Partei am Ende der Sieg verbleibe. Schon lange haben die Fabrikanten gewonnenes Feld, denn in allen Ländern hat sich die Gesetzgebung, selbst ohne Absicht und Willen, für sie entschieden und der Handwerker selbst, der sich aus der Niedrigkeit heraufarbeitet, tritt über zu dieser neuen gewerblichen Classe. Die Rechte des Fabrikanten sind überall ausgedehnter als die des bloßen Meisters; er ist selbst in jenen Ländern, wo die Zünfte officiell noch allen Schutz genießen, über alle ihre Satzungen hinweg und unter dem Titel von Arbeitern beschäftigt er Lehrlinge, Gesellen und selbst Meister aus den verschiedensten Handwerken, selbst mit einer großen Anzahl untermischt, die bei gar keinem Meister die Lehre bestanden haben. Die Vollkommenheit und Ausbildung der Technik ist den Händen der Handwerker entschlüpft und beruht jetzt auf dem Stande der Fabrikanten; er ist jetzt nicht blos vorhanden, sondern er ist nothwendig geworden, und kein Staat wird es wagen, feindlich gegen ihn aufzutreten. Durch die fortschreitende Entwickelung der Fabriksindustrie werden die Verwickelungen nur noch verwirrter, und die Zustände des Handwerkes, der Lehrlinge und des Gesellen confuser werden, aber die Nothwendigkeit einer durchgreifenden Reform wird um so dringender, je größer die Zahl der Betheiligten ist, welche von der neuen Entwickelung überrascht werden. Eine ganz neue Gewerbsverfassung muß und wird sich bilden, aber erst nach harten Leiden und bittern Schmerzen für jeden Theil und für das Allgemeine.

Lehrsatz oder Theorem (theorema) nennt man in dem System der Erkenntnisse einen Satz, welcher aus den Grundsätzen einer Wissenschaft erwiesen oder bewiesen, d. h. durch Schlüsse abgeleitet ist. Alle Sätze der Arithmetik und Geometrie z. B., mit Ausnahme der Axiome und Grundsätze, sind Lehrsätze, weil sie sich durch lückenlose Folgerungen und Beweise aus jenen ableiten lassen. In den empirischen Wissenschaften nennt man aber auch solche Sätze Lehrsätze, die sich durch eine hinlängliche Anzahl von übereinstimmenden Thatsachen belegen lassen.

Lehwald, Hans von, einer der tüchtigsten Generale Friedrich's II., geb. 1685, trat früh in preuß. Kriegsdienste und zeichnete sich bei mehreren Gelegenheiten so vortheilhaft aus, daß er 1740 zum Generalmajor ernannt ward. Er befehligte 1744 in Glatz, trug 1745 zu dem Siege bei Kesselsdorf, wo er den linken Flügel commandirte, nicht wenig bei und ward 1751 zum Generalfeldmarschall ernannt. Den 30. Aug. 1757 griff er die Russen unter Apraxin bei Großjägerndorf an, worauf sich letztere zurückzogen, zwang dann die Schweden in Pommern zum Rückzuge, nahm darauf aber 1759 wegen Altersschwäche die Stelle eines Gouverneurs von Berlin an. Diese Stadt vertheidigte er, wiewohl unglücklich, gegen die andringenden Russen und Oesterreicher. Er starb 1768 in seinem Gouvernement Preußen.

Leibbürgen, s. Geiseln.

Leibeigenschaft. Wenn man die L. nicht, wie oft geschieht, mit der Unfreiheit bei den Deutschen überhaupt (s. d. Art.) verwechselt, so muß man annehmen, daß sie sich erst etwa seit dem 12. Jahrh. ausbildete. Was namentlich die Bezeichnung Leibeigen, oder Halseigen oder schlechthin Eigen betrifft, doch deuten auch die Ausdrücke: Erbunterthänige, arme Leute u. s. w. auf dasselbe Verhältniß hin, so findet sich diese nicht früher. Und wenn auch schon die Leibeigenschaft, als im Zusammenhange mit der frühern Unfreiheit überhaupt stehend, betrachtet werden muß, so ist es doch auch der in der frühern und spätern Zeit veränderte Begriff der Freiheit, welcher die Unfreien von den Leibeigenen einigermaßen unterscheidet. Die Leibeigenen erscheinen in juristischer Hinsicht als Personen, wenn auch beschränkt als Bürger, während die Unfreien mehr den Sachen beigezählt wurden, wenn schon sie in Deutschland nie ausdrücklich, wie in Rom die Sclaven, für Sachen erklärt worden sind. Die Leibeigenen gehören zu den Bauern im weitern Sinne, indem man unter denselben nämlich alle, nicht zu den höhern Ständen zu rechnende Be-

Digitized by

wohner des platten Landes versteht; in den Städten hat es nie Leibeigene gegeben. Daher finden sich auch bei denselben viele namentlich der sogenannten dinglichen Lasten, welche häufig auch den freien Bauern obliegen, wie Frohnen u. s. w. Unter einem Leibeigenen versteht man nämlich Den, der nebst seiner Familie von einem bestimmten Herrn persönlich so abhängig ist, daß dadurch gewisse, allen Uebrigen zustehende, natürliche Freiheitsrechte verloren gehen. Gewöhnlich ist es allerdings, daß der Leibeigene zu einem gewissen Gute oder Grundstücke, dessen Eigenthum dem Herrn gehört, in einem wenigstens für die Lebenszeit dauernden Verhältnisse so steht, daß er das Gut gegen bestimmte Abgaben und Leistungen bewirthschaftet, es kommt aber auch sehr oft, und zwar rücksichtlich desselben Herrn, vor, daß der Leibeigene nur als Häusler oder Hausgenosse dasteht. Die Leibeigenen müssen zwar als die Nachfolger der frühern Unfreien betrachtet werden; es ist aber auch in den früheren kriegerischen und stürmischen Zeiten die L. durch Besiegung und Unterwerfung, sowie durch freiwillige Ergebung, weil man sich in einem andern Verhältnisse nicht mehr zu halten getraute, entstanden. Es darf hier auch nicht unbemerkt gelassen werden, daß das, durch die einseitig gebildeten Juristen in Deutschland eingeführte römische Recht, zur L. insofern beitrug, als jene nicht nur überhaupt die Mächtigen begünstigten, sondern auch die Lehre von der römischen Sclaverei praktisch anwenden zu müssen glaubten, und deshalb den niedersten unter den Ständen, den Bauernstand, so weit es gehen wollte, nach den Grundsätzen über Sclaverei beurtheilten, wodurch ebenfalls Viele in den Zustand der L. versetzt wurden. Nach Consolidirung der gegenwärtigen Verhältnisse entstand die L. regelmäßig durch Geburt, so daß bei einer Ehe, in der nicht beide Aeltern Leibeigene waren, das Kind dem Stande der Mutter folgt. Uebrigens ist es gewöhnliche Wirkung der Verheirathung einer Freien an einen Leibeigenen, daß sie selbst auch leibeigen wird. Seltener wird die L. durch Verjährung begründet, und nur particularrechtlich ist es, wenn nach dem Sprichwort: die Luft macht eigen, schon der, eine bestimmte Zeit fortgesetzte, Aufenthalt unter Leibeigenen zur L. selbst führt. Wenn schon der Leibeigene die Rechte eines Bürgers im Allgemeinen hat, er daher Verträge schließen, Eigenthum erwerben, die Familienrechte ausüben, und wenigstens sein bewegliches Vermögen, nach Abzug der Rechte und Forderungen seines Herrn, vererben kann, sowie auch Prozesse führen und Zeugniß ablegen darf, so genießt er doch die sogenannten politischen Bürgerrechte nicht, und wird sogar oft nicht einmal in eine Zunft aufgenommen. Bedeutender sind aber die persönlichen Freiheitsbeschränkungen hinsichtlich ihres Herrn. Dieser kann sie nämlich, wenn sie sich aus irgend einem Grunde von ihrem Wohnorte entfernen, gerichtlich zurückfordern, was das Besatzungsrecht heißt. Der römischen Eigenthumsklage darf er sich dabei aber nicht bedienen, weil die Leibeigenen keine Sachen sind. Es können sich daher die Leibeigenen ohne die Zustimmung ihres Herrn auch keinem, ihnen nicht schon durch die Geburt angewiesenen, Gewerbe oder Berufe widmen. Das Recht sie zu verkaufen ist insofern beschränkt, als er sie in der Regel nicht ohne das Gut, zu dessen Inventarium sie gleichsam gehören, veräußern darf. Die Befugniß in ihre Verheirathung einzuwilligen und dafür eine bestimmte Abgabe (Brautkauf, Hemdschilling, Bedemund) zu verlangen, läßt sich allerdings einigermaßen durch die Stellung des Leibeigenen, der für den Herrn arbeiten, von diesem aber auch im Nothfall ernährt werden muß, entschuldigen; sie erklärt sich geschichtlich aber auch dadurch, daß jenes Einwilligungsrecht auch bei den nicht unfreien Ministerialen vorkam, sowie daraus, daß es eine ganz deutsche Sitte war, bei der Verheirathung, an Den, welcher das sogenannte Mundium über die Braut hat, etwas zu entrichten; dieses stand aber bei den Unfreien nicht der Familie, sondern dem Herrn zu. Andere Rechte desselben sind theils nur particularrechtlich, theils wenigstens in Deutschland nicht begründet gewesen, wie das Anrecht der ersten Nacht, theils auch bei andern Bauern vorkommend, wie das Recht auf Zwangsdienste, auf das sogenannte Besthaupt, Mortuarium (s. d. Art.) u. s. w. Das Weitere über die Rechtsverhältnisse der Leibeigenen namentlich zu ihren Herren richtet sich überall nach örtlichen Verhältnissen, nach dem Herkommen, und nach den deshalb bestehenden Gesetzen oder Eigenthumsordnungen. Großen Einfluß übte

Digitized by Google

von jeher der strengere oder menschenfreundlichere Geist des Leibherrn, und nicht zu übersehen ist es, daß diesem auch Pflichten und Verbindlichkeiten gegen seine Leibeigenen obliegen, die, wenn sie gleich in der Wagschale der Freiheit geringeres Gewicht haben mögen, doch für den wirklichen Zustand dieser Leute von hoher Bedeutung sind, indem es für sie und nach ihren Ansichten das erste Erforderniß des Lebens ist, der Sorge für Unterhalt und Obdach enthoben zu sein. Für Beides hat aber der Herr die Pflicht, im Nothfalle zu sorgen. Die Leibeigenen haben also rücksichtlich ihres Herrn ein angebornes Armenrecht. Die L. kann aber auch nach Analogie der Sclaverei durch Freilassung aufgehoben werden, was namentlich für einzelne Fälle schon sehr früh vorgekommen ist. Der Herr kann auch nur für eine gewisse Zeit sich zu entfernen, ihnen gestatten, wofür ebenfalls, wie für die völlige Freilassung, eine an den verschiedenen Orten meist herkömmlich bestimmte Abgabe, die sich namentlich nach den Vermögensumständen des Freizulassenden richtet, gegeben werden muß. Verweigert der Herr die Freilassung ohne gerechte Gründe, so kann er auch durch das Gericht dazu gezwungen werden, und dasselbe geschieht auch dann, wenn er seine Rechte als Leibherr mißbraucht, z. B. Grausamkeiten in der Behandlung sich zu Schulden kommen läßt. Mit der Freilassung ist aber das bisher bestandene Verhältniß völlig aufgelöst, und es findet kein Vogteirecht des Herrn über die Freigelassenen mehr statt, wie dies rücksichtlich der freigelassenen Unfreien der Fall war. Die namentlich durch die französische Revolution in Umschwung gekommenen Ideen über Freiheit, haben auch in Deutschland die Folge gehabt, daß durch allgemeine Landesgesetze die L. aufgehoben wurde, und so ist sie denn seit 40—50 Jahren fast in allen deutschen Staaten (etwas Aehnliches findet sich nur noch im Osnabrückschen) zuerst in Baden und zwar, was bemerkenswerth ist, schon vor der Revolution, 1783, und zuletzt in der sächs. Lausitz 1832 verschwunden. Sehr wichtig ist es aber noch, unter welchen Bestimmungen die Freiheit geboten wird. Das Natürlichste, Billigste und Gerechteste scheint es zu sein, wenn die Rechte des Herrn, welche aus der Natur der Unfreiheit stammen und eben den Leibeigenen von andern belasteten Bauern unterscheiden, wie das sogenannte Besatzungsrecht, ohne alle Entschädigung aufgehoben werden. Denn einmal ist es unmöglich, die Freiheit zu Geld anzuschlagen, dann wird durch die Aufhebung der L. der Herr ja auch von der Versorgungspflicht gegen die Leibeigenen befreit, und endlich muß, wenn die Aufhebung als eine allgemeine Wohlthat erscheinen soll, der in der Regel arme Leibeigene, die Freiheit nicht mit zu großen Geldopfern zu erkaufen gezwungen werden, denn sehr natürlich ist es, daß der Leibeigene bei seiner Bildungsstufe die Freiheit ohne Unterhalt für kein so großes Gut ansieht. Es sind auch diese Grundsätze von mehreren Gesetzgebungen befolgt worden, doch haben andre auch jene unmittelbar als Folge der Unfreiheit anzusehenden Rechte des Herrn nur gegen Entschädigung aufgehoben. Es hat sich aber als Erfahrungssatz z. B. in Mecklenburg bestätigt, daß wenn man die L. unter zu harten Bedingungen für die Leibeigenen aufhebt, ihnen nicht Gelegenheit verschafft in andre Stände einzutreten, oder ihnen nicht wenigstens durch zweckmäßige Heimaths- und Armengesetze ihren Lebensunterhalt sichert, die Lage jener noch trauriger, und ihr Elend noch größer ward. Es leidet übrigens keinen Zweifel, daß die L. nicht nur ein Institut ist, welches sich mit unsrer Bildungsstufe und Staatsorganisation nicht verträgt, sondern auch in volkswirthschaftlicher Hinsicht viele Nachtheile bringt, weil Der, welcher im Wesentlichen nichts Eigenes hat, keine Gelegenheit sieht, seine Lage zu verbessern, immer träg und mißmuthig bleiben wird.

Leibgedinge, Leibzucht oder Leibgut, Witthum, dotalitium, nennt man nach deutschem Recht diejenige jährliche Rente, welche einer adeligen Witwe aus den Lehngütern ihres verstorbenen Mannes für ihre eingebrachte Mitgift zusteht. Meist besteht sie in 10 vom Hundert; in 20 vom Hundert aber, wenn sie den Erben auch das Gegenvermächtniß (Widerlage), d. h. dasjenige, was ihr der Ehemann wegen ihres Brautschatzes besonders ausgesetzt hat, überläßt. Oft ist auch ein Grundstück Gegenstand des L.'s, von welchem ihr alsdann die Zinsen zustehen. Ueberhaupt heißt auch der einer adeligen Witwe lebenslänglich ausgesetzte Unterhalt L.

Digitized by Google

Leibnitz, Gottfried Wilh., Freiherr von, einer der größten Gelehrten und scharfsinnigsten Denker aller Zeiten, wurde am 23. Juni (3. Juli neuen Stils) 1646 zu Leipzig geboren, wo sein Vater Professor der Rechte war. Er besuchte zunächst die dasige Nicolaischule, wo er Jak. Thomasius zum Lehrer hatte, und bezog schon in seinem 15. Jahre die Universität, um Jurisprudenz zu studiren. Bald aber zog ihn unter der Masse seiner vielseitigen Studien besonders die Philosophie an, und bereits 1663 schrieb er die von einer genauen Kenntniß der scholastischen Philosophie zeugende Abhandlung „De principio individui" (zuerst wieder herausgegeben von Guhrauer, Bresl. 1837), in welcher er sich für den Nominalismus erklärte. In Jena, wohin sich L. von Leipzig begab, wirkte besonders der Unterricht des Philosophen und Mathematikers Erh. Weigel anregend auf ihn ein. Nach der Rückkehr in seine Vaterstadt gab er durch die Abhandlungen „Specimen difficultatis in jure" (1664), „De conditionibus" (1665) und „De arte combinatoria" (1666) glänzende Proben seines Scharfsinns und seiner Kenntnisse; demungeachtet verweigerte man ihm seiner Jugend wegen die juristische Doctorwürde. Er verließ deshalb sein Vaterland, um nie dahin zurückzukehren und promovirte in Altdorf mit der Abhandlung „De casibus perplexis in jure" (1666). Eine Professur, welche man ihm dort anbot, lehnte er ab; auch später hatte er nie Neigung zum akademischen Lehramte. Eine Gesellschaft von Rosenkreuzern und Alchymisten, unter welche er gerieth, konnte ihn nicht lange fesseln. Im Jahre 1667 lernte er den Baron J. Chr. Boyneburg (s. d.) kennen, der, früher Minister des Kurfürsten von Mainz, Joh. Phil. von Schönborn, damals in der Zurückgezogenheit lebte. Mit diesem ging er nach Frankfurt und als derselbe wieder in die Dienste des Kurfürsten trat, arbeitete L. für ihn mehrere publicistische Schriften aus; so 1669 bei Boyneburg's Gesandtschaft nach Polen das „Specimen demonstrationum politicarum pro rege Polonorum eligendo" und ebenso, als die ehrgeizigen und herrschsüchtigen Pläne Ludwig's XIV. Deutschland immer mehr bedrohten, das „Bedenken, welchergestalt securitas publica interna et externa und status praesens im Reiche auf festen Fuß zu stellen". Auch nahm er an dem Versuche Theil, Ludwig's XIV. Ehrgeiz von Deutschland auf Aegypten abzulenken und wurde zu diesem Zwecke, angeblich als Führer des jungen von Boyneburg, 1672 nach Paris geschickt. Hier schrieb er für Ludwig XIV. das „Consilium aegyptiacum", das erst 1798 bei dem Zuge Napoleon's nach Aegypten durch einen Engländer bekannter wurde. Wenn aber auch dieser politische Plan scheiterte, so war doch der Aufenhalt in Paris und ein Besuch in London, den er von hier aus machte und wo er die persönliche Bekanntschaft mit Huygens, Wellis, Boyle, Oldenburg und Newton machte, von dem größten Einflusse auf L.'s wissenschaftliche Ausbildung. Namentlich wurde er hier auf tiefere mathematische Studien geführt, deren glänzendes Resultat die große Erfindung der Differentialrechnung (s. d.) war. Die Pariser Akademie bot ihm an, ihr als Pensionär beizutreten, weil aber die Bedingung des Uebertritts zur katholischen Kirche daran geknüpft war, schlug er es aus; dagegen erhielt er von dem Herzoge von Braunschweig-Lüneburg eine Rathsstelle mit Pension und der Erlaubniß willkürlicher Verlängerung seines Aufenthalts im Ausland. Im Jahre 1670 nahm er den Ruf als Bibliothekar und Rath des Herzogs von Hanover an. In Hanover, wo er nun bis an das Ende seines Lebens blieb, ward er aber in einen so vielseitigen Geschäftskreis gezogen, daß selbst ein Kopf, wie der seinige, nicht ohne Zersplitterung seiner Kräfte allen Anforderungen genügen konnte. So nahm er z. B. an den Verhandlungen des Nimwegener Friedens durch die Schrift „Caesarini Furstenerii de jure suprematus ac legationis principum Germaniae" (1677) Theil; später erhielt er den Auftrag, die Geschichte des Hauses Braunschweig zu schreiben. Um die nöthigen Urkunden zu sammeln, reiste er daher 1687 nach Wien und Italien und das Resultat seiner umfassenden historischen Forschungen waren der „Codex juris gentium diplomaticus" (2 Bde., Hanov. 1693—1700, Fol.), die „Scriptores rerum brunsvicens. illustrationi inservientes" (3 Bde., Hanov. 1707—11, Fol.), die „Accessiones historicae" (2 Bde., Lpz. und Hanov. 1698—1700, 4.), die „Disquisitio de origine Francorum" (Hanov. 1715) und endlich die „Annales imperii occidentis brunsvicens.", die erst gegenwärtig Pertz aus L.'s

Digitized by Google

Handschrift herauszugeben angefangen hat (2 Bde., Hanov. 1843—45). Daneben trieb er etymologische Forschungen „Collectanea etymologica" (Hanov. 1717), für welche er seine durch die Jesuiten bis nach China reichenden Verbindungen benutzte. Sein durch die Verwandtschaft der Häuser Hanover und Brandenburg unterstützter Einfluß machte es ihm möglich, in Berlin durch Friedrich I. im Jahre 1700 eine Akademie der Wissenschaften zu stiften, deren erster Präsident er war; etwas Aehnliches versuchte er ohne Erfolg in Dresden, ebenso in Wien. Gleichzeitig mit seinen historischen Arbeiten beschäftigte er sich eifrig mit dem durch die damaligen Verhältnisse begünstigten Plane einer Vereinigung der protestantischen und katholischen Kirche, für welche sich der Herzog von Hanover, Ernst August, sehr interessirte. Er correspondirte darüber bis zum Jahre 1694 mit Pelisson und Bossuet und entwarf ein conciliatorisches „Systema theologicum" (zuerst gedruckt Par. 1819; deutsch von Räß und Weis, Mainz 1820), und nur die Consequenz des Katholicismus, der noch mehr Concessionen verlangte, als L. ohne dies zu machen geneigt war, ließ ihn diese Bestrebungen aufgeben. Daß er Kryptokatholik gewesen sei, ist längst widerlegt. Vgl. G. F. Schulz „Ueber die Entdeckung, daß L. ein Katholik gewesen" (Gött. 1827). Sein persönlicher Ruhm war unterdessen so fest begründet worden, daß die letzten Jahre seines Lebens mit Ehren und äußern Vortheilen überhäuft wurden. Er war nicht nur in Hanover zum Geh. Justizrath und Historiographen, sondern auch von Wien aus zum Freiherrn und Reichshofrath mit 2000 Fl. Pension ernannt worden; ebenso gab ihm Peter der Große, mit dem er 1711 eine Zusammenkunft in Torgau hatte, den Titel eines Geh. Raths und einen Jahrgehalt von 1000 Rubel. Nur die Streitigkeiten mit Newton's Anhängern über die Priorität der Erfindung der Differentialrechnung, über welche die königliche Societät zu London ein ungerechtes Urtheil sprach, trübten seine letzten Lebensjahre. Vergl. „Commercium epistolicum Dr. J. Collins et aliorum de analysi promota jussu reg. societatis in lucem editum" (Lond. 1712, 4.). Er starb an einem Gichtanfall zu Hanover am 14. Nov. 1716; seiner Leiche folgte Niemand als sein treuer Verehrer Joh. G. von Eccard; die Berliner Akademie und die Londoner Societät ignorirten seinen Tod, während Fontenelle in Paris ihm eine glänzende Lobrede hielt. Seine Ruhestätte fand er in der Neustädter Hofkirche zu Hanover, wo man ihm später ein schlichtes Monument mit der Aufschrift: Ossa Leibnitii setzte; doch ist man neuern Untersuchungen zufolge zweifelhaft geworden, ob er wirklich hier begraben worden sei. Sein Denkmal am Waterlooplatze in Hanover trägt am Frieß der Kuppel die von Heyne angegebene Inschrift: Genio Leibnitii. Das Haus in Hanover, wo er wohnte und starb, kaufte 1844 der König Ernst August, damit es nicht niedergerissen werden sollte. L. war von mittlerm Wuchse, mager, aber von fester Gesundheit; seine Gesichtsbildung war ausdrucksvoll; unermüdete Thätigkeit erhielt ihn immer heiter. Er arbeitete mit großer Leichtigkeit, bei seiner ausgebreiteten Lectüre bediente er sich nur kleiner Zettel zu kurzen Excerpten, sah aber dieselben selten wieder an, da er ein vortreffliches Gedächtniß besaß. Im Umgange war er bescheiden, seine Schriften sind oft Muster weltmännischer Feinheit; jedoch hat man ihm Zorn, Geldliebe und Eitelkeit zum Vorwurf gemacht. Sein Hauswesen vernachlässigte er, verheirathet war er nie. Vgl. über sein Leben, außer den ältern Schriften von Fontenelle (1716), Bailly (1769), J. G. von Eccard (gedruckt 1779), Jaucourt (1757), Kästner (1769) u. A., besonders G. E. Guhrauer „G. W. Freiherr von L. Eine Biographie" (2 Bde., Bresl. 1842). Aus dieser kurzen Lebensskizze geht schon hervor, daß L. bei seiner vielseitigen Thätigkeit keine Zeit gewann, ein einzelnes Werk zu hinterlassen, dessen innere Vollendung der Größe seines Geistes entspräche. Seine meisten wissenschaftlichen Arbeiten, namentlich die mathematischen und philosophischen, sind kurze Aufsätze, die er in Zeitschriften „Acta eruditorum", „Miscellanea berolinensia", „Journal de Trevoux" und „Journal des Savans" niederlegte. Vieles sprach er nur ganz gelegentlich in seinen überaus zahlreichen Briefen aus. Gesammelt wurden dieselben von Kortholt (4 Bde., Lpz. 1734—42), Gruber (2 Bde., Hanov. und Gött. 1745); Michaelis (Gött. 1755), Veesenmeyer (Nürnb. 1788), Feder (Hanov. 1815) und Cousin im „Journal des Savans" (1844). Unter seinen philosophischen

Digitized by Google

Schriften sind nur zwei von größerm Umfange, der „Essai de Theodicée sur la bonté de Dieu, la liberté de l'homme et l'origine du mal" (2 Bde., Amst. 1710; herausgegeben von Jaucourt, 2 Bde., Amst. 1747; lat. Tüb. 1771; deutsch, Mainz 1820) und die gegen Locke gerichteten „Nouveaux essais sur l'entendement humain", die erst 30 Jahre nach L.'s Tode von Raspe in den „Oeuvres philosophiques de feu Mr. L." (Amst. und Lpz. 1765, 4.) herausgegeben wurden. Die erste, aber sehr unvollständige Sammlung seiner Werke besorgte Ludwig Dutens (6 Bde., Genf 1768, 4.). In neuerer Zeit ist auch nach Raspe's Ergänzung Manches geschehen, um L.'s Arbeiten vollständig zugänglich zu machen; außer dem schon Erwähnten sind zu nennen „L.'s deutsche Schriften (herausgeg. von G. E. Guhrauer, 2 Bde., Berl. 1838—40). Eine Sammlung der sämmtlichen philosophischen Schriften L.'s besorgte Erdmann (Berl. 1840, 4.).

Was L.'s Bedeutung als Philosoph betrifft, so müssen wir zuvörderst daran erinnern, daß im 17. Jahrh. einerseits durch Galiläi, Carteſius u. A. die ersten Versuche einer den hergebrachten scholastischen Formalismus überschreitenden Naturerklärung gemacht worden waren, andererseits das kirchliche Dogma, gestützt auf den Begriff der Offenbarung, als etwas Unantastbares dastand. Die Fortschritte der Physik und Mechanik hatten die Hoffnung erregt, innerhalb der Körperwelt werde sich Alles aus mechanischen Ursachen erklären lassen; nur über das Verhältniß zwischen Leib und Seele, d. h. zwischen materiellen und immateriellen Substanzen konnte der Mechanismus keinen Aufschluß geben und jeder physische Zusammenhang zwischen beiden schien unbegreiflich. L. war mit den Versuchen der mechanischen Naturerklärung ganz einverstanden; erkannte aber schon frühzeitig, daß der Mechanismus tiefer liegende Gründe habe, und daß man von der Mathematik rückwärts zur Metaphysik gehen müsse. Ebenso konnte er sich mit der Annahme eines physischen Einflusses (influxus physicus) zwischen Leib und Seele, dann zwischen allen Substanzen überhaupt, nicht vereinigen; wollte aber auch nicht eine fortwährende Reihe von Wundern zugeben, die das sogenannte System des Occasionalismus (s. d.) nöthig machte. So kam er auf die Grundgedanken seiner Monadologie und die Annahme der prästabilirten Harmonie. Monaden nämlich sind ihm die letzten einfachen, durchaus keine Theile habenden Substanzen, die allem Zusammengesetzten zu Grunde liegen; sie können nur durch ein Wunder, d. h. durch Schöpfung oder Vernichtung entstehen oder vergehen; sie sind das wahrhaft Seiende, alles Uebrige sind nur Erscheinungen, die aus ihnen resultiren. Daher sind auch Raum und Zeit nichts Reelles, sondern nur Bezeichnungen einer gewissen Ordnung der Monaden; ebensowenig ist aber die Materie identisch mit dem Raume. Jede Monade hat in sich ein inneres Princip ihrer Veränderungen; ihr wesentliches Merkmal ist diese innere Activität, die nicht durch die Einwirkungen anderer Monaden hervorgerufen, sondern nur in ihren Aeußerungen gehemmt werden kann. Die allgemeinsten Ausdrücke für diese innere Activität sind Vorstellung und Bestrebung (perception und appetition); beide können aber verworren oder deutlich, bewußt oder unbewußt sein. Dadurch unterscheiden sich von den gleichsam ganz rohen Monaden (monades nudae) die Seelen der Thiere und der Menschen; Gott, die monas monadum, ist die ursprüngliche Monade. Die Ableitung der übrigen Monaden aus Gott, also die Schöpfung, versucht L. nirgend auf speculativem Wege aufzuklären; höchstens bezeichnet er sie durch das Bild einer Ausblitzung (Effulguration) aus Gott. Gleich ungenügend erscheint die Art und Weise, wie L. sich über das Verhältniß der Erscheinungen zu den Monaden und ihren innern Veränderungen erklärt. Die Erscheinungen sind entweder bloße Aggregate wie die unorganisirten Körper, wobei L. verschiedene Wendungen macht, die Materie bald auf eine Art von Repulsion (Antitypie), bald auf ein den Monaden von Gott, besonders zugesellтes materialisirendes Band (vinculum substantiale) zurückzuführen; oder sie bestehen, wie die organisirten und beseelten Körper, ins Unendliche hin immer wieder aus Organismen, deren jeden Gott besonders hervorgebracht hat. Die zusammengesetzten Organismen haben jeder seine mit ihrem Körper einmal für immer verbundene Centralmonade, so daß es in diesem Sinne keinen eigentlichen Tod, sondern nur Umwandlungen der Lebensformen giebt. Einen ur-

Digitized by Google

sachlichen Zusammenhang, eine eigentliche Einwirkung einer Monade auf die andere, namentlich für das Verhältniß zwischen der Seelenmonas und dem Leibe leugnete er gänzlich; daß die Bewegungen des Körpers den Vorstellungen und Willensacten der Seele entsprechen, und umgekehrt, hat seinen Grund in der von Gottes Macht und Weisheit ein für allemal angeordneten (prästabilirten) Harmonie, vermöge deren die Veränderungen der einzelnen Monaden sich correspondiren, wie der Gang gleichgestellter Uhren. Diese Harmonie dehnte L. so weit aus, daß er behauptete, jede Monade spiegele von ihrem Standpunkte aus, also innerhalb mehr oder weniger enger Schranken, das ganze Universum ab. Uebrigens deutete er auf diese, in ihren Folgen bei Weitem nicht hinlänglich genau geprüften Hypothesen meist nur in sehr kurzen Umrissen an. (Vgl. vorzüglich „De primae philosophiae emendatione et de notione substantiae" 1694; „Système nouveau de la nature et de la communication des substances" nebst den „Eclaircissemens" dazu, 1695; „Monadologie", gewöhnlich „Principia philosophiae ad principem Eugenium" genannt, 1714). Sehr ausführlich wurde er dagegen, wenn es galt, den religiösen Glauben gegen den Skepticismus zu vertheidigen, wie sie damals namentlich Bayle mit vielem Scharfsinn geltend machte. Aus diesem Bestreben entstand die Theodicee. Während nämlich Bayle aus dem Dasein des Uebels und des Bösen gegen die Weisheit, Güte und Gerechtigkeit Gottes argumentirt; schließt L. umgekehrt: weil Gott allweise, allgütig und allmächtig ist, müsse angenommen werden, daß die vorliegende Welt unter den unendlich vielen möglichen Welten die beste sei, weil sie sonst Gott nicht gewählt und hervorgebracht haben würde, und gegen diesen Optimismus (s. d.) streite das Uebel und das Böse nicht; denn das metaphysische Uebel gehöre als nothwendige Schranke zu dem Wesen endlicher Dinge; das physische Uebel aber und das moralische (das Böse) seien unvermeidliche Folgen davon. Doch wenn L. auch gern bereit war, alle theologischen Streitfragen mit einer großen Behutsamkeit und Schonung kirchlicher Lehrsätze zu behandeln, so war er doch weit von der Ansicht entfernt, die wissenschaftliche Forschung einem blinden Glauben zum Opfer bringen zu wollen; im Gegentheil waren ihm Philosophie und Offenbarung zwei ganz getrennte Gebiete. Die Philosophie als Wissenschaft, glaubte er, könne zu demselben Grade von Evidenz gebracht werden, wie die Mathematik, und die allgemeine Gültigkeit dessen, was er „ewige Wahrheiten" nannte, war ihm ganz unabhängig von dem Wechsel der Meinungen oder irgend einem Willen, selbst dem Gottes; daher übte er an der Lehre der Cartesischen Schule: gewisse Sätze seien deshalb wahr, weil Gott es so gewollt habe, oft eine beißende Kritik. Hierin liegt auch eigentlich sein Gegensatz zu Locke, den er in seinen „Nouveaux essais" mit vieler Hochachtung behandelt. Besonders fruchtbar hätte L.'s Monadologie für die Psychologie werden können; doch blieb er dabei stehen, daß die psychischen Zustände größtentheils von den „kleinen unmerklichen Vorstellungen" abhängen, deren wir uns nicht ausdrücklich bewußt werden. Rücksichtlich der Frage über die Freiheit des Willens war er, gestützt auf den Satz des Widerspruchs und den des zureichenden Grundes, die er für die Grundpfeiler aller Philosophie erklärte, ein entschiedener Gegner des indeterministischen Freiheitsbegriffs und führte seine Ansicht in dem Streite mit dem Engländer Clarke siegreich durch. Ethische Begriffe hat er fast nur gelegentlich berührt. So trug L. seine eigenthümlichsten Gedanken meist nur aphoristisch und fragmentarisch, wie er es gerade für den vorliegenden Fall am passendsten fand, vor und die Versuche, sie in systematischer Form zusammenzuordnen, rühren meist von seinen Anhängern her. Neben Chr. Wolf (s. d.) sind in dieser Beziehung besonders zu nennen G. Bernh. Bilfinger oder Bülfinger „Dilucidationes philosophiae de deo, anima et mundo" (3. Ausg., Tüb. 1746, 4.), „De origine et permissione mali" (Frankf. und Lpz. 1724) und „De harmonia animi et corporis praestabilita" (Frankf. und Lpz. 1723), Gottfr. Ploucquet „Primaria monadologiae capita" (Berl. 1745) und viele andere logische und metaphysische Arbeiten. Vgl. im Allgemeinen G. Ludovici „Entwurf einer vollständigen Historie der L.'schen Philosophie" (2 Bde., Lpz. 1737) und L. Feuerbach „Darstellung, Entwickelung und Kritik der L.'schen Philosophie" (Ansb. 1837).

Digitized by Google

Leibrente. Die Zahlung einer L. iſt diejenige Form der Rückzahlung eines dergleichen Capitals, in welcher ſie in einer die gewöhnlichen Zinſen überſteigenden, mit dem Tode des Darleihers aber erlöſchenden Rente erfolgt. Sie unterſcheidet ſich von der reinen Annuität, bei welcher die Rente (ſ. d.), unabhängig von Leben und Sterben eine beſtimmte Zeit von Jahren fortdauert, und von der Tontine (ſ. d.), bei welcher die Rentenempfänger eine Vereinigung bilden, in welcher die Antheile der Abſterbenden den Uebrigbleibenden zuwachſen und die Rentenzahlung erſt mit dem Tode des Letzten aufhört. Für den Zahler der L. beſteht die Sicherheit in der auf Wahrſcheinlichkeit gegründeten Berechnung der Lebensdauer, der Gewinn in der Möglichkeit eines früheren Abſterbens des Empfängers. Für Letzteren in der Gewißheit, ſein Leben hindurch ein höheres Einkommen zu beziehen, als er ſich durch eine anderweite Benutzung ſeines Capitals wahrſcheinlich verſchaffen konnte; weshalb ſich das Geſchäft für Leute eignet, die keine befreundeten Erben und keine Gelegenheit haben, ihr Geld in einer Gewerbsunternehmung mit Vortheil zu benutzen. Die Höhe der L. richtet ſich, abgeſehen von der Größe des eingezahlten Capitals, nach dem Alter des Darleihers und ihre Berechnung gründet ſich, wie bei der Lebensverſicherung überhaupt, auf die Sterblichkeitsliſten (ſ. d.), unter denen die von Deparcieux die vorzüglichſten ſind.

Leiceſter, eine von den zwölf mittlern Grafſchaften Englands, liegt zwiſchen Nottingham, Lincoln, Rutland, Northampton, Warwick und Hereford und hat auf 37½ QM. gegen 200,000 Einw. Der Boden iſt wellenförmig eben, hier und da mit Bergen durchzogen und für Ackerbau und Viehzucht ſehr geeignet, im Norden und Weſten auch reich an Steinkohlen. Die Provinz wird von der Trente und deren Nebenflüßchen Soure und dem Unions-, Aſhby- und Zouchkanal durchſtrömt, führt treffliche Schafe und brauchbare Pferde, ſowie gute Käſe und Strumpfwaaren in Menge aus. Die Hauptſtadt Leiceſter, an der Soure, eine der älteſten Städte Englands, wo ſchon 680 ein Bisthum errichtet wurde, mit 48,000 Einw., vielen Alterthümern, iſt Hauptſitz der Weberei wollener Strümpfe und Strumpfwaaren, auch fertigt man daſelbſt baumwollene und halbſeidene Waaren.

Leiceſter, Robert Dudley, Graf von, war der fünfte Sohn des Herzogs von Northumberland und geboren ums Jahr 1531. Noch jung ward er zum Ritter geſchlagen, und zum Gentleman der Schlafkammer Eduard's VI. erhoben. Obgleich in die ſtrafwürdigen Plane ſeines Vaters mit verwickelt und demgemäß auch in deſſen Verdammungsurtheil, was bei der Thronbeſteigung Maria's erlaſſen wurde, mit eingeſchloſſen, ward er doch ſpäter begnadigt und im Dienſte der Königin angeſtellt. Kaum aber hatte Eliſabeth den Thron beſtiegen, als es dem Grafen Dudley gelang, ſich zu ihrem Günſtlinge emporzuſchwingen. Aemter, Ehrenbezeigungen und Glücksgüter wurden mit verſchwenderiſcher Hand über ihn ausgeſchüttet. Die Würden eines Oberſtallmeiſters, Ritters vom Hoſenbande und Geheimraths waren bald ſein Lohn, dazu floſſen die Einkünfte der fürſtlichen Domänen Kenilworth, Denbigh und Chirk in ſeinen Säckel. 1560 ſtarb ſeine Gattin zu Cumner-Hall in Berkſhire, und bald verbreitete ſich im Volke ein heimliches Gerücht, als ſei ſie von ihm ermordet worden. Mag dies nun gegründet ſein oder nicht, was bis jetzt die Geſchichte nicht dargethan hat, in ſeiner Hoffnung, die Hand einer Königin zu beſitzen, ſah er ſich wenigſtens getäuſcht. Jedoch ermuthigte ihn Eliſabeth ſich um die Hand Maria's von Schottland zu bewerben. Daß Maria ihn mit Verachtung zurückwies, wurde die Urſache ſeiner hämiſchen und unedlen Erbitterung gegen ſie. 1564 ward er zum Baron Denbigh und Grafen L. erhoben, zugleich zum Kanzler von Oxford, nachdem er eine gleiche Würde ſchon zu Cambridge bekleidet hatte. Um 1572 ſcheint er ſich mit Lady Douglas Howard, Standeswitwe und Beſitzerin der Baronie Sheffield, verheirathet zu haben; er hat Kinder mit ihr gehabt, ſie jedoch nicht öffentlich als ſeine Frau anerkannt, ja ſie ſpäter ſogar gezwungen, ſich mit einem Andern trauen zu laſſen. 1575 gab er, der Königin zu Ehren, ein wahrhaft fürſtliches Feſt zu Kenilworth, wovon Walter Scott in dem berühmten Roman gleiches Namens, eine reiche Schilderung giebt. Im J. 1578 hatte L. die Königin

Digitized by Google

durch seine Heirath mit der Witwe des Walter Devereux, Grafen von Essex, höchlich beleidigt. Dennoch erlangte er die verlorne Gunst wieder, so daß er 1585 durch den Einfluß der Königin die Statthalterschaft der Niederlande überkam, welche damals eben vom spanischen Joche frei geworden waren. Da aber sein Betragen in dieser Stellung entweder der Königin oder auch den Staaten selbst nicht gefallen hatte, berief man ihn im folgenden Jahre zurück. Zwar trat er im Juni 1587 seine alten Ehren und Würden wieder an, wurde aber einige Monate darauf gänzlich entlassen und ging nach England heim. Lord Buckhorst und Andere erhoben nun eine Anklage wider ihn, doch Elisabeth's Neigung wirkte noch so mächtig, daß sie ihn gegen alle Feinde zu schützen wußte, ja, bei Annäherung der spanischen Armada, 1588, ihm den Oberbefehl über die bei Tilbury versammelten Streitkräfte übergab. L. starb am 4. Sept. desselben Jahres zu Cornbury-park in Oxfordshire und ward in einer Kapelle der Kirche von Warwick begraben, wo ihm ein prächtiges Denkmal errichtet worden ist. Er kann in der That ein Günstling des Glücks genannt werden, denn ob er gleich nie durch seine Geistesgaben glänzte, ward er während seines Lebens mit Ehren, Gütern und Würden von seiner Beschützerin, der Königin Elisabeth überhäuft. Während seiner Statthalterschaft in den Niederlanden zeigte er ebenso große Unfähigkeit zu seinem hohen Posten, als unerträgliche Anmaßung und Willkür; und England wäre gewiß verloren gewesen, als ihm Elisabeth den Oberbefehl über das Heer zur Zeit der drohenden spanischen Invasion anvertraute, hätte der Herzog von Parma Mittel gefunden, seine Streitkräfte von Holland aus überzusetzen. Mit seinem Tode war er aber auch sogleich vergessen. Kaum hatte er die Augen geschlossen, so ließ die Königin seine Güter öffentlich versteigern, um die Summen zurückzuerhalten, die er ihr schuldete.

Leich, ein altdeutsches Wort, bedeutete ursprünglich Gesang überhaupt, wurde aber dann im Gegensatze gegen das eigentliche Lied gebraucht, wie auch im Französischen Lais (s. d.) im Gegensatz gegen chanson und im Lateinischen des Mittelalters canticum oder modus im Gegensatz gegen hymnus oder carmen. Die Form des L. in dieser Bedeutung ist sehr alt, da sie schon in die althochdeutsche Poesie nach dem Muster der Sequenzen des lateinischen Kirchengesangs, d. h. der Texte eingeführt wurde, die man im 9. Jahrh. den früher textlosen Modulationen der Jubilation des Alleluja unterzulegen anfing. Auch die mittelhochdeutschen Dichter nahmen sie auf und bildeten sie weiter aus; im 15 Jahrh. scheint sie aber außer Gebrauch gekommen zu sein. Im Gegensatz zum eigentlichen Lied, das ein und dieselbe Strophenform durchweg festhält, besteht die der Melodie untergeordnete Form des L. aus verschiedenen Systemen oder Reimreihen, die in Zahl der Zeilen, Reimen und Sylben von einander unabhängig sind, in welchen aber, wie in ihren Unterabtheilungen oder Reimsätzen, die durch die Wiederholung der Melodiesätze bedingte Zweitheiligkeit vorherrscht. Ursprünglich und vorzüglich waren die Leiche religiösen Inhalts; später wurde ihre Form auch für Gedichte weltlichen Inhalts, namentlich für Lob- und Klaggesänge, doch auch für Liebesgedichte angewendet. Zu den letztern gehört einer der künstlichsten Leiche, der des Ulrich von Lichtenstein (s. d.) im Frauendienst. Auch die im 13. Jahrh. in der mittelhochdeutschen Poesie aufgekommenen Reihen und Tänze, die von den eigentlichen Tanzliedern verschieden waren, sind in der Leichform gedichtet. Vgl. Lachmann „Ueber die Leiche der deutschen Dichter des 12. und 13. Jahrh." im „Rheinischen Museum" (Heft 3, Bonn 1829) und Ferd. Wolf „Ueber die Lais, Sequenzen und Leiche" (Heidelb. 1841).

Leichdorn, s. Hühnerauge.

Leichenhaus oder Leichenhalle nennt man ein Gebäude, welches dazu bestimmt ist, die Leichen aufzunehmen, bis sich unzweideutige Zeichen des Todes an ihnen kund geben. Das einzige sichere Kennzeichen des Todes ist aber eigentlich nur die beginnende Fäulniß, deren Eintritt sich durch den Geruch bemerklich macht, und dieses Kennzeichen tritt je nach Verschiedenheit der Umstände, z. B. Todesursache, Beschaffenheit der Atmosphäre u. s. w., zu sehr verschiedener Zeit nach wirklich erfolgtem Tode ein. Schon dieser Umstand macht es fast unmöglich, alle Leichen bis zu dem Zeitpunkte, wo die Verwesung ein-

Digitized by Google

tritt, in der Nähe anderer Menschen verweilen zu lassen. Da aber doch Beispiele lebendig Begrabener vorgekommen sind, so hat man seit dem vorigen Jahrhundert angefangen Leichenhäuser zu errichten, in denen man nach vollendeten Begräbnißfeierlichkeiten die Leichen so lange einstellt, bis die bemerkbar werdende Verwesung erlaubt, sie der Erde zu übergeben. Die an den Händen und Füßen des Todten angebrachten Klingelzüge benachrichtigen die angestellten Wärter, auch selbst wenn sie schlafen, von jeder etwaigen Bewegung der Leichname; auch muß der Wärter den nöthigsten Apparat zur Wiedererweckung Scheintodter in seiner Nähe haben, sowie auch ein Arzt baldigst zu erlangen sein muß. Es versteht sich von selbst, daß in dem Zimmer, in welchem die Leichname stehen, stets eine gemäßigte Temperatur herrsche, um theils die Verwesung nicht aufzuhalten, theils einem wieder Erwachenden weder durch Kälte noch durch Hitze zu schaden. Der Nutzen solcher Gebäude braucht wohl nicht besonders nachgewiesen zu werden. Das erste L. in Deutschland wurde auf Hufeland's Vorschlag 1792 in Weimar errichtet. Vgl. Schneider „Medicinisch-polizeiliche Würdigung der Leichenhallen" (Freiburg 1839).

Leichenöffnung, s. Section.

Leichenreden gehören zu den sogenannten Casualreden (s. d.) und sind entweder förmliche Predigten oder Grabreden (Parentationen) oder Abdankungen. Die Leichenpredigt behandelt mehr allgemeine Wahrheiten, die an Gräbern sich aufdrängen, die Grab- oder Standrede berücksichtigt vorzugsweise die Persönlichkeit des zu Bestattenden; die Abdankung aber spricht ihrem ursprünglichen Sinne nach eigentlich nur den Dank für die Theilnahme am Leichenzuge aus. L. waren schon bei Griechen und Römern gebräuchlich, obgleich meist zum Lobe der Verstorbenen. In der alten Kirche zeichneten sich auf diesem Gebiete Eusebius, Gregor von Nazianz, Gregor von Nyssa und Ambrosius aus. In der spätern Zeit herrschte in den gewöhnlichen L. ein großer Mangel an Takt und viel Geschmacklosigkeit, was erst in neuerer Zeit beseitigt worden ist.

Leichenschau, s. Obduction.

Leidenschaft (Psychologie) heißt eine beharrliche Bewegung des Gemüths, eine dauernde Begierde nach etwas, wobei die Herrschaft des Verstandes und der Einsicht zurücktritt, und nur das Gemüth den Willen leitet. Die Affecten sind die Anfänge der Leidenschaften, sie sind augenblickliche, aber heftige Aufwallungen des Begehrungsvermögens, welchem rohe und ungebildete Menschen häufig unterliegen, während sie bei gebildeten durch Fortdauer oft zu Leidenschaften anwachsen. Als Widerschein der menschlichen Einbildungskraft und der Sinne erscheint die Leidenschaft unter den verschiedensten Gestalten. Bald sieht man, wie sie einen Erschlafften zur heldenmüthigen That aufmuntert, wie sie den Eroberer zum Siege, den Ehrgeizigen zur Würde führt, allenthalben zeigt sich die Leidenschaft als das bewegende Lebensprincip der Menschen, freilich Gutes und Böses zu stiften vermögend. Die christliche Moral verwirft jede Leidenschaft, sie verlangt die Herrschaft des Verstandes, die Kraft des Willens durch Gehorsam unter das Gesetz der Vernunft gebändigt, sie verwirft jedes Sichgehenlassen, jede Obmacht des Gefühls. Und nicht mit Unrecht. Denn, obgleich die Weltgeschichte uns oft den Gegensatz vorhält und uns zeigt, wie zu jeder Zeit die Gemüther von Liebe, Haß, Herrschsucht, Ehrsucht, Freiheit und Unabhängigkeit aufgeregt, den Aeußerungen dieser Leidenschaften und ihrem zauberischen Taumel sich hingeben, ohne erst den kalten, berechnenden Verstand zu befragen, obgleich der weltgeschichtliche und segensreiche Einfluß gewisser Leidenschaften einzelner Menschen und ganzer Gesellschaften sich nicht leugnen läßt: so sind Leidenschaften dennoch nicht gut zu heißen. Denn außerdem, daß ihnen in der Regel ein selbstischer und eigennütziger Zweck zum Grunde liegt, vermag bei einem Seelenzustande, wo Verstand und Vernunft die Oberhand nicht haben, Niemand von einem bestimmten Ausgange zu sprechen. Die Folge einer Leidenschaft ist also reines Spiel der Laune und die Menschheit darf ihre Fortschritte zum Bessern nicht auf Dinge von zufälligem Erfolge bauen. Nur da, wo eine höhere Idee, in der menschlichen Vernunft erzeugt, mit ganzer Willenskraft festgehalten und dafern vernünftig auch als nothwendig verfolgt wird, kann man auf einen sichern Ausgang und segensreichen Erfolg hoffen. Wenn die Leiden-

Digitized by Google

schaften das andere Extrem berühren, wenn sie in ihrer Heftigkeit zur Sucht oder Gier sich gestalten, dann ist es die höchste Zeit, daß der Verstand die blinden, ungezügelten Triebe dämpfe und mäßige, bevor sie die Seele zerrütten, die Gesundheit aufreiben, und die Bahn des Selbstmords und des Wahnsinns ergreifen. S. Alibert „Physiologie des passions etc." (Par. 1817, deutsch von Schindler, Weim. 1825); Maaß „Versuch über die Leidenschaften" (2 Thle., Lpz. 1805).

Leier, ein deutsches, musikalisches Instrument, auch später zum Unterschiede von der Lyra (s. d.), die man mit diesem Namen belegte, Bauernleier genannt, war schon zu Anfange des 14. Jahrhunderts bekannt. Sie hat die Gestalt einer Laute, zuweilen 4—6, ja auch nur 3 Saiten. Ein mit Kolophonium belegtes Rad, das unter den Saiten befindlich, vermittelst einer Kurbel gedreht wird, setzt dieselben in Bewegung und bringt die Töne hervor. Die Höhe oder Tiefe derselben wird durch 8—16 Tasten einer Claviatur bedingt, die mit der linken Hand gegen die Saiten bewegt, die letztern entweder verkürzen oder verlängern, und somit Höhe oder Tiefe bezwecken. Uebrigens eignet sich die L., obgleich sie 1757 durch Baron und 1780 durch Biedermann in Beichlingen bei Erfurt verbessert wurde, wegen ihrer zu großen Einfachheit, nur zu einfachen Melodien, ist daher auch jetzt fast ganz außer Gebrauch gekommen, und wird hier und da nur noch auf dem Lande gehört.

Leigh-Hunt, s. Hunt, James Henry Leighe.

Leihbank, Leihhaus oder Lombard nennt man die öffentlichen Anstalten, bei welchen Jedermann gegen hinlängliches Pfand auf kurze Zeit zu billigen Zinsen vorgestreckt erhalten kann, um zu verhüten, daß der Bürger nicht den Wucherern in die Hände falle. Die L. giebt Scheine aus, auf denen der Tag der Verpfändung, die Summe des empfangenen Geldes, der Name des Verpfänders, das Folium des Leihhausbuches und das Verzeichniß der Pfänder enthalten ist. Gegen Vorzeigen dieses Scheines und Bezahlung des darauf bemerkten Vorschusses werden die Pfänder wieder ausgeliefert, wenn nicht der wahre Eigenthümer den Verlust des Scheines der L. nicht angezeigt hat. Die nicht eingelösten Pfänder werden nach Verlauf der bedungenen Schuldzeit nach vorhergegangener Bekanntmachung öffentlich versteigert. Das erste Leihhaus legte der Minorit Barnabas zu Perugia im Jahre 1464 an. Von da verpflanzten sich die Leihhäuser in die Lombardei und durch die Lombarden auch in andere Länder. Im Jahre 1498 wurde in Nürnberg das erste deutsche Leihhaus gegründet. Vgl. Beugnot's Preisschrift „Des banques publiques de prêt sur gages et de leurs inconvéniens" (Par. 1829).

Leim (Tischlerleim), ist eine ausgetrocknete, mehr oder weniger reine thierische Gallerte, die dadurch erhalten wird, daß man Knochen, Knorpel, Sehnen und Häute stark mit Wasser kocht. Die Flüssigkeit wird dann durchgeseihet, abgeraucht und in Formen gegossen, nach dem Erkalten zerschnitten und endlich an der Luft ganz ausgetrocknet. Die reinste Form des Leims ist die, welche die Schwimmblasen des Störs und Hausens (Hausenblase) liefern. Ueberall, wo sich viel Gerbereien, große Abdeckereien ꝛc., befinden, wird viel Leim producirt; in Deutschland besonders in Würtemberg, auch ist der russische Leim berühmt.

Lein (Linum) ist eine Gespinnstpflanze, von der man drei Arten unterscheidet, den gewöhnlichen Lein, den Staudenlein und den ausdauernden Lein. Die erstere Art wird am häufigsten gebraucht und zerfällt wieder in Klang- und in Dreschlein, von denen jener nach der Reife mit einem Knistern von selbst aufspringt und einen feinern, weißern und weichern, aber kürzern Bast liefert als der letztere, der später reift und weniger und dunklern Samen giebt. Der Staudenlein hat seinen Namen daher, daß er sich stärker bestockt; der ausdauernde L. liefert sehr viel Werg, hat stärkere Wurzeln und mehr Blätter. Am meisten wird der Dreschlein angebaut. Der beste Leinsamen kommt aus Lief- und Kurland, Polen, Lithauen und Preußen. Den russischen Saatlein schätzt man aber am meisten. Der Leinbau wird besonders in Belgien getrieben, namentlich in den Provinzen Südbrabant, Hennegau, West- und Ostflandern, wo der schönste Lein von ganz Europa

Digitized by Google

gezogen wird. Der Same des L.'s liefert durch Auspressen eine große Menge fettes Oel (Leinöl). Die nach dem Auspressen zurückbleibenden Oelkuchen dienen als Viehfutter. Der nutzbarste Theil des L.'s sind die Fasern desselben, die in Hinsicht ihrer Güte zu Seilerarbeiten und feinen Spinnereien gebraucht werden. Der Anbau ist einer der wichtigsten Zweige des Ackerbaues. Namentlich wird ihm in neuester Zeit von Seiten der Regierungsbehörden die größte Aufmerksamkeit gewidmet, weil von der Gewinnung eines vorzüglich guten L.'s nicht nur der Aufschwung des Ackerbaus, zunächst in den dem Leinbau günstigen Gegenden, sondern auch die Blüthe der Leinwand- und Spitzenfabrikation abhängt, weshalb man auch z. B. in Preußen von Seiten des Staates Flachsbauschulen gegründet hat.

Leindotter oder Dotter, im Altenburgischen Schmalz genannt (Myagrum sativum), ist eine Oelpflanze, welche über Sommer, häufig statt der ausgewinterten Winterölsaaten, doch auch selbständig angebaut wird. Der L. ist besonders deshalb sehr schätzbar, weil er nichts von Insecten zu leiden hat, und wird daher häufig dem Raps und Rübsen vorgezogen, obwohl er weniger und nicht so ölreiche Samen liefert als diese. Da sich der Dottersamen seiner geringen Größe wegen nicht ganz ohne Schaden rösten läßt, so wird er häufig mit Rübsen vermischt. Das daraus geschlagene Oel steht besonders bei den Landleuten in großer Achtung und wird nicht nur zum Brennen und Schmalzen der Speisen, sondern auch von den Webern zum Schlichten der baumwollenen Zeuche gebraucht. Diese letztere Eigenschaft des Dotteröls ist auch die Ursache, daß der Dotter seit mehreren Jahren ein gesuchter Einfuhrartikel nach England geworden. Die Oelkuchen von unvermischtem Dotter haben keinen Futterwerth; dagegen geben Hülsen und Stroh des Dotters ein gutes Futter für Schafe und Rindvieh; auch wird das Dotterstroh zur Anfertigung von Besen gebraucht.

Leine ist die Benennung eines dünnen Taues, welches aus feinern Garnen als gewöhnlich gearbeitet wird und zu mannichfachem Gebrauche auf Schiffen dient. Man hat 6-, 9-, 12- und 15garnige Leinen; mit 18 Leinen beginnt die Trosse, doch giebt es auch schon 12garnige Trosse, wenn nämlich die dazu verwendeten Garne gröber sind. Nach dem Gebrauche erhalten die Leinen verschiedene Namen, als Schlagleine, Stückleine, Marlleine, Fischerleine, Walfischleine u. s. w.

Leiningen, eines der ältesten und begütertsten unter den mediatisirten deutschen Grafenhäusern, erlosch schon im Jahre 1220 im Mannsstamme. Die Erbtochter Lukardis vermählte sich mit dem Grafen Simon von Saarbrück. Ihr Sohn Friedrich, der sich nach einer seiner Burgen von Hardenburg nannte, nahm, nachdem die leiningschen Besitzungen auf ihn übergegangen, wieder den Namen eines Grafen von L. an. Friedrich's Sohn, Simon, erhielt 1228 die Grafschaft Dachsburg in den Vogesen in Lehen. Die Grafen Friedrich V. und Joffried von L. theilten 1317 ihre Besitzungen und begründeten die beiden Hauptlinien des Hauses, die Friedrich'sche und Joffried'sche. Friedrich V. vermählte sich mit Marie von Blois, der Witwe des Herzogs Rudolf von Lothringen und Enkelin des Königs Philipp von Frankreich. Unter seinem Urenkel wurde die Landgrafschaft L. zur gefürsteten Grafschaft erhoben. Die Friedrich'sche Linie erlosch im Mannsstamme mit dem Grafen Hesso im J. 1467. Die Schwester desselben, die Witwe des Grafen Reinhard von Westerburg, bemächtigte sich darauf des größten Theiles der brüderlichen Besitzungen, nahm für sich und ihre Nachkommen den Namen der Grafen von L. an und gründete somit das Haus L.-Westerburg. Die Joffried'sche Linie, welche aus der Hinterlassenschaft Hesso's die Grafschaft Dachsburg erhielt, nannte sich nun L.-Dachsburg. Graf Emich's IX. Söhne theilten sich in die väterlichen Besitzungen und gründeten die Linien L.-Hardenburg-Dachsburg und L.-Dachsburg-Heidesheim-Falkenburg. Die erstere wurde 1779 in den Reichsfürstenstand erhoben. Im Luneviller Frieden verlor sie ihre Besitzungen in der alten Grafschaft L. im Worms- und Speiergau, die Grafschaft Dachsburg und die Besitzungen auf dem linken Rheinufer, zusammen ungefähr 12 QM. mit 38,000 Einw., und erhielt als Entschädigung dafür durch den Reichsdeputations-

Digitized by Google

schluß im Jahre 1803 Besitzungen im Mainzischen, Würzburgischen und in der Rheinpfalz, während gleichzeitig der Fürst, der eine Stimme auf der wetterauischen Grafenbank gehabt hatte, eine Virilstimme im Reichsfürstenrathe zugesichert erhielt. Die neuen Besitzungen, zusammen gegen 25 QM. mit 110,000 E., wurden in ein neues Fürstenthum L. vereinigt, durch die Rheinbundsacte von 1806 aber sämmtlich als Standesherrschaft der Oberhoheit Badens unterworfen, bis 1810 in Folge der Territorialveränderungen ein Theil davon (5 QM.) unter bayr. und ein kleiner Theil, jedoch ohne Standeshoheitsrechte, unter großherzoglich hessische Oberhoheit kam. Der gegenwärtige Standesherr, Fürst Karl, welcher zu Amorbach residirt, geb. am 12. Sept. 1804, folgte seinem Vater Emich Karl am 4. Sept. 1814 unter Vormundschaft seiner Mutter Victoria, geb. Prinzessin von Sachsen-Koburg, die sich nachmals mit dem Herzoge von Kent verheirathete, durch den sie Mutter der Königin Victoria wurde. Die besondern standesherrlichen Verhältnisse des Fürsten, der im Juli 1848 Chef des Ministeriums der neuen deutschen Reichsgewalt wurde, aber am 5. Sept. diese Stelle wieder niederlegte, in Folge des Votums der Nationalversammlung gegen den dänischen Waffenstillstand, wurden in Baden durch die Verordnung vom 22. Mai 1823 bestimmt und seine jährlichen Einkünfte betragen 568,000 Fl. Die Linie L.-Dachsburg-Heidesheim-Falkenburg zerfiel 1658 in die Unterlinien Heidesheim, Dachsburg und Guntersblum; die erste erlosch im Mannsstamme 1766, die andere 1709, die letzte, welche 1774 ebenfalls im Mannsstamme erlosch, blüht noch in der Nebenlinie fort, welche das jetzige gräfliche Haus L. bildet, das in die Nebenzweige L.-Guntersblum und L.-Heidesheim zerfällt, die sich aber nach den Gütern, die sie durch den Reichsdeputationshauptschluß zur Entschädigung erhielten, L.-Billigheim und L.-Neudenau nennen. Auch sie, früher Mitglieder des wetterauischen Grafencollegiums, wurden durch die Rheinbundsacte als Standesherren der Oberhoheit Badens unterworfen. Der Standesherr von L.-Billigheim ist Graf Theodor, geb. 1794; der von L.-Neudenau Graf August, geb. 1805. Beide Linien bekennen sich zur römisch-katholischen Kirche, während alle andern Linien zur evangelischen Kirche gehören. Das gräfliche Haus L.-Westerburg theilte sich seit 1695 in die Speciallinien Alt-L.-Westerburg und Neu-L.-Westerburg. Jene besitzt die Standesherrschaft Ilbenstadt unter großherzoglich hess. Hoheit und die Hälfte der Grafschaft Westerburg und der Herrschaft Schadeck, dieses die andere Hälfte von Westerburg und Schadeck, unter nassauischer Hoheit. Standesherr in Alt-L.-Westerburg ist Graf Friedrich, geb. 1806, in Neu-L.-Westerburg Graf August, geb. 1770, österreichischer Feldmarschallieutenant und Vicegouverneur von Mainz.

Leinpfade nennt man die an den Ufern schiffbarer Flüsse angelegten Wege, auf welchen die Menschen oder Pferde gehen, die bestimmt sind, die Schiffe zu Berg, d. h. stromaufwärts zu ziehen. Sie sind ein nothwendiges Erforderniß der Flußschifffahrt, und darum ist auch die Anlegung und Unterhaltung derselben contractmäßig zwischen den Regierungen bedingt. Die vorzüglichsten Leinpfade hat unstreitig der Rhein, da die Unterhaltung derselben nach der Wiener Convention v. 1804 allen Rheinstaaten obliegt. Denn durch eine gemeinschaftliche unabhängige Aufsicht können die L. nur dauernd in gutem Stande erhalten werden.

Leinwand nennt man alle aus Leinengarn (s. Flachs) gewebten Zeuche, unter denen die glatte Leinwand und der Leinendamast (s. Damast) die vorzüglichsten sind. Nach Plinius waren die Aegypter als die ersten Verbesserer der Weberkunst, schon vor dem trojanischen Kriege auch die Erfinder der L. Die Griechen schrieben diese Erfindung der Arachne zu, und zu den Deutschen kam die Leinweberei von den Galliern. Die Römer bezogen zur Kaiserzeit die L. aus Phönicien und Aegypten. Die feinste L. wird jetzt in den Niederlanden verfertigt, nächst ihnen blüht ihre Fabrikation besonders in Deutschland, namentlich in Böhmen, Schlesien, Westfalen und Sachsen. Obgleich dieselbe seit dem 16. und 17. Jahrh. durch Einführung der Baumwolle in Europa sehr ins Stocken kam, so hat doch der Umstand, daß Leinen für wärmere Klimate eine weit kühlendere Klei-

Digitized by Google

dung ist, als die baumwollenen Zeuche, den deutschen Leinwandhandel nach Spanien, Portugal, Amerika ꝛc. verbreitet, während die Consumtion derselben in Deutschland selbst dadurch bedeutend vermindert worden ist. Ist die L. geköpert, so heißt sie nach der Stärke des Köpers Zwillich oder Drillich; die feinste ist der Battist. Die grobe, gewöhnlich aus Werg (den groben gesponnenen Theilen und Abgängen des Flachses) gewebte, Werg- oder Packleinwand, die stärkste Sorte, Segeltuch. Die Kunst, Damast oder besondere Muster in die L. zu wirken, vervollkommneten zuerst die Flamänder. Auch England und Frankreich haben bedeutende Leinwandmanufakturen, doch wird die deutsche L. der irischen vorgezogen.

Leipzig, die Hauptstadt des gleichnamigen Kreises (63 QM. mit 372,000 E.) und die zweite Stadt des Königreichs Sachsen, ist hinsichtlich der allgemeinen Bedeutung, die sie in Wissenschaften, Handel und Geschichte gewonnen hat, zumal wenn man auf die Beschränktheit ihres Umfanges und die geringe Anzahl ihrer Bewohner Rücksicht nimmt, eine der ausgezeichnetsten Städte Europas. L. liegt in einer großen, fruchtbaren und von wohlhabenden Dörfern belebten Ebene, die von der Elster in mehreren Armen, der Pleiße und Parde bewässert wird, welche theilweise die Stadt berühren und sich hier mit einander vereinigen, und zerfällt in die innere Stadt, die Vorstädte und die neuen Anbaue. Die innere Stadt, die einen Umfang von noch nicht 9000 Ellen hat, war früher stark befestigt, doch sind die Festungswerke, mit deren Abtragung 1784 der Anfang gemacht wurde, bis auf wenige Spuren verschwunden. In dieselbe führten, außer dem blos in beschränktem Maße gebrauchten Thore der Pleißenburg, vier Hauptthore, das Grimmaische, Peters-, Ranstädter und Hallesche Thor, die aber, bis auf das Petersthor, ebenfalls abgetragen sind, nachdem das an den Thoren vom Abende an zu zahlende Thor- oder Einlaßgeld bereits im Aug. 1824 abgeschafft worden war. Nach den vier Hauptthoren ist die innere Stadt in vier nach diesen benannte Viertel eingetheilt. Sie umfaßt acht größere öffentliche Plätze, darunter den 450 F. langen, 242 F. breiten, ein regelmäßiges Viereck bildenden Marktplatz, der 1845 neu gepflastert und mit dem Stadtwappen in Steinmosaik geziert wurde, und den Börsenplatz (sonst Naschmarkt). Von den Vorstädten ist die eigentliche Stadt durch die rings um sie herum führende Promenade getrennt, die, theils aus Linden-, theils aus Kastanienalleen bestehend, sehr schöne Anlagen umschließt, wie den Park mit dem künstlich angelegten Schneckenberge. In denselben befinden sich die Denkmale Hiller's und Seb. Bach's (vor der Thomasschule), des Bürgermeisters Müller (im Park) und Gellert's (auf dem Schneckenberge); auch wurde hier in der Nähe der ersten Bürgerschule, im Sept. 1843, der Grundstein für Thaer's Standbild gelegt. Die Promenade berührt mehrere schöne Plätze, so den großartigen Augustusplatz, den Roßplatz, den Königsplatz oder die Esplanade mit dem Standbilde König Friedrich August's I., von Oeser, den Fleischerplatz und den Waageplatz. Auch die Vorstädte sind gleich der innern Stadt in die Grimmaische, Peters-, Ranstädter und Hallesche Vorstadt getheilt, zu denen im 18. Jahrh. die neu angelegte Johannisvorstadt hinzukam. Außerhalb der Vorstädte entstanden allmälig seit 1834 die Friedrichsstadt, vor dem äußersten Grimmaischen Thore, an der Dresdner Chaussée, die an jene grenzende Marienstadt (mit einem Denkmale an die Leipziger Schlacht), vor dem Hinterthore, rechts von der Leipzig-Dresdner Eisenbahn, und der neue Anbau vor dem Windmühlenthore, in der Nähe des sächsisch-bayerschen Bahnhofs; auch wurde die Sandgrube seit 1832 parcellirt, als Gartenland verpachtet und so in eine große freundliche Anlage, das Johannisthal genannt, verwandelt. Die den Hauptthoren der innern Stadt entsprechenden Thore der Vorstädte, das äußerste Grimmaische, Peters-, Ranstädter Thor und das Gerberthor, erhielten 1843 die Namen Dresdner, Zeitzer, Frankfurter und Halleschés Thor. Gleichzeitig wurden die neu entstandenen Straßen und öffentlichen Plätze benannt und mehrere der bereits bestehenden vertauschten ihre alten Namen mit neuen, wie z. B. der alte Neumarkt in Universitätsstraße, der Eselsplatz in Ritterplatz, der Ranstädter Steinweg in Frankfurter Straße umgewandelt wurde. Das neue Dresdner Thor und das ehemalige Hinterthor (nunmehr Tauchaer Thor genannt) wurden 1844 so weit hinausgerückt, daß sie

Digitized by Google

zugleich von den neuen Anbauen die Friedrichs- und die Marienstadt mit umfaßten. Die Gesammtzahl der Häuser belief sich zu Ende des Jahres 1844 auf 1920. Die Straßen sind reinlich gehalten, aber im Allgemeinen schlecht gepflastert, erst mit dem J. 1847 hat man angefangen mehrere Straßen mit Trottoirs aus Granitplatten zu versehen. Neben mehreren schönen, breiten und geraden Straßen, z. B. der Katharinenstraße, der Grimmaischen Straße und der neuen Königsstraße im ehemals Reimer'schen Garten, giebt es freilich auch sehr viele unregelmäßige und sehr enge Gäßchen. Die Stadt wie die Vorstädte sind durchweg, ausgenommen die neuerdings parcellirten, früher geschlossenen Grundstücke, mit Gas, die neuen Anbaue nur spärlich mit Oellampen beleuchtet. Die Bevölkerung vermehrte sich mit dem steigenden Wachsthum der Stadt und deren blühenden Verkehr und belief sich am Ende des J. 1846 auf 60,103 (30,159 männl. und 29,944 weibl.) Seelen, davon gehörten 56,883 zur evangel., 1397 zur reformirten, 1208 zur röm.-kathol., 288 zur deutsch-kathol., 38 zur griech. Kirche und 289 dem jüdischen Cultus an.

Als die ausgezeichnetsten Gebäude sind zunächst unter den Kirchen die Thomaskirche, (1482—96) mit einem merkwürdig hohen Dache, die Nikolaikirche (1513—25), welche 1785—96 erneuert und mit Oeser's Gemälden geziert wurde, und die Pauliner- oder Universitätskirche (erbaut 1240, erneuert 1544) zu erwähnen, mit den Begräbnißstätten des Markgrafen Diezmann (s. d.), dem neben dem frühern 1841 ein neues, schönes Denkmal errichtet wurde; ferner der Gemahlin des Kurfürsten Ernst, Elisabeth, des Joach. Camerarius und des Joh. Tetzel, welche letztere aber durch Abbrechen eines Theiles der Kirche im 16. Jahrh. außerhalb derselben gekommen und durch nichts mehr bezeichnet ist. Andere merkwürdige Gebäude der innern Stadt sind das 1556 erbaute, vielfach reparirte Rathhaus; die Universitätsgebäude, nämlich das nach Schinkel's Plan 1831—36 von Geutebrück aufgeführte Augusteum mit prachtvoller Aula; das 1843 ebenfalls von Geutebrück erbaute Fridericianum, das 1847 von Geutebrück erbaute Mauricianum, das Paulinum, das Fürstenhaus, das 1845 um ein Stockwerk im alten Stile erhöhte Bibliothekgebäude, das große Fürstencollegium und das kleine Fürstencollegium; das Gewandhaus, die 1834—36 von Geutebrück erbaute deutsche Buchhändlerbörse, die Handelsbörse, die erste Bürgerschule, das Georgenhaus, das 1817 von Weinbrenner erbaute, 1844 restaurirte Schauspielhaus; die 1549 vom Kurfürsten Moritz erbaute, durch Neubauten seit 1818—45 in eine Kaserne umgewandelte Pleißenburg, mit einem alten, 1790 zur Sternwarte eingerichteten Thurme, und unter den Privatgebäuden Auerbach's Hof (s. Auerbach), das Thomä'sche oder Königshaus, Koch's Hof, das Hohenthal'sche Haus, Stieglitz's Hof, Hohmann's Hof, die große Feuerkugel, die Tuchhalle, das Dufour'sche Haus, das 1846 niedergebrannte und seitdem großartiger erbaute Hôtel de Pologne. In den Vorstädten sind als ausgezeichnete Gebäude zu erwähnen das Postgebäude, das Waagebäude, die zweite Bürgerschule, die Wasserkunst; ferner das von Härtel erbaute sogenannte römische Haus, mit schönen Frescomalereien, jetzt im Besitz des Buchhändlers Baumgärtner, das Lehmann'sche, das Haugk'sche und Gruner'sche Haus, die Reimer'sche Villa in dem in Straßen umgewandelten Reimer'schen Garten, das Purfürst'sche und das Haug'sche Haus, die Brockhaus'sche, die Nies'sche und die Teubner'sche Officin und endlich in den neuen Anbauen vor Allem der prachtvolle Bahnhof der sächsisch-bayerschen Eisenbahn, das Schützenhaus sowie mehrere Privatgebäude. Die früher berühmten großen Gärten in den Vorstädten sind jetzt größtentheils parcellirt und angebaut, wie der erwähnte Reimer'sche (früher Groß-Bose'sche) und der Klein-Bose'sche (nachher Richter'sche) Garten; der Reichel'sche (früher Apel'sche) und Rudolf'sche (nachher Riedel'sche) Garten, welche letztern beide, jetzt vereinigt, sich zu einem neuen Stadttheile umgestalten, dem die 1845 im Bau begonnene und 1847 vollendete katholische Kirche im gothischen Stile, nach Heideloff's Plan, zur besondern Zierde gereicht; der Lurgenstein'sche Garten und Breiter's Wintergarten. Von den noch bestehenden sind zu erwähnen der Löhr'sche (jetzt Keil'sche), der Reichenbach'sche (früher Richter'sche, jetzt Gerhard'sche), mit Poniatowski's Denkstein, an der Stelle, wo derselbe in der Elster ertrank, und einem Denkmale desselben, der Trier'sche, der, seitdem ihn die Universität ererbt, zum botanischen Gar-

Digitized by Google

ten geworden ist, und der Frege'sche Garten. In der Grimmaischen Vorstadt haben wir noch des Johanniskirchhofs zu gedenken, mit der Johanniskirche und dem Johannishospital, der als eine besondere Zierde der Stadt in großer Ordnung gehalten und von den Einwohnern mit vieler Liebe gepflegt, jährlich am Johannistage im reichsten Schmucke erscheint und eine Menge interessanter Denkmäler berühmter Verstorbenen enthält, unter denen wir nur an Gellert, Tzschirner, Rosenmüller, Chr. Fel. Weiße, Mahlmann, Spohn, Haubold, Biener, Chr. Dan. Beck und Pölitz erinnern. Vgl. Gretschel „Der Friedhof bei St. Johannes" (Leipz. 1836) und Heinlein „Der Friedhof zu L. oder Sammlung aller Inschriften auf den Denkmälern daselbst" (Leipz. 1844). Ein neuer Gottesacker ist, da eine Erweiterung des bisherigen nicht mehr thunlich erschien, 1845 außerhalb der Stadt zwischen den Thonbergs-Straßenhäusern und dem Johannisthale angelegt.

Die ursprüngliche Bevölkerung L.'s war freilich slavisch, doch verschmolz dieselbe allmälig mit den sich ansiedelnden Deutschen, zu denen im 17. Jahrh. noch Franzosen und Italiener kamen. Als das belebende Princip kann der Handel angesehen werden, denn der Adel und das Militär können kaum in Betracht gezogen werden und auch die Interessen der Gelehrten und der Beamten verschwinden gegen die des Handelsstandes, dem die überwiegende Mehrzahl der Bewohner angehört. Schon seit dem Ende des 12. Jahrh. hatte L. privilegirte Märkte, die aber vor dem 15. Jahrh. noch keine Messen waren. Der Jubilate- oder Ostermesse und der Michaelismesse fügte Friedrich der Sanftmüthige 1458 die Neujahrsmesse hinzu. Letztere wurde zuerst 1466 von Kaiser Friedrich III. bestätigt; alle drei Messen bestätigte sodann 1497 Kaiser Maximilian I., der auch 1507 bestimmte, daß 15 Meilen rings um die Stadt keine Messe gehalten werden dürfe und zugleich der Stadt das Stapel- und Niederlagsrecht verlieh. Alle Anfechtungen, die L. deshalb erfahren mußte, trugen nur dazu bei, durch wiederholte kaiserliche Bestätigungen seine Privilegien zu befestigen, während gleichzeitig die Entwickelung des gesammten deutschen Handels die Hebung des Verkehrs wesentlich förderte. Auch das Kipper- und Wipperwesen und die Drangsale des 30jährigen Krieges vermochten nur momentan den Aufschwung des Handels niederzuhalten. Zwar verlor die Stadt im ersten Viertel des 18. Jahrh. ihr Stapelrecht; dagegen überflügelte sie in dem letzten Viertel dieses Jahrhunderts Frankfurt an der Oder, das mit seinen Messen eine gefährliche Concurrenz bildete. Wie seitdem russische und polnische Juden in großer Anzahl, so besuchten seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts auch Engländer und Franzosen viel häufiger als früher, insbesondere die Ostermesse. Die Continentalsperre wirkte auf die inländischen Fabriken und Manufakturen gar nicht unvortheilhaft. Dagegen äußerten die Ereignisse des J. 1813, die Theilung Sachsens, die Prohibitivmaßregeln des Auslandes, das Absperrungssystem Preußens, in Folge dessen die Stadt zum Theil ziemlich nahe auf drei Seiten sich mit Zolllinien umschlossen sah, und die Elbschifffahrt höchst nachtheiligen Einfluß insbesondere auf den Leipziger Handel. Noch mehr thaten dies die eingeführten Acciesfirationen, so daß die Klagen des Handelsstandes immer lauter wurden. Allein seit dem Anschlusse Sachsens an den deutschen Zollverein im J. 1833 und der Eröffnung der Leipzig-Dresdner Eisenbahn, durch deren Bau der erste Anstoß zur Anlegung größerer Eisenbahnen in Deutschland gegeben wurde, und der sich 1840 die Magdeburg-Leipziger und 1842 die sächsisch-bayersche Eisenbahn anschlossen, hat sich der Meßverkehr in L. nicht nur zu seiner frühern Höhe wieder gehoben, sondern fast vervierfacht, so daß, wenn man früher den Umsatz einer Ostermesse zu 20 Mill. Thlr. anschlug, derselbe gegenwärtig auf 70 Mill. angenommen werden kann. Der Handel selbst theilt sich in den Vertrieb der Landesproducte und inländischer Manufakturen und in den Zwischenhandel. Die erstern anlangend, so sind namentlich Zinn, Blech, Smalte, Alaun und andere Producte des Mineralreichs, Porzellan, Leinwand, Kattun, Spitzen ꝛc., ganz vorzüglich Leder und Tuch, sowie Wolle und Pferde diejenigen Artikel, in denen die bedeutendsten Geschäfte gemacht werden. Den Zwischenhandel beschäftigen hauptsächlich Colonial-, Seiden- und Pelzwaaren, sowie Weine. Hierzu kommen nicht unbedeutende Speditions- und sehr ansehnliche Commissions- und Wechselgeschäfte. Den Geschäftsverkehr erleichtern

Digitized by Google

verpflichtete Wechsel- und Waarensensale, die auch zur Anfertigung des Courszettels verpflichtet sind, ein rasches abgekürztes Verfahren vor dem seit 1682 bestehenden Handelsgericht, eine strenge Wechselordnung und die 1838 begründete, an die Stelle der frühern Discontokasse getretene Bank (s. Banken). Uebrigens theilt sich der Handelsstand in die Kaufmannschaft, die nur Grosshandel treibt und neun Handlungsdeputirte zu ihren Vorstehern hat, und die im Anfange des 17. Jahrh. entstandene Kramerinnung, die allein zum Detailhandel berechtigt ist und durch neun Kramermeister vertreten wird. Wichtigere Handelsangelegenheiten verhandeln beide gemeinschaftlich; auch ist ihnen die Börse gemeinschaftlich. Unter der Kramerinnung steht die von ihr 1831 gestiftete Handelsschule, an der A. Schiebe als Director angestellt ist.

Einen wesentlichen Theil des Leipziger Handels macht der Buchhandel aus, der, nachdem er sich von der eigentlichen Buchdruckerei gesondert, im Anfange des 16. Jahrh. sich von Frankfurt a. M. in Folge von Censurbedrückungen hierher übersiedelte, so daß nun L. der Hauptstapelplatz der in- und ausländischen Literatur wurde. Die Buchhändler bilden einen eigenen Stand und theilen sich in Verlags-, Sortiments- und Commissionshändler, welche letztere die Geschäfte der auswärtigen Buchhändler besorgen, die in der Regel zur Ostermesse nach L. kommen, um die Geschäfte des verflossenen Jahres zu ordnen und ihre Bezahlungen abzumachen. Einen neuen Haltpunkt gewann der Buchhandel in L. durch den 1825 zu Stande gebrachten Allgemeinen Börsenverein der deutschen Buchhändler, dem auch die Musikalienhandlungen sich angeschlossen haben, und das 1836 erbaute Börsengebäude. Die Zahl der Buchhandlungen belief sich 1716 auf 17, 1828 bereits auf 77; im J. 1845 gab es 129 Buch- und Musikalienhandlungen, von denen indeß bei Weitem die größte Anzahl nur Commissionsgeschäfte treibt. Mehrere der Verlagshändler sind zugleich Besitzer großer Officinen. Ueberhaupt zählte L., wo J. G. J. Breitkopf (s. d.) und K. C. L. Tauchnitz (s. d.) sich große Verdienste um die Druckerei erwarben, im J. 1845 25 Buchdruckereien mit ungefähr 140 Pressen und 18 Druckmaschinen. Die bekanntesten Druckereien sind die von Brockhaus (30 eiserne Pressen, 8 Schnellpressen, worunter 2 Doppelmaschinen), Teubner, Hirschfeld, Härtel, K. Tauchnitz und B. Tauchnitz, Ries, Reclam und O. Wigand. Was die übrigen Künste und Gewerbe anbetrifft, so haben Fabriken und Manufakturen in L. nie recht gedeihen wollen. Die Seidenmanufakturen vermochten sich, aller Bemühungen ungeachtet, niemals lange zu halten; ebenso die Gold- und Silbergespinnstfabriken. Nur die Wachstuchfabriken (1845 10 an der Zahl) haben sich zu einer bedeutenden Höhe aufgeschwungen, die sie fortwährend behaupten. Dasselbe gilt von den Pianofortefabriken, unter denen wir nur die von Härtel erwähnen. Zum Fortschritt der Gewerbe hat die neueste Zeit sehr viel beigetragen. Dahin wirkten namentlich auch die 1824 gestiftete polytechnische Gesellschaft, die seit 1829 eine Sonntagsschule unterhält, auch ein Jahr um das andere öffentliche Ausstellungen veranstaltet, sowie der Kunst- und Gewerbeverein, der seit 1845 eine Ausstellung von Gesellen- und Lehrlingsarbeiten zu Stande brachte.

Die Stadt wurde früher von markgräflichen Vögten verwaltet, bis der Rath 1423 die Ober- und Niedergerichte mit dem Vorbehalte des Wiederkaufs an sich brachte, worauf er einen Stadtrichter bestellte. Die Macht des Rathes mehrte sich insbesondere seit Anfang des 16. Jahrh., namentlich durch die erbliche Ueberlassung der Gerichte (1508) und den Anfall bedeutender Besitzungen. Besonders wichtig waren für den Rath die Privilegien des Königs Friedrich August's I., der 1701 denselben von der Rechnungsablegung befreite und 1711 dem jedesmal regierenden Bürgermeister die Jura comitiva palatina, mit dem Rechte, Notarien zu creiren, beilegte, welches Recht auch nach Aufhebung des deutschen Reiches 1807 durch den König Friedrich August bestätigt wurde. Die Verfassung des Rathes blieb im Allgemeinen seit Ende des 17. Jahrh. ohne Veränderung. Erst im J. 1830 wurden die Beschwerden, welche hauptsächlich dahin gingen, daß der Rath sich selbst ergänze, daß nächst Rechtsgelehrten nur Mitglieder des Handelsstandes in das Rathscollegium aufgenommen würden, daß der Rath keine Rechnung ablege ꝛc., so dringend und

Digitized by Google

laut, daß man sich zu einer gänzlichen Umgestaltung des Rathes entschloß, die auch schon am 5. April 1831 mit der Einführung des neuen Rathes stattfand. Die allgemeine Städteordnung von 1832 ordnete darauf namentlich die Beziehungen des Rathes zu den nunmehr eingeführten Stadtverordneten, während die speciellen Bestimmungen über die Verfassung der Stadt dem zu entwerfenden Localstatut überlassen blieben. Das früher aus 27—30 Mitgliedern bestehende Rathscollegium besteht gegenwärtig aus einem Bürgermeister, einem Vicebürgermeister, sieben besoldeten und zwölf unbesoldeten Stadträthen, die sämmtlich von den Stadtverordneten gewählt werden. Unter den besoldeten Stadträthen müssen sechs rechtskundige, unter den unbesoldeten sechs Kaufleute sein. Das Collegium selbst zerfällt in zwei Sectionen, von denen die erste Alles, was sich auf die Verwaltung des Stadtvermögens, die andere alle übrigen Angelegenheiten, mit Ausnahme der Criminaljustiz und Sicherheitspolizei, zu besorgen hat. Unter dem Stadtrath stehen das Stadtgericht mit einer besondern Section für Handelsgerichtssachen, das Vereinigte Criminalamt, das Polizeiamt und das Landgericht (früher Landstube). Die Stadt ist der Sitz mehrerer Landesbehörden, einer Kreisdirection und eines Appellationsgerichtes, das 1834 eingesetzt wurde, nachdem gleichzeitig das seit dem 15. Jahrh. bestehende Oberhofgericht, das 1543 gegründete Consistorium und der alte Schöppenstuhl aufgehoben worden war; ferner des Oberpostamtes, des Kreissteuerrathes, eines Kreis-, Rent- und Hauptsteueramtes. Die Bewohner theilen sich in Bürger, im engern Sinne, die im Besitze des Bürgerrechtes sind, und in Schutzverwandte, die blos die bleibende Erlaubniß zum Aufenthalte haben, keine bürgerlichen Ehrenrechte genießen, kein bürgerliches Gewerbe treiben und keine Grundstücke besitzen können. Die ehemaligen sogenannten Universitätsverwandten sind in Folge des Gesetzes über Aufhebung der privilegirten Gerichtsstände seit 1835 in Wegfall gekommen. Schon 1817 erhielt die Bürgerschaft eine Art Vertretung durch die aus ihrer Mitte gewählten Communrepräsentanten. An die Stelle derselben traten in L., noch vor Erscheinen der allgemeinen Städteordnung, im Oct. 1831 die Stadtverordneten. Ihre Zahl beträgt 60, nämlich 30 aus der Classe der angesessenen Bürger, 15 vom Handelsstande und 15 von den übrigen Ständen und Gewerben, und ihre Hauptbefugnisse bestehen in der Controle des Stadtrathes, namentlich in Beziehung auf die Verwaltung des Stadtvermögens und in dem Rechte der Wahl des Stadtrathes. Die Sitzungen derselben sind zum Theil öffentlich; die Protocolle werden, aber in der Regel sehr spät, gedruckt. Die Verpflichtung der Bürger zum Wachdienste veranlaßte im 13. Jahrh. den Zusammentritt der Rüstungsschützen, die sich seit 1580 in Rüstungs- und Büchsenschützen theilten, 1826 sich wieder vereinigten, 1834 ihr neugebautes Schützenhaus bezogen und 1843 das Jubelfest ihres 400jährigen Bestehens feierten. Vgl. Greischel, „Die Schützengesellschaft zu L." (Lpz. 1836). Neben ihnen bestanden die allbekannten Stadtsoldaten bis zum Jahre 1830, wo die Ereignisse im Sept. die Einrichtung der Communalgarde nothwendig machten, die dann gesetzlich geordnet wurde und der die waffenfähigen Mitglieder der Schützengesellschaft als besondere Compagnien eingereiht wurden. Die Communalgarde hatte zu Ostern 1845 einen Totalbestand von 2000 M., vertheilt in 16 Compagnien und eine Escadron. Die Ereignisse des J. 1848 machten eine Vermehrung der Bürgerwehr nothwendig, weshalb vom Generalcommando der sächs. Communalgarden die bereits aus dem Dienst Entlassenen wieder zum activen Dienst aufgefordert wurden, denen sich dann auch die Turner, die Künstler, die sogenannten Blousenmänner und endlich auch die Wehrvereine in den Vorstädten anschlossen. Außer dem Bürgermeister, der mit dem Superintendenten Mitglied der ersten Kammer der Ständeversammlung ist, hat die Bürgerschaft zwei Abgeordnete in die zweite Kammer zu senden. Die Garnison, welche bis 1830 nur so stark war, um die Wache in der Pleißenburg und die Posten an einigen königlichen Kassen zu versehen, ist gegenwärtig auf zwei Bataillons Schützen erhöht. Das Budget der Stadt beträgt durchschnittlich im Jahre 260,000 Thlr., die Stadtschuld von 2,400,000 Thlr. wird seit 1832 zu 3 Procent verzinst und steht in Folge der jährlichen bedeutenden Ausloosungen einer schnellen Tilgung entgegen. L. ist der Sitz der Landeslotterie, die 1830 aus der Vereinigung der früher

Digitized by Google

hier und in Dresden bestehenden besondern Lotterien hervorging, an welcher erstern L. einen Antheil hatte, bis es solchen 1833 gegen eine bedeutende Entschädigung an den Staat abtrat. Unter denen zur Förderung der gemeinen Wohlfahrt getroffenen Anstalten erwähnen wir der Feueranstalten, denen sich 1845 freiwillig eine Rettungscompagnie angeschlossen hat, des 1826 eingerichteten Pfand- und Leihhauses, mit welchem eine Sparkasse verbunden ist, und des 1844 entstandenen Fiakervereins. Zu den gemeinnützigen Privatinstituten gehört die 1820 vom Professor Ritterich gestiftete Heilanstalt für arme Augenkranke, die seit 1823 als klinisches Institut benutzt wird, das 1831 gegründete orthopädische Institut, die homöopathische Berathungsanstalt, der von der Loge Balduin 1827 gestiftete Frauenverein und die von der Vertrauten Gesellschaft 1834 begründete Kleinkinderbewahranstalt. Auch besitzt L. mehrere Badeeinrichtungen, wie z. B. die von Krüger, besonders aber die 1843 eingerichtete treffliche Schwimmschule in der Elster von Neubert.

Unter den wissenschaftlichen Anstalten steht die Universität oben an. Ihren Ursprung verdankt sie der durch die Uneinigkeiten zwischen Böhmen und Deutschen im J. 1409 herbeigeführten Auswanderung einer großen Anzahl Prager Studenten unter Anführung von Otto von Münsterberg und Johann Hofmann. Kurfürst Friedrich der Streitbare und dessen Bruder Wilhelm erhielten die zur Stiftung nachgesuchte päpstliche Einwilligung von Alexander V. unterm 9. Sept. 1409, worauf am 4. Dec. 1409 die Hochschule feierlich eröffnet ward, weshalb auch dieser Tag als eigentlicher Stiftungstag gilt. Erster Rector war Otto von Münsterberg. Die Gesammtheit der Lehrer und Studirenden wurde in vier Nationen, die sächsische, meißnische, fränkische (nachher bayrische) und polnische geschieden. Sie wurde zunächst ausgestattet mit dem großen und dem kleinen Fürstencollegium (Petrinum), zu welchem später das Frauencollegium (s. Collegiaturen) kam. Zur Besoldung für 20 Magistri wurden später der Anstalt die Dörfer Hohenheida, Gottscheuna und Merkwitz übergeben; auch erhielt sie 1413 durch Papst Johann XXIII. sechs Kanonikate. Die Stiftung der medicinischen Facultät fällt bereits in das J. 1415; doch wurde sie erst 1438 mit zwei Professoren besetzt. Der Reformation widersetzte sich die Universität mit großer Hartnäckigkeit. Kurfürst Moritz wurde gleichsam ihr zweiter Stifter, indem er ihr nicht nur die Besitzungen des Paulinerklosters, sondern auch fünf Dörfer und reiche Einkünfte aus den eingezogenen Gütern der Klöster auf dem Petersberge und zu Pegau schenkte. Auch wurde für arme Studirende durch die erste Begründung des Convictoriums und einer Menge Stipendien gesorgt. Seit 1580 bildeten die vier theologischen nebst einer der morgenländischen Sprachen, die fünf juristischen, die vier medicinischen und die neun philosophischen Professuren, die 23 Professuren alter Stiftung. König Friedrich August I. sorgte für bessere Ausstattung der Universität. Sie hat alle vier Jahrhunderte ihres Bestehens hindurch sich den Ruf einer der ausgezeichnetsten deutschen Hochschulen bewahrt und zählt unter ihren Lehrern und Schülern eine große Zahl gefeierter Namen. Ihre Verfassung unterlag vorzüglich seit 1830, wo die Aufhebung der Nationen erfolgte, nachdem bereits 1829 zur bessern Verwaltung eine Rentverwalterei eingesetzt worden war, vielfachen Umgestaltungen. Seitdem bilden der Rector Magnificus und der akademische Senat oder das Collegium sämmtlicher ordentlicher Professoren den Mittelpunkt der Universitätsverwaltung. Aus letztern wird der Rector erwählt, dessen Amtsführung seit 1830 ein Jahr dauert. An der Spitze der Facultäten stehen jährlich neugewählte Dekane. Die Disciplin der Studirenden überwacht seit 1829 das Universitätsgericht, welches aus dem Rector, dem Universitätsrichter, einem Professor als Beisitzer und einem Actuar besteht. Die theologische Facultät zählte 1847 sieben ordentliche (Großmann (s. d.), Winer (s. d.), Krehl (s. d.), Theile, Niedner (s. d.), der 1845 von Erlangen berufene Harleß (s. d.) und Tuch), sechs außerordentliche Professoren und sechs Privatdocenten; die juristische sieben ordentliche (Günther (s. d.), Schilling, Steinacker, Marezoll (s. d.), Hänel (s. d.), Albrecht (s. d.) und von der Pfordten, seit 1848 Minister des Cultus), sieben außerordentliche Professoren und fünf Docenten; die medicinische zehn ordentliche (E. E. Weber (s. d.), Clarus (s. d.), Jörg, Wendler, O. B.

Digitized by Google

Kühn, Cerutti, der 1848 verstorbene Prof. Braune, Radius, G. Günther und Walther), sechs außerordentliche Professoren und acht Docenten, und die philosophische 19 ordentliche (Hermann (s. d.), Wachsmuth (s. d.), Drobisch, Schwägrichen, Pohl, Westermann (s. d.), Fechner (s. d.), Fleischer (s. d.), Erdmann, Hartenstein, W. A. Becker (s. d.), Bülau (s. d.), W. Weber (s. d.), Möbius, Haupt (s. d.), Kunze, Naumann (s. d.), Weiße (s. d.) und Hanssen), elf außerordentliche Professoren (Seyffarth (s. d.), Nobbe (s. d.), W. Dindorf (s. d.), Küchler, Plato, Klotz, Flathe, Pöppig (s. d.), Biedermann, Stallbaum und H. Brockhaus) und acht Docenten. Hierzu kommen noch sieben Lectoren und mehrere Exercitienmeister. Die Zahl der Studenten betrug im Sommerhalbjahr 1847 911, worunter 286 Ausländer. Der Aufwand der Universität wird gedeckt durch ihre eigenen Einkünfte, durch den unter der Verwaltung des Cultusministeriums stehenden Universitätsfonds und Zuschüsse von Seiten der Staatskasse. Das Vermögen der Universität beläuft sich einschließlich der Vermächtnisse zu Stipendien, Freitischen ꝛc., die aber freilich gegen 740,000 Thlr. betragen, auf 1,100,000 Thlr., der Universitätsfonds gegen 357,000 Thlr.; die jährlichen Bewilligungen aus der Staatskasse betrugen einige 30,000 Thlr. Zur Universität gehören, abgesehen von der Bibliothek, das anatomische Institut mit zahlreichen und schönen Präparaten unter E. H. Weber und E. Weber; die Sternwarte mit Bibliothek und Instrumentensammlung unter Möbius; der physikalische Apparat unter W. Weber; das chemische Laboratorium unter Erdmann; das naturhistorische Museum unter Pöppig; der botanische Garten unter Kunze; die archäologische Sammlung unter W. A. Becker; das pharmakognostische Museum unter Braune; die Entbindungsschule oder das Trier'sche Institut unter Jörg; das mit dem städtischen Jakobshospitale verbundene klinische Institut unter Clarus; das medicinisch-poliklinische Institut unter Cerutti und Braune, und das chirurgisch-poliklinische Institut unter Walther und Francke. Vgl. Gretschel, „Die Universität Leipzig" (Dresd. 1830).

Wie wir oben bei Angabe der Bewohner der Stadt gesehen haben, gehört bei Weitem die überwiegende Mehrzahl der Einwohner L.'s zur Augsburgischen Confession. Die Protestanten haben acht Kirchen, indeß nur zwei Hauptkirchen, nämlich die Thomas- und die Nikolaikirche, in welche sämmtliche Bewohner hinsichtlich der Taufe und Trauungen eingepfarrt sind. Der Pastor an der Thomaskirche, jetzt Großmann, der Nachfolger Rosenmüller's (s. d.) und Tzschirner's (s. d.), ist zugleich Superintendent und Professor. Mit der Peterskirche, einem unscheinbaren Gebäude ohne Thurm, mit einem Vermögen von 220,000 Thlr., ist seit 1713 eine Katechetenanstalt verbunden. An der Universitätskirche ist seit 1834 ein besonderer Universitätsprediger, Professor Krehl, angestellt. Homiletische Uebungen werden gehalten im Montägigen großen Predigercollegium, gegründet 1624; im homiletischen Seminar des Universitätspredigers, seit 1834; in der Lausitzer Predigergesellschaft, gegründet 1716, und in mehreren andern homiletischen Gesellschaften. Ferner erwähnen wir die Bibelgesellschaft, die Missionsgesellschaft und den evangelischen Verein der Gustav-Adolf-Stiftung (s. d.). Die reformirte Gemeinde ist durch den Ankauf des alten Postgebäudes, in welchem sie schon früher ihren Gottesdienst hielt, in den Besitz einer eigenen Kirche gelangt, die sie neu eingerichtet hat. Die Katholiken benutzten, nachdem das früher innegehabte Local in der Pleißenburg schadhaft geworden, gemeinschaftlich mit den Protestanten eine Zeitlang die Neukirche, bis der Bau einer eigenen katholischen Kirche, dessen Kosten durch milde Beiträge gedeckt ward, im J. 1847 vollendet war und am 10. Sept. dieses Jahres feierlich eingeweiht wurde. Die Deutschkatholiken benutzen zu ihrem Gottesdienste die Peterskirche. Die Griechen haben eine Privatkapelle, die Juden mehrere Privatsynagogen; auch besitzen letztere seit 1815 einen Gottesacker außerhalb der Stadt, während sie früher ihre Todten nach Dessau bringen mußten. Die beiden gelehrten Schulen sind die Thomas- und die Nikolaischule. Jene entstand als eine triviale Klosterschule, wahrscheinlich gleichzeitig mit dem im Anfange des 13. Jahrh. gestifteten Thomaskloster, und kam nach der Reformation mit diesem an den Rath. Sie

Digitized by Google

zählt 60 Alumnen, die das Sängerchor bilden, und gegen 160 Externen. Wie die Schule als gelehrte Anstalt seit mehr als hundert Jahren zur Verbreitung gründlicher Gelehrsamkeit und insbesondere humanistischer Bildung wesentlich beigetragen hat, so hat auch das Sängerchor sich fortwährend den Ruf als eines der vorzüglichsten in Deutschland bewahrt. An der Spitze der Schule steht der Rector und Professor Stallbaum (s. d.); unter seinen Vorgängern nennen wir nur J. M. Geßner (s. d.), J. A. Ernesti (s. d.), J. F. Fischer (s. d.) und F. W. E. Rost (s. d.); an der Spitze des Chors steht der Cantor Hauptmann, der Seb. Bach (s. d.), J. F. Doles (s. d.), J. A. Hiller (s. d.), Schicht (s. d.) und Weinlig (s. d.) zu berühmten Vorgängern hatte. Die Nikolaischule entstand zuerst im Anfange des 16. Jahrh. als eigentliche Stadtschule, erlangte im 16. Jahrh. den Vorzug vor der Thomasschule und nahm namentlich seit 1820 wieder einen neuen Aufschwung. Die Zahl der Schüler beläuft sich auf 100; der gegenwärtige Rector ist der Prof. Nobbe (s. d.), der J. J. Reiske (s. d.) unter seine Vorgänger zählt. Die vorzüglichsten unter den übrigen Unterrichtsanstalten sind die von dem Bürgermeister Müller und dem Superintendenten Rosenmüller 1792 gegründete Rathsfreischule für Kinder armer oder verarmter Aeltern, an der Plato (s. d.) und Dolz (s. d.) lehrten (vgl. Dolz, „Die Rathsfreischule in L. während der ersten 50 Jahre ihres Bestehens", Lpz. 1843), die 1804 gegründete, seit 1838 in eine erste und zweite abgetheilte allgemeine Bürgerschule, der zuerst L. J. G. E. Gedicke (s. d.) als Director vorstand, dem J. K. C. Vogel (s. d.) nachfolgte, unter welchem 1834 eine Realschule als Zweiganstalt ins Leben trat; die von dem Buchhändler Joh. Wendler 1788 gestiftete Freischule; das von Sam. Heinicke (s. d.) 1778 begründete Taubstummeninstitut unter der Direction von K. G. Reich; die Bürgerschule der katholischen Gemeinde, und unter den Privatinstituten das von C. G. Hander. Unter den Vereinen zur Förderung wissenschaftlicher Bildung sind zu erwähnen die Deutsche Gesellschaft zu Erforschung vaterländischer Sprache und Alterthümer; die 1764 begründete Akademie der bildenden Künste und die damit neuerdings in Verbindung gesetzte Baugewerksschule unter dem Director Geutebrück; die von dem Grafen von Hohenthal 1765 gestiftete Leipziger ökonomische Societät, welche seit 1833 einen Volkskalender herausgiebt; die fürstlich Jablonowski'sche Gesellschaft der Wissenschaften (s. Jablonowski); die 1784 von Chr. Dan. Beck (s. d.) gebildete Philologische Gesellschaft, die 1809 zum königlich philologischen Seminar erhoben wurde und seit des Stifters Tode unter der Leitung Gottfr. Hermann's steht; die 1824 begründete Naturforschende Gesellschaft, die sich 1824 mit der 1789 gestifteten Linné'schen Gesellschaft vereinigte; die 1793 von Gottfr. Hermann gestiftete Griechische Gesellschaft; die 1814 durch den Professor Illgen entstandene Historisch-theologische Gesellschaft, seit 1845 unter dem Präsidium des Professors Niedner; die vom Professor Pohl 1816 gestiftete Kameralistische Gesellschaft; die Exegetische Gesellschaft, gestiftet 1817 vom Prof. Winer; die 1824 begründete Polytechnische Gesellschaft; die 1829 begründete Medicinische Gesellschaft; der 1832 begründete Schullehrerverein der Ephorie Leipzig, und die 1846 gestiftete Societät der Wissenschaften; der Leipziger Kunstverein, welcher ein Jahr um das andere Kunstausstellungen veranstaltet; der Literatenverein, begründet 1842; der Advocatenverein, ebenfalls 1842 gestiftet; der Aerztliche Verein, gestiftet 1844; die Singakademie und das 1843 begründete Conservatorium der Musik. Unter den übrigen öffentlichen Instituten für geistige Bildung sind besonders die Universitäts- und die Stadtbibliothek hervorzuheben. Die erstere entstand aus den Büchersammlungen der zur Zeit der Reformation eingezogenen Klöster in Leipzig, Altenzelle, Vegau ꝛc., aus Stiftungen und Vermächtnissen, insbesondere der Professoren, und kam, nachdem sie lange vernachlässigt worden war, 1833 unter die Oberaufsicht des königl. Oberbibliothekars Gersdorf. Sie zählt gegen 150,000 Bände, über 1800 Incunabeln und 2000 Handschriften, wurde 1836 in das neuerbaute Augusteum versetzt, erhielt aber später wieder ihr früheres, durch Neubau erweitertes Local, das alte Paulinum, zurück. Die Stadtbibliothek, in dem prächtigen Saale des Gewandhauses aufgestellt, verdankt ihre Entstehung einem Vermächtnisse des Juristen Ulrich Große

Digitized by Google

im J. 1677, umfaßt gegenwärtig über 80,000 Bände und 2000 Handschriften und erhielt 1837 eine ansehnliche Bereicherung durch das Vermächtniß der Pölitz'schen Bibliothek, die besonders verwaltet wird. An die Bibliotheken schließt sich an das 1844 eröffnete Museum, welches eine reiche Auswahl von politischen und wissenschaftlichen Journalen bietet. Die vorzüglichste Leihbibliothek ist die von Linke. Ein ausgezeichnetes Münzcabinet besitzt der Stadtrath von Posern-Klett. Die vorzüglichsten Gemäldesammlungen sind die des Hofraths Keil (s. d.), des Freiherrn von Speck-Sternburg, des Consuls Schletter und des praktischen Arztes Dr. Haubold. Sehr reich ist die Stadt an milden Stiftungen, unter denen wir nur das reiche Johannishospital; das Georgenhaus, welches zugleich polizeiliches Zucht-, Irren- und Waisenhaus ist; das 1792 begründete Arbeitshaus für Freiwillige, mit einer eigenen Schule; die 1704 gestiftete Armenanstalt mit bedeutendem Fonds und einer äußerst zweckmäßig eingerichteten Armenschule, und das Jakobshospital nennen. Ebenso finden auch Theater und musikalische Unterhaltungen vielleicht nirgends mehr Antheil als in L., wo sich die Veltheim'sche, Neuber'sche und Koch'sche Gesellschaft zu dem ausbildeten, was sie für ihre Zeit werden konnten. Die Stadt erhielt 1817 ein stehendes Theater und zugleich ein neues Schauspielhaus; auch blühte das Theater unter der Direction Küstner's (s. d.) bis 1828 glänzend auf. Im J. 1832 übernahm Ringelhardt die Direction desselben, die er 1844 an Schmidt abtrat. Durch den Kaufmann Zehmisch wurde 1743 das sogenannte Große Concert begründet, das durch den Bürgermeister Müller seine jetzige Gestalt erhielt, hauptsächlich in die Ausführung großer classischer Musiken seinen Ruhm setzt und fremden und einheimischen Künstlern Gelegenheit giebt, ihre Talente zu zeigen. Wie früher J. A. Hiller und A. Polenz, so erwarb sich in neuester Zeit Mendelssohn-Bartholdy (s. d.) große Verdienste um dasselbe. Gesellige Unterhaltung bezwecken die Gesellschaften der Harmonie, Ressource, der Tunnel und der Concordia, von welchen die beiden letztern neben der Gewandhausgesellschaft, dem Professoren- und dem Bürgervereine die größten Bälle geben. Die theils der Gegend wegen, theils historisch, theils als Vergnügungsorte, theils sonst merkwürdigsten Orte und Punkte in den Umgebungen L.'s sind das Rosenthal, welches neuerlich viel zugänglicher gemacht worden ist, Pfaffendorf mit einer Kammgarnspinnerei, Gohlis mit Schiller's Hause, Möckern, Wahren und Stahmeln; Lützschena, eine Besitzung des Freiherrn von Speck-Sternburg, mit Park, Gemäldegallerie und großartiger Bierbrauerei; Lindenthal und Breitenfeld; Eutritzsch, Schönfeld, Abtnaundorf mit Park, und St. Thekla; der Heitere Blick und Taucha; Reudnitz und Volkmarsdorf mit dem großen und kleinen Kuchengarten; Paunsdorf, Sommerfeld und Machern mit Park; Zweinaundorf mit Park; der Thonberg, Stötteritz mit einer Irren- und einer Kaltwasserheilanstalt, Probstheida, Meusdorf, Wachau, und Liebertwolkwitz, Güldengossa, Störmthal und Kröbern; Tivoli, Brandvorwerk, Connewitz, Lösnig, Dölitz und Markkleeberg; Raschwitz, Oetzsch und Zöbigker; Schleußig, Groß- und Kleinzschocher, Knauthain und Eythra mit Park; Lindenau, Plagwitz und Schönau; Leutzsch, die Bürgeraue im Rosenthale, Ehrenberg und Bölitz. Vgl. Gretschel, „L. und seine Umgebungen" (2. Aufl.; Lpz. 1836).

König Heinrich I. soll am Zusammenflusse der Pleiße und Parde eine Burg angelegt haben, die wahrscheinlich die Veranlassung ward, daß sich hier, an der Stelle des jetzigen Naundörfchens, im Laufe der Zeit eine Anzahl Menschen, zunächst, wie es scheint, namentlich Fischer, ansiedelten. Der Sage nach erhielt der Ort seinen Namen von Lip oder Lipa, welches im Slawischen soviel als Linde bedeutet. Erst im J. 1015 wird derselbe und zwar als Stadt erwähnt, worunter man sich jedoch weiter nichts als einen befestigten Ort zu denken hat. Hundert Jahre später soll der Markgraf Konrad L. zur Stadt erhoben haben, die von Kaiser Heinrich II. dem Bischof von Merseburg geschenkt ward. Markgraf Otto der Reiche (1156—89) gab der Stadt die Jubilate- und Michaelismesse und trug wesentlich zur Beförderung des wachsenden Wohlstandes von L. bei, so daß es bereits 5—6000 Einw. zählte. Unter Dietrich dem Bedrängten (1197—1221) hatte dagegen die Stadt viel zu leiden; denn nachdem derselbe im J. 1216 zu einem nachtheiligen Vergleiche mit der Stadt genöthigt

Digitized by Google

worden war, bemächtigte er sich zwei Jahre nachher durch List derselben und legte, um die Bürger im Zaume zu halten, drei feste Schlösser an, von denen sich die Pleißenburg, wenigstens dem Namen nach, wenn auch nicht mehr an der ursprünglichen Stelle, erhalten hat. Schon unter Markgraf Heinrich dem Erlauchten (1221—63) fing L. an, sich als Handelsstadt zu regen. Unter seinem Nachfolger, Dietrich von Landsberg (1263—83), blühten bereits Handel und Gewerbe. Unter Diezmann, der, einer spätern Sage zufolge, 1307 in der Thomaskirche ermordet wurde, und dessen Bruder Friedrich dem Gebissenen, nahmen die Leipziger Bürger den rühmlichsten Theil an dem Kampfe derselben gegen den Markgrafen von Brandenburg im J. 1292 und gegen den König Albrecht I. im J. 1307. Im Laufe des 14. Jahrh., wo auch der dasige Schöppenstuhl zu größerm Ansehen im Auslande gelangte, entwickelte die Stadt ihre innern Kräfte mehr und mehr, während sie zugleich nach außen sich vergrößerte und ihr Besitzthum und ihre Rechte vermehrte. Schon zu Anfange des 15. Jahrh., scheint die eigentliche Stadt ihren noch gegenwärtigen Umfang gehabt zu haben und schon jetzt nahm sie Theil am Welthandel. Das wichtigste Ereigniß für sie in dieser Zeit war die Begründung der Universität, die seitdem nicht wenig zu ihrem Rufe und Aufblühen beigetragen hat. Der Hussitenkrieg und der Bruderkrieg brachten der Stadt den Vortheil, daß sich der Handel immer mehr hinter ihre schützenden Mauern flüchtete. Auch erhielt sie 1459 noch eine dritte Messe, die Neujahrmesse. Nach der Theilung Sachsens im J. 1485, wo L. der Albertinischen Linie zufiel, nahm es in Folge der durch die Gunst seiner Fürsten, des Kaisers und Papstes erlangten zahlreichen Privilegien und Rechte einen immer höhern Aufschwung. Es wurde 1488 das Oberhofgericht daselbst fester begründet, durch Kaiser Maximilian der Stadt 1507 das Stapel- und Niederlagsrecht und durch Kaiser Karl V. 1521 die Meßfreiheit in unbedingterm Maße als früher zu Theil. Das 1519 in der alten Pleißenburg zwischen Luther, Eck und Karlstadt gehaltene sogenannte Leipziger Colloquium leistete der weitern Verbreitung der reinern evangelischen Lehre ungemeinen Vorschub, obschon namentlich die Lehrer der Universität zum Theil mit großer Erbitterung sich derselben widersetzten. Der Herzog Georg der Bärtige glaubte die neue Lehre mit dem Schwerte ausrotten zu können; mehrere Bürger wurden enthauptet, viele schimpflich aus der Stadt verwiesen; doch schon 1537 sah er sich veranlaßt, dem Rathe zu gestatten, die Güter der von den Mönchen verlassenen Klöster an sich zu kaufen, und kaum war er gestorben, als unter seinem Bruder Heinrich dem Frommen 1539 die Einführung der Reformation rasch in L. vor sich ging, obgleich die Universität erst später sich derselben anschloß. Im Schmalkaldischen Kriege wurde L. 1547 durch den Kurfürsten Johann Friedrich belagert, wobei die Vorstädte gänzlich niederbrannten. Der Kurfürst Moritz widmete aber sowohl der Stadt selbst, als der Universität insbesondere eine große Sorgfalt. Die Festung wurde verstärkt, der Bau der neuen Pleißenburg begonnen, ein Consistorium 1550 errichtet, und bald sah man auch die Vorstädte wieder aus der Asche erstehen. Vieles Ungemach brachten unter der Regierung des Kurfürsten August und seiner Nachfolger, Christian I. und II., die kryptocalvinistischen Händel über die Stadt. Johann Georg I. war zwar der Stadt mit ganz besonderer Huld zugethan, was er durch eine Menge Privilegien bewies, doch konnte er nicht verhindern, daß sie im 30jährigen Kriege wiederholt (1631, 1632, 1633, 1637 und 1642) belagert und genommen und von den Kaiserlichen wie von den Schweden mit gleicher Härte behandelt wurde, wodurch ihr Wohlstand gänzlich zerrüttet ward. Nur langsam vermochte sie sich in der nachfolgenden langen Ruhe wieder zu erheben. Große Gärten wurden nun in der Vorstadt angelegt und auch die Lindenalleen auf den Wällen angepflanzt. Seit der Mitte des 17. Jahrh. fing der Buchhandel an, sich von Frankfurt a. M. mehr und mehr nach L. zu wenden. Im J. 1690 fand daselbst die Münzconferenz statt, die an der Stelle des Zinnischen den Leipziger Münzfuß (s. d.) annahm. Die Einwanderung vieler franz. Flüchtlinge in L. in Folge der Aufhebung des Edicts von Nantes veranlaßte 1707 die Begründung einer reformirten Kirche. König Friedrich August ertheilte 1701 und 1711 dem Rathe die ansehnlichsten Privilegien, der, wie er dafür sich dem Könige sehr willfährig bewies, zugleich

Digitized by Google

auch das Wohl der Stadt durch zweckmäßige Einrichtungen förderte. Prächtige Privatgebäude stiegen unter Friedrich August's I. Regierung empor und die Stadt gewann ein ganz anderes Ansehen. Der 7jährige Krieg war wieder von den traurigsten Folgen für L. begleitet; nicht nur, daß es von Friedrich dem Großen mit schweren Contributionen belegt wurde, noch viel nachtheiligere Wirkungen hatten für die Stadt die Münzwirren, welche durch die Massen von Ephraim, Itzig und Comp., den Pächtern der Leipziger Münze, geschlagenen schlechten Geldes veranlaßt wurden. L. hatte vor dem Kriege 29,792 Einw., im J. 1763 zählte es 28,352. Indeß auch von den Lasten dieses Krieges erholte sich L. in der Zeit des nachfolgenden Friedens durch Betriebsamkeit und glückliche Conjuncturen sehr bald wieder. Die Messe gewann immer mehr an Bedeutung, die Stadt erweiterte sich, und es wurde 1784 der Anfang gemacht, die Festungswerke abzutragen. Große Verdienste um die Stadt in jeder Beziehung erwarb sich der Bürgermeister Müller (s. d.). Der Krieg von 1806 und was sich daran knüpfte, gab dem Handel in L. eine ganz andere Richtung. Abgesehen von der Beschlagnahme der engl. Waaren, die mit 7 Mill. Francs wieder erkauft werden mußten, hoben die Messen sich während der folgenden Jahre bedeutend. Nach der Schlacht bei Jena rückte am 18. Oct. der Marschall Davoust in L. ein, verließ indeß die Stadt schon am nächsten Tage. Hierauf wurde der General Macon, der am 19. Oct. verwundet in L. anlangte, Commandant der Stadt, starb aber bereits am 27. Oct. und wurde auf das Feierlichste begraben. Zu Ende des J. 1807 wählte der Fürst von Isenburg L. zum Organisationsplatz eines Corps Freiwilliger. Im Kriege von 1809 wurde es am 22. Juni von den Oesterreichern und am 26. Juni von einem Corps Braunschweiger besetzt, das eine Contribution erhob. Mit großem Gepränge beging die Universität in demselben Jahre das Jubiläum ihres 400jährigen Bestehens. Die größten Leiden brachte über L. der franz.-russ. Krieg. Ungeheure Schaaren franz. und mit Frankreich verbündeter Kriegsvölker gingen seit dem März 1812 durch die Stadt, die den Einquartierungen fast erlag. Am 31. März 1813 wurden sie zuerst von Kosacken und andern russ. Truppen besetzt, die aber, bis auf eine geringe Besatzung, am 30. April wieder abzogen, worauf am 2. Mai, nach der Schlacht bei Lützen, ein Corps Franzosen unter General Lauriston die Stadt besetzte, dem am 4. Mai das Corps des Marschalls Ney folgte. Seitdem hatte L. bis zur Völkerschlacht ununterbrochen franz. Besatzung. Großen Schrecken verbreitete der franz. Befehlshaber, Herzog von Padua, über die Stadt, als er am 21. Juni dieselbe in Belagerungszustand erklärte, die Ablieferung aller Waffen und die Errichtung einer Bürgergarde von 8000 Mann befahl, die den Wachdienst in der Stadt verrichten mußte und erst unter dem russ. Gouvernement aufgelöst wurde. Am 11. Juli erschien Napoleon in L., musterte Nachmittags das Militär auf dem Markte, worauf am 17. Juli der Belagerungszustand aufgehoben wurde. Nachdem der Herzog von Padua die Stadt verlassen, langte am 29. Sept. Marmont mit seinem Corps daselbst an und es wurde nun die Stadt möglichst verpallisadirt. Am 11. Oct. traf Augereau ein und am 14. Napoleon mit dem Könige von Sachsen, doch nahm Ersterer sein Hauptquartier in Reudnitz. Die Völkerschlacht vom 16. bis 18. Oct. brachte furchtbare Schreckenstage über die Stadt. Nach der Gefangennahme des Königs von Sachsen in L.'s Mauern wurde der russ. Fürst Repnin Generalgouverneur von Sachsen und der Oberst Prendel Stadtcommandant in L. Nachdem die Verwüstungen des Krieges durch die Fürsorge des Stadtrathes möglichst schnell getilgt waren und der König in sein Erbland zurückgekehrt war, erholte auch L. sich sehr bald wieder von den Drangsalen, die es bestanden. Man sorgte nicht nur für die äußere Verschönerung der Stadt, man versuchte auch hier und da den Anforderungen der Zeit einige Zugeständnisse zu machen und errichtete unter Anderm 1817 die Communrepräsentantschaft. Unter der allgemeinsten Theilnahme wurde in gedachtem Jahre das Jubelfest der vor 300 Jahren durch Luther begonnenen Reformation gefeiert. Dagegen freilich gingen unter störenden Einflüssen der Handel und der Wohlstand der Stadt immer mehr zurück. So erschien das Jahr 1830, wo bei der Jubelfeier der vor 300 Jahren übergebenen Augsburger Confession ängstliche Polizeimaßregeln gegen die Studirenden zu gro-

Digitized by Google

ßen Störungen der Ruhe Veranlassung gaben und eine gereizte Stimmung zunächst gegen die Polizei, dann auch gegen die Verfassung und Verwaltung des Rathes u. s. w. erzeugten, die am 4. Sept. in offenen Tumult übergingen, der sich mehr oder weniger bald über das ganze Land verbreitete (s. Sachsen). Abgesehen von den für das Land im Allgemeinen wohlthätigen Reformen, welche diese Ereignisse herbeiführten, wurde, was insbesondere L. betrifft, zunächst die Communalgarde begründet und die Polizei reorganisirt und am 5. Apr. 1831 die alte städtische Regierung aufgelöst und durch einen neuen, von den provisorischen Communrepräsentanten gewählten Magistrat ersetzt, worauf am 9. Oct. auch die neuen Stadtverordneten an die Stelle der bisherigen Communrepräsentanten traten. Inzwischen hatte ein höchst geringfügiger Umstand, nämlich die Verlegung des Wachlocals der Communalgarde eine solche Aufregung hervorgerufen, daß es am 30. Aug. 1831 zu einem förmlichen Aufstande kam, der indeß durch das Einschreiten des Militärs, wobei mehrere Personen das Leben verloren, bald gedämpft wurde. Allmälig beruhigt, von der Cholera verschont, nahm L. seit dem Anschlusse Sachsens an den deutschen Zollverein im J. 1833 und in Folge der Anlegung von Eisenbahnen einen höhern Aufschwung als jemals. Handel und Gewerbe blühten, viele zweckmäßige Einrichtungen wurden gemacht, die Einwohnerzahl mehrte sich bedeutend und die Stadt verschönerte sich nicht nur, sondern erweiterte sich schnell durch neue Anbaue außerhalb der Vorstädte, ja selbst über das Weichbild hinaus. Es wurde 1839 das Jubelfest der vor 300 Jahren in L. eingeführten Reformation und 1840 das Jubelfest der vor 400 Jahren erfundenen Buchdruckerkunst unter den größten Feierlichkeiten begangen. Vgl. Gretschel, „Kirchliche Zustände L.'s" (Lpz. 1839), desselben „Beschreibung der Feierlichkeiten des Säcularfestes der Einführung der Kirchenreformation in L." (Lpz. 1839) und Kade, „Die vierte Säcularfeier der Buchdruckerkunst in L." (Lpz. 1841, 4.). Eine durch die Maßregeln gegen die auch in L. von der römisch-katholischen Kirche sich ausscheidenden Deutsch-Katholiken, sowie durch eine Bekanntmachung der in Evangelicis beauftragten Minister in Beziehung auf den Symbolzwang der protestantischen Kirche hervorgerufene Mißstimmung der Bürger ließ es am 12. Aug. 1845 bei der Anwesenheit des Prinzen Johann zu einem Auflaufe des niedern Volkes kommen, das bei ruhigem Gewähren zu groben Ausschweifungen überging, die endlich das Einschreiten des Militärs nöthig zu machen schienen, welches so schnell zum äußersten Mittel des Feuerns vorschritt, daß mehrere, wie man annehmen darf, unschuldige Personen auf der Stelle blieben, andere in Folge der erhaltenen Wunden starben, wodurch hinwiederum die Stadt in die größte Aufregung versetzt wurde, die aber das gemessene Einschreiten der Communalgarde beschwichtigte. Als endlich die franz. Februarrevolution des J. 1848 auch in Deutschland die Sehnsucht nach einer freieren Staatsverfassung immer lebendiger werden ließ, war es wieder L., das in Sachsen die Wünsche des Landes dem Könige zuerst darlegte und durch sein kräftiges und doch im Ganzen gemäßigtes Auftreten den Sieg der neuen Zeit herbeiführte (s. Sachsen). Vgl. außer den Chroniken von Schneider (Lpz. 1634, 4.), Heydenreich (Lpz. 1654, 4.) und Vogel (Lpz. 1714; 2. Aufl. 1752, Fol.), Leonhardi, „Geschichte und Beschreibung der Stadt L." (Lpz. 1799), Gretschel, „Beiträge zur Geschichte L.'s" (Lpz. 1836), Dolz, „Versuch einer Geschichte L.'s" (Lpz. 1818) und Große, „Geschichte der Stadt L." (2 Bde., Lpz. 1840—42).

Drei Schlachten wurden in den Ebenen von Leipzig geschlagen, wovon die erste vom 7. Sept. 1631 und die dritte vom 18. Oct. 1813 weltgeschichtliche Bedeutsamkeit haben, die zweite vom 2. Nov. 1642 aber nicht ohne große und wichtige Folgen blieb. 1) vom 7. Sept. 1631. Wir wissen aus der Geschichte des dreißigjährigen Krieges, wie der Brand des reichen und blühenden Magdeburg weithin durch die Lande leuchtete und jegliches Gemüth zur Rache entflammte an Denen, welche diese Schandthat verübt. Viele, Anfangs säumige, protestantische Fürsten wurden jetzt schnell des großen Königs Gustav Adolf von Schweden Verbündete, der bis jetzt mit seiner kleinen, aber gewaltigen Schaar allein gegen eine Uebermacht da gestanden, nun aber durch ein solches Bündniß einen bedeutsamen und ungehemmtern Wirkungskreis erhielt. Er ging bei Wittenberg und Dessau

Digitized by Google

— bis jetzt hatte er in einem festen Lager bei Werben Tilly gegenüber gestanden — über die Elbe und vereinigte sich bei Düben mit den Sachsen. Tilly, der diese Vereinigung hätte verhindern sollen, war gegen Leipzig gezogen. Gustav Adolf aber und der Kurfürst von Sachsen, im Beisein des Kurfürsten von Brandenburg, beschlossen im großen Kriegsrathe, den Feind ungesäumt anzugreifen, ehe er noch die zu erwartenden Verstärkungen unter den Generalen Altringer und Tiefenbach an sich gezogen. Die vereinigte schwedisch-sächsische Armee setzte daher über die Mulde und sah am 7. Sept. 1631 des Feindes Macht, der in fester Stellung unweit Leipzig stand, seine Verstärkung von Erfurt erwartend. Tilly wollte solche Gunst der Stellung nicht aufgeben, allein der raschere und ungestüme Pappenheim vermochte im Kriegsrathe den Bedächtigern, das Heer, etwa 32,000 Mann zählend, am Fuße der Anhöhen aufzustellen, die sich zwischen den Dörfern Wahren und Lindenthal erheben. Auf den Anhöhen aber wurde die Artillerie aufgepflanzt, etliche und dreißig Stück grobes Geschütz, um die ganze große Ebene von Breitenfeld zu beherrschen; von da kam das verbündete schwedisch-sächsische Heer, etwa 30,000 Mann stark, in zwei Colonnen. Ihm den Uebergang über den Loberbach zu wehren, wurde Pappenheim mit 2000 Cürassieren entsandt, jedoch mit dem ausdrücklichen Verbot, eine Schlacht anzufangen. Dessen ungeachtet handgemein geworden mit dem schwedischen Vortrabe, mußte er fliehen und entkam dem verfolgenden Feinde nur durch den Brand von Podelwitz. Die Schweden stellten sich nun zur Rechten dieses Dorfes in zwei Treffen auf, im Centrum das Fußvolk, auf beiden Flügeln die Reiterei, untermischt mit Fußvolk, Alles in kleine Haufen getheilt, die leicht zu bewegen und zu gebrauchen. In der Mitte befehligte der Oberst Teufel, auf dem linken Flügel, den allein die Sachsen, meist neu geworbenes Volk, bildeten, Gustav Horn, der König selbst auf dem rechten. In langer unabsehbarer Linie aber stand unter den Anhöhen gegen Abend das kaiserlich-liguistische Heer, in große, unbehülfliche Haufen getheilt. Tilly selbst befehligte die Mitte, den linken Flügel Pappenheim, der Graf von Fürstenberg den rechten. So war der Tag gekommen, an welchem des Einen Kriegers Ruhm und Ehre, entweder der Gustav Adolf's oder der Tilly's, Beide gleich große Heerführer, zu Schanden werden mußte. Besonders soll Tilly ein nie gefühltes Grauen befallen haben. Das schwere Geschütz begann zuerst sein mörderisches Feuer und hatte bereits längst verderblich gewüthet, als Tilly den ersten Angriff auf das feindliche Centrum wagte; aber die Heftigkeit des schwedischen kleinen Gewehrfeuers brachte Verderben in seine Reihen, daß er sich auf seinen rechten Flügel wendete und jetzt mit solchem Ungestüm auf die Sachsen warf, daß diese bald in wilder Flucht auf der Straße von Eilenburg davon eilten. Ihr furchtsamer Kurfürst erholte sich von solchem Schreck erst wieder in Eilenburg. Auf den rechten Flügel der Schweden stürzte sich Pappenheim mit der ganzen Gewalt seiner Reiterei siebenmal und wurde siebenmal mit großem Verluste zurückgeschlagen, so daß den siegenden Schweden das Schlachtfeld blieb. Unterdessen hatte Gustav Adolf, der die Möglichkeit der Niederlage der Sachsen mit in seine Berechnung gezogen, auf die durch die Flucht der Sachsen bloße Flanke aus der Mitte drei Regimenter zum Beistande gesendet und Gustav Horn, der hier befehligte, hatte jetzt den feindlichen Cürassieren gegenüber in seinen Händen große Macht. Schon wurden die Kaiserlichen matt und müde, als Gustav Adolf, denn der feindliche linke Flügel war bereits geschlagen, mit seinem rechten Flügel in dem Hauptcorps erschien und die Anhöhen angriff, auf welchen die feindliche Artillerie aufgestellt war. Sie kam bald in seine Gewalt und richtete das Feuer gegen ihre eigenen Leute. Da kam Verwirrung und wilde Flucht unter das unüberwundene Heer, das jetzt allein im schnellen Rückzuge sein Heil suchte. Nur 6000 Wallonen, graue bewährte Soldaten, welche noch nie von einem Schlachtfelde geflohen, wollten sich nicht ergeben. Sie stritten wie die Männer und nur als ihr Häuflein gar zu klein geworden, war die Niederlage des großen Heeres vollständig. Der greise Tilly focht zuletzt wie ein gemeiner Soldat bei seinem Fußvolke und dankte, von vielen Wunden ermattet, sein Leben nur dem Ungefähr. Pappenheim, der Letzte auf dem Schlachtfelde, würgte mit eigener Hand zehn Feinde. 7050 Kaiserliche blieben auf der Wahlstatt, über 5000 wurden theils gefangen, theils verwundet, unermeßliches Heerge-

Digitized by Google

räth ging an den Sieger verloren. Von den Sachsen waren 2000, von den Schweden nur 700 M. gefallen. Tilly ist seit dem Tage bei Leipzig nimmer wieder froh geworden und nimmer auch hat ihm das Glück wieder gelächelt. Wie aber nach der Schlacht am weißen Berge die Lage der Protestanten über allen Glauben traurig war, so ist seit dem Tage bei Leipzig die Sache der Katholiken überaus bedenklich geworden. — 2) Den 2. Nov. 1642 erfocht desgleichen der schwedische Generalissimus Torstenson einen Sieg über das verbündete kaiserlich-sächsische Heer unter dem Erzherzog Leopold und Piccolomini. Nachdem die Schweden lange in Schlesien den Feinden gegenüber gestanden hatten, zogen sie nach Sachsen und bedrohten Leipzig mit einer Belagerung. Die Kaiserlichen eilten alsbald zum Entsatze herbei, und Torstenson, um nicht zwischen der Armee und der Stadt eingeschlossen zu werden, ging dem Feinde schlagfertig entgegen und traf ihn wunderbarer Weise auf der Ebene, wo vor elf Jahren Gustav Adolf in glorreichem Siege gestritten. So schien dieser Vorzeit heldenkühne Tugend den Streitern dieses Tages vor der Seele zu stehen. Die schwedischen Generale Stahlhentsch und Willenberg griffen den feindlichen linken Flügel so ungestüm an, daß die ganze Reiterei gänzlich geworfen und zur Schlacht fürder unbrauchbar gemacht wurde; die Sieger eilten von hier zu ihrem bedrängten linken Flügel, dem Feinde in den Rücken und in die Flanke fallend. Dadurch wurden die Linien der Kaiserlichen aufgerollt und getrennt und sie mußten, von allen Seiten umringt, trotz des heldenkühnen Widerstandes des Fußvolkes, nach einem dreistündigen Gefecht das Feld räumen. Von den Schweden waren 3000, darunter die Generale Schlangen und Lilienhök — von den Kaiserlichen 5000 Mann auf dem Platze geblieben und eben soviel zu Gefangenen gemacht. Dazu war noch die ganze feindliche Artillerie und Bagage und mehreres andere kostbare Geräth in der Sieger Hände gekommen. Der Fall von Leipzig aber, der 3 Wochen darnach erfolgte, war des Sieges reichster Preis. 3) Die Völkerschlacht vom 16. 18. u. 19. Oct. 1813. Napoleon hatte gleichzeitig mit dem glorreichen Siege bei Dresden (26. und 27. Aug. 1813) größeres Ungemach erfahren an der Katzbach, bei Culm und Nollendorf und bei Dennewitz. Darum konnten jetzt die Verbündeten ungehinderter ihren Plan verfolgen: in seinen Flanken agiren, um sich in seinem Rücken zu vereinigen. Napoleon hatte diese Absichten erkannt, allein die frohe Zuversicht, die feindlichen 3 großen Heereszüge, die Nordarmee unter dem Kronprinzen von Schweden, die schlesische Armee unter Blücher und die große böhmische Armee unter Schwarzenberg, einzeln zu schlagen, ließ ihn zaudern, bis die Gefahr schon überaus groß geworden, anstatt daß er Sachsen hätte räumen sollen. Nach langem Zögern und mancher kühnen That zu seiner Rettung brach er endlich Anfangs October des Jahres 1813 von Dresden auf, als die Verbindungen mit Frankreich schon unsicher waren, und zog auf der großen Heeresstraße mit unterbrochenen Seitenbewegungen in die Ebenen von Leipzig. An der Mulde schuf er sich seinen Plan. Der Kronprinz von Schweden war bei Roßlau und Aken über die Elbe gegangen, Blücher und York bei Wartenburg, um sich mit dem Kronprinzen zu vereinigen; die große böhmische Armee war über Freiberg und Chemnitz im Anzuge und bereits bis Altenburg vorgedrungen. So standen drei gewaltige Heereszüge, was jetzt nicht mehr dunkel war, im Begriff, bei Leipzig sich zu vereinigen, um Napoleon von der Saale abzuschneiden. Napoleon suchte diese Vereinigung, besonders durch die Täuschung, als wolle er nach Berlin vordringen, vergeblich zu vereiteln und ging nun geraden Weges auf Leipzig los, seine Macht zu sammeln und der frohen Zuversicht lebend, hier wenigstens die Vereinigung der schlesischen und der Nordarmee mit der großen böhmischen Armee zu verhindern. Leipzig liegt in einer großen wellenförmigen Ebene, die in dem Bogen von Westen nach Süden Gehölz, mehrere sumpfige Wiesen und Gewässer in sich begreift; eine einzige Chaussee führt hier zur Stadt, die über Lindenau geht. Von dieser Seite ist der Ort leicht zu vertheidigen, wohl aber schwer der Rückzug oder die Flucht eines Heeres, das sie dahinaus nehmen muß und nicht für Seitenwege über die Gräben, Flüsse und Sümpfe durch Brücken in Zeiten gesorgt hat. Ein alter Kriegsverständiger, Bernadotte, der mit Napoleon in einer Schule erzogen, meinte über diese Oertlichkeit Leipzigs: „Man begreift nicht, wie ein Mann, der in 30 Feldschlach-

Digitized by Google

ten befehligt hat, seine Armee in eine so ungünstige Stellung zusammendrängen konnte, wie diejenige war, worin er sein Heer aufgestellt hatte!" Die Corps von Marmont, Victor, Arrighi, Poniatowski, Augereau, Ney, Bertrand, Reynier ꝛc. waren nach Leipzig im Anzuge. Der Kaiser selbst erschien mit einer Abtheilung Garden am 14. Oct. Mittags auf der Straße von Düben her. Schon am 14. Oct. Nachmittags ertönte der Kanonendonner bei Liebertwolkwitz; die Generale Klenau und Wittgenstein waren, eine Recognoscirung der französischen Streitkräfte beabsichtigend, bis Liebertwolkwitz vorgedrungen und hatten den Feind hier angegriffen. Am 15. concentrirte sich die französische Armee immer mehr und mehr und stellte sich von Südwest nach Osten bis Nordost in einem großen Halbzirkel auf, daß sie besonders die Dörfer Markkleeberg, Wachau, Liebertwolkwitz, Holzhausen, Paunsdorf, Schönefeld und Mockau besetzt hielt. Marmont stand mit dem sechsten Armeecorps in der Ebene von Wiederitzsch bis Lindenthal und Breitenfeld, um die Straße von Halle nach Düben zu beobachten, und Bertrand im Dorfe Lindenau, um einen Angriff von dieser Seite her abzuschlagen. Der Fürst Schwarzenberg, der den Oberbefehl über das verbündete Heer führte, beabsichtigte mit seinem linken Flügel die Pleiße im Rücken des feindlichen rechten zu überschreiten, dann alle Reserven in gleicher Richtung folgen zu lassen, dadurch den Feind im Rücken aufzurollen und mit seinem Centrum zu erdrücken. Er brach dann in drei Colonnen gegen den Feind los; die eine linke manövrirte unter Meerveldt auf dem linken Pleißeufer, die mittlere unter Wittgenstein drang über Markkleeberg und Gossa gegen Wachau, die rechte unter Klenau über Großpösna und Liebertwolkwitz vor. Von Lützen gegen Lindenau rückte das 10,000 Mann starke Corps des Generals Giulay, um es zu nehmen und während der Schlacht in Leipzig einzudringen. Blücher war mit der schlesischen Armee bei Schkeuditz erschienen, Karl Johann mit der Nordarmee noch zurück bei Halle. Die Schlacht begann mit dem grauenden Morgen des 16. Octobers bei Konnewitz auf dem rechten Flügel. Napoleon hatte die Absichten seiner Feinde erkannt und brach in ungestümem Anlauf gegen die Mitte der Verbündeten los. Er befehligte hier persönlich, um sich die alte und junge Garde und die Corps von Victor, Lauriston, Poniatowski, Macdonald und Augereau mit der Reiterei von Latour-Maubourg. Von beiden Seiten geschahen Wunder der Tapferkeit; und als Schwarzenberg einen heftigen allgemeinen Angriff unternehmen ließ, wurde Wachau trotz eines heldenkühnen Widerstandes erstürmt, und gleichzeitig Liebertwolkwitz angegriffen, genommen, wieder verloren und abermals wieder gewonnen. Da nahm Napoleon um die Mittagszeit seine Garden, die in geschlossenen Reihen in der Tiefe zwischen Meusdorf und Probstheida gestanden und die Truppenabtheilungen von Macdonald, Mortier, Lauriston und Sebastiani, und führte sie mit solchem Ungestüm gegen Klenau auf die Höhen von Liebertwolkwitz, daß dieser das Feld räumen und sich bis in die Gegend von Naunhof zurückziehen mußte. Gleichzeitig stürmten Victor, Oudinot und Drouet mit einer Batterie von 150 Kanonen auf Wachau los und nahmen in heißem Kampfe das Dorf. Solchen augenblicklichen Vortheil hielten die Franzosen für Sieg und feierten ihn im lauten Jubel auf dem Schlachtfelde und in der Stadt. Und fürwahr Napoleon hatte wesentliche Vortheile über seine Feinde erlangt: er hatte merklich auf die Mitte der Verbündeten gewirkt und auf dem rechten französischen Flügel hatte Poniatowski durch glorreiche Tapferkeit alle Unternehmungen seiner Feinde zu Schanden gemacht. Bei Lindenau war Giulay mit seinem Corps in glänzendem Siege zurückgeschlagen. Doch durch die Uebermacht der Verbündeten — über 300,000 M. sollen die Verbündeten, noch nicht 200,000 Napoleon zur Schlacht geführt haben — gingen Napoleon solche Vortheile verloren, denn in die Siegesfreude tönte jetzt auch der Kanonendonner im Norden der Stadt. Blücher war auf der Ebene bei Breitenfeld erschienen, wo Tilly einstens seine Ruhe und seinen Ruhm verloren, und griff Marmont an, der hier mit drei französischen Armeecorps stand; Marmont mußte der Uebermacht mit großem Verluste bis Möckern weichen, allwo zur guten Stunde Napoleon und Ney erschienen, eine vollständige Niederlage abzuwenden. So wurde rings um die Stadt die entsetzlichste Blutarbeit verrichtet, ohne daß eine Entscheidung wäre herbeigeführt worden, denn am Abende befanden sich beide Heere fast noch in der ersten Stellung.

Digitized by Google

Am folgenden Tage, den 17. Oct., ruhten die Waffen. Man knüpfte Unterhandlungen an, wozu die Gefangennehmung des österreichischen Generals Meerveldt die erste Ursache gewesen sein mag. Napoleon verlangte einen freien Rückzug und bot dafür die Herausgabe der Oder- und Weichselfestungen und die Geneigtheit zum Frieden. Die Verbündeten schlossen daraus auf seine Schwäche und verweigerten sein Verlangen, besonders da auch die Nordarmee bei Taucha und Benningsen mit einer starken Reserve bei Naunhof bereits angekommen waren und sich zwischen der schlesischen und großen böhmischen Armee aufstellten. Dadurch wurde Napoleon's Lage überaus bedenklich, seine Bedrängniß sichtbar vermehrt, er mußte sich jetzt allein um den Rückzug schlagen. Die französische Armee nahm daher am 18. Oct. ihre Stellung näher nach der Stadt zu und lehnte sich an die Dörfer Konnewitz, Probstheida, Holzhausen, Paunsdorf und Schönefeld. Gegen Norden aber wurde die Stadt von den Gärten aus durch eine Batterie vertheidigt und bei Lindenau stand noch immer Bertrand, damit ein Rückzug blieb. Der Verbündeten Heer drang in drei Colonnen gegen den Feind: die erste unter Benningsen ging auf Holzhausen, zur Linken des französischen Centrums, die zweite unter Schwarzenberg auf Probstheida, die französische Mitte, und die dritte unter dem Erbprinzen von Hessen-Homburg auf Konnewitz los, aber auch die Uebermacht hatte den rechten französischen Flügel nicht aus seiner ersten Stellung gebracht. Jeglicher Abtheilung folgten starke Reserven. Die schlesische Armee aber sollte, vereint mit der Nordarmee, im Norden und Nord-Osten der Stadt handeln. Gegen 9 Uhr wüthete bereits die Schlacht in Ungestüm und Heftigkeit. Poniatowski vertheidigte mit glänzender Tapferkeit den Schlüssel zum franz. linken Flügel und behauptete ihn immer. Mit gleicher Ehre wurde Probstheida von Murat behauptet; nur Macdonald wurde von der feindlichen Uebermacht nach heißer Blutarbeit aus Holzhausen geworfen und genöthigt, sich rückwärts nach Stötteritz zu ziehen, und Benningsen drang nun immer weiter vorwärts nach der feindlichen Mitte. Da begann auch Barclay de Tolly abermals einen Lauf gegen Probstheida, nahm es und verlor es wieder an der Feinde hohem Muth. Die Nacht brach ein und der Kampf war hier blutig aber unentschieden gewesen. Leichteres Spiel gab es für die Verbündeten im Osten. Benningsen behauptete gegen Macdonald das Feld und räumte mehrere Dörfer zwischen der Grimma'schen und Dresdener Landstraße vom Feinde, daß nun die Vereinigung mit der Nordarmee völlig zu Stande kam. Dies hatte wesentlichen Einfluß auf den Gang der Schlacht. Napoleon selbst mußte auf den Hülferuf des hier commandirenden Marschalls Ney zur Rettung herbeieilen, Konnewitz aufgebend, das bei den übergroßen Massen, die der Feind dahin wälzte, gar nöthig auch des Beistandes bedurfte. Da kam zu allem Mißgeschick auch noch das eine: daß die Sachsen und ein Theil der Würtembürger zu den Fahnen der Verbündeten übergingen. Paunsdorf, bisher von den Sachsen besetzt gehalten, wurde dadurch blos und die neue Besatzung, die Ney eiligst wieder hineingeworfen, bald herausgeschlagen; hierdurch wurde der Fall von Schönefeld beschleunigt, der fast gleichzeitig erfolgte. Der hohe Muth, die glorreiche Selbstaufopferung von Ney und seinen Schaaren, die Gegenwart des Kaisers selbst vermochte nicht den verlornen Boden wieder zu gewinnen. Er blieb in den Händen, worin die Uebermacht war. Die schlesische Armee hatte sich nicht der nördlichen Vorstadt bemächtigen können und stand als Reserve zwischen Möckern, Eutritzsch und Schönefeld, während York nach der Saale entsandt war, um den Franzosen, die schon jetzt über Weißenfels zu retiriren anfingen, den Vorsprung abzugewinnen. So war der Stand der Dinge am Abend des 18. Octobers. Napoleon bedachte des Nachts den Rückzug; er hätte müssen erträglich werden, denn nirgends war die Linie der französischen Armee durchbrochen, sie nirgends im Rücken genommen, wäre nicht Mangel an freien Colonnenwegen gewesen. Warum solches Uebel gut zu machen, der große Kriegsmeister vernachlässigte, begreift man nicht, wenn er nicht vielleicht die Eroberung Leipzigs für schwerer, als sie war, gehalten hat. Mit dem neuen Morgen des 19. Oct. begannen die Franzosen den Rückzug; die Verbündeten aber rückten vor gegen die Dörfer, welche der Feind noch besetzt hielt, Zweinaundorf, die Kohlgärten und Stötteritz. Die Franzosen wurden in heißer Anstrengung daraus vertrieben und in die Stadt geworfen. Alsbald

Digitized by Google

trafen die Verbündeten Anstalten zum Sturme der Stadt, die Franzosen zu ihrer Vertheidigung. Beide Parteien zeigten einen hohen Muth. Die glorreiche Selbstaufopferung besonders der beiden Helden Macdonald und Poniatowski, denen die Stadt bis Mittag aufs Aeußerste zu vertheidigen oblag, wird die Geschichte rühmen, so oft sie dieses Tages gedenkt. Aber sie thaten es ihren Feinden nicht zuvor, die die höchste Begeisterung und der Muth immer nur fortriß nach dem Siege: die Preußen stürmten das Grimmaische, Oesterreicher und Russen das Halle'sche und das Petersthor. Damit waren die Verbündeten ganz Herren des Sieges geworden, die Franzosen aber zu großem Elend herabgesunken, denn es blieb ihnen nur eine wilde, wirre Flucht. Sie vermag keine Darstellung schreckenvoll genug zu erzählen. Den Fliehenden in eiliger Hast und wilder Unordnung war allein der schmale Ausweg durch die ranstädter Vorstadt und das äußerste ranstädter Thor geblieben; ihnen auf den Fersen aber folgten die Sieger und führten erbarmungslose Todesstreiche auf die sich Drängenden, Erdrückenden und ins Wasser Stürzenden. Dadurch wurde die Niederlage des großen, gewaltigen Heeres vollständig, besonders als die einzige, dahinaus über die Elster führende Brücke zur Unzeit gesprengt worden war. An 20,000 Mann Soldaten, 200 Stück Geschütz und ungezähltes Heergeräth waren noch diesseits; der Kaiser selbst war nur kurz zuvor darüber hinweggeritten. Tausende ertranken in den Fluthen der Pleiße und Elster, worin man auch die Leiche Poniatowski's fand. 80,000 Mann sollen die Franzosen an Todten, Verwundeten und Gefangenen verloren haben, 50,000 die Verbündeten. Außerdem kamen noch 300 St. feindliches Geschütz und unermeßliches Heergeräth in die Hände der Sieger. Die Tage bei Leipzig hatten Napoleon's Herrschaft in Deutschland ein Ende gemacht und durch das ganze deutsche Land war große Freude, denn man träumte einen süßen Traum von der nun errungenen, goldenen Freiheit des theuern Vaterlandes. Vergl. Aster's Plan von der Schlacht bei Leipzig; C. W. Gerlach's Situationsplan der Stadt Leipzig; Venturini, Geschichte des Jahres 1813, die Schriften von Odeleben, von Plotho ꝛc. Wir empfehlen jedoch eine genaue Sichtung, da fast alle Schriften mit bitterm Groll gegen Frankreich geschrieben sind, dessen Größe wir doch gerade in der Schlacht, die ihm augenblickliche Vernichtung gebracht, am meisten bewundern und anstaunen müssen.

Leisewitz, Johann Anton, geb. zu Hanover am 1. Mai 1752, erhielt eine sorgfältige Erziehung und studirte in Göttingen die Rechte. Hier traf er jene Freunde, deren Namen beim Aufblühen unserer classischen Literatur eine der ersten Stellen einnehmen: Boje, Bürger, Hölty, Miller, Voß und die beiden Stolberge. Gleiches Streben weihte ihn zum Mitgliede des Göttinger Dichterbundes. Im Jahre 1777 ward er in Braunschweig Landschaftssecretär und 1790 Hofrath bei der geheimen Kanzlei. Als solcher und Lehrer des Erbprinzen erhielt sein thätiges rechtschaffenes Wirken die gehörige Anerkennung, er ward 1801 zum geheimen Justizrathe mit Sitz und Stimme im geheimen Conseil, und 1805 zum Präsidenten des Obersanitätscollegiums ernannt. Ein von ihm mit größter Umsicht ausgearbeiteter Entwurf zu einer neuen Organisation des Armenwesens der Stadt Braunschweig fand die gehörige Würdigung. Nach Besiegung so manchen Hindernisses trat jene musterhafte Anstalt ins Leben. L. nahm als Mitvorstand bis an sein Ende den thätigsten Antheil. Er starb am 10. Sept. 1806, beweint von Tausenden, für die er so väterlich gesorgt hatte. Als Dichter bewährte er sich durch das treffliche in Lessing's Art gehaltene Trauerspiel „Julius von Tarent" (Lpz. 1776). Der Grund, weshalb es nur bei diesem Meisterstücke blieb, soll der gewesen sein, daß Klingemann's „Zwillinge", mit welchem er um einen auf das beste Trauerspiel gesetzten Preis kämpfte, letzteren erhielten. Außer diesem Werke nennt man nur eine „Rede eines Gelehrten an eine Gesellschaft Gelehrter" und zwei Dialogen: „Die Pfändung" und „Der Besuch um Mitternacht". Im 1. Stück des 2. Jahrganges des Göttinger Magazins findet man eine von ihm gegebene Nachricht vom Tode Lessing's, dessen Freund er war. Diese wenigen hinterlassenen Schriften wurden zusammen gedruckt (Wien 1816). Das Fragment einer Geschichte des 30jährigen Krieges ließ er mit andern Papieren, unter denen auch Entwürfe und ein-

Digitized by Google

zelne Scenen von Schauspielen gewesen sein sollen, kurz vor seinem Tode den Flammen übergeben.

Leisnig, eine kleine Stadt in dem Kreisdirectionsbezirke Leipzig an der Freiberger Mulde, hat etwa 4700 Einw., die sich vorzüglich mit Tuchfabrikation, Leinweberei und Schuhfabrikation beschäftigen. Die Stadt wird sehr frühzeitig unter den Hwoznic erwähnt und gehörte seit 1085 den Grafen von Groitzsch, bis es um 1158 wieder an Kaiser Friedrich I. kam, der nun hier Burggrafen einsetzte, die zugleich Herren von Strehla und Penig waren und zu Ende des 12. Jahrhunderts das Kloster Buch an der Mulde stifteten. Schon 1365 mußten die Burggrafen die Burg gegen eine geringe Entschädigung an die Markgrafen von Meißen überlassen; doch führten sie demungeachtet den burggräflichen Titel fort, zumal da sie noch immer die Schirmrechte in L. behielten. Im Jahre 1454 verloren sie endlich alle ihre Rechte auf L., weil sie dem Herzoge Wilhelm gegen den Markgrafen Friedrich den Sanftmüthigen beigestanden hatten. Vgl. Kamprad „Beschreibung der Städte L. und Kolditz" (Leisn. 1753, 4.) und Schellenberg „Chronik der Stadt L." (Heft 1—6, Leisn. 1842—46).

Leist, Justus Christoph, ist der Name eines Mannes, der zweimal berufen schien, das Schicksal eines ganzen Staates mit zu ordnen und zu bestimmen, aber jedesmal von der Bühne des öffentlichen Lebens als ein solcher abtreten mußte, welcher bei Abwägung der geistigen Kräfte zu leicht befunden wurde. Seinem Rückzuge in das Dunkel des Privatlebens folgte kein ermuthigender Zuruf und kein Beifall des Volkes, aus dem er in dem Schatten, den die Vergangenheit auf die Gegenwart fallen läßt, für verfehlte Ziele und untergegangene Hoffnungen hätte Trost schöpfen können. L. ist (zu Rethem an der Aller am 24. März 1770 geboren und auf der Schule zu Lüneburg gebildet) von Hause aus Jurist; auf der Georgia Augusta studirte er 1789—92 und lehrte von 1793 bis 1807 mit Beifall die Rechte, vorzüglich das Staatsrecht, worüber er für die damalige Zeit ein beachtenswerthes „Lehrbuch des deutschen Staatsrechts" (1803, 2. Aufl., 1805) schrieb. Seine akademische Wirksamkeit anerkennend verlieh ihm die Regierung 1805 den Titel eines Hofraths. Die politische Umgestaltung Deutschlands und die Gründung des Königreichs Westfalen eröffnete ihm eine lockendere Laufbahn des Ehrgeizes. Er gehörte zu den Ersten, die dem neuen Könige ihre Huldigung darbrachten und drei Tage nach der Ankunft desselben in Kassel war L. westfälischer Staatsrath auf Lebenszeit und enthusiastischer Herold der constitutionellen Verfassung wie der persönlichen Eigenschaften des neuen Königs. Als Staatsrath wohnte er den Sitzungen der Stände bei, und hier war es, wo er die constitutionellen Grundsätze so weit wieder vergessen konnte, daß er die Versagung der reichsständischen Zustimmung als eine Beleidigung der Regierung bezeichnete. Dem französischen Hofe als bereitwilliger Diener ergeben, stand er auf Seiten der undeutsch gesinnten Partei, welche Westfalen, diesen schönen, großen Theil Deutschlands, fest an das Interesse Frankreichs knüpfen wollte. Als Generaldirector der Studien, der er nach J. v. Müller's Tode 1809 geworden war, ließ er sich zwar die Sorge für das Unterrichtswesen angelegen sein, doch ließ er es geschehen, daß Rinteln und Helmstädt aufgehoben wurden. Für sich und seine männlichen Nachkommen erhielt er 1810 den Titel eines Barons und den Ritterorden der westfälischen Krone.

Nach der Auflösung des ephemeren Königreichs entzog ihm die Restauration alles, was ihm die Fremdherrschaft verliehen hatte, aller frühere Glanz verschwand und als hannoverscher Hofrath, was er früher gewesen, wurde er 1814 nach Ilefeld versetzt, um als Localobrigkeit für Steuer- und Militärangelegenheiten Landesgefälle zu erheben. Daneben betrieb er, nicht gerade zum Vortheil für seine ökonomische Lage, auf einer reichen Domäne die Landwirthschaft und suchte darin zerstreuenden Ersatz für verflogenen Glanz und verminderten Umgang. Als Zeichen der Zufriedenheit mit seiner Verwaltung erhielt er 1817 den Titel eines Legationsrathes und begleitete den Baron von Reden nach Rom zum Abschluß des Concordats mit dem Papste. Aus der ökonomischen Verlegenheit, in die er durch seine Gutsbewirthschaftung mehr und mehr gerieth, befreite ihn die durch seinen Freund Schmidt-

Digitized by Google

Phiseldeck vermittelte Berufung als Kanzlei- und Consistorialrath nach Stade 1829 und 1833 erhielt er das Ritterkreuz des Guelfenordens, als Anerkennung der kräftigen Thätigkeit, von welcher L. in allen seinen amtlichen Verhältnissen die unzweideutigsten Beweise gegeben hat. Damit war er aber auch der Regierung näher gerückt und hatte ihr Vertrauen. Er wurde von dem neuen König Ernst August als eine Stütze des Kampfes gegen das von ihm beschworene Staatsgrundgesetz nach Hanover berufen und mit der Prüfung beauftragt, ob das durch das Patent vom 1. Nov. 1837 in Frage gestellte Staatsgrundgesetz formelle Gültigkeit habe oder nicht. Seine Deductionen und publicistischen Diatriben entschieden gegen das Verfassungswerk und für das Cabinet. Von dem an galt er für einen der Lenker der hanoverschen Ereignisse und hatte wieder einen Einfluß, wie der war, den er in der westfälischen Zeit gewonnen hatte. Er arbeitete den neuen Verfassungsentwurf aus, erschien zur Vertheidigung desselben als königlicher Commissarius in den Kammern und soll auch Verfasser der publicistischen Aufsätze sein, die zur Verständigung über die trostlosen Verwirrungen in Hanover in den Zeitungen erschienen. Wiewohl er nun sowohl in der Kammer als in seinen öffentlichen Deductionen kaum entschuldbare Schwächen zeigte und verlassen von geeignetem Rednertalent nicht vermochte, die Verhandlungen der Kammer zu leiten, so wurde er doch Cabinetsrath und Mitglied des Staatsraths für das Innere, die Justiz und den Cultus, weil er es feierlichst aussprach, daß das Staatsgrundgesetz nicht mehr existire, daß nur und allein die Verfassung von 1820 in anerkannter Wirksamkeit bestehe. Aber in Kurzem zeigte sich, und er mochte es selbst fühlen, daß er auf dieser politischen Höhe nicht stark genug sei sich zu halten; er zog es daher vor am 18. Mai 1839 die bescheidene Stelle eines Vicepräsidenten auf der bürgerlichen Bank beim Oberappellationsgerichte in Celle anzunehmen. So verschwand er wieder aus dem politischen Treiben in den Schatten eines gewöhnlichen Staatsdieners oder königlichen Dieners und nahm noch überdies den auf ihm lastenden Verdacht mit, daß er es vorzüglich gewesen, welcher die übereilte Amtsentsetzung der sieben Göttinger Professoren veranlaßt habe.

Leiste (inguen) nennt man die Rinne, welche an der vordern Seite des menschlichen Körpers den Unterleib vom Oberschenkel trennt, und Leistengegend (regio inguinalis) diese Partie in Verbindung mit den umliegenden Theilen. Auch bezeichnet man durch Leiste eine längere, auf einem Knochen sich hinziehende Erhöhung.

Leistenbeule, eine Geschwulst in der Lenden- oder Leistengegend, die ohne äußere Veranlassung entsteht und wächst, und die nahe liegenden lymphatischen Gefäße entzündet.

Leistenbruch, der häufige als Bruch bekannte Austritt von Theilen aus der Bauchhöhle unter die äußern Hautdecken, am Leistenkanale oder Bauchringe.

Leistenwein, s. Frankenwein und Würzburg.

Leitaccord kann im weitern Sinne jeder Septimenaccord heißen; vorzugsweise aber wird der auf der fünften Stufe (Dominante) der Tonart liegende so genannt.

Leiter und **Leiterfähigkeit**, s. Electricität.

Leitereigen heißen alle Töne der natürlichen (diatonischen) Tonleiter, die also in jeder Tonart die bloße Vorzeichnung ergiebt, wozu jedoch die erhöhte Siebente in der Molltonleiter zu rechnen ist.

Leitmeritzer oder Leutmeritzer Kreis, liegt in Böhmen, zwischen Sachsen, dem bunzlauer, rakonitzer und saatzer Kreise, ist 68 QM. groß und hat 304,400, meist deutsche Einw., 30 Städte, 12 Marktflecken und 942 Dörfer, ist durchaus gebirgig, jedoch größtentheils fruchtbar; hat im Nordwesten das Erzgebirge, im Norden und Nordosten das Riesengebirge, in der Mitte zwischen der Eger und Bila das Mittelgebirge, und wird von der Elbe, Polzen und Bila durchströmt. Erzeugnisse sind: viel Getreide, Obst, Wein, Hopfen, Flachs, Zinn, Edelsteine, Steinkohlen und Holz. Die Industrie der Einwohner umfaßt Tuch- und Wollenmanufakturen, Strumpfwirkerei, Leinweberei, Bleichen, Glasfabriken und Papiermühlen. — Die gleichnamige Hauptstadt des Kreises ist befestigt, liegt am rechten Ufer der Elbe, über welche eine große Brücke führt und hat eine prächtige Ka-

Digitized by Google

thedrale, 11 andere Kirchen, ein theologisches Seminarium, ein Gymnasium und 4400 E., welche Strohwaaren fertigen, Wein- und Obstbau, Schifffahrt und Lachsfang in der Elbe treiben. L. ist Sitz eines Bischofs.

Leitton (lat. Subsemitonium modi, franz. note sensible) heißt ausschließend die siebente Stufe der Dur- und Molltonleiter, aber nur, wo ihr ein Streben nach Auflösung in die Octave des Grundtones inwohnt, also hauptsächlich, wo sie als große Terzie des Leitaccords, allenfalls auch, wo sie als Vorhalt vor der Octave des Grundtones auftritt.

Lejeune, Louis François, Baron von, französischer Schlachtenmaler, trat beim Ausbruch der Revolution in die Kriegsdienste seines Vaterlandes und focht mit solcher Auszeichnung unter Napoleon, daß dieser ihn zum General und Baron ernannte. Von seinen Gemälden zeichnen sich die Schlachten von Marengo, Abukir, Austerlitz, Salinas, an der Moskwa und mehrere Scenen aus den spanischen Schlachten aus, auf welchen sich der Künstler selbst abgebildet hat. L. steht durch seine Composition und durch sein Colorit Horaz Vernet wenig nach.

Lekain, Henri Louis, einer der größten und nach Voltaire's Ausspruch der einzige, wahrhaft tragische Schauspieler der Franzosen, geb. am 14. April 1728, war der Sohn eines Goldschmiedes, und trieb das Gewerbe seines Vaters, zu welchem er bestimmt war, mit nicht geringem Erfolge. Von seinem ausgezeichneten Gedächtnisse gab er die deutlichsten Proben als Schüler des Collége de Mazarin, wo er bei den jährlichen Aufführungen eines Schauspiels wegen seiner Armuth die Stelle eines Souffleurs übernommen hatte und sehr häufig kaum des Buches bedurfte, so fest hatten sich seinem Gedächtnisse die Worte der aufzuführenden Stücke eingeprägt. Seine unbezwingliche Neigung zum Theater fand erwünschten Stoff in den Aufführungen der vielen Privattheater, welche sich nach dem Frieden von 1748 in den Mauern von Paris bildeten. Er nahm selbst Theil daran und übertraf alle Mitspielenden durch sein gewandtes Spiel, seine declamatorische Fertigkeit, so daß Voltaire, welcher einer seiner Vorstellungen beiwohnte, ganz entzückt über die Gelungenheit seines Spiels, ihn in seine Wohnung einlud und mit den Worten umarmte: „Dem Himmel sei Dank, ich habe zum ersten Mal Jemand gefunden, der mich bewegt und gerührt hat, selbst als er schlechte Verse sprach!" Seinem eigenen Geständnisse zu Folge (in den von seinem Sohne 1801 herausgegebenen „Mémoires") legte L. auf dem von Voltaire jetzt zu seinem Gebrauche errichteten Privattheater — häufig trat der Dichter selbst mit seinen beiden Nichten auf — den ersten und vorzüglichsten Grund zu seiner nachmaligen theatralischen Größe und drang in die Geheimnisse seiner Kunst ein. Voltaire reiste um diese Zeit nach Berlin, und brachte es durch seinen Einfluß dahin, daß L. vorher seine erste Gastrolle auf dem Théâtre français geben konnte (14. Sept. 1750). Trotz des allgemeinen Beifalls, der ihm bei der Aufführung derselben gezollt wurde, ward er erst 17 Monate nach seinem Debut als wirkliches Mitglied der Bühne engagirt, da neidische Feinde seine Aufnahme so lange verzögerten. Bald ward er der Liebling des unbefangenen Publikums, ebenso sehr wegen seines tiefdurchdachten und gefühlvollen Spiels, seiner unübertrefflichen Declamation und kräftigen Durchführung seiner Rollen, als durch seinen geläuterten Geschmack, welcher besonders in passenden Costumen sich offenbarte, denn durch gründliches Studium hatte er sich eine genaue Kenntniß der Geschichte aller Völker erworben. Muster war ihm hierbei die griechische und römische Tragödie. Gretry setzte in seinem „Versuch über die Musik" Stücke von L.'s Rollen nach dem Beispiele der Alten auf Noten. Den höchsten Beifall erwarb sich L. als Mahomet in Voltaire's gleichnamigem Stücke; nächstdem aber, und vielleicht noch mehr bei seiner ersten Aufführung als Vendome in Voltaire's „Adelaide". Leider war diese auch die Ursache seines Todes; denn bis zum Uebermaße erhitzt durch den ganzen Aufwand seiner Kräfte ging er bei stürmischem Wetter aus dem Schauspielhause und zog sich dadurch ein entzündliches Fieber zu, welches ihn am 8. Febr. 1778 hinwegraffte.

Lelewel, Joachim, einer der einflußreichsten Schriftsteller Polens der neuern Zeit, wurde zu Warschau am 20. März 1786 geboren, studirte zu Wilna Geschichte und ward

Digitized by Google

1809, nachdem er durch seine „Blicke auf das Alter der lithauischen Stammvölker und deren Verhältnisse zu den Herulern" die allgemeinste Aufmerksamkeit auf sich gezogen, von dem berühmten Curator der Schulen in den südlich russischen Provinzen, vom Grafen Thaddäus Czacki (spr. Tschatzki) auf dessen Lyceum zu Krzeminiec (Krscheminietz) in Volhynien als Professor der Geschichte angestellt. Dort schrieb er 1811 das zweite wichtige Werk: „Bemerkungen über Matthias, polnischen Schriftsteller des 12. Jahrh." 1814 ward er stellvertretender Professor der Geschichte zu Wilna und erhielt, als man ihn 1816 nach Warschau für die neue Universität berief und man in Wilna zur Besetzung der wirklichen Professur deshalb eine Preisfrage „über den Umfang der Geschichte und ihre Verhältnisse zu den übrigen Wissenschaften" eröffnet, mit der Krönung seiner Schrift den Lehrstuhl zu Wilna. Eine Menge historischer und historisch-geographischer Arbeiten, zu denen er die Karten, Abbildungen ꝛc. selbst zeichnete, auch wohl stach, bezeugen seine unerhörte Thätigkeit und Gelehrsamkeit. Es erschienen: eine Geschichte der Geographie; eine Abhandlung über Maß und Gewicht der Alten, über die Handelsverhältnisse der Phönicier, Karthager und Römer; — über den Zustand der Wissenschaft und Künste in Polen vor Erfindung der Buchdruckerkunst; über Boleslaw den Großen und dessen Grabschrift zu Posen; Geschichte der Nationen, welche bis zum 10. Jahrhundert das mittlere Europa bewohnt haben; die Eroberungen Boleslaw's des Großen; über die Slaven; und besonders die „Forschungen über die Erdkunde der Alten"; — „Ueber die Krönung der Könige von Polen" (1819); seine berühmte „Geschichte des alten Indiens und dessen Einfluß auf die Westländer" (1820); „Entdeckungen der Karthager und Griechen im atlantischen Ocean" (1821); „Letzte Jahre Sigismund's des Alten und Thronbesteigung Sigismund August's" (1821). — Wenn in diesen Werken, die, meist rein gelehrter Natur oder unter dem Einfluß russischer Censur in wenig lebendiger Darstellung geschrieben waren, L. nicht unmittelbar auf die Stimmung seiner Landsleute wirken konnte, so bereitete er doch durch sie insofern unter seinem Volke eine neue Zeitepoche vor, als er der erste, von dem Einfluß und der Stützung der Großen und Magnaten unabhängige Geschichtschreiber Polens wurde, welcher daher deren Fehler und Mißgriffe nicht verschleierte und den Umsturz der jeder allgemeinern und freiern Kraftentwickelung des ganzen Volkes und der Heraufbildung niedriggeborner politischer Talente mannichfach hinderlichen Auctorität geschichtlicher Familiennamen, wenn auch nur sehr langsam, herbeizuführen anfing. Desto mächtiger griff er in die Seelen der lithauischen Jünglinge durch seinen mündlichen Vortrag ein, in welchen jene Elemente noch klarer hervortraten, und in welchen er ganz besonders auf ein tieferes und umfassenderes Studium der so sehr vernachlässigten Kenntniß des politischen und statistischen Zustandes des Landes drang. Die Liebe, die er sich unter seinen Zuhörern, deren Zahl der Raum nie fassen konnte, gewann, war außerordentlich, sowie unbestreitbar der geistige Einfluß, den er auf die Erweckung der Selbstthätigkeit und die moralische Umgestaltung der lithauischen Jugend ausübte. Es bildete sich ein Verein von ausgezeichneten jugendlichen Talenten, von denen in philosophischer und historischer Beziehung Thomas Zan (spr. San) und in poetischer Adam Mickiewicz (spr. Mizkiewitsch) vor Allen zu nennen sind, und von denen der Letztere die umfassende Geschichtsanschauung des Lehrers in seiner berühmten Ode an ihn mit Begeisterung schildert. Vom Jahre 1820 an aber bildeten sich plötzlich in Wilna zuerst öffentlich wissenschaftliche, dann geheime politische Vereine unter Thomas Zan's Leitung, die im Jahre 1823 von dem berüchtigten Nowossilzof, der bei der Aenderung von Alexander's Politik an die Stelle des Fürsten Czartoriski (spr. Tschartoriski) Curator der Universität wurde, entdeckt und auf die schrecklichste Weise an mehreren hundert Jünglingen, sowie mit der Verweisung aller freisinnigen Lehrer von Wilna bestraft wurde. Ob nun L. damals schon unmittelbar hieran Antheil gehabt oder nicht, bleibt unentschieden; doch wurde er 1821 seines Lehramtes entsetzt, kam aber 1824 nach Warschau, wo er vorerst seine wissenschaftlichen Arbeiten fortsetzte. In demselben Jahre erschienen „Sprach- und Verfassungsdenkmale von Polen und Masovien im 13., 14., 15. Jahrhundert"; dann seine Umarbeitung und Fortsetzung von „Waga's Geschichte des polnischen Reichs", ferner „Kritische

Digitized by Google

Bücherschau über alle, die polnische Geschichte älterer und neuerer Zeit betreffenden Werke"; — „Aeltere polnische Biographie" (1824—26); — „Abhandlungen über die zu Trzebum in der Woiwodschaft Plozk gefundenen alten Münzen, mit Bemerkungen über englische, deutsche und böhmische Münzkunde im Mittelalter für Padzeastynski's und Mochnatuki's Journal für Wissenschaft und Kunst" (1825—26); — „Die Geschichte mit ihren Zweigen als Bildnerin der Menschheit", eine zu Wilna 1826 gekrönte Preisschrift; — „Die Erhaltung Polens unter Wladislaw dem Zwerge" (1826); — „Von der polnischen und lithauischen Gesetzgebung" (1827); — „Edda, oder die Religion der alten Scandinavier" (1827); — „Die russisch-polnische Diplomatie seit dem 13. und 17. Jahrhundert" (1827). Seine politische Laufbahn betrat L. noch in den letzten Zeiten vor Ausbruch des letzten Aufstandes, indem er von der kleinen Stadt Zeléchow in Podlachien zum Deputirten auf dem letzten Reichstage 1830 gewählt wurde. Als solcher sprach er gegen die Regierung besonders, als dieselbe den Geistlichen mehr Gerichtsbarkeit einräumen wollte, und trug wesentlich zur Verwerfung dieses Antrages bei. In der Zeit der polnischen Insurrection ward er erst Mitglied des Administrationsrathes und der provisorischen Regierung, unter der Dictatur Minister des Cultus und Mitglied der Oberaufsichts- wie der Redactionscommission des Manifestes, hierauf fünftes Mitglied der Regierung der Fünf, unter der Präsidentschaft Krukowiezki's blos Landbote, nach der Auswanderung von Warschau wieder Minister des Cultus, während des ganzen Aufstandes aber zugleich Präsident der demokratischen patriotischen Gesellschaft und eilte endlich einer der Ersten unter den Emigranten nach Paris, wo er sogleich an die Spitze eines Comités gestellt ward, das, lauter demokratische Mitglieder zählend, die ausschließliche Leitung der polnischen Emigrationsangelegenheiten an sich zu reißen strebte. Seine Stellung ward hier sehr kritisch; Russen und Preußen sahen in ihm den alleinigen Urheber der polnischen Revolution, seine Landsleute das Haupt aller geheimen Verschwörungen des Aufstandes und vorzüglich die Haupttriebfeder des blutigen 15. August; deshalb die Aristokraten, die Doctrinären und alle höhere Offiziere ihm vorzüglich die Folgen dieser Nacht, d. h. die Präsidentschaft des betrügerischen Krukowiezki, mithin den Fall von Warschau zuschrieben, während der jüngere und demokratische Theil das Unglück daher leitete, das L.'s angebliche Verschwörungen und namentlich die Nacht des 15. gescheitert und seine Grundsätze nicht zur Herrschaft gekommen wären. Während somit jener Theil ihn nur so tiefer hasste, suchte der andere nur das einzige Heil in der engsten Anschließung an ihn. Sein neues Comité erregte daher schon darum Spaltung. Dazu kam, daß dasselbe nur mit den Völkern, d. h. zunächst mit der franz. Propaganda sich verbinden wollte, dagegen der General Bem, der sich zum Führer der ausgewanderten Soldaten aufgeworfen, sowie der Fürst Czartoriski, der in den Ministersalons in England und Frankreich angesehen war, vom Schutz und der Einwirkung dieser Cabinete allein für Polen etwas hofften. Die ärgerlichsten Streitigkeiten — da jede Partei die Emigranten in ihrem Interesse zu bearbeiten suchte, waren davon die Folgen. Der Lelewel'sche Comité mußte endlich weichen, weil die Mitglieder desselben außer ihm zu wenig Ansehen hatten. Ein neues, gewissermaßen in der Mitte liegend, ward unter der Präsidentschaft Davernicki's erwählt, und L. sogar, weil die auswärtigen Gesandten sich über die von seinem Comité ausgegangene Proclamation beschwerten, aus Paris verwiesen, ihm jedoch anfänglich Erlaubniß ertheilt, auf Lafayette's Landgut La Grange zu wohnen. Da die Polen von ihren Bestrebungen nicht abließen, die auswärtigen Mächte alle L. als ihren Urheber betrachteten, Bem und seine Anhänger auch wohl die französische Regierung in dieser Meinung bestärkten, ward er unter dem Vorwand, daß er gegen das gegebene Versprechen Paris betreten, mit Gewalt und mit Verletzung von Lafayette's Hausrecht nach Tours gebracht. Bald darauf geschah der abenteuerliche Angriff von etwa 150 polnischen, aus Frankreich geschickten Emissären auf das Königreich Polen, zugleich mit dem Marsch der 400 nach der Schweiz und dem Frankfurter Angriff, und jetzt ward L. aus Frankreich verwiesen. Er ging nach Brüssel, wo er seitdem an der neuerrichteten Universität Vorträge hielt. Von seinen Schriften nennen wir noch „Dzieje polski" (Warschau 1829), eine Geschichte Polens, welche zunächst für die Jugend verfaßt scheint,

Digitized by Google

aber an die Erinnerung der Vorzeit anknüpfend die ernſteſten Mahnungen für die Gegenwart enthält und mächtig gewirkt hat, fortgeſetzt in der „Polska odradzająca sie“ (Brüſſel 1843), enthaltend die Geſchichte der letzten Revolution; „Geſchichte Polens unter Staniſlaw Auguſt“ (deutſch von Drake, Braunſchw. 1831); „Ueber Pytheas“ (deutſch, Lpz. 1838); „Kleinere Schriften geographiſch hiſtoriſchen Inhalts“ (deutſch von Neu, Lpz. 1836); „Numismatique du moyen âge“ (2 Bde., Par. 1836, mit Atlas); „Etudes numismatiques“ (Brüſſ. 1840) und „Geſammelte Schriften“ (Poſ. 1844).

Lemaniſcher See, ſ. Genferſee.

Lemberg, die vorzüglich durch ihre ſchönen Vorſtädte angenehme Hauptſtadt des Königreiches Galizien, am Peltew gelegen, mit 63,000 Einw., worunter über 25,500 Juden. Rings mit Bergen umgeben, 960 Fuß über der Meeresfläche erhaben, liegt ſie auf der Waſſerſcheide zwiſchen Bug und Dnjeſtr. Außer daß ſie einen wichtigen Handelsplatz abgiebt, iſt ſie der Sitz des öſterreichiſchen Guberniums, Appellations-, Criminalobergerichts und anderer Landescollegien, dreier katholiſchen, eines unirten armeniſchen Erzbiſchofs, griechiſchen Biſchofs, lutheriſchen Generalſuperintendenten und oberſten Landesrabbiners. Sie hat ferner eine Univerſität, die 1784 geſtiftet, ſpäterhin nach Krakau verlegt, 1817 aber von Neuem eröffnet wurde. Außerdem finden ſich noch daſelbſt zwei theolog. Seminare, ein Jeſuitencollegium, zwei Gymnaſien, Taubſtummeninſtitut ꝛc. Ferner beſteht daſelbſt das berühmte von Oſſalinski (ſ. d.) gegründete Inſtitut mit einer beſonders für die poln. Literatur ſehr wichtigen Bibliothek von 45,000 Bänden, vielen Handſchriften und Medaillen, eine ſtändiſche Akademie mit einem landwirthſchaftlichen Muſterhofe, eine Realſchule, ein deutſches und ein vom Grafen Skarlet gegründetes poln. Theater. In der Dominicanerkirche iſt das von Thorwaldſen gearbeitete herrliche Denkmal der Gräfin Dunin Borbowska ſehenswerth. Die Induſtrie, wie der meiſt in den Händen der Juden befindliche Commiſſions- und Speditionshandel hat in der neuern Zeit ſehr gewonnen. L. wurde von Lev oder Low, Fürſten von Halicz, 1259 gegründet und hob ſich beſonders, nachdem Halicz, die frühere Hauptſtadt des Landes, von den Tataren verwüſtet worden war. Im J. 1348 wurde es von Kaſimir dem Großen erobert und wurde nun die Hauptſtadt der poln. Provinz Rut. Im J. 1772 bei der erſten Theilung Polens kam es an Oeſterreich.

Lemercier, Nepomucène Louis, Mitglied der franz. Akademie, einer der genialſten Dichter und Dramatiker des jetzigen Frankreichs, wurde am 21. April 1773 zu Paris geboren. Schon in ſeinem 16. Jahre ſchrieb er ein Trauerſpiel „Méléagre“, was ihm allerdings noch keinen dauernden Ruhm brachte. Bald darauf erſchien ſein Trauerſpiel „Agamemnon“, ſeine Schauſpiele „Pinto“, „Chriſtoph Columbus“, welche dauernden Beifall fanden, und ſein Luſtſpiel: „La journée des dupes.“ In allen ſeinen Dichtungen tritt er gegen die Mißbräuche der geſelligen Welt auf und erweckt ihnen daher die ſchärfſte Cenſur, welche um ſo heftiger iſt, je mehr der muthige und geniale Dichter ſie zu verachten, herauszufordern und zu necken ſcheint. In jedem ſeiner Dichterwerke findet man die ſteifen und abgeſchmackten Regeln Boileau's hintangeſetzt, die, lange genug despotiſch herrſchend, alle Tiefe des Geiſtes und Gemüthes, allen Farbenſchmuck der Phantaſie, alle freie und edle Bewegung des Geiſtes aus der franzöſiſchen Poeſie verbannt haben. Sein philoſophiſch-ſatiriſches Gedicht „La Panhypocrisiade“, ſo reich an Schönheiten, Kenntniſſen und Witz, gefiel allgemein und erfuhr daher die bitterſte Cenſur. L. nahm davon Gelegenheit, in einem Vorſpiel, welches er ſeiner Komödie „Le corrupteur“ unter dem Titel: „Dame censure ou la corruptrice“ (Paris 1823) vorſetzte, dieſes Anbellen jeder freien Geiſtesäußerung in ſeiner Unwürdigkeit darzuſtellen. Er hat außer einem ſehr geſchätzten „Cours de littérature“ und einer Menge anderer Schriften in Proſa und in Verſen einige dreißig Theaterſtücke geſchrieben, die ſeinen Ruhm bei den benachbarten Nationen mehr als bei ſeinen Landsleuten ſichern, die von der Erſtarrung alles poetiſchen Gefühles, in welche ſie Boileau verſetzt hat, nur langſam zurückkommen. L.'s Drama „Richard III. et Jeanne Shore“ (Par. 1824), nach Shakeſpeare und Rowe, iſt das genialſte Theaterſtück, das die

Digitized by Google

Franzosen besitzen. Sein Trauerspiel „Les martyrs de Souli, ou l'Epire moderne" (Par. 1825) ist nicht auf die Bühne gekommen. Fast gleichzeitig mit demselben gab er „Chants héroiques et populaires des soldats et matelots grecs, traduits en vers français" (Par. 1825) heraus. Noch nennen wir seinen Roman „Alminty, ou le mariage sacrilège" (Par. 1833). Im J. 1810 ward er Mitglied des Instituts und starb am 8. Juni 1840 zu Paris.

Lemgo, Stadt im Fürstenthum Lippe-Detmold, an der Bega, mit 3800 Einw., war früher, als sie noch zur Hansa gehörte, ein bedeutender Ort. Unter den öffentlichen Gebäuden sind besonders zu erwähnen die beiden fürstlichen Häuser, der Annenhof und der Lippenhof. Die Stadt hat ein Gymnasium, ein Jungfrauenstift für elf adelige und bürgerliche Jungfrauen, mit einer Aebtissin an der Spitze, das zu Anfange des 14. Jahrh. gestiftet wurde, ein Beguinenhaus und ein Waisenhaus. Ein besonderer Industriezweig ist das Schneiden von Meerschaum-Pfeifenköpfen.

Lemierre, Antoine Marie, Schauspieldichter und Mitglied der franz. Akademie, geb. zu Paris am 18. April 1733, wo sein Vater ein Sporer war, erhielt eine sorgfältige Erziehung. Der Finanzpächter Dupin, welcher auf des Jünglings dichterischen Geist aufmerksam geworden war, gab ihm eine Anstellung in seinem Hause, damit er der Ausbildung seines Talentes obliegen könne. Eine Menge Gedichte und Theaterstücke gingen aus dieser glücklichen Muße hervor, welche selbst vor der Kritik der Akademien den Preis sich errangen. Seine Schauspiele, unterstützt von den überraschendsten Decorationen, thaten eine unwiderstehliche Wirkung. Auf jedes derselben paßt daher das Urtheil: das ein Spötter über L.'s erstes Trauerspiel „Hypermnestra" (1758) gab, es sei ein Trauerspiel zum Malen. Allerdings auch ist die Sprache die schwächste Seite dieser Stücke, und ebenso ist oft ihre Anlage und die Durchführung der Situationen verfehlt; sie sind aber reich an feurigen Charakteren und an Handlung. Sein genanntes erstes Theaterstück gilt in Bezug auf die Anlage für das beste. Nebst diesem werden sein „Wilhelm Tell" und seine „Wittwe von Malabar" noch jetzt mit Beifall aufgeführt. Unter seinen Gedichten ist das über den Handel, das über die Malerei (1769) und das über die Jahresgebräuche („Les fastes ou les usages de l'année", 1779) wegen einzelner schöner Stellen noch immer lesenswerth. L. zweifelte nicht, nach Voltaire's Tode in die Akademie aufgenommen zu werden; wie schmerzlich war es ihm, nicht nur diesmal, sondern auch zwei Jahre später bei Erledigung einer neuen Stelle einen Andern sich vorgezogen zu sehen! Erst 1781 nach Batteux's Ableben ward er Mitglied der Akademie. Die Schreckensscenen der Revolution zogen ihm eine Art Lethargie zu; er starb 1793 in einem der Dürftigkeit nahen Zustande. Seine sämmtlichen Werke hat Perrin 1810 in drei Bänden herausgegeben.

Lemma, der zur Erklärung eines wissenschaftlichen Gegenstandes aus einer andern fremden Wissenschaft entlehnte Satz; heißt auch propositio peregrina im Gegensatz zu dem zur Wissenschaft unmittelbar gehörigen Satze (propos. domestica); so ist z. B. ein zum Verständniß der analytischen Geometrie aus der Algebra ꝛc. entlehnter Satz ein L.

Lemnius (eigentlich Lemchen oder Lemichen), Simon, unter den deutschen Dichtern des 16. Jahrh. als witziger Epigrammatist und beißender Satiriker bemerkenswerth, war geb. zu Margadant in Graubündten um das J. 1514. Eben als das Werk der Reformation am feurigsten betrieben ward, lag er in Wittenberg den Wissenschaften ob. Sein munterer Kopf, sein scharfes Urtheil, seine Kenntnisse, namentlich in der griechischen Sprache, erwarben ihm die Freundschaft Melanchthon's. L. liefert uns einen Beweis, wie leicht ein harmloser und frohgemüthlicher Mensch also aufs Aeußerste gebracht werden kann, daß er moralisch erstirbt und als Schriftsteller sich die schamlosesten Ausbrüche erlaubt. Im J. 1538 nämlich gab er die beiden ersten Bücher seiner latein. Sinngedichte heraus, worin er die Wittenberger züchtigte, und dem Erzbischof Albrecht, als Schützer der Wissenschaften, eine Ehrensäule setzte. Dieser Schriften wegen ward er von Luther so heftig verfolgt, daß er cum infamia relegirt, Wittenberg meiden mußte. Er war schon vorher nach Basel gereist. Als er aber hier das Relegationspatent gelesen und von Luther's heftiger

Digitized by Google

Strafpredigt wider ihn gehört hatte, gab er seine Epigramme, mit einem zweiten Buche vermehrt, aufs Neue heraus, in welchem letztern er noch erbitterter gegen Luther und seine anderen Gegner loszog. Camerarius schrieb dagegen seine ernste und würdige „Elegias hodoiporikas", doch L. vertheidigte in seiner „Apologia" seine ersten Epigramme und machte auf Luther neue heftige Angriffe. Wenn man L.'s Verfahren in diesem Federkriege nicht gerade billigen kann, so scheint doch Luther's ganzes Verhalten nicht weniger tadelnswerth. Ueberflüssig war allerdings von Seiten des L. das Hinzufügen einer dritten giftigen, verläumderischen und schmuzigen Schmähschrift unter dem Titel: „Luc. Pisaei Juvenalis Monachopornomachia" (1538) (der Mönchs-Huren-Krieg), einer Art Komödie, worin Venus, die Liebesgötter, Luther, Jonas, Spalatin, die Frauen dieser drei Männer als Hauptpersonen auftreten, die unzüchtigsten Gespräche führen und Luther mit seiner ehrbaren Käthe in diesen Ton ebenfalls einstimmen müssen. Beide letztern Schriften gehören zu den größten literarischen Seltenheiten. Von Basel kam L. 1540 als Lehrer an das neuerrichtete Gymnasium zu Chur in Graubündten, schrieb hier unter andern: „Amorum libb. IV." (1542); „Bucolica"; eine geschätzte Uebersetzung des Homer unter dem Titel: „Homerus lat. carm. factus" (Basel 1549); ein helvetisch-rhätisches Nationalgedicht in neun Gesängen unter dem Titel: „Schwabenkrieg" (übers. in Verse von J. G. Ph. Threu, Zizers 1742, 8.), und starb am 24. Nov. 1550 an der Pest. Vgl. Strobel, „Leben und Schriften des L." (Nürnb. 1792).

Lemnos, jetzt Stalimene, eine der nördlichsten Inseln im Archipelagos (dem ägäischen Meere), südwestlich vom Inbro, zwischen dem Hellespont und dem Berge Athos, enthält 12 QM. Flächenraum, ist öfters vulcanischen Ausbrüchen und Erdbeben ausgesetzt (daher die alte Sage, Hephästos sei auf sie vom Zeus aus dem Himmel geworfen worden) und wenig fruchtbar, war sie auch spärlich bewohnt (8000 Einw.). Getreide, Wein, Oel und Südfrüchte (kein Holz) waren von je das, was die Natur darbot. Doch ist noch zu erwähnen die bekannte Siegelerde oder der rothe Thon, die noch jetzt einen Handelsartikel abgiebt. Unter die Merkwürdigkeiten der Insel gehört das Labyrinth. L. ist uns dem Namen nach bekannt von der Zeit der Argonauten an; im trojanischen Kriege war es griechische Station; später siedelten sich die aus Attika vertriebenen Pelasger hier an, bis Athen unter Miltiades es durch Eroberung an sich brachte, dessen Schicksal es bei der Eroberung Griechenlands durch die Macedonier und später die Römer theilte, bis es den Türken in die Hände fiel, welche es bis jetzt noch besitzen. Vgl. Rhode, „Res Lemnicae" (Bresl. 1829). Die Hauptstadt heißt jetzt Lemnos, im Alterthum Myrine, ist Sitz eines griech. Bischofs und hat ungefähr 1000 Einw.

Lemoine, François, Geschichtmaler, geb. zu Paris 1688, verdankte die ganze Grundlage seiner Kunst dem Maler Galloche, zu dem er im 13. Jahre in die Lehre kam; denn sein sehnlicher Wunsch, in dem Lande der Kunst, Italien, sich auszubilden, wurde durch den spanischen Erbfolgekrieg vereitelt, und als sein Gönner Vergier 1723 seine Sehnsucht befriedigte, hatte er schon eine eigenthümliche Bildung gewonnen, wie das Gemälde, „eine ins Bad steigende Frau" das in dieser Zeit der Reife entstand, bewies. Sein Leben gehörte der Kunst, und darum ist davon auch weiter nichts zu sagen, als daß er nach seiner Rückkehr nach Paris zum Professor der Akademie ernannt wurde und unermüdet fleißig war. Außer dem Kapellengemälde in der Kirche St. Sulpice, „der Himmelfahrt", das 1780 von Callot überarbeitet worden ist, hat er seinen Namen vorzüglich durch das Deckengemälde im Herkulessaale zu Versailles unsterblich gemacht. Bei 64 Fuß Länge und 54 F. Breite zählt das Ganze 142 Figuren. Aber die Vermehrung seines Ruhmes bezahlte er mit der Abnahme seiner Gesundheit. Der an sich nicht feste Mann hatte fünf Jahre lang bei der angestrengtesten Arbeit, auf dem Rücken liegend, an dem Gemälde gearbeitet. Seine an sich düstere Gemüthsart verwandelte sich in Wahnsinn. Als einst sein Freund und Gönner Vergier, um ihn zu besuchen, kam, fiel, da sich die Thüre öffnete, der Unglückliche sterbend zu seines Freundes Füßen, er hatte sich neun Dolchstiche beigebracht.

Digitized by Google

Er starb am 4. Juni 1737. L. war damals 49 Jahre alt und seit zehn Monaten erster Maler des Königs. Seine Zeichnung ist nicht immer correct, seine Farben sind blendend, aber nicht immer wahr. Er hat die Auctorität geliehen zu den Sünden der franz. Schule für die Folge. — Ein anderer Künstler gleiches Namens, Jean Baptiste L., geb. in Paris 1704, gest. 1778, war einer der besten franz. Bildhauer des vorigen Jahrh. und stand besonders in hoher Gunst bei Ludwig XV., den er mehrmals zu Pferde und zu Fuß darstellte. Als seine Hauptwerke gelten die Monumente Mignard's, Crebillon's, Fleury's u. A. in Paris. — Der noch lebende Bildhauer St. Paul L., geb. in Paris 1784, ist einer der bessern franz. Künstler aus der neuclassischen Schule.

Lemontey, Pierre Edouard, Mitglied der franz. Akademie, Rechtsgelehrter und Dichter, geb. zu Lyon 1762, verschaffte den Protestanten in Frankreich das Bürgerrecht durch seine bei Gelegenheit der Zusammenberufung aller Stände des Königreiches 1789 erschienene Schrift: „Kann ein Protestant zu der Ständeversammlung wählen oder selbst gewählt werden?" Als Deputirter des Rhonedepartements kam er in den Nationalconvent, in welchem er die demagogische Partei von Ausschweifungen abzuhalten bemüht war und bewirkte, daß die Verbannung der Emigrirten nicht auf die eben aus Frankreich abwesenden Gelehrten und Künstler ausgedehnt wurde. Im Prozesse Ludwig's XVI. stimmte er für dessen Freisprechung. Als er das Schreckenssystem eintreten sah, floh er nach der Schweiz. Bei seiner Zurückkunft war seine Vaterstadt in Flammen aufgegangen, er beklagte ihr Schicksal in der schönen Ode „Les ruines de Lyon." Nicht lange mehr nahm er an den Verhandlungen des Nationalconvents Theil, er zog sich von allen öffentlichen Geschäften zurück, machte eine Reise nach Italien und gab, nach Paris zurückgekehrt, seine Gedichte, Romane und Opern heraus. Napoleon machte ihn zum Censor der Theaterschriften. Ludwig XVIII. ernannte ihn zum Generaldirector des Buchhandels und gab ihm den Orden der Ehrenlegion. Die franz. Akademie nahm ihn 1819 zu ihrem Mitgliede auf. Er starb zu Paris am 27. Juni 1826. — Seine Oper „Palma, ou le voyage en Grèce" wurde während der Revolution mit Enthusiasmus aufgenommen, da sie einen kräftigen Tadel der franz. Bilderstürmerei enthielt. Bei Gelegenheit von Napoleon's Thronbesteigung schrieb er den in vier Monaten viermal aufgelegten Roman: „La famille du Jura, ou Irons-nous à Paris?" Sehr geschätzt wird seine „Histoire de la France depuis la mort de Louis XIV."; aber kühn und treffend ist seine Beurtheilung der verderblichen Regierung Ludwig's XIV. in seinem Meisterwerke: „Essai sur l'établissement monarchique de Louis XIV." (Par. 1818), der einen Vorläufer seiner trefflichen „Histoire de la régence et de la minorité de Louis XV." (2 Bde., Par. 1832) bildete, die er auf Anregung Napoleon's mit Benutzung der geheimen Staatsarchive schrieb, weshalb sie unter der Restauration nicht im Druck erscheinen durfte, gleich nach seinem Tode von der Regierung mit Beschlag belegt wurde und erst nach der Julirevolution gedruckt werden konnte. Eine Sammlung seiner „Oeuvres" mit Ausnahme des zuletzt genannten Werkes erschien 1829 (5 Bde.).

Lemot, François Frédéric, Bildhauer, ward 1773 zu Lyon von armen Aeltern geboren. Er lernte auf der Akademie zu Besançon die Anfangsgründe der Baukunst und begab sich, um sich auszubilden, in seinem 12. Jahre zu Fuße nach Paris. Beim Anblick der trefflichen Bildhauerwerke in den öffentlichen Gärten dieser Stadt entstand in ihm die Neigung zur Sculptur. Er zeichnete eines Tages die Statue des Herkules von Puget im Park von Sceaux, als der Bildhauer Dejour und einige andere Akademiker zu ihm traten und, über seine Geschicklichkeit im Zeichnen erstaunend, sich nach seinen Verhältnissen erkundigten. Dejour hatte kaum die dürftige Lage des Knaben erfahren, als er ihm vorschlug, zu ihm zu ziehen, was dieser mit freudigem Danke annahm. So schnelle Fortschritte machte der Knabe, daß er in seinem 17. Jahre mit einem von ihm gefertigten Basrelief den Preis der Akademie erwarb. Von Ludwig XVI. mit einem Jahrgehalt nach Rom geschickt, vervollkommnete er sich hier in seiner Kunst. Allein bald hörten die Unterstützungen auf; dem äußersten Mangel preisgegeben, ging L. nach Neapel und dann nach

Digitized by Google

Florenz, um ein Unterkommen zu finden. Er wanderte endlich unter tausend Gefahren, da er in Frankreich als Emigrant galt, nach Paris und bat bei der revolutionären Regierung für sich und die übrigen franz. jungen Künstler in Italien um Unterstützung. Für Letztere erlangte er sie; er selbst aber wurde zur Rheinarmee geschickt, um unter Pichegru zu dienen. Doch kaum dort angekommen, ward er nach Paris zurückberufen und mit der Fertigung einer 50 Fuß hohen bronzenen Statue beauftragt, welche den Platz beim Pont-neuf schmücken und das franz. Volk in der Gestalt des Herkules darstellen sollte. Sein Modell wurde gebilligt, er konnte Bildwerke in Metall gießen; ehe er aber an die Ausführung des großen Werkes gehen konnte, wurde das franz. Volk von einem Kaiser beherrscht, und die Ausführung des Herkulesbildes unterblieb. Seine Meisterwerke sind seine Marmorstatuen für den Senat, Lykurg, Solon und Cicero, eine Statue des Königs Joachim Murat, eine schlafende Jungfrau, eine Hebe, die dem Jupiter die gefüllte Schale reicht, der große Fronton an der Colonnade des Louvre, zwei Basreliefs für den Saal der Pairskammer, die colossale Büste von Jean Bart, der Siegeswagen und die Siegesgöttin, die mit den Pferden vom Marcusplatze in Venedig den Carousselplatz in Paris zierte, und die auf Befehl Ludwig's XVIII. gefertigte Reiterstatue Heinrich's IV. in Bronze. Seine herrlichen Bildhauerarbeiten an dem Triumphbogen zu Chalons sur Marne haben die verbündeten Mächte 1814 zugleich mit dem ganzen, ihnen ärgerlichen Triumphbogen zerstört. Im J. 1824 fertigte er für die Stadt Lyon die 17 Fuß hohe Reiterstatue Ludwig's XIV. in antikem Costum. Napoleon gab ihm den Orden der Ehrenlegion; Ludwig XVIII. den Michaelsorden. Er starb zu Paris im Mai 1827. Auch eine anziehende Schrift hat man von ihm: „Notice historique sur la ville et le château de Chiffon, ou voyage pittoresque dans le bocage de la Vendée" (Par. 1827, 4.).

Lemur, gewöhnlich in der Mehrzahl Lemures, hießen bei den Römern im Allgemeinen die abgeschiedenen Seelen der Verstorbenen, von denen man die guten als Hausgötter oder Laren (s. d.) verehrte, die bösen dagegen als nächtliche Gespenster und Poltergeister fürchtete, die unstet umherirrten und die Lebenden vielfach beunruhigten (s. Larve). Um nun Letztere zu versöhnen und aus den Häusern zu verbannen, wurde jährlich in den Mitternachtsstunden des 9., 11. und 13. Mai das Fest der Lemurien, die Lemuria, gefeiert. Anfangs soll dieses Fest Remurien, von Remus, dessen Ermordung als Blutschuld auf dem Volke haftete, geheißen und Romulus selbst soll es gestiftet haben, als der blutige Schatten seines Bruders, ein jährliches Todtenopfer begehrend, seinen Pflegeältern erschienen war. Die Ceremonie der eigentlichen Versöhnung geschah um Mitternacht, indem der Hausvater ohne Schuhe und mit leisem Tritte im ganzen Hause umherging und schwarze Bohnen über den Kopf mit den Worten: „Ich löse mit diesen Bohnen mich und die Meinigen," hinter sich warf. Man flehte dann die Geister an, die Ruhe der Lebenden nicht zu stören, wusch dreimal die Hände und schlug an ein kupfernes Geschirr, um die Schreckensgeister durch den Schall zu verscheuchen.

Lena, einer der drei großen Ströme Sibiriens im Gouvernement Irkutsk, hat eine Länge von 440 Meilen und ein Stromgebiet, welches gegen 37,000 QM. umfaßt. Er entspringt im Baikalgebirge im Westen des Baikalsees. Sein Flußbett liegt bei Kirensk noch 1100 Fuß und bei Jakutsk, wo er in die völlige Niederung tritt, 350 F. über dem Meeresspiegel. Von hier fließt er sehr langsam, in breiter, zum Theil seichter Strömung, dem nördlichen Eismeere zu, wo er ein breites, aus unzähligen Mündungsarmen bestehendes Deltaland bildet. In das Eismeer ergießt er sich unter 73° nördl. Br., in starrer arktischer Region, der großen Inselgruppe Neu-Sibirien gegenüber. Unter den Nebenflüssen der L. zeichnet sich zur Rechten der Witim, die Olekma und der Aldan, zur Linken der Wilui aus, sämmtlich schiffbare, breite und wasserreiche Ströme. Die die L. umwohnenden Völker, z. B. Burjäten, Tunguſen und Jakuten, nähren sich besonders vom Fischfange. An den Ufern des Flusses findet man häufig Mammuthzähne und Mammuthknochen.

Lenäos ist der Beiname des Bacchus, dem die Lenäen, das Kelterfest, in Athen

Digitized by Google

im Monat Lenäon, mit dramatischen Wettkämpfen gefeiert wurden. Vgl. Böckh, „Ueber die Lenäen" in den „Abhandlungen der Berliner Akademie der historisch-philologischen Classe" (1816—17).

Lenau, Nik., s. Nimbsch von Strehlenau.

Lenclos, Anne, genannt Ninon de, die Aspasia Frankreichs, wurde am 15. Mai 1616 zu Paris von adeligen Aeltern geboren. Sie verlor diese schon im 15. Jahre. Sich selbst überlassen, gab sie ihr Vermögen für eine jährliche Leibrente von 8—10,000 Livres hin, von welcher sie sparsam, aber mit Anstand lebte. Sie bildete ihre Anlagen sorgfältig aus, spielte trefflich Clavier, Laute und Teorbe, sang mit Geschmack, tanzte grazienhaft. „Schönheit ohne Anmuth," sagte sie bisweilen, „ist ein Auge ohne Lockspeise." Dabei zeichnete Scharfsinn und Witz sie aus und trug ihren Ruhm bald durch die ganze Hauptstadt. Nach dem Zeugnisse aller Zeitgenossen war ihr Wuchs voll Adel, Anmuth und Ueppigkeit; ihr Gesicht, obschon nicht vollkommen regelmäßig, zeigte unendlich viel Einnehmendes und viele Feinheiten. Sie war die Seele der besten Gesellschaften und alle Herzen flogen ihr liebend entgegen. Viele waren darunter, welche der stärksten Gegenliebe werth waren; wie sollte sie diese nicht empfinden? Unter ihren Anbetern zählte man Condé, la Rochefoucauld, Longueville, Coligny, Villarceaux, Sévigné, La Châtre, Gourville, d'Estrées ꝛc. Doch die Liebe war bei ihr nur ein Sinnengenuß; darum der öftere Wechsel in dem Gegenstand ihrer Liebe; aber das Herz blieb Allen ergeben in dauernder Freundschaft. Darum lehnte sie auch alle Heirathsanträge ab. Allein nie sah man in ihrer Umgebung den Anstand verletzt, welcher die achtbarste der Frauen bezeichnet. Daher drängten sich auch die angesehensten und geachtetsten Frauen zu ihr, wie la Fayette, Maintenon; ja Christine von Schweden wollte sie bewegen, mit ihr nach Rom zu gehen; die meisten, um von ihr zu lernen, wie man, ohne zu verletzen oder lächerlich zu werden, es anfangen müßte, einnehmend und liebenswürdig zu erscheinen. Wer seinen Söhnen eine vorzügliche Erziehung geben wollte, warb für sie um die Gunst, Zutritt in Ninon's Gesellschaften zu erhalten. Selbst Männer wie Molière, St. Evremont, Châteauneuf, zogen bei ihren Dichterwerken Ninon's Geschmack zu Rathe. Durch Châteauneuf wurde auch der junge Voltaire ihr vorgestellt, dessen zukünftige Berühmtheit sie ahnete und dem sie 2000 Liv. zur Anschaffung einer Bibliothek aussetzte. Ihre Schönheit erhielt sich so lange und nahm so langsam ab, daß noch in ihrem 80. Jahre der Abbé Gédoyn eine heftige Leidenschaft zu ihr gefaßt haben soll. „Die Liebe," sagte Chaulieu, „hatte sich noch in die Falten ihrer Stirn zurückgezogen." — Der Abbé Fraguier, der sie erst im hohen Alter kennen gelernt, sagte, „wer immer auf ihre Augen Acht gebe, sehe darin noch die Geschichte ihres Lebens geschrieben." Ninon starb am 17. Oct. 1706, 90 Jahre und 5 Monate alt. Einer ihrer Söhne, Namens la Boissière, wurde Schiffscapitän und starb zu Toulon 1732 in seinem 75. Jahre. Seine Geburt war durch einen Streit ausgezeichnet, welcher zwischen einem Offizier und einem Geistlichen über die Vaterschaft entstand. Man nahm zum Loose seine Zuflucht, und der Offizier wurde Vater. Es ist bekannt, daß ein anderer Sohn, welchen sie von Villarceaux bekommen, sich in Ninon sterblich verliebt und, als er erfuhr, daß sie seine Mutter sei, sich erstochen hat. So edel und gut Ninon war und so glücklich sie zu sein schien, so bekannte sie doch oft, daß sie nicht glücklich sei. Ihre Briefe an Saint-Evremont, ausgezogen aus dessen Werken, befinden sich in der „Collection de lettres des femmes célèbres", welche Léopold Collin 1805 herausgegeben hat. Sie zeichnen sich durch Natürlichkeit und elegante Einfachheit aus. Nur diese sind echt; außer diesen giebt es aber noch mehrere Sammlungen ihrer Briefe, welche untergeschoben sind. Man schreibt ihr auch eine kleine Schrift zu: „La coquette vengée", welche sich in der angeführten Sammlung von Collin befindet. Ihr Leben beschrieben Demours und Lebret; Dourmenil gab „Mémoires pour servir à l'histoire de Mad. de L." (Par. 1751) heraus.

Lengerke, Alex. von, Landesökonomierath und Generalsecretär des Landesökonomie-Collegiums für die preuß. Staaten in Berlin, wurde zu Hamburg geboren, widmete sich der Landwirthschaft, conditionirte mehrere Jahre als Verwalter und pachtete dann ein

Digitized by Google

Landgut. In Folge von mannichfachen Verlusten gab er das Pachtgeschäft auf, machte dann einige Reisen durch Deutschland und ließ sich endlich in Bremen häuslich nieder. In dieser Zeit schrieb er seine „Darstellung der Landwirthschaft in den Großherzogthümern Mecklenburg" (Königsb. 1831); die „Anleitung zum praktischen Wiesenbau" (2. Aufl., Prag 1844); „Reise durch Deutschland" (Prag 1839), und das „Landwirthschaftliche Conversations-Lexikon" (4 Bde., Prag 1837—38, nebst Supplementband, Braunschw. 1842). Im J. 1841 erhielt er den Ruf als Professor der Landwirthschaft am Carolinum zu Braunschweig, worauf er im folgenden Jahre in seine gegenwärtige Stellung nach Berlin kam. In Braunschweig beendigte er das schon früher angefangene größere Werk, „Landwirthschaftliche Statistik der deutschen Bundesstaaten" (2 Bde., Braunschw. 1840—41). Gegenwärtig giebt er die „Annalen der Landwirthschaft in den preuß. Staaten" (Berl. 1842 flg.) heraus.

Lenglet du Fresnoys, Nicolas, ein sehr thätiger franz. Schriftsteller, geb. am 4. Oct. 1674, studirte in Paris und machte schon als Student durch einige Schriften Aufsehen. Im J. 1705 wurde er erster Secretär des Kurfürsten von Köln, Jos. Clemens von Bayern, der zu Lille residirte, gab jedoch diese Stellung wieder auf, um ohne allen Zwang seinen Studien leben zu können. Selbst die glänzendsten Anerbietungen bewogen ihn nicht, sich von irgend Jemand abhängig zu machen, nicht einmal im hohen Alter und in dürftiger Lage folgte er den immer dringendern Einladungen seiner reichen Schwester in Paris. Wiederholt wurde er seiner Schriften wegen in die Bastille gebracht. Beim Lesen eines Buches eingeschlafen, fiel er vom Stuhle in den Kamin und starb am 18. Jan. 1755. Aus der großen Menge seiner über die verschiedenartigsten Gegenstände sich verbreitenden Schriften nennen wir seine nach den Prozeßacten gearbeitete „Histoire de Jeanne d'Arc" (2 Bde., Par. 1753—54); „Histoire de la philosophie hermétique" (3 Bde., Par. 1742); „Méthode pour étudier la géographie" (10 Bde., Par. 1716; 4. Aufl., 1768); „Méthode pour étudier l'histoire" (Par. 1713; 12 Bde., 1735; beste Ausg. von Drouet, 15 Bde., 1772); „Tablettes chronologiques de l'histoire universelle" (Par. 1744; neue Aufl., 2 Bde., 1778), und von seinen Unterrichtsschriften die „Géographie des enfans" (Par. 1736; 15. Aufl. 1817).

Lennep, David Jakob van, geb. zu Amsterdam am 15. Juli 1774, aus einer Familie, deren Name schon seit langer Zeit in den obrigkeitlichen Aemtern der Stadt mit Ehren genannt wird, studirte auf der Universität Leyden die Rechtswissenschaft und machte ebendaselbst seine Promotion. Von 1796—99 arbeitete er darauf als praktischer Jurist in seiner Vaterstadt, wobei er zugleich das Studium der schönen Wissenschaften und der classischen Sprachen betrieb. Im J. 1799, als Wyttenbach sein Amt als Professor der Beredtsamkeit und schönen Wissenschaften am Athenäum zu Amsterdam niederlegte, um einem Rufe nach Leyden zu folgen, kam er an dessen Stelle. Im J. 1809 ernannte ihn Ludwig Bonaparte, damals König von Holland, zum Mitglied des Instituts, und nach der Revolution vom Nov. 1813 wurde er mit in den provisorischen Regentschaftsrath erwählt, der sich zu Amsterdam bildete. Als später der Friedensschluß erfolgte, kehrte L. zu seinen literarischen Beschäftigungen zurück, erhielt vom König der Niederlande den belgischen Löwenorden und wurde berufen an den Provinzialstaaten Theil zu nehmen. Er hat unter Andern herausgegeben: „Carmina juvenilia" (Amsterdam 1790); „Exercitationes juris. Lugd. Bat." (1790); „Rusticatio morpadica", eine Sammlung lateinischer Gedichte, von ihm verfaßt während seines Aufenthaltes auf dem Landgute Morpad, das durch den merkwürdigen Sieg, welchen Witt Camstede daselbst über Gui de Namur erfocht, berühmt ist. Noch hat man von L. geschätzte Ausgaben von Ovid's Heroiden (1809) und von Sabinus (1812). Mehrere werthvolle Artikel finden sich von ihm unter den Denkschriften des niederländischen Instituts. Die von Hugo Grotius angefangene und von Hieronymus de Bosch dann besorgte „Anthologia graeca" hat L. bis zum 4. Bande fortgeführt, ebenso beendigte er 1825 die Ausgabe des Terentianus Maurus, wozu van Santen den Grund gelegt hat. Von Hesiod's „ἔργα καὶ ἡμέραι" hat er eine metrische Uebersetzung in seiner

Digitized by Google

Muttersprache geliefert. Sein Sohn Jakob van L., geb. am 25. März 1802, lebt als Advocat zu Amsterdam und hat sich als Verfasser von Gedichten und Erzählungen in holländischer Sprache bei seinen Landsleuten vielen Beifall und auch im Auslande Anerkennung erworben. Das Bekannteste von ihm ist: „Nederlandsche Legenden" (6 Bde. in Scott'scher Manier); „De Roos van Dekama" (Amsterd. 1837, deutsch, 3 Bde., Aachen 1837); ferner die größern Dichtungen „Het huys ter-Leede en Adegild", „Jacoba en Bertha", „De strijd med Vlanderen"; und kleinere Sachen, als „Halde aan van Speyk", „Het Dorp aan de grenzen" und „Het dorp over de grenzen", „Een amsterdamsche Winteravond in 1632." Auch durch seine dramatischen Leistungen, u. a. „Haarlem's verlossing", eine Oper, seine Lustspiele ꝛc. hat er sich allgemeine Beliebtheit verschafft.

Lenoir, Alexander, der Stifter des berühmten Museums der Kunstdenkmäler zu Paris, geb. daselbst 1761, studirte im Collegium Mazarin und auf der Kunstakademie seiner Vaterstadt und hatte dann bei dem Hofmaler Doyen bis 1790 Unterricht in der Malerei. Als um diese Zeit die Bilderstürmerei ausbrach, rettete er die vorzüglichsten franz. Kunstwerke, indem er durch den Oberbürgermeister Bailly die Stiftung eines großen Nationalmuseums bewirkte, in welches die Kunstwerke aus Klöstern und Kirchen gesammelt wurden. Er selbst durchreiste in dieser Absicht oft nicht ohne Gefahr das Land und erhielt der Nachwelt die alten Schätze. Ueber das so von ihm selbst geschaffene Museum wurde ihm die Aufsicht übertragen, welche er 30 Jahre lang behielt; er widmete demselben eine Sorgfalt, durch welche das Studium der Kunstschätze erleichtert und erfolgreicher wurde. Eine Beschreibung dieser Kunstsammlung in der Straße des Petits-Augustins giebt sein „Musée des monumens français" (in 8 Bdn., Par. 1800—21), zu welchem er 22 Kupferplatten hat stechen lassen. Ludwig XVIII. löste 1816 das Nationalmuseum wieder auf, indem er die Denkmäler den Kirchen und wieder eingesetzten Klosterschaften zurückzugeben befahl; L. aber machte er zum Aufseher der Kunstschätze der Kathedrale von Saint-Denis. Er starb zu Paris am 10. Juni 1839. L. hat sich sowohl durch theoretische Schriften über die Kunst ausgezeichnet: „La vraie science des artistes ou corps complet de doctrines sur les arts dépendans du dessin" (Par. 1828 flg.); als durch praktische: Observations sur la peinture sur verre et sur ses différens procédés" (Par. 1824); „Recherches sur les costumes et les usages de l'antiquité"; und durch geschichtliche: „Recherches sur les monumens de l'occident et de l'orient."

Lenoir, Jean Charles Pierre, vormaliger Polizeipräsident von Paris, wurde 1732 daselbst geboren, 1752 in den Rath des Châtelet aufgenommen und entwickelte in diesem und verschiedenen, nach einander ihm übertragenen Gerichts- und Polizeiämtern so viel Geschicklichkeit, daß er 1774 zum Vorsteher der Polizei der Hauptstadt und im folgenden Jahre zum Staatsrathe ernannt wurde. Die schwierigsten Aufträge, welche ihm hier ertheilt wurden, vollzog er mit Glück. Als er über die Art und Weise, die Stadt mit Lebensbedürfnissen zu versehen, mit dem Minister Turgot in Zwiespalt gerieth, verlor er die Leitung der Polizei; erhielt sie aber wieder, nachdem Turgot's System sich als unbrauchbar bewies. Das unter seinen Augen verfaßte Werk: „Détail sur quelques établissements de la ville de Paris, démandé par S. M. I. la reine de Hongrie" (Par. 1780) giebt Aufschluß über das, was L. für die Wohlfahrts- und für die Sicherheitspolizei gethan hat. Eine Menge Wohlfahrtsanstalten verdanken ihm ihre Entstehung und Vervollkommnung; er führte eine ununterbrochene Straßenbeleuchtung ein, ließ die Korn- und Leinwandhallen bedecken, schuf eine Backschule, ein Leihhaus, Hallen für Leder- und Fischmarkt und verlegte die Kirchhöfe aus dem Innern der Stadt. Sein größtes Verdienst ist aber, die Abschaffung der Folter in Frankreich bewirkt zu haben. Einige Zeit, nachdem dieser würdige Mann das Polizeiamt niedergelegt hatte und Bibliothekar des Königs geworden war (1783), wurde er in einer Untersuchungssache als Mitschuldiger eines niedrigen Verbrechens genannt; aber die Lüge kam bald an den Tag. L. sah die Stürme der Revolution von Weitem, erkannte die Schwäche der Regierung, nahm 1790 seine Entlassung und ging Anfangs nach der Schweiz, dann nach Wien. Im J. 1802 kehrte er in

Digitized by Google

sein Vaterland zurück, wo ihn die damaligen Minister über mehrere Verwaltungspunkte zu Rathe zogen. Fouché erstaunte, als er von ihm erfuhr, mit welcher mäßigen Summe er eine so vortreffliche Polizei geführt habe. L. hatte nichts mehr. Sein ohnehin geringes Vermögen war in der Revolution zu Grunde gegangen. Daher setzte die von ihm errichtete Leihbank ihm ein Jahrgeld von 4000 Franken aus, und ein Mann, welchem er einst einen Dienst erzeigt hatte, und welcher reich geworden war, bot ihm ein kleines Landhaus in der Nähe der Stadt an. Er kam von hier oft nach Paris, woselbst er 1807 im Alter von 75 Jahren starb.

Lenormand, Marie Anne, Wahrsagerin und Schriftstellerin, geb. zu Alençon 1772, erhielt eine ausgezeichnete Erziehung in der königl. Abtei der Benedictinerinnen zu Alençon und machte sich frühzeitig durch vielen Verstand und eine glühende Einbildungskraft bemerkbar. Schon in ihrem siebenten Jahre begann sie zu prophezeihen. Als die Aebtissin des Klosters zu Alençon ihrer Würde entsetzt wurde, sagte die junge L. voraus, eine Dame von Livardie werde an ihre Stelle kommen, und 18 Monate darauf bestätigte des Königs Wahl ihre Voraussage. Von der Zeit an glaubte sich L. berufen, den Schleier der Zukunft zu enthüllen, und gab bei allen wichtigen Gelegenheiten Orakelsprüche, welche ihren Ruf in Europa verbreiteten. In der Kunst die Menschen zu täuschen und ihre lächerliche Sucht nach Vorauskenntniß der Zukunft trügerisch zu befriedigen, ist unmöglich mehr Scharfsinn und Geschick anzuwenden, als Mlle. L. zeigte. Murat, St. Just, Robespierre, Adelige, Priester, Räthe, Krieger, Vornehme, bedeutende Machthaber, beeiferten sich mehr als einmal, der pythischen Priesterin in der Straße Tournon ihre Weihgeschenke darzubringen. Mit der Kaiserin Josephine, die sie beschützte, war sie sehr vertraut. Als sie jedoch in politische Umtriebe sich einzulassen versuchte, ward sie verhaftet und des Landes verwiesen. Dadurch aufgebracht verkündete sie in ihren „Souvenirs prophétiques d'une Sibylle sur les causes de son arrestation, le 11 Décembre 1809" des Kaisers Sturz und die Wiedereinsetzung der Bourbons; doch gab sie diese Prophezeihung erst nach der Restauration 1814 heraus. Eine so ärgerliche Kritik diese Schrift ihr von dem Zeitungsschreiber Hoffmann zuzog, so begründete sie doch ihr Ansehen bei den Legitimisten, und während ihres Aufenthaltes zu Aachen zur Zeit des Congresses in dieser Stadt, soll sie sich der Protection eines großen Monarchen erfreut haben. Sie giebt davon Nachricht in ihrer Schrift: „De la Sibylle au congrès d'Aix la Chapelle, suivi d'un coup d'oeil sur celui de Carlsbad" (Par. 1819), wegen welcher sie 1821 in Brüssel verhaftet und in einen Prozeß verwickelt wurde, in welchem jedoch das Appellationsgericht dieser Stadt sie frei sprach. In der spätern Zeit hat sie selbst die Geheimnisse ihrer Kunst bekannt gemacht: sie sagte das Schicksal der Menschen voraus nach dem Monat und Monatstag der Geburt, dem Alter, den Anfangsbuchstaben der Vornamen und des Geburtsortes, nach der Lieblingsfarbe, der Lieblingsblume, dem Charakter des Thieres, welches man liebt oder welches man haßt. Von ihren zahlreichen Schriften verdienen die meiste Aufmerksamkeit ihre „Mémoires historiques et secrètes de l'impératrice Josephine" (Par. 1820, 2 Bde.). Sie starb zu Paris 1843.

Lenotre, Andreas, geb. 1613 zu Paris, ein Gartenkünstler, dem Versailles, Chantilly, St. Cloud, Meudon, Sceaux, die Tuilerien, Fontainebleau ihre berühmten Gärten, Amiens seinen herrlichen Spaziergang Autri und St. Germain seine schöne Terrasse verdanken. L. war groß in seiner Kunst und genoß ein übergroßes Wohlwollen Ludwig's XIV., der ihm den Adel und den Michaelsorden verlieh. Er starb 1700 zu Paris, schon mehrere Jahre vorher durch hohes Alter untauglich zu seiner Kunst.

Lento, Lentamente (ital.) langsam, bedeutet in der Musik das langsamste Zeitmaß.

Lentulus, der Name einer patrizischen Familie des röm. Geschlechtes der Cornelier (s. Cornelius), wird zuerst bei der Belagerung des Capitols durch die Gallier im J. 390 v. Chr. erwähnt, wo ein Lucius Cornelius L. allein von den Senatoren dazu aufforderte, den Frieden nicht zu erkaufen, sondern sich durch den Feind zu schlagen. — Aus der spätern Zeit der Republik ist besonders Publius Cornelius Lentulus

Digitized by Google

Sura bekannt, der im J. 75 Prätor, 71 Consul war, im J. 70 aber mit 63 Anderen wegen seines unsittlichen Lebens durch die Censoren aus dem Senat gestoßen wurde. In der abergläubischen Hoffnung, er sei nach Cinna und Sulla der dritte Cornelier, dem die Herrschaft über Rom beschieden sei, schloß er sich 63 v. Chr. an Catilina (s. d.) an und stand, als dieser die Stadt verlassen hatte, an der Spitze der in Rom zurückgebliebenen Verschworenen. Durch seine Unentschlossenheit aber wurde die Ausführung des Planes, Rom anzuzünden und die Gegner zu ermorden, hinausgeschoben, und die Unvorsichtigkeit, mit der er sich mit den Allobrogischen Gesandten einließ, trug vornehmlich dazu bei, daß es dem Cicero gelang, ihn und die anderen Häupter der Verschwörung zur Untersuchung zu ziehen. Er mußte die Prätur, die er in diesem Jahre zum zweiten Male bekleidete, niederlegen und erlitt mit seinen Genossen den Tod durch Henkershand im Gefängniß. — Publius Cornelius Lentulus Spinther, dem der Vorige, nachdem er seine Theilnahme an der Verschwörung eingestanden, zur Obhut übergeben wurde, war damals curulischer Aedil, wurde im J. 60 Prätor und war als Consul im J. 57 für die Rückberufung Cicero's (s. d.) thätig. Im J. 49 schloß er sich als eifriger Optimat an Pompejus, dem er früher verfeindet gewesen, floh vor Cäsar aus Asculum und begab sich, nachdem ihn dieser aus Corfinium mit Domitius frei entlassen hatte, zum Pompejus, starb aber bald nach dessen Ermordung. — Lucius Cornelius Lentulus Crus trat im J. 61 v. Chr. als Ankläger des Clodius (s. d.) auf. Mit C. Marcellus trat er als Consul im J. 49 als Gegner Cäsar's auf und wirkte dahin, daß dessen Friedensbedingungen verworfen wurden, dann floh er zum Pompejus, folgte diesem nach der Schlacht bei Pharsalus nach Aegypten und wurde hier auf Anstiften der Räthe des Ptolemäus getödtet.

Lenz, Jakob Michael Reinhold, dramatischer Schriftsteller, geb. 1750 zu Seßwegen in Livland, studirte zu Königsberg, lebte dann eine Zeitlang zu Berlin und machte mit einem Edelmann eine Reise nach Straßburg, wo er mit Goethe bekannt wurde. Bald darauf erschienen mehrere seiner Schauspiele, welche von Witz, Geist und Phantasie zeugen und die Tendenz haben, die Thorheiten der Menschen zu bekämpfen und zu züchtigen. Besonders erregten sein „Hofmeister" und „Neuer Mendoza" (Lpz. 1774) großes Aufsehen. L. war ein phantastischer, origineller Sonderling, der durch sein regelloses Leben in Armuth gerieth, endlich seinen Verstand verlor und in der größten Dürftigkeit 1792 zu Moskau starb. Von seinen gesammelten Schriften hat Tieck zu Berlin 1828 eine Ausgabe veranstaltet. Vgl. Stöber „Der Dichter L. und Friederike von Sesenheim" (Basel 1842).

Lenz, Harald Otmar, Naturforscher, geb. zu Schnepfenthal 1799, studirte in Göttingen und Leipzig die Naturwissenschaften und ist jetzt Lehrer derselben an der Erziehungsanstalt zu Schnepfenthal. Er verdient Erwähnung wegen seiner „Schlangenkunde" (Gotha 1832), worin er uns mehrere neue Berichte über die Natur der deutschen Schlangen, besonders der Kreuzotter, über die Wirkung des Giftes, über das Verhältniß der fleischfressenden Thiere zu den Schlangen ꝛc. giebt. Außerdem schrieb er: „Naturgeschichte der Säugethiere" (Gotha 1831) und „Die nützlichen und die schädlichen Schwämme" (Gotha 1831).

Lenz, Johann Adam, bekannt durch seine militärischen Schriften und Lehrbücher für Kriegswissenschaft, geb. zu Stockach in der Landgrafschaft Nellenburg 1786, wohnte als österreichischer Cadet dem Feldzug von 1805 bei, nachdem er mit vielem Eifer zu Klagenfurt Mathematik und Philosophie studirt hatte. Im folgenden Jahre trat er als Lieutenant bei den Fußjägern in die Dienste des Königs von Würtemberg, welchem durch den Frieden von Preßburg die Landgrafschaft Nellenburg zugefallen war, ward 1809 zum Adjutanten und Oberlieutenant ernannt, und focht als solcher mit Auszeichnung bei Linz. Nur kurze Zeit (während des Feldzugs von 1813) diente er als Hauptmann in der westfälischen Armee. Nach der Schlacht bei Leipzig ging er wieder in würtembergische Dienste zurück und erwarb sich in den französischen Feldzügen von 1814—15, in denen er sich ebenso brav als umsichtig bewies, den Hauptmannsrang erster Classe. Seine Schriften, „Felddienst für Unteroffiziere und angehende Militärs" (Stuttg. 1824—29); „Fragen

Digitized by Google

über den Felddienst für Unteroffiziere ꝛc." (Stuttg. 1830), sind zwar eigentlich für die würtembergische Armee geschrieben, jedoch für jeden Militär von praktischem Nutzen, und zeugen nicht weniger für seine Gründlichkeit, seine Umsicht wie für seine Sachkenntniß.

Lenz, Johann Georg, Bergrath und Professor der Philosophie, Mitglied der meisten gelehrten Gesellschaften Europa's und bekannt als Mineralog und Physiker, ward geb. am 2. April 1748 zu Schleusingen. Er besuchte zu Jena Walch's Vorlesungen über Mineralogie und Botanik und erhielt nach dessen Tode die Aufsicht über Walch's nachgelassene, vom Großherzog Karl August angekaufte naturhistorische Kunstsammlung. Seine mineralogischen Vorlesungen nach Werner-Hoffmann's System und der Eifer, womit er durch die Stiftung der Jena'schen mineralogischen Gesellschaft 1796 für jene Wissenschaft sorgte, erwarben ihm die Anerkennung und den Dank eines großen Publikums. L. war unermüdet thätig, die Schätze und Sammlungen der Gesellschaft zu vermehren, er suchte die bedeutendsten Männer in das Interesse des Vereins zu ziehen, um durch ihre Leistungen und Schenkungen den Gehalt der Sammlung zu bereichern. Es gelang ihm auch vortrefflich, und durch das reiche Geschenk, welches Fürst Dimitri Galizin, der zum Präsidenten der Gesellschaft ernannt worden war, derselben mit seiner prächtigen, aus sibirischen Stücken bestehenden Sammlung machte, gewann das Cabinet im hohen Grade. Die Arbeiten in diesem Cabinet, die Correspondenz über mineralogische Gegenstände mit der ganzen gelehrten Welt, das feste Streben, die Sammlung zu bereichern, nahmen fast L.'s ganze Zeit in Anspruch und sind mit dankbarer Anerkennung zu erwähnen; obwohl man ihm nicht mit Unrecht den Vorwurf macht, bei der Aufnahme der Mitglieder und der Ankäufe der für das Cabinet bestimmten Exemplare nicht eben die größte Vorsicht und Auswahl getroffen, sondern nur die Massen berücksichtigt zu haben. Er erhielt 1794 eine außerordentliche Professur der Philosophie (seit 1810 mit Sitz und Stimme im akademischen Senate) und ward 1803 zum Bergrath ernannt. Die Feier seines 50jährigen Jubiläums (25. Oct. 1822) veranstaltete der Großherzog und beschenkte ihn mit einer beträchtlichen Geldsumme. Der unermüdliche und verdienstvolle Greis starb am 28. Febr. 1832 im 84. Lebensjahre.

Lenzen heißt eine Stadt im Kreise West-Priesnitz des preuß. Regierungsbezirks Potsdam, $^1/_4$ Meile von der Elbe am Lenznersee und dem Rudow'schen See mit 2600 E. Bekannt ist die Lenzener Wische, ein fruchtbarer Marschstrich an der Elbe und Elde, deren Bewohner besonders Rindvieh- und Pferdezucht treiben. Das Land ist häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt. Hier wurden im J. 930 die Rhederer von König Heinrich I. von Deutschland geschlagen.

Leo ist der Name von zwölf röm. Päpsten. — Leo I. oder der Große (s. d.) regierte 440—461; L. II., 682—684, bestätigte das über seinen Vorgänger Honorius, der Monothelet gewesen, ausgesprochene Anathema; L. III., 795—816, vergalt Karl dem Großen die vermehrte Pipin'sche Schenkung dadurch, daß er ihn zum weström. Kaiser krönte; L. IV., 847—855, war einer der Päpste, bei deren Wahl die kaiserl. Bestätigung bereits umgangen wurde; L. V., erwählt 907, regierte nur 40 Tage; L. VI., 928—929, und Leo VII., 936—939, lebten in den stürmischen Zeiten der Theodora und Marozia; Leo VIII., 963—965, wurde von Kaiser Otto I. statt des lasterhaften Johann's XII. zum Papste gemacht und sprach dem Kaiser und seinen Nachfolgern mittels einer merkwürdigen Urkunde das Recht zu, den Papst einzusetzen und die Bischöfe zu investiren; L. IX., 1049—54, vorher Bischof von Toul, wurde in Worms gewählt und begann auf Hildebrand's Rath den Kampf gegen Simonie und Ehe der Geistlichkeit durch zahlreiche Visitationssynoden; Leo X. (s. d.) regierte 1513—21; Leo XI., gewählt 1605, starb schon nach 27 Tagen; Leo XII. (s. d.) regierte 1823—29.

Leo I., Papst, mit dem Beinamen der Große, war gebürtig aus Rom, nach Andern aus Toskana, und unter Cölestin I. und Sixtus III. Diakonus. Ungeachtet dieser untergeordneten Stellung, wählte man ihn doch nach des Letztern Tode zum Papst, denn er war klug, nicht ohne Kenntnisse, hatte dies bei der Leitung mehrerer wichtigen Angele-

Digitized by Google

genheiten bewiesen, und überdies konnte man erwarten, er werde für eine so plötzliche Erhöhung erkenntlich sein und das Beste der Kirche stets im Auge behalten. Er saß 21 Jahre auf dem heiligen Stuhle. In dieser Zeit verdammte er die Ketzer wie fast alle seine Vorfahren, verfolgte die Manichäer, Pelagianer, Priscillianisten und Eutychianer, hielt die Kirchenversammlung zu Chalcedon, schützte indeß doch auch Rom zweimal vor der Zerstörung durch die Hunnen unter Attila und 455 durch die Vandalen unter Geiserich, der es blos 14 Tage plünderte, machte sich dadurch besonders den Kaiser Valentinian verbindlich, legte den ersten Grund zur päpstlichen Hierarchie und erwarb sich namentlich um des Letztern willen den Namen des Großen. Er starb den 11. Nov. 461. Man hat von ihm 96 Reden über die vornehmsten Festtage des Jahres und 141 Briefe (herausg. von Quesnel, Paris 1675; Lyon 1700, Venedig 1757). Noch schreibt man ihm zu: „Liber de vocatione gentilium" und „Epistola ad Virginem Demitriadem." Vgl. Arendt „Leo der Große und seine Zeit" (Mainz 1835).

Leo X., Papst 1513—21, aus der Familie der Mediceer, wurde den 11. Dec. 1475 zu Florenz geboren, schon in seiner frühesten Jugend mit geistlichen Pfründen belehnt und von Innocenz VIII. im 14. Jahre zum Cardinal ernannt. Berühmte Gelehrte seiner Zeit, ein Chalkondylas, ein Politianus leiteten seine Erziehung und Bildung, und führten ihn hin zu den Classikern des Alterthums, bei deren Lesen sein Geist treffliche Nahrung fand. Nachdem er sich vergebens der Papstwahl Alexander's VI. widersetzt hatte, reiste er von Rom, wo er sich mehrere Jahre aufgehalten hatte, ab und lebte zu Florenz, bis seine Familie von Pietro Lorenzo von dort vertrieben wurde. Im J. 1499 durchreiste er Venedig, Frankreich und Deutschland, kehrte unter Julius II., der ihn zum Befehlshaber eines Hülfscorps gegen Frankreich ernannt hatte, zurück, ward aber 1512 in der Schlacht bei Ravenna gefangen, entfloh glücklich, ging nach Bologna und übernahm als Legat die Verwaltung dieser Delegation. 1513 nach dem Tode Julius' II. bestieg er den päpstlichen Stuhl. Hier zeigte er sich als Freund und Beschützer von Künsten und Wissenschaften. Durch seine Freigebigkeit gegen Gelehrte hatte er einen ausgezeichneten Einfluß auf die neu erwachende Liebe für bildende Künste und Literatur; unter ihm bildete sich eine eigene Gesellschaft zur Herausgabe von griechischen Classikern; er war es, der Rom als Universität zu einer hohen Wirksamkeit brachte und sie mit bedeutenden Freiheiten oder Besitzthümern ausstattete. Zum Behuf seines Aufwandes, besonders aber, um den angefangenen Bau der Peterskirche fortsetzen zu können, ließ er den Ablaß in Deutschland eröffnen und gab damit die Losung zur Reformation. Mochten ihm die kirchlichen Unruhen unter Luther nicht bedeutend genug erscheinen, mochte der Papst wähnen, Luther als ein talentvoller Mann habe den Neid besonders der Dominicaner erregt, kurz nur auf fortwährende Anforderungen der Mönche und des deutschen Kaisers ließ er Luther nach Rom fordern, bewilligte darauf, daß er sich vor dem Legaten Cajetan in Augsburg vertheidigen konnte und erließ nun erst den 15. Juni 1520 die Bannbulle gegen ihn. Nicht so vortheilhaft für seinen Charakter sehen wir ihn als Politiker handeln, wo er von dem Grundsatze ausging, der Herrschaft aller Fremden in Italien ein Ende zu machen. Anfangs neigte er sich auf die Partei von Frankreich, söhnte Ludwig XII. mit England aus und bot ihm die Hand, seine Unternehmungen gegen Mailand zu unterstützen. Als Franz I. dagegen auf den französischen Thron gelangte, vereinigte er sich kurze Zeit mit dem deutschen Kaiser, allein bald schloß er ein Bündniß mit ersterem, kam mit ihm in Bologna 1515 zusammen, suchte von ihm die Aufhebung der pragmatischen Sanction zu erhalten und schloß sehr vortheilhafte Concordate ab, nach welchen der Papst und der König sich in die Rechte der Geistlichkeit theilten. Um die Besitzungen seiner Familie zu vermehren, entriß er unter nichtigen Vorwänden 1516 dem Herzoge von Urbino seine Staaten. Im folgenden Jahre wollte dieser sein Eigenthum wieder erobern, allein durch die Größe und Tapferkeit von Leo's Heer wurde er gezwungen seiner Krone zu entsagen; bald darauf ließ er das Land seinem Besitzthum einverleiben. Bei einer Verschwörung gegen sein Leben zeigte er sich als einen blutgierigen Tyrannen, denn nicht genug, daß er gegen sein Versprechen den Cardinal Petrucci hinrichten ließ, wurden auch auf seinen Be-

Digitized by Google

fehl viele Unschuldige gemartert und getödtet. Nie hatte er seinen ersten Grundsatz aus den Augen gelassen, nie geruht, bis die fremde Macht in Italien gebrochen war, und zu diesem Zwecke schloß er 1521 ein Bündniß mit Karl V. von Deutschland, indem er Mailand den Franzosen zu entreißen und den Sforza's wieder zu verschaffen sich bemühte. Es gelang ihm; das Land ward erobert, Parma und Piacenza mit dem Kirchenstaate vereinigt. So sah er sich denn bald am Ziele seiner Wünsche, allein schneller noch am Ziele seines Lebens, denn mitten unter seinen Siegen starb er am 1. Dec. 1521. Seine religiöse Ueberzeugung betreffend, war er einer der größten Freigeister seiner Zeit, gegen den die damals verketzerten Secten Rechtgläubige genannt zu werden verdienen. Vergl. Roscoe „Life and Pontificate of L. X." (4 Bde., Liverp. 1805; 6 Bde., Lond. 1806; deutsch von Glaser mit Henke's Anmerkungen; 3 Bde., Lpz. 1806—8; ital. mit Anmerkungen und ungedruckten Beilagen von Bossi, 12 Bde., Mail. 1818).

Leo XII., geb. den 2. Aug. 1760 auf dem Landgute Genga bei Spoleto, wirkte als Nuntius bei den rheinischen Kurfürstenthümern für das Wohl der päpstlichen Macht und war zuletzt vor seiner Erwählung zum Oberhaupte der katholischen Kirche Generalvicar von Rom. Pius VII. starb am 20. Aug. 1823 und Leo wurde am 28. Sept. desselben Jahres mit der päpstlichen Würde bekleidet. Bald darauf schloß er mit den Niederlanden ein Concordat, unterhandelte mit den südamerikanischen Freistaaten, schrieb 1824 für das folgende Jahr ein Jubeljahr aus, und benutzte das deshalb erlassene Schreiben zu einem Bannfluche gegen die Bibelgesellschaften, und gab den Jesuiten Seminare, Kirchen ꝛc. zurück, wodurch sie aufs Neue die Bildung und Erziehung der Jugend in ihre Hände bekamen; dagegen billigte er, wenn auch nur aus Politik, da er früher wegen seiner starrsinnigen Behauptungen aller geistlichen Rechte mit Frankreich gespannt gewesen war, die Gesetze des Königs von Frankreich gegen die Jesuiten im J. 1828. Durch seine persönliche Prüfung aller öffentlichen Anstalten, durch strenge Maßregeln für die öffentliche Sicherheit, durch geschärfte Sittenpolizei in Rom, erwarb er sich die Liebe seines Volkes. Er starb den 10. Febr. 1829.

Leo, Leonardo, Kapellmeister des Conservatoriums San Onofrio zu Neapel, geb. daselbst 1694 (nach Andern 1701), war mit Pergolesi und einigen andern Componisten der eigentliche Vorbereiter der neapolitanischen Schule und der Erste, welcher die Rondo's in seinen komischen Opern anwendete. Er verdient eine Stelle unter den größten Meistern Italiens und verstand das Große und Erhabene mit dem Zarten und Einfachen wunderbar zu einigen. Fast in jedem Genre der Musik haben wir ausgezeichnete Arbeiten von ihm. Unter seinen Opern nennen wir: „Sofonisba"; „Olimpiade"; „Demofonte"; „Achille in Sciro"; „Tamerlane"; „Caio Gracchо"; „La clemenza di Tito"; zwei komische Opern: „Il Cioè" und „La Contesa dell' amore e della virtu" und zwei Oratorien: „Santa Elena al calvario" (nach Metastasio) und „La morte d' Abele"; seine vorzüglichsten Kirchenstücke sind: „Ave Maria"; und ein „Miserere" alla capella. Aus seiner Schule gingen hervor: ein Pergolesi, Piccini, Sacchini, Jomelli, Hasse ꝛc. Er starb 1742.

Leo, Heinrich, seit 1830 Professor zu Halle, ist am 19. März 1799 in Rudolstadt geboren, wo sein Vater damals Garnisonprediger war. Er ging, um Medicin zu studiren, 1816 nach Breslau. Doch änderte sich schon unterwegs sein Entschluß. Die Reise führte ihn über Berlin in Jahn's Nähe. Von diesem bearbeitet, wählte er die Philologie zum künftigen Studium, um einst als Schulmann auf die jungen Gemüther für das neu aufgeblühte Jahn'sche Deutschthum zu wirken. 1817 verließ er Breslau wieder, hielt sich einige Zeit zu Jena und Göttingen auf und betrieb hier namentlich das Studium der Geschichte des Mittelalters mit großem Eifer und musterhafter Gründlichkeit. Sein Wunsch, als Privatdocent angestellt zu werden, trieb ihn 1820 nach Erlangen. Hier erschien seine Abhandlung: „Ueber Odin's Verehrung der Deutschen". Man ließ aber 2 Jahre sein Ansuchen unbeachtet, und L. glaubte in Berlin weniger Hindernisse zu finden. Hier kam er 1822 an, erhielt aber erst im Sommer 1825 eine außerordentliche Professur ohne

Digitized by Google

Gehalt, nachdem er kurz vorher einen vortheilhaften Ruf nach Dorpat abgelehnt hatte. In die Zwischenzeit fallen seine ersten Privatvorlesungen über deutsche Geschichte und Geschichte des jüdischen Staates, seine Reise nach Italien (1823), und um die Lücken seiner bereits 1820 zu Rudolstadt dem Drucke übergebenen, wiewohl etwas fragmentarischen Schrift: „Ueber die Verfassung der lombardischen Städte", auszufüllen, auch die Herausgabe seiner „Entwickelung der Verfassung der lombardischen Städte" (Hamb. 1824). Seine Uebersetzung der „Machiavelli'schen Briefe" erschien 1826, sie fand eine sehr gute Aufnahme. Größern Beifall erhielt das „Handbuch der Geschichte des Mittelalters" (Halle 1830), die Frucht vieljähriger und fleißiger Studien, worin Tiefe und Originalität in Ansicht, Auffassung, Charakteristik der einzelnen Perioden herrscht. Privatverhältnisse führten seinen freiwilligen Abgang von Berlin herbei, doch erhielt er 1828 eine außerordentliche und 2 Jahre darauf die ordentliche Professur der Geschichte in Halle. Später erschienen seine „Zwölf Bücher niederländischer Geschichte" (5 Bde., Halle 1832—35). Seitdem wandte er sich immer mehr einer Richtung zu, die der des Tages schroff entgegentrat; so in seinen „Studien und Skizzen zur Naturgeschichte des Staats" (Halle 1833). Er wurde ein fleißiger Mitarbeiter an dem „Berliner politischen Wochenblatte" und ergab sich der in Halle in gewissen Cirkeln herrschenden pietistischen Richtung, wie sich dies schon in seinem „Lehrbuch der Universalgeschichte" (6 Bde. Halle 1835—44), dem er einen „Leitfaden für den Unterricht in der Universalgeschichte" (4 Bde., Halle 1838—40) folgen ließ, bemerkbar machte. Denselben Geist athmeten seine Streitschrift „Herr Dr. Diesterweg und die deutschen Universitäten" (Lpz. 1836), „Sendschreiben an J. Görres" (Halle 1838) und die Schrift „Die Hegelinger" (Halle 1838; 2. Aufl., 1839). Ein gewaltiger Sturm brach seitdem gegen ihn los und er mußte Angriffe ertragen, zu deren Sprache er zum Theil selbst Veranlassung gegeben hatte. Seine Forschungen über altgermanische Sprache sind sehr verdienstlich. Er gab heraus „Altsächsische und angelsächsische Sprachproben" (Halle 1838); „Beowulf, das älteste deutsche, in angelsächs. Sprache erhaltene Heldengedicht ꝛc. (Halle 1839); „Die Malbergische Glosse, ein Rest altkelt. Sprache und Rechtsauffassung" (Halle 1842) ꝛc.

Leoben, österreichische Stadt an der Mur im Herzogthume Steiermark mit 3000 Einwohnern, welche sich größtentheils vom Bergbau ernähren, hat Eisenwerke und Steinkohlenbau, ein Oberbergamt und Berggericht und die Hauptniederlage des steiermärkischen Roheisens. Hier schloß am 17. Aug. 1797 die französische Republik mit Oesterreich und Neapel einen Präliminarfrieden. Bonaparte hatte nämlich 1796 ganz Italien erobert, und war bis Klagenfurt und Laibach vorgedrungen, obschon im venetianischen Gebiet ein bedeutender Aufstand ausgebrochen, die Franzosen aus Tirol verjagt und die Oesterreicher schon wieder bis Triest und Verona vorgedrungen waren. Die Sachen standen also für Frankreich nicht eben glänzend, noch dazu, da bei Wien eine neue Armee von 30,000 Mann sich zusammengezogen hatte. Allein dessenungeachtet kam der Friede zu Stande und wurde im Oct. 1797 in dem Definitivfrieden zu Campo Formio bestätigt. In Folge desselben verzichtete Oesterreich auf Belgien und alle Besitzungen in Italien jenseits des Oglio, und erhielt dagegen das venetianische Gebiet, nebst Istrien und Dalmatien.

Leobschütz, Stadt im Regierungsbezirk Oppeln der preußischen Provinz Schlesien und Hauptort des preußischen Antheils der dem Fürsten von Lichtenstein gehörigen Fürstenthümer Jägerndorf und Troppau, unweit der Zinna, hat drei katholische und eine evangelische Kirche, ein katholisches Gymnasium, ein Waisenhaus, ist Sitz der fürstlichen Regierung und eines Fürstenthumsgerichts und hat 5600 Einw., deren Hauptnahrungsquellen in den starken Getreide- und Flachsmärkten der Stadt, sowie in Garnhandel und Leinwand-, Strumpf- und Tuchmanufaktur bestehen.

Leon, ein spanisches Königreich, im nordwestlichen Theile Spaniens, begrenzt im Norden durch Asturien, im Osten durch Altcastilien, im Süden durch Estremadura und im Westen durch Portugal und Galicien, hat einen Flächenraum von 943 QM., auf denen nicht mehr als ungefähr 1 Mill. Menschen wohnen. L. ist ein gebirgiges Land und

Digitized by Google

wird in der Mitte in seiner ganzen Breite vom Duero durchflossen. Es ist größtentheils nicht sehr fruchtbar und nichts weniger als gut angebaut. In den ältesten Zeiten stand es abwechselnd unter der Herrschaft der Römer, Gothen und Sarazenen. Die Spanier vertrieben endlich die Letztern und gründeten ein eigenes Königreich, das 1065 mit der Krone Castilien (s. d.) vereint, nach Alfons' VIII. Tode wieder davon getrennt, 1218 jedoch aufs Neue damit verbunden wurde und seitdem die Schicksale dieses Reiches theilte. (S. Spanien.) In administrativer Hinsicht zerfällt es jetzt in die sechs Provinzen Leon, Valladolid, Valencia, Toro, Zamora und Salamanca. Die bedeutendsten Städte sind Leon; Valladolid (s. d.) und Salamanca (s. d.). Leon, die Legio septimana gemina, von der das Königreich den Namen erhalten hat, an der Bernesja und dem Torio, mit 6000 Einw., ist der Sitz eines Bischofs und einer gelehrten Schule, hat einschließlich der Kathedrale 13 Kirchen, die mit ihren vielen Thürmen der Stadt ein großartiges Aussehen geben, und ein prächtiges Rathhaus. Unter den Klöstern war das des heiligen Isidor berühmt, weil hier lange Zeit die Könige des Landes beigesetzt wurden. Die Bewohner treiben einen nicht unerheblichen Handel mit Arzneipflanzen.

Leon oder Isla de Leon ist eine zur spanischen Provinz Sevilla gehörige Insel, welche mit der Landzunge, auf deren nordwestlicher Spitze die Stadt Cadiz (s. d.) liegt, drei Meilen lang ist. Sie liegt im atlantischen Ocean, nordwestlich von der Straße von Gibraltar und wird vom Festlande nur durch den schmalen Meeresarm von San-Pedro getrennt, über welchen die Brücke del Suazo führt, welche die Insel mit dem Festlande verbindet.

Leonardo da Vinci, s. Vinci.

Leonhard, Karl Cäsar von, Geh. Rath und Professor der Mineralogie und Geologie an der Universität zu Heidelberg, geb. zu Rumpenheim bei Hanau am 12. Sept. 1779, erhielt seine Vorbereitung zur akademischen Laufbahn durch Privatunterricht, studirte 1797—99 in Marburg, dann in Göttingen, wo Blumenbach ihm die Vorliebe für die mineralogischen Wissenschaften einflößte, und wurde schon im Jahre 1800 Assessor bei der Landkassen- und Steuerdirection in Hanau. Neben seinen Berufsgeschäften strebte er fortwährend nach weiterer Ausbildung in den mineralogischen Wissenschaften. Zu diesem Behufe unternahm er 1803 eine Reise nach Sachsen; auch bereiste er 1805 Franken, Bayern, Oesterreich, Salzburg und Schwaben. Als das Fürstenthum Hanau 1810 an den Großherzog von Frankfurt abgetreten wurde, war L. Kammerrath; Dalberg ernannte ihn zum Generalinspector der Domänen; doch verwaltete er diese Stelle nur einige Monate, denn in Folge der bei dem Liquidationsgeschäfte zwischen Hanau und Frankreich erregten Unzufriedenheit der französischen Behörden wurde er schon in den ersten Tagen des Jahres 1811 suspendirt. Hierauf lebte er den Wissenschaften, bis sich der Großherzog von dem Unrechte, welches L. zugefügt worden, überzeugte, ihn 1812 zum Geh. Rath ernannte und ihm die Generalverwaltung der Octroidomänen übertrug. Nach der Restauration in Hessen fand L. keine seinen Erwartungen entsprechende Anstellung; er nahm daher 1814 seine Entlassung aus dem Staatsdienste und ging nach München, wo er 1815 eine Anstellung bei der königlichen Akademie der Wissenschaften erhielt. Dort lebte er ausschließend im Dienste der Wissenschaft und erfreute sich der besondern Huld des Königs, der ihn bereits 1814 wegen der Verdienste, die er sich um das bayersche Heer bei der Schlacht von Hanau erworben, mit dem Commandeurkreuze des Ordens der bayrischen Krone belohnt hatte. Im J. 1818 folgte er indeß dem Rufe auf den neu begründeten Lehrstuhl für Mineralogie und Geologie an der Universität zu Heidelberg, wo er noch gegenwärtig wirkt. L. ist der fruchtbarste deutsche Schriftsteller im Gebiete der Mineralogie und Geognosie. Als tüchtiger Beobachter zeigt er sich besonders in seiner „Charakteristik der Felsarten" (3 Bde., Heidelb. 1824), sowie in der meist auf eigene Beobachtungen deutscher Gebirge gegründeten Streitschrift „Die Basaltgebilde" (Stuttg. 1832) und in der „Agenda geognostica" (2 Aufl., Heidelb. 1839). Sein Hauptverdienst liegt aber in seinen systematischen und populären

Digitized by Google

Werken, von denen besonders die letztern als unübertroffen bezeichnet werden können. Hierher gehörten seine trefflichen Werke die „Topographische Mineralogie“ (3 Bde., Frankf. 1805—9), „Grundzüge der Oryktognosie“ (2. Aufl., Heidelb. 1833), „Handbuch der Oryktognosie“ (2. Aufl., Heidelb. 1826), „Grundzüge der Geognosie und Geologie“ (3. Aufl., Heidelb. 1839), „Lehrbuch der Geologie und Geognosie“ (Stuttg. 1833) und endlich seine unter dem Titel „Geologie oder Naturgeschichte der Erde“ (4 Bde., Stuttg. 1836—45) erschienenen und als „Géologie des gens du monde“ ins Französische übersetzten populären Vorlesungen. Mit Bronn zusammen giebt L. seit 1830 das „Lehrbuch für Mineralogie“ heraus. Er ist als Geolog der neuern Schule zugethan, und sein mineralogisches System schließt sich dem chemischen zunächst an. An Darstellungsgabe wird er von keinem neuern Schriftsteller dieser Fächer übertroffen.

Leonidas, König von Sparta, war der Sohn des Alexandrides und bestieg den spartanischen Thron im Jahre 491 v. Chr. Xerres, der Perserkönig, bedrohte mit einem ungeheuren Heere die griechischen Staaten, um die Schande abzuwaschen, die seinen Vorgänger, Darius, einst auf Marathons Gefilden befleckte. Alsbald besetzte L. (480) mit einem kleinen Heere von 8000 Streitern den engen Paß bei Thermopylä, fest entschlossen, denselben bis zum letzten Athemzuge gegen den Andrang der Perser zu vertheidigen. Xerres, theils aus Achtung, theils wohl auch aus Furcht vor den, durch ihre Tapferkeit bekannten Spartanern, ließ den L. unter den glänzendsten Versprechungen auffordern, den von ihm besetzten Paß den Persern zu übergeben. „Wenn unser Herr“, sagten die persischen Abgeordneten unter andern zu dem treuen Sohne Griechenlands, „ihre Pfeile abschießen, so wird ihre Masse die Sonne verfinstern“! — „Desto besser — entgegnete L. — dann fechten wir im Schatten“. — Da Versprechungen nichts fruchteten, forderte Xerres kurz und trotzig die Auslieferung der Waffen. „Er komme und hole sie!“ war die Antwort. Wuthentbrannt ob solcher Verachtung seiner Macht, führte nun Xerres seine Horden gegen die Griechen; dreimal drangen die Perser vor, und dreimal wurden sie zurückgeschlagen. Was die unermeßliche Uebermacht der Perser aber nicht zu erzwingen vermochte, das bewirkte endlich der schändlichste Verrath. Ephialtes ist der Name des Verworfenen, der sich, durch den Glanz des Goldes geblendet, bereit finden ließ, ein auserlesenes Heer der Perser unter der Anführung des Hydarnes durch einen geheimen Gebirgsweg den Griechen in den Rücken zu führen. Einzelne Flüchtlinge der, bei erwähntem Uebergange aufgestellten Phocenser benachrichtigten den L. von dem unglaublichen Vorfalle und brachten den Entschluß in seiner Brust zur Reife, der Welt zu zeigen, was Vaterlandsliebe und Tapferkeit vermögen. Er ließ alle seine Bundesgenossen in die korinthische Landenge zurückziehen, und nur er und 300 Spartaner, 700 Thesbier und 400 Thebaner blieben zurück, um den letzten furchtbarsten Kampf zu kämpfen. Schon beim Beginnen des Krieges hatte das Orakel zu Delphi verkündet: „es müsse ein König der Spartaner oder die Stadt Letzterer fallen“. Darum wollte L. der Vorkämpfer bei Thermopylä sein. Darum beschloß er mit seinem Blute dem Vaterlande Muth, Zuversicht und Hülfe zu erkaufen. Kaum war Mitternacht vorüber, so überfällt L. das persische Lager, und mit ihm Schreck und Vernichtung, Tausende der Perser frißt das Schwert. Xerres selbst ist in Gefahr, gefangen zu werden. Da nahte der Morgen, und nun gewahren die Perser erst, vor wie Wenigen sie gezittert. Scham und Zorn bemächtigen sich ihres Königs, und der Untergang der Hellenen ist beschlossen. Von allen Seiten bedrängt kämpften die Griechen löwenkühn, und fallen endlich — verlassen von den zu den Persern übergegangenen Thebanern — von erschlagenen Feinden umringt. Das Andenken der Gefallenen ehrten später hier 2 Denkmäler, von denen das eine den gesammten Griechen, und das andere den Spartanern besonders gewidmet war. — Leonidas ist noch der Name von zwei Epigrammendichtern, von denen der eine aus Tarent gebürtig, um 270 v. Chr., der andere, aus Alexandrien, von 59—127 v. Chr. lebte. Die von Beiden noch vorhandenen Gedichte finden sich in der griech. Anthologie und sind von Meinecke (Lpz. 1791) auch besonders herausgegeben worden.

Digitized by Google

Leoninische Verse nennt man die geschmacklosen lateinischen Hexameter und Pentameter, in welchen sich Mitte und Schluß mit einander reimen. Sie wurden entweder vom Papste Leo II. (680) oder von einem Canonicus des Benedictinerordens zu Paris, Namens Leo oder Leonius (um 1100), gebraucht, daher ihr Name.

Leoninischer Vertrag, Löwengesellschaft, societas leonina; so genannt nach der bekannten äsopischen Fabel, ist ein nach den Gesetzen ungültiger Gesellschaftsvertrag, vermöge dessen der eine Contrahent allen Schaden und alle Lasten trägt, während der andere allen Nutzen aus dem Vereine zieht. Es ist dies aber kein Vertrag, der sich auf wechselseitige Unterstützung und Hülfsleistung gründen muß, sondern auf eine Schenkung unter Lebenden und wird von den Gesetzen daher auch nur nach deren Grundsätzen behandelt.

Leonische oder lyonische Waaren heißt das unechte Gold und Silber, von welchem das Erstere eine Mischung vom reinsten Zink und dem reinsten cementirten Kupfer ist, das Silber dagegen aus Kupferstangen zubereitet wird, welche durch Blattsilber versilbert sind. Der aus diesem Golde und Silber zubereitete Draht wird zu Folie, Spitze, Borten, Tressen, Bijouteriewaaren u. s. w. verarbeitet, auch hat man angefangen, das leonische Silber auf Eisendraht zu plattiren. Sind die aus solchem Golde und Silber gefertigten Waaren schlecht gearbeitet, so laufen sie bald an und werden unbrauchbar, dagegen sie gut gearbeitet lange halten. Die besten Fabriken dieser Gattung sind zu Berlin, Paris, London, Nürnberg, Lyon, Wien, Magdeburg, Homburg, Freiberg ꝛc.

Leontia oder Leontion, eine geistreiche Hetäre des alten Griechenlands, Epikur's Geliebte, welche zu Vertheidigung von dessen Lehre eine geistreiche Schrift gegen Theophrast verfaßte. Nach Einigen war sie die Gattin oder Geliebte des Metrodoros.

Leontini, alte Stadt auf der Insel Sicilien nordwestlich von Syrakus gelegen, wurde durch ausgewanderte Chalcidenser von Naxos gegründet und war im Alterthume stets von dem mächtigen Syrakus abhängig, dessen Schicksale es theilte. Im zweiten punischen Kriege wurde L. von den Römern erobert und geplündert und seit dieser Zeit sank es zur Unbedeutendheit herab. In der Nähe der Stadt lagen die wegen ihrer großen Fruchtbarkeit berühmten Campi Leontini, welche vom Symäthos bewässert, den trefflichsten Weizen erzeugten.

Leopard, ein großes Raubthier aus der Gattung der Katzen, oft drei Fuß lang, zwei Fuß hoch an den Schultern, mit zwei Fuß langem Schwanze versehen und zeichnet sich aus durch dunkle Flecke, die auf dem gelblichen Grunde in etwa zehn Reihen gestellt sind. Das Vaterland des Leoparden ist Afrika vom Senegal bis zum Cap, doch kommt er auch in Indien vor. Er hält sich in dichten Waldungen auf und gleicht an Sitten den übrigen Katzen. Häufig hat man ihn mit dem allerdings sehr ähnlichen Panther (dem Pardus der Alten) verwechselt, der nur in Indien lebt. Die Alten kannten beide Arten, wahrscheinlich waren aber jene Heerden einer großen Katzenart, die man den Römern bei Thiergefechten vorführte (Pompejus auf einmal 410 Stück, Augustus 420), Panther und nicht Leoparden.

Leopardi, Giacomo, Graf, italienischer Dichter und Philolog, zu Recanati in der Mark Ancona am 29. Juni 1798 geboren und am 27. Juni 1837 gestorben, studirte mit dem anhaltendsten Eifer die römischen und griechischen Classiker und indem er sich ein Bild von der untergegangenen Größe Italiens vorzauberte und mit diesem Bilde voll Glanz das gegenwärtige Italien in seiner Zerrissenheit und Machtlosigkeit verglich, versank er in eine trübe Stimmung und Sentimentalität, die durch alle seine Gedichte als Grundton sich durchzieht. Daneben studirte er mit gleichem Fleiße die alten italienischen Classiker, dergestalt, daß er mit einer Uebersetzung von Ammonius „Leidensgeschichte der Martyrer von Sinai", die er in der Sprache der Dante'schen Zeit schrieb, auch die Kenner täuschte. Immer kränklich, hielt er sich einige Zeit in Rom, wo er Niebuhr bekannt wurde, der ihm eine Professur in Berlin anbot, dann in Mailand auf, wo er eine Sammlung Aufsätze „Operette morali" (1827) drucken ließ. Darauf folgten eine Blumenlese aus verschiedenen

Digitized by Google

italienischen Dichtern und seine Ausgabe von Petrarca's lyrischen Gedichten. Seine zerstreuten Gedichte sammelte er in „Canti" (1831), und in Neapel, wohin er sich zur Wiederherstellung seiner Gesundheit begeben hatte, veranstaltete er eine Sammlung seiner Werke, von der er aber nur den ersten Band besorgte; der Tod übereilte ihn. Von Kannegießer haben wir eine deutsche Uebersetzung der „Lyrischen Dichtungen" (1837).

Leopold I., deutscher Kaiser 1658—1705, von österreichischen Patrioten und von Schmeichlern auch der Große genannt, zweiter Sohn Kaiser Ferdinand's III. von der spanischen Infantin Maria Anna, geb. 1640, ergriff mit schwacher Hand 1658 das Staatsruder des deutschen Reiches, nachdem er schon Ungarn (seit 1655) und Böhmen (seit 1659) beherrschte. Ein Artikel der Wahlcapitulation, den man ihn bei der Krönung unterzeichnen ließ, war, Spanien, das durch Familienbande wie durch Staatsinteresse an Oesterreich gefesselt, gegen Frankreich keine Hülfe zu leisten. Die Türken bedrohten damals das Reich; schlugen die kaiserlichen Truppen bei Barcan und siegten in Mähren, weil der Kaiser fortfuhr, dem siebenbürgischen Großfürsten Ragoczi, welcher der Pforte den jährlichen Tribut seiner Vorfahren verweigerte, in Schutz zu nehmen. Montecuculi, L.'s General, unterstützt von den Franzosen unter Coligny und la Feuillade, schlug sie am 1. Aug. 1664 bei dem Kloster St. Gotthard an der Raab in blutigem Siege, den man, unklug genug, unbenutzt vorüber ließ, um mit den Besiegten eilig Frieden zu schließen; Ragoczi blieb der Pforte zinsbar. Deutschland und Ungarn mißbilligten laut solche Unklugheit und besonders zog der längst gährende Haß der Ungarn gegen Oesterreich, hervorgerufen durch willkürliche Steuern und Geldstrafen, durch der Wahlcapitulation zuwiderlaufende Besetzung der Aemter und Ehrenstellen mit Ausländern und andere Verletzungen ihrer Constitution, hieraus neue Nahrung und schlug in der hellen Flamme der Empörung auf. Der kühne Emmerich von Tökely war das Haupt des Aufstandes, der bedenklicher und verheerender wurde, als die türkische Heeresmacht, 200,000 Mann stark, trotz des 20jährigen Waffenstillstandes über Ungarn sich ergoß und Tökely gegen einen jährlichen Tribut von 40,000 Zechinen zum Herrn des ganzen Reiches und zum Schützling der Pforte erklärte (1682). Bald hatte sich der Krieg auf deutschen Boden gewälzt und die Türken standen vor Wien (1683). Der Kaiser floh in bestürzter Eile nach Passau. Wien ward jedoch nicht erobert und der Feind in vielen glorreichen Schlachten zurückgeschlagen. Nach gräuelvoller Hinrichtung der bedeutendsten Rebellen, wie sie Oesterreich nannte, besonders auf der Schlachtbank zu Eperies, wurde Ungarn auf einem Reichstage zu Preßburg (1687) als erbliches Reich für den ganzen österreichischen Mannsstamm erklärt. Mit Frankreich führte L. drei Kriege: 1671 in Verbindung mit Spanien und Brandenburg zur Rettung Hollands, 1686, als er den bekannten Augsburger Bund zur Unterdrückung Frankreichs und der Vertreibung Jakob's II. vom englischen Throne, schloß, und 1701, als der Enkel Ludwig's XIV. zur Krone von Spanien gelangte, die L. seinem zweiten Sohne Karl verschaffen wollte. Unglücklich war der erste Krieg, glücklicher der zweite und dritte. Doch beginnt erst eigentlich mit der Schlacht bei Hochstädt (13. Aug. 1703) die entschiedene Wandlung des Kriegsglücks zu Gunsten Oesterreichs und seiner Verbündeten. Auf die letzten Tage der sieben und vierzigjährigen Regierung L.'s fiel dadurch ein Glanz, der auch die vielen dunkeln Partien seiner frühern Regierungszeit bestrahlte. L. starb schon den 5. Mai 1705 zu Wien. Er war ein gar geringer Geist. Arm an eigenen Ideen, ließ er Alles beim Alten und hielt dies für die Summe der Staatskunst, war lichtscheu, thatlos und ein ohnmächtiges Werkzeug in den Händen nichtrechtlicher Minister und böser Pfaffen; er war hart, intolerant und despotisch. So mußte es denn geschehen, daß unter seiner Regierung das Reich tief herabkam.

Leopold II., deutscher Kaiser 1790—92, geb. 1747, Sohn des Kaisers Franz I., war seit 1765 Großherzog von Toskana und gelangte nach seines Bruders Joseph II. Tode, 1790, unter den mißlichsten Umständen zur Regierung des deutschen Kaiserreiches. Mit Preußen, das damals Oesterreichs Vergrößerung im Kriege wider die Türken fürchtete,

Digitized by Google

ſchloß er die Reichenbacher Convention vom 27. Juli 1790 und in Folge derſelben mit den Türken den Frieden von Szistowa, durch welchen alles von Oeſterreich eroberte Land an die Pforte zurückkam. Beſonders fürchtete er den unzufriedenen Adel und die Geiſtlichkeit in den Niederlanden und in dem nimmer ruhigen Ungarn die mißvergnügten Magnaten und Geiſtlichen. Er ſtillte in beiden Ländern die ausgebrochenen Unruhen. Der raſche Fortgang der franz. Revolution beunruhigte auch L., der ſolches Beginnen für die Legitimität gefährlich hielt. Schon von Padua aus forderte er 1791 am 6. Juli alle europäiſchen Mächte auf, die Sache des Königs von Frankreich zu ihrer eigenen zu machen; bald darauf pflog er auch zu Pillnitz bei dem Kurfürſten von Sachſen, mit dem König von Preußen die bekannten verhängnißreichen Verhandlungen, nach welchen Beide bereit ſein wollten, dem König von Frankreich bei Feſtſtellung einer Monarchie nachdrückliche Hülfe zu leiſten. Hier am Eingange zu großen Ergebniſſen ſtarb L. den 11. März 1792. Toskana und Deutſchland danken ihm manche zeitgemäße Neuerung: er verbeſſerte die Juſtiz, Polizei und das Erziehungsweſen, hob die Inquiſition auf (1787), förderte die Landwirthſchaft und brachte den Handel empor; ſelbſt eine Conſtitution beabſichtigte er Toskana aus freiem Antriebe zu geben. Er war friedliebend, menſchenfreundlich und kenntnißreich.

Leopold, Georg Chriſtian Friedrich, König der Belgier, ſonſt Prinz von Sachſen-Koburg-Saalfeld, iſt geb. den 16. December 1790, Sohn des Herzogs Franz von Koburg und jüngſter Bruder des verſtorbenen Herzogs Ernſt III. von Sachſen-Koburg-Gotha. Die Vermählung ſeiner Schweſter Julie (Anna Feodorowna) mit dem Großfürſten Konſtantin brachte ihn als General in ruſſiſche Dienſte und knüpfte ſein Schickſal enger an den ruſſiſchen Hof. Doch vermochten ihn Napoleon's Drohungen vermöge der Gewalt über ſein Stammhaus 1810, aus dieſer Verbindung zu treten. Er lebte nun zu Koburg ſeiner Neigung zu den Wiſſenſchaften mit Ausnahme der wenigen Zeit, die er den Angelegenheiten ſeines Hauſes widmete. Da Napoleon's Gewalt 1813 gebrochen war und Deutſchland gegen ihn aufſtand, trat L. wieder in ruſſiſche Dienſte, machte die Feldzüge bis zur Einnahme von Paris mit und begleitete darauf die alliirten Monarchen nach England. Hier lernte ihn die Thronerbin Englands, die Prinzeſſin Charlotte (ſ. d.), einzige Tochter des Prinzen von Wales, kennen und lieben. Im Februar 1815 begab er ſich zum Congreß nach Wien, dann, nach Napoleon's Rückkehr von Elba, zur Rheinarmee, hielt ſich nach der zweiten Einnahme von Paris einige Zeit daſelbſt auf und ging dann nach Berlin. Bald darauf erhielt er eine Einladung nach London zu kommen und am 16. März 1816 zeigte eine Botſchaft des Prinz-Regenten dem Parlamente die nahe Vermählung ſeiner Tochter mit L. an. Das Parlament beſtätigte die Wahl und naturaliſirte den Prinzen, der den Titel eines Herzogs von Kendal ꝛc., ein Jahrgeld von 60,000 Pfd. St. erhielt, und am 2. Mai 1816 erfolgte die Vermählung. Doch bald löste ſich dieſer Bund durch den Tod der Gattin und L. beſchäftigte ſich mit Wiſſenſchaften und Reiſen, von einer Penſion von 50,000 Pfd. St. lebend, die er fortan bezog. Nachdem ihn die Griechen wiederholt eingeladen hatten, ſich an die Spitze ihrer Regierung zu ſtellen, wurde ihm am 3. Febr. 1820 von den drei zur Pacification Griechenlands verbündeten Höfen die Würde eines ſouveränen Erbfürſten von Griechenland angetragen, der er aber, nachdem er ſie am 11. Febr. angenommen, am 21. Mai wieder entſagte (ſ. Griechenland). Er lebte nun wieder zurückgezogen vom öffentlichen Leben, bis ihn am 4. Juni 1831 der belgiſche Nationalcongreß zum König der Belgier ernannte. Er nahm dieſe Würde am 26. Juni vorerſt nur bedingungsweiſe, am 12. Juli 1831 aber unbedingt an, worauf er in Brüſſel die Conſtitution beſchwor und am 21. Juli als König inaugurirt wurde (ſ. Belgien). Bei dieſer Gelegenheit verzichtete er, ſo lange er König von Belgien ſei, auf ſeine engl. Penſion, mit dem Vorbehalte, daß die brit. Regierung die Fortzahlung der von ihm feſtgeſetzten und der von ſeiner Gemahlin legirten Penſionen und die Unterhaltung des Hauſes und Parks von Claremont übernehme. Hierauf vermählte er ſich am 9. Aug. 1832 mit der Prinzeſſin Louiſe, geb. am 3. April 1812, der Tochter Ludwig Philipp's, Königs der Franzoſen, mit der er, nachdem der erſtgeborene Sohn bald wieder verſtorben, den Kronprinzen Leopold,

Digitized by Google

Herzog von Brabant, geb. am 9. April 1834, den Prinzen Philipp, Graf von Flandern, geb. am 24. März 1837, und die Prinzessin Marie Charlotte, geb. am 7. Juni 1840, zeugte.

Leopold I., Fürst von Anhalt-Dessau, der königl. preuß. Generalfeldmarschall und Gouverneur von Magdeburg, war der Sohn des preuß. Generalfeldmarschalls und Gouverneurs von Berlin, Johann Georg II., Fürsten von Anhalt, und geb. am 3. Juli 1676. Noch heute lebt der Name des alten Dessauers im Munde jedes Preußen und mit Nationalstolz erzählt er die Großthaten des grauen Kriegers, der durch Muth, Unerschrockenheit, Klugheit und Ausdauer dem Feinde oft die glänzendsten Siege vereiteln konnte. Als Erbprinz sollte sich der junge Leopold, nach dem Willen seines Vaters, mehr zum Staatsmann als zum Krieger bilden, allein sein Hofmeister bemühte sich vergeblich, dem jungen Feuerkopf Geschmack an den Wissenschaften beizubringen, der nur im Waffensaale seines Vaters sich wohlbefand. Erwünscht war es daher dem jungen zwölfjährigen Prinzen, als ihm Kaiser Leopold I. ein Regiment gab. Seine Geburt erleichterte ihm das Avancement und so erhielt er bereits in seinem 16. Jahre das Regiment seines Vaters, welcher 1693 starb, ging dann zwei Jahre auf Reisen, machte schon 1695 seinen ersten Feldzug an dem Rhein und wohnte als Brigadier der Eroberung von Namur bei. Freunde und Feinde haben sein im spanischen Erbfolgekriege entwickeltes großes Feldherrntalent anerkannt. Nach dem Siege bei Hochstädt 1704, der nach dem Zeugnisse des Prinzen Eugen allein seiner Unerschrockenheit und Umsicht, womit er die zersprengten Infanterielinien wieder in Ordnung zu bringen und in Sturmschritt gegen den Feind zu führen wußte, zuzuschreiben ist, stieg L. zum Generallieutenant, diente 1704 beim Reichsheer und commandirte in den drei darauf folgenden Jahren in Italien. Die Treffen bei Cassano und Turin leitete er fast ausschließlich. Im letztern verrichtete er Wunder der Tapferkeit, erstieg zuerst das feindliche Lager und trieb, nachdem Eugen mit zwei Regimentern zu seiner Unterstützung herbeieilte, den Feind in die Flucht. Von 1710—12 befehligte er die preußischen Truppen in den Niederlanden, wurde Generalfeldmarschall und wirklicher geheimer Kriegsrath. Bald darauf starb sein König, Friedrich I. L. verlor an ihm einen wahren Freund, indeß wurde durch König Friedrich Wilhelm I. diese Freundesstelle reichlich ersetzt und wohl selten hat zwischen zwei Fürsten ein innigeres Freundschaftsverhältniß bestanden, als zwischen diesem und Leopold. Beide wohnten 1715 dem Feldzuge gegen die Schweden unter dem tapfern König Karl XII. bei. L. leitete alle Unternehmungen, unterstützte kräftig die Eroberung der Inseln Usedom und Rügen, ebenso die Stralsunds und trug wesentlich zur Besiegung dieser allgemein gefürchteten Feinde bei. Noch vor Ausbruch des österreichischen Successionskrieges starb sein vertrauter König, ihm folgte Friedrich II. Daß der ergraute fürstliche Krieger das Vertrauen auch dieses schon beim Antritt seiner Regierung gefürchteten und vielversprechenden Monarchen in gleichem Grade erhalten mußte, war zu erwarten. Er bekam daher bald nach Ausbruch der schlesischen Kriege 1740 den Oberbefehl über die Preußen, welche die brandenburgischen Lande wider den befürchteten Einfall von Hanover decken mußten, und erhielt 1742 während des Königs Abwesenheit das Commando in Schlesien. Hier fand der alte Dessauer bald Gelegenheit, Lorbern zu erndten und durch ihn wurde das Kriegsglück an Preußens Fahnen gefesselt. Daß er großen Antheil an allen Siegen über die Oesterreicher hatte und um die Vereinigung der feindlichen Heere unter dem Grafen von Grün und dem Prinzen Karl von Lothringen in Sachsen zu vereiteln, im Fluge Leipzig, Naumburg, Merseburg, Weißenfels, Torgau und Meißen nahm, können wir nur beiläufig erwähnen. Seinen Namen aber hat er durch den denkwürdigen Sieg bei Kesselsdorf (1745 am 15. Dec.) verewigt. L. lieferte an diesem Tage an der Spitze seiner tapfern Grenadiere den Sachsen, welche die sämmtlichen Anhöhen um Kesselsdorf besetzt hielten, eine fürchterliche Niederlage und erzwang dadurch den Frieden zu Dresden (am 26. Dec.). Mit dieser Waffenthat beschloß L. die Reihe seiner Siege. Sie war seine letzte, aber für Preußen in ihren Folgen unschätzbare (s. Friedrich II. K. v. Preußen). Der gefeierte Held begleitete bald darauf seinen König nach Berlin, starb aber hier

Digitized by Google

bereits am 8. April 1747 während der Mittagstafel am Schlagfluß. Als General machte sich L. um die Organisation der preußischen Heere, besonders auch durch Einführung der eisernen Ladestöcke verdient. Als Fürst war L. nicht weniger geachtet. Er trat die Regierung seines Landes erst 1698 im 22. Jahre an, da er beim Tode seines Vaters noch minderjährig war, und vermählte sich 1701 mit einer Apothekerstochter aus Dessau, Anna Louise Föstn, die vom Kaiser auf sein Ansuchen in den Reichsfürstenstand erhoben wurde. Obwohl sein Aeußeres nichts weniger als einnehmend war, seine Sitten oft ins Pöbelhafte ausarteten und ein schwarzes sonn- und pulververbranntes Gesicht, mit mächtigem Zwickelbart, ihm ein echt martialisches Ansehen gaben, so war er doch im Umgange höchst freundlich und zuvorkommend. Sein Hofstaat war höchst einfach und in der Schlacht ertrug er Frost, Hitze und Mangel ebenso wie der gemeine Soldat. Ordnung aber und im Kriege die strengste Mannszucht ließ er nie aus den Augen. Für Sicherung seines Landes vor Elbüberschwemmungen durch Dämme, sowie für Bebauung desselben und Anlegung von Vorwerken hat er viel gethan, besteuerte aber auch dafür namentlich Rittergutsbesitzer und Müller so arg, daß sie sich von den fürstlichen Pächtern wenig unterschieden. Die Juden genossen unter ihm, wiewohl nur gegen beträchtliche Summen, große Freiheiten. Vgl. über sein Leben Varnhagen von Ense's „Biographische Denkmale" (Bd. 2, 2. Aufl., Berl. 1845). Ihm folgte in der Regierung sein Sohn Leopold Maximilian, geb. 1700, gest. 1751, und diesem sein Sohn Leopold Friedrich Franz (s. d.).

Leopold Friedrich Franz, Herzog von Anhalt-Dessau 1751—1817, der Enkel des Vorigen, geb. am 10. Aug. 1740, ein Sohn des Fürsten Leopold Maximilian, diente in den ersten Jahren des siebenjährigen Krieges in der preuß. Armee, bis ihn die Kränklichkeit seines Oheims, des Prinzen Dietrich, der während seiner Minderjährigkeit seit 1751 das Land regierte, bewog, seinen Abschied zu nehmen, worauf er vom Kaiser für volljährig erklärt, am 20. Oct. 1758 die Regierung selbst antrat. Um sein durch die Kriegslasten hart bedrücktes Land zu unterstützen, verkaufte er sein Silbergeschirr und bezahlte die aufgelegte Kriegssteuer aus eigenem Vermögen. Nach hergestelltem Frieden machte er wiederholte Reisen durch Italien, die Schweiz, Frankreich, Holland, England, Schottland und Irland, trat überall mit Gelehrten und Künstlern in ein enges Freundschaftsbündniß und kehrte trefflich gebildet, mit Erfahrung und Menschenkenntniß bereichert, zurück. Er vermählte sich hierauf 1767 mit Louise Henriette Wilhelmine von Brandenburg-Schwedt, einer durch Geistesbildung wie durch Schönheit ausgezeichneten Prinzessin, und suchte nun den reichen Schatz seiner Kenntnisse und Erfahrungen zum Wohle und zur Verschönerung seines Landes anzuwenden. Unter seinem Schutze und mit seiner Theilnahme wurde 1774 das Philanthropin errichtet, 1785 die Stadtschule in Dessau und 1803 die in Zerbst völlig neu eingerichtet, 1786 eine Bildungsanstalt für die weibliche Jugend in Dessau und 1806 eine zweite in Zerbst begründet; auch wurden ein Schulmeisterseminar, eine Pastoralgesellschaft und die Buchhandlung der Gelehrten (1781—87) gestiftet. Er beförderte Künste und Wissenschaften, berief mehrere auswärtige Künstler und bewirkte durch das Hinweisen auf die Antike und Natur in der Bau- und Gartenkunst eine völlige Umwälzung des Geschmacks. Eine Kapelle und ein Theater wurden errichtet und die Kupferstechergesellschaft des Baron von Brabeck in die chalkographische Gesellschaft verwandelt (1796—1806). Dabei verschönerte er das Land durch Kunststraßen, Brücken und andere nützliche Anlagen, bemühte sich, allen Verbesserungen des Landbaues Eingang zu verschaffen, suchte der Verarmung durch eine Brandkasse und eine Witwenkasse vorzubeugen, und legte außerdem mehrere Armenhäuser an. Eine gleiche Sorgfalt widmete er dem ihm 1798 zugefallenen dritten Theile des Fürstenthums Anhalt-Zerbst. Dabei wurden alle Schulden bezahlt, die Abgaben verringert und das Fürstenthum zu einem Wohlstande erhoben, dessen sich wenig andere Länder in Deutschland damals erfreuten. Durch sein männliches und festes Benehmen gewann er die besondere Achtung Napoleon's, was seinem Lande viele Erpressungen ersparte. Im J. 1807 trat er dem Rheinbunde bei und nahm den herzoglichen Titel an. Nachdem er 1811 sein 50jähriges Regierungsjubelfest gefeiert hatte,

Digitized by Google

starb er am 9. Aug. 1817. Der Erbprinz Friedrich war bereits am 27. Mai 1814 verstorben, weshalb ihm in der Regierung sein Enkel Leopold Friedrich (s. d.) folgte.

Leopold Friedrich, jetzt regierender Herzog zu Anhalt-Dessau, Sohn des Erbprinzen Friedrich und der Christiane Amalie, Prinzessin von Hessen-Homburg, geb. am 1. Oct. 1794. Da sein Vater schon am 27. Mai 1814 starb, so folgte L. seinem Großvater, dem Herzoge Leopold Friedrich Franz (gest. 1817) in der Regierung. Sein früheres Leben, das mit Sorgfalt geleitet wurde, gehörte Anfangs den Wissenschaften, bis ihn die allgemeine Begeisterung Deutschlands nach der Schlacht bei Leipzig ins Feld rief, dem versprengten Heere nachzujagen und an dem Kriegszuge im südlichen Frankreich Theil zu nehmen. Ein Jahr nach seinem Regierungsantritte vermählte er sich mit Friederike Louise Wilhelmine Amalie, Tochter des Prinzen Ludwig's von Preußen (geb. am 30. Sept. 1796). Seine Regierung ist bemerkbar geworden durch bessere Einrichtungen in der Rechtspflege, durch Beförderung von Kunst und Wissenschaft und durch seine Thätigkeit, womit er die lutherischen und reformirten Christen in eine Gemeinde zu vereinigen suchte. In den bekannten Streitigkeiten der anhaltischen Regierungen mit Preußen, was jene zu seinem neuen Steuersysteme veranlassen wollte, da die kleinen eingeflickten Länder Preußens durchgreifende Maßregeln vielfach störten, beharrte L. vornehmlich auf seinem freien Rechte, was endlich auch durch die Beschlüsse des Bundestags vom 17. Juli 1828 anerkannt und dahin entschieden wurde, daß ein Uebereinkommen nur vertragsmäßig zu treffen wäre. Jeden unnöthigen Aufwand vermeidend und seinen bedeutenden Privatreichthum zum Besten des Landes verwendend, lebt der Herzog ein einfaches bürgerliches Leben. Der Erbprinz ist Friedrich Leopold Franz Nikolaus, geb. am 29. April 1831; außerdem hat der Herzog noch zwei Töchter: Friederike, geb. 1824, und Marie, geb. 1837. Des Herzogs Mutter, Amalie, Prinzessin von Hessen-Homburg, geb. am 29. Juni 1734, wurde vom Kaiser von Rußland, als der Sohn die Regierung antrat, zur Herzogin erhoben. Sein Bruder Georg, geb. 1796, vermählte sich nach dem Tode seiner ersten Gemahlin, einer Prinzessin von Schwarzburg-Rudolstadt, die ihm eine Tochter, Louise, geb. 1826, hinterließ, 1831 in morganatischer Ehe mit Therese von Erdmannsdorff, die zur Gräfin von Reina erhoben wurde. Der zweite Bruder, Friedrich, geb. 1799, vermählte sich 1832 mit der Prinzessin Marie, der Tochter des Prinzen Wilhelm von Hessen-Kassel, geb. 1819, mit der er drei Töchter: Adelheid, geb. 1833, Bathildis, geb. 1837, und Hilda, geb. 1839, zeugte. Ein dritter Bruder, Wilhelm, geb. 1807, lebt auswärts in morganatischer Ehe. Die ältere Schwester des Herzogs, Auguste, geb. 1793, ist mit dem regierenden Fürsten Günther von Schwarzburg-Rudolstadt, die jüngere, Louise, geb. 1798, mit dem Landgrafen Gustav von Hessen-Homburg vermählt.

Leopold, Karl Friedrich, der jetzige Großherzog von Baden, ist des unvergeßlichen Großherzogs Karl Friedrich's (s. d.) ältester Sohn aus dessen zweiter Ehe mit einem Fräulein von Geiersberg, Halbbruder des am 30. März 1830 verstorbenen Großherzogs Ludwig Wilhelm August und geb. 1790 den 29. August zu Karlsruhe. Ohne Aussicht auf die Krone, die den damals noch lebenden Prinzen der älteren Linie des Hauses zufallen mußte, führte er Anfangs den Titel eines Grafen von Hochberg, bezog als solcher die Universität zu Heidelberg und gewann in diesem Stande jene Anschauung des Lebens, die den im Purpur Geborenen nur selten zu Theil wird. Erst im Jahre 1817, ein Jahr vor seinem Tode, erließ der Großherzog Karl Ludwig Friedrich eine Declaration (v. 4. Oct.), worin er kraft der ihm zustehenden Souveränetät in Beziehung auf den Willen seines verewigten Großvaters und die unter agnatischer Einwilligung am 24. Novbr. 1787 ausgestellte Urkunde, seinen drei Halb-Oheimen, den Grafen von Hochberg, Karl Leopold Friedrich, Wilhelm Ludwig August und Maximilian Friedrich Johann Ernst, als ebenbürtiger Nachkommenschaft seines Großvaters aus zweiter Ehe, die Erbfolgerechte in der Regierung sicherte, ihnen als großherzogl. Prinzen zu Baden das Prädicat: Hoheit ertheilte, und das badensche Hauswappen zu führen erlaubte. L. war in Folge dessen für successionsfähig erklärt und von den großen Mächten anerkannt. Am 25. Juli 1819 ver-

Digitized by Google

mählte er sich zu Karlsruhe mit der Prinzessin Sophie Wilhelmine, der ältesten Tochter des ehemaligen Königs von Schweden, Gustav IV. Durch den Großherzog Ludwig ängstlich von aller Theilnahme an den Regierungsgeschäften zurückgehalten, lebte er in dem Kreise seiner Familie seinen Studien, bis er nach Jenes Tode den großherzoglichen Thron bestieg. Ein neuer wohlthuender Geist durchdrang sofort den ganzen Organismus des Staatslebens. Erleichterungen aller Art wurden dem Bürger wie dem Landmanne zu Theil, die der öffentlichen Meinung anstößigen früheren Räthe der Krone entfernt und durch Männer ersetzt, welche das Vertrauen des Volkes besaßen. Die bei jeder Gelegenheit sich kund gebende edle Gesinnung des Großherzogs befestigte das Band des Vertrauens noch mehr und hielt es auch aufrecht, als seine Regierung einer allzuraſch vorwärts drängenden Bewegung nicht überall folgen konnte und der Drang äußerer Verhältnisse gewisse Schranken und einzelne Rückschritte verlangte. Seiner echt constitutionellen Gesinnung und tiefen Regierungsweisheit verdankt Baden, daß es unter allen deutschen Staaten am weitesten auf der Bahn der Entwickelung des constitutionellen Lebens vorgeschritten ist. (S. Baden.) Das Familienleben des Großherzogs ist musterhaft und seine Herzensgüte und Mildthätigkeit sind allgemein anerkannt. Seine Familie besteht aus vier Söhnen: dem Erbgroßherzoge Ludwig, geb. am 25. Aug. 1824, den Prinzen Friedrich, geb. 1826, Wilhelm, geb. 1829 und Karl, geb. 1832, und drei Prinzessinnen: Alexandrine, geb. 1820, vermählt seit 1843 mit dem gegenwärtigen Herzog Ernst von Sachsen-Koburg und Gotha; Marie, geb. 1834, und Cäcilie, geb. 1839.

Leopold, Paul Alexander, jetzt regierender Fürst zu Lippe-Detmold, ist der Sohn des im J. 1802 verstorbenen Fürsten, Friedrich Wilhelm Leopold und der geistreichen Pauline Christine Wilhelmine (s. d.), die nach ihres Gemahls Tode bis zur Mündigkeit des jungen Erbprinzen die vormundschaftliche Regierung übernahm und, eine der merkwürdigsten Frauen Deutschlands, 18 Jahre hindurch mit Klugheit und Energie den Fürsten- und Regentenstab führte. L. wurde am 6. Nov. 1795 zu Detmold geboren, erhielt nach des Vaters Tode unter Aufsicht seiner Mutter und mehrerer trefflicher Männer eine sorgfältige Erziehung, bildete sich 1814 mit seinem Bruder Friedrich auf der Universität zu Göttingen, machte 1818 eine Reise durch die Schweiz und Italien, vermählte sich 1819 mit der Prinzessin Emilie Friederike Karoline v. Schwarzburg-Sondershausen und übernahm am 3. Juli 1820 die Regierung, nachdem ihn seine Mutter, die am 29. Dec. 1820 starb, zuvor durch ein Manifest vom 26. Juni d. J. für volljährig, sich selbst aber für bereit erklärt hatte, die Regierung zu übergeben. L. fand bis auf die ständischen Zwistigkeiten, wobei noch immer mit gegenseitiger Animosität über das Recht der Regierung: „ohne Zustimmung der alten Stände die ständische Verfassung in sehr wesentlichen Punkten zu verändern und eine durchaus neue Repräsentation einzuführen", gestritten wurde, ein ruhiges, zufriedenes Land. Die Verhältnisse mit Preußen wegen gemeinschaftlicher Regierung von Lippstadt waren bereits geordnet; die Eröffnung der Lippe-Schifffahrt schien dem Lande nicht unbedeutende Vortheile zu versprechen; die Beamtenwelt wurde durch beträchtliche Gehaltszulagen erfreut, und die schwere Controle, welche die Fürstin Vormünderin gehalten und das Zuvielregieren, welches nicht selten bis in das Heiligthum häuslicher Verhältnisse gedrungen, schien einem liberaleren Systeme weichen zu sollen. Kurz, der Regierungswechsel war hier wie überall mit mancherlei Hoffnungen verknüpft, und L. ist nach Kräften stets den Wünschen des Landes zuvorgekommen und hat durch Milde und stille, prunklose Häuslichkeit des Landes Wohlstand erfreulich gefördert. Mit treuer Sorgfalt pflegte er die von seiner Mutter gegründeten Wohlthätigkeitsanstalten, half die Bedrängnisse der Ackerbau treibenden Classe durch einjährige Erlassung und Verminderung der Grundsteuer (vermittelst Decrets v. 14. Dec. 1824) beseitigen, dotirte schlechte Pfarren, so daß es im Jahre 1829 im Fürstenthume keine Pfarre gab, deren Einkünfte sich unter 425 Thaler, aber auch keine, deren Einkünfte sich über 800 Thaler beliefen. Es bestand eine landesherrliche Verordnung, welche die Beiträge zur Befriedigung der Kirchen- und Schulbedürfnisse regelte und in Ermangelung der Kirchenfonds eine Steuer festsetzte, die

Digitized by Google

sämmtliche Pfarrgenossen ohne Unterschied des Standes und der Confession nach Maßgabe der Abschätzung der ihnen zugehörigen Gebäude bezahlen mußten. Wenn daher die Unruhen des Jahres 1831 auf so manches Nachbarländchen einwirkten, so sah man im Fürstenthum Lippe hiervon keine Spur. Der Fürst lebt einfach und macht durch seinen Hofstaat dem Lande nur geringe Kosten. Die Residenz Detmold verdankt ihm namentlich den Bau eines Theaters und eine öffentliche Bibliothek und der Badeort Meinberg seine Anlage. Auch erhielt das Ländchen im J. 1836 eine landständische Verfassung. (S. Lippe-Detmold.) Die fürstlichen Kinder sind der Erbprinz Paul Friedrich Emil Leopold, geb. am 1. Sept. 1821; Louise, geb. 1822, Aebtissin der Stifte Kappel und Lemgo; Woldemar, geb. 1824; Friederike, geb. 1825; Friedrich, geb. 1827; Hermann, geb. 1829; Alexander, geb. 1831; und Pauline, geb. 1834. Der Bruder des Fürsten Prinz Friedrich, geb. 1797, ist in ausländischen Kriegsdiensten.

Leopold II., Joh. Joseph Franz Ferdinand Karl, jetzt regierender Großherzog von Toskana, Sohn Großherzogs Ferdinand III., wurde am 3. Oct. 1797 zu Florenz geboren. Seine früheste Jugend verlebte er theils zu Wien, wohin sein Vater flüchtete, als die Franzosen 1799 Toskana besetzten, (s. Italien), theils zu Salzburg und Würzburg, welches dieser für das im Luneviller Frieden abgetretene Stammland als letzte Entschädigung bekommen hatte. Erst 1814 sah L. das schöne Vaterland wieder und berechtigte, an Körper und Geist unter der Leitung seines weisen Vaters trefflich gebildet, als künftiger Thronerbe zu den glänzendsten Hoffnungen. Ermunternd und belehrend wirkte auf ihn das kräftige Walten seines Vaters, der mit erneutem Muthe den lange verlassenen Thron des bedrückten Landes bestieg und Toskana im Vergleiche mit den nordwestlichsten und südlichsten Nachbarstaaten zum Musterbilde milder und den Zeitbedürfnissen huldigender Regierungsweisheit umwandelte. Im J. 1817 vermählte sich der junge Prinz mit Maria Anna Josephe, der Tochter Maximilian's von Sachsen und bestieg nach dem am 17. Juni 1824 erfolgten Tode seines Vaters unter dem Titel Leopold II., kaiserlicher Prinz von Oesterreich und Großherzog von Toskana den verwaisten Thron. Ein reiches Erbe hatte ihm der Vater hinterlassen; ein glückliches Land und Liebe und Vertrauen der Unterthanen. Es war also auch das erste edle Bemühen L's. II., die von seinem ruhmwürdigen Vater und Großvater überdachten Verbesserungsentwürfe, welche besonders auf Volksbildung und Staatsökonomie abzweckten, möglichst in Ausführung zu bringen. Unter allen italienischen Staaten prangte bald Toskana als das Land, wo man Freiheit des Gedankenaustausches und Streben nach fortschreitender wissenschaftlicher Aufklärung durch Benutzung fremder wie einheimischer Schätze der Literatur fand. Der Großherzog selbst, ein Mann von nicht geringer literarischer Bildung, gab hierzu ein kräftig ermunterndes Beispiel. Florenz wurde dem freiesten Verkehre des Buchhandels geöffnet, kein hemmendes Verbot traf die Einfuhr fremder Bücher. Darum findet man auch in Florenz ein Lesecabinet, welches nicht nur das erste in Italien ist, sondern auch vermöge seines Reichthums an literarischen und politischen Journalen aller Nationen, wohl mit Recht das erste in Europa genannt werden möchte, und jeder Fremde hat Zutritt zu den Sitzungen der dasigen ökonomischen Gesellschaft, welche die größte Freiheit der Discussionen über landwirthschaftliche Gegenstände, selbst wenn sie mit schon von der Regierung angenommenen Maßregeln im Widerspruche stehen, genießt. Wenn auch die redlichen Bemühungen der Regierung keine Blüthezeit der Crusca zurückzaubern können, und die neue toskanische Schriftstellerei die Literatur fast nur mit Anthologien bereichert, so trägt doch L's Sorge für Verbesserungen des Volksschulwesens seine bleibenden Früchte und die von ihm 1826 veranstaltete Prachtausgabe der ersten vollständigen Sammlung der Gedichte des Lorenzo de' Medici ist ein rühmlicher Beweis seiner Liebe zur vaterländischen Literatur. Die seltene Freiheit, welche zur Ausübung des protestantischen Gottesdienstes in Toskana gewährt ist, gehört in Italien zu den seltenen Erscheinungen. Die im Jahre 1828 auf Verordnung des Großherzogs begonnene Austrocknung der Maremma, jener morastigen, Pest aushauchenden, mephitischen Landstrecke in der sogenannten unteren Provinz von Siena, welche

Digitized by Google

der Hirt nur im Winter zu besuchen wagt, ist ein ebenso großartiges als verdienstvolles Unternehmen. Es kann dadurch nicht allein auch dieser unwirthbare Boden, wie einst das verpestete Chienathal, in eine der fruchtbarsten Gegenden des Landes umgewandelt werden, sondern die ärmere Volksclasse findet auch hinlängliche Beschäftigung, so daß von ihrer Seite die Ruhe des Landes nicht leicht gefährdet wird. Die Erfahrung hat dies auch bestätigt. Denn während in den Jahren 1830 und 31 wie in der neuesten Zeit Revolutionsstürme Italien rund umher erschütterten, blieb Toskana allein in Mittelitalien von Revolutionsgräueln großentheils verschont. Nach dem Tode seiner ersten Gemahlin am 24. März 1832 vermählte sich der Großherzog in zweiter Ehe am 7. Juni 1833 mit der Prinzessin Antoinette von Neapel, geb. am 19. Dec. 1811. Aus seiner ersten Ehe lebt eine Tochter Auguste, geb. 1825, vermählt seit 1844 mit dem Prinzen Luitpold von Bayern; mit seiner zweiten Gemahlin zeugte er den Erbprinzen Ferdinand, geb. am 10. Juni 1835, den Prinzen Karl, geb. 1839, und die Prinzessinnen Isabelle, geb. 1834, und Marie, geb. 1838. Des Großherzogs Stiefmutter ist die Prinzessin Marie von Sachsen, die jüngere Schwester seiner ersten Gemahlin; von seinen beiden Schwestern ist die eine die Erzherzogin Marie Louise, geb. 1798, unvermählt; die zweite Marie Therese, geb. 1801, Gemahlin des Königs Karl Albert von Sardinien.

Leopold, Maximilian Julius, Prinz von Braunschweig, ein edler Menschenfreund, geb. 1752 zu Wolfenbüttel, jüngster Sohn des Herzogs Karl von Braunschweig, erhielt vom Abt Jerusalem eine treffliche Erziehung, auf welche Lessing, mit welchem er Italien bereiste, nicht geringen Einfluß hatte. Im J. 1776 nahm er preußische Kriegsdienste, zeichnete sich als Generalmajor im bayerischen Erbfolgekriege aus, und stand dann zu Frankfurt an der Oder in Garnison. Durch seine Herzensgüte und werkthätige Theilnahme für Alles, was das öffentliche Wohl erheischte, und seine Bereitwilligkeit zur Linderung jedweder Noth seiner ärmern Mitbürger erwarb er sich in Frankfurt die allgemeinste Verehrung, zog sich aber auch wiederholt den strengen Tadel Friedrich's II. zu, weil er zu wenig die Schranken der Convenienz beachtete. Ihm und seinem Regimente hatte man 1780 die Erhaltung der Dämme zu danken, wodurch die Vorstädte vor Ueberschwemmung gesichert wurden; auch zeigte er sich hülfreich bei mehreren Feuersbrünsten, welche die Stadt in dieser Zeit betrafen. Die noch jetzt in Frankfurt bestehende Schule für Kinder der Soldaten seines Regiments verdankt ihm ihre Entstehung. Am 27. April 1785 ertrank er in den Fluthen der Oder beim Aufgange des Eises, wie die Sage geht, indem er beschäftigt war, die von den Wasserfluthen und Eisschollen bedrohten Bewohner der untern Dammvorstadt zu retten. Ein Monument von Stein am rechten Ufer der Oder auf dem Damme erinnert noch gegenwärtig an sein heldenmüthiges Unternehmen. G. W. Keßler in Raumer's „Historischem Taschenbuche" (N. Folge, Jahrg. 5, Lpz. 1844) behauptet dagegen, daß nach den Berichten von Augenzeugen an dem gedachten Tage Niemand in Gefahr und zu retten gewesen, der Prinz dagegen in einem Anfalle von Verwegenheit mit zwei Leuten seines Regiments den Versuch gemacht habe, durch die Lücke der eingestürzten Brücke, durch die der Strom sich mit furchtbarer Gewalt stürzte, hindurch zu fahren und dabei den Tod gefunden.

Leopold, Karl Gustav af, schwedischer Dichter, geb. zu Stockholm 1756, erhielt in Norköping, wohin sein Vater versetzt worden war, durch einen Franzosen seinen ersten Unterricht. Nachdem er später die Schule zu Söderköping besucht hatte, ging er 1773 auf die Universität zu Upsala, mußte sie aber seiner dürftigen Umstände wegen bald wieder verlassen. Er kehrte nach Norköping zurück, wo ihn der Professor Lidén kennen lernte und ihn zum künftigen Aufseher der Bibliothek bestimmte, die er der Universität zu Upsala geschenkt hatte. Im J. 1781 ging L. nach Greifswald, promovirte daselbst als Doctor der Philosophie, und wurde 1782 Rathsbibliothekar in Stralsund. Im J. 1784 erhielt er die ihm versprochene Stelle zu Upsala. Der Umstand, daß der König Gustav III. sein Drama „Helmfeld" in eine Oper umgestaltet zu sehen wünschte, und L. diese Arbeit zur größten Zufriedenheit des Königs ausführte, brachte ihn seit 1786 in dessen nähere Um-

Digitized by Google

gebung. Er wurde Mitglied der neuerrichteten schwed. Akademie, 1787 Bibliothekar zu Drottningholm, 1789 Secretär des Königs und 1790 als Gesellschafter desselben nach Finnland berufen. Nach Gustav's III. Ermordung wurde er unter der vormundschaftlichen Regierung jakobinischer Grundsätze wegen vor Gericht gestellt, und zog sich darauf, nachdem er freigesprochen war, nach Linköping zurück. Der junge König Gustav IV. Adolf erhob ihn, nach seinem Regierungsantritt, im J. 1798 zum Kanzleirath. Nach der Revolution von 1809 wurde L. in den Adelstand erhoben und 1818 Staatssecretär. Doch alle diese Auszeichnungen konnten ihm keinen Trost für schwere häusliche Leiden geben. Die Reizbarkeit und heftige Gemüthsstimmung seiner Frau und seine eigene Leidenschaftlichkeit führten fortwährend Störungen der häuslichen Ruhe herbei. Seine Frau verfiel endlich in Schwermuth, die in völlige Apathie überging; auch er wurde von dieser Krankheit befallen, erblindete seit 1822 völlig, und als seine Frau gestorben, folgte er ihr wenige Monate darauf, im Nov. 1829, im Tode nach. L. hat sich, mit Ausnahme des Epos, fast in allen Dichtungsarten versucht. Er war der Hauptvertreter der franz. Geschmacksrichtung und wurde deshalb hart von der Gegenpartei angegriffen, ließ sich jedoch wenig in literarische Streitigkeiten ein. Nach Kellgren's (s. d.) Tode stand er ohne Nebenbuhler da, und seine Trauerspiele „Oden" (1790) und „Virginia" (1799) stehen noch gegenwärtig in hohem Ansehen. Er selbst veranstaltete eine Sammlung seiner Schriften (3 Bde., Stockh. 1814), welche nach seinem Tode um drei Bände (Stockh. 1831—33) vervollständigt wurde.

Leos, ein attischer Heros, opferte einem Orakel zufolge zur Rettung des Vaterlandes seine Töchter, die Leoiden, Praxithea, Theope, Eubule, welche zu Athen auf dem Markte ein Heiligthum hatten.

Leotychides, König von Sparta, aus der Familie des Prokles, führte nach dem Sturze des Demaratus seit 491 v. Chr. die Regierung Anfangs mit Kleomenes (s. d.), dann mit Leonidas (s. d.), und trug wesentlich zum Seesiege über die Perser bei Mykale (s. d.) im J. 479 v. Chr. bei. Auf einem gegen die wortbrüchigen Thessalier unternommenen Zuge wurde er der Bestechlichkeit angeklagt und ins Exil geschickt, wo er, nachdem er 22 Jahre dem Staate gedient hatte, 466 v. Chr. zu Tegea starb.

Lepanto, das alte Naupaktos, Stadt im Königreiche Griechenland (Morea) mit einem Schloß und Hafen, am Abhange eines pyramidenförmigen Hügels, an welchen die Fluthen des Golf di Lepanto schlugen, der mit dem Golf d'Engie die Landenge bei Korinth bildet. Die Einwohner, etwa 1000 an der Zahl, unterhalten Gerbereien und Pulvermühlen und treiben einen nur geringen Handel. Das Schloß ist verfallen; der Hafen seicht und nur für Barken zugänglich, kann aber durch eine Kette gesperrt werden. Nahe dabei schlugen einst die Athener die Spartaner und vernichtete Don Juan d'Austria mit einer spanisch-italienischen Flotte am 7. Oct. 1571 die türkische Seemacht.

Lepelletier, Louis Michel, Graf von Saint Fargeau, geb. zu Paris am 29. Mai 1760 aus einer Familie, die sich stets im Dienste des Staates ausgezeichnet hatte. Bei Zusammenberufung der Etats généraux 1789 wählte ihn der Adel seiner Vaterstadt zum Abgeordneten. Bis dahin hatte er sich nur als einen jungen Mann gezeigt, der allen Vergnügungen sich hingab, wozu sein ungeheures Vermögen (er hatte 500,000 Fr. jährl. Renten) ihm die Mittel bot. Auch zeigte er sich Anfangs als hartnäckigen Aristokraten und Vertheidiger des Königthums; allein die Ereignisse des 12. Juli, welche er als Vorläufer der nahen Revolution erkennen mochte, vielleicht auch die Aufforderungen und Drohungen der andern Partei, brachten plötzlich eine gänzliche Veränderung bei ihm hervor und schufen ihn zum eifrigsten Manne der Revolution um. Schon am 13. Juli hörte man ihn mit Nachdruck auf die Zurückberufung Necker's dringen, bei welcher Gelegenheit er die Worte sprach: „Représentons tous le peuple, si nous ne voulons pas qu'il se représente lui-même." — Von dieser Zeit an bewährte er sich unablässig als einen Freund des Volkes; dabei geschah, was er that, stets mit einer Art von Mäßigung, und man hörte von ihm nie Aeußerungen, die Andersdenkende hätten kränken oder verletzen können. Im Gegentheil

nahm er stets die größten Rücksichten gegen Jedermann, selbst wenn von den niedrigsten Classen der Gesellschaft die Rede war. Als in der Versammlung wegen Unterstützung der Armen berathschlagt wurde, gebrauchte er, einer der reichsten Bürger Frankreichs, auch nicht ein einziges Mal den Ausdruck „Arme"; er sprach nur von „seinen hülfsbedürftigen Brüdern." — Im Januar ward er Mitglied des Comité zur Verbesserung der Criminalgesetze, wo er sehr fleißig arbeitete, und unter andern, auf Schonung abzweckenden Vorschlägen auch den zur Abschaffung der Todesstrafe einbrachte. Mehrere von Denen, welche später nur zu oft das unedle Rachegefühl in sich aufkommen ließen, wie Robespierre, thaten damals ein Gleiches. Im Sept. 1792 wählte ihn das Dep. de l'Yonne in den Nationalconvent. Hier zeigte er sich als den unversöhnlichsten Feind des Königs, stimmte für dessen Tod, bekämpfte mit aller Gewalt die Ansicht, das Volk in dieser wichtigen Angelegenheit zu befragen, und ließ sogar ein Pamphlet drucken, worin er allen Denjenigen, die darauf beständen, mit einem Volksaufstande drohte. Einem Freunde, der über die auffallende Umwandlung seines politischen Charakters sich wunderte, soll er geantwortet haben: „Wenn man eine halbe Million Einkünfte hat, so bleibt keine andere Wahl übrig, als in Coblenz zu sein, oder unter den Ersten des Berges." Am Abende vor der Hinrichtung des Königs ging L. in ein Kaffeehaus, dort die Meinung des Publikums über jenes Urtheil zu erfahren. Beim Hinausgehen drängt sich ein Unbekannter mit der Frage an ihn, ob er Lepelletier sei, der für den Tod des Königs gestimmt habe, und stößt ihm, als er dies bejaht, ein langes Messer in den Leib. L. blieb auf der Stelle todt; sein Mörder hieß Päris, war Leibgardist des Königs gewesen, und hatte wahrscheinlich die That verübt, blos um seinen Gebieter an einem der Deputirten, die denselben verurtheilt hatten, zu rächen. Der Mord L.'s erregte eine unbeschreibliche Wuth unter dem Pariser Volke; die Nacht vom 20. auf den 21. Jan. war eine der schrecklichsten, eine zahllose Menge, racheglühend, tobte heulend und die gräßlichsten Drohungen und Racheflüche gegen alle Königsfreunde ausstoßend, in den Straßen der angsterfüllten Stadt umher. Der Tod L.'s wurde das Signal nicht nur zur Verfolgung der Royalisten, sondern auch aller Republikaner, welche vorher für den appel au peuple gestimmt hatten. Durch jene blutige That ging für den König jede Hoffnung, noch gerettet zu werden, verloren. Keiner der Bürger, die vielleicht noch Etwas zu seiner Befreiung unternommen hätten, wagte sein Haus zu verlassen, so sehr hatte das Geschrei der gereizten Menge, die Rache fordernd für den ermordeten Deputirten umherzog, Aller Gemüther mit Furcht erfüllt. L.'s Leichnam ward im vollen Pomp nach dem Pantheon abgeführt, mit entblößter, weit klaffender Wunde auf einem hohen Gerüste einhergetragen, um die Wuth des Volkes desto mehr zu reizen, gerade so wie einst Antonius es mit Cäsar's Leiche gemacht hatte. Man benannte, des Todten Andenken zu ehren, eine Straße nach ihm Michel Lepelletier, und der Convent adoptirte seine nachgelassene einzige Tochter im Namen der französischen Nation. — Felix L., Graf von Saint Fargeau, des Vorigen Bruder, geb. am 12. Juli 1769, war beim Ausbruche der Revolution Adjutant des Prinzen von Lambese und ein großer Gegner der Bewegung. Nach dem Tode seines Bruders ward er aber ebenfalls ein eifriger Jakobiner und war sogar bei Baboeuf's Verschwörung betheiligt, wurde aber freigesprochen. In Folge des Attentats gegen Bonaparte am 3. Nivôse (24. Dec. 1800) wurde er verhaftet und bis 1805 nach Italien verwiesen. Während der hundert Tage kam er als Abgeordneter von Dieppe in die Deputirtenkammer und erregte dadurch großes Aufsehen, daß er Napoleon als den Retter des Vaterlandes proclamirte. Die Bourbons verbannten ihn deshalb nach Deutschland. Er gab die „Oeuvres" seines Bruders heraus (Brüss. 1821).

Lepidus, Marcus Aemilius, einer der eifrigsten Anhänger Cäsar's, ein sehr herrschsüchtiger Mann. Als Prätor besaß er ein solches Ansehen, daß er, da Cäsar aus Spanien zurückkehrte, diesem gegen den Willen des Senats zur Dictatur verhalf, wodurch er später Spanien als Provinz erhielt. Auch ernannte ihn Cäsar 47 v. Chr. zu seinem Mitconsul und Magister equitum. Nach Cäsar's Ermordung schloß er sich eng an Antonius an, ward Pontifex Maximus, und stiftete mit Antonius und Octavianus das zweite

Digitized by Google

Triumvirat, im J. 43, wobei er die Verwaltung von Afrika erhielt. Obschon er bei den Uneinigkeiten zwischen Octavius und Antonius den Erstern unterstützt hatte, so beraubte ihn doch dieser seiner Würde (36), worauf er bis an seinen Tod, 13 v. Chr., in der Zurückgezogenheit zu Circeji lebte.

Lepsius, Karl Peter, ein ausgezeichneter Kenner der mittelalterlichen Baukunst und geschätzter kritischer Forscher auf verschiedenen Gebieten der deutschen Alterthümer, wurde zu Naumburg an der Saale am 2. Juni 1775 geboren, studirte die Rechte in Leipzig und in Jena (1793—96), und wurde dann in Naumburg Advocat und 1798 Mitglied des Magistrats. In letzterer Eigenschaft erwarb er sich bei den Kriegsdrangsalen, welche die franz. Invasion im Oct. 1806 über Naumburg brachte, große Verdienste um seine Vaterstadt. Im J. 1810 gab er in Folge seiner Ernennung zum königl. sächsischen Finanzprocurator für den thüring. Kreis die Magistratsstelle auf und wollte sich von nun an blos der juristischen Praxis widmen. Doch nach der Lützener Schlacht und vor und nach der Schlacht bei Leipzig sah er sich wieder zur Vertretung der Interessen Naumburgs veranlaßt, die er zuerst in Naumburg selbst, dann nach seiner Anstellung bei dem Generalgouvernement in Leipzig mit vieler Umsicht wahrnahm. Bei der Verlegung genannter Behörde nach Dresden wurde er Mitglied des für den thüring. Kreis bestellten Centralhülfsausschusses und führte von 1814—16 dessen Directorium. Nachdem Naumburg an Preußen übergegangen war, wurde er zuerst 1816 Director des Inquisitoriats, vertauschte aber 1817 diese Stelle mit der eines Landraths des Kreises Naumburg. Zunehmende Kränklichkeit bewog ihn, 1841 um seine Entlassung aus dem Staatsdienste einzukommen, die ihm unter Beilegung des Titels eines Geh. Regierungsrathes bewilligt wurde. Seitdem lebt er seinen historisch-antiquarischen und archäologischen Forschungen; namentlich beschäftigt ihn der Druck seiner urkundlichen „Geschichte der Bischöfe des Hochstifts Naumburg vor der Reformation" (Bd. 1, Naumb. 1846), eines für deutsche Specialgeschichte wichtigen Werkes, in dem er die Ergebnisse vieljähriger Sammlungen und gelehrter Forschungen niedergelegt hat. Von seinen frühern Arbeiten nennen wir die kleine Schrift „Ueber die Sage von den Hussiten vor Naumburg" (Zeitz 1811) und die Beschreibung des „Moritzklosters in Naumburg" (Naumb. 1835); ferner die „Beschreibungen der Schlösser Rudelsburg und Saaleck" (Naumb. 1824) und der „Stadtkirche und Schloßkapelle zu Freiburg" (Lpz. 1839, Fol.); dann die zwei Lieferungen „Sphragistische Fragmente" und die beiden Hauptwerke „Ueber das Alterthum und die Stifter des Doms zu Naumburg" (Naumb. 1822) und „Ueber den Dom zu Naumburg" (Lpz. 1841, Fol.). Ein besonderes Verdienst hat er sich durch die 1820 bewirkte Stiftung des thüring.-sächs. Vereins erworben, dessen Leitung er drei Jahre lang übernahm und dessen Geschäftsführung er besorgte, wie er auch die drei ersten Jahresberichte schrieb, bis der Verein 1823 nach Halle verlegt wurde.

Lepsius, Karl Richard, der Sohn des Vorigen, geb. zu Naumburg an der Saale am 24. Dec. 1811, wurde Anfangs im älterlichen Hause, dann von 1823—28 in der Landesschule Pforte gebildet und studirte in Leipzig und in Göttingen Philologie. Schon hier begann er die nachher in Berlin unter Bopp fortgesetzten Studien der vergleichenden Sprachkunde. Im J. 1833 erwarb er sich durch Vertheidigung der Abhandlung „De tabulis Eugubinis" in Berlin die philosophische Doctorwürde, und begab sich 1834, nach dem Erscheinen seiner „Paläographie als Mittel der Sprachforschung" (Berl. 1834, 2. Aufl., Lpz. 1842), zur weitern Betreibung seiner linguistischen und archäologischen Arbeiten nach Paris, wo ihm die Empfehlung Alex. v. Humboldt's die beste Aufnahme bei den französischen Gelehrten bereitete. Von hier ging er 1835 nach Italien. Den Winter verlebte er in Turin und Pisa und kam erst im April 1836 nach Rom, wo er mit Bunsen, dem damaligen preuß. Gesandten, in die engste Verbindung trat, sich dem archäologischen Institute anschloß und seine eigenen Studien vorzugsweise den Alterthümern Aegyptens zuwendete. Große Aufmerksamkeit erregten schon seine „Lettre à Mr. Rosellini sur l'alphabet hiéroglyphique" (Rom 1837) und die folgenden, in den Abhandlungen des

Digitized by Google

archäologiſchen Inſtituts gedruckten Schriften über mehrere ägyptiſche Kunſtdenkmäler; von bedeutenderem Umfange war „Das Todtenbuch der Aegyptier" (Lpz. 1842) aus einem hieroglyphiſchen Papyrus in Turin. Mitten unter dieſen Arbeiten hatte er dem franzöſ. Inſtitute zwei Abhandlungen, die eine über die Verwandtſchaft der ſemit., ind., äthiop. und anderer Sprachen, die zweite über den Urſprung der Zahlwörter in den indogerman. Sprachen, eingereicht und dafür den Preis (1200 Francs) erhalten. Auch gab er ſich in Italien Forſchungen über die etruriſche und oſciſche Sprache hin, deren Ueberreſte er in den „Inscriptiones umbricae et oscae" mit einem erläuternden Commentar (Lpz. 1841) herausgab, wozu auch die beiden Abhandlungen „Ueber die tyrrheniſchen Pelasger in Etrurien und über die Verbreitung des italiſchen Münzſyſtems von Etrurien aus" (Lpz. 1842) gehören. Im J. 1838 reiste er von Rom aus in Geſchäften des Inſtituts nach England, wo er Bunſen wieder traf. Er entwarf mit demſelben den Plan zu einem großen hiſtoriſch-antiquariſchen Werke über Aegypten, nahm es auch ſofort in Angriff, mußte aber ſeine Vollendung bis nach der ägypt. Reiſe, die er zuvor unternehmen ſollte, verſchieben. König Friedrich Wilhelm IV. von Preußen hatte nämlich auf die Fürſprache Humboldt's, Bunſen's, des Miniſters Eichhorn und der Akademie der Wiſſenſchaften eine ägyptiſche Expedition beſchloſſen, deren Oberleitung L. übertragen wurde. Im Sommer 1842 ging L. deshalb zunächſt nach London, von wo er ſich am 15. Juli 1842 nach Alexandrien einſchiffte. Hier fanden ſich die ſämmtlichen Theilnehmer an der Expedition zuſammen, nämlich die beiden Hieroglyphenzeichner Weidenbach, die Architekten Erbkam und Wild, der Engländer Bonomi, der Prediger Abeken, der Maler Georgi, im Ganzen zehn Perſonen, mit etwa gleich viel Dienern und einem Dragoman. Von den Schickſalen, welche die Expedition erlebt hat, iſt nur Erfreuliches zu berichten, da ſie überall von der ägyptiſchen Regierung begünſtigt und beſchützt war, auch keines ihrer Mitglieder geſtorben iſt. Einige der wichtigen Reſultate, die man dieſer Expedition bereits verdankt, ſind folgende. Zur Erforſchung der ägyptiſchen Denkmäler des älteſten pharaoniſchen Reiches von der 18. Manethoniſchen Dynaſtie und der äthiopiſchen jenſeit der zweiten Katarakte hat L. auf den Gräberfeldern zu Giſeh und Sakara gegen 50 neue Gräber der älteſten ägypt. Dynaſtie öffnen laſſen, auch zum erſten Male den hiſtoriſchen Beweis geführt, daß die bei Howara vorhandenen Ruinen wirklich die des Labyrinths des Möris ſind. Aus Aethiopien hat L. ferner als wichtigſtes Ergebniß die Ueberzeugung erhalten, daß die im Alterthum ſo berühmte äthiopiſche Macht und Weisheit keine andere geweſen ſei, als eine etwa 2000 Jahre v. Chr. eingewanderte ägyptiſche Civiliſation, daß noch eine große Anzahl echt äthiopiſcher Inſchriften von den meroitiſchen Pyramiden bis nach Philä vorhanden ſind, daß dies äthiopiſche Kernvolk von Meroe kein ſchwarzes, ſondern ein braunes und kaukaſiſches war, das ſpäter ſeine Herrſchaft hauptſächlich nach Oſten wendete und im Mittelalter unter dem Namen der Bedja ein zu beiden Seiten des rothen Meeres mächtiges Reich gründete. Endlich hat L. durch neue Ausgrabungen in dem ſogenannten Memnonium in Theben, beſonders im hintern, noch unbekannten Theile, zum erſten Male einen vollſtändigen und in keinem weſentlichen Punkte zweifelhaften Grundplan dieſes ſchönſten unter den ägyptiſchen Tempeln entdeckt, ſowie auch das Grab des Rammes-Seſoſtris in Babelmelek und die Haupttempel mit größter Genauigkeit neu ausmeſſen und aufzeichnen laſſen. Vor ſeiner Abreiſe nach Aegypten war L. zum Directionsmitgliede des archäologiſchen Inſtituts gewählt und vom Könige von Preußen 1842 zum außerordentlichen Profeſſor in Berlin ernannt worden. Die Expedition kehrte im Laufe des J. 1846 zurück.

Leptis, hießen im Alterthume zwei Städte auf der Küſte von Afrika am mittelländiſchen Meere. Die größere von beiden, Leptis magna, lag unweit von dem heutigen Tripoli zwiſchen den beiden Syrten, verdankte ſeine Entſtehung phöniciſchen Coloniſten aus Sidon, und gelangte bald zu großem Reichthume. Die Stadt war von Karthago abhängig, erklärte ſich im jugurthiniſchen Kriege für die Römer und erhielt unter Auguſtus den Namen einer römiſchen Provinz. L. wurde im 7. Jahrh. von den Arabern zerſtört, jetzt heißt der Ort mit einigen Ruinen Lebeda. Leptis parva oder minor lag zwi-

Digitized by Google

schen Adrumeton und Thapsos, also unweit Karthago, und verdankte seine Entstehung ebenfalls phönicischen Colonisten. Jetzt heißt sie Lemta und nur wenige Trümmer deuten noch die Stelle der alten Stadt an.

Lerche, ist der Name einer über Europa und Afrika verbreiteten Gattung von Sperlingsvögeln. Der Flug der Lerche ist flatternd; daher sie sich meist laufend am Boden bewegen, wo sie auch ihre wesentliche Nahrung, harte Samenkörner, aufsuchen. Sie sind gesellig, leben aber in Monogamie und zeichnen sich durch ihren Gesang aus. Die Gefangenschaft vertragen sie weniger gut als verwandte Vögel, und wandern in Zügen. Das Gefieder der europ. Arten ist braun oder grau, das der ausländischen häufig bunt. Man fängt die Feldlerche ihres wohlschmeckenden Fleisches wegen des Nachts in Streichnetzen, worin besonders in der Gegend zwischen Wittenberg, Leipzig und der Saale, jedoch auch in Thüringen sehr viele gefangen werden. Ein altes Vorurtheil erklärt die um Leipzig gefangenen, von welchen viele Tausende weit versendet werden, für die fettesten. Die Haubenlerche findet sich häufig an den Heerstraßen; die Baumlerche lebt mehr in lichten Waldungen und wird als Singvogel in Käfigen gehalten.

Lerchenfeld, Maximilian, Freiherr von, ehemaliger bayerscher Finanzminister, geb. 1779 zu München, empfing seine wissenschaftliche Bildung zu Ingolstadt, und bahnte sich weniger durch hervorstechende Talente, wie durch Begünstigung der Geburt nach einander als bayerischer Gesandter am Stuttgarter Hofe (1806), als Generalcommissär zu Ansbach (1808), Nürnberg (1809), Innsbruck (1811) und Würzburg (1814) den Weg zum bayerischen Finanzminister (1817) —: einem Posten, welcher ihm den bittersten Tadel und zum Theil sehr gegründete Vorwürfe zugezogen hat. Begünstigung der Staatsgewalt, allzu große Nachgiebigkeit bei den theilweise sehr bedeutenden Forderungen des Hofes, nicht nur ohne Berücksichtigung einer wachsenden Staatsschuld, sondern sogar auf Kosten des bedürftigeren Mittelstandes, z. B. durch Verminderung und Einziehung der Witwen- und Waisenpensionen, veranlaßten daher sehr bittere Beschwerden gegen seine Verwaltung auf dem Landtage von 1825 und bewogen ihn, seine Entlassung einzugeben. Darauf ward er Bundestagsgesandter, verwaltete von 1833—35 nochmals das Finanzministerium, ging dann als Gesandter nach Wien und starb am 17. Oct. 1843 zu Hainersreuth bei Bamberg.

Lerida, eine befestigte Stadt von 17,000 E. in der span. Provinz Catalonien am Segreſluß, der Sitz eines Bischofs, ist das Ilerda der Alten. Eine Menge Alterthümer erinnern noch an die Römerzeit, wie der Palast der alten Könige von Lerida ein Denkmal des Mittelalters ist. Hier schlug Cäsar die Legaten des Pompejus; im J. 524 wurde hier ein Concil gehalten, und am 28. April 1810 erfochten in der Nähe der Stadt die Franzosen unter Hebert einen Sieg über die Spanier unter O'Donnel.

Lerminier, Jean Louis Eugène, Requetenmeister im franz. Staatsrath und Professor am Collége de France, geb. am 29. März 1803, studirte in Straßburg, Paris, Heidelberg und Berlin die Rechte, in Deutschland namentlich, um den juristischen, religiösen, philosophischen und literarischen Zustand genauer kennen zu lernen. Nach Paris 1827 zurückgekehrt, schrieb er für die „Themis" und den „Globe" und 1828 auch für die „Revue française" Aufsätze, die beim Publikum Beifall fanden. Unter Vermittlung der Doctrinärs erhielt er die Freiheit, Vorlesungen halten zu dürfen, die er als „Introduction générale à l'histoire du droit" (1829) in Druck gab. Bald darauf ward er hintereinander Anhänger des St. Simonismus, Fourierismus und des von Drouineau proclamirten Neo-Christianismus, nur um alle diese Parteifahnen ebenso rasch wieder zu verlassen. Das Haupt der Doctrinärs, Herzog Broglie, brachte es dahin, daß für ihn 1831 eine Professur der Rechtsgeschichte am Collége de France gegründet wurde. Hier hielt er über die Geschichte des Rechts, über vergleichende Gesetzkunde, über die gesetzgebende Gewalt, über das Völkerrecht und ähnliche Gegenstände Vorträge, in einer Weise, daß seine Hörsäle stets gefüllt waren. In glühender Beredtsamkeit erweist er die Legitimität der Demokratie, der er auch in seinen Schriften die besten Denkmale gesetzt hat. Damit brach er aber mit den Doctri-

Digitized by Google

närs, ſeinen Gönnern, die er in der „Revue des deux mondes“ und Carrel's „National“, ſowie in Lamennais' „Le monde“ nicht ſchonte. Neben vielen Aufſätzen für die Zeitſchriften verfaßte er in raſcher Folge mehrere zum Theil ſehr intereſſante Werke: „Philosophie du droit“ (2 Bde., 1831), „Lettres philosophiques à un Berlinois“ (1833), „De l'influence de la philosophie du 18ième siècle sur la législation et la sociabilité du 18ième siècle“ (1833), „Au-delà du Rhin“ (2 Bde., 1835), „Etudes d'histoire et de philosophie“ (2 Bde., 1836) und andere. Unter dem Miniſterium Molé erhielt er 1837 eine Requetenmeiſterſtelle im Staatsrathe, um ihn mehr an das Intereſſe der Regierung zu feſſeln und vorzüglich in ihm eine literariſche Stütze für das ſo hart gedrängte Miniſterium Molé zu gewinnen. Er ließ auch gar nicht lange auf die Beweiſe ſeines Abfalles von den liberalen Grundſätzen warten, aber der allgemeinſte Unwille beſtrafte ihn für dieſe Apoſtaſie, er wurde ſogar in ſeinem Auditorium beſchimpft, ſo daß er dieſes verlaſſen und ſchließen mußte, ſo wohlgefällig man ſonſt ſeine republikaniſchen Tiraden angehört hatte. Er hat übrigens große geiſtige Fähigkeiten und verſteht es, geiſtreich und mit vollkommener Herrſchaft über die Sprache weit auseinander liegende Gedanken zum ſchönen Ganzen zu combiniren. Nur iſt zu bedauern, daß ſeine Thaten ſeinen Lehren nicht entſprechen.

Lernäiſche Schlange oder Hydra, ein vom Typhon mit der Echidna (Phorkys und Keto) erzeugtes Ungeheuer, welches in einer Höhle bei Lernä hauſte. Sie hatte 50 Köpfe, von denen der mittelſte unſterblich war, vergiftendes Blut und Hauch und verheerte das Land umher, weshalb Euryſtheus dem Herkules den Auftrag ertheilte, ſie zu tödten. Dieſer jagte das Ungeheuer mit Pfeilen vom Lager auf, und fing an mit ſeinem goldenen ſichelförmigen Schwerte die Köpfe abzumähen. Da aber an der Stelle eines abgehauenen Kopfes ſogleich zwei andere hervorwuchſen, und außerdem ein großer Krebs, von der Juno der Schlange zu Hülfe geſandt, Herkules' Füße verwundete, ſo befahl dieſer ſeinem Wagenlenker Jolaos, den nahen Wald in Brand zu ſtecken; nun brannte Herkules die Stelle eines jeden abgeſchlagenen Kopfes mit Feuer aus, erlegte das Thier dadurch, vergrub den unſterblichen Kopf in die Erde, wälzte ein Felſenſtück darüber und tauchte ſeine Pfeile in das giftige Blut der Schlange, wodurch ſie tödtlich wurden. Euryſtheus erkannte dem Herkules den beſtimmten Preis nicht zu, weil Jolaos Theil an der That gehabt habe.

Leros, auch Leria, war der alte Name einer zu den Sporaden gehörigen Inſel im ägeiſchen Meere, an der Küſte von Karien, ſüdöſtlich von Patmos, welche jetzt Lero heißt.

Leroux, Pierre, franz. Philoſoph und Socialiſt, geb. zu Rennes 1805, lernte als Buchdrucker und arbeitete in einer Pariſer Officin, als er den Plan zur Herausgabe einer Zeitſchrift faßte, die ſich den engliſchen Magazinen nähere. Sein Freund Dubois theilte die Abſicht mehreren Schülern Guizot's und Couſin's mit und ſo entſtand in einiger Zeit das Journal „Globe“, bei welchem L. mit dem Materiellen der Redaction beſchäftigt war; doch war er unterdeſſen ein ſehr bedeutender Anhänger des St. Simonismus geworden und fühlte ſich gedrungen, zumal ſeit 1830, ſeine Anſichten und Ueberzeugungen ſelbſtändig auszuſprechen. Mit jugendlichem Muthe bekannte er ſich zu der neuen Lehre, als dieſe, an ihrer Spitze den kühnen Bazard, ſich zuerſt Bahn brach im öffentlichen Bewußtſein, und blieb ihr treu, bis Enfantin es jedem Beſonnenen unmöglich machte, länger ſich zu der ſich verirrenden Schule zu bekennen. Damit aber entſagte er dem Grundprincip des St. Simonismus und der neuen ſocialiſtiſchen Theorie keineswegs, vielmehr vertiefte er ſich in wahrhaft philoſophiſche Speculation über die letzten Gründe des Lebens und ſeiner gegenwärtigen Geſtaltung. Er arbeitete an der „Revue encyclopédique“ (1832—35), an der „Revue de progrès“, an der „Encyclopédie moderne“ und „Revue independante“ ſehr fleißig und ſprach darin manches von ſeinen philoſophiſchen Reſultaten aus. Seine Anſichten über Philoſophie faßte er aber in dem Werke „Réfutation de l'Eclecticisme“ (1839) zuſammen, in welchem er gegen den in Frankreich üblichen Eclecticismus Oppoſition macht, weil dieſer als Philoſophie keinen wahren Anfangspunkt beſitzt noch beſitzen

Digitized by Google

kann. Aus den zwei andern Werken „Essai sur l'Egalité" (1837) und „De l'humanité, de son principe et de son avenir, où se trouve exposée la vraie définition de la religion et où l'on explique le sens, la suite et l'enchaînement du Mosaisme et Christianisme" (3 Bde., Par. 1840), leuchtet der St. Simonistische Geist auf allen Seiten durch und er führt aus, daß „in dem menschlichen Bewußtsein sich ein neues Princip, das Dogma der Gleichheit, gegenwärtig finde." Zu der Idee der Gleichheit sei die Menschheit durch drei Perioden hindurch gelangt; er nennt sie „le régime des castes de famille, le régime des castes de patrie" und „le régime des castes de propriété". Gegenwärtig stehe die Menschheit an der Grenze der letztern Periode, wie einst die Ungleichheit synonym gewesen mit dem Namen des Menschen, so sei es gegenwärtig die Gleichheit. Mit diesen Gedanken tritt denn L. mitten in die in Frankreich vorgehende Bewegung hinein; das Egalitätsprincip ist sein Banner. Was Bazard und Enfantin dunkel ahnten, ist bei ihm zum klaren Bewußtsein gekommen, die Gleichheit ist die Basis, auf die alle sociale Wissenschaft in Frankreich zurückgeht. Ueber das Verhältniß der beiden letztern Werke spricht er sich selbst aus: „In der Schrift „De l'Egalité" habe ich von der Vergangenheit und Gegenwart gesprochen, ich habe nicht von der Zukunft geredet. Vor ihr habe ich plötzlich angehalten, ich habe nicht gewagt weiter zu gehen. Warum wagte ich es nicht? Eine Kraft, ein Hebel, ein fester Punkt: bedarf es nicht alles dessen in der gewöhnlichen Mechanik? Uns aber fehlen weder die Kraft noch der Hebel; die Kraft ist das Bedürfniß zu leben, der Hebel ist die Industrie, die Kunst, die Wissenschaft; was uns fehlt, ist das axiome ontologique, wovon ich rede. Es ist ein Axiom über das Leben, über das Sein, das uns fehlt, es ist ein religiöses Axiom." In dem Verlauf seiner philosophischen Untersuchung in „De l'humanité" gelangt er zu dem Princip für die Zukunft der menschlichen Entwickelung, daß der Mensch in sich selber die Menschheit trage, daß die höchste Bestimmung der Menschheit die sein müsse, alles individuelle Leben in Staat, Familie und Eigenthum vollkommen in jene Einheit des Begriffs praktisch aufgehen zu lassen. Die Idee der Menschheit kenne keinen *besondern* Staat, keine einzelne Familie, kein persönliches Eigenthum. Das, was Staat, Familie und Eigenthum ihrem tiefsten Wesen nach bestimmen und gestalten muß, ihr eigentliches Recht und ihre endliche Wahrheit, ist die vollkommene Unpersönlichkeit in allen diesen Grundlagen der Gesellschaft, die factische Verwirklichung *eines* Staates, *einer* Familie, *eines* Eigenthums. Dieser Gedanke aber muß seine höchste Bestätigung in der Idee der höchsten Einheit finden, der Idee Gottes und die in bestimmte Form erfaßte Idee dieser Gottheit ist die Religion. Der Mosaismus sowie das Christenthum haben diese absolute Einheit nicht ganz erfaßt; durch sie hindurch geht daher die Bewegung der Geschichte einer neuen, der Idee der Menschheit wahrhaft genügenden Religion entgegen. Wie aber diese Unpersönlichkeit in Staat, Familie und Eigenthum denkbar und zu verwirklichen sei, darauf giebt L. keine Antwort; und ob er sie finden wird?

Lesage, Alain-René, der Verfasser des Gil-Blas von Santillana, geb. den 8. Mai 1668 zu Sarzeau, einer kleinen Stadt auf der Halbinsel Rhuys, vier Stunden von Vannes in Bretagne, kam, schon im 14. Jahre eine Waise, unter die Vormundschaft seines Onkels, welcher sein kleines Vermögen zu Grunde gehen ließ. Im Jesuitencollegium zu Vannes erzogen, zeichnete er sich durch seine Talente aus, und wurde nach Beendigung der Schulzeit Verwalter auf den Meiereien der Jesuiten in der Bretagne. Er hatte Grund, sich über die Behandlung zu beklagen, die er hier von den gleisnerischen Gesellschaftern Jesu erfuhr, und rächte sich später dafür in seinen Schriften. Im J. 1692 kam er, um die Rechte zu studiren, nach Paris, wo er in den vornehmsten Häusern Zutritt erhielt und der Liebhaber einer reichen Dame wurde, die seinen Unterhalt bestritt. Als dieses Verhältniß aufgehört hatte, heirathete er 1694 ein sehr liebenswürdiges Mädchen, Marie Elisabeth, die Tochter des Bürgers Huyard. Er hatte sich auf die Liste der Parlamentsadvocaten eintragen lassen; verließ aber die juristische Praxis seit seiner Verheirathung und widmete sich blos der schriftstellerischen Beschäftigung. Eine Uebersetzung der galanten Briefe des Aristenet war das Erste, was er schrieb (1695); weder bei den Gelehrten noch bei den

Digitized by Google

Weltleuten erregten diese Briefe einiges Interesse. Vortheilhaft wirkte auf ihn seine Bekanntschaft mit der spanischen Literatur, die er seinem Freunde, dem Abbé de Lyonne verdankte, der ihn überdies mit Geschenken überhäufte und ihm eine jährliche Rente von 600 Livres aussetzte. Er versuchte sich in Nachahmungen einiger Lustspiele von Francesco Rojas und Lopez de Vega, und gab 1704—6 eine Uebersetzung von Avellaneda's „Neuen Abenteuern des Don Quixote" heraus. Das erste Werk jedoch, was seinen Ruf begründete, war sein Lustspiel „Crispin, rival de son maître," welches zum ersten Mal 1707 mit stürmischem Beifall gegeben wurde. In demselben Jahre erschien sein „Diable boiteux", diese berühmte Satire auf alle Stände, zu welcher er von „El diabolo cojuelo" des Don Louis Valez de Guevara, nur den Namen und den Plan entlehnt hat, und welche ein Duell zwischen zwei Edelleuten veranlaßte, die sich um das letzte Exemplar der zweiten Auflage stritten. Sein Lustspiel „Turcaret" (am 14. Febr. 1709 zum ersten Male aufgeführt) ist eines der besten, welches die französische Bühne besitzt. Da es eine bittere Satire auf die Finanziers damaliger Zeit enthält, bot man L. 100,000 Frs., wenn er es nicht zur Aufführung bringe, doch ließ er sich trotz seiner Armuth nicht davon abhalten. Sein Roman „Gil Blas de Santillane", der zuerst 1715 erschien, machte ihn durch ganz Europa berühmt. Diese, sowie eine Menge anderer Romane und Theaterstücke, die er noch schrieb, verschafften ihm ein sorgenfreies Dasein, welches eine liebende Gattin und hoffnungsvolle Kinder verschönerten. Lange dauerte ungetrübt dieses Glück. In seinem Alter erfuhr er einen tiefen Kummer, indem von seinen drei Söhnen der älteste und der jüngste den Schauspielerstand ergriffen, gegen welchen L. die meiste Abneigung hegte. Sein zweiter Sohn, Domherr zu Boulogne, brachte eine Versöhnung zwischen seinem Vater und seinem ältern Bruder zu Stande, der unterdessen unter dem Namen Montménil einer der gefeiertsten Schauspieler der franz. Bühne geworden war. Montménil wurde der innigste Freund seines Vaters, der nun auch dem jüngsten Sohne verzieh. Der frühe Tod des geliebten Montménil (am 8. Sept. 1743) schlug den greisen Vater schwer darnieder. Er zog sich noch im Jahre 1743 mit seiner Frau und seiner Tochter nach Boulogne zurück und starb hier in den Armen der Seinen am 17. Nov. 1747 beinahe 80 Jahre alt. Merkwürdig ist die Sympathie, welche er in seinen letzten Lebensjahren mit dem Sonnenlicht zeigte. Er wurde stufenweise lebhafter, wie dieses Gestirn sich dem Meridian näherte, und schien alsdann die Fröhlichkeit, die Geselligkeit seiner schönsten Jahre und die ganze Lebendigkeit der Phantasie behalten zu haben; aber wie der Tag sich neigte, nahm die Thätigkeit seines Geistes und seiner Sinne allmälig ab und er verfiel bald in eine Art Lethargie, aus welcher er erst den andern Morgen zu neuem Leben wieder erwachte. Eine schöne Ausgabe seiner „Oeuvres complètes" erschien zu Paris 1830.

Lesbonax, ein griech. Rhetor im ersten Jahrh. n. Chr., wahrscheinlich aus Mitylene auf Lesbos gebürtig und in der dortigen Rednerschule gebildet, verfaßte mehrere Schriften, von denen nur zwei im Geiste der alten Attiker geschriebene Declamationen oder Kunstreden sich erhalten haben. Sie befinden sich in den Sammlungen der „Oratores graec." von Reiske, Bekker und Sauppe und sind einzeln von Orelli (Lpz. 1820) herausgegeben worden.

Lesbos, Insel im Norden des Busens von Smyrna, jetzt Midilli oder Metelino, nach seiner ehemaligen Hauptstadt Mitylene benannt, hat $12^1/_2$ QM. im Umfange, ist gebirgig, waldig, besonders reich an Schiffsbauholz und auch sonst fruchtbar. In ihrer Mitte erhebt sich der (nicht mit dem thessalischen Göttersitze zu verwechselnde) Berg Olymp. Die Einwohner, etwa 50,000, meist Griechen, die bis zum Jahre 1821 manche Vorrechte hatten, leben von Oel- und Obstbau. Wein, Feigen, Baumöl, Oliven und Marmor waren die Haupthandelsproducte der alten Lesbier und an den Küsten der Insel lagen die blühendsten Städte. Jetzt hat die Insel vier Städte: Midilli (bei den Schiffern Castro, das alte Mitylene), Molivo (das alte Methymna), Kalani (das alte Euripus Pyrrhöus) und Sigri (das alte Antissa). Midillu, die Hauptstadt der Insel, ist Sitz des Aga und griech. Erzbischofs, hat eine große Citadelle, zwei Häfen und viele Ruinen des alten Mitylene. Unweit Sigri erblickt man noch jetzt Trümmer von Eressos. Nach Berichten der Alten wurde

Digitized by Google

Lesbos von Aeoliern bevölkert. Dieſe erhoben ſich unter ihrem Tyrannen Pittakus mächtig, widerſtanden glücklich allen Angriffen der Perſer und Athener, wurden ſpäter Bundesgenoſſen der Letztern, mußten ſich aber endlich, geſchwächt durch innere Kriege, ihrer Botmäßigkeit unterwerfen. Die Einwohner von Lesbos waren übrigens, obwohl beliebt durch Bildung und Anſtand, wegen Ausſchweifung berüchtigt. Bacchus und Venus, ſo erzählen die Alten, hatten hier ihren Sitz, λεσβιᾶν und λεσβιάδειν (auf lesbiſche Weiſe leben), wurde bei den Griechen ſprichwörtlich und Lesbos ſpäter oft der Sitz behaglicher Ruhe für reiche Römer. Dagegen aber war es auch die Wiege der berühmteſten Tonkünſtler, Citherſpieler und anderer geiſtvoller Köpfe des Alterthums. Alkäus, Sappho, Pittakus, Theophraſt, Theophanes, Myrtilus, Hellanikus, nennen L. ihr Vaterland. Noch heute zeichnen ſich die Bewohner von Molivo durch muſikaliſches Talent aus und erinnern an den ehemaligen Ruhm ihres Vaterlandes als die Schule der Muſik. Vgl. Plehn „Lesbiacorum liber" (Berl. 1826) und Zander „Beiträge zur Kunde der Inſel L." (Hamb. 1827, 4.).

Leſche hieß in Griechenland ein öffentliches Gebäude mit einer Halle, worin müßige Leute, theils um ſich zu unterhalten, theils um Geſchäfte abzumachen, zuſammenkamen, Einzelne wohl auch übernachteten; die anſtändigere Volksclaſſe beſuchte aber in der Regel die Leſche nicht. Berühmt war beſonders die Leſche der Knidier, innerhalb der Mauer des Tempelhofs zu Delphi durch die von Polygnotus (ſ. d.) ausgeführten Wandgemälde.

Leſemethoden, d. h. die Art und Weiſe, den Kindern das Leſen beizubringen, hat die Schulmänner und Kinderfreunde der neueren Zeit ſo ungemein beſchäftigt, daß die Menge der dadurch entſtandenen A-B-C-Bücher unzählig genannt werden kann. Im Allgemeinen läßt ſich die Leſemethode auf drei weſentlich verſchiedene Lehrarten zurückführen, nämlich auf die ſogenannte Wort-, Syllabir- und Elementirmethode. Bei der Wortmethode werden dem Schüler Wörter ſo lange vorgeleſen, bis er durch Nachſprechen und Leſen ſie richtig ausſprechen und ſelbſt leſen kann. Hierbei muß der Lernende allein nach und nach die Aehnlichkeiten in den Beſtandtheilen der Wörter und deren Ausſprache herausſuchen, um allmälig zu der Fähigkeit zu gelangen, auch ſolche Wörter ſelbſtändig richtig zu leſen, die ihm nicht vorher vorgeſprochen und vorgeleſen wurden. Die Syllabirmethode übt den Anfänger zunächſt im Leſen bloßer Sylben, beruht übrigens auf demſelben Grundſatze. Beide Methoden haben indeß niemals Verbreitung erhalten, weil ſie zu mechaniſch dem Kinde nicht Anregung genug zur Selbſtthätigkeit geben. Die Elementirmethode dagegen bringt die einzelnen Buchſtaben und deren Laute zur Anſchauung und iſt ſchon von Altersher im Gebrauche geweſen. Sie zerfällt in die Buchſtabir- und die Lautirmethode. Jene herrſchte von den älteſten Zeiten bis faſt zu Ende des 18. Jahrh. allein, wenn auch ſchon ſeit dem 16. Jahrh. ihre Vortrefflichkeit bezweifelt wurde. Die Lautirmethode iſt beſonders durch K. Hoffmann, Stephani (ſ. d.), Olivier, Krug (ſ. d.), Zeller, Pöhlmann, Graſer (ſ. d.) u. A. ausgebildet und verbreitet worden.

Lesghier oder Lesginer, ein Bergvolk des Kaukaſus (ſ. d.), iſt nächſt den Tſcherkeſſen der zahlreichſte unter allen dortigen Stämmen, denn er ſoll gegen 531,000 Seelen zählen. Das von ihnen bewohnte Land, welches den Namen Lesghiſtan führt, ſoll von 42 lesghiſchen Stämmen bewohnt ſein, von denen nur ein ſehr kleiner Theil der ruſſ. Oberhoheit unterworfen iſt; die meiſten genießen in ihren Bergen einer vollkommenen Freiheit und machen ſich den Ruſſen durch ununterbrochene Streifzüge gefährlich. In früherer Zeit übte das Oberhaupt des Awarenſtammes, der ſogenannte Awarkhan, eine bedeutende Gewalt über ſämmtliche Stämme; ſeitdem derſelbe aber ruſſ. Generallieutenant geworden, haben ſich die übrigen Stämme von ihm abgewendet. Die Lesghier reden eine eigenthümliche, an den großen indogerman. Sprachſtamm erinnernde Sprache und ſind ſämmtlich Muhamedaner; ſie liefern ſehr ſchöne Metallarbeiten, beſonders in Silber und Stahl, und ſind ſämmtlich gefürchtete, von einem wilden, patriotiſchen Muthe, der an Fanatismus grenzt, beſeelte Räuber. Uebrigens iſt der lesghiſche Stamm aus den verſchiedenſten Völkern zuſammengeſetzt, indem die alten mongol. Awaren, die republikaniſchen Akuſchen, die Kubaſchen, die ſich Frängi nennen und europ. Urſprungs zu ſein ſcheinen,

Digitized by Google

nebst vielen andern interessanten Volksstämmen zu den Lesghiern gehören. Zu bemerken ist noch, daß sie ein sehr ausgebildetes Adelssystem haben.

Leslie, Sir John, ein berühmter engl. Physiker, geb. im April 1766, zeigte schon früh große Neigung zu mathematischen Studien und erregte bereits in seinem 11. Jahre durch seine Kenntnisse in der Geometrie die Aufmerksamkeit des Professors John Robinson, der durch die Zusicherung einer Unterstützung seine Aeltern bewog, ihn studiren zu lassen. Von St. Andrews ging er nach Edinburg, wo er den gewöhnlichen Cursus vollendete, und von da nach London, wo er sich mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigte. Von seinen größern Arbeiten erschien damals zuerst eine Uebersetzung von Buffon's „Naturgeschichte der Vögel" (9 Bde., Lond. 1793). Einige Zeit darauf begleitete er ein Mitglied der Familie Randolph nach Nordamerika und, als er nach England zurückgekehrt war, bereiste er in Begleitung Thom. Wedgewood's verschiedene Theile des Festlandes. Besondern Ruf erwarben ihm seine Erfindung des Differentialthermometers, des Hygrometers, des Photometers, eines Apparates, das specifische Gewicht gepulverter Körper zu bestimmen, und sein Verfahren, Wasser mit Hülfe der Luftpumpe zum Gefrieren zu bringen. Er wurde 1804 Professor der Mathematik in Edinburg, 1819 daselbst an Playfair's Stelle Professor der Naturwissenschaften und starb am 10. Nov. 1832.

Lesseps, Jean Baptiste Barthélemi, Baron von, der Reisegefährte von Lapeyrouse, geb. zu Cette 1765, ward franz. Viceconsul zu Petersburg und begleitete dann als Dolmetscher Lapeyrouse auf der Reise bis an die Südspitze von Kamtschatka, von wo er am 29. Sept. 1787 sich zu Lande nach Paris begab, um die Ergebnisse und Tagebücher über die bis dahin zurückgelegte Reise zu überbringen. Mit vieler Schwierigkeit reiste er in der rauhesten Jahreszeit durch das kälteste und ödeste Land der Erde, gab in Petersburg die Tagebücher an den franz. Gesandten und eilte dann nach Paris, wo der in der Erdkunde sehr gelehrte Ludwig XVI. seiner Ankunft begierig entgegen sah. In Paris, wo er sich mehrere Monate aufhielt, erschien er nach dem Wunsche des Königs in seiner mitgebrachten kamtschatkalischen Tracht. Hierauf wurde er zum Consul in Kronstadt ernannt; später kam er in gleicher Eigenschaft nach Petersburg, von wo ihn 1812 der franz. Kaiser als Intendant nach Moskau berief. Nach der Restauration sandte ihn Ludwig XVIII. als Geschäftsträger nach Lissabon, und ernannte ihn später zum dortigen Consul, welches Amt er 1823 niederlegte. Er starb zu Paris am 6. Mai 1834. Von ihm erschienen „Observations sur la Sibérie et le Kamtchatka" (2 Bde., Par. 1790). — Sein Sohn, Ferdinand de L., war seit 1839 Generalconsul zu Barcelona und zeigte hier seit 1841 eine außerordentliche gegen Espartero's Regentschaft gerichtete Thätigkeit. Seine Feinde gaben ihm sogar Schuld, daß er den Aufstand im Nov. 1842 angestiftet und die verhängnißvolle Krisis, in welche Spanien darüber verfiel, herbeigeführt habe. Die franz. Regierung, statt sein Benehmen zu mißbilligen, ertheilte ihm bald nachher den Orden der Ehrenlegion und schickte ihn 1844 als Generalconsul nach Alexandrien, als das Gerücht entstand, der Vicekönig Mehemed Ali von Aegypten habe seine Regierung niedergelegt. Später wurde er Geschäftsträger und 1848 Gesandter der franz. Republik in Spanien. — Matthieu, Graf de L., ein Verwandter der Vorigen, geb. 1774, wurde 1792 franz. Geschäftsträger in Marokko, 1799 Consul zu Cadix, dann in Aegypten und 1806 in Livorno. Im J. 1808 wurde er Präsident des Jonischen Senats und als Napoleon 1815 von Elba zurückkehrte, zum Grafen erhoben und zum Präfecten des Departements Cantal ernannt. Ludwig XVIII. gab ihm 1817 eine diplomatische Sendung nach Marokko; 1827 erhielt er das Generalconsulat in Syrien, später das in Tunis, wo er am 28. Dec. 1832 starb.

Lessing, Gotthold Ephraim, einer von den Großgeistern, die das goldene Zeitalter der deutschen Literatur herbeiführten, war geb. am 22. Jan. 1729 zu Camenz, wo sein Vater Prediger war. Der erste Unterricht, den L. als Knabe empfing, war schon geeignet, seinem früh sich entwickelnden Geiste mannichfachen Stoff und Nahrung zu geben. Denn der öftere Wechsel seiner Lehrer, welcher einen weniger kräftigen Geist vollends vernichtet hätte, gab ihm einen reichen Schatz verschiedenfarbiger Ansichten und Kenntnisse, die

Digitized by Google

in ihm bald das Bedürfniß eigener Forschung und eigener Selbständigkeit zu Tage fördern mußten. Zuerst unterrichtete ihn sein streng orthodoxer Vater, darauf der Bruder seines spätern Freundes, des wegen seiner Freigeisterei verschrieenen Mylius. Zugleich hatte er bei einem Maler Unterricht. Darauf besuchte er die Stadtschule zu Königsbrück unter dem Rector Heinze und kam dann als 12jähriger Knabe (1741) auf die St. Afraschule in Meißen, studirte hier besonders das Griechische und Lateinische, sowie Mathematik und bezog von da die Universität Leipzig (1746), wo er fleißig Ernesti's Vorlesungen besuchte und zuerst schriftstellerisch zu arbeiten anfing. Ohne sich für ein bestimmtes Fach zu entscheiden, lebte er hier fast nur den allgemeinen Studien in engerem Umgange mit Mylius, Weiße, H. Schlegel und einigen Schauspielern, die ihm Interesse für die deutsche Bühne einzuflößen wußten. Nach kurzem Aufenthalte in Berlin (1750), wo er mit Mylius Manches arbeitete und herausgab, u. A. eine Sammlung seiner Gedichte unter dem Titel, „Kleinigkeiten", wandte er sich nach Wittenberg, wurde hier Magister und unternahm sodann mit einem jungen reichen Leipziger, Winkler, eine Reise nach Holland, die jedoch durch den Ausbruch des 7jährigen Krieges unterbrochen wurde. Er lebte darauf eine Zeit lang in Berlin, machte hier den Anfang zur Herausgabe der nachher so bekannt und groß gewordenen „Allgemeinen Bibliothek der schönen Wissenschaften", begann sein berühmtes Trauerspiel „Emilie Galotti", das er aber erst 1756 herausgab, den „Philotas" und war Mitarbeiter an den „Briefen die neueste Literatur betreffend", auch schrieb er seine „Fabeln" und in Potsdam sein Trauerspiel: „Miß Sara Sampson." Im J. 1760 ward er zu Breslau Geheimschreiber des Generals Grafen Tauenzien. Das zerstreuende Leben und die fremdartigen Beschäftigungen wollten ihm indeß wegen ihrer Oede und Trostlosigkeit nicht zusagen; obgleich sich L. in einem bunten, vielfarbigen Leben gefiel und seinen Geist nährte. Er verließ daher nach fünf Jahren seine Stellung in Breslau wieder und wandte sich nach Berlin, wo er seinen „Laokoon" (1766) und sein Schauspiel „Minna von Barnhelm" (1767) ꝛc. herausgab. Nach zwei in Berlin unzufrieden verlebten Jahren folgte L. einer Einladung nach Hamburg, um an der dort beabsichtigten Herstellung des Theaters Theil zu nehmen; doch scheiterten seine Pläne an der Unfähigkeit der Unternehmer und der Uneinigkeit der Schauspieler. Das einzige Resultat war seine „Dramaturgie" (2 Bde., 1768), ein Werk, das auf seinem Gebiete, namentlich in dem Kampfe gegen die franz. und für die engl. Schaubühne ebenso bedeutend wirkte, als der „Laokoon" auf dem seinigen. Noch weniger als jenes theatralische Unternehmen glückte der mit J. J. C. Bode (s. d.) entworfene Plan einer Buchhandlung für Gelehrte, wozu L. das praktische und ökonomische Geschick durchaus nicht besaß. Mit seiner Lage in Hamburg höchst unzufrieden, wollte L. schon nach Italien gehen, um sich dort den archäologischen und Kunststudien ausschließlich zu widmen, als ihn der Erbprinz Ferdinand von Braunschweig an die Spitze der Bibliothek in Wolfenbüttel stellte, welche Stelle L. im April 1770 antrat. Hier beschäftigte er sich fast ausschließlich mit Ausbeutung der dortigen literarischen Schätze und that gleich Anfangs einen bedeutenden Fund an der lange verloren geglaubten Schrift des Berengar von Tours (s. d.) über die Abendmahlslehre gegen Lanfranc. Wie seine archäologischen Abhandlungen ihn mit Klotz (s. d.), so verwickelten ihn seine theologischen Abhandlungen und Schriften, in denen er die theologische Wissenschaft von blindem Wortglauben und der seichten Aufklärerei jener Tage zu befreien suchte, in literarische Fehden mit Götze (s. d.) in Hamburg u. A. Auch mit der Censur hatte er mancherlei Kämpfe zu bestehen. In den Jahren 1774 und 1778 gab er die „Wolfenbüttel'schen Fragmente eines Ungenannten" heraus, als deren Verfasser erst später H. S. Reimarus (s. d.) bekannt wurde. Die Streitigkeiten mit dem orthodoxen Pastor Götze in Hamburg veranlaßten ihn zu seiner geistvollen Schrift „Antigötze"; seiner ganzen theologischen Ansicht verdanken wir den „Nathan den Weisen" (1780), der L.'s Glaubensbekenntniß in vollendeter poetischer Form enthält. In Verbindung damit stehen „Ernst und Falk, Gespräche über die Freimaurerei" (1778). Seine letzte literarische Arbeit war die „Erziehung des Menschengeschlechts" (1780), welche den Keim zu Herder's und allen spätern Werken über Philosophie der

Digitized by Google

Geschichte enthält; vergeblich hat man versucht, ihm die Autorschaft dieses Werkes abzusprechen. In die letzten Lebensjahre L.'s fallen noch einige Versuche, ihn von Wolfenbüttel wegzuziehen; so von Mannheim aus, wo der Kurfürst Karl Theodor 1776 eine Akademie der Wissenschaften und ein Nationaltheater der Deutschen errichtete. L. machte 1777 eine Reise dahin; doch beruhte die Sache bald auf sich. Auch für die von Joseph II. beabsichtigte Akademie der Wissenschaft interessirte er sich so lebhaft, daß er 1775 nach Wien reiste, wo er eine sehr ehrenvolle Aufnahme fand und von wo er mit dem Prinzen Leopold von Braunschweig nach Italien ging. In den letzten Jahren seines Lebens nahmen seine Gesundheit, frühere Heiterkeit und Geselligkeit merklich ab, meist in Folge der Anfechtungen, die er auf theologischem Gebiete erfuhr. Seit Anfang Februar an Engbrüstigkeit leidend, erlag er in Braunschweig am Abend des 15. Febr. 1781 einem heftigen Anfalle dieses Uebels. Im J. 1796 wurde ihm auf dem Bibliothekplatze zu Wolfenbüttel durch einige Freunde ein einfaches Denkmal errichtet; in seiner Vaterstadt erhält seit 1826 ein „Barmherzigkeitsstift" sein Andenken. Seine „Sämmtlichen Schriften" erschienen zu Berlin 1771—94 (30 Bde.), dann ebendaselbst 1825—28 (32 Bde.); eine musterhafte Ausgabe derselben besorgte K. Lachmann (13 Bde., Berl. 1838—40); nicht alle Werke enthält die neueste Ausgabe (10 Bde., Lpz. 1842).

L.'s äußere Erscheinung kündigte schon den selbständigen, hervorragenden Mann, den Schöpfer seiner Welt, den genialen Denker, den freien, über Erbübel erhabenen, nicht kränkelnd und sentimental eine Zeitschwäche schonenden, aber edeln und herzlichen Menschen an. Sein Blick war der feste, suchende, eindringende Blick des Menschenkenners, klar wie sein Gedanke, überzeugend wie sein Geist. Seine Stirn verrieth den genialen Ernst und die freie Sprache ohne Umstände und Complimente. Um Mund und Kinn spielte jener kecke, aber gutmüthige Zug, der so gern die Thorheiten der Welt belächelte, mit deren Beweisen sie sich ernstlich abmüht, der aber zu heilig und liebend aussieht, um nicht mehr thun zu sollen, als zu lächeln, der frei und keck stets das gewichtige Wort im Hintergrunde bereit hält, um die Thorheit zu geißeln. Die Haltung seines Körpers war zwanglos, aber sicher, leicht, aber fest, eine Folge der gymnastischen Uebungen und des freien Umganges, deren er früher genoß. Kurz, er war in jener langweiligen, pedantischen Zopfzeit eine durchaus classische Erscheinung. Selbst seine Spielsucht war ein charakteristisches Merkmal seines rastlosen Geistes in jener Zeit, wo es weder Etwas zu wetten noch zu wagen gab, und wo man weder Etwas zu retten noch zu wagen sich getrauete, und sein Leben wurde überdies noch mehr nach Außen hin bewegt, da L. Familienglück nicht kannte. Denn die Witwe des Kaufmann König's zu Hamburg, mit der sich L. 1776 vermählte, starb ihm schon im zweiten Jahre der Ehe. Es war aber eine große Idee, die dieser gewaltige Geist mit Enthusiasmus und Uneigennützigkeit verfolgte, die große sociale Idee, dem Fortschreiten des Menschengeschlechtes sein Leben zu widmen. „Darum," sagt Heine, „trieb er Kunst, Theologie, Alterthumswissenschaft, Dichtkunst, Theaterkritik, Geschichte, Alles trieb er mit demselben Eifer und zu demselben Zwecke. In allen seinen Werken lebt dieselbe große sociale Idee, dieselbe fortschreitende Humanität, dieselbe Vernunftreligion, deren Johannes er war, und deren Messias wir noch erwarten. Diese Religion predigte er immer, aber leider oft ganz allein und in der Wüste." Es war aber L.'s Sehnsucht nach Freiheit nicht die einseitige, welche von einigen Dogmen erlöst sein will, man darf ihn nicht für einen bloßen Bekämpfer der klerikalen Intoleranz halten, er suchte vielmehr die Herrlichkeit des Menschenlebens in staatsbürgerlicher Mündigkeit, in dem vernünftigen Zusammenglauben und Zusammenleben der Völker, seine Bruchstücke, „Ueber Erziehung des Menschengeschlechtes" sind Beweis seines weitgreifenden Geistes und großfühlenden Herzens. In der Kunst und den schönen Wissenschaften aber war er der durch und durch Nationale und Eigenthümliche, der die deutsche Tenne fegte, auf welcher sich die lächerlichste und abgeschmackteste Nachahmungssucht eingenistet hatte, er war, wie Heine sagt, der Stifter der neuen deutschen Originalliteratur. Er war ein ganzer Mann, der, wenn er mit seiner Polemik das Alte zerstörend bekämpfte, auch zu gleicher Zeit selbst etwas Neues und Besseres schuf; er glich, sagt ein deutscher Autor, jenen frommen Juden, die

Digitized by Google

beim zweiten Tempelbau von den Angriffen der Feinde oft geſtört wurden, und dann mit der einen Hand gegen dieſe kämpften und mit der andern Hand am Gotteshauſe weiter bauten.“ Vgl. „L.'s Leben nebſt ſeinem noch übrigen literariſchen Nachlaſſe“ (herausgeg. von ſeinem Bruder Karl Gotth. L., 2 Bde., Berl. 1793), Fr. Schlegel „L.'s Gedanken und Meinungen aus deſſen Schriften zuſammengeſtellt und erläutert“ (3 Bde., Lpz. 1804) und deſſen Abhandlung „Ueber L.“ in den „Charakteriſtiken und Kritiken“ (Bd. 1, Königsberg 1807), Schink, „L.'s Leben und Charakteriſtik“ (Berl. 1825), als erſter Band von L.'s „Sämmtlichen Schriften“, und Guhrauer „L.'s Erziehung des Menſchengeſchlechtes, kritiſch und philoſophiſch erörtert“ (Berl. 1842). — Sein jüngerer Bruder, Karl Gotthelf L., geb. am 10. Juli 1740, geſt. am 17. Febr. 1812 als Münzdirector in Breslau, hat ſich theils durch die Herausgabe des Nachlaſſes ſeines Bruders, theils durch einige Luſtſpiele bekannt gemacht.

Leſſing, Karl Friedrich, deutſcher Maler, iſt am 15. Febr. 1808 in Breslau geb. und ſtammt aus dem Geſchlechte des berühmten Gotthold Ephraim Leſſing. Sein Großvater war der in Breslau als Münzdirector 1812 geſtorbene Karl Gotthelf Leſſing, des großen Literators und Kritikers jüngerer Bruder, der ſich in der Literatur auch rühmlichſt bekannt gemacht hat. In dem erſten Jahre ſeines Lebens zog Karl Friedrich L. mit ſeinen Aeltern nach Polniſch-Wartenberg, wohin ſein Vater bei dem dortigen ſtandesherrlichen Gerichte berufen war. Der Knabe blieb in dem älterlichen Hauſe bis in ſein 10. oder 11. Jahr und empfing eine Erziehung, die auf Abhärtung und Gewöhnung zur Arbeit gerichtet war. Große Eigenſchaften ließ ſein erſtes Knabenalter nicht eben erwarten; ſein Sprachvermögen entwickelte ſich ſpät (er fing erſt im vierten Jahre zu ſprechen an) und langſam. Aber gerade dieſe ſtumme Einſamkeit, wie ſie auf der einen Seite ein Zeichen von geringem Bedürfniß nach Mittheilung war, mußte auf der andern Seite die noch verhüllt in ihm liegende, angeborene Anſchauungskraft aufs Höchſte begünſtigen und war wohl ſelbſt eine Folge davon, daß ſich der Knabe in der Energie ſeiner einſamen Anſchauungen befriedigte und nach Weiterem nicht verlangte. Faſt mit der Sprache und der dadurch eingetretenen höheren Lebensſtufe zugleich ſtellt ſich auch ein Drang ein, das innerlich Angeſchaute in äußerer Darſtellung zu fixiren. Am Zeichnen fand er daher Geſchmack und machte darin unerwartete Fortſchritte. Gleiche Vorliebe beſeelte ihn für die Natur; mit ſeinem nur ein Jahr jüngeren Bruder, dem in der Literatur der Botanik bekannt gewordenen Arzte Leſſing, der ſich bei Tomſk in Sibirien niedergelaſſen hat, lief er in der Umgegend herum, Pflanzen zu ſuchen, wozu ſpäter ſich mineralogiſche Liebhabereien geſellten. Deſto unempfänglicher war aber L. für jeden anderen Schulunterricht, der ihm ohne eigene Anſchauung der Sache allein durch die Sprache zugeführt wurde. In Breslau, wohin er mit ſeinem Bruder auf die Schule gegeben wurde, ſetzten Beide ihre botaniſchen und mineralogiſchen Studien fort und zeichneten, aber in andern Unterrichtsgegenſtänden blieb es wie es geweſen war. Der Vater brachte ihn daher nach Berlin, und da er Bedenken trug, ihn der Malerei ausſchließlich zu beſtimmen, weil dieſe ihren Mann nicht ernähren könne, übergab er ihn dem Baufache, ließ es jedoch zu, daß er bei den Profeſſoren Röſel und Dähling Unterricht nahm. Röſel führte ihn in die Landſchaftsmalerei ein; in ihr fand Leſſing bald den eigentlichen Mittel- und Vereinigungspunkt für ſeinen Natur- und Kunſtſinn. Eine Reiſe nach Rügen, der Anblick der dortigen wunderbaren Kreidefelſen, des einſamen, abgeſchloſſenen Inſellebens, das Romantiſch-Poetiſche und Romanzen- und Balladenartige dieſes Eilandes ließen einen tiefen Eindruck in ſeinem Gemüthe zurück und entſchieden in ihm die künſtleriſche Richtung ſeines Geiſtes. Nach langem und hartem Kampfe mit ſich und gegen den Willen ſeines Vaters entſagte er dem Baufache und widmete ſich der Malerei. Der Vater, ein einfacher, ſtrenger und kaltverſtändiger Juſtizbeamter, ließ alle Briefe ſeines Sohnes länger als ein Vierteljahr unbeantwortet. Der Schmerz darüber ließ aber den Sohn ſeinem Berufe nicht entſagen, nur floß die Gemüthsſtimmung in das, was er arbeitete, über. Als L. ſein erſtes bedeutendes Gemälde, eine Landſchaft, der „Kirchhof“, aus welchem die ganze ihn damals beherrſchende, nicht weichlich ſentimentale,

Digitized by Google

sondern kraftvolle Schwermuth athmet, malte, besuchte ihn der Vater und söhnte sich mit dem Sohne wieder aus, um so mehr, als er später vernahm, daß der Kunstverein für diese Landschaft das Doppelte des geforderten Preises bezahlt habe 1826. Um diese Zeit ging W. Schadow nach Düsseldorf und dazu eingeladen folgte L. dem neuen Lehrer. Die Verpflanzung nach Düsseldorf bildet einen wichtigen Wendepunkt seines Lebens. Er bildete sich dort nicht nur bis zum vollendetsten Landschaftsmaler aus, sondern er ging auch auf Anrathen Schadow's zur Historienmalerei über und lieferte in beiden Gattungen Kunstwerke, in denen sich die nordische Phantasie mit der südlichen Anmuth und Fülle vereinigt. Wenn die süße Trauer eine Eigenschaft der Düsseldorfer Schule genannt werden darf, so ist doch die Schwermuth und die Trauer, die Leising als eine von Jugend auf ihm eingepflanzte, ja angeborene Geistesrichtung seinen Werken einhaucht, die Trauer eines gigantischen Aſengeschlechtes, das in seiner Einsamkeit und Beschaulichkeit nichts von weichlicher Wehmuth fühlt oder weiß. Er lieferte nun im Drange unerschöpflicher Schaffungskraft rasch nach einander die Cartons zur Schlacht bei Ikonium, „das Schloß am Meere", den „Klosterhof im Schnee", „das Königspaar", „die Felsenschlucht", „Leonore", „die Räuber", „die Hussitenpredigt", „Huß vor dem Concil zu Kostnitz", „den Mönch am Grabe", eine Herbstlandschaft, den „heimkehrenden müden Kreuzritter", den „Ezzelino", die „Gefangennehmung des Papstes Paschalis", den „Tod des Herzogs Heinrich in der Schlacht von Liegnitz", die „Procession der Kreuzfahrer zum heiligen Grabe" und eine große Anzahl von kleineren Landschaften, Waldbildern ꝛc.; außerdem getuschte Zeichnungen ꝛc. Seine Mappen sind gefüllt von Zeichnungen und Entwürfen aller Art, deren Ausführung noch manches herrliche Kunstwerk erwarten läßt.

Leßmann, Daniel, geb. am 18. Jan. 1794 zu Soldin in der Neumark, war Student der Medicin auf der Universität zu Berlin, als ihn die Begeisterung des Jahres 1813 in den Kampf gegen Napoleon zur Wiedergewinnung der deutschen Freiheit rief. Er kämpfte als Soldat des ersten ostpreuß. Infanterieregiments in der Schlacht bei Lützen und empfing eine Wunde, welche die Folge hatte, daß er nach Schlesien zur Heilung geschickt wurde. Nach seiner Genesung wurde er in dem Städtchen Ottmachau beim Militärlazareth angestellt. Nach dem Frieden setzte er seine Studien fort, aber schon im Frühjahre 1815 ertönte die Nachricht von der Wiederkehr Napoleon's und rief die begeisterte Jugend wieder ab von den Beschäftigungen des Friedens hinaus in den Kriegslärm. L. wurde als Arzt bei dem Lazareth angestellt und sah das ganze nördliche Frankreich und die Hauptstadt Paris, wo zumal ihm sein langer Aufenthalt Gelegenheit gab, Frankreichs berühmteste Lehrer und Professoren zu hören. Er ging nach dem Ende des Krieges nach Berlin zurück und griff hier, vielleicht durchglüht von der glorreichen und thatenreichen Zeit besonders sein altes Lieblingsstudium, die Geschichte, wieder auf. Im J. 1819 begab er sich nach Wien, theils zu seiner Weiterbildung, theils die medicinische Doctorwürde dort zu erlangen. Doch Umstände fügten es weit anders. L. wurde Hauslehrer in einem ihm befreundeten Hause, hatte ein höchst liebes und angenehmes Leben und kostbare Zeit, die er jetzt ausschließlich dem gründlichen Studium der Geschichte weihte, was er allein mit dieser Veränderung seiner äußern Verhältnisse beabsichtigte. Nachdem eine Uebersetzung von Pope's „Essay on man" von ihm erschienen war, ging er mit dem Grafen O'Donnel, der ihn zum Erzieher seines ältesten Sohnes bestellt hatte, nach Verona. Da beabsichtigte er eine neue Geschichte der Scaliger und begann mühsame, vieljährige Forschungen. Er selbst giebt uns in seiner Vorrede zu den „Cisalpinischen Blättern" zu verstehen, daß diese Geschichte das Buch sein sollte, woran sich sein glorreichstes Andenken knüpfen werde. Sie ist jedoch nimmer erschienen und wahrscheinlich nur in geschriebenen Bemerkungen und Anklängen da. Er kehrte nach drei Jahren nach Wien zurück, verweilte da kurze Zeit und begab sich darauf nach Berlin (1824), wo er seitdem mit einigen kurzen Unterbrechungen immer gelebt hat. Wundervoll und mächtig hatte der südliche Himmel Italiens auf sein poetisches Gemüth eingewirkt; des Dichters reiches Talent, das so lange geschlummert, entfaltete sich jetzt wunderschnell und üppig. Seine „Lyrischen Gedichte erschienen 1824 zu Berlin u. d. T.

Digitized by Google

„Venus Amathusia" und seine Arbeiten, besonders Novellen, in mehreren Zeitschriften lenkten die aufmerksamen Blicke auf den neuen Schriftsteller. Von 1827 erschienen rasch auf einander: „Louise von Halling, Briefe aus Südspanien" (Berl. 1827, 2 Bde.); „Cisalpinische Blätter" (Berl. 1828, 2 Bde.); „Novellen" (Berl. 1828—29, 4 Bde.); „Rastino della Scala" (Berl. 1828); „Gedichte" (Berl. 1830); „Biographische Gemälde" (Berl. 1829—30); „Die Schlittenfahrt" (Berl. 1831); „Wanderbuch eines Schwermüthigen" (Berl. 1831). Dabei schrieb er viel in Zeitschriften und übersetzte zwei Romane: „Die Verlobten" von Manzoni (Berl. 1827, 3 Bde.) und die „Nonne von Monza" von Rosini (Berl. 1832, 2 Bde.). Es war im Sommer 1831, als L. seine Romane, „Die Haidenmühle" und den 3. Theil seiner „Biographischen Gemälde", vollendet hatte und damit am 1. Sept. zu Fuß, wie es seine Weise war, auf den Weg nach Leipzig sich begab, um sie dort einem Buchhändler zu verkaufen. Da ertönte um die Mitte dieses Monats die traurige Nachricht, daß L. in der Gegend von Wittenberg in einem Wäldchen, das unweit der Heerstraße gelegen, an einem Baume aufgeknüpft gefunden sei. Die Welt konnte dieses schmerzensreiche Ereigniß nicht begreifen und die große Zahl seiner Freunde ist von dem Augenblicke dieser erschütternden Botschaft an rastlos bemüht gewesen, über den Mord eines Lebens, das so theuer war, Licht auszugießen. Es scheint aber unmöglich und ihre Berichte nahmen die leise Vermuthung, daß L., mit der immer heitern Stirn der Wuth eines inneren Schmerzes unterlegen, seinem Leben mit eigener Hand ein Ende gemacht habe und wahrscheinlich schon am 2. Sept. L. war ein vielversprechendes Leben. Sein Geist war unerschöpflich reich, seine Phantasie hatte die Gluth und die Farben des südlichen Himmels und sein Witz war allezeit bereit und gesund. Daher sind seine Schilderungen lebendig und glänzend, ja oft überladen von dem reichen Feuerglanz seiner Einbildungskraft, und in der Erzählung ist er Meister, besonders wie die „Schlittenfahrt" zeigt.

Lestocq, Johann Hermann, Graf von, der unglückliche Vertraute Peter's des Gr. und der noch unglücklichere Günstling der Kaiserin Elisabeth, stammte eigentlich aus französischem Geblüte. Seine Aeltern (der Vater war Barbier) hatten sich unter Ludwig's XIV. Regierung, nach der Aufhebung des Edicts von Nantes ins Hanöversche geflüchtet, und hier wurde L. 1692 geboren. Er studirte Chirurgie, wurde Leibarzt Peter's des Gr., stahl sich aus Sucht, am Hofe eine Rolle zu spielen, in des Kaisers Vertrauen, wurde aber bald, nach Einigen, wegen Uebermuthes und loser Streiche bis zur Thronbesteigung Katharina's I. nach Kasan geschickt. Diese ernannte ihn zum Leibchirurgus ihrer Tochter Elisabeth. Der staatskluge L. fand die Zeit der Weiberherrschaft am günstigsten, das eigene Interesse zu bedenken. Er faßte bald nach Peter's II. Tode den Plan, seine Gönnerin auf den Thron, sich aber natürlich zugleich wenigstens auf die letzte Stufe desselben zu erheben. Elisabeth verwarf dieses Project damals als zu gewagt, willigte aber endlich ein, als die gütige und arglose Anna von Kurland als Vormünderin ihres Sohnes Iwan den Thron bestieg. Der verwegene Plan wurde glücklich ausgeführt. Elisabeth (s. d.) wurde am 24. Nov. 1741 Kaiserin, und der Günstling L. zum Geheimrath, Leibarzt und Generaldirector der medicinischen Kanzlei ernannt, von Kaiser Karl VII. in den Freiherrn- und vom König von Polen bald darauf in den Grafenstand erhoben. Noch hatte L.'s Herrlichkeit keine 7 Jahre gedauert, da war es seinen Feinden, die bei seiner Stellung nothwendig nicht ausbleiben konnten, gelungen, ihn bei der Kaiserin als verdächtig und als den geheimen Vertrauten Peter's III. darzustellen. L. wurde verhaftet, die Folter erzwang von ihm die Aussage von Verbrechen, auf die man seinen Sturz gründete und der gefeierte Günstling der Kaiserin konnte sich glücklich preisen, nach Confiscation aller Güter und Ehrenstellen nach Uglitsch verbannt zu werden. Hier blieb er drei Jahre, lebte dann noch neun Jahre unter beständiger Aufsicht zu Ustjuk-Weliki. Peter III. rief ihn zurück und gab ihm die verlornen Güter und Ehrenstellen, auch Katharina II. ließ ihm seinen Gehalt, entfernte ihn aber von Geschäften. Er starb im J. 1767.

Lesueur, Eustache, der französische Raphael genannt, geb. 1617 zu Paris, wurde

Anfangs von seinem Vater, einem Bildhauer, im Zeichnen unterrichtet und als er Talente zeigte, in die Schule des berühmten Simon Vouet, des eigentlichen Gründers der französischen Malerei geschickt. Er wurde ein sehr brauchbarer Gehülfe seines Lehrers und übertraf ihn bald im Ausdrucke der Figuren, nachdem er einige Werke Rafael's studirt hatte. Acht romantische Compositionen aus „Franz Colonna's Gedicht" „Poliphile's Trauer" begründeten L.'s Ruhm, welcher durch seine 22 Gemälde für die Karthäuser in Paris noch weiter ausgebreitet wurde. Diese Blätter, Scenen aus dem Leben des heiligen Bruno darstellend, welche er 1649—51 vollendete und welche 1822—23 in Paris lithographirt erschienen sind, zeichnen sich nicht nur durch ihre großartige und einfache Anlage, durch die Richtigkeit und Naivheit des Ausdruckes, die Wahrheit und natürliche Anmuth der Stellungen, den leichten und edlen Faltenwurf, sondern zugleich auch die zarteste Correctheit der Zeichnung und die lieblichste Farbengebung aus. Für die Goldschmiedeinnung malte er 1650 die Predigt des Apostels Paulus zu Ephesus, welche der Kirche Notre Dame zum Geschenk gemacht und hier alljährlich am 1. Mai öffentlich ausgestellt wurde. Nach mehreren andern religiösen Bildern malte er im Hôtel Lambert eine mythologische Galerie: Scenen aus dem Leben des Amor, die Aeolshöhle, den Phaëton, die Nymphen und die Musen mit Apollo. Allein zu anhaltende Arbeit, und der Neid seiner Kunstgenossen, besonders Lebrun's, hatten des jungen Künstlers Leben gebrochen. Verfolgt, Witwer und allein geblieben, fühlte er eine auszehrende Krankheit an seinem Leben nagen. Er zog sich in das Kloster der Karthäuser zurück, wo ihn die Dankbarkeit oftmals willkommen geheißen hatte, und starb hier 1655, in seinem 38. Jahre. Obschon er nie nach Italien und beinahe nie aus Paris gekommen war, und nur sehr wenige Antiken und Meisterwerke der italienischen Schule zu studiren Gelegenheit hatte, so athmen seine Werke doch die reinste schönste Natur, und zeigen dabei eine Tiefe und Innigkeit des Ausdruckes, welche sie würdig macht, den bessern unter den italienischen Werken an die Seite gesetzt zu werden.

Lesueur, Jean François, gehört in die Reihe der vorzüglichern französischen Tonkünstler, die für die komische Oper mit glänzendem Erfolge arbeiteten. Er wurde geb. den 13. Febr. 1763 in einem Dorfe bei Abbeville, aus einer alten Familie, die unter ihre Sprößlinge auch den berühmten Maler Eustache L. zählt. Sieben Jahre alt besuchte er die Musikschule zu Abbeville und 1770 die der Kathedrale zu Amiens, wo er nach Erlernung der französischen und lateinischen Sprache, Philosophie und Musik studirte. Nachdem er seit dem 16. Jahre als Musikdirecter in mehreren Städten des Landes wie Paris, Saez, Dijon ꝛc. geglänzt hatte, kam er als Director an die Kirche des Innocens und 1786 an die Metropolitane zu Paris. Bis zur Revolution kannte man ihn hier unter dem Namen des Abbé L., den L. annehmen mußte, weil er erst 20 Jahre alt war und zur Erlangung dieser Stelle entweder der geistliche Stand oder ein Alter von 40 Jahren erfordert wurden. In jene Zeit fallen L.'s brillante Kirchen-Compositionen, unter denen wir nur: „Regina coeli" und „Gloria in excelsis" nennen. Zwei Schriften von ihm: „Essai sur la musique sacrée imitative" und „Exposé detaillé d'une musique non imitative etc." (Paris 1787) wurden scharf recensirt. Eine Reihe Mißhelligkeiten aller Art war für den Verfasser damit verbunden, L. gab daher 1788 seine Directorstelle auf, widmete sich ganz der theatralischen Musik und schrieb für das Theater Feydeau nach einander, zuerst 1793 seine Oper „La Caverne", 1794 seinen „Paul et Virginie" und 1796 seinen „Télémaque". Alle diese Stücke erhielten vollen Beifall. 1794 wurde L. Musikdirector am Nationalinstitut; legte jedoch, um mancherlei Händeln und Intriguen auszuweichen, auch diese Stelle 1802 wieder nieder, gewann aber durch seine Oper: „Ossian ou les Bardes" die Gunst Napoleon's in dem Grade, daß er ihn 1804 zum Kapellmeister ernannte und ihm eine goldene Dose mit der Inschrift: „Der Kaiser der Franzosen dem Componisten der Barden", übersandte. Im Jahre 1807 gab L. der kaiserlichen Akademie 2 Opern: „L'inauguration du temple de la Victoire" und „Le Triomphe de Trajan"; 2 seiner schönsten Opern: La mort d'Adam und seine Apothéose (eine lyr. Trag. in 3 Acten) erschienen 1809. Noch erwähnen wir drei andere Opern: „Tirthée" (1794), „Artaxerxes" (1821) und „Alexandre en Babylon"

Digitized by Google

(1823), welche nicht minder Beifall erhielten als seine früheren Arbeiten. 1816 wurde L. Mitglied der schönen Künste und Ritter der Ehrenlegion, 1821 Ritter des Ordens vom heiligen Michael und von 1817—25 Professor der Composition an der königlichen Musikschule. Mit Langlé, Méhul, Rigal und Cherubini gab er eine große Anzahl Oratorien, Messen und Motetten heraus. Auch arbeitete er mit den genannten Meistern an dem von Catel herausgegebenen Werke „Sur les principes élémentaires de musique" (Par. 1816). Er starb in der Zurückgezogenheit am 6. Oct. 1837 zu Chaillot.

Leszczynski ist der Name einer angesehenen, aus Böhmen stammenden adeligen Familie in Polen, die mehrere um ihr Vaterland sehr verdiente Männer zu ihren Mitgliedern zählt. — Raphael L. bereiste den größten Theil von Europa, stand bei König Sigismund III. in hoher Gunst und erhielt von diesem mehrere Castellaneien und Starosteien, wurde auch Wojewode von Belz. Sein stetes Streben war, im Felde und im Rath das Wohl Polens zu fördern. Er war einer der eifrigsten Anhänger der Reformation, und zeichnete sich unter seinen Landesgenossen durch seine Bildung vortheilhaft aus, namentlich war er in mehreren Sprachen und den Wissenschaften sehr erfahren und schrieb mehrere lateinische Gedichte und Reden, die aber nicht gedruckt worden sind. Er starb 1636 zu Wlodawa. — Sein Enkel war Raphael L., Großschatzmeister und General von Großpolen, gest. 1703, der ein historisches Gedicht „Chocim" (1673) verfaßte und dessen Sohn, der König Stanislaw (s. d.), mit welchem die Familie ausstarb. — Die einzige Tochter des Letztern, Maria L., geb. 1703, wurde 1725 die Gemahlin Ludwig's XV. Sie erwarb sich durch ihre Anspruchslosigkeit, die sie bewog, am französischen Hofe sich von aller Politik fern zu halten, sowie durch ihre Sittenreinheit und Herablassung allgemeines Wohlwollen und starb 1768.

Letalität (letalitas) oder Tödtlichkeit ist ein Ausdruck, welcher besonders in der gerichtlichen Medicin bei der Beurtheilung von Verletzungen gebraucht wird. Bekanntlich hängt die Entscheidung über ein Verbrechen zum großen Theile von dem Erfolge desselben ab, weshalb es für den Richter von der größten Wichtigkeit ist, zu wissen, in wieweit eine Verletzung an einem todten Körper als Ursache des Todes desselben zu betrachten ist. Die Untersuchung und Beantwortung dieser Frage steht ausschließlich dem Gerichtsarzt zu. Eigentlich ist es nur eine auf genaue Untersuchung des vorliegenden Falles mit Hinzuziehung der Erfahrung, welche ähnliche Fälle geliefert haben, gegründete rationelle Beurtheilung, die hierbei erfordert wird; demungeachtet ist diese oft sehr schwierig, indem sie einen hohen Grad von Scharfsinn voraussetzt, während sie zugleich auf der andern Seite eine hohe Verantwortlichkeit in sich schließt. Daher hat man denn auch seit der Zeit, wo solche Fragen an Aerzte gerichtet wurden, sich bemüht, eine feste Regel für die Beantwortung derselben aufzustellen. Diese Bestrebungen hatten jedoch einen so vielseitigen Erfolg, daß die neuere Zeit besonders wegen Vereinfachung und Milderung der Criminalgesetze ebenfalls dahin arbeiten mußte, die Lehre von der L. wieder zu vereinfachen. Die Hauptschwierigkeit bei diesem Geschäft machte der Umstand, daß dieselbe Verletzung in manchen Fällen unleugbar den Tod des Verletzten herbeiführte, in andern jedoch diese Folge nicht nach sich zog. Es entstand daher die Frage, welche Verletzung in jedem Falle, also unbedingt, und welche nur in manchen Fällen oder bedingt tödtlich wären und welche Fälle und Umstände letztern diese Bedeutung gäben. Wir lassen hier die verschiedenen Eintheilungen unerwähnt, welche von den Lehrern der gerichtlichen Medicin besonders im 18. Jahrh. vorgeschlagen wurden, und bemerken nur, daß der jetzige Gebrauch eigentlich blos unbedingt tödtliche Verletzungen, welche in sich selbst die zureichende Ursache des darauf erfolgten Todes haben, und bedingt tödtliche kennt, d. h. solche, welche nicht allein, sondern in Verbindung mit andern bei ihnen obwaltenden Umständen den Tod verursachen, denen also nur ein Antheil an dem erfolgten Tode zugeschrieben werden kann. Zu den unbedingt tödtlichen Verletzungen gehören alle diejenigen, durch welche sowohl nach physiologischen Lehrsätzen als nach chirurgischen Erfahrungen die Fortdauer des Lebens unmöglich gemacht wird; zu den unbedingt tödtlichen diejenigen, bei denen die Erfahrung zu dem Schlusse

berechtigt, daß sie in einem anders gestalteten Falle das Leben nicht beeinträchtigt haben würden. Die letztern werden wieder eingetheilt in solche, welche die Tödtlichkeit nach der Beschaffenheit des verletzten Individuums nothwendig bedingen, wobei Alter, Geschlecht allgemeine Körperconstitution, momentaner Körper- und Gemüthszustand u. s. w. zu berücksichtigen sind, und in solche, welche durch zufällige Umstände tödtlich werden, welche außerhalb des Verletzten liegen, z. B. mangelhafte Kunsthülfe, ungeeigneter Transport u. s. w., indem dadurch die Gefährlichkeit der Verletzung so hoch gesteigert wird, daß der Tod als die Folge davon anzusehen ist. Diese verschiedenen Abstufungen, welche sämmtlich auf den Urtheilsspruch des Richters nach criminalrechtlichen Grundsätzen Einfluß haben müssen, sind die sogenannten Grade der Tödtlichkeit. Nach dieser Eintheilung werden auch in verschiedenen neueren Gesetzgebungen dem Gerichtsarzt gewisse Fragen vorgelegt, an deren Beantwortung er sich streng zu halten verpflichtet ist; doch auch sie befriedigt die Anforderungen an ein theoretisches System nur bis zu einem gewissen Grade und kann bei der unendlichen Verschiedenheit der Fälle die Entscheidung über die Tödtlichkeit einer Verletzung kaum erleichtern; weshalb diese immer noch häufig zu den schwierigsten Aufgaben für einen Gerichtsarzt zu rechnen ist. In besonders schwierigen Fällen überträgt man deshalb die Entscheidung über Letalität lieber ganzen Gesellschaften von Gelehrten, namentlich Facultäten auf Hochschulen.

Lethargie, der höchste Grad der Schlafsucht (s. d.) hat ihren Grund in niedergedrückter Gehirnthätigkeit und ist wegen der mannichfachen Ursachen mit der größten Vorsicht zu behandeln.

Lethe, der Strom der Vergessenheit, welcher in der Unterwelt vor dem Eingange des Elysiums strömte. Aus ihm schöpften die Schatten, ehe sie in das Elysium eingingen, um jede Erinnerung an das erlittene Ungemach zu vertilgen, welche Kraft sein Wasser hatte. Aber auch die Seelen, welche aus dem Elysium zurückkehrten, mußten aus ihm trinken, um alle dort genossenen Freuden zu vergessen.

Letronne, Jean Antoine, franz. Philolog, am 25. Jan. 1787 in Paris geboren, bildete sich im Kampfe mit äußeren Umständen und gedrückt durch Mangel an dem Unentbehrlichsten, fast allein aus; denn die Schulen boten am Ende des vorigen Jahrhunderts unter den Stürmen der Revolution beinahe keine Gelegenheit, sich in diesem Theile des Wissens zu vervollkommnen. Seine Armuth hinderte ihn an der Ausführung des Wunsches, die polytechnische Schule zu besuchen und nöthigte ihn mancherlei Arbeiten zu übernehmen, um sich seinen Unterhalt zu verdienen. Als Hofmeister fand er bei einem Adeligen ein Unterkommen und in dieser Stellung bereiste er mit seinem Zögling Holland und die Schweiz. Nach Auflösung dieses Verhältnisses ließ er sich in Paris nieder, gab Privatunterricht und schrieb auf Veranlassung und im Auftrage der Buchhändler Mehreres, das den Charakter bestellter Arbeit an sich trägt. Seine bessern selbständigen Arbeiten sind: „Essai critique sur la topographie de Syracuse au 5ième siècle avant J. Chr." (1813); „Recherches géographiques et crit. sur le libre de Mensura orbis terrae, composé en Irlande au 9ième siècle" (1814); „Considérations sur l'évaluation des monnaies grecq. et rom." (1817); „Recherches pour servir à l'histoire de l'Egypte" (1823); „Observations critiques et archéologiques sur l'objet des réprésentations zodiacales qui nous restent de l'antiquité" (1824); „Tabulae octo numerum, ponderum, mensurarum apud Rom. et Graec." (1825); „Eclaircissements historiques" (1825); „Analyse critique du recueil d'inscriptions grecq. et lat." (1828); „Matériaux pour l'hist. du christianisme" (1833); „La statue vocale de Memnon" (1833), eine Uebersetzung des Strabo und mehrere Arbeiten für die Akademie der Wissenschaften, deren Mitglied er ist, und für das „Journal des savants". Er ist Professor der Geschichte und Moral am Collége de France, Präsident des Collegiums der Conservatoren der königl. Bibliothek, Conservator der Medaillen und Generalinspector der Studien. Seine Philologie ist eine rein realistische, ohne Beimischung der Linguistik und der höheren Kritik.

Digitized by Google

Letten nennt man einen magern Thon, der eine Beimischung von ungefähr 45 Procent feinen Sand enthält. Da sich noch außerdem viele Kieselerde in dieser Thonart findet, so ist sie auch nur wenig zähe und bindungsfähig und leidet oft Mangel an Feuchtigkeit. In der Sprache der Bergleute versteht man unter Letten einen sehr glatten Thon.

Letten, s. Liefland.

Lettern, s. Schrift.

Lettres de cachet hießen vor der Revolution in Frankreich alle Befehle, Verordnungen ꝛc. des Königs mit dessen Unterschrift an Behörden und einzelne Personen, namentlich dann auch die Verhaftsbefehle. Diese waren auf Papier geschrieben und fingen sich stets mit den Worten an: De par le Roi: Il est ordonné à etc. Da nun der Lieutenant général de la police zu Paris stets eine große Anzahl dieser Lettres de cachet im Voraus erhielt, um sich ihrer im Nothfalle so schnell als möglich bedienen zu können, so wurde der Willkür ein großer Spielraum eröffnet, und es geschah, daß, wenn ein Großer oder Mächtiger sich eines Feindes entledigen wollte, er sich eine solche L. de c. auszuwirken suchte, um seinen Feind in die Bastille wandern zu sehen. Die L. de c. wurden so sehr verhaßt und trugen nicht wenig dazu bei, den Haß der Nation gegen den König noch mehr zu steigern. Ein Decret der Nationalversammlung vom 23. Juni 1789 machte auch diesem Unwesen ein Ende. Vgl. Mirabeau „Des lettres de cachet et des prisons d'état" (Par. 1782), „Mémoires sur la bastille" (Lond. 1783) und Arnould und du Pujol „Histoire de la bastille" (Par. 1843).

Leubus, eine vormals berühmte Cistercienserabtei im Wohlauer Kreise des Regierungsbezirks Breslau in der preußischen Provinz Schlesien, liegt am rechten Ufer der Oder. Der Abt von L. war einer der ersten Stände des Fürstenthums Wohlau, die Abtei aber, im Jahre 1053 durch Kasimir I., König von Polen und Herzog von Schlesien, gestiftet, gehörte Anfangs dem Benedictinerorden und wurde erst 1175 vom Herzog Boleslaw mit Cisterciensermönchen aus dem Kloster Pforta in Sachsen besetzt. Die Gebäude bilden ein schönes Viereck und rühren in ihrer jetzigen Gestalt aus den Jahren 1684—1720 her. Besonders zu erwähnen ist der mehr durch Pracht und Schönheit seiner Verhältnisse, als durch den Kunstwerth seiner Frescomalereien und Bildhauerarbeiten ausgezeichnete Fürstensaal nebst der Klosterkirche, die reich an Denkmälern hier bestatteter Fürsten und Prälaten, sowie an Gemälden des kunstreichen Willman ist. Das Kloster wurde im Jahre 1810 aufgehoben, worauf ein Domänenamt, 1817 ein königliches Provinziallandgestüt von 80 Hengsten und 1830 eine Provinzialirrenanstalt hierher verlegt ward. Das neben dem Kloster liegende Dorf-L. mit 1000 Einw. und Städtel-L. mit 500 Einw. hat sehr ergiebige Weinberge.

Leuchtenberg, eine Standesherrschaft in der bayerschen Oberpfalz, umfaßt 4 QM. mit 6000 Einw. und gehörte früher zum alten Nordgau. Der Hauptort ist das Städtchen Pfreimdt. L. war eine gefürstete Landgrafschaft mit Sitz und Stimme auf dem Reichstage und erhielt seinen Namen von dem alten Bergschlosse Leuchtenberg im gleichnamigen Flecken, dem Stammsitze der Landgrafen von L. Im Jahre 1646 starb das Geschlecht der Landgrafen mit Adam Maximilian im Mannsstamme aus. Zwar hatte Kaiser Maximilian I. 1502 dem Herzog Heinrich von Mecklenburg auf die Hälfte der Landgrafschaft die Anwartschaft gegeben, demungeachtet wurde 1647 der Herzog Albrecht, als der Gemahl der Schwester des letzten Landgrafen, mit der ganzen Landgrafschaft belehnt, die er indeß nachher an seinen Bruder, den Kurfürsten Maximilian von Bayern, abtrat. Dieser überließ sie seinem zweitgebornen Sohne Maximilian Philipp und als dieser 1707, während der Kurfürst von Bayern in der Reichsacht war, kinderlos verstarb, wurde der Fürst von Bamberg mit der Landgrafschaft belehnt, die indeß 1714 wieder an Kurbayern kam. Nach dem Tode des letzten Kurfürsten von Bayern im Jahre 1777 entstand ein Streit, indem der Kaiser Joseph II. die Landgrafschaft für ein eröffnetes Reichslehen erklärte; doch behauptete sich Bayern im Besitz derselben. Im J. 1817 trat König Maximilian Joseph von Bayern die Landgrafschaft nebst einem Theile des Fürstenthums Eichstedt (s. d.), zusammen 10¼ QM. mit

Digitized by Google

24,000 Einw., an seinen Schwiegersohn, Eugen Beauharnais, den ehemaligen Vicekönig von Italien, ab, der nun den Titel eines Herzogs von Leuchtenberg und Fürsten von Eichstedt annahm und dafür der Krone Bayern die 5 Mill. Francs überließ, welche das Königreich beider Sicilien ihm als Entschädigung für seine Dotation in Neapel zahlte. Dem Herzoge wurde, sowie seinen Nachfolgern in der Standesherrschaft nach dem Rechte der Erstgeburt, das Prädicat Königliche Hoheit, den übrigen Mitgliedern der Familie der Titel Fürsten und Fürstinnen von L. mit dem Prädicate Durchlaucht zugestanden. Auch erhielt das Haus L. den Rang unmittelbar nach den Gliedern der königlichen Familie und für den Fall des Erlöschens des bayerschen Mannsstammes die Rechte der Nachfolge; dagegen sollen beim Erlöschen jener deren Besitzungen, gegen Erstattung von 2,320,312 Fl. an den leuchtenbergischen Weiberstamm, wieder an Bayern fallen.

Leuchtenberg. Das Haus Leuchtenberg ist eins von den wenigen, die von Napoleon zu Würden und Glanz erhoben, noch jetzt unangefochten und von den legitimen Dynasten anerkannt dem allgemeinen Schicksal der Napoleoniden und der ihnen Nahegestandenen entgangen sind. Der Stifter des Hauses war Eugen Vicomte von Beauharnais, Sohn der französischen Kaiserin Josephine, daher Stiefsohn Napoleon's, der ihn zu seinem Adoptivsohn, zum Prinzen von Frankreich und Vicekönig von Italien, aber 1810 zum Nachfolger in dem Großherzogthum Frankfurt ernannte. Er vermählte sich am 14. Januar 1806 mit der Prinzessin Auguste Amalie, Tochter aus erster Ehe des Königs Maximilian Joseph von Bayern und sonach Schwester des nachherigen Königs Ludwig von Bayern, geb. am 21. Juni 1788. Sie ist die Stammmutter dieses neuen Hauses. Nach dem Sturze Napoleon's erwarb Eugen die gegenwärtigen Besitzungen des Hauses und der König von Bayern verlieh ihm den Titel eines Herzogs von Leuchtenberg und eines Fürsten von Eichstedt. Daneben hat die Familie reiche Besitzungen in Italien, namentlich in der Mark Ancona. Der Stammvater Eugen starb am 21. Febr. 1824 und hinterließ zwei Söhne und vier Töchter, nebst der noch lebenden Witwe. Die Söhne sind: 1) August Karl Eugen Napoleon, Erbe der väterlichen Titel, zugleich aber auch Erbe der väterlichen Tugenden. Er war am 9. Dec. 1810 in Mailand geboren und erhielt eine seiner künftigen Bestimmung entsprechende Erziehung und studirte in München 1826. Er begleitete seine Schwester nach Brasilien und erhielt vom Kaiser Dom Pedro den Titel eines Herzogs von Santa-Cruz und nach seiner Rückkehr ward er Inhaber des 6. Chevaurlegers-Regiments, desselben, dem sein Vater vorgestanden hatte. Während er hier militärische Studien und Uebungen pflegte, schlugen ihn die Belgier als Candidaten für ihren neuen Königsthron vor und es schien, als würde er in der Wahlhandlung den Sieg davon tragen, denn die Unterschriften für ihn betrugen die Anzahl 3695, während die Zahl der Unterschriften für den Herzog von Nemours nur 644 aufwies. Wir dürfen indeß nicht verschweigen, daß es nicht blos die Rücksicht des Vertrauens zu ihm war, die ihn auf die Wahl brachte, sondern vorzüglich um die Wahl eines französischen Prinzen zu durchkreuzen, wenn nicht unmöglich zu machen. Die damaligen Lenker des Schicksals Belgiens wollten aus richtigem Takte für das Wohl des Landes keinen französischen Prinzen auf dem Throne haben, weil dieser dem Lande eine antieuropäische Politik aufgenöthigt hätte. Aber auch die Wahl des Herzogs von Leuchtenberg, obwohl antifranzösisch, wäre doch nicht europäisch gewesen. Bald darauf faßte Dom Pedro den Plan, den Herzog mit Donna Maria, der Erbin von Portugal, zu vermählen, doch wich derselbe lange aus, bis er sich durch die letztwillige Bestimmung des sterbenden Kaisers bewegen ließ. Am 28. Nov. 1824 unterzeichnete er in München den Ehecontract, am 27. Jan. 1835 fand die Vermählung in Lissabon statt und der Herzog nahm nun als Prinz von Portugal im Rathe der Königin Platz. Seine edlen Gesinnungen wie sein freundliches Benehmen und seine hohen Einsichten gewannen ihm die Herzen des Volkes. Aber er starb schon am 28. März 1835 an der häutigen Bräune.

In der herzoglich leuchtenbergischen Würde folgte nun 2) Maximilian Joseph Eugen August Napoleon, geb. am 2. Oct. 1817. Der Rückblick auf das Leben

Digitized by Google

seines Vaters zeigte ihm in demselben ein edles Muster, dem nachzustreben ihm als Pflicht und heiliges Vermächtniß galt. Mit seinen Schwestern und seiner Mutter machte er mehrere Reisen, namentlich nach Norden an die Höfe Stockholm, Kopenhagen, Dresden und Berlin. Er ward Oberstinhaber desselben Regiments, wovon sein Vater und sein Bruder Inhaber gewesen und wurde als solcher 1837 in das Lager gesandt, das der Kaiser von Rußland bei Wosnosensk veranstaltet hatte. Er wurde mit Auszeichnung empfangen, er hörte den Ruhm seines Vaters aus dem Munde Derer, die demselben auf dem Schlachtfelde gegenübergestanden und wurde in die Zirkel der kaiserlichen Familie eingeführt. Nach Beendigung der Manoeuvers begab sich der junge Herzog über Odessa nach Konstantinopel und nach seiner Rückkehr übte er sich im Kriegsdienste. Die Anwesenheit der Kaiserin von Rußland in Tegernsee brachte ihn der Familie wieder näher und als er am 2. Oct. 1838 volljährig geworden, ging er zu Folge einer Einladung des Kaisers nach Petersburg, wo er sich mit der Großfürsten Marie Nikolajewna, geb. 18(6) Aug. 1819, ältesten Tochter des Kaisers, verlobte und bald darauf vermählte. Moskau empfing den jungen Herzog wie im Triumph und da, wo sich sein Vater mit dem Schwerte hatte einen Durchgang verschaffen müssen, begegneten ihm Freuden und Jubel des Volkes. Er erhielt den Titel „kaiserliche Hoheit", den sein Vater schon bis 1814 geführt hatte, ließ sich in Rußland nieder und seine Nachkommen sind geborne Großfürsten von Rußland und Herzoge von Leuchtenberg. So scheint sich der Glanz des Hauses Leuchtenberg zu erneuern und zwar von einer Seite her, von der es beim Sturze der Revolution von 1814 am wenigsten erwartet werden konnte; und Rußland hat ein Stückchen deutsche Erde fast so gut wie erobert.

Die Schwestern des Herzogs sind 3) Josephine Maximiliane Auguste Eugenie, geb. am 14. März 1807 und am 19. Juli 1823 mit Oskar, Kronprinz von Schweden vermählt. 4) Eugenie, geb. am 23. Dec. 1808, vermählt mit dem Erbprinzen Friedrich von Hohenzollern-Hechingen. 5) Amalie Auguste Eugenie Napoleone, geb. am 31. Juli 1812, vermählt mit dem Kaiser Dom Pedro I. von Brasilien am 17. Oct. 1829 und Witwe seit dem 24. Sept. 1834. 6) Theodolinde Louise Eugenie Napoleone, geb. am 13. April 1814, seit 1841 die Gemahlin des Grafen Wilhelm von Würtemberg.

Leuchtkugeln, Feuerkugeln, (ein Zusatz von Salpeter und Spießglanz geben das helle und weiße Feuer), werden aus Mörsern oder Haubitzen geworfen, um entfernten Heeresmassen gewisse verabredete Zeichen dadurch zu geben, oder bei Belagerungen die Gegend um eine Festung oder auch nur einzelne Gegenstände zu erleuchten. Der Erleuchtungskreis ist, je nachdem die Entfernung der Feuermasse, selbst 100 Schritt im Durchmesser. Bei Lustfeuerwerken heißen die kleinen, hellen Kugeln, welche hoch in die Höhe steigen und oben aus einander platzen, ebenfalls L.

Leuchtthurm nennt man ein hohes, an gefährlichen Küstenpunkten errichtetes Gebäude, wo in der Nacht ein Feuer unterhalten wird, um die Schiffenden vor gefährlichen Punkten im Fahrwasser zu warnen. Leuchtthürme waren schon im Alterthume in Gebrauch und wurden oft mit königlicher Pracht aufgeführt. Der berühmteste unter allen Leuchtthürmen des Alterthums war der zu Alexandria, der nach der kleinen Insel, auf welcher er stand, Pharus hieß, welcher Name später mit L. überhaupt gleichbedeutend wurde. Der Pharus von Alexandria, dessen Höhe auf 550 F. angegeben und der zu den sogenannten sieben Wunderwerken gezählt wird, wurde von Sostrates aus Knidos erbaut, und im Jahre 283 v. Chr. vollendet. Er blieb bis etwa zum Jahre 1317 stehen, doch weiß man nicht, welche Begebenheit dieses Denkmal menschlicher Kühnheit zerstörte. Ein gleich berühmter L. des Alterthums war der ebenfalls zu den sieben Wundern gezählte Koloß (s. d.) zu Rhodus, der in seiner rechten Hand das leuchtende Kohlenbecken hielt. Zu den berühmtern Leuchtthürmen neuerer Zeit gehört der zu Cordouan auf einer Felsbank der Garonne, die nur zur Zeit der Ebbe trocken ist, 150 F. hoch, erbaut vom Meister Louis de Foix, der die Arbeit unter König Heinrich II. begann und in 26 Jahren vollendete. Er enthielt eine Kapelle mit den Marmorstatuen Heinrich's II. und IV., Ludwig's XIV. und XV. und des Erbauers, sowie prachtvolle Gemächer. Noch merkwürdiger, besonders durch die Schwierig-

Digitized by Google

keiten, die sich seiner Gründung entgegenstellten, ist der Thurm auf Eddystone, einer Klippe im englischen Kanale, 14 M. von dem Kriegshafen Plymouth entfernt. Schon 1696 errichtete Heinrich Winstanley aus Littlebury in Essex auf diesen Granitmassen einen Thurm aus Holz, welches an Eisenstangen, die in den Felsen eingegossen waren, befestigt war. Allein bei einem furchtbaren Orcane in der Nacht vom 26. zum 27. Nov. 1703 verschwand das Gebäude sammt dem kühnen Erbauer und den Feuerwärtern. Die Königin Anna befahl sofort den Neubau, den John Rudyerd 1706—8 ausführte; doch am 3. Dec. 1755 wurde das Werk bis auf die Fundamente ein Raub der Flammen. Hierauf wurde ein Massivbau beschlossen und John Smeaton übertragen, der an dem Thurme, den man meist zum Modell für andere Leuchtthürme genommen hat, allen Schmuck vermied, ihm eine breite Basis und runde Form gab und ihn mit sanfter Krümmung nach innen verjüngt zulaufen ließ. Würdig reiht sich demselben an der im Frith of Forth auf dem Felsen Inch-Cave oder Bell-Rock (s. d.) stehende L. Ein anderes großartiges Unternehmen dieser Art wurde vor einigen Jahren auf Befehl der britischen Admiralität durch den Ingenieur W. Bush begonnen. Man hatte nämlich die Absicht, in Deal einen großen Kasten von Gußeisen zu fertigen und diesen am Nordostende des gefährlichen Gallopergrundes zu versenken, um auf ihm einen Thurm zu erbauen. Der Kasten sollte an einem 30 F. unter dem Meeresboden liegenden Kalkfelsen verankert werden und eine Steinsäule die Laterne tragen, die wegen ihres großen Nutzens für alle Seeleute den Namen All Nations light erhalten sollte. Durch eine Beschädigung und Senkung des Kastens im Jahre 1841 erlitt die Arbeit eine Unterbrechung. Aehnlich diesem Unternehmen hat die britische Regierung auf dem Gallopersande 40 F. lange und 6 F. im Umfange haltende Schrauben eingeschraubt, sie oben untereinander verbunden und die darauf ruhende Balkenlage mit Steinen beschwert, um auf diesem Fundamente, wenn es einige Jahre lang, ohne Senkung sich hält, einen Thurm zu erbauen. Wo Leuchtthürme sich nicht anbringen lassen, werden Schiffe verankert, die bei Tage eine Flagge enthalten, bei Nacht eine Laterne erheben. Um den Schiffenden in der Nähe der Küsten durch das bloße Erscheinen eines Feuers Kenntniß zu geben, an welchem Punkte sie sich befinden, hat man mannichfache Anordnungen getroffen. Zunächst kam man dabei auf die Idee, das Licht zu färben. Doch das farbige Glas der Laterne überträgt zwar auf kurze Distanzen die Färbung, wie Repsold's Versuche lehren, vermag dies aber nicht für die Ferne; deshalb nahm man von dem Thurme mit nur einer Laterne ausgehend zu zwei Feuern seine Zuflucht, von denen das eine zu ebener Erde, das andere hoch oben brannte; stellte zwei Thürme so nebeneinander, daß entweder die gefährlichste Stelle dadurch bezeichnet wurde, daß beide Feuer einander deckten, oder aber, daß ihr weitestes Auseinanderstehen sie ergab. Auch erfand man das Drehfeuer (revolving light), bei welchem ein Uhrwerk das Lampensystem im Kreise bewegt und bald einen Schein giebt, bald verschwindet, und suchte ihm noch dadurch Abwechselung zu geben, daß verschiedene Lampen durch farbige Glasscheiben gedeckt wurden. Eine andere Anordnung war die, daß ein Blechschirm, von der Uhr getrieben, die Lampe deckte. Hieran reihte sich das Flashing oder Blitzlicht, welches plötzlich auftaucht und im Momente verschwindet, ferner das Intermitting oder aussetzende Feuer, welches auf einem Riemen ohne Ende von der Erde im Thurme langsam in die Höhe steigt und dort verschwindet, um nach einem Umlaufe wiederzukehren. Außerdem hat man auf niedern Thürmen das Hafenfeuer, welches nur zur Stunde des hohen Wassers oder der Fluth entzündet wird, und die Leitfeuer (liding lights), um auf engen Strömen den Lootsen in Stand zu setzen, auch in der Nacht zu segeln. Endlich erfand Drummond sein sonnenhell strahlendes Feuer, erzeugt durch das Verbrennen einer Kalkkugel in einem auf sie geleiteten Strahle von Sauer- und Wasserstoffgas; Gaudin in Paris das Sidereal und Fresnel die herrlichen Linsen, die nach ihm benannt sind.

Leucippus, ein griechischer Philosoph und Zeno's, des Eleatikers, Schüler, dessen Vaterland ungewiß ist, indem Elea, Abdera, Melos und Melitos dafür gehalten werden. Er lebte um 500 v. Chr. und war Urheber des Atomensystems (s. Atomistische Schule), das sein Schüler Demokrit und später Epikur weiter ausbildeten. L. hat aber

Digitized by Google

in der Naturlehre die Lehre der eleatischen Secte verändert, indem er die Gesetze der Bewegung blos zum Grunde legte. Da er den Atomen eine wirbelförmige Bewegung gab, so scheint er einigermaßen dem Descartes und seinen Anhängern vorangegangen zu sein. Sie nahmen eine unendliche Zahl von Atomen zum ersten Grundstoffe aller Dinge, d. h. solche untheilbare Theilchen verschiedener Größe und Gestalt, die sich von Ungefähr, ohne alle Absicht und Bestimmung von Ewigkeit her, in einem unermeßlichen Raume bewegt haben, endlich aber so zusammengetroffen und aneinander gestoßen sind, daß sie sich unterschiedlich verwickelt haben, wodurch erstlich ein Chaos aller Arten von Theilchen, alsdann durch beständige Bewegung, Druck und Gegendruck derselben ein oder mehrere Wirbel entstanden sind, in welchen nach verschiedenen Verbindungen und Auflösungen, nach abwechselnden Zufällen diese Theilchen endlich in die gegenwärtige Gestalt und Verknüpfung gerathen sind. Die Eleatiker glaubten, durch eine heftige und geschwinde Bewegung der Atome in einem Wirbel empfingen die Sterne ihr Feuer und ihren Glanz. Uebrigens hatten sie auch alle Ereignisse dieser Welt einem Schicksale und einer Nothwendigkeit zugeschrieben. Sie ließen mit einem Worte die Welt aus Atomen, ohne Hülfe eines verständigen Wesens, hervorgehen. Fragmente von L. findet man in H. Stephani's „Poesis philosoph."

Leuk, schweizerischer Marktflecken im Walliserland, am Einflusse der Dala in die Rhone, hat zwei Schlösser und große Waarenniederlagen. Drei Stunden davon liegen 5000 F. hoch die Bäder von Leuk, in einer wilden Gegend, die reich an schrecklichen und schönen Alpenscenen ist. Die Quellen wurden von Viehhirten entdeckt und waren schon im Mittelalter stark besucht. Ihre Temperatur ist so heiß, daß man Eier darin sieden und Hühner abbrühen kann, von 43—45° R. Nach Scheuchzer ist dieses Wasser heilsam in Engbrüstigkeit, Milzsucht, Hüftwehe, Podagra, Contracturen, Lähmungen, Schlagflüssen, beim Nieren- und Blasenstein, bei Wassersucht, bei Fiebern; es soll überdies die Gebärmutter stärken, den Leib eröffnen, aber bisweilen Harnstrenge verursachen. Es ist ein salinisch-erdiges, etwas eisenhaltiges Schwefelwasser. Vgl. Payen „Essai sur les eaux minérales-thermales de Loueche en Suisse" (Par. 1828).

Leukadia, jetzt Santa Maura, die dritte in der Reihe der ionischen Inseln, war ehedem eine Halbinsel, und erhielt erst, nachdem die Bewohner derselben die Landenge Diorrykos, durch welche sie mit Akarnanien zusammenhing, durchstochen hatten, ihre Inselgestalt. Sie ist beinahe rund, über 5 QM. groß, gebirgig und bis auf einige Ebenen wenig fruchtbar. Man baut Oel, Wein, Flachs, Baumwolle und Südfrüchte. Die Lagunen liefern jährlich an 120,000 Centner Salz, welches noch vor Anfang der Revolution nach Venedig und Schweden ging. Getreide wird nur ungefähr für 5—6 Monate Bedarf erbaut. Die Hauptstadt der Insel Amakuki ist klein und schlecht gebaut; ihr gegenüber liegt die Festung Santa Maura. Die Einwohner, gegen 20,000, sind meist Griechen, die, im Ganzen noch sehr unwissend, in 1 Stadt und 30 Dörfern wohnen; der Adel ist der einzige Grundeigenthümer. Am südlichsten Vorgebirge Dukato lag das alte Leukas; hier erblickt man noch auf hohem Felsen Ruinen des alten Phöbustempels und die Zinne, von welcher alljährlich an einem dem Gotte zu Ehren gefeierten Feste ein Missethäter, beladen mit der Sündenlast des ganzen Volkes, ins Meer gestürzt wurde, der, wenn er von den ihn unten erwartenden Fischern glücklich gerettet worden war, wenigstens auf immer das Land meiden mußte. Ein Sprung von diesem Felsen galt auch für ein wirksames Heilmittel gegen die Qualen unglücklicher Liebe, doch bewährte sich dieses Heilmittel wenigstens in sofern, als gewöhnlich die Unglücklichen ihren Tod in den Wellen fanden. Besonders wurden nach den Berichten der Alten die Frauen ein Opfer dieses unglücklichen Wahnes, so unter andern auch die karische Königin Artemisia und die Dichterin Sappho. Vgl. Leake in den „Travels in Northern Greece" (Bd. 3, Lond. 1835).

Leukon, der Sohn des Poseidon oder des Athamas und der Themisto, wurde Vater des Erythros und der Euippe. — Leukon hieß auch einer der sieben Archageten, denen vor der Schlacht bei Platää auf Befehl des Orakels von den Platäern geopfert wurde.

Digitized by Google

Leukophryne ist ein Beiname der asiat. Artemis, den diese von der Stadt Leukophrys am Mäander in der Nähe von Magnesia erhielt, wo sie einen prächtigen Tempel hatte. Ein Standbild hatten ihr die Söhne des Themistokles auf der Akropolis zu Athen geweiht. Ihr Bild war dem der ephesischen Artemis ähnlich und ihr heiliges Thier der Büffel.

Leukothea, s. Ino.

Leuktra, Flecken in Böotien, berühmt durch den Sieg, den die Thebaner Epaminondas und Pelopidas über den Spartaner Kleombrotos davon trugen, wodurch Sparta's großem Einflusse in Griechenland, seiner Hegemonie ein Ende gemacht wurde, 371 v. Chr. In neuester Zeit hat man auf dem Felde von Paraphungia noch den Altar und das Heiligthum gefunden, welches die Thebaner damals als Siegeszeichen ihren Schutzgöttern errichteten. Eine Beschreibung mit Beziehung auf die Schlacht giebt Leake in seinen „Travels in Northern Greece" (Bd. 2, Lond. 1835).

Leumund. Die Leumundserforschung, d. h. die Erörterung des bisherigen Lebenswandels eines Angeschuldigten und seines moralischen Charakters durch Zeugenabhörungen, macht einen wichtigen Theil des Untersuchungsprozesses aus. Schon das alte deutsche Recht legt großen Werth auf den guten oder übeln Ruf, der dem Angeklagten vorherging, dasselbe findet noch gegenwärtig im franz. und engl. Strafprozesse statt, indem häufig Zeugen als Leumundszeugen vernommen werden. Im deutschen Strafprozesse werden statt dessen häufig Berichte der Ortsbehörden oder Pfarrer eingefordert.

Leunclav, Joh., eigentlich Löwenklau, ein westfäl. Edelmann, geb. 1533 zu Amelbeuren, gest. 1593 zu Wien, war einer der thätigsten Beförderer der Wissenschaften in Deutschland. Namentlich erwarb er sich um die Aufklärung der Geschichte der Osmanen Verdienste, wozu er den Stoff auf seinen langjährigen Reisen und an den Höfen Europas gesammelt hatte, durch die „Historia Muselmannorum" (Frankf. 1591, Fol.) und die „Annales Sultanorum Otmanidarum" (Frankf. 1596, Fol.; 2. Ausg., Par. 1650, Fol.) Die Verbreitung der classischen Literatur suchte er durch die damals sehr geschätzte Erklärung und lat. Uebersetzung der Werke des Xenophon (Bas. 1589, Fol. und öft.) und Dio Cassius (Hanau 1606, Fol.) zu befördern.

Leupoldt, Joh. Michael, Professor der Medicin zu Erlangen, geb. 1794 zu Weißenstadt im Baireuthschen, studirte von 1814 an zu Erlangen, blieb an dortiger Universität als Lehrer und erhielt 1826 eine ordentliche Professur der Medicin. Sein tiefes Gemüth, sein wissenschaftlicher Geist, der sich nicht mit Wissen, sondern mit einem Systeme des Wissens begnügen will, brachten ihn bald dahin, daß er nach einem tiefern Grunde seiner Wissenschaft, nach einem höheren und rationelleren Zusammenhange derselben mit der Wissenschaft überhaupt und dem Menschenleben insbesondere suchte und strebte. Er behauptete deswegen, daß bei leidendem Zustande nicht blos der Organismus, welcher litte, sondern der ganze Mensch Object der Betrachtung und Behandlung sein, daß demnach Anthropologie und vornehmlich Psychologie der Grundpfeiler der Medicin werden müsse. Es sei aber ein tieferes Lebensstudium nöthig, als das gewöhnliche, was die Anlagen des Menschen in ihre Theile zersetzt; der Mensch müsse vielmehr nach seinem ganzen Standpunkte und seinen Forderungen, als sittliches Wesen, als Ebenbild Gottes ꝛc. erfaßt werden. Denn wie im classischen Alterthume der griechisch ethnische Geist sich im Galen'schen System kund gethan und bewährt, wie im 16. Jahrh. die Reformation ihren rationellen und eigenthümlichen Einfluß geäußert habe, so werde die Neuzeit die Potenz dieser Wissenschaft auf einen germanisch-christlichen Standpunkt erheben; von diesem Lichtpunkte aus seien alle in die Medicin einschlagenden Wissenschaften zu beleuchten und zu entwickeln. Diesen Geist athmen alle seine Schriften und auch die ersteren deuten, wenn auch noch dunkler, darauf hin. Vergleiche seine „Heilwissenschaft, Seelenheilkunde und Lebensmagnetismus" (Berl. 1821); „Allgemeine Gesch. der Heilkunde, (Erlangen, 1825); „Paeon" (Erlangen, 1826); „Von einem neuen Alexandria und einem neuen Galen" (München, 1828); „Rede über eigenthümliche Anforderungen der Gegenwart an die Universitätsbil-

Digitized by Google

dung in besonderer Beziehung auf eine germanisch-christlich-anthropologische Medicin" (Erlang., 1830); „Die gesammte Anthropologie, neu begründet durch allgemeine Biosophie ꝛc." (Erl., 1834, 2 Bde.) und „Lehrbuch der Psychiatrie" (Lpz., 1837).

Leuterung, (revisio actorum) heißt das besonders in Sachsen übliche Rechtsmittel gegen eine richterliche Entscheidung, welches den Zweck hat, daß der Richter sein Urtheil abändern möge. Durch die Leuterung wird die Sache nicht an ein höheres Gericht gebracht, sondern nur die Rechtskraft und Vollziehung der angefochtenen Entscheidung aufgehalten. Sie muß übrigens binnen zehn Tagen eingelegt und durch ein zweites Gesuch fortgestellt werden.

Leuthen, Dorf und Schloß im preußischen Regierungsbezirke Breslau, Kreis Neumarkt, bekannt durch die Schlacht, die Friedrich der Große den 5. Dec. 1757 (siebenjähriger Krieg) mit 36,000 M. gegen 90,000 Oesterreicher und Reichstruppen siegreich geschlagen. Friedrich's Lage war über allen Glauben traurig geworden, so daß Schlesien für ihn verloren schien; sein bester General Winterfeld war in einem unglücklichen Gefechte bei Moys gefallen, die wichtigen Festungen Schweidnitz und Breslau waren an die Oesterreicher verloren gegangen; manches Gefecht von unglücklichem Ausgange gewesen ꝛc. Friedrich ließ sich dadurch nicht beugen, sondern beschloß den Feind anzugreifen. In Parchwitz am 28. Nov. angelangt, gewährte er seinen durch die angestrengten Eilmärsche ermüdeten Truppen einige Rasttage, zog unterdessen die Trümmer des bei Breslau geschlagenen Bevern'schen Corps an sich und marschirte darauf am 4. Dec. dem Feinde nach Neumarkt entgegen. Hier erfuhr er, daß Prinz Karl von Lothringen seine feste Stellung an der Lahn verlassen habe und ihm entgegenrücke. Von Borna aus erblickte er am 5. Dec. nach einem leichten Reiterscharmützel die feindliche Schlachtlinie. Der Prinz hatte sein Heer mit dem rechten Flügel hinter Nieppern und die Mitte hinter Frobelwitz und L. aufgestellt, der linke Flügel zog sich von letzterem Dorfe an bis über Sagschütz hinaus, von wo er mit einer hakenförmigen Krümmung bis an die Teiche von Gohlau reichte. Friedrich stellte sein Heer in der schiefen vortheilhaften Schlachtordnung auf und wollte mit dem rechten Flügel den feindlichen linken angreifen und umgehen, während sein linker Flügel zurückgelehnt blieb. Der Plan wurde mit großer Pünktlichkeit ausgeführt: während ein verstellter Angriff auf den rechten Flügel der Feinde dieselben über den Schlachtplan in Ungewißheit ließ, wurde der gewaltigste Anlauf auf deren linken gerichtet, und dieser auch bald geworfen und umgangen. Der Hauptpunkt aber, wo die Schlacht entschieden wurde, war der Kirchhof des Dorfes Leuthen. Durch dies Verfahren kam in das ganze österreichische Heer große Unordnung, das, um nicht aufgerollt zu werden, sich zurückziehen mußte. So wurde binnen 3 Stunden ein Sieg erfochten, der einen wesentlichen Zweig in den Lorbeerkranz Friedrich's des Großen flocht und für Preußen von ungemein wichtigem Erfolge war; ganz Schlesien nämlich wurde ihm gerettet. Die Wahlstatt deckten ungezählte Leichen, besonders der Oesterreicher. 24,000 sollen von dem geschlagenen Heere auf dem Schlachtfelde gefangen worden sein; 17,000 M. entkamen nach Breslau, wo sie sogleich vom Könige eingeschlossen und gefangen genommen wurden. Der übrige Theil des österreichischen Heeres floh ins Gebirge und verlor an die Feinde, die ihnen auf den Fersen folgten, noch 15,000 Gefangene. Unermeßliches Heergeräth — 130 Kanonen und 4000 Wagen — waren in die Hände der Sieger gekommen.

Leuwenhoeck (auch Leeuwenhoek), Anton van, bekannt durch wissenschaftlich wichtige, physikalische Leistungen, war geb. am 24. Oct. 1632 zu Delft. Obwohl zum Kaufmannsstande bestimmt, folgte er doch seiner schon frühzeitig erwachten Neigung zur Physik, stellte fleißig mikroskopische Untersuchungen an, lernte selbst die dazu erforderlichen Gläser schleifen, brachte es in Kurzem hierin zu einer seltenen Fertigkeit, wußte dieser Kunst verschiedene, damals noch ungekannte Vortheile abzugewinnen und verbesserte nach diesen die Mikroskope so wesentlich, daß es ihm damit gelingen konnte, jene wichtigen und nie geahneten Entdeckungen zu machen, die ihm einen bleibenden Namen sichern werden, wenn auch mehrere seiner Untersuchungen auf falschen Ansichten beruhen und der Wis-

Digitized by Google

senschaft nur theilweise nützen konnten. Seine wichtigste Entdeckung ist die der Samenthierchen; sie machte zu seiner Zeit bedeutende Sensation. L. starb in einem Alter von beinahe 91 Jahren am 26. Aug. 1723 zu Delft. In der dasigen Hauptkirche ist ihm ein prächtiges Denkmal errichtet. Eine Sammlung seiner Schriften erschien unter dem Titel: „Opera omnia s. Arcana naturae ope miscroscopii detecta" (Leyden, 1722, 4 Bde.); engl. eine Auswahl derselben (London, 1810).

Levaillant, François, ein berühmter Reisender, wurde 1753 zu Paramaibo, im holländischen Guiana, geboren, wo sein Vater ein Kaufmann, und in früher Zeit zu Metz ansässig gewesen, damals das Amt eines Consuls bekleidete. L. erzählt uns selbst, daß unter den Augen und durch das Beispiel seiner Aeltern zuerst die Neigung für weite Reisen, Jagd und Naturgeschichte in ihm geweckt wurde. Im J. 1763 mit nach Holland genommen, folgte er bald darauf seiner Familie nach Frankreich, brachte sodann zwei Jahre in Deutschland zu, und verlebte die sieben nächsten Jahre in Lothringen und dem Dept. der Vogesen. Hier war die Jagd seine Lieblingsbeschäftigung. Er studirte die Lebensweise der Vögel, und pflegte diejenigen, welche er auf seinen Streifzügen erlegte, auszustopfen. Ein günstiger Zufall führte ihn im Jahre 1777 nach Paris. Durch den Besuch der naturhistorischen Museen der Stadt gedieh sein Wunsch, jene fremden Länder, von deren Reichthum er hier nur einige todte Ueberreste sah, persönlich zu besuchen, zum festen Entschluß. Afrika, der damals noch am wenigsten bekannte Erdtheil, war es, auf den seine Wahl fiel. Er schiffte sich daher am Texel ein, und landete im März 1781 beim Vorgebirge der guten Hoffnung. Seine erste, von dort aus unternommene Reise, die in östlicher Richtung, sich bis zum Kaffernlande erstreckte, währte sechszehn Monate. Mit dem Resultate derselben noch nicht zufrieden, beschloß er, ganz Afrika der Länge nach zu durchwandern. Am 15. Juni 1783 machte er sich auf und nahm seine Richtung nach Norden zu. Allein diese zweite Reise war mit bei Weitem größeren Mühseligkeiten als die erste verbunden. Seine Lastthiere kamen bei der ungeheuern Hitze und aus Mangel an Wasser um, und obgleich er, dadurch nicht abgeschreckt, noch zu Fuße, in Begleitung einiger ihm ergebenen Hottentotten, seinen Weg fortsetzte, sah er sich doch genöthigt, als er bis zu dem Lande der Buschmänner vorgedrungen war, von da wieder umzukehren. Nach Gefahren aller Art erreichte er endlich das Cap, von wo er sich am 14. Juli 1784 nach Europa einschiffte. Er begab sich nach Paris, ausschließlich damit beschäftigt, seine Sammlungen in Ordnung zu bringen und die Herausgabe seiner Reisetagebücher vorzubereiten. So einfach und friedlich sein Leben daselbst auch war, entging er dennoch den Gefahren der Revolution nicht; 1793, als Verdächtiger eingekerkert, verdankte er seine Rettung nur dem Sturze Robespierre's. Ein kleines Eigenthum zu La Noue, unweit Fezanne war das Asyl seiner letzten Jahre. Hier lebte er, vorzüglich seinem Lieblingsvergnügen, der Jagd, nachhängend, bis zum 22. Nov. 1824. Die bekanntesten seiner Schriften sind: „Voyage dans l'intérieur de l'Afrique" (Paris 1790); „Second Voyage dans l'intérieur de l'Afrique par le Cap B. E." (Paris 1796), ferner: „Histoire naturelle des oiseaux d'Afrique" (Paris 1796 bis 1812. 6 vols. fol.) und „Hist. nat. des Perroquets" (Paris, 2 vols., 1801—1805. fol.). Die Reisen sind von Forster ins Deutsche übersetzt worden. Man hat seinen Schriften wohl hier und da Ungenauigkeit und seinen Erzählungen Unwahrscheinlichkeit vorgeworfen.

Levana, eine römische Göttin, welche unter die Dii natalitii gehörte. Ihrem Einflusse schrieb man es zu, daß der Vater das neugeborne Kind aufhob und somit aufziehen wollte. Deshalb gab Jean Paul seinem geistreichen Buche über die Erziehung den Titel „Levana".

Levante, ital. Il levante, d. h. das Morgenland, umfaßt im weitern Sinne alle von Italien aus gegen Osten liegenden Länder vom Mittelländischen Meere bis zum Euphrat und Nil, also die europäische Türkei, Griechenland und die Jonischen Inseln, Kleinasien, Syrien und Aegypten, deren Haupthandelsplätze, Konstantinopel, Smyrna, Skanderum oder Alexandrette, Aleppo und Alexandria, deshalb von den Italienern Scale di levante,

Digitized by Google

von den Franzosen Echelles du levant, d. h. Staffeln des Morgenlandes, genannt werden. Im engern Sinne versteht man darunter die Küsten Kleinasiens, Syriens und Aegyptens. Der dahin betriebene Handel heißt vorzugsweise der levantische Handel, und der arabische Kaffee, der fast einzig über die Häfen dieser Küsten bezogen wird, levantischer Kaffee. Vgl. Depping's gekrönte Preisschrift „Histoire de commerce entre le Levant et l'Europe depuis les croisades jusqu' à la fondation des colonies franc." (Paris 1832.)

Levesque, Pierre Charl., ein geschätzter franz. Geschichtschreiber, geb. 1736 zu Paris, lernte in seiner Jugend die Kupferstecherkunst. Auf vieles Bitten erlangte er von seinen Aeltern die Erlaubniß, studiren zu dürfen, und besuchte hierauf das Collége Mazarin; nach vollendeten Studien mußte er aber dennoch einige Jahre von der Kupferstecherkunst leben, und konnte nur die Mußestunden auf seine weitere Ausbildung verwenden. Diderot, dem er als ein Anhänger der Philosophie der Encyklopädisten bekannt wurde, verschaffte ihm die Professur der schönen Wissenschaften an der Cadettenschule in Petersburg, wo er mit großem Eifer und in kurzer Zeit die russische Sprache lernte und die Quellen der russ. Geschichte studirte. Als er 1780 nach Frankreich zurückgekehrt, gab er seine „Histoire de Russie" (7 Bd., Par. 1782; neue Aufl., 8 Bde., 1800; 4. Aufl., mit Malebrun's und Depping's Noten und Fortsetzung, 1812, nebst Atlas) heraus, das erste Werk, welches die bisher in Frankreich fast ganz unbekannte russ. Geschichte behandelte. Bald darauf wurde er Mitglied der Akademie der Inschriften und Professor am Collége royal; auch nachher Mitglied des Instituts. Er starb zu Paris am 12. Mai 1812. Von seinen übrigen historischen Werken nennen wir „La France sous les cinq premiers Valois" (4 Bde., Par. 1787), „Histoire critique de la république rom." (3 Bde., Par. 1807) und „Etudes de l'histoire ancienne et de l'histoire de la Grèce" (5 Bde., Par. 1811). Auch übersetzte er den Thucydides (4 Bde., Par. 1795—97).

Levezow, Jacob Andreas Konrad, Archäolog, geboren zu Stettin am 3. Sept. 1770, gestorben zu Berlin 13. Octob. 1835, studirte nachdem er am Gymnasium seiner Vaterstadt, wo sein Vater Prorector war, die erforderliche Schulbildung erhalten, in Halle zuerst unter Knapp's Leitung Theologie, dann unter Wolf's Auspicien Philologie, besuchte das königliche Seminar in Berlin, ward 1797 Lehrer und 1803 ordentlicher Professor am Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Berlin, 1804 Professor der Mythologie und Archäologie bei der Akademie der Künste, 1821 Adjunct des Aufsehers der Kunst- und Antikensammlungen, 1824 Director des Antiquariums im neuen Museum und Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Die Literatur hat von ihm eine Reihe Monographien über Gemmen, Vasen, Münzen und dergleichen, einige dramatische Dichtungen und Gelegenheitsschriften erhalten. Als Archäolog und Mythолog war er Gegner der Creuzerschen Theosophisterei. Sein Nachfolger war Gerhard (s. d.).

Leviathan heißt in der talmud. Sage der Fisch, den einst der Erzengel Gabriel überwältigen wird.

Levita, eigentlich Elia Levi Ben Ascher, zubenannt Bachur, einer der größten hebr. Grammatiker unter den Juden und durch seine Leistungen der Lehrer der gesammten christlichen Welt; wurde um 1472 im südlichen Deutschland oder in Italien von einer deutschen Familie geboren. Frühzeitig wendete er sich dem Studium der heiligen Schriften, der hebr. Sprache und der Masora zu. Er lehrte um 1504 in Padua, ging dann 1509, nachdem er bei der Eroberung der Stadt alle seine Habe eingebüßt hatte, nach Venedig und von da 1512 nach Rom. Hier ward Cardinal Egidio sein Schüler und Gönner; doch traf ihn 1527 hier abermals das Unglück, nach der Eroberung der Stadt von den Kaiserlichen ausgeplündert zu werden. Er begab sich darauf abermals nach Venedig, schlug die Einladungen weltlicher und geistlicher Fürsten, selbst die des Königs von Frankreich aus; und folgte 1540 dem Rufe des Paul Fagius nach Jena, wo er mehrere Schriften verfaßte und druckte. Schon nach wenigen Jahren kehrte er aber zu seiner Familie nach Venedig zurück, wo er 1549 starb. Seine wichtigsten Schriften sind „Bachur," eine hebr. Grammatik (1518); „Meturgeman", ein Wörterbuch über das Targum (1541) und

Digitized by Google

„Masoret Ha-Masoret" (1538; deutsch von Semler, 1772). Er hatte die Genugthuung, noch bei Lebzeiten fast alle seine Werke ins Lateinische übersetzt zu sehen, von Münster, Fagius u. A.

Leviten, die Nachkommen Levi's, die aus dem Stamme Levi, hatten den Dienst im Tempel zu verrichten, sowohl die unmittelbare Vollziehung aller gottesdienstlichen Gebräuche und Handlungen, als auch die niedern Geschäfte bei Verwaltung des Gottesdienstes. Sie bildeten demnach eigentlich den gelehrten Stand des ganzen jüdischen Volkes, beschäftigten sich mit der Kunst zu lesen und zu schreiben, mit Erlernung und Erklärung der geschriebenen Volksgesetze und trieben alle damals gebräuchlichen Studien, selbst die Arzneikunde. Sie hatten eigentlich keinen Antheil an dem Grund und Boden des Landes, wie die übrigen 12 Stämme, sondern erhielten 35, in allen Stammsgebieten zerstreut liegende Städte und den Zehnten Reinertrag des Landes. Das 3. Buch Mosis heißt Leviticus darum, weil es die Verordnungen für die Leviten enthält. In der katholischen Kirche heißen diejenigen Kleriker L., welche den Priester am Altare bedienen.

Levkoje (Cheiranthus annuus) heißt eine beliebte Zierblume, die im Orient heimisch ist, aber auch in Süddeutschland an den Meeresufern wild wächst. Man zählt von ihr über hundert Varietäten, die man in drei Classen theilen kann: 1) engl. oder holländ. Sommerlevkoje; 2) deutscher Sommerlevkoje und 3) halbengl. Sommerlevkoje. Von dem Sommerlevkoje ist der Herbst- oder Bastardlevkoje zu unterscheiden, der durch Vermischung der Sommer- mit den Winterlevkojen entstanden ist.

Lewald, Johann August, deutscher Schriftsteller, am 14. Octob. 1793 in Königsberg in Preußen geboren, Sohn einer gebildeten Kaufmannsfamilie, sollte nach mehrjährigem fleißigem Besuche des Königsberger Gymnasiums Kaufmann werden, doch fand er, wie er selbst in seinen „Aquarellen aus dem Leben" (4 Bde., 1836—37) humoristisch erzählt, Gelegenheit, sich diesem Stande zu entziehen und sich mit Kunstgeschichte, Malerei und neuern Sprachen zu beschäftigen. Während der Kriegsunruhen wurde er eingezogen und sollte preußischer Artillerist werden. Ein typhöses Nervenfieber überfiel ihn und er bekam von dem General Bülow von Dennewitz einen temporären Abschied. Nach einiger Zeit wurde er in Warschau, wohin ihn Geschäfte geführt hatten, in der Kanzlei des Baron Rosen im Hauptquartier des Feldmarschalls Barklay de Tolly als Secretär angestellt und folgte den Heeren nach Frankreich und mit demselben Rosen blieb er auch in Frankfurt, als dieser russischer Resident geworden war, sowie er ihn auf dessen Reisen begleitete. L. begab sich darauf nach Breslau, wurde mit Schall und Holtei bekannt, versuchte sich in der dramatischen Poesie und ging zum Theater über. Die Bühne betrat er zum ersten Male in Brünn 1818 und blieb hier drei Jahre, begab sich dann über Wien nach München, wo er beim Hoftheater engagirt, zum Theatersecretär und Theaterdichter ernannt wurde. Nach zwei sehr angenehmen Jahren übernahm er die Oberleitung des Nürnberger Theaters und die Redaction des „Nürnberger Correspondenten", leitete darauf von 1826—27 das Theater in Bamberg und das in Hamburg 1827—31. Hier entschloß er sich im Umgange mit Heine und andern Literaten, seine früheren „Novellen" (3 Bde., 1831—33) gesammelt herauszugeben und, da diese Sammlung günstig aufgenommen wurde, sich der schriftstellerischen Thätigkeit zu widmen. Beim Herannahen der Cholera vertauschte er Hamburg mit Paris und 1832 dieses aus gleicher Ursache mit München, von wo er 1834 nach Stuttgart übersiedelte, und dort lebte er, mit der Redaction des Journals „Europa, Chronik der gebildeten Welt" beschäftigt, bis 1842, wo er mit seinem Journale nach Karlsruhe übersiedelte und theils in dieser Stadt, theils in Baden-Baden lebte. Im J. 1846 verkaufte er das Journal an G. Kühne in Leipzig und wandte sich nach München. Seine Schriften, ein Beweis der Fruchtbarkeit seines Geistes, sind „Graf Lowzinski, eine polnische Novelle" (1832); „Przebracki, der russische Polizeispion" (1832); „Gorgona, Bilder aus dem franz. Mittelalter" (2 Bde., 1833); „Gadsalünah" (3 Bde., 1833); „Seidelmann und das deutsche Schauspiel" (1835); „Tirol vom Glockner zum Orteles, vom Garda- zum Bodensee" (2 Bde., 1835); „Panorama von München" (2 Bde., 1835; 2. Aufl. 1839);

Digitized by Google

„Bade-Almanach“ (1835); „Atlas zur Kunde fremder Welttheile“ (1835 flg.); „Memoiren eines Bankiers“ (2 Bde., 1836); „Schattirungen“ (2 Bde., 1836); „Blaue Mährchen“ (1837); „Beaumarchais Memoiren und Schauspiele“ (2 Bde., 1838); „Handbuch für Reisende am Rhein“ (1838); „Das malerische Schweizerland“ (4. Abth., 1838—39); „Der Divan“ (3 Bde., 1839); „Die Krönung in Mailand“ (1839) und unter anderem Aufsätze, Erzählungen und Mannichfaltiges in der „Europa“ und einzelne Uebersetzungen aus dem Französischen. Seine „Gesammelten Werke“ gab er in einer Auswahl heraus (12 Bde., Leipz. 1844—45).

Lex, d. i. Gesetz, hieß bei den Römern Anfangs nur ein von den Curiat- und Centuriatcomitien ausgegangener Beschluß, der auch populiscitum genannt wurde; nachdem die Tributcomitien gleiche Geltung erhalten hatten, erhielt auch der von diesen ausgegangene Beschluß, das sogenannte plebiscitum, den Namen lex. Das Gesetz wurde in Vorschlag und vor die Comitien von einem Magistrat gebracht, nach dessen Namen man es dann auch benannte, z. B. lex Licinia, Cornelia u. s. w. Ehe die lex an die Comitien kam, wurde sein Inhalt bekannt gemacht. (promulgatio) und in den Concionen darüber debattirt. Bei den Comitien (s. d.) forderte der Magistrat das Volk zur Entscheidung durch Annahme oder Verwerfung auf. Der Theil des Gesetzes, der die Bestimmung gegen Verletzung desselben enthält, hieß sanctio legis, und ein Gesetz, das solche Sanction hatte, lex persecta, dem sie mangelte, lex imperfecta. In der Kaiserzeit erhielten Senatusconsulte und die Constitutiones der Kaiser gleiche Kraft mit den leges, doch bedienten sich Augustus und seine nächsten Nachfolger noch häufig der Form der Volksgesetzgebung. Erst in der zweiten Hälfte des 1. Jahrh. wurde die Anwendung derselben seltener und nach Nerva kommt kein Beispiel einer lex mehr vor.

Lexikon, Wörterbuch, d. h. ein Buch, was Dinge, die es enthalten soll, der leichteren Auffindung wegen in alphabetischer Ordnung enthält. Diese Wörterbücher sind entweder blos sprachliche, d. h. Bücher, die den Wortreichthum einer Sprache enthalten und jedes einzelne Wort grammatisch erklären; oder sie sind wissenschaftliche, d. h. die nicht blos über Bedeutung von Wörtern sich verbreiten, sondern den Gegenstand selbst, den das einzelne Wort bezeichnet, zu ihrer Behandlung nehmen. Die sprachlichen Wörterbücher können nun einen verschiedenen Zweck haben. Entweder sie wollen den Leser über den Ursprung und den Gebrauch einzelner Worte seiner Muttersprache unterrichten, wie z. B. Campe's „Deutsches Wörterbuch“, und enthalten darum die Erklärung in derselben Sprache, oder sie wollen einen Anfänger mit den Worten einer fremden Sprache bekannt machen und erklären dieselben in einer ihm verständlichen, wie z. B. die lateinisch-deutschen, deutsch-französischen, griechisch-lateinischen und dergl., oder sie wollen vorzüglich die Wörter von gleicher Bedeutung aus verschiedenen Sprachen dem Leser vor Augen führen und stellen darum mehrere Sprachen zusammen, wie z. B. das erste „Hebräisch-griechisch-lateinische Wörterbuch“ von Sebastian Münster (Basel 1530). Da das Bedürfniß solcher Wörterbücher ebenso frühzeitig entstehen mußte, als man sich mit einer Sprache gründlich zu beschäftigen anfing, so haben wir auch schon aus gar früher Zeit dergleichen Werke. Wir finden ein griechisches Lexikon von Hesychius aus Alexandrien im Anfange des 3. Jahrh. n. Chr. Ein lateinisches von dem Römer M. Terentius Varro um 650. Ein hebräisches vom Rabbi Menachem Ben Saruck im 9. Jahrh. Ein arabisch-spanisches von Peter de Alcala 1505. Ein syrisches von Andreas Mosius 1571 zu Antwerpen. Ein äthiopisches und amharisches von Hiob Ludolf 1661 zu London. Ein amerikanisch-peruvianisches von Dominicus a San Thoma im 16. Jahrh. Ein japanisches von Joh. Ferdinand; der unzähligen Masse ihrer Nachfolger nicht zu gedenken. — Die wissenschaftlichen Wörterbücher, auch Sachwörterbücher, Reallexika genannt, können auch aus gar verschiedenen Gesichtspunkten bearbeitet werden. Sie können das Gesammtgebiet der Wissenschaft umfassen wollen (Universal-Encyklopädien) oder blos einzelne Zweige der Wissenschaft, wie Theologie, Medicin ꝛc. behandeln (Particular-Encyklopädien), sie können blos Begriffe erklären (eigentliche Sachlexika) oder auch geschichtliche Ereignisse entwickeln wollen (historische und

Digitized by Google

biographische Lexika). Auch diese Branche anlangend ist vorzüglich in neuerer Zeit kein Feld unangebaut geblieben. Vgl. Encyklopädie. — Die Lehre oder Wissenschaft von der gehörigen Zusammensetzung des Sprachschatzes heißt Lexikologie, die Uebersicht der literarischen Erscheinungen auf diesem Gebiete aber Lexikographie.

Lexington, eine der bedeutendsten Städte im nordamerik. Staate Kentucky, mit etwa 8000 Einw., ist der Sitz einer Universität mit Bibliothek und anatomischem Theater und hat mehrere schöne öffentliche Gebäude, sowie ansehnliche Fabriken in Wolle, Baumwolle, Hanf und Eisen. — Lexington, ein kleiner Ort im Staate Virginien, ist wegen der nicht weit davon befindlichen natürlichen Felsenbrücke über den Bach Cedar Creek bekannt. — Bei Lexington im Staate Massachusetts fiel am 19. April 1775 die für die Amerikaner siegreiche Schlacht mit den Engländern vor.

Leyden (Lugdunum Batavorum), eine schöne und volkreiche Stadt im südlichen Theile der niederländischen Provinz Holland, im Rhynlande, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks und dreier Friedensgerichte, liegt an beiden Ufern des Rheins, durchflossen von der Does, Mare, Vliet und Zyl, in einer angenehmen, mit Landhäusern und Spaziergängen geschmückten Gegend. Sie hat geräumige und gerade Straßen (die breite Straße ist eine der schönsten in Europa), und 35,000 Einw. und wird von vielen breiten Kanälen durchschnitten. Während des niederländischen Freiheitskrieges und nach einer harten überstandenen Belagerung ward ihr (1575) zur Belohnung die Wahl zwischen Steuerfreiheit und der Errichtung einer Universität gelassen. Sie wählte das Letztere, und die in demselben Jahre gestiftete Hochschule ward bald eine der berühmtesten und besuchtesten. Sie besitzt gegenwärtig eine Bibliothek von fast 70,000 Bänden und 14,000 Manuscripten, worunter viele seltene orientalische, eine Sternwarte, ein anatomisches Theater, physikalisch-chirurgische und chemische Cabinete, ein Naturaliencabinet und botanischen Garten. Mehrere Privatsammlungen, unter denen die des Prof. Brugmann's, Schill's Kopf in einer Vase mit Weingeist aufbewahrt, eine lateinische Schule, ein Collegium für wallonische Gemeinden, ein Krankenhaus ꝛc., das Rathhaus mit dem jüngsten Gerichte von Lucas von Leyden, die Peterskirche mit dem Sarkophage des berühmten Boerhaave und den Grabmälern von Meermann, Camper und Luzac, die neue katholische Kirche und das Schützenhaus (Schutters Doelen) mit den Porträts vieler alten Grafen von Holland zieren die Stadt, welche der Hauptplatz für holländischen Wollhandel und niederländische Tuchfabrikation ist. Auch sind hier bedeutende Walkmühlen und Gerbereien, Salzraffinerien und Siedereien von grüner Seife, ein beträchtlicher Buchhandel und gute Buchdruckereien. Ungeheuer und jetzt noch bemerklich ist die Verwüstung, welche am 12. Febr. 1807 das Auffliegen eines Schiffes mit 40,000 Pfd. Pulver anrichtete. Leyden ist der Geburtsort des Malers Lucas von Leyden (s. d.) und Paul Rembrandt's (s. d.), des Physikers Peter von Muschenbroek (s. d.) und des berühmten Schwärmers Johann Bockholt's von Leyden (s. d.).

Leyden, Lucas von, s. Lucas von Leyden.

Leydner Flasche, richtiger die Kleist'sche Flasche nach ihrem Erfinder, dem Domdechanten Kleist, gewöhnlich aber die Leydner Flasche genannt, weil Muschenbroek in Leyden 1746 einen Versuch damit machte, ist eine gläserne Flasche, deren innere und äußere Seiten mit einer die Elektricität leitenden Materie überzogen sind, so, daß die Ränder frei bleiben. Werden die Elektricitäten beider Seiten einander so nahe gebracht, daß sie die dazwischen befindliche unterste Mitte durchbrechen, so gehen sie mit heftiger Explosion in einander über. Das Laden der Flasche geschieht an einer gewöhnlichen Elektrisirmaschine. Eine Verbindung mehrerer Flaschen nennt man eine Batterie.

Leyen, von und zu der, ein mediatisirtes deutsches fürstliches Geschlecht, führt seinen Stammbaum bis zur Mitte des 12. Jahrh. hinauf. Sein Stammschloß zur Leyen liegt an der Mosel im Trier'schen, das Geschlecht selbst wurde vom Kaiser Ferdinand III. 1653 in den Freiherrnstand erhoben. — Karl Kaspar von und zu der L. erhielt 1705 die Reichsherrschaft Hohengerolseck in der Ortenau am Schwarzwald zu Lehn und

Digitized by Google

deshalb 1711 einen Sitz im schwäb. Grafencollegium, noch in demselben Jahre wurde er in den Reichsgrafenstand aufgenommen. Im J. 1806 bekam er bei seinem Beitritt zum Rheinbunde den Fürstentitel und die Souveränetät in der Grafschaft Hohengeroldseck, wurde aber 1815 durch die Wiener Schlußacte als Standesherr der Staatshoheit Oesterreichs unterworfen, das sie 1819 an Baden abtrat. Außer Hohengeroldseck (s. Geroldseck) besitzt die Familie noch in den Rhein- und Moselgegenden Fachbach und Ahrenfels (unter Nassau's Hoheit), Nievern, Abendorf, Saffig u. s. w., sowie das Rittergut Woal bei Augsburg, wo sie ihren Wohnsitz hat. Der gegenwärtige Standesherr ist der Fürst Erwin, geb. am 3. April 1798, der seinem Vater Philipp 1829 folgte, vermählt seit 1818 mit Sophia Gräfin von Schönborn-Buchheim, mit der er zwei Söhne, Philipp, geb. 1819, und Franz, geb. 1821, und eine Tochter, Amalie, geb. 1824, zeugte.

Leyser, Augustin von, einer der angesehensten und einflußreichsten Rechtsgelehrten des 18. Jahrh., geb. 1683 zu Wittenberg, machte mehrere Reisen, namentlich nach England und Italien und wurde 1708 in seiner Vaterstadt außerordentlicher Professor der Rechte. Im J. 1712 ging er als ordentlicher Professor nach Helmstedt, kehrte indeß, da er sich weigerte, ein Gutachten gegen einen gestürzten Minister zu ertheilen, 1729 als Ordinarius nach Wittenberg zurück, wo er 1752 starb. Sein Hauptwerk sind die „Meditationes ad Pandectas" (11 Bde., 1718—47), die kleine Abhandlungen über alle Zweige der Rechtswissenschaft enthalten, belegt mit Erkenntnissen der Facultäten zu Helmstedt und Wittenberg, in welchen große Belesenheit auch in andern Zweigen der Wissenschaften, aber freilich keine antiquarisch-juristische Gelehrsamkeit anzutreffen ist. Sie wurden nach seinem Tode von Höpfner fortgesetzt (2 Bde., 1774—80) und von Hartleben und J. E. D. Müller commentirt. L.'s Ansichten, in welchen er oft den gangbaren Meinungen entgegentrat, hatten bis in die neuere Zeit auf die Rechtspflege einen großen Einfluß.

L'Héritier de Brutelle, Charl. Louis, einer der ausgezeichnetsten franz. Botaniker des 18. Jahrh., geb. zu Paris 1743, war früher königlicher Procureur und Rath beim Obersteuerhof zu Paris, gab aber endlich beide Aemter auf, um sich dem Studium der Botanik ausschließlich widmen zu können. Sein Plan, die reiche Pflanzensammlung herauszugeben, welche sein Freund Dombey 1786 aus Peru und Chile mitgebracht hatte, wurde in Frankreich durch den span. Hof hintertrieben, und als er solches in England versuchte, auch hier vereitelt. Nach seiner Rückkehr aus England wurde er im Justizministerium angestellt, gab aber auch diese Stelle sehr bald wieder auf, da seine Neigung für Botanik ihn für alle anderen Arbeiten fast unbrauchbar machte. Er war Mitglied des Instituts und wurde am Abend des 10. Aug. 1801, als er aus dem Institute nach seiner Wohnung zurückkehrte, ermordet. Seine sehr zahlreichen Monographien über einzelne, fast nur ausländische Familien gehören zu den besonders reich ausgestatteten, aber auch sehr theuern Prachtwerken und haben vielen wissenschaftlichen Werth. Er war sehr wohlhabend und seine Privatgärten gaben den öffentlichen an Reichthum wenig nach. Eines seiner Hauptwerke betrifft die gegenwärtig viel verbreiteten Geranien und Pelargonien. Mit dem Spanier Cavanilles (s. d.) gerieth er wegen Priorität der Namengebung gewisser Pflanzen in einen heftigen Streit und sank etwas in der öffentlichen Achtung, als ihm eine nicht ganz redliche Zurückdatirung seiner Entdeckungen von Cavanilles nachgewiesen wurde.

L'hombre, eines der geistreichsten und interessantesten Kartenspiele, auch das königliche Spiel genannt, wurde nach Einigen von den Spaniern, bald nachdem sie die Spielkarten kennen gelernt, nach Andern erst um 1430 erfunden und binnen kurzer Zeit zum Nationalspiele. Durch die Spanier lernten es die Mauren kennen. Franz I. soll es aus Spanien nach Frankreich gebracht haben, von wo aus es später auch im übrigen Europa Eingang fand. Es wird mit franz. Karten, in welchen die Achten, Neunen und Zehnen fehlen, gespielt, und zwar von drei Personen; doch vereinigen sich gewöhnlich vier zu einer Partie, von denen dann Der, welcher dem Kartengeber gegenüber sitzt, Moor genannt, nicht mitspielt. Die Combinationen des L'hombrespieles haben die Mathematiker viel beschäf-

Digitized by Google

tigt; wie denn z. B. Klügel in Halle die Wahrscheinlichkeitsrechnung auf dasselbe angewandt hat.

L'Homond, Charl. Franç., geb. 1727 zu Chaulnes in der Diöcese von Noyon, hat sich als Lehrer und Jugendschriftsteller sehr verdient um sein Vaterland gemacht. Er studirte auf dem Collége zu Inville, war dann mehrere Jahre erster Professor dieser Schule und kam darauf als Professor an das Collége Lemoine zu Paris. Seine Liebe zu den Kindern war so groß, daß er sein ganzes Leben hindurch den Unterricht in der niedern Classe behielt. Er verfaßte eine große Menge von Elementarwerken, die in Frankreich außerordentlich viel gebraucht wurden, seine Sprachlehren fanden auch in Deutschland Eingang. Während der Revolution wurde er als eidweigernder Priester kurze Zeit gefangen gehalten, sein ehemaliger Schüler Tallien verschaffte ihm aber die Freiheit wieder. Er starb am 31. Dec. 1794. L. war ein Mann von den trefflichsten Eigenschaften und wird noch lange bei seinen Landsleuten in gutem Andenken stehen.

L'Hopital, Guill. Franç. Ant., Marquis von Sainte-Mesme und Graf von Entremont, geb. zu Paris 1661, zeigte schon als Knabe die größte Neigung zur Mathematik. Später trat er nach dem Beispiel seines Vaters, welcher Generallieutenant war, in Kriegsdienste und wurde Capitän in einem Reiterregiment, gab aber deshalb sein Lieblingsstudium nicht auf. Wegen Kurzsichtigkeit mußte er dem Kriegsdienst entsagen und widmete sich nun ganz mathematischen und philosophischen Studien und erhob sich von da an zum Range eines der vorzüglichsten Mathematiker seiner Zeit. Um Frankreich machte er sich insbesondere durch Ausbreitung der von Leibnitz erfundenen Differentialrechnung sehr verdient. Durch seine „Analyse des infiniment petits" (Par. 1696; beste Ausg. Par. 1781, 4.), die jedoch nicht ganz sein Eigenthum ist, da er sich, wenn auch mit Bewahrung seiner Selbständigkeit, den Arbeiten Bernoulli's anschloß, förderte er die Mathematik nicht wenig, und erst durch Lagrange's spätere Arbeiten wurden die seinigen verdunkelt. Großen Werth hatte sein nachgelassener „Traité analytique des sections coniques" (Par. 1707, 4.), doch ist die in ihm befolgte Methode jetzt veraltet. Er starb am 2. Februar 1704.

L'Hopital, Michel de, Kanzler von Frankreich, ausgezeichnet als Schriftsteller und Staatsmann, war geb. 1505 zu Aigueperse (Auvergne) und der Sohn Jean de L'Hopital's, Leibarztes des Connetable Karl von Bourbon. Er studirte die Rechte zu Toulouse, als sein Vater mit dem Connetable Frankreich verließ, wurde verhaftet, auf Befehl des Königs aber wieder freigelassen, und vollendete seine Studien zu Padua; er hielt sich hierauf eine Zeit lang zu Rom auf und kehrte 1534 nach Frankreich zurück. Daselbst heirathete er die Tochter des Jean Morin und wurde Parlamentsrath. Durch seine Kenntnisse zog er bald die Aufmerksamkeit der wichtigsten Staatsmänner auf sich, namentlich des Kanzlers Olivier, auf dessen Verwenden ihm auch 1547 der Gesandtschaftsposten auf dem Concilium zu Trient übertragen wurde. Ohne daß eine Vereinigung der Parteien zu Stande gekommen war, kehrte er nach Verlauf von 16 Monaten von da nach Frankreich zurück, eben als sein Gönner Olivier in Ungnade gefallen war. Er trat jetzt an die Stelle desselben. Margarethe von Valois ernannte ihn zu ihrem Kanzler und 1554 wurde er Chef und Oberintendant der Finanzen, welchen Posten er mit der größten Treue verwaltete. Nach dem Tode Heinrich's II. brachte ihn sein Gönner, der Cardinal von Lothringen, das Haupt der Staatsverwaltung unter Franz II., in den Staatsrath. Sechs Monate später nach seiner Rückkehr aus Savoyen, wohin er der Margarethe von Valois gefolgt war, wurde er Kanzler von Frankreich. So schwierig auch dieser Posten zu einer Zeit war, wo Parteihaß am Hofe und allgemeine Gährung im Reiche selbst herrschte, so behielt er stets und unter jeder Bedingung das allgemeine Beste im Auge. Er schloß sich an Diejenigen an, welche gleich ihm für ein gemäßigtes und gerechtes Verfahren stimmten, und bildete so eine Partei, die unter seiner seiner Leitung nur die Störer der öffentlichen Ruhe, die Uebertreter der Gesetze und der Constitution, für Feinde des Vaterlandes erklärte. Daher rieth er in der Versammlung der Notablen zu Fontainebleau (1560), die Verfolgungen der Protestanten ein-

Digitized by Google

zustellen, die Untersuchung des Verbrechens der Ketzerei den Bischöfen zu überlassen, dem Parlament aber das gerichtliche Verfahren in Glaubenssachen zu untersagen und so verfügte es auch der König durch das Edict von Romorantin (s. Hugenotten). Der Tod des Letztern wirkte indeß wieder nachtheilig auf den Stand der Dinge; nichtsdestoweniger verfolgte aber L'Hopital seinen Plan, eine Vereinigung der Parteien zu Stande zu bringen. Er sah den Ausbruch eines förmlichen Bürgerkrieges herannahen und bot Alles auf, das Uebel, wenn er es auch nicht abwenden könnte, doch wenigstens zu mildern. Nach vielen vergeblichen Bemühungen wirkte er in der Ständeversammlung zu Moulins 1566 ein Edict aus, durch welches den Protestanten unter gewissen Beschränkungen freie Religionsübung zugesichert wurde. Allein diese Mäßigung mißfiel den Katholiken und natürlich war es, daß sie sich noch weniger mit dem Charakter der Katharine von Medicis vertragen konnte. Der weise L. wurde vom Kriegsrathe ausgeschlossen und zog auf sein Landgut bei Estampes (1568). In dieser geräuschlosen Zurückgezogenheit lebte er glücklich im Kreise seiner Familie, beschäftigt mit der Erziehung seiner Kinder, den Musen und seinen Gartenanlagen. Die Schreckensscenen des J. 1572, vorzüglich der Bartholomäusnacht, in welcher auch er beinahe ein Opfer blinder Wuth geworden wäre, hätte nicht die Königin Mutter, welche die Gefahr voraussah, ein Cavaleriecommando zum Schutze seiner Familie auf sein Landgut abgeschickt, wirkten sehr nachtheilig auf seine Gesundheit, so daß er schon das Jahr darauf 1573 den 13. März starb. Als Bürger und Staatsmann war L. gleich achtungswerth; frei von Eigennutz und Ruhmsucht vertheidigte er muthig das Ansehen des Königs und die Rechte der Nation, nur daß die Kräfte eines Einzigen nicht vermochten, ein Unglück abzuwenden, welches durch unzählige Triebfedern geleitet, über Frankreich herausbrechen mußte. Seine sämmtlichen Werke sind herausgegeben von Dufey und unter dem Titel: „Oeuvres de L'Hopital", mit Kupfern von A. Tardieu und einer Biographie des Verfassers (Paris 1825—26, 5 Bde.). Neuerdings gab Dupin der Aeltere „Harangue du chancelier de l'Hopital sur un budget du XVI. siècle" heraus. Sein in der Kirche zu Vignai errichtetes Grabmal, das man während der Revolution in das Pantheon schaffen wollte, wurde 1836 durch eine Nationalsubscription erneuert.

Liancourt, Franç. Alex. Fr., Herzog von Larochefoucauld, s. Larochefoucauld.

Lianen, Name der verschiedenen Arten Schlinggewächse in den amerik. Wäldern, welche mit ihren unzähligen Ranken die Bäume so umziehen und mit einander verbinden, daß die Wälder gerade dadurch am meisten unzugänglich werden. So schön ihr Anblick, besonders ihr bunter Blumenschimmer ist, so verderblich sind sie nicht allein für den Wanderer, sondern auch für die Waldungen selbst, indem sie alle Zwischenräume ausfüllend, den Wachsthum der Bäume ersticken, daß oft die schönsten derselben dadurch absterben. Die Amerikaner verfertigen aus den L. Stricke, Ankertaue, oder gebrauchen sie zu Flechtwerk. Einzelne Lianen enthalten starke Giftstoffe, andere sind Arzneipflanzen wie Vanille, Sassaparille ꝛc. In europ. Gärten werden sie nicht häufig angetroffen, weil sie meist eine sorgfältige Abwartung im Glashause verlangen und keineswegs alle leicht zum Blühen zu bringen sind.

Liard war ursprünglich der Name einer franz. Silbermünze, welche besonders seit der Mitte des 16. Jahrh. unter Franz I. und Heinrich IV. ausgeprägt wurde. Später wurde der Liard zur Kupfermünze und für Frankreich und Lothringen ausgeprägt, mit der Aufschrift: Liard de France oder Liard de Lorraine und hatte den Werth von drei Deniers, also den vierten Theil eines Sou.

Libanius, aus einer alten und edeln Familie abstammend, war im J. 314 n. Chr. zu Antiochia am Orontes geb., legte sich von seinem 15. Jahre an mit allem Eifer auf die Wissenschaften, welche er noch vier Jahre lang in Athen zu erweitern sich bestrebte. Es gelang ihm, der zu den Sophisten gehörte, auch bei seinen Zeitgenossen wegen seiner ausgezeichneten Rednertalente bedeutenden Ruf zu erhalten. Er begab sich nun nach Konstantinopel, das er aber wegen hämischer Verleumdungen seiner Feinde und Neider bald wieder verlassen mußte. Er ging nun nach Nikäa und dann nach Nikomedien, wo der verdienstvolle Ruf seiner Beredtsamkeit immer noch höher stieg. Endlich aber kehrte er wieder in

Digitized by Google

seine Vaterstadt zurück, erlebte hier zwar auch manches, durch Schmähungen und Verunglimpfungen seiner zahlreichen Neider und Nebenbuhler bewirktes Ungemach, und starb hier in einem Alter von 70 Jahren. Die Liebe und das Zutrauen des Kaisers Julian besaß er in so hohem Grade, daß ihn dieser mit der Würde eines Quästors beehrte. Alle Denkmäler seines literarischen Fleißes sind nicht auf unsere Zeiten gekommen, doch haben wir noch einige Reden, Briefe und eine rhetorische Anweisung von ihm. In seinen Reden und Declamationen bemerkt man eine nur allzu große und gezwungene Beobachtung attischer Sprachrichtigkeit und Wohlredenheit, worüber der Reiz des Leichten und Natürlichen nicht selten verloren geht. Die vollständigste Sammlung seiner Reden ist durch Morel in Paris 1606 und 1627 in zwei Foliobänden erschienen. Später wurden noch einzelne derselben, welche nicht in dieser Sammlung enthalten waren, herausgegeben. Auch Reiske besorgte mit neuer und sorgfältiger Kritik eine Ausgabe, welche erst nach dessen Tode zu Altenburg 1791—97 in vier Octavbänden durch dessen Witwe herausgegeben wurde. Letzterer hat auch fünf einzelne Reden derselben in der „Hellas" übersetzt. Die Briefe gab Wolf (Amsterd. 1838, Fol.), eine neuaufgefundene Rede Siebenkees in den „Anecdota graeca" (Nürnb. 1798), eine Declamation Boissonade in den „Anecdota graeca" (Bd. 1, Par. 1829) heraus. Vgl. Petersen, „Commentationes de Libanio" (Kopenh. 1827—28).

Libanon ist ein Gebirge in Syrien, das zu dem Gebirgssystem gehört, welches in der Gruppe des Sinai und Horeb auf der Halbinsel zwischen dem Meerbusen von Suez und Akaba beginnt, sich von da an nordwärts durch das peträische Arabien, Palästina und Syrien im engern Sinne parallel mit der Ostküste des Mittelländischen Meeres hinzieht, und im Hintergrunde des Meerbusens von Skanderun oder Alexandrette an den Taurus anschließt. Der Libanon bildet den mittlern höchsten Theil dieses Gebirgssystems, steigt ungefähr unter $33^1/_3{}^0$ nördl. Br. aus dem Thal des Nahr Kasmieh oder Nahr el Thani (des Leontes der Alten) empor, welches ihn von den Bergen Galiläas trennt, zieht sich dann in einer durchschnittlichen Breite von ungefähr vier Meilen und in einer mittlern Höhe von ungefähr 7000 Fuß, mehr als 20 M. weit nach Norden hin, dacht sich östlich nach Cölesyrien, westlich in das Mittelländische Meer jäh ab und fällt unter $34^3/_4{}^0$ nördl. Br. noch steiler zur Dschunie, d. h. Ebene, einer Verlängerung der Küstenfläche, ab. Der mittlere Theil des Gebirges, der eigentliche Dschebel Liban der Araber, bildet ein sechs Meilen langes von Süden nach Norden ansteigendes Plateau, das südlich den 7776 F. hohen Dschebel Sanin und nördlich den 8796 F. hohen Dschebel Makmel zu Eckpfeilern hat. Am Fuße des letztern Berges zieht die Straße von Tripoli nach Damask über den Libanon, in ihrem Scheitelpunkte eine Höhe von 7154 F. erreichend. Etwa 1300 F. unter diesem Punkte befand sich der berühmte Cedernhain, jetzt nur noch ein kleines Wäldchen von ungefähr 40 Stämmen in einer sonst von aller Vegetation fast ganz entblößten Gegend. Der Libanon ist weniger wegen seiner Schätze aus dem Mineralreiche merkwürdig, obgleich einige Steinkohlenlager abgebaut werden, sondern vielmehr durch die ungeheuern Maulbeerbaumpflanzungen auf dem westlichen Abhange des Gebirges, welche die höchst ausgedehnte Seidenzucht begünstigen, in welcher die Bewohner des Gebirges ihre bedeutendste Nahrungsquelle finden. Oestlich parallel mit dem Libanon läuft die Bergkette des Antilibanon, der Dschebel el Wast der Araber. Er bildet das Nordende der großen westarabischen Gebirgskette, die sich von der Straße Bab el Mandeb nordwärts längs des Rothen Meeres, dann, parallel mit der vom Sinai ausgehenden Kette, auf der Ostseite des peträischen Arabiens bis zum Antilibanon zieht, der unter $33^1/_2{}^0$ nördl. Br. sich schnell aus den niedern Bergebenen dieser westarab. Kette erhebt, und wie der Libanon bis zu $34^1/_2{}^0$ n. Br. erstreckt. Er hat ziemlich dieselbe durchschnittliche Breite, erreicht den letztern aber nicht in seiner mittlern Höhe. Da er außerdem erst von einem ziemlich hohen Plateau aus sich erhebt, so erscheint er im Vergleich zu dem vom Meere aufsteigenden Libanon noch viel kleiner. Dagegen ist sein Culminationspunkt, der große Hermon, oder Dschebel el Schech der Araber, viel höher als der des Libanon und wohl auf 14,000 F. anzunehmen. Zwischen Libanon und Antilibanon zieht sich die schmale Thalebene von Cölesyrien hin. In

Digitized by Google

der Gegend von Baalbek hat dieses Thal seinen Scheitelpunkt, von wo aus es nach Norden und nach Süden abfällt. Hier entspringen der Orontes (jetzt Nahr el Asi) und Leontes, von denen jener nach Norden, dieser nach Süden zwischen den beiden Bergketten in der Thalebene fließt. Auf der Ostseite des Antilibanon beginnt das große Plateau von Syrien (s. d.).

Libation war bei den Römern eine Art von Opfer, welches bald darin bestand, daß der Priester zwischen die Hörner des Opferthieres oder auf den Altar selbst etwas Wein goß, von welchem er vorher getrunken und dem Opfernden zu kosten gegeben hatte, bald darin, daß er einen Kuchen von Mehl auf den Altar legte und einen Theil desselben verbrannte. Auch vor und nach den Mahlzeiten waren die Libationen gebräuchlich, indem man einen Theil der Speisen den Laren opferte oder Wein auf den Altären derselben ausgoß. Libationen bei Leichen fanden erst am neunten Tage nach der Beerdigung oder Verbrennung des Todten statt und bestanden gewöhnlich in Wein, Milch oder Blut.

Libau, Leveja, nächst Mitau die wichtigste Stadt im russ. Gouvernement Kurland und Haupthandelstadt, am Ausflusse des Libau'schen Sees in die Ostsee, die hier einen Hafen bildet, bei welchem ein 60 Fuß hoher Leuchtthurm steht, hat vortreffliche Seebäder und 11,000 Einw. Im J. 1829 liefen in den Hafen 230 Schiffe ein, brachten für 509,084 Rubel Waaren mit und führten wieder für 3,722,142 Rubel aus. Im J. 1831 war die Stärke der Einfuhr auf 548,318 und der Ausfuhr auf 5,065,116 Rubel gestiegen und 329 Schiffe waren gelandet, 339 ausgelaufen. Zehn Jahre später liefen aber in den Hafen nur 165 Kauffahrteischiffe ein und 189 aus. Oestlich von L. liegt das Dorf Eckau, wo die Preußen am 18. Juli 1812 die Russen schlugen.

Libell (vom latein. liber, das Buch) heißt eigentlich ein Büchlein. Seltsamer Weise aber auch im juristischen Sinne 1) jede Schrift, die kritisch und moralisch beurtheilt und vor dem bürgerlichen Gerichte strafbar ist. Wird darin die Ehre einer Person angegriffen, so heißt sie auch eine Schmähschrift (s. Pasquill). Oft wurden indeß auch Schriften, welche öffentliche Mißbräuche rügten oder öffentlich angenommene Lehrsätze prüften und als irrig darstellten, als Libelle betrachtet. Der Verfasser eines solchen Libells heißt Libellist. 2) Jeder öffentliche Anschlag bei Versteigerungen. 3) Die Klagschrift, worin der Kläger seine Klage dem Richter vorträgt und dessen Hülfe anruft (s. Klagen und Einreden). So hießen bei den Römern auch alle Gesuch- und Bittschreiben an die Kaiser, sowie deren Sendschreiben an den Senat, oder Verordnungen für das Volk.

Libella ist der Name einer altröm. Silbermünze, welche gleich dem As den zehnten Theil eines Denars galt. Bis jetzt kennen wir die Münze blos aus den Schriften der Alten, z. B. des Varro; denn noch ist kein Stück derselben aufgefunden worden. Dieser Umstand mag wohl darin seinen Grund haben, daß sie außerordentlich klein und sehr zerbrechlich war. Die halbe libella nannte man Semilibella oder Sembella (Semissis libellae ein halbes As in Silber).

Libelle, s. Wasserwaage.

Libellen oder Wasserjungfern ist der Name einer bekannten Gruppe von netzflüglichen Insekten oder Neuropteren, die in mehrere Gattungen und sehr viele Arten zerfällt. Einige davon finden sich in Deutschland, besonders entlang der Flüsse und Bäche. Sie haben einen langen schlanken Leib, große durchsichtige Flügel und eine prächtige metallisch grüne oder blaue Färbung, und sind sehr gefräßige und muthige Raubthiere, indem sie im schnellen Fluge alle schwächern fliegenden Insekten verfolgen. Ihre Larven leben im Wasser und sind von Réaumur und den Neuern genau untersucht worden, weil gerade an ihnen die Verwandlung sich gut verfolgen läßt. Dem Menschen sind sie niemals schädlich; in Polen und Ungarn geriethen sie in großen Mißcredit, weil sie zufällig kurz vor dem Eintreffen der Cholera in unerhört großen Wanderschwärmen über jene Länder zogen.

Liber, der altitalische Name des Bacchus, womit er als befruchtender, erzeugender Gott bezeichnet wird. Das Wort wäre dann mit den Wörtern libare, λείβειν, gießen, feuchten, verwandt; daher auch liber Entsproßter, Sohn und libera (Beiname der Proser-

Digitized by Google

pina, mit welcher L. gemeinschaftlich verehrt wurde) Tochter. Den 17. März alljährlich wurden dem L. zu Ehren die Liberalien gefeiert, wobei die 16 Jahre gewordenen Jünglinge das Knabenkleid (toga praetexta) mit dem Mannskleide (toga virilis) feierlich verwechselten.

Liberalismus (von liber, frei) die Freisinnigkeit als Grundtypus, als Norm und Richtschnur, als stetes, beharrliches, durchgreifendes Princip des menschlichen Charakters, seine ganze Gesinnung und sein Leben bestimmend und lenkend (s. Liberalität). Der echte und rechte Liberalismus ist also der über allen Eigennutz, über alle Selbstsucht, über Alles nur sich Meinen erhabene und freie Sinn. „Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst" und „Ein Jeder sehe nicht auf das Seine, sondern auf das, was des Andern ist," — dies ist seine hochherzige Losung, Gemeingeist, Völkerglück, Nächstenwohl seine Sehnsucht und sein Verlangen, Wahrheit, Tugend und Recht seine Forderung an Alle, Freiheit, Unabhängigkeit und Selbständigkeit die Bedingungen, wodurch dieser heilige Zweck erreicht werden kann. Der L. also sucht den Menschen über jede Schranke hinaus zu heben, damit sein Geist durch kein Hemmniß von Außen oder durch eigene Trägheit gefesselt und zu Boden gehalten, frei die Bahn der Wahrheit, Tugend und des Rechtes wandeln könne. Sein Gegensatz ist das Knechtische, das Servile, der Servilismus, jene Miethlings- und Sclavengesinnung, welche die Menschenwürde in sich und Andern feil aufgiebt, weil zeitliche Vortheile darzu rathen oder ein gewisser Ernst dazu gehört, diese Würde zu beweisen und zu behaupten. Der L. ist also nach dem bisher Gesagten kein einseitiges Streben und Ringen nach einer Seite hin, er bezieht sich nicht etwa blos auf den Menschen in bürgerlicher, oder politischer, oder religiöser Hinsicht, nein, er umfaßt das ganze Leben und den ganzen Menschen und wer den Zuruf richtig versteht: „Wandelt in der Freiheit und seid nicht Knechte!" der wird fühlen, daß der L. die Weltreligion, die allgemeine Menschenliebe ist. Doch nur selten finden wir den Liberalismus in dieser idealen Reinheit im wirklichen Leben. Hier sinkt er meist zum Parteiliberalismus herab, der ebenso sehr dem Egoismus huldigt als der verächtlichste Servilismus und zugleich gar häufig in die Gefahr geräth, zum destructiven Radicalismus auszuarten. Seine einzelnen Zielpunkte haben oft gewechselt und wenn seine Träger tiefer in das praktische Leben eingriffen, so nahmen sie auch wohl concretere Namen an. Der Name als politische Parteibezeichnung kam zuerst in Spanien in Gebrauch. Vgl. Gambihler „Geschichte und Politik des Liberalismus" (Nürnb. 1831).

Liberalität (Freisinnigkeit), bezeichnet nach unserem Sprachgebrauche die Tugend uneigennützigen Denkens, Wollens und Handelns, die Großherzigkeit gegen Andere in Uebung von Wohlthaten und in Gutem überhaupt. Liberalismus hingegen ist die Idee der Freiheit, umfaßt das unbeschränkte Forschen, Vorurtheile und Mißbräuche kennen zu lernen. Diese Unterscheidung liegt nicht in den Worten selbst, sondern ist im gesellschaftlichen Leben angenommen. Unter einem Manne, der dem Liberalismus huldigt, verstehen wir einen, der sich für die politische und sociale Freiheit zunächst interessirt, der in der Liebe zur Freiheit nur der Fortschrittsidee allein huldigt; ein Mann von Liberalität hingegen ist mehr einer, der durch eine freie Aeußerungsweise, durch Freigebigkeit u. s. w. sich auszeichnet. — Der Ausdruck „liberal" schließt sich aber ganz dem Ausdrucke „Liberalismus" an, und ein liberaler Mann ist ganz verschieden von einem Manne von Liberalität.

Liberia, freie Negercolonie, auf der sogenannten Pfefferküste an der Westseite Afrika's, gegenwärtig sich in einer Ausdehnung von 800 engl. Meilen zu beiden Seiten des Cap Mesurado längs dem Meere hin erstreckend, wurde 1820 von der durch Dr. Findlay aus New-Jersey und C. Caldwell aus Washington zur Colonisation freier Neger gestifteten Gesellschaft nordamerikanischer Philanthropen angelegt. Die Hauptabsicht, welche dieser Unternehmung zum Grunde liegt, war, eine Colonie in Afrika zu gründen, wohin die freien Neger mit ihrer eigenen Bewilligung ausgeführt werden, wo sie einen Staat bilden und nach und nach die ganze Negerbevölkerung von Nordamerika nach sich ziehen könnten. Bekanntlich hat die Habsucht der Meisten daselbst seit Jahrhunderten eine Sclaven-

Digitized by Google

bevölkerung angehäuft, welche ihnen selbst endlich ein Fluch geworden ist. Die schwarze Bevölkerung von Nordamerika zählt jetzt an die 2,300,000 Köpfe, sie nimmt mit jedem Jahre um 50,000 zu; täglich wird es unvortheilhafter und schwieriger, sie in der Sclaverei zu erhalten, überall verdrängt Maschinenarbeit mehr und mehr die frühere Handarbeit und bald wird es moralisch und finanziell unmöglich sein, diese Masse von Sclaven beizubehalten. Sie frei zu lassen, ist eine gefährliche Maßregel, welche ihren Zweck schwerlich ganz erreichen würde; denn immer werden sie eine unglückliche und dem Staate lästige Menschenclasse bleiben; unglücklich, weil sie stets von den Weißen zurückgestoßen werden, und lästig, weil der Erfolg dieser Zurückstoßung ist, sie in Unwissenheit, Trägheit und Lastern zu erhalten. Um nun diesem Uebelstande abzuhelfen und seinen noch drohenderen Folgen vorzubeugen, haben die Sclavenstaaten, bereits von Anfang der amerikan. Revolution an, mancherlei Pläne vorgeschlagen und versucht, die sich aber alle mehr oder weniger unersprießlich zeigten, bis endlich durch die Gründung Liberia's ein Ausweg gefunden zu sein scheint, der, wenn auch nicht auf einmal, doch am sichersten und erfreulichsten zum gewünschten Ziele führen möchte. Schon im Jahre 1818 geschah der erste Versuch deshalb, indem jene Gesellschaft zwei Agenten abschickte, welche die Insel Sherbro, 100 engl. Meilen südwärts von Sierra Leone zum künftigen Ort der Colonie bestimmten und sie den benachbarten Negerfürsten zu diesem Behufe abkauften. Im J. 1820 ging das erste Schiff mit 88 Colonisten dahin ab, allein das Klima war ungesund, die Einwohner zeigten sich feindlich gesinnt, durch Entbehrnisse und Fährlichkeiten aller Art wurde in Kurzem der größte Theil dieser Ankömmlinge aufgerieben, und die ganze Unternehmung schien fast verunglückt, ja überhaupt hoffnungslos, als die Gesellschaft, welche den Muth keineswegs sinken ließ, einen neuen Agenten, den Dr. Ayres schickte, dem es aufbehalten war, der Sache eine glücklichere Wendung zu geben. Er beschloß sogleich, die Insel Sherbro zu verlassen und die Colonie auf dem Cap Mesurado, 300 engl. Meilen südlich von Sierra Leone anzulegen. Die Landzunge, von welcher das Cap die äußerste Spitze bildet, ward nun vom Könige Peter erkauft; bald jedoch erhoben sich Streitigkeiten mit den Eingebornen, welche argwöhnisch gegen die Fremdlinge, diesen den Einlaß verweigerten und erst nach langwierigen Unterhandlungen und mancherlei unterdessen erlittenen Verlusten gelang es den Ansiedlern, von dem für sie bestimmten Landstriche Besitz nehmen zu können. Kaum hatten sie sich hier nothdürftig eingerichtet, als durch eine unglückliche Feuersbrunst das Magazin, welches fast alle Vorräthe enthielt, zerstört wurde. Dazu war die Regenzeit nicht mehr fern, die Häuser hatten noch keine Dächer, von den einheimischen Negern stand keine Hülfe zu erwarten, vielmehr, bei ihrer stets fortdauernden feindlichen Gesinnung, Beeinträchtigung und Angriff jeglicher Art. In dieser Noth erschien unerwartet ein Schiff der Gesellschaft, mit einem neuen Agenten, Namens Ashman, und 51 neuen Colonisten am Bord. Ashman war ein Mann von bewunderungswürdiger Energie und Milde dabei; er hatte der Gesellschaft sein Wort gegeben, daß er die Colonie nicht verlassen werde, bis ihre Existenz gesichert sei, und der Erfolg hat gezeigt, daß er es heldenmüthig gelöset hat. Mit der unermüdlichsten Ausdauer hat er alle Schwierigkeiten zu besiegen gewußt. Der kleine Pflanzort, welchen Ashman bald auf das Vorsichtigste befestigt hatte, mußte in kurzer Zeit nach einander, drei der grimmigsten Stürme von Seiten der feindlichen Negerstämme bestehen. Ashman, obgleich persönlich durch Krankheit aufs Aeußerste geschwächt, schlug dennoch durch so einsichtsvolle als muthige Gegenwehr, die Feinde jedesmal glücklich zurück und erlangte es endlich, unter Mitwirkung einer englischen Kriegsbrigg, welche am Cap vor Anker gegangen war, einen dauernden Frieden zu ermitteln. Von dem Ende des Jahres 1823 an erhob sich nun die Colonie mit schnellen Schritten zu Macht, Wohlstand und ausgedehntem Einflusse auf das Festland von Afrika. Den 20. Febr. 1824 nahm sie den Namen von Liberia, und die Stadt auf dem Cap Mesurado, den von Monrovia, an, zum Andenken an den Präsidenten Monroe, der von Anfang an ihr Gönner gewesen war. Im August desselben Jahres machte Ashman die Constitution der Colonie bekannt, nach welcher alle Bewohner dieselben Rechte genießen sollten, wie die Bewohner der nordamerikan.

Digitized by Google

Freistaaten, so weit sie nicht durch die temporären Maßregeln, welche beim Anfange eines Etablissements unumgänglich nothwendig seien, beschränkt wären. Diese Maßregeln sollen von der Gesellschaft für Colonisation ausgehen. Im J. 1825 wurde ein Strich von 20 Meilen Länge und 3 Meilen Breite am Ausfluß des Stromes St. Paul gekauft und eine neue Stadt, Caldwell, dort angelegt; seitdem sind 18 neue Etablissements gegründet und eine Landesstrecke von 300 engl. Meilen längs der Küste hin ist angekauft worden. In Amerika wurde der Andrang zur Auswanderung unter den freien Negern täglich größer, was der Gesellschaft erlaubt, nur Leute von erprobtem Fleiß und Rechtlichkeit auszusenden, wodurch die Colonie fortwährend an moralischer Kraft gewinnt. Die freien Neger der Natchez haben zwei ihrer Mitbrüder nach Liberia geschickt, um sich von dem Zustand der neuen Colonie zu überzeugen, und ihr Bericht ist über alle Erwartung günstig ausgefallen; die Fruchtbarkeit des Bodens, die Sittlichkeit und der Fleiß der Einwohner, die allgemeine Reinlichkeit und Wohlhabenheit machen den Gegenstand ihrer Bewunderung aus. Sie haben mehrere Schulen gefunden, in Monrovia ist eine öffentliche Bibliothek, welche einige tausend Bände zählt. Die Kirchen sind besucht, Gesellschaften zu gemeinnützigen Zwecken bilden sich auf allen Punkten. Die Stämme am Ufer und im Innern schließen sich mit jedem Tage mehr an die Colonie an, und eine Bevölkerung von etwa 130,000 Köpfen, bestehend aus mehreren verschiedenen Nationen, hat sich den Gesetzen der Colonie unterworfen, dem Sclavenhandel, sowie allem Krieg entsagt und sich dem Ackerbau ergeben. Die Zahl der Colonisten betrug im J. 1825 schon über 5000: sobald neue Ansiedler kommen, werden sie unter die Colonisten vertheilt, wenn sie kein Capital zu ihrer Einrichtung mit sich bringen, — bleiben ein Jahr als Arbeiter bei einem Colonisten, werden am Ende dieser Zeit bezahlt und erhalten Land. Der nordamerikan. Agent ist der einzige weiße Beamte, alle Municipalstellen werden von Colonisten besetzt. Ausgedehnt ist der Handel dieses jungen Staates, und nach allen Seiten hin in schnellem Zunehmen begriffen. Die Ausfuhrartikel bestehen in Reis, Palmöl, Elfenbein, Gold, Häuten, Wachs, Schildkrötenschalen, Farbhölzern und Kaffee, der überall wild wächst. Schon 1827 besaß die Colonie 6—8 größere Schiffe und zwei größere Briggs für den Handel längs der Küste hin. Ashman, der Vater der Colonie, war im J. 1828 genöthigt, sie zu verlassen und nach Amerika zurückzukehren; seine Gesundheit war gänzlich zerrüttet und er starb bald nach seiner Ankunft, aber sein Zweck war erfüllt. Nach den neuesten Berichten macht diese interessante Negercolonie in Hinsicht auf Bewohnerzahl, Handel und Civilisation ungewöhnliche Fortschritte (die Zahl der im J. 1834 eingelaufenen Schiffe betrug mehr als 100), doch bedarf der Ackerbau noch einer bedeutenden Anregung. Die Colonie enthält jetzt 3000 freie Neger, die sich unter Aufsicht eines weißen Agenten selbst administriren, hat auf dem am Ausflusse San Juan angekauften Territorium von 200 engl. QM. unter dem Namen Edina eine Stadt gegründet, die bereits 150 Häuser zählt und ist im Begriff, Handelsverbindung mit den mächtigen Binnenvölkern anzuknüpfen. Die erfreulichste Erscheinung bei dem Allen ist der wichtige moralische Einfluß, den diese Colonie auf die umliegenden Negercolonien äußert, und nach welchem diese auf europäische Sitte und Bildung einen so großen Werth legen, daß sie selbst ihren Kindern europäische Erziehung geben lassen, zu welchem Zweck bereits sechs Schulen bestehen, die von Philadelphia aus unterhalten werden. Es giebt zwei Buchhandlungen und eine Buchdruckerei in Monrovia und ein Neger giebt ein Journal heraus, den „Herald of Liberia", dessen Mitarbeiter Schwarze sind.

Libertas, die Göttin der Freiheit bei den Römern, eine Tochter des Jupiter und der Juno. Gewöhnlich wird sie mit einem Hute, dem Symbole der Freiheit bei den Römern, in der rechten, und einer Ruthe in der linken Hand, dargestellt; oft erscheint sie auch auf einem mit vier Pferden bespannten Wagen fahrend, bisweilen mit verschleiertem, bisweilen mit lorbeerbekränztem Haupte. Der Vater der Gracchen errichtete der L. auf dem aventinischen Berge zuerst einen Tempel. Noch unterscheidet man von dieser die L. mit unbedecktem Haupte, welches die römische Freiheit, sowie jene mit Diadem und verhüllendem Schleier überhaupt die Göttin der Freiheit bezeichnen soll.

Digitized by Google

Libertin, ein leichtsinniger Mensch, der nur das Vergnügen im Auge, ein Wüstling, der aber den äußern Anstand noch insoweit beobachtet, als er unter diesem Deckmantel Nutzen hat. Daher Libertinage die Handlungsweise eines solchen Wüstlings.

Libitina, die Leichengöttin, war eine altital. Gottheit. Aus ihrem Tempel mußte alles zur Beerdigung Nöthige gekauft oder gemiethet, auch die dazu erforderlichen Personen, wie Todtenwäscher, Todtengräber und Klageweiber, genommen werden. In dem ihr geweihten Haine war ihre Schatzkammer, in welche, nach Anordnung des Königs Tullius alle bei Todesfällen üblichen Abgaben entrichtet wurden. In ihrem Tempel, der sich ebenfalls in jenem Haine befand, hielt man auch ein Verzeichniß der Verstorbenen. Spätere Erklärer unter den Römern hielten dieselbe für die Proserpina, die gelehrtesten, wie Plutarch, für die Venus.

Libration des Mondes, s. Wanken des Mondes.

Libry-Bagnano, Graf von, war aus einer angesehenen Familie 1780 zu Toscana geboren. Einer der eifrigsten Anhänger und Bewunderer Napoleon's, nahm er thätigen Antheil am großen Kampfe um die Weltherrschaft und hat während dieser, sowie in den letztverflossenen Jahren eine nicht unwichtige, wiewohl unglückliche politische Rolle gespielt. Der Parteienkampf, der besonders in dem letzten Jahrzehend des vorigen Jahrhunderts sein Vaterland Italien stürmisch bewegte, ließ den freisinnigen und muthigen Jüngling nicht ungerührt; er verfocht mit Begeisterung seine liberalen Grundsätze, wurde aber 1798, eben als er sich nach Aegypten einschiffen wollte, als Republikaner auf die auf Elba gelegene Festung Falcone gesetzt. Hier schmachtete er bis zum Einmarsche der Franzosen. Da gelang es ihm durch ein kühnes Wagstück, die Festung und mit dieser die ganze Insel dem Feinde zu überliefern, dessen Vordringen er fortan auf jede nur mögliche Weise durch Geld, Waffen und persönlichen Muth beförderte. Deshalb ächtete man ihn als Vaterlandsverräther und der jetzt für vogelfrei erklärte L.-B. mußte, als das Glück der Franzosen zu wanken begann, unter feindlichem Schutze das Vaterland meiden. Er ließ sich nach der Schlacht bei Marengo in Frankreich nieder, theilte hier alle Folgen des zweimaligen Sturzes seines gefeierten Helden, wurde 1814, als er Napoleon's Plan, das alte römische Reich in Italien wieder herzustellen, mit allen ihm zu Gebote stehenden Kräften unterstützte, zu Clermont verhaftet, wieder freigelassen; schöpfte, als Napoleon von Elba aus noch einmal das neidische Glück an seine Fahnen zu fesseln versuchte, aus dem letzten Schimmer ehemaligen Glanzes auch für sich eine kurze Hoffnung, wurde aber bei der Rückkehr der Bourbons abermals in bedenkliche Prozesse verwickelt, eingekerkert, Anfangs zu Zwangsarbeit verurtheilt, aus besonderer Milde Ludwig's XVIII. aber auf immer aus Frankreich verbannt. Erst 1824 nahm L.-B. den königl. Urthelsspruch an, wandte sich nach den Niederlanden, ließ sich in Brüssel nieder, schrieb hier neben mehreren Flugschriften unter dem Titel: „Le national", jene contrerevolutionäre Zeitung, durch die er 1830 beim Brüsseler Aufstande die Wuth des Pöbels auf sich lenkte, verlor bei der allgemeinen Plünderung sein ganzes Vermögen, mußte nach Holland flüchten und lebt seit dieser Zeit zu Haag.

Liburni, die älteren Bewohner von Liburnien, dem östlichen Theile Istriens, stammten ursprünglich von der Insel Kercyra, brachten Handel und Schifffahrt an die Küsten des adriatischen Meeres und nach Italien und gelangten früh zu großem Reichthume. Nach ihnen wurde das Land zwischen Istrien und Dalmatien Liburnia, sowie der Theil des adriatischen Meeres, der auf dieser Seite liegt, das Liburnische Meer genannt. Liburnien umfaßte den westlichen Theil des heutigen Kroatiens, den nördlichen Dalmatiens und eine Anzahl der an der Küste liegenden kleinern Inseln. Vgl. Vertling, „De littoribus et insulis maris liburnici" (Göttingen 1820).

Libussa, Tochter des Krok, des Beherrschers der Tschechen, ihrer Zeit größte Zauberin und Wahrsagerin, gelangte deshalb, obschon jünger als ihre beiden Schwestern, nach ihres Vaters Tode (etwa 700 n. Chr.) zur Herrschaft des Landes. Als nun das Volk in die Beherrscherin drang, sich zu vermählen, wählte sie einen Landmann, Przemysl, zum

Digitized by Google

Gemahl, gründete mit ihm Prag und andere Städte und entdeckte fast alle Bergwerke des Landes. Sie starb um 738; ihr Gemahl folgte ihr in der Herrschaft.

Libya war die Tochter des Epaphos und der Memphis und von Poseidon Mutter des Agenor, Belos und Lelex. Nach ihr wurde ein Theil Afrika's Libyen (s. d.) genannt.

Libyen nannten die Alten den ihnen bekannten Theil von Afrika, Nordafrika; zuweilen verstanden sie darunter ganz Afrika. Später hieß das dem Nil und dem ganzen Delta östlich liegende Land vorzugsweise L. und wurde in das westliche, bis an und um den See Mareotis und in das östliche, an und in der Nähe des kenobischen Nilarms getheilt. Noch später wurde nur der Bezirk zwischen Aegypten und Marmarika darunter verstanden.

Licentiat auf manchen Universitäten Name desjenigen, dem nach überstandener Prüfung die Erlaubniß geworden ist, Doctor zu werden, und welcher schon im voraus aller Rechte der Doctoren theilhaftig ist.

Licenzen. Da bei der Strenge, mit welcher Napoleon's Continentalsystem (s. d.), sowie als Repressalle dagegen, die am 7. Jan. 1807 erschienene engl. Geheimrathsverordnung in Ausübung gebracht wurden, bald eine gänzliche Stockung des Seehandels nothwendig erfolgen mußte, so wurden von beiden Staaten die sogenannten Licenzen (Freibriefe) ertheilt, um dem zuvörderst dadurch in kurzer Zeit entstandenen Mangel an nothwendigen Bedürfnissen abzuhelfen. Zuerst gab England Freibriefe an alle nicht franz. Schiffe unter der Bedingung aus, Getreide nach England einzuführen, dann Frankreich an alle nicht engl. Schiffe, um Lebensbedürfnisse zu erhalten. Später fielen diese Bedingungen in Bezug auf die Einfuhren gewisser Waaren weg. Rußland und Schweden folgten seit 1811 demselben Beispiele und ertheilten Licenzen zum Handel mit England, bis endlich mit Napoleon's Sturz dieser ungerechte Zwang gegen andere Nationen sich von selbst aufhob.

Lichnowsky, eine fürstliche, in Oesterreich und Preußen begüterte Familie, leitet ihren Ursprung aus dem Hause Granson in Hochburgund her und erhielt 1702 die freiherrliche, 1727 die gräfliche, 1760 nach dem Rechte der Erstgeburt die russ., 1773 durch Friedrich den Großen die preuß., später durch Kaiser Franz I. die österr. Fürstenwürde, 1827 eine Collectivstimme unter der Ritterschaft auf dem schles. Provinziallandtage und 1847 die erbliche Mitgliedschaft der Herrencurie des preuß. Vereinigten Landtages. Ihre Besitzungen umfassen in Preußen über 18, in Oesterreich fast 4 QM.; noch besitzt sie bedeutende Majorate in Rußland. Ihren Wohnsitz hat sie auf dem Schlosse Grätz bei Troppau im österr. Schlesien. Der Fürst Eduard Maria L., geboren am 19. Sept. 1789, vermählt 1813 mit Eleonore Gräfin von Zichy, machte sich rühmlichst bekannt als Verfasser der „Geschichte des Hauses Habsburg" (Bd. 1—8, Wien 1836—44). Er starb am 1. Jan. 1845. — Sein ältester Sohn, Fürst Felix L., geb. am 5. April 1814, kam frühzeitig in preuß. Militärdienste, nahm aber 1838 aus diesen seine Entlassung und trat in die Dienste des Prätendenten Don Carlos, der ihn zum Brigadegeneral und zu seinem Generaladjutanten ernannte. Nach der Rückkehr aus Spanien schrieb er seine „Erinnerungen aus den Jahren 1837—39" (2 Bde., Frankf. 1841—42), die ihn 1841 mit dem Bruder des General Montenegro in ein Duell verwickelten, in welchem er schwer verwundet wurde. Wieder genesen, machte er 1842 eine Reise nach Portugal, über die er in dem Werke „Portugal, Erinnerungen aus dem Jahre 1842" (Mainz 1843) berichtete. Auf der Rückkehr wurde er in Barcelona als früherer carlistischer Heerführer von dem Volke insultirt und der Wuth desselben nur dadurch entzogen, daß man ihn festnahm. Später von der span. Regierung in Freiheit gesetzt, kehrte er nach Schlesien zurück. Im J. 1848 wurde er zum Abgeordneten der deutschen Nationalversammlung in Frankfurt gewählt, aber bei dem Aufstande am 18. Sept. d. J. von einem Haufen wüthender Menschen ermordet. Das Haupt der Familie ist Fürst Karl, geb. am 19. Dec. 1820.

Digitized by Google

Licht, dessen Dasein und Stärke man durch den Gesichtssinn erkennt, ist vornehmlich das Mittel der Erleuchtung, außerdem auch noch als das der Erwärmung und als eine chemisch wirkende Potenz zu betrachten. Es wird von so vielen Körpern und durch verschiedene Bedingungen entbunden, daß diese Fähigkeit für sehr allgemein und nur durch geringe Ausnahmen beschränkt angesehen werden darf. Doch lassen sich leicht die stets lichtgebenden, d. i. selbstleuchtenden Körper, von den dunkeln unterscheiden, welche letztere blos unter gewissen Umständen oder gar kein Licht entwickeln. Das eigentliche Wesen des Lichtes kann den Erscheinungen gemäß nicht in einer Kraft der Körper oder in einer Berechnung bestehen, sondern zur vollständigen Erklärung der Phänomene wird ein eigenthümlicher Lichtstoff erfordert, der nach Newton den leuchtenden Körpern eigenthümlich angehörend in steter Bewegung von denselben aus begriffen ist, nach Euler aber für einen durchgängig ausgebreiteten, durch den Impuls selbstleuchtender Körper wirksamen Aether gehalten wird. Die erstere Hypothese nennt man das Emanations-, die zweite das Vibrationssystem. — Dieser Lichtstoff nun zeichnet sich vorzüglich durch seine Reinheit aus, weshalb auch die Bewegung desselben, ungeachtet seiner Geschwindigkeit, keinen bestimmbaren mechanischen Effect hervorbringt. Deswegen durchdringt auch derselbe die dichtesten Körper, ohne daß der eigentliche Grund der Durchsichtigkeit und des Durchscheinens bis jetzt aus der Beschaffenheit der Körper zur Genüge erklärt werden konnte. Des Lichtes hauptsächlichste übrige Erscheinungen hat man, der bessern Uebersicht halber, nach den drei Hauptfällen von der gradlinigen Verbreitung, der Zurückwerfung und der Brechung des Lichtes, eingetheilt und erklärt, welche Specialwissenschaften der gesammten Optik heißen: Optik (im engern Sinne), Katoptrik und Dioptrik, deren Artikel man in diesem Wörterbuche einzeln nachsehen kann. — Hier mögen nur noch, nachdem vom Lichte im Allgemeinen geredet worden, einzelne besondere Bemerkungen über dasselbe hinzugefügt werden. Ueber die völlige Abwesenheit des Lichtes ist man durchaus nicht im Stande zu urtheilen; dagegen ist das Verhältniß zwischen Licht und Wärme vielfach erforscht und ziemlich genau bestimmt worden. Das Licht, sowohl das weiße als auch das farbige, zeigt sich nämlich nicht nur erleuchtend und chemisch thätig, sondern auch erwärmend, nur in sehr verschiedenem Grade. Die stärkste erleuchtende Kraft besitzen die gelben Strahlen; die chemische Thätigkeit ist am größten in den violetten, die erwärmende dagegen in den rothen Strahlen des Farbenbildes. Uebrigens läßt sich mit ziemlicher Gewißheit behaupten, daß die Lichtstrahlen nicht von eigenthümlichen Wärmestrahlen begleitet werden, vielmehr scheint das Licht selbst eine erwärmende Kraft zu haben, welche als eine Ausscheidung der in den Körpern vorhandenen Wärme anzusehen ist. Eine interessante Erscheinung hat Morichini entdeckt; sie ist die Hervorbringung der magnetischen Polarität im Eisen durch die violetten Strahlen des sehr hellen Sonnenlichtes. — Sind die chemischen Einwirkungen des Lichtes auch ungemein zahlreich und werden durch alle farbige Strahlen hervorgebracht, so sind sie dennoch in Hinsicht auf diese letzteren gar sehr verschieden. Was stets und absolut selbstleuchtende Körper betrifft, so kennt man als solche nur die Fixsterne, zu denen auch unsere Sonne gehört. Nur hinsichtlich der Kometen ist es noch zweifelhaft, ob sie dazu gehören, oder ob ihre selbstleuchtende Kraft durch den Impuls der Sonnenstrahlen aufgeregt wird. Aber das Verbrennen bewirkt eine Ausscheidung des Lichtes, wodurch die Körper dann zu selbstleuchtenden werden. Endlich ist die Elektricität, sobald sie in einiger Stärke hervorgebracht wird, eine sowohl an sich selbstleuchtende, als auch Lichterscheinungen in vielen andern Körpern hervorrufende Potenz. Daß ferner alle Lichterscheinungen nicht die Wirkung einer blos mechanischen Bewegung der Körper sein können, wie der Schall, folgt unwidersprechlich aus seinem Durchgange durch unermeßliche, so viel wir wissen, leere Räume. Erfordern ferner alle Luftphänomene durchaus die Annahme eines materiellen Lichtstoffes, wie man wohl weiß, so bleibt dennoch eine neue Schwierigkeit übrig, nach Euler den rationalen Grund der Durchsichtigkeit oder Undurchsichtigkeit und vorzüglich der Brechung nebst der Polarisation aufzufinden, oder nach Newton die Ursache nachzuweisen, warum die höchst bewegliche Lichtmaterie nicht mit einem Male die selbstleuchtenden Körper verläßt. Auch

Digitized by Google

ist es außerdem sehr schwierig, die Feinheit der Lichttheilchen zu bestimmen; doch kann man dagegen mit großer Gewißheit behaupten, kein Körper sei vollkommen durchsichtig, selbst die Expansibilien nicht ausgenommen. Durchsichtige Körper theilen durch nahe Verbindung sogar undurchsichtigen ihre Eigenschaft mit, wie z. B. das Tränken des Papiers in Oel ein sehr bekannter Fall ist. Wenn Glasscheiben matte Oberflächen haben, so kann man sie durch Terpentinspiritus sichtbar machen. — Aus dem Bisherigen erhellet deutlich, daß man über die wahre Beschaffenheit des Lichtes in sehr vielen Stücken noch Wenig oder wohl gar Nichts mit Bestimmtheit weiß. Aber die Geschwindigkeit der Fortpflanzung des Lichtes ist sehr scharf bestimmt; denn schon Olof Römer zeigte, wie sie durch die Zeit gemessen werden kann, in welcher wir die Verfinsterung der Jupitersstrabanten wahrnehmen, und später fand Bradley, aus der Aberration der Fixsterne, daß das Sonnenlicht in einer Zeitsecunde einen Weg von 41,206 Meilen durchlaufe. Ebenso ist es völlig gewiß, daß das Licht bei gleichmäßiger Verbreitung vom leuchtenden Körper aus an Intensität abnehmen müsse und zwar dem Quadrate der Entfernung proportional.

Licht, in der Malerei, ist die Erleuchtung des dargestellten Gegenstandes (s. Beleuchtung). Die Beleuchtung, welche das ganze Stück theilt, nennt man das Hauptlicht. Neben diesem Hauptlichte können nun noch mehrere, zufällige Beleuchtungen angebracht sein, z. B. das Licht, was durch eine Fensterritze auf einen Gegenstand besonders fällt, der Widerschein von irgend etwas, einem Spiegel, einer auftretenden Erscheinung u. dergl. Die Beleuchtung, welche der Widerschein verursacht, nennt man gedämpftes Licht. Da nun jeder Maler natürlich sein Gemälde so auffaßt, daß das Licht von irgend einem Punkte auf dasselbe fällt, so ist auch bei der Aufstellung von Gemälden die Regel zu beachten, sie ins gehörige Licht zu stellen, d. h. also, wie der Maler bei seiner Arbeit gesessen hat, wenn sie den besten Effect machen sollen. Dann nennt man das Licht oder die Beleuchtung günstig. Lichter nennt man die stark erleuchteten Stellen des ganzen Stückes.

Lichtbilder, Photographien oder Daguerreotypien nennt man Abbildungen natürlicher Gegenstände, welche durch die bloße Einwirkung der Lichtstrahlen, die von dem abzubildenden Gegenstande herkommen, auf einer Fläche entstehen. (S. Daguerre.)

Lichten heißt in der Schiffsprache überhaupt etwas in die Höhe heben; vorzugsweise aber den Anker aus dem Grunde heben. Gelichtet nennt man auch ein Schiff, das auf eine Sandbank gerathen und wieder flott geworden ist, wenn es im Lichterschiffe oder Leichterfahrzeuge (in Ost- und Westpreußen Bordinge genannt) einen Theil seiner Ladung abgegeben hat.

Lichtenberg, ein Fürstenthum von etwas über 10 QM. mit 31,000 Einw., liegt auf dem linken Rheinufer an der Nahe und Blies, zwischen dem bayr. Rheinkreise und der preuß. Provinz Rheinland und hieß früher die Herrschaft Baumholder. In Folge des Wiener Congresses wurde es 1816 von Preußen an den Herzog von Sachsen-Koburg abgetreten, der das Ländchen am 5. März 1819 zu einem Fürstenthume erhob, das er nach der alten pfälz. Burg Lichtenberg benannte. Seit 1821 wurde L. durch einen Landrath regiert, als aber in Folge der Julirevolution und der Bewegungen in Rheinbayern seit 1831 auch in L., besonders in der Stadt St. Wendel Unruhen entstanden, so daß endlich preuß. Truppen einrücken und die Ordnung herstellen mußten, überließ der Herzog von Sachsen-Koburg L. durch die Verträge vom 6. und 26. Juni 1834 mit allen Souveränetätsrechten wieder an Preußen. Die Uebergabe erfolgte am 15. Aug. 1834 und im folgenden Jahre wurde es als landräthlicher Kreis dem Regierungsbezirke Trier einverleibt. Als Entschädigung gewährte Preußen dem Herzoge eine jährliche Rente von 80,000 Rthlr. (S. Sachsen-Koburg.)

Lichtenberg, Georg Christoph, ein origineller Kopf, heimisch in allen wissenschaftlichen Fächern, bekannt als Physiker und geistreicher Schriftsteller, war am 1. Juli 1742 zu Oberramstädt bei Darmstadt geboren, an welchem letztern Orte der Grund zu

Digitized by Google

seiner wissenschaftlichen Bildung gelegt und in ihm für Mathematik und Physik eine besondere Vorliebe erregt und genährt wurde. Auf der Hochschule zu Göttingen, die er seit 1763 besuchte, machten ihn die gelieferten Resultate einiger mit Kästner angestellten glücklichen astronomischen Observationen zuerst berühmt. Er erhielt 1770 an der dasigen Universität die mathematische Professur, begleitete bald darauf zwei junge Engländer nach London, wurde sowohl von den dasigen Gelehrten wie am Hofe mit Auszeichnung aufgenommen, und knüpfte auf dieser, sowie auf einer zweiten Reise eben dahin verschiedene für seine wissenschaftliche Ausbildung sehr wichtige Verbindungen. Im J. 1774 wurde er Mitglied der Societät der Wissenschaften zu Göttingen, glänzte hier namentlich in seinen ungemein zahlreich besuchten Vorlesungen über Experimentalphysik, starb aber bereits 57 Jahre alt, am 24. Febr. 1799 an den Folgen eines Brustübels, dem seine schwächliche Körperconstitution nicht zu widerstehen vermochte; denn von einer unachtsamen Wärterin verwahrlost, hatte er einen verwachsenen und gebrechlichen Körper. Um die Physik hat sich L., ebenso als Lehrer wie durch Fortsetzung des von seinem Bruder Ludwig Christian 1781 zuerst herausgegebenen „Magazins für das Neueste aus der Physik und Naturgeschichte" (Gotha 1784— 99, 12 Bde., fortgesetzt von J. H. Voigt) und durch seine „Zusätze und Verbesserungen" zu J. Chr. Polyk. Erxleben's „Anfangsgründe der Naturlehre" (Göttingen 1784, zuletzt 1794, dänisch, Kopenh. 1790), — unter den Hand- und Lehrbüchern der damaligen Zeit eines der besten — sehr verdient gemacht. Sein prächtiges physikalisches Cabinet wurde von der Universität gekauft. Als prosaischer Schriftsteller wußte L. von vielseitigem Wissen und beneidenswerther muthwilliger Laune den glücklichsten Gebrauch zu machen, um Schwächen und Albernheiten des Zeitalters in ihrer Lächerlichkeit darzustellen, und in seinen Beiträgen zum Göttingischen Almanach (seit 1778), ebenso als Gegner der Lavater'schen Physiognomik in seiner witzigen Flugschrift „Timorus" (Ebend. 1773), ganz vorzüglich aber als Hogarth's Ausleger in seiner „Erklärung der Hogarth'schen Kupferstiche, mit E. Riepenhausen's Copien" (Götting. 1774 flg., Fol.) nicht weniger in seinem „Vade mecum", worin er die Thorheiten einer blinden Verehrung Alles dessen, was von Goethe, Klopstock, Shakespeare u. A. ist, sowie die Wuth der unglücklichen Nachahmung solcher Originalgeister treffend zu rügen weiß, wird man ihm eine vorzügliche Stelle unter den geistreichen Satirikern und den Ruhm eines der besten Humoristen nicht streitig machen. L.'s Charakter anlangend, muß ihn eine vorzüglich in den letztern Jahren quälende Hypochondrie entschuldigen, wenn er menschenscheu sich zurückhielt, ja selbst in seinen Ansichten und Aeußerungen sich schwankend zeigte. Wie so viele Gebrechliche, war er höchst ehrgeizig und mißtrauisch. Aus seiner schwächlichen Beschaffenheit erklärt sich wohl auch sein ängstliches Achten auf Ahnungen, Träume und Vorbedeutungen. Seine „Vermischten Schriften" erschienen zu Göttingen (1800—1805, 9 Bde., 1844—45, 6 Bde.).

Lichtenstein, Ulrich von, ein mittelhochdeutscher Dichter, aus ritterlichem steiermärk. Geschlecht, geb. 1199 oder 1200, gest. 1275 oder 1276, beschrieb sein Leben von 1211—55 selbst in seinem „Frauendienst" (zuerst bekannt gemacht von L. Tieck theils in Bearbeitung, theils in Uebersetzung, Stuttg. und Tüb. 1812), in welchem Gedichte er zugleich seine Lieder, seinen Leich (s. d.) und mehrere „Büchlein" oder Liebesbriefe eingeflochten hat. Außer diesem besitzen wir noch ein kürzeres, 1257 von ihm verfaßtes Gedicht, von ihm „Frauenbuch" genannt, das in der Weise eines Gesprächs die unter Männern und Frauen eingerissene Verderbniß der Sitten beklagt, und wie jenes wichtig ist für die Kenntniß des höfischen und ritterlichen Lebens jener Zeit. Beide sind am besten herausgegeben von K. Lachmann, mit historischen Anmerkungen von Th. von Karajan (Berl. 1841); die lyrischen Gedichte hat auch von der Hagen in seine „Minnesinger" (Bd. 4) aufgenommen.

Lichtenstein, Martin Heinrich Karl, Sohn des im Februar 1816 zu Helmstädt verstorbenen, als Sprach- und Naturforscher geachteten Generalsuperintendenten Ant. Aug. Heinr. L., wurde zu Hamburg den 10. Jan. 1780 geboren, trieb Anfangs unter Leitung seines Vaters und bis zum J. 1801 zu Jena die medicin. Studien, wurde dann Doctor

Digitized by Google

und hatte Gelegenheit als Hausarzt, den holländ. General Janssen, der zum Gouverneur der Capcolonie ernannt war, an den Ort seiner Bestimmung zu begleiten. Wissenschaftlich folgenreich war die Thätigkeit L.'s während seines Aufenthaltes in jenen südafrikanischen Gegenden. Als die Engländer 1806 das Cap erobert hatten, kehrte L. nach Deutschland zurück und gab die schätzenswerthen Resultate seiner vierjährigen Forschungen wohlgeordnet in seinen „Reisen im südl. Afrika" (Berl. 1810—11, 2 Bde.) heraus. Nach ihm führen zwei neue Pflanzengattungen aus der Familie der Coronarien und Caprifolien den Namen Lichtensteinia. Im J. 1811 wurde er ordentlicher Professor der Naturgeschichte zu Berlin und nach Illiger's Tode 1813 Director des zoologischen Museums, dem er vermöge seiner Verbindung mit auswärtigen Gelehrten sehr ansehnlichen Zuwachs zu verschaffen wußte. Die mit F. Rühs unternommene Fortsetzung des „Tagebuchs der Reisen" von Zimmermann und seine „Darstellungen neuer oder wenig bekannter Säugethiere" in Heften mit Kupfern (Ebend. 1827 flg.), sind die wichtigsten unter L.'s neuesten Arbeiten. Im J. 1826 erhielt er vom König von Preußen den rothen Adlerorden und seit 1827 ist er zum Regierungsbevollmächtigten der Universität zu Berlin ernannt.

Lichterschiffe, s. Lichten.

Lichtmesse (Candelaria), ein Fest der katholischen Kirche, welches zum Andenken an den Tempelgang und die Reinigung Maria's am 2. Febr. gefeiert wird. Den Namen erhielt das Fest von den geweihten Kerzen, welche bei demselben umhergetragen werden. Wahrscheinlich wurde das Fest an der Stelle der heidnischen Lupercalien um 542 vom Papste Gelasius I. eingeführt. Sergius, einer der späteren Päpste, ordnete den Fackelzug an.

Lichtscheu (photophobia) nennt man den Zustand der Augen, in welchem diese vom Lichte unangenehm afficirt werden und sich gegen das Eindringen desselben zu schützen suchen. Sehr selten ist dieser Zustand eine selbständige Krankheit, sondern hängt meist mit andern Augenübeln, besonders Entzündungen, Blutcongestionen nach dem Gehirn, sowie mit Unterleibskrankheiten u. s. w. zusammen, zeigt sich auch bei Hypochondrie und Hysterie. Am meisten beobachtet man die Lichtscheu bei skrophulöser Augenentzündung, wo sie selbst dann oft in hohem Grade vorhanden ist, wenn die Entzündung nur schwach ist. Auch ist sie nicht zu allen Tageszeiten und im Verhältniß zu allen Arten Licht dieselbe. So zeigt sie sich bei skrophulöser Entzündung des Morgens viel stärker als des Abends bei künstlicher Beleuchtung, bei syphilitischer umgekehrt. Das Uebel läßt sich nur durch Bekämpfung der Grundkrankheit heben; örtliche Mittel sind meist erfolglos, oft sogar schädlich, auch ist nicht in jedem Falle Abhaltung des Lichtes vom Auge anzurathen, da nicht selten schon die warmen Sonnenstrahlen den Krampf der das Auge fest verschließenden Augenlider lösen.

Lichtwer, Magnus Gottfried, königl. preuß. Hof-, Regierungs- und Consistorialrath, als Fabeldichter und Didaktiker bekannt, wurde geboren zu Wurzen am 30. Jan. 1719 aus einer ursprünglich liefländischen, durch Augustin L. 1594 nach Sachsen verpflanzten Familie. Er besuchte zuerst die Bürgerschule seiner Vaterstadt und versuchte sich damals schon im Versemachen. Sein Vater starb 1721; und 1737, bald nach seiner Mutter Tode, bezog L. unter Obhut seines Vormunds und Oheims die Universität Leipzig, um die Rechte zu studiren. Zu Wittenberg erhielt er 1743 die philosophische und juristische Doctorwürde. Eine schmerzliche Augenkrankheit, in die er bald nachher verfiel, lehrte ihn öfterer als vorher im freundlichen Umgange mit den Musen Trost und Erleichterung suchen, doch hielt er nebenbei zu Wittenberg akademische Vorlesungen über Logik und Institutionen. Die erste Ausgabe seiner Fabeln erschien zu Leipzig 1748, wurde aber anfänglich ganz übersehen und L. schien dem Musendienste entsagen zu wollen, indem er den akademischen Lehrstuhle seine ganze Thätigkeit widmete. Doch Brustkrankheit zwang ihn bald diesem Lehrberufe wieder zu entsagen. Er erhielt darauf, kurz nach seiner Verheirathung mit der Tochter seines zeitherigen Wittenbergischen Wirthes, Sophie Albinus, 1749 die Stelle eines Referendars bei der Landesregierung und eines Canonicus am Ka-

Digitized by Google

pitel des Moritzstiftes zu Halberstadt, wurde später daselbst Regierungsrath und Mitglied der Landesdeputation und starb am 7. Juli 1783. Auf den Werth seiner Fabeln machte zuerst Gottsched aufmerksam; Ramler, der einen unrechtmäßigen, vielfach veränderten Abdruck (1761) davon besorgte, zog sich dadurch eine ziemlich heftige literarische Fehde zu, an der auch Lessing Theil nahm. Seine „Schriften", unter denen auch ein Lehrgedicht in fünf Büchern, „Das Recht der Vernunft", gab sein Enkel Pott und Cramer (Halberstadt 1828) heraus.

Licinius ist der Name eines römisch-plebejischen Geschlechts, das schon in den ersten Zeiten der Republik sich hervorthat. Ein Cajus Licinius wird unter den ersten Volkstribunen im Jahre 493 v. Chr. genannt; Publius Licinius Calvus war der erste Plebejer, der, im Jahre 400, zum Consulartribunat (s. Tribun), Cajus Licinius Calvus der erste Plebejer, der, 368, zur Würde des Magister Equitum gelangte. — Am bekanntesten aber ist in jener Zeit geworden, wegen des Antheils, den er an der endlichen Gleichstellung des plebejischen Standes mit dem patrizischen hatte, der Cajus Licinius Calvus, der, weil er als sorgsamer Landwirth keine wilden Schossen, stolones, duldete, den Beinamen Stolo erhielt. Er war mit Cajus Sextius zehn Jahre hintereinander, von 376—367, Volkstribun, indem beide immer wieder gewählt wurden und setzte mit diesem endlich die wichtigen, nach ihm Licinische genannten, Gesetze durch, nach deren einem künftighin nur Consuln als oberste ordentliche Magistrate gewählt werden sollten, wobei die eine Stelle im Consulat den Plebejern zugesichert ward, das zweite beschränkte theils den Besitz am Staatsland auf 500 jugera, theils die Stückzahl des auf Staatsweiden zu haltenden Viehs, das dritte milderte die Schuldenlast der Plebs durch Abschreibung der gezahlten Zinsen vom Capital und Festsetzung von Terminen für Abzahlung des Uebrigen, während das vierte, das schon 368 durchgegangen war, die Wahl von Decemviri (s. d.) sacrorum, unter denen Plebejer sein sollten, anordnete. Er bekleidete das Consulat selbst zweimal in den Jahren 364 und 361; im Jahre 357 wurde er wegen Uebertretung seines eignen Ackergesetzes angeklagt und verurtheilt. — Aus späterer Zeit sind namentlich die Familien der Crassus (s. d.) und Lucullus (s. d.) aus dem Licinischen Geschlecht bekannt geworden, dessen Namen auch der den Lucullern befreundete Dichter Archias (s. d.) erhielt, andern Familien desselben Geschlechts gehörten an: Cajus Licinius Macer. Er zeigte sich als Volkstribun im Jahre 73 v. Chr. als heftigen Feind der Optimaten, wurde aber nach der Verwaltung einer prätorianischen Provinz im Jahre 66 wegen Erpressungen angeklagt und starb aus Schmerz über seine Verurtheilung, die Cicero als Prätor aussprach. Er gehörte zu den römischen Geschichtschreibern, welche Annalisten genannt werden. Sein Sohn Cajus Licinius Macer Calvus, geb. 82, war Ankläger des von Cicero vertheidigten Publius Vatinius, ein Freund des Catullus und starb früh, ausgezeichnet als Redner und Dichter. Lucius Licinius Murena, im Jahre 65 Prätor, wurde im Jahre 63 angeklagt, weil er sich bei der Bewerbung um das Consulat durch gesetzwidrige Mittel die Stimmen verschafft habe, aber namentlich auf Ciceros Vertheidigungsrede hin freigesprochen, und bekleidete das Consulat im Jahre 62 mit D. Junius Silanus. — Licinius, römischer Kaiser, aus niederm Stand in Dacien geboren, schwang sich im Kriegsdienst empor, wurde 307 nach Chr. von Galerius zum Augustus erhoben, im Jahre 323 durch Konstantin den Großen (s. d.) besiegt und 324 getödtet.

Lictoren hießen die öffentlichen Diener der angesehensten Magistratspersonen in Rom und hatten ihren Namen von dem Worte ligare, binden, weil sie die Verbrecher an Händen und Füßen zu binden hatten, bevor sie gegeißelt wurden. Schon Romulus führte sie ein, und ließ deren zwölf mit Fasces (s. d.), in welchen Beile, das Zeichen der Macht über Leben und Tod, steckten, vor sich hergehen; ein Brauch, welchen er den benachbarten Etruriern entlehnte. Nach Abschaffung des Königthums behielten die Consuln dieses Zeichen der kön. Macht bei, und auch die später erwähnten hohen obrigkeitlichen Personen (die Censoren ausgenommen) hatten dergleichen, wenn auch in verschiedener Zahl je nach dem Range in ihrer Begleitung. Ihre vorzüglichsten Geschäfte bestanden darin, das zuströmende Volk

Digitized by Google

zurückzudrängen und aus dem Wege gehen zu heißen (cedite, date viam), um der Magistratsperson Platz zu machen; dafür zu sorgen, daß man derselben die gehörige Ehre erwies, z. B. vom Pferde stieg, sein Haupt entblößte, aufstand u. s. w.; die Strafen an den Missethätern zu vollziehen ꝛc. Sie waren gewöhnlich aus der niedrigsten Volksklasse, häufig Freigelassene derjenigen, denen sie dienten. Der Dictator hatte 24 Lictoren, die Consuln, Decemvirn und Consulartribunen 12, die Prätoren und Magister Equitum 6, die Vestalinnen einen Lictor.

Liebe, dieser Zauber, welcher schafft und erhält, hervorruft und vereinigt, ist das Ringen nach Gemeinschaft mit dem Ideale, was unsre Seele erfüllt. Diese Liebe der Menschen, denn von dieser können wir nur reden, weil wir von der Liebe Gottes, wie von der Liebe höherer Geister keinen Begriff haben, ist die zweite Halbkugel unsers sittlichen Himmels, wie Jean Paul so schön sagt, ist eine angeborne Kraft und Blutwärme unsers Herzens, die sich im Leben mehr oder weniger entwickelt. Je weniger der Mensch noch mit dem Leben bekannt geworden ist, desto enger ist der Kreis seiner Liebe, desto verschlossener schlummert der heilige Funken in ihm, weil er dann stets nur sich meint und sein Leben mit Selbstsucht beginnt. Darum ist die Liebeswelt der Kinder und der uncultivirten Menschen so klein, darum ist Alles um sie her die Welt ihres Ichs. Mit der Theilnahme an fremdem Leid und Wehe facht sich dieses Feuer unsers Herzens zuerst an, und wir werden Theilnehmer und Mitfühlende des fremden Lebens. — Aber wenn das Leben unsre Kräfte reift, wenn der Geist seiner Stärke sich bewußt wird und der Mittelpunkt des menschlichen Lebens klarer vor das geistige Auge tritt, wenn die arme Menschenbrust mit Idealen und erhabenen Schöpfungen sich füllt, wenn der zweite, sichtbare Theil unsers Menschenichs seine vollen Blüthen treibt, dann hebt die Gewalt und die Sehnsucht der Liebe in uns an und wir schließen unsre Herzen weit, weit auf, daß dieser Lebensstrom in unsre Seele dringe, so weit als unsre Gedanken und unsre Vorstellungen von dem Menschenleben ihn zu fassen vermögen. Mit glühendem Verlangen ringen wir nach der Vereinigung, nach dem Mitleben mit jedem Wesen oder jeder Gemeinschaft, die der poetisch in uns geschaffenen Welt entspricht. Wir suchen Menschen, die mit uns dasselbe fühlen und wollen, wir knüpfen Freundschaft und Herzensbande, schließen uns fest und heiß an die Theuern, welche die Welt in uns gestalten helfen, Aeltern, Lehrer, Geschwister, wir weihen uns der Gemeinde, dem Stamme, dem Lande, dem wir angehören, wir greifen, wenn anders der Geist erhaben und das Herz weit genug ist, hinaus über die Schlagbäume der Völker und umfassen die Welt mit Liebesarmen, (Menschenliebe), ja wir gehen hinauf bis zur Centralsonne und dem Mittelpunkte alles Lebens und verlangen in heiliger Begeisterung nach dem großen Geiste, welcher im ganzen Reiche der Schöpfung waltet und durch welchen das Einzelne zum Ganzen strebt. (Gottesliebe). In dieser Zeit, wo wir so glühend zu lieben anfangen, können wir aber auch eben so glühend *hassen*, d. h. uns dem entgegensetzen und das von uns zu entfernen suchen, was mit unserer Ideenwelt streitet und uns also feindlich gegenüber zu stehen scheint; denn Gleichgültiges kennt das feurige, gestaltenwollende Leben nicht. Nur wenn wir reicher geworden sind an Erfahrungen, wenn unsere Ideale bei dem oft kleinen, zerquälten Menschenleben einen Theil ihres Bestandes verloren haben, werden wir nachsichtiger und nachgiebiger, d. h. gleichgültiger und kälter in der Betreibung unsrer Ansicht und Sehnsucht, und das greise Leben, was nur zu oft hinter seiner Zeit zurück bleibt, verschließt sich mehr und mehr in sich selbst und ringt, da die L. nicht aus seinem Herzen weichen will, nach einem zweiten Leben, wo seine hingewelkten Freuden und seine kalt gewordenen Herzen wieder aufblühen sollen, nach dem Leben über dem Erdentode. Aber nur der, welcher die glühenden Träume seiner jungen Brust vor dem kalten, sonnenlosen Leben als Schatten dahin schwinden sieht, kann dahin kommen, daß sein Herz liebeleer und menschenfeindlich wird. — Die L. ist eine große, ungetheilte, heilige Kraft und ein Bestandtheil des *ganzen* Menschen, ist, mit Jean Paul zu reden, die *sittliche Schönheit*. Wer sie zuerst getheilt und plump genug zersetzt hat, wußte nicht, was es hieß, Mensch sein. „Wer Liebe", spricht Jean Paul, „die eigentliche positive Sittenlehre nannte, würde wenigstens von Einem großen Menschen nicht

Digitized by Google

verdammt, — von Jesus Christus, dem Schöpfer der ersten Liebes-Religion mitten in einem völkerfeindlichen Judenthume und menschenfeindlichen Zeitalter". Die menschliche Liebe ist weder geistig noch sinnlich allein, sie ist menschlich, d. h. sie ist eine Kraft, ein Streben, was den ganzen Menschen und alle Thätigkeiten desselben in Anspruch nimmt, sie ist weder blos Schwärmerei noch Begierde. Hält sie sich nicht in diesem menschlichen Bereich, so verdient sie den Namen der L. nicht. Und mag nun diese L. auf einen Gegenstand gerichtet sein, auf welchen sie will, immer müssen wir die Wahrheit festhalten, daß sie das Ringen des ganzen Menschen nach diesem Gegenstande hin sei. So lieben wir Aeltern, Kinder, Freunde, Geschwister ꝛc., ja so lieben wir auch die Person des andern Geschlechts, mit welcher wir uns nach vollkommener Vereinigung, zwei zu einem Leben sehnen. Bei der allgemeinen Menschenliebe lieben wir nicht das Einzelne, nicht jedes Individuum als unsre Freunde ꝛc., sondern die Menschheit und in der Liebe zur Natur empfinden wir dasselbe große Gefühl über das Walten oder Leben der Gesammtheit. Von der Liebe zu gewissen Gegenständen als Kleidern, Wohnungen u. dergl. zu sprechen, ist falsch, es sind dies bloße Liebhabereien. Die L. zu Gott kann eben so wenig rein geistig sein, als wir nicht aus den Schranken der Menschheit heraustreten können, sie ist, wenn sie rechter Art ist, keine Sehnsucht nach seiner Persönlichkeit, denn sein Wesen ist für uns unergründlich, sie ist vielmehr das echte und rechte menschliche Leben und Handeln nach seinem Willen, der sich offenbart in der Welt und in der menschlichen Brust.

Liebensteiner Bad liegt beim Dorfe Liebenstein im Herzogthume Sachsen-Meiningen-Hildburghausen, im Amte Altenstein am südwestlichen Abhange des thüringer Waldes. Diese Mineralquelle wirkt durch das in ihr enthaltene kohlensaure Gas besonders heilsam auf das Nervensystem, und daher auf hypochondrische und hysterische Patienten, stärkt durch ihren ungemein starken Eisengehalt die festen Theile des Organismus, bewährt vermittelst ihres salinischen Gehaltes eine auflösende, oft mehr oder weniger abführende und die Säfte verbessernde Eigenschaft und ist Kranken, die an chronischen Uebeln leiden, besonders zu empfehlen. Schon seit Jahrhunderten war sie als heilkräftig bekannt, wurde aber in früherer Zeit mehr von den Landleuten und zwar zum gewöhnlichen erquickenden Getränk benutzt. Herzog Johann Kasimir von Koburg scheint als damaliger Landesherr zuerst Etwas für ihren weitern Ruf gethan zu haben. Er ließ die Quelle um das Jahr 1610 untersuchen, fassen und überbauen. Der 30jährige Krieg erstickte indeß den auflebenden Ruf der Quelle wieder, und die Bemühungen des neuen Besitzers der Landesherrschaft (anfänglich der Familie von Stein, dann besonders der von Fischern), sie wieder in Flor zu bringern, waren vergeblich. Der Herzog von Meiningen endlich erhob die Heilanstalt zu neuem Glanze. Er schuf die romantische Umgegend Altensteins und ganz Liebenstein zu einem eben so reizenden als heilbringenden Aufenthalt für Fremde um, und ganz im väterlichen Geiste fortwirkend, bildend und verschönernd, folgte der jetzt regierende Herzog Bernhard. Ueber Liebensteins neueste Anlagen, das Fürstenhaus, den Sommerwohnsitz der herzoglichen Familie 1804 erbaut, über seine romantische, geschichtlich merkwürdige und für Naturforscher, Mineralogen und Geologen interessante Umgegend, über die alte Burgruine Liebenstein, die Luthersbuche bei Altenstein, der Sage nach dieselbe, an welcher Luther gefangen und auf die Wartburg gebracht wurde, — über den Gerberstein, die große Höhle im altensteiner Berge u. s. w. lese man Mosengeils interessantes Naturgemälde „Liebenstein" (Frankfurt a. M. 1826).

Lieber, Franz, Professor der Staatsökonomie und Geschichte am Collegium des Staats Süd-Karolina in der Hauptstadt Columbia, geb. am 18. März 1799 in Berlin, ward 1813 Lehrling am botanischen Garten, begann 1814 das Studium der Medicin, machte 1815 als freiwilliger Jäger im Regiment Kolberg den Feldzug gegen Frankreich mit, war in den Schlachten von Ligny und Waterloo, wo noch drei seiner Brüder kämpften, empfing beim Sturme auf Namur schwere Wunden und entging nur durch Zufall dem Schicksal lebendig begraben zu werden. Der Friede führte ihn 1816 nach Berlin zurück zu den medicinischen Studien. Er ward Jahn's eifriger Schüler, in Folge davon 1819 als

Digitized by Google

Demagog eingezogen, nach 4monatlicher Haft ohne Prozeß entlassen, aber allen preußischen Universitäten seine Aufnahme verboten. Er promovirte in Jena und erhielt 1820 die Erlaubniß in Halle zu studiren, doch ohne irgend eine Aussicht auf Anstellung im Vaterlande. Fortgesetzte polizeiliche Vexationen bewogen ihn nach Dresden zu gehen, wo er sich mit Zeichnen beschäftigte, reiste durch die Schweiz nach Marseille 1821 und schiffte sich 1822 mit 40 Andern als Philhellene nach Griechenland ein; Entbehrungen nöthigten ihn zur Rückkehr, in Ancona schrieben ihm die österreichischen Behörden einen Zwangspaß nach Preußen vor, er ging aber nach Rom und entdeckte sich dem preußischen Ministerresidenten Niebuhr, der ihn in sein Haus aufnahm und ihn dem Könige, damals zum Besuch in Rom, vorstellte. L. erhielt die Erlaubniß zurückkehren zu können, aber kaum in Berlin angelangt, begannen die polizeilichen Vexationen von Neuem, seinem offnen Verlangen nach gerichtlicher Untersuchung ward nicht entsprochen, doch sicherte ihm das Ministerium des Innern und der Polizei schriftlich Ruhe zu, worauf er sich, sogar von der Regierung unterstützt, nach Halle begab, um sich auf ein Lehramt vorzubereiten. Abermals eingezogen und in Köpnik gefangen gesetzt befreite ihn Niebuhr, worauf er in Berlin lebte und einige Zeit mit der Familie Bernstorff nach Mecklenburg ging. Nach seiner Rückkehr drohte ihm ein neuer Arrest, doch entfloh er nach England, um endlich Ruhe vor der Untersuchungscommission zu haben. Was ihm widerfuhr, war das Loos Vieler; und wenn wir bedenken, daß es häufig nicht die Schlechtesten waren, die man verfolgte, daß es Jünglinge waren von den ausgezeichnetsten Gaben, die als Männer einst ihrem Vaterlande zur Zierde gereicht haben würden, so können wir nur beklagen, daß die Furcht, der Widerstand gegen die 1819 eingeleitete Reaction möchte größer sein als er war, die ängstlichen Regierungen zu solchen Maßregeln hinriß. Aber die Nemesis hat alle diejenigen schon erreicht, welche Deutschland um seine edelsten Söhne gebracht und das Glück so vieler Familien zerrüttet haben. In England ernährte sich L. durch Ertheilung von Privatunterricht und nebenbei studirte er Geschichte und Politik, ging 1827 nach Amerika, war schriftstellerisch thätig und hielt über geschichtliche und politische Gegenstände Vorlesungen. In Boston legte er nach den Grundsätzen Pfuels eine Schwimmschule und Turnanstalt an und erwarb sich durch gemeinnützige Einrichtungen den Dank der Amerikaner dergestalt, daß sie ihm 1835 eine Professur in Columbia ertheilten. Von seinen Schriften erwähnen wir „Tagebuch meines Aufenthalts in Griechenland" (1823), ausgearbeitet bei Niebuhr in Rom; „Wein- und Wonnelieder" (1825) gab er unter dem Namen Franz Arnold heraus; mit J. G. Bradford und E. Wigglesworth „Encyclopaedia americana" (13 Bde., 1829—33), das eine 2. Auflage erlebt hat; „Lettres to a gentleman in Germany, written after a trip from Philadelphia to Niagara" (1834); „The stranger in America" (1835); „Erinnerungen aus meinem Zusammenleben mit Niebuhr" deutsch von Thibaut (1837); „A popular essay on subjects of penal law and on uninterrupted solitary confinement at night and labor by day" (1838), und eine Uebersetzung mit eignen Zusätzen von Tocqueville's und Beaumont's Werk über das amerikanische Bußsystem.

Liebeshöfe (Cours d'amour, Corti d'amore), diese eigenthümliche Erscheinungen des Mittelalters, waren wohl schwerlich eigentliche, besonders weibliche Gerichtshöfe mit anerkannter richterlicher executivet oder auch nur sittenrichterlicher Gewalt; auch möchte man sich darin irren, wenn man diese Minnegerichte in der Provence zur Blüthezeit der Troubadourspoesie suchen wollte, denn in jener Zeit wäre ein solches öffentliche Preisgeben des Namens der Geliebten für die gröbste Unsitte angesehen worden. Aus den Gedichten der Troubadours geht überhaupt nur soviel hervor, daß manchmal Liebende ihre Zwistigkeiten dem Urtheile eines Schiedsrichters, meist eines berühmten Minnesängers, aber mit Berücksichtigung der Heimlichkeit unterwarfen; daß bei gelegentlichen Vereinen oder Zusammenkünften von Damen, Rittern und Sängern an den Höfen der Fürsten und Dynasten außer mancherlei andern poetischen Unterhaltungen mitunter auch Fragen aus der Erotik vorgelegt und abgehandelt wurden, worunter man aber nichts Anderes als gewöhnliche Gesellschaftsspiele, wie sie dem spitzfindigen und streitsüchtigen Geiste der Zeit angemessen und willkommen

Digitized by Google

waren, verstehen darf, und daß diese höfischen, der Poesie und der Lebenslust gewidmeten Gesellschaften selbst von den Troubadours bisweilen cort genannt wurden. Die in Nordfrankreich und Flandern üblichen Puys d'amour waren eben so wenig Liebeshöfe im obigen Sinne, sondern im Gegentheil anfänglich blos geistliche Brüderschaften, besonders zu Ehren Unser lieben Frau, und später auch literarische Gesellschaften, aus denen sich die Chambres de rhétorique und die Kammern der Redderykers bildeten. In den Gedichten des Mittelalters wurde, besonders seitdem die allegorische Richtung in der Poesie vorherrschend geworden, mit dem Gott Amor allegorisch gespielt, indem man ihn als König der Liebe darstellte und als solchem einen Hofhalt oder ein Parlament gab und förmliches Minnegericht halten ließ, auch wurden in mehren Städten Süd- und Nordfrankreichs solche allegorische Festspiele von einem Prince d'amour oder einer Court amoureuse öffentlich dargestellt; ja es wurde eine Sammlung von Liebesregeln und Aussprüchen über Liebeshändel („Regulae amoris et amoris varia judicia" des Kapellans Andreas aus dem 14. Jahrh.), und endlich sogar ein förmliches Liebesgesetzbuch mit Liebestribunalen (die famösen „Arrêts d'amour et Parlement d'amour" des Martial d'Auvergne aus dem 15. Jahrh.) gemacht, und von Juristen mit ironischer Gelehrsamkeit commentirt. Aus alle Dem folgt nur, daß die Sitte fortbestand, mehr zum geselligen Vergnügen als mit richterlichem Ernste gewisse vorgelegte Liebesfragen oder Liebesstreitigkeiten in geselligen Kreisen und höfischen Cirkeln, besonders unter dem Vorsitz von Damen, zu verhandeln, welche unter dem Einflusse jener poetischen Allegorien mehr oder weniger den Schein jener eingebildeten Gerichtshöfe und selbst den Namen der Minnehöfe annahmen. Urkundlich läßt sich nur eine Court amoureuse, wahrscheinlich am Hofe König Karl's VI. von Frankreich und seiner Gemahlin Isabella von Bayern abgehalten, nachweisen; aber auch dieser so spät erst vorkommende Liebeshof war offenbar nur ein allegorisches Festspiel. Vgl. Diez „Beiträge zur Kenntniß der romantischen Poesie" (Heft 1, Berl. 1825), ins Französische übersetzt mit Zusätzen von Ferd. de Roisin (Par. und Lille 1842).

Liebesmahle oder Agapen hießen die gemeinschaftlichen Mahlzeiten, welche in den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche zugleich mit der Feier des Abendmahles gehalten wurden und nicht nur den Gemeingeist und die Bruderliebe befördern, sondern auch zugleich den Armen in der Gemeinde eine Unterstützung sein sollten, da diese nicht nur von den Reichen frei gehalten wurden, sondern auch die Ueberreste der milden Gaben zu erhalten pflegten. Sie wurden später, beim Wachsen der christlichen Kirche, Schmausereien ohne Maß und Ordnung und als der Ehre der Christen zuwider, im 4. Jahrhundert durch Synodalbeschlüsse abgeschafft. Die Herrnhuter haben diese löbliche Sitte wieder aufgegriffen und halten bei feierlichen Gelegenheiten in mäßigem Genusse von Thee und Weizenbrot L.

Liebestränke sind flüssige Mittel, von welchen man früher den Glauben hegte, daß sie leidenschaftliche Liebe zu erregen vermöchten und zwar gegen denjenigen, der den Trank darreiche. Giebt es schon Substanzen, welche den Geschlechtstrieb zu erregen und sogar bis zur Raserei zu steigern vermögen, so können diese doch denselben nicht auf einen bestimmten Gegenstand richten. Im Alterthume (und auch noch selbst in unsern Zeiten) galten als solche erregende Mittel der Vogel Iynx, besonders die Zunge desselben, das Blut der Tauben, Uhufedern und eine Menge andrer, selbst ekelhafter Gegenstände.

Liebfrauenmilch, ein vortrefflicher Pfälzerwein, gewöhnlich zu den Rheinweinen gerechnet, trägt seinen Namen von der Liebfrauenkirche in Worms, um welche herum er wächst.

Liebig, Justus, ordentlicher Professor der Chemie an der Universität zu Gießen, einer der größten jetzt lebenden Chemiker, geb. zu Darmstadt am 8. Mai 1803, zeigte schon als Knabe eine große Vorliebe für Naturwissenschaft, weshalb ihn sein Vater vom Gymnasium zu Darmstadt 1818 in die Apotheke zu Heppenheim bei Darmstadt brachte, wo er aber nur zehn Monate blieb. Hierauf studirte er 1819—22 in Bonn und Erlangen, setzte, unterstützt durch ein Reisestipendium, vom Herbst 1822—24, gleichzeitig mit Mitscher-

lich (s. d.), seine Studien in Paris fort, und hatte hier das Glück, Aler. von Humboldt's Aufmerksamkeit durch seine der französischen Akademie vorgelegte Arbeit über Knallsäure auf sich zu ziehen und durch diesen näher mit Gay-Lussac (s. d.) in Berührung zu kommen. Humboldt's Einfluß führte ihn dem Lehrfache zu und trug viel dazu bei, daß er schon 1824 außerordentlicher und 1826 ordentlicher Professor der Chemie in Gießen wurde. Hier ist er bis jetzt unausgesetzt thätig gewesen, hat daselbst mit Unterstützung der Regierung das erste Musterlaboratorium in Deutschland errichtet und diese kleine Universität zum Hauptcentralpunkt des chemischen Studiums gemacht, wo die jungen Chemiker nicht blos Deutschlands, sondern auch des Nordens und namentlich Englands sich in Scharen herzudrängen, um unter L.'s Leitung die praktische Weihe zu empfangen. L. hat nicht wenig dazu beigetragen, daß man jetzt überall in Deutschland mehr für Chemie thut; man kann sogar die neuen Laboratorien in Göttingen und Leipzig als unmittelbare Schöpfungen seines Einflusses ansehen. Dieser durchgreifende Einfluß L.'s ist durch die mannichfaltigsten Ehrenbezeigungen anerkannt worden. In den „Annalen der Pharmacie" sind alle seine neuern praktischen Arbeiten enthalten, von denen die meisten auch in die „Annales de chemie et de physique" übergegangen sind; 1836 begann er mit Poggendorff das „Wörterbuch der Chemie" zu bearbeiten. Außer diesen Arbeiten erwähnen wir hier seine Bearbeitung der neuen Auflage des chemischen Theils von Geiger's „Handbuch der Pharmacie" (Heidelb. 1839), dessen organisch chemischer Theil auch ins Französische und Englische übersetzt ist und als selbständiges Handbuch der organischen Chemie betrachtet werden kann; ferner seine beiden Schriften „Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Agricultur" (Braunschw. 1840; 7. Aufl., 1845) und „Die organische Chemie in ihrer Anwendung auf Physiologie und Pathologie" (Braunschw. 1842; 2. Aufl., 1845). L. hat in allen Theilen der Chemie Bedeutendes geleistet, sein Hauptverdienst ist aber in der organischen Chemie zu suchen; er verbesserte die Methode der organischen Analyse, untersuchte die Knallsäure, fast alle wichtigern organischen Säuren, die Harnsäure und ihre Zersetzungsproducte, das Schwefelcyan und dessen Zersetzungsproducte, die Oxydationsproducte des Alkohols, mit Wöhler zusammen das Bittermandelöl und dessen Verbindungen. Diese Arbeiten führten ihn zu umfassenden theoretischen Ansichten über organische Radicale und die Natur der organischen Säuren, endlich über die Processe der Gährung und freiwilligen Zersetzung, sowie die Metamorphosen in der organischen Natur überhaupt. In der neuesten Zeit endlich hat sich L. vorzugsweise mit der Anwendung dieser und mannichfacher aus neuen Beobachtungen geschöpfter Resultate auf den chemischen Theil der Pflanzen- und Thierphysiologie und einer totalen Reform der in diesen Disciplinen und den damit zusammenhängenden angewendeten, der Agricultur und Pathologie, beschäftigt und in den beiden letzten Werken seine Ansichten hierüber niedergelegt.

Liebner, Karl Theodor Albert, Professor und Doctor der Theologie und Universitätsprediger in Göttingen, zu Schkölen bei Naumburg am 3. März 1806 geboren, Schüler von Tzschirner in Leipzig 1823—27, von Neander und Schleiermacher in Berlin 1827—28 und Zögling des Predigerseminars in Wittenberg 1828—32, ward Prediger zu Kreisfeld im Mansfeldischen und 1835 als Stellvertreter und Nachfolger Ruperti's nach Göttingen berufen. De Wettes Schriften und Grundsätze, wie die Philosophie von Fries blieben ihm nicht fremd. Als Lehrer der praktischen Theologie füllt er seine Stelle gut aus, als Kanzelredner ist er zu weich und geräth in hohles Pathos, das sich in trocknen Blumen und unfruchtbarer Breite ergeht. Seine Schriften sind: „Hugo von St. Victor und die theologischen Richtungen seiner Zeit" (1832), „Abhandlung über den Tractatus theologicus des Hildebert von Tours", „Ueber Gersons mystische Theologie" und als Vorläufer einer „Geschichte der speculativen Mystik des Mittelalters" das Programm „Richardi a St.-Victore de contemplatione doctrina".

Liechtenstein. Dieses alte, vielfach berühmte, aus Mähren stammende und seinen Ursprung vom Hause Este ableitende, vormals gräfliche Geschlecht, theilte sich 1585 mit Hartmann's IV. Söhnen, Karl und Gundacker, in die Karoling'sche und Gund-

Digitized by Google

acker'sche Linie. Beide erhielten 1618 und 1623 die reichsfürstliche Würde. Die erstere Linie starb indeß schon mit Karl's Enkel, Fürsten Johann Adam Andreas, 1712 aus und alle Erb- und angekauften schwäbischen Güter, wie Schellenberg und Vaduz kamen an Fürst Anton Florian von der Gundacker'schen Linie. Unter ihm wurden die letztern beiden reichsunmittelbaren Herrschaften zum Fürstenthum Liechtenstein erhoben, doch erhielt der Fürst nur für sich und seine Person Sitz und Stimme auf dem Reichstage. Erst Joseph Johann Adam, dessen Sohn, wurde 1723 für sich und seine Nachkommen in den Reichsfürstenrath eingeführt. Die Letztern starben indeß 1748 mit Fürst Johann Nepomuk aus und Philipp Erasmus, der jüngere Bruder des Fürsten Anton Florian, übernahm die Regierung. Ihm folgte 1748 sein ältester Sohn, Joseph Wenzel, k. k. Generalfeldmarschall (geb. 1696, gest. 1772), der Schöpfer der österreichischen Artillerie, dem die Kaiserin Maria Theresia im Arsenal zu Wien ein prächtiges Denkmal zu Ehren errichten und 1773 eine Gedächtnißmünze prägen ließ. Dieser starb ohne Nachkommen, das Fürstenthum kam an die zahlreiche Nachkommenschaft seines Bruders Emanuel, die sich nach dessen beiden Söhnen Franz (gest. 1781) und Karl Borromäus Joseph (gest. 1789) in die Franz- und Karl-Liechtenstein'sche Linie getheilt hat. Die ältere besitzt das seit 1806 souveräne Fürstenthum Liechtenstein. Der regierende Fürst führt den Titel „Von Gottes Gnaden, regierender Fürst von L., Herr von Nikolsburg, Herzog von Troppau und Jägerndorf, Graf zu Rittberg", war Mitglied des deutschen Bundes, hatte auf dem Bundestage im Plenum eine Stimme. Das Haus bekennt sich zur katholischen Religion. Der regierende Fürst Johann Nepomuk Joseph aus der ältern Linie (geb. am 26. Juni 1760) folgte am 24. März 1805 seinem Bruder Aloys Joseph und hat sich als Krieger und Diplomat in den Kämpfen zwischen Oesterreich und Frankreich ausgezeichnet, namentlich in den Tagen bei Forchheim, Bamberg, Austerlitz und Aspern; nicht geringere Lorbeern erntete er bei Wagram und schloß mit Talleyrand am 27. Dec. 1805 den Frieden zu Preßburg ab. Da man ihn 1806 wider Wissen zum Rheinbund gezogen hatte, so resignirte er zu Gunsten seines unmündigen Sohnes Aloys Joseph Johann, übernahm aber nach Napoleon's Sturz 1814 die Regierung wieder, trat 1815 dem deutschen Bunde bei, ward k. k. österreichischer Kämmerer, Generalfeldmarschall und starb zu Wien am 30. April 1836. — Fürst Karl von Liechtenstein aus der jüngern Linie ist zweiter Majoratsherr (geb. am 23. Oct. 1790) k. k. Feldmarschallieutenant und Commandeur des Husarenregiments König von Preußen. Oheime desselben und Söhne des Borromäus sind: Joseph Wenzel (geb. am 21. Aug. 1767), k. k. österreichischer Generalmajor, und Aloys Gonzaga Joseph (geb. am 1. April 1780), österreichischer Feldmarschallieutenant und commandirender General in Böhmen, hochverdient als Feldherr und allgemein geachtet und geliebt als Bürger, starb am 4. Nov. 1833 nach einer langwierigen Krankheit zu Prag.

Liechtenstein, Fürstenthum, das kleinste unter den souveränen Herrschaften Deutschlands, ein Alpenländchen mit 5600 Fuß hohen Bergen, dem Rhein zwischen Schweiz und Tyrol, $2^1/_2$ QM., 6400 katholischen Einw., Weinbau, Viehzucht und Baumwollenspinnerei. Fürst Aloys regiert seit 1836. Nach der durch seinen Vater am 9. Nov. 1818 eingeführten landständischen Verfassung bestehen die Stände aus Geistlichen und Richtern, oder Altgeschwornen jeder Gemeinde. Ueber Landtagsbeschlüsse behält sich der Fürst das Recht der Bestätigung und Verwerfung vor. Dominialgefälle, Privatrenten, sowie äußere Staatsverhältnisse liegen außer dem Wirkungskreise ständischer Befugniß. Die Geschäfte des Fürstenthums leitet nach Befehlen der fürstlichen Hofkanzlei in Wien das Oberamt zu Vaduz. Das Oberappellationsgericht ist zu Innsbruck. Mark Vaduz oder Schloß Liechtenstein mit 700 Einw. ist Hauptstadt. — Als Bundesstaat stellt L. 55 Soldaten. Außer diesem souveränen Fürstenthume besitzt der Fürst an mittelbaren Fürstenthümern und Herrschaften in Oberschlesien und Mähren einen Länderumfang von 104 QM. mit 24 Städten, 35 Marktflecken, 56 Dörfern, 29 Herrschaften, 46 Schlössern, 11 Klöstern und 164 Meiereien mit 600,000 Einw. und 1,480,000 Fl. Einkünfte.

Lied. Der Name Lied ist sehr verschiedenen lyrischen Gedichten beigelegt worden

Digitized by Google

und es ist darum sein eigentlicher Charakter schwer zu bestimmen; die Ode besonders, als ein Gedicht verwandter Gattung, ist nicht selten zu dem Liede gezählt worden. Ein Unterschied mag darin liegen, daß das Lied eine größere äußere Gleichförmigkeit beobachtet und die Mannichfaltigkeit der Verse und Versttheile nicht gestattet, welche die Ode hat; fast jeder Vers ist für sich abgeschlossen und bildet einen eigenen Gedanken, das Lied kennt die künstliche Verwickelung der Ode nicht. Dieser äußern Einfachheit entspricht immer der innere Charakter, das Lied beobachtet Gleichförmigkeit und Einfalt der Gedanken und Empfindungen und kennt den kühnen und ungleichen Flug der Ode nicht. Der Geist des eigentlichen Liedes besteht daher darin, daß der einmal aufgegriffene Gegenstand derselbe ist, daß der einmal angeschlagene Ton, die Empfindung im Gemüthe immer fortklinge und tiefer und tiefer töne, bis die ganze Seele von ihr durch und durch ergriffen, lauter Empfindung und Andacht ist. Die Lieder sind nicht immer geistliche oder kirchliche, sie können auch die Vaterlandsliebe und Freiheit, den Muth und den Geselligkeitssinn und den Gemeingeist erwecken und heißen dann Volkslieder, Vaterlandslieder, Trinklieder ꝛc. und wir sind lauter Andacht, Innigkeit und Empfindung. Das Lied ist die erste Frucht des aufkeimenden poetischen Gemüthes und darum ist es alt, wie die Welt. Die ältesten deutschen Lieder sind die Minnelieder und die Lieder der Meistersänger. Unter den Neuen zeichnen sich in dieser Gattung aus: Luther, Gerhard, Gellert, Bürger, Hölty, Goethe, vor Allen Schiller, Tieck, Novalis, Tiedge, Uhland ꝛc. Eine größere, wenigstens allgemeinere Beachtung, verdienen die verschiedenen herrlichen Liedersammlungen, die gewöhnlich zunächst für Hochschulen herausgegeben sind (wie „Deutsche Lieder", Leipz. 1830 u. m. a.), worin unter Andern die schönen Lieder von Körner, Rückert, Arndt, Schenkendorf ꝛc. aufgenommen sind. Das Lied in der Musik oder die Composition des Liedes hat dieselbe Einfachheit und Einfalt; frei von schweren Künsteleien, Fortschreitungen und Modulationen, geht es einfach und kurz den geraden Weg nach dem Herzen. Das ist der Geist des Liedes, als ob kunstlos aus der Seele schnell es ströme. Darin sind die Meister: Himmel, Beethoven, Schubert, Creuzer, Erfurt.

Liederspiel ist ein Schauspiel mit Gesang und unterscheidet sich von der Operette dadurch, daß die darin vorkommenden Gesangstücke nur aus Liedern bestehen, die sehr oft dem Publikum schon bekannt sind, und daß die Instrumentirung die dem Liede angemessene einfache ist. Reichard verpflanzte sie mit seiner „Liebe und Treue" von Frankreich, dessen Vaudevilles sie entsprechen, zuerst 1800 auf den deutschen Boden. Berühmter wurde Himmel's „Fanchon, das Leiermädchen". Seitdem sind zahlreiche L., meist heitern Inhalts, in großer Anzahl franz. Mustern nachgeahmt worden. Einige gelungene Versuche mit sentimentalen L. machte in neuerer Zeit Holtei (s. d.), dessen „Lenore" das bedeutendste darunter ist.

Liedertafeln sind musikalische Männervereine, die in neuerer Zeit sehr gewöhnlich sind. Das mag die Ursache sein, warum Viele meinen, die Liedertafeln seien eine Erfindung der neuen Zeit. Eine uralte Idee hat ein neues Gewand angenommen: das alte poetische Volk der Griechen hat es nie ohne Musik gethan und die Freuden der Tafel und der Gesellschaft erhöhte bei ihnen immer Gesang, den die herumgehende Zither begleitete; näher kommen ihnen schon die Meister- und Minnesängergesellschaften, die einst in unserm Vaterlande blühten, sie führen denselben Charakter und 1673 blühte zu Greiffenberg in Hinterpommern bereits ein Männerverein, welchen die Liebe zur Poesie und zur Musik zusammengeführt hatte; die Mitglieder dichteten und componirten sich ihre Lieder selbst und sangen diese dann in ihren frohen Kreisen. Seit 1809 zumal ist dieser schon alte Gedanke neu aufgegriffen worden: Professor Zelter zu Berlin stiftete zuerst einen solchen Verein, der aus 24 Männern bestand, die sich zu gewissen Zeiten zur gemeinschaftlichen Abendtafel versammelten und ihre eigenen gedichteten und componirten Lieder sangen. Nur wer Sänger oder Dichter oder Componist war, hatte zu dem Vereine Zutritt. Von Berlin aus wurden die L. nach allen Seiten hin üblich in derselben Form. Zunächst entstanden dergleichen in Frankfurt an der Oder und in Leipzig, dann in Dessau und in Göttingen. Jetzt sind

Digitized by Google

sie sehr allgemein und ihre Natur ist genereller geworden; sie haben sehr berühmte und sehr unberühmte Namen und Leute.

Liefland, oder besser Livland, ein Gouvernement Rußlands, das seinen Namen von dem alten Volksstamme der Liven, seinen ersten Bewohnern, führt, die indeß gegenwärtig bis auf eine gar kleine Zahl ausgestorben sind oder sich unter den Letten und Esthen verloren haben. Um 1158 hören wir zuerst von Liefland, wo ein Bremer Fahrzeug in das halbwilde Land verschlagen wird, das jedoch schon lange zuvor mit den Scandinaviern Verkehr gehabt haben mochte. Zu Anfange des 12. Jahrh. war das Land in den Händen der Dänen, von denen ihm auch gewaltsam das Christenthum aufgezwungen worden war, 1230 kam es in die Gewalt der Schwertritter, die es jedoch in den Zeiten der Reformation, wo Zwistigkeiten ihre Macht geschwächt, nicht ferner behaupten konnten und an Polen abtraten, womit es aufhörte ein eigner Staat zu sein. Darauf ist es ein Zankapfel zwischen Russen, Schweden und Polen geworden, bis es 1660 im Frieden von Oliva mit Esthland den Schweden zufiel. Diesen wurde es 1710 von den Russen entrissen, bei welchen es geblieben ist, nachdem es ihnen 1721 im Nystädter Frieden förmlich abgetreten worden war. L. breitet sich zwischen 41° bis 45° 18′ östl. L. und 56° 34′ bis 59° 3′ nördl. Br. aus und grenzt an Esthland, den Peipussee, die Gouvernements Pskow und Witebsk, an Kurland und das baltische Meer, ist 938 oder 965 QM. groß und wird nur von 783,000 Menschen bewohnt. Das Land ist wellenförmig, eben und wechselt mit großen Waldungen, Seen, Flüssen, Meeren, Heiden und reichen Aeckern. Nur unbedeutende Anhöhen ziehen sich durch die weite Fläche und bringen mit ihren zum Theil merkwürdigen Grotten und Höhlen, mit den Seen und Flüssen, den Ruinen ritterzeitlicher Schlösser daneben in das trostlose, einförmige Ganze Poesie und mannichfaltiges Leben. Naturherrlichkeiten sind die Gutmannshöhle an der Aa, die Isenpforte bei Wenden und die Grotte im helmetischen Park. Der vornehmste Fluß ist die schiffbare Düna; außer ihr giebt es noch eine Menge unbedeutenderer Flüsse, Bäche und Seen. Der Himmel im Lande ist unfreundlich und veränderlich. Kälte und heiße Luft, drückende Dürre und überflüssiger Regen wechseln oft lästig mit einander ab. Durch das ganze Land ist im Allgemeinen reicher Segen. Getreide wird mehr erbaut, als dem Lande Noth ist, viele Hülsenfrüchte, Flachs und Hanf; etwas Obst und Gemüse, viele eßbare Beeren, Wildpret und wildes Geflügel im Ueberfluß, Fische im reichen Maße ꝛc. Der reiche Ackerbau begünstigt eine beträchtliche Viehzucht. Außer den Fabriken in der Hauptstadt Riga giebt es in der Provinz fast keine, doch sind viele Branntweinbrennereien, Sägemühlen, Glashütten, Kalkhütten, Leinwand-, wollene- und leinene Zeugwebereien im Flor. Dafür bedarf man Salz, Eisen, Blei, Gewürze, Wein und allerlei Luxuswaaren. Drum ist dann auch der Handel blühend und die Hauptstadt Riga (s. d.) treibt nächst Petersburg den stärksten Seehandel im ganzen Reiche. Letten (stammverwandt mit den Lithauen), Liven (unvermischt an Zahl kaum ein Paar Tausend), Esthen, Deutsche, Schweden und Russen bewohnen die Provinz. In den Städten wird meist die deutsche Sprache geredet und fast der ganze Adel und Klerus ist deutscher Abkunft. Die Mehrheit der Einwohner sind Lutheraner. Die Unterrichtsanstalten befinden sich verhältnißmäßig in einem guten Zustande; auch hat die Leibeigenschaft der Bauern seit 1818 ein Ende. Das Gouvernement zerfällt in folgende fünf Kreise: Riga, Wenden, Dorpat, Pernau und Arensburg. Vgl. de Bray „Essai sur l'histoire de L." (3 Bde., Dorp. 1817), Merkel „Die freien Letten und Esthen" (Riga 1820) und Bienenströmer „Geographischer Abriß von Esthland, L. und Kurland" (Riga 1826), sowie die „Specialkarte von L." (6 Blatt, Petersb. 1839).

Liegnitz, eine freundliche Stadt, im schlesischen Regierungsbezirk gleiches Namens an der Katzbach, ist Sitz der Regierung, hat ein königliches Schloß, eine katholische Kirche mit der Gruft der letzten piastischen Herzoge von Liegnitz und Brieg, zwei evangelische Kirchen, eine von Kaiser Joseph I. 1808 gestiftete Ritterakademie, die mit Vorbehalt der adeligen Freistellen 1820 zu einer Gymnasialbildungsanstalt für die höhern Stände überhaupt erweitert wurde, ein Gymnasium, eine Gewerbeschule, ein Taubstummeninstitut und ein

Digitized by Google

neues Theater, sowie 12,000 E., welche Töpferwaaren fertigen, bedeutende Tuchfabrikation unterhalten, vorzüglich aber in den Gärten der Vorstädte, Kräutereien genannt, Gemüsebau treiben, dessen Producte sehr weit verführt werden und einen Gewinn von 100,000 Thlr. jährlich abwerfen. Seit 1169 war L. Residenz der Herzoge des vormaligen unmittelbaren, etwa 34 QM. mit 100,000 E. umfassenden Fürstenthums Liegnitz. Als mit Georg Wilhelm, dem letzten schlesischen Herzoge aus dem Stamme der Piasten, diese Familie 1675 ausstarb, nahm Oesterreich das Fürstenthum, trotz der Ansprüche Brandenburgs darauf, in Besitz. Unweit L. bei dem Dorfe Lindenbusch schlug 1634 Arnheim mit den Sachsen die Kaiserlichen unter Colloredo, bei dem Dorfe Pfaffendorf besiegte am 15. Aug. 1760 Friedrich II. den General Loudon und das gleichfalls in der Nähe gelegene Wahlstatt (s. d.) ist durch zwei Schlachten merkwürdig. Zur Fürstin von L. wurde 1824 die Gräfin Auguste von Harrach (s. d.) erhoben, als sich der König Friedrich Wilhelm III. von Preußen mit ihr in morganatischer Ehe verband.

Liestal oder Liestall, der Hauptort des schweizerischen Cantons Basel-Landschaft (s. Basel), an der Ergolz, ist der Sitz des Landraths, der Regierung und des Obergerichts des Cantons und hat über 2000 E., die zum Theil durch Fabrikthätigkeit sich nähren.

Lievens, Jan, ein ausgezeichneter holländ. Maler und Kupferstecher, geb. zu Leyden 1607, war der Schüler Georg van Schooten's und Peter Lastmann's und besaß schon in seinem 18. Jahre einen bedeutenden Ruf als Porträtmaler. Von 1630—41 lebte er in England, wo er die Bildnisse Karl's I. und der Königin und vieler Großen malte; später kehrte er nach Holland zurück und fertigte zu Brüssel und Antwerpen mehrere Kirchenbilder. Auf dem Stadthause zu Leyden ist eines seiner besten Werke, nämlich die Enthaltsamkeit des Scipio. Seine Handzeichnungen sind ebenso wie seine Kupferstiche sehr geschätzt; sie sind zum Theil geätzt, zum Theil mit der kalten Nadel vollendet, nach Art der Rembrandt'schen Blätter. Sein Blatt, die Auferweckung des Lazarus, wird höher geschätzt, als das von Rembrandt über denselben Gegenstand. Die Anzahl seiner Kupferstiche beträgt etwa 60. Sein Todesjahr ist ungewiß.

Liewen, eine alte freiherrliche, in Liefland und Kurland begüterte Familie, wurde in der einen Linie in Schweden in den Grafen-, in der andern in Rußland 1826 in den Fürstenstand erhoben. — Joh. Heinr., Graf von L., geb. 1670, gest. 1719, war der beständige Begleiter König Karl's XII. von Schweden auf allen seinen Kriegszügen. — Charlotte Karlowna, Fürstin von L., geb. von Bosse, die Witwe des russischen Generalmajors Andreas Romanowitsch von L., wurde als die Erzieherin der Kinder Kaiser Paul's I. 1794 Ehrendame der Kaiserin und 1799 Gräfin, bei der Thronbesteigung Kaiser Alexander's Oberhofmeisterin und bei der Krönung des Kaisers Nikolaus in den Fürstenstand erhoben. Sie starb 1828. — Karl Andrejewitsch, Fürst von L., geb. um 1765, schwang sich in russischen Militärdiensten bis zum Generalmajor auf, wurde 1817 Curator der Universität zu Dorpat, 1826 Staatsrath, 1827 General der Infanterie und 1828 wirklicher Geh. Rath und Minister der Volksaufklärung. Im J. 1833 mußte er seine Ministerstelle an Uwarow abtreten und wurde nun zum kaiserlichen Palastmarschall befördert. — Christoph Andrejewitsch, Fürst von L., russischer Generallieutenant, war früher Gesandter in Berlin und von 1813—34 in London, wo er sich bei den Verhandlungen über die Pacification Griechenlands und über die Trennung Belgiens sehr thätig bewies. Er starb zu Rom 1839. — Des Letztern Gemahlin, Dorothea, Fürstin von L., geb. von Benkendorf, seit 1828 Ehrendame der Kaiserin, gehört zu den politischen Celebritäten, indem sie in Berlin, in London und später auch in Paris, wo sie nach ihres Gemahls Tode ihren Aufenthalt nahm, in ihren Salons die Notabilitäten versammelte. Nach der Revolution vom 26. Febr. 1848 ging sie nach London.

Liga, s. Ligue.

Ligarius, Quintus, ein röm. Senator und Anhänger des Pompejus (s. d.), hielt sich seit 51 v. Chr. als Legat in Afrika auf und wurde hier von den bedrängten Pompejanern, die sich dahin flüchteten, zum Oberhaupt ihrer Partei erwählt. Er lehnte

Digitized by Google

dies zwar entschieden ab, wurde aber dennoch durch den Sohn des von Rom aus nach Afrika zur Verwaltung der Provinz abgeschickten L. Alius Tubero (s. d.) der Widersetzlichkeit gegen Cäsar öffentlich angeklagt. Cicero vertheidigte ihn in der Rede „Pro Ligario", welche schon die Alten zu den schönsten zählten, im Beisein des Cäsar selbst 47 v. Chr. so siegreich, daß er völlig freigesprochen und begnadigt wurde; demungeachtet nahm er später an der Verschwörung gegen Cäsar Theil und fand bei dem Umsturze der Republik seinen Untergang.

Ligatur ist in der heutigen Musik das, wovon bereits unter dem Art. Bindung gehandelt worden. In der alten Kirchenmusik bedeutet sie aber die Verbindung mehrerer Noten, die auf eine einzige Sylbe gesungen werden sollen. Bei diesen Ligaturen war mancherlei zu beobachten, weil die Geltung der Noten von einerlei Figur ungemein veränderlich dabei war. Gegenwärtig ist nichts unverständlicher in den Kirchengesangbüchern mittlerer Zeiten als die verschiedenen Bezeichnungen der Ligaturen und ihre Aufklärung würde von eben so geringem Nutzen sein. — In der Chirurgie nennt man eine L., z. B. bei Operationen, das Unterbinden eines Körpertheils durch Zwirn oder Draht, um das Blut zu stillen, oder, wie bei Polypen, Warzen ꝛc., um das allmälige Absterben und Abfallen dieser Auswüchse zu bewirken. — In der Schriftgießerei heißen die an einander gegossenen Buchstaben wie ch, ck, ß, ff, ft, ll, ä, ü ꝛc. Ligaturen.

Ligne, ein altes Geschlecht in Belgien, dessen Stammsitz in Hennegau liegt. Herbrand, ein Nachkomme der souveränen Grafen von Elsaß, kam um 1090 nach Hennegau, heirathete Hermingarde, die Schwester Dietrich's von Leuze und nahm nach dem Zeichen seines Wappens den Namen Ligne an. — Anton von L., mit dem Beinamen der große Teufel, erhielt 1513 durch den nachmaligen Kaiser Karl V. und ein Patent des Königs Heinrich VIII. von England die Würde eines Fürsten von Mortagne und sein Sohn, Jakob von L., wurde später vom Kaiser zum Grafen ernannt. — Graf Lamoral von L., Fürst von Epinoy, Souverän von Fagnolles, erhielt vom Kaiser Rudolph II. durch die Bulle vom 20. März 1601 die Würde eines Fürsten des Reichs für sich und seine Nachkommen beiderlei Geschlechts. — Florenz von L., brachte durch seine Vermählung mit Louise von Lothringen im J. 1608 das Fürstenthum Amblise und andere beträchtliche Besitzungen des lothring. Hauses an die Familie. — Gegenwärtig zerfällt das Geschlecht noch in die drei Seitenzweige Arenberg (s. d.), Chimay und Barbaçon. — Karl Joseph, Fürst von L., geb. zu Brüssel am 23. Mai 1735, betrat noch sehr jung die kriegerische Laufbahn, wohin seines Vaters und Großvaters Thaten ebensowohl als ihr mächtiger Einfluß, beide Feldmarschälle in Diensten des Hauses Oesterreich, ihn riefen. Im J. 1752 bekam er eine Hauptmannsstelle mit einer Abtheilung Soldaten im Regimente seines Vaters. Als solcher wohnte er den Feldzügen von 1757 bei und zeichnete sich bei Breslau, Leuthen und vielen anderen Gelegenheiten durch Muth und Tapferkeit rühmlichst aus. An dem Siege bei Hochkirchen 1758 hatte er Antheil, bemächtigte sich eines wichtigen Postens und erhielt dafür den Grad eines Obersten. Die glänzendste Tapferkeit legte er in den Schlachten des 7jährigen Krieges an den Tag. Im J. 1770 folgte er Joseph II., der sehr viel Vertrauen zu ihm hegte, zu einer Unterredung mit Friedrich II. In dem bayr. Erbfolgekriege 1778 commandirte er die Avantgarde des Marschalls Loudon. Der hierauf erfolgte allgemeine Friede gewährte ihm Muße, sich mit den Wissenschaften zu beschäftigen und Italien, die Schweiz und vorzüglich Frankreich bereisen zu können. Mit großem Aufsehen erschien er 1779 zu Versailles und überbrachte dem König Ludwig XVI. die Siegesnachricht von Mexon. Er erfreute sich einer ausgezeichneten Aufnahme bei der Königin Marie Antoinette und fand hier Gelegenheit, die Bekanntschaft der Marquise von Coigny zu machen, einer der geistreichsten Frauen ihrer Zeit, mit der er lange Zeit im Briefwechsel stand, der sich auch gedruckt in seinen Werken befindet. Im J. 1782 wurde er mit einer wichtigen Sendung an die Kaiserin Katharina beauftragt. Die Kaiserin fand Gefallen an ihm, ernannte ihn zum Feldmarschall, beschenkte ihn mit einem Landstrich in der Krim und gestattete ihm, sie begleiten zu dürfen, als sie sich mit Jo-

Digitized by Google

seph II. in jene Gegend begab. Schon 1781 hatte ihn Joseph II. zum General der Artillerie ernannt und mit militärischen und diplomatischen Aufträgen zum Prinz Potemkin gesandt, der damals Oczakow belagerte. Er unterzog sich allen Gefahren dieses schwierigen Unternehmens, und sein Bericht, den er davon giebt, wird als eine der vortrefflichsten Schriften seiner Werke betrachtet. Im folgenden Jahre befehligte er ein österreichisches Armeecorps und hatte rühmlichen Antheil an der Eroberung von Belgrad. Der Tod Joseph's II. rief ihn von seiner militärischen Laufbahn. Seine tiefe Trauer bei dieser Gelegenheit machte ihn bei Kaiser Leopold nicht beliebt, und der Aufstand in den Niederlanden war Vorwand genug, ihn gänzlich zu entfernen. Doch war der Prinz von Ligne stets gegen die Revolutionspartei und konnte sich nie entschließen, die Waffen für dieselbe zu ergreifen, und als ihn Vandernoot, Chef der Aufrührer, aufforderte, sich mit ihnen zu vereinigen, rieth ihm der Prinz, sich augenblicklich zu unterwerfen. Nach der Unterdrückung der Unruhen begab er sich nach Belgien zur Verwaltung der Grafschaft Hennegau; aber er blieb nicht lange im Genusse seiner Güter, der Einfall der Franzosen vertrieb ihn bald wieder daraus. Diesem Verluste, der ihn noch um den größten Theil seines noch übrigen Vermögens brachte, das seine Verschwendungen schon sehr verringert hatten, war jedoch ein schmerzlicherer Kummer vorangegangen, der vollends die letzten Jahre seines Lebens vergiftete, dies war der Tod seines ältesten Sohnes, eines sehr liebenswürdigen jungen Mannes, welcher den 14. Sept. 1792 in dem bekannten (Prinzen-) Zug in der Champagne getödtet ward. Verlassen von seinem Fürsten, überließ sich L. jetzt den Wissenschaften leidenschaftlich und verfaßte eine große Anzahl von Schriften, die ganz den Charakter des Verfassers an sich tragen, der witzig, geistreich, geschwätzig und äußerst gutmüthig war, die aber auch für die Geschichte der damaligen Zeit nicht unwichtig sind. Unter dem Titel „Mélanges militaires littéraires et sentimentaires" (34 Bde., Wien und Dresd. 1795 bis 1811) gab er eine Sammlung seiner Schriften heraus, an welche sich die „Oeuvres posthumes" (6 Bde., Wien und Dresd. 1817) anschließen. Außerdem erschien von ihm „Vie du prince Eugène de Savoie" (Weimar 1809), welche Schrift er scherzweise dem Prinzen Eugen selbst zuschrieb; ferner „Lettres" (2 Bde., Weim. 1812) und „Philosophie du catholicisme avec une préface par Ph. Marheinecke" (Berl. 1816). Die Frau von Staël gab des Fürsten „Lettres et pensées" (2 Bde., Par. 1809) und Malte-brun „Oeuvres choisies" (2 Bde., Par. 1809) heraus. Im J. 1807 ernannte ihn Kaiser Franz zum Capitän seiner Leibtrabanten, und noch kurz vor seinem Tode sah er seine Revenuen ansehnlich vermehrt durch den Austausch einer Domäne, mit welcher ihm zugleich eine Entschädigung seiner verlornen Güter gewährt wurde. Er starb zu Wien den 13. Dec. 1814 79 Jahre und 6 Monate alt. Bis zum letzten Augenblicke blieb ihm sein lebhafter Geist und unversiegbarer Humor, der ihn immer auszeichnete. Als er 1814 die endlosen Feste und Bälle für den Congreß in Wien sah, äußerte er: „Der Congreß tanzt, er geht nicht; wenn aber alle Arten von Schauspielen erschöpft sein werden, will ich auch eines geben, nämlich das Leichenbegängniß eines Feldmarschalls." Diese Voraussagung ging in der That in Erfüllung. Da er ohne beträchtliches Vermögen starb, aber doch dem Gebrauche gemäß seinen Trabanten ein Legat hinterlassen wollte, so vermachte er ihnen seine Sammlung Manuscripte, die man auf 100,000 Fl. schätzte. Die Erben, welche sich nicht dazu für diesen Preis verstehen wollten, überließen sie einem Buchhändler um einen mäßigen Preis; allein der Graf von Colloredo, sein Nachfolger als Befehlshaber der Trabanten, vereitelte diesen der Compagnie nachtheiligen Handel. Dieser Vorfall hinderte jedoch die Bekanntmachung der Manuscripte nicht. — Der gegenwärtige Fürst, Eugen Lamoral von L., Fürst von Amblise und Epinoy, geb. am 28. Jan. 1804, ist der Enkel des Vorigen und seit 1836 in dritter Ehe mit der Prinzessin Hedwig Lubomirski vermählt. Bei der Trennung Belgiens von Holland wollte ihn eine Partei auf den belg. Thron erheben. Er wohnte 1838 als belg. Gesandter der Krönung der Königin Victoria von Großbritannien bei und ging später als bevollmächtigter Minister des Königs Leopold nach dem Haag.

Digitized by Google

Ligny, ein belgiſches Dorf, ungefähr vier Meilen von Charleroi gelegen, hat der Schlacht den Namen gegeben, die hier Napoleon am 16. Juni 1815 der preuß. Armee lieferte, während zu gleicher Zeit in einiger Entfernung der Marſchall Ney die brit. Armee bei dem Weiler Quatre-Bras (ſ. d.) zurückhielt. Napoleon, der ſich bei Eröffnung des Feldzuges von 1815 ſeinen Gegnern nicht gewachſen fühlte, hatte den Plan gefaßt, dieſelben einzeln zu überwältigen. Während die Ruſſen und Oeſterreicher noch dem Rheine zuzogen, ſtanden die Preußen und Briten ſchon in Belgien und zwar, wegen Schwierigkeit der Truppenverpflegung, in ſehr ausgedehnten Cantonnirungen. Die brit.-braunſchw.-niederländiſche Armee unter Wellington, deſſen Hauptquartier am 14. Juni Abends zu Brüſſel war, beſtand aus 104,000 M. mit 250 Kanonen, und war in drei Corps getheilt, von denen das erſte unter dem Prinzen von Oranien (ſ. Wilhelm II.) ſein Hauptquartier zu Braine-le-Comte; das zweite unter Hill zu Brüſſel; das dritte, welches die Cavalerie vereinigte, unter Urbridge zu Grammont hatte. Die 120,000 M. ſtarke preuß. Armee unter Blücher, der ſein Hauptquartier zu Namur hatte, war in vier Corps getheilt. Das erſte unter Ziethen zog ſich an der Sambre hin und hatte ſein Hauptquartier zu Charleroi. Das zweite ſtand unter Pirch in der Gegend von Namur; das dritte unter Thielmann in der Gegend von Dinaat an der Maas; das vierte unter Bülow hielt, in weiter Entfernung, Lüttich beſetzt. Wie die brit. Armee zu Quatre-Bras, ſollte ſich die preuß. bei der Annäherung des Feindes zu Fleurus concentriren. Die franz. Armee lehnte am Abende des 14. Juni ihren linken Flügel an das rechte Ufer der Sambre, hatte ihr Centrum zu Beaumont, ihren rechten Flügel vor Philippeville. Ney befehligte den linken Flügel, der aus dem erſten Corps unter Erlon und dem zweiten unter Reille beſtand. Im Centrum befanden ſich das ſechſte Corps unter Lobau, das dritte unter Vandamme, vier Cavaleriecorps unter Grouchy und die Garden. Der Graf Gérard bildete mit dem vierten Corps und einem Detachement Cavalerie den rechten Flügel. Soult verſah den Dienſt eines Generalmajors des franz. Heeres, das 122,000 Streiter mit 350 Kanonen zählte. Als Napoleon die Abſicht Wellington's und Blücher's erkannte, faßte er den Entſchluß, über die Preußen, die ihm zunächſt ſtanden, unverweilt herzufallen. Am 15. Juni bei Tagesanbruch ſetzte ſich die franz. Armee in Bewegung, überſchritt die Sambre, warf die preuß. Vorhut und beſetzte Thuin, Charleroi, Goſſelies und Gilly. Wellington, in der Meinung, Napoleon richte ſeine Hauptmacht gegen ihn, machte keine Bewegung, Blücher zu Hülfe zu kommen, ſo dringend ihn dieſer auch dazu aufforderte. Erſt gegen Mitternacht, als des Kaiſers Plan klar geworden, ließ Wellington ſeine Corps nach Quatre-Bras abgehen, und ſchon am Morgen des 16. Juni hatte der Prinz von Oranien daſelbſt Stellung genommen. Blücher hatte inzwiſchen auch ſeine drei nächſten Corps in derſelben Nacht vom 15. zum 16. Juni zuſammengezogen und ſtellte ſich zwiſchen St. Amand und Sombref auf, mit dem Plane, dieſe beiden Dörfer, ſowie Ligny und Bry zu behaupten. Sein rechter Flügel zu Bry ſtand demnach Quatre-Bras ſehr nahe; ſein linker zu Sombref war ungefähr $2^1/_2$ Stunden vom Corps des Prinzen entfernt. Nach den „Mémoires, écrits à St.-Hélène“ erhielt Ney in der Nacht vom 15. zum 16. von Napoleon den Befehl, mit Anbruch des Tages ſich auf dem Plateau von Quatre-Bras zu befinden, dort eine gute Stellung zu nehmen und jede Unterſtützung der Preußen durch die Briten zu verhindern. Erlon ſollte ſich mit dem erſten Corps im Rücken Ney's, bei Frasnes, aufſtellen, um von hier aus nach Befinden den Marſchall zu unterſtützen, oder auch auf den Ruf des Kaiſers im entſcheidenden Momente dem rechten Flügel des preuß. Heeres in die Flanke oder in den Rücken zu fallen. Gegen 10 Uhr am Morgen des 16. begann Napoleon ſeine Streitkräfte zu ordnen. Sein linker Flügel, vom dritten Corps gebildet, ſtand vor Fleurus; im Centrum war das vierte Corps; Grouchy mit der Cavalerie bildete den rechten Flügel. Die Garde und die Küraſſiere ſtanden in zweiter Linie; das ſechſte Corps bildete die Reſerve. Gegen 2 Uhr Nachmittags befahl der Kaiſer eine Frontveränderung. Das Centrum und der rechte Flügel mußten ihre ſchräge Stellung verlaſſen und vorgehen, ſo daß nun die Franzoſen den Preußen parallel ſtanden. Auch ſcheint es, als habe Na-

Digitized by Google

poleon dem ersten Corps unter Erlon zu gleicher Zeit den Befehl ertheilt, statt nach Frasnes, nach Bry, gegen die rechte Flanke der Preußen, anzurücken. Der Kaiser hoffte von der Frontveränderung, die später sehr getadelt wurde, den größten Erfolg. „In drei Stunden," sagte er zu Gérard, „kann das Kriegsgeschick entschieden sein. Wenn Ney den Auftrag gut ausführt, wird uns keine Kanone der preuß. Armee entkommen; wir fassen die Preußen en flagrant délit." Gegen $3^1/_2$ Uhr Nachmittags begann die Schlacht. Während Grouchy mit der Cavalerie den linken Flügel der Preußen beschäftigte, griff Vandamme das Dorf St.-Amand an, das wiederholt genommen und verloren wurde und endlich zum Theil in den Händen der Franzosen blieb. Ebenso hartnäckig vertheidigten die Preußen das sehr vortheilhaft gebaute Dorf Ligny gegen das vierte Corps unter dem Grafen Gérard. Vergebens hatte dieser seine Division geopfert, als Napoleon gegen 5 Uhr das Anrücken der Garden auf Ligny befahl. Allein zu gleicher Zeit gerieth der linke Flügel der Franzosen in große Unruhe, indem sich in dessen Rücken ein starkes Corps zeigte, welches man für eine Abtheilung des brit. Heeres hielt. Erst nachdem Napoleon mit Zeitverlust sich überzeugt, daß dies das Corps Erlon's sei, eilten die Garden gegen Ligny, und nun mußten die Preußrn der Uebermacht weichen. Blücher räumte nach einer letzten Anstrengung, bei welcher er beinahe umkam, Ligny und trat, von der Dunkelheit begünstigt, den Rückzug an. Die Preußen hatten 20,000 M. und 25 Kanonen, die Franzosen 6—7000 M. verloren. Napoleon hatte nur 60,000 M. im Gefecht gehabt, denn sein sechstes Corps erreichte erst beim Einbruche der Nacht Fleurus, und sein erstes unter Erlon blieb unthätig, weil dasselbe, nachdem es im Rücken der Armee eingetroffen, wieder nach Frasnes zurückkehren mußte und auf diese Weise weder bei Quatre-Bras noch bei Ligny mitwirken konnte. Diesen Mißgriff, dessen wahre Ursache im Dunkel geblieben ist, empfand besonders Ney schmerzlich. Derselbe erwartete den ganzen Morgen des 16. Juni hindurch mit dem ungefähr 18,000 M. starken zweiten Corps die Ankunft Erlon's zu Frasnes und rückte, nachdem er um 11 Uhr nochmals die dringendste Weisung erhalten, gegen Quatre-Bras vor, wo ihm der Prinz von Oranien bereits mit 25,000 M. zuvorgekommen war. Dessenungeachtet unternahm er den Angriff und setzte sich zu Quatre-Bras fest, mußte aber, da eine Division des brit. Heeres nach der andern eintraf und er ohne Unterstützung blieb, allmälig kämpfend bis Frasnes zurückweichen, wo er Stand hielt. Der Verlust betrug hier auf beiden Seiten ungefähr 5000 M. und unter den Gefallenen befand sich auch der Herzog Friedrich Wilhelm (s. d.) von Braunschweig. Napoleon erlangte durch seinen Sieg nicht die gehofften strategischen Erfolge; er hatte weder die Preußen vernichtet, noch ihre Vereinigung mit dem brit. Heere unmöglich gemacht. Blücher zog sich mit dem ersten und zweiten Corps auf Wavre zurück, wohin ihm auch nach Mitternacht sein drittes, wenig beschäftigt gewesenes Corps unter Thielmann folgte. Sei es, daß sich Napoleon über die errungenen Vortheile täuschte, oder daß er zu geschwächt war, erst am 17. Juni schickte er Grouchy und Vandamme mit 35,000 M. zur Verfolgung der Preußen ab. Wichtig für die Folge war es, daß sich dieses Corps auf den Weg nach Lüttich, statt nach Wavre (s. d.) wendete und so die Preußen längere Zeit aus dem Gesichte verlor. Als Wellington den Ausgang der Schlacht bei Ligny vernahm, zog er sich ebenfalls an den Wald von Soigne zurück und nahm am 18. Juni, nachdem er sich mit Blücher verständigt, die Schlacht von Waterloo (s. d.) an, welche das Schicksal Napoleon's und Europa's entschied.

Ligue oder Liga bedeutet eigentlich eine auf Vertrag beruhende Vereinigung Mehrerer zu irgend einem gemeinschaftlichen Zwecke, bezeichnet aber in der Geschichte vier einzelne vorkommende Verbindungen, welche in der Absicht geschlossen waren, einen Gegner zu unterdrücken. Die erste Ligue war die von Cambray, zwischen dem deutschen Kaiser Maximilian I., dem Könige Ferdinand von Spanien, dem Papst Julius II. und dem Könige von Frankreich Ludwig XII. Venedigs, der mächtigen Republik, Macht und Stolz sollten unterdrückt werden, indem man die an sie abgetretenen Stadtgebiete, Brescia, Cremona, Bergamo, Crema, Caravaggio und die Ghiara d'Adda ihr entreißen und wieder mit Mailand vereinigen wollte. An der Spitze der Ligue gelang dies Ludwig XII. binnen

15 Tagen durch den blutigen Sieg bei Agnadello (den 14. Mai 1509) und durch Peschiera's Erstürmung. — Doch der Papst hatte den Lieblingsgedanken gefaßt, die Fremden aus Italien zu verdrängen, und darum löste er die Ligue von Cambray auf und verband sich mit Venedig gegen Frankreich durch eine heilige Ligue (Liga santa), so genannt, weil Se. Heiligkeit an der Spitze stand. Bald gewann er auch (1511) die Schweiz, Spanien und England für dieselbe. Da der Herzog Alfons von Ferrara seine Verbindung mit Ludwig XII. von Frankreich nicht auflösen wollte, traf ihn der Bannstrahl des Papstes, und das Einrücken der venetianischen und päpstlichen Truppen in sein Land. Die Franzosen, zwar tapfer kämpfend, wurden zurückgedrängt, besonders als Maximilian I., der heiligen Ligue beigetreten, die deutschen Söldner vom franz. Heere abrief. Nun erklärten sich auch die Lombarden für die päpstl. Sache, und Ludwig's Truppen behaupteten nur noch Brescia und Crema, nebst den Schlössern zu Malland, Novara und Cremona. Vgl. Bot, „Histoire de la ligue faite à Cambray" (2 Bde., Haag 1729). — Die dritte Ligue ist auch eine heilige Ligue, geschlossen in Frankreich von der katholischen Partei unter Anführung des Herzogs Heinrich von Guise gegen die Hugenotten 1576. Der König von Frankreich, Heinrich III., hatte den Calvinisten durch ein Friedensedict gewisse bürgerliche Vortheile einräumen müssen, aber doch erkannte er selbst bei einer Ständeversammlung zu Blois die Ligue an. Papst Sixtus V. belegte Heinrich von Navarra und Prinz Condé mit dem Bann und Heinrich III. wurde von den Liguisten (Theilnehmern der heil. Ligue) gezwungen, gegen die Hugenotten zu Felde zu ziehen. Doch wurden die Liguisten bei Loutens 1587 von Heinrich von Navarra geschlagen. Dies reizte die Stimmung des fanatisirten Volkes immer mehr gegen den unwürdigen König; die Sorbonne entschied, daß man unfähigen Fürsten die Regierung nehmen könne, und die zu Nancy versammelten Liguisten schrieben dem Könige Gesetze vor. Er berief zwar seine Schweizertruppen darauf nach Paris, doch die Bürger griffen zu den Waffen, verrammelten die Straßen bis zum Louvre und schlossen die Truppen ein, worauf der König aus Paris floh, und endlich wieder von den Liguisten zu einer Verbindung gegen die Ketzer gezwungen wurde. Der König, welcher bei dem Uebermuthe der Verbündeten keinen offenbaren Widerstand wagen konnte, ließ darauf die Häupter derselben, die Guisen, ermorden. Doch noch ein Guise war übrig, der Herzog von Mayenne, welcher mit seiner Partei den feigen König so sehr bedrängte, daß er sich in die offenen Arme seines Gegners, Heinrich's von Navarra, warf und mit seiner Hülfe Paris wieder nehmen wollte. Doch auch hier erreichte ihn die Macht der Ligue. Er ward von einem fanatischen Dominikaner, Clement, 1589 ermordet. Sein Nachfolger Heinrich IV. unterdrückte später die Anmaßungen dieser heil. Ligue. Vgl. Mignet, „Histoire de la Ligue" (5 Bde., Par. 1829). — Die vierte Verbindung unter jenem Namen ist eine katholische Ligue, geschlossen 1610. Der Religionsfriede von Augsburg 1555 hatte zwar den Protestanten manche Vortheile gewährt, aber doch waren sie, in Rücksicht auf die äußern, an ihr Glaubensbekenntniß geknüpften Vortheile noch sehr im Nachtheile, weil der geistliche Vorbehalt jeden Uebertritt zu ihrer Partei sehr erschwerte. Auch war schon seit 1559 ein endloser Streit über die Wiederherstellung geistlicher Besitzungen und Einkünfte von Seiten der Katholischen, sowie über die Säcularisirung oder Aneignung derselben von Seiten der Protestanten geführt worden. Nach Verfall des Reichskammergerichtes wurden jetzt die beiderseitigen Klagen fast immer vor den Reichshofrath gebracht, aber von diesem meistens zum Nachtheile der Protestanten entschieden. Diese beschwerten sich natürlich über dieses parteiische Gericht, sowie die Katholischen über die häufige Unmöglichkeit klagten, die Sentenzen desselben zu vollstrecken. So traten sich beide Parteien immer schroffer gegenüber, und da sie meinten, keine bessere Garantie zu haben, als das System des Gleichgewichtes, so suchten sie dasselbe durch Bündnisse herzustellen. Die Katholischen schlossen die kath. Ligue unter dem Herzoge von Bayern, Maximilian, zu Würzburg. Die evangel. Union bestand zwischen meist oberdeutschen Staaten unter Kurfürst Friedrich von der Pfalz. Vgl. Stumpf, „Diplomat. Geschichte der deutschen Liga" (Erfurt 1800).

Digitized by Google

Liguori, Alfonso Maria de, der bekannte Stifter der Ligoristen (Ligorianer oder Redemptoristen), geb. zu Neapel am 26. Sept. 1696, war zuerst Advocat, trat dann in den geistlichen Stand, war besonders als Volkslehrer und Prediger beliebt und stiftete 1732 in einem Flecken des Principato Ulteriore, im Königreiche beider Sicilien, den Orden vom Erlöser (di santo redemtore), der von Clemens XII. genehmigt, sich schnell durch ganz Sicilien verbreitete und zu Nocera di Pagani seinen Hauptsitz hatte. Liguori wurde 1762 von Clemens XIII. zum Bischof von St. Agate de Goti, im Principato Ulteriore ernannt, zog sich aber alt und kränklich 1775 nach Nocera di Pagani zurück, starb hier am 1. Aug. 1782, 86 Jahre alt und wurde von Gregor VI. am 26. Mai 1839 heilig gesprochen. Unter seinen zu Neapel, Venedig und Bassano erschienenen Schriften erwähnen wir nur seine: „Theologia moralis etc." (Neapel 1755, 2 Bde.), „Homo apostolicus etc." (Venedig 1782, 3 Bde.) und „Istoria di tutte l'eresie etc." (Ebend. 1773, 3 Bde). Vgl. Jeancard, „Vie du b. Alph. L." (Löwen 1829; deutsch, Regensb. 1840).

Ligurien, das Land der Ligurer, eines Volkes, von dem wir nur wissen, daß es weder zu den Iberern noch Kelten gehörte. Es war in viele kleine Völkerschaften getheilt und wohnte in ältester Zeit im südlichen Gallien und im nördlichen Italien vom Busen des Mittelmeeres viel weiter landeinwärts als später, wo sie durch die Kelten zurückgedrängt wurden und im Westen der Rhone, wo sie mit Iberern vermischt gelebt hatten, ganz untergingen. Im Osten der Rhone waren ligurische Stämme, namentlich die Salyer oder Sallurier noch lange Zeit den Massiliern gefährlich, bis sie von den Römern 125 v. Chr. unterworfen wurden, worauf ihr Land den Anfang der gallischen Provinz bildete. In Italien wohnten die Ligurier südlich vom obern Po (die Ananen) und auch nördlich desselben im cisalpinischen Gallien an den celtischen Alpen (Tauriner); beim Sinken der etrurischen Macht hatten sich ligurische Stämme auch im nördlichen Etrurien verbreitet. Die letztern, sowie die Bewohner der Seeküste wurden schon zwischen dem ersten und zweiten pun. Kriege von den Römern unterworfen; die übrigen aber, namentlich die Bewohner der Seealpen und Apenninen, konnten erst nach 50jährigem Kampfe, nach 150 n. Chr. unterjocht werden. Augustus gab der neunten Region Italiens den Namen L. Dieser Landestheil wurde westlich gegen das narbonensische Gallien hin durch den Fluß Varus (Var) und die Alpen bis zum Berge Vesalus (Viso), nördlich gegen das transpadan. Gallien durch den Padus (Po) bis gegen Placentia (Piacenza), östlich gegen das cispadan. Gallien durch einen Zweig des Apennin am Flusse Trebia und gegen Etrurien durch den Fluß Macra, südlich aber durch das Meer begrenzt. An der Küste liegen die Städte Nicäa (Nizza) und Portus Herculis Monöci (Monaco), massilische Niederlassungen, und Genua; im Innern Dertona (Tortona), Aquä Statiellorum (Acqui), Polentia (Pollenza) und Asta (Asti). Die Einwohner werden als kriegerisch und räuberisch, aber auch als unverdrossen, genügsam, kräftig, gewandt und tapfer geschildert; die Karthager und später die Römer schätzten sie als treffliche Krieger, besonders für den leichten Krieg.

Ligurische Republik nannte sich die Republik Genua (s. d.), als dieselbe 1797 während der franz. Invasion ihre aristokratische mit einer demokratischen Verfassung vertauschen mußte. Genua hatte zwar bei den Eroberungen Bonaparte's in Italien eine strenge Neutralität beobachtet, wurde aber durch die Drohungen des franz. Obergenerals genöthigt, mit demselben am 6. Juni 1797 eine Convention zu schließen, nach welcher eine neue, nach dem Muster der Republik Frankreich gebildete Staatsverfassung eingeführt wurde. Den Namen der Ligurischen Republik erhielt der neue Staat, weil sein Gebiet dem altröm. Ligurien (s. d.) entsprach. Grundsätze der Verfassung waren Freiheit, Gleichheit und Volkssouveränetät. Das Territorium wurde in 25 Jurisdictionen getheilt. Wer 25 Jahre alt und in die Register einer Gemeinde eingetragen war, hatte das Recht, in den Primärversammlungen an der Wahl der Bürger Theil zu nehmen, die ihrerseits den gesetzgebenden Körper wählten. Der gesetzgebende Körper zerfiel in den Rath der Alten und in den Rath der Sechziger. Der letztere hatte die Initiative in der Gesetzgebung, der erstere, dessen Mitglieder das Alter von 40 Jahren erreicht haben mußten, die Entscheidung. Die

Digitized by Google

Verwaltung führte ein von den Räthen gewähltes Directorium von fünf Mitgliedern, dem ein Ministerium zur Seite stand. Außer einer Landmacht von 2000 M. sollte der Staat auch eine Seemacht und eine Bürgermiliz errichten. Ein Schutz- und Trutzbündniß mit Frankreich sicherte das Bestehen der Republik nach Innen und Außen. Im J. 1802 wurde jedoch diese Verfassung dahin abgeändert, daß an die Stelle des Directoriums eine einzelne Magistratsperson unter dem Titel eines Dogen (s. d.) trat, worauf im J. 1805 die Ligurische Republik auf Verlangen ihres Dogen mit dem franz. Kaiserreiche vereint wurde. Ihr Territorium wurde in drei Departements verwandelt und die Vereinigung durch einen Senatusconsult vom 16. Vendémiaire des J. XIV bestätigt. Der Wille Napoleon's hatte hingereicht, diese Veränderung zu bewirken.

Likymnios, der Sohn des Elektryon und der Phrygierin Midea, ein Halbbruder der Alkmene, war Gemahl der Perimede, der Schwester des Amphitryon und Vater des Oeonos, Argeios und Melas. Er war ein treuer Freund des Herkules und nach dessen Tode auch seiner Nachkommen, wurde aber von dem Tlepolemos, dem Sohne des Herkules, entweder zufällig oder aus Eifersucht getödtet. Sein Grabmal wurde in Argos gezeigt.

Liliaceen (Liliaceae) ist der Name einer Pflanzenfamilie, welche viele der beliebtesten, durch Schönheit und Wohlgeruch ihrer Blumen ausgezeichnete Gartenpflanzen enthält, wie die Lilien, Tulpen, Tuberosen und Kaiserkronen. Die Liliaceen haben zuweilen eine faserige Wurzel, meist aber eine schuppige Zwiebel, aus welcher entweder ein unbeblätterter oder beblätterter Stengel entspringt. Die Blüthen sind groß und gewöhnlich schön gefärbt, sie stehen einzeln oder in Aehren, Trauben und Büscheln beisammen. Von den Prachtwerken, die man über die L. besitzt, ist das von Rédouté herausgegebene eines der gelungensten. Viele Arten der L. gedeihen im freien Lande, andere aber, besonders die aus Tropenländern stammenden, verlangen einen Platz im Glashause und besonders umsichtige Behandlung, wenn sie zum Blühen gebracht werden sollen, was dennoch bei vielen oft in mehreren Jahren nicht Einmal gelingt.

Lille, niederländisch Ryssel, die Hauptstadt des Departements des Nordens im franz. Flandern, ist eine von den größern Städten Frankreichs, liegt in sehr fruchtbarer, trefflich angebauter Gegend, an der hindurchfließenden Deule und gehört zu den stärksten Festungen Frankreichs und überhaupt Europa's, indem sie außer ihren eigenen starken Festungswerken, an der Nordseite eine Citadelle, Vauban's Meisterwerk, hat. Die Stadt selbst ist schön gebaut, hat gerade, breite Straßen, über 11,000 Häuser und 80,000 Einw. Das Schauspielhaus, Rathhaus, Militärhospital, das neue Hospital, die Kornhalle und die Stephanskirche gehören zu den prächtigsten Gebäuden derselben. Die Gemäldesammlung des hiesigen Museums ist der ehemalige Ueberfluß des Pariser Museums. Industrie und Handel sind äußerst blühend und L. gehört zu den ersten Landungsplätzen Frankreichs. Wichtig sind Baumwollenspinnereien und Seife-, Band- und Tuchfabriken. Vor den Thoren der Stadt stehen mehr als 100 Windmühlen. L. ist einer der größten Kornmärkte und von jeher wegen Blumisterei berühmt. Es gab Zeiten, wo der Tulpenschwindel so arg war, daß man für eine Zwiebel eine große Brauerei hingeben konnte. L. wurde 863 vom Grafen Balduin I. von Flandern erbaut und bestand Anfangs nur aus einem Schlosse, das von seiner Lage zwischen den zwei Flüssen, der Lys und Deule, l'isle (die Insel) genannt wurde, woraus später Lille entstand. Mit geringen Unterbrechungen gehörte es fortwährend den Grafen von Flandern und deren Nachfolgern aus dem Hause Burgund und Oesterreich bis 1667, wo es Ludwig XIV. eroberte, der es auch im Aachner Frieden behielt. Prinz Eugen eroberte L. 1708 nach einem heftigen Bombardement, dagegen beschossen es die Oesterreicher 1792 ohne Erfolg.

Lilliput, ein bei Satirikern vorkommendes, erdichtetes Land, klein und kleinlich. Seine Bewohner, Lilliputer, von der Größe eines Daumen, kleinliche, wichtigthuende, sich aufblasende, vielsagende und nichtswagende Menschen, Spießbürger, wie sie sich in kleinen und großen Städten so oft finden.

Digitized by Google

Lilly, William, ein berühmter engl. Astrolog, geb. 1602 zu Diseworth in der Grafschaft Leicester, ging in früher Jugend nach London; mußte daselbst in Dienste treten und wurde 1624 Buchhalter eines Kaufmanns, der nicht schreiben konnte. Nach dessen Tode heirathete er die Witwe, die ihm ein Vermögen von 1000 Pfd. Sterl. zubrachte und beschäftigte sich nun seit 1632 mit der Astrologie. Er verschaffte sich eine Abschrift der „Ars notoria" von Cornelius Agrippa (s. d.), aus welcher er die Lehre von den magischen Kreisen und den Geisterbeschwörungen schöpfte. Bald nachher erhielt er von dem Dechant des Capitels zu Westminster die Erlaubniß, gemeinschaftlich mit einem Hofuhrmacher und einem Manne, der sich auf den Gebrauch der Wünschelruthe verstehen wollte, einen verborgenen Schatz in der Westminsterabtei zu suchen. Sie gingen in nächtlicher Stunde an's Werk, wurden aber durch einen heftigen Sturm abgeschreckt, den L. später höllischen Geistern zuschrieb, die er gebannt haben wollte. Seit 1644 gab er bis zu seinem Tode jährlich seinen „Merlinus anglicus" heraus. Während des Bürgerkrieges trat er auf die Seite des Parlaments und wußte bei seinen astrologischen Weissagungen mit großer Schlauheit die Leichtgläubigkeit seiner Zeitgenossen zu benutzen. Im J. 1648 wurde er mit Booker, einem andern Astrologen, in das Lager bei Colchester geschickt, um das Kriegsvolk durch Weissagungen zu ermuthigen, und erlangte so großen Ruf, daß man ihm für seine Dienste ein Jahrgeld gab. Der König von Schweden, dessen er in seinem astrologischen Almanach rühmend gedacht hatte, schenkte ihm 1659 eine goldene Kette. Nach der Restauration wurde er auf Befehl des Parlaments verhaftet, weil man Kenntniß von den Geheimnissen der Republikaner bei ihm vermuthete; auch wurde er über Diejenigen befragt, die bei Karl's I. Hinrichtung geholfen hatten. Nachdem er begnadigt worden war, zog er sich in die ländliche Einsamkeit zurück, wurde aber 1666 wieder zu einem Verhör vorgeladen, weil man aus einigen Hieroglyphen in seinem Almanach geschlossen hatte, daß er über die Ursachen des großen Brandes in London unterrichtet wäre; aber er wollte von diesem nichts wissen, wiewohl er versicherte, das Ereigniß vorausgesehen zu haben. Seine Lebensgeschichte ist ein sehr unterhaltendes Buch, worin er schlau zwischen Wahrheit und Lüge hindurchzusteuern weiß, und selten dieser sich mehr hingiebt als nothwendig ist, um seinen Ruf als Astrolog zu bewahren.

Lilybäum, ein altes Vorgebirge im nordwestlichen Theile der Insel Sicilien, das heutige Cap Boeo. Die auf demselben liegende Stadt gleiches Namens war um 400 v. Chr. von den Karthagern erbaut und stark befestigt. In den Kriegen mit Pyrrhus und den Römern vertheidigten die Karthager die Stadt auf das Tapferste und behaupteten sie gegen die heftigsten Angriffe, mußten sie aber doch, nachdem Regulus und Manlius sie vergebens zu nehmen gesucht hatten, in dem Frieden, welcher den zweiten punischen Krieg beschloß, den Römern nebst ganz Sicilien überlassen.

Lima, 1) Departement in der südamerikanischen Republik Peru, hat einen Flächenraum von 2000 QM. mit 250,000 Seelen und begreift in sich die Provinzen Santa, Chanzay, Cercedo de Lima, Canate, Jca, Conta, Huarochiri und Yauos. 2) Hauptstadt der Republik, wurde 1535 von Franz Pizarro gegründet und ist eine der prächtigsten auf der Erde. Die Häuser sind zwar der häufigen Erdbeben wegen niedrig, haben aber geräumige, offene Vorhallen, große Thore und schöne Balcons und Corridors mit der Aussicht auf prachtvolle Gärten. Von erhabener Bauart, hoch und prachtvoll, mit Kuppeln und Thürmen sind die Kirchen und Kapellen nebst den dazu gehörigen Klöstern der Franziskaner. Dabei ist die Anlage der Stadt überaus geschmackvoll und regelmäßig. Im J. 1549 wurde von Pius V. eine Universität bewilligt, ist aber nur ein mittelmäßiges Collegium geworden. Die Stadt zählt übrigens 70,000 Einw., wovon der dritte Theil Spanier, ist der Sitz des Congresses der Regierung, eines Erzbischofs, einer Bergwerk-, einer Navigationsschule, einer naturforschenden Gesellschaft ꝛc., hat ein Findelhaus, eine Lotterie, eine Münze ꝛc. Die Einwohner unterhalten Manufacturen und treiben wichtigen Handel mit Gold und Silber und mit heimischen und europäischen Waaren. Lima ist das Paris von Südamerika und übt in Ton, Kleidung, Luxus ꝛc.

Digitized by Google

eine gewisse Herrschaft aus. Der unermeßliche Reichthum — Millionäre sind hier häufiger als irgendwo in der Welt — hat eine gewisse Ueppigkeit, ein luxuriöses, reiches Leben hervorgebracht, woraus auch den Limanern der Vorwurf schlechter Sitten hervorgegangen ist. Doch wird wenigstens der Frauen, die in der That schön sein sollen, eheliche Treue gerühmt. Der Boden von Lima, sowie überhaupt vom westlichen Peru, ist äußerst unruhig und häufigen Erdbeben ausgesetzt; mehr als Einmal ist L. zerstört und wieder aufgebaut worden. Die furchtbarsten Erdbeben waren die von 1687, 1746 und 1828. Gleich unruhig ist auch das Gemüth der Limaner, denn eine kleine Revolution scheint mitunter zu ihren Unterhaltungen zu gehören.

Liman nennt man, besonders im Gegensatz zur Delta- und Haffbildung, die eigenthümliche, oft zu einem breiten Meeresarm erweiterte Mündung eines Flusses. Gewöhnlich liegen vor derselben noch zahlreiche kleine Inseln und Werder. Diese Form kommt besonders häufig im nördlichen und südlichen Rußland bei den arktischen Strömen und bei den Flüssen des schwarzen und asowschen Meeres vor. Namentlich bilden der Kuban, Don, Dnjepr und Bug, ferner Onega, Dwina, Mesen, Petschora, Ob, Taz, Jenisei und Katanga solche Limane, sowie auch die Newa und die beiden Flüsse des großen Oceans, der Anadir und Amur. Die Deltabildung findet sich dagegen besonders bei den Hauptzuflüssen des Mittelmeeres, wie Nil, Ebro, Rhone und Po und außerdem dem Rhein, der Donau und den Flüssen des Kaspischen und Aralsees, wie Ural, Wolga, Terek, Kur und Gihon und Sihon, ferner einigen südasiatischen Strömen, z. B. dem Ganges u. s. w., während die Haffbildung nur bei den drei preußischen Flüssen, Memel, Weichsel und Oder, vorkommt.

Limburg, früher eine Provinz des Königreichs der Niederlande, zerfällt gegenwärtig in eine niederländische Provinz und eine belgische Provinz. Das niederländische L. umfaßt den nördlichen und östlichen Theil der ehemaligen Provinz L., wird durch Nordbrabant und Geldern, Rheinpreußen und die belgischen Provinzen Limburg und Lüttich begrenzt und zählt auf 40 QM. gegen 195,000 Einw. Das Land ist im Allgemeinen fruchtbar, hat aber im nördlichen Theile viele Haide- und Torfgegenden. Die Hauptorte sind Mastricht (s. d.), Roeremonde und die Festung Venloo. Zur Entschädigung für den 1839 von den Niederlanden an Belgien abgetretenen Theil des zum deutschen Bunde gehörigen Großherzogthums Luxemburg wurde ein gleich großer von L. mit Luxemburg als deutsches Bundesland verbunden. Das belgische L., der südliche und westliche Theil der ehemaligen Provinz L., wird von Nordbrabant, dem holländischen Limburg, Lüttich, Südbrabant und Antwerpen begrenzt und hat ein Areal von 43 QM. mit 172,000 Einw., welche vortrefflichen Ackerbau und gute Viehzucht treiben. Die bedeutendsten Städte sind St.-Tron oder Truijen, mit 8000, und Hasselt, mit 6000 Einw. L., das die Römer eroberten, denen es die Franken wieder entrissen, kam bei der Theilung im Jahre 843 an Ludwig den Deutschen. Später wurde es durch eigne Grafen regiert, die, nachdem sie die Grafschaft Arlon und große Besitzungen in den Ardennen erworben, um die Mitte des 12. Jahrh. zu Herzogen erhoben wurden. Sie erwarben nun auch Luxemburg, wurden aber gegen Ende des 13. Jahrh. durch den Herzog Johann von Brabant gestürzt und starben um 1320 aus. L. blieb nun bei Brabant und kam beim Erlöschen der Herzoge von Brabant an Burgund und mit diesem an Oesterreich, hierauf an Spanien, 1715 wieder mit den Niederlanden an Oesterreich, 1802 an Frankreich und 1814 von neuem an Oesterreich, worauf es in Folge der belgischen Revolution von 1830 durch den Vertrag vom 19. Apr. 1839 in der oben angegebenen Weise zwischen Holland und Belgien getheilt wurde. Der ursprünglich deutsche Charakter dieser Provinz sowie der letzterwähnte Vertrag bewog schon das im April 1848 zusammengetretene Vorparlament im Namen des neuzugestaltenden Deutschlands einen Anspruch an dieses Land zu erheben, worauf der niederländische Theil Abgeordnete zur Nationalversammlung sendete und dadurch sich an Deutschland enger anschloß.

Limburg, eine kleine Stadt im Bezirk Verviers der belgischen Provinz Lüttich, hat ein Schloß und 2000 Einw., welche nicht unansehnliche Fabriken in feinen

Digitized by Google

Tuchen unterhalten. Am bekanntesten ist es aber durch den nach ihm benannten Limburger Käse, der sehr weit versendet wird.

Limburg, eine Stadt an der Lahn, im Herzogthum Nassau, der Sitz des katholischen Landesbischofs und seines Capitels, hat außer der Stiftskirche noch vier andere Kirchen, eine Realschule, Münze und 3000 Einw., welche ansehnlichen Handel in Getreide, Wolle, Mineralwasser u. s. w. treiben. Am 16. Sept. 1796 fiel hier zwischen den Franzosen unter Jourdan und den Oesterreichern unter dem Erzherzog Karl ein Treffen vor, in welchem Letztere das Feld behaupteten.

Limbus, d. i. Gürtel oder Umgrenzung, heißt nach römisch-katholischen Lehrbegriffe einer der Aufenthaltsorte abgeschiedener Seelen in der Unterwelt. Er zerfällt in zwei von einander getrennte Theile, in dem limbus patrum und den limbus infantum. In jenem, welcher auch Abrahams Schoos genannt wird, befanden sich die heiligen Menschen des alten Bundes, in diesem befinden sich die ungetauften Christenkinder. Jener ist seit der Höllenfahrt Christi leer und geschlossen; dieser füllt sich nach der entgegengesetzten Meinung der Dogmatiker entweder bleibend zur Verdammniß oder von ihr übergehend zur Seligkeit.

Limerik, eine der bedeutendsten Handelsstädte Irlands, die Hauptstadt der Grafschaft gleiches Namens in Münster, am linken Ufer des schiffbaren Shannon, ist eng und schmutzig, hat aber schöne Uferstraßen und besteht aus drei durch Brücken verbundene Theile. Die Stadt zählt gegen 90,000 Einw., ist Sitz eines anglikanischen und eines katholischen Bischofs, hat vier katholische Kirchen, zwei Mönchsklöster, von denen das eine 1815 im gothischen Stile neugebaut wurde, ein Nonnenkloster mit einer Mädchenschule, eine anglikanische Kathedrale, vier protestantische Bethäuser und Kapellen für Presbyterianer, Independenten, Quäker und Methodisten und ansehnliche Wohlthätigkeitsanstalten. Die Bewohner treiben hauptsächlich Handel mit Getreide, Salzfleisch, Häuten, Leinwand, Tuch, Handschuhen, Branntwein, Cider und vortrefflichem Papier, welches in der Nähe verfertigt wird. L. wurde im 9. Jahrh. vom Norweger Ivor gegründet, und noch im 11. Jahrh. gab es normännische Könige daselbst.

Limmat heißt der Ausfluß des Züchersees, der als klarer und ziemlich breiter Fluß die Stadt Zürich durchströmt und unterhalb derselben die Sihl, ein aus dem Canton Schwyz kommendes Bergflüßchen, aufnimmt. Bei Windisch unweit Brugg im Canton Aargau ergießt sich die Limmat in die Aar; sie hat starken Fall und ein felsiges Bett, wodurch die Schifffahrt mühsam wird.

Limoges, die Hauptstadt des französischen Departements Obervienne, ist der Sitz eines Bischofs und hat eine schöne, aber freilich noch nicht ausgebaute Kathedrale, eine Akademie mit zwei Facultäten, eine Gesellschaft für Ackerbau, eine Bibliothek, eine Münze, ein Hospital und ein Arbeitshaus. Die Einwohner, 32,000 an Zahl, fertigen baumwollene und wollene Waaren, Packleinwand (Limoges genannt), Porzellan und Talglichter und treiben mit diesen Gegenständen, sowie mit Vieh einen ansehnlichen Handel. L. ist das Augustoritum der Römer, hatte unter denselben ein Amphitheater und hat noch gegenwärtig eine Menge Trümmer aus der Römerzeit aufzuweisen. L. kam im 8. Jahrh. an die Westgothen, dann an die Franken und gehörte hierauf zu Neustrien, bis es bei der Ländertheilung Frankreich zufiel. Später gehörte es zu Aquitanien, dann den Engländern. König Johann vereinigte es mit Frankreich.

Limone ist der gemeinsame Name mehrer Arten von Citronenbäumen, deren Früchte jedoch alle durch einen reichlichen, aus Citronensäure, etwas Aepfelsäure und Pflanzenkleber bestehenden Saft sich auszeichnen. Von der echten Citrone, deren Früchte eine höckrige, dicke Rinde haben, unterscheidet sich die L. durch eine dünne glatte Rinde und sehr große Säure und kommt im Handel unter dem Namen der gemeinen Citrone (s. d.) vor. Die L. wird wie die Citrone in Südeuropa cultivirt. In Westindien, Brasilien und Ostindien wächst eine Art, deren kleine, kugelrunde, grüne und ungemein saure Früchte den Limonensaft liefern, der als ein bedeutender Handelsartikel zumal von seefahrenden Völkern viel verbraucht wird. Eine Abart der südeuropäischen L. hat einen süßlichfaden Geschmack,

Digitized by Google

und kommt in Südeuropa und den meisten tropischen Colonien unter dem Namen der süßen L. vor. Der Saft der amerikanischen L. empfiehlt sich durch größere Wohlfeilheit und stärkern Säuregehalt vor der Citrone, ist aber im Binnenlande selten anzutreffen.

Limpurg, eine Grafschaft im würtembergischen Jaxtkreise, hat 25,000 Einw. und gehörte sonst dem Grafen von L., ist aber jetzt zur Hälfte dem Staate anheimgefallen, zur Hälfte im Besitze mehrerer Standesherrn. Sie besteht aus den beiden Haupttheilen Gaildorf und Sontheim. Die Grafen von L. bekleideten das Reichserbschenkenamt, das nach ihrem gänzlichen Erlöschen im Jahre 1713 an die Grafen von Althaan überging. Vgl. Prescher „Geschichte und Beschreibung der Reichsgrafschaft L." (2 Bde., Stuttg. 1789).

Lincoln, Grafschaft in England an der Nordsee, 129 QM. groß mit 317,000 Einw., hat einen ziemlich sandigen Haideboden, der nur zum Theil in den eingedeichten Niederungen fruchtbar ist. Die gleichnamige Hauptstadt im District Lindsay am Witham, ist Sitz eines Bischofs und hat eine Kathedrale, in deren Thurme eine 70 Ctr. schwere sogenannte Silberglocke und im Hofe ein Römerbad sich befindet, 12 Kirchen und Bethäuser, Kranken- und Armenhäuser, eine ökonomische Gesellschaft und 15,000 Einw., welche Fabriken in Camelotwaaren unterhalten und Handel mit Landesprdoucten und Vieh treiben. Auch befindet sich hier noch ein guterhaltenes altrömisches Thor (Newport Gate). Die Stadt soll aus den Trümmern des alten Lindum entstanden sein und hieß schon früher Lincolinia. Zur Zeit der Heptarchie war sie eine Zeit lang Sitz der Könige von Mercia. Während der Bürgerkriege fielen bei der Stadt mehrere Gefechte vor.

Lincoln, ein ausgezeichneter General im nordamerikanischen Unabhängigkeitskriege, wurde geboren zu Hingham in Massachusetts, am 23. Jan. 1733. Bis zu seinem 40. Jahre hatte er sich nur mit der Landwirthschaft beschäftigt, bekleidete jedoch, als der Freiheitskrieg sich entspann, bereits eine Stelle als Oberstlieutenant bei der Armee. Zuerst erwarb er sich großes Verdienst durch die Organisirung neuer Regimenter, welche er auf das Beste ausgerüstet und eingeübt dem Oberbefehlshaber Washington zuführte, und wenn gleich bei seinem Feldzuge in Süden mancherlei Unglücksfälle ihn trafen, ja er selbst in Gefangenschaft gerieth, so stand er doch zu fest in der Achtung und Anerkennung seiner Landsleute, um auch nur die geringste Kränkung von ihrer Seite zu erfahren. Im Nov. 1780 wurde L. gegen den General Philipps, der bei Saratoga gefangen genommen war, ausgewechselt. Während des darauf folgenden Jahres commandirte L. eine Division, und trug ein bedeutendes Theil zu dem Siege von Yorktown mit bei. Hierauf ernannte ihn der Congreß zum Secretär des Kriegsdepartements mit Beibehaltung sämmtlicher militärischer Würden; er verwaltete dies Amt drei Jahre lang auf das Rühmlichste, und zog sich alsdann aus dem öffentlichen Dienste auf sein Landgut zurück. Später noch wirkte er als Statthalter seines Geburtslandes, Massachusetts, ferner als Mitglied des Convents, welcher die Föderativverfassung begründete. Im Sommer 1789 wurde er vom Präsidenten Washington zum Hafeneinnehmer von Boston ernannt. L. starb im Jahre 1810.

Lindau, Stadt im bayerschen Kreise Schwaben, ehemalige freie Reichsstadt, seit 1806 zu Bayern gehörig, liegt auf einer großen und einer kleinen Insel im Bodensee und ist mit dem festen Lande durch eine 300 Fuß lange Brücke verbunden. Sie ist der Sitz eines Landgerichts, eines Rent-, Post-, Oberzoll- und Hallamts, worin vormals eine unmittelbar gefürstete Frauenabtei den Sitz hatte, und zählt 4000 Einw. Es wird starker Wein- und Obstbau, lebhafter Handel, Schifffahrt und Fischerei getrieben. Wegen ihrer entzückenden Lage wird die Stadt allgemein Schwäbisch-Venedig genannt. Der Maximilianshafen oder der Damm, der die sogenannte Burg vertheidigt, ruht auf einer Faschinenlage von 1060 Fuß im Bogen und ist dem englischen Hafen Ramsgate nachgebildet.

Lindberg, Jakob Christian, dänischer Orientalist und glühender Vertheidiger der christlichen Kirchenorthodoxie in Dänemark, zu Ripen in Jütland 1799 geboren, widmete sich

dem Studium der orientalischen Sprachen, für deren Verbreitung er in seinem Vaterland eifrigst arbeitete und regeres Interesse zu erwecken vermochte. Abhängig von den Werken des Rationalisten Gesenius schrieb er eine hebräische Grammatik und Chrestomathie (1822), besser und umfassender „Hebraisk Grammatik" (1828) und ein für die dänischen Bedürfnisse ausreichendes „Wörterbuch der hebräischen Sprache" (1835). Wichtiger und als Zeugnisse orientalischer Erudition sind seine Doctordissertationen „De inscriptione melitensi phoenica-graeca" (1828) und seine in der „Theologisk Monatsskrift", den „Miscellanea havniensia" und in andern gelehrten Journalen gegebenen Abhandlungen über die punischen Münzen von Goucana, die phönizisch-griechischen Inschriften von Kyrene (eine Kritik des Werkes von Gesenius) u. A. In Bezug auf den Kirchenglauben und die Freiheit des wissenschaftlichen Geistes im Gebiete der Theologie bildet er mit dem nach Sachsen versetzten Rudelbach und Grundtvig das Triumvirat, das zum Theil mit dem Fanatismus des Mittelalters Andersdenkende verfolgte und dem Treiben der „Evangelischen Kirchenzeitung" Hengstenberg's nicht fremd blieb. In diesem streng orthodoxen, ja denunciatorischen Sinne schrieb er: „Was ist Christenthum in Dänemark" (1826); dann „Beleuchtung des Urtheils des königlichen Oberlandsgerichts in der Grundtvig'schen Sache" (1826); „Ist Professor Clausen ein ehrlicher Lehrer in der dänischen Kirche" (1829), gegen diesen in ähnlicher Weise auftretend, wie es Hahn 1826 in der Leipziger Disputation und der Pietismus 1830 gegen Gesenius und Wegscheider in Halle that. Wie die deutschen Mystiker und Frömmler hielt auch er Privatversammlungen und separatistische Conventikel in seiner Wohnung und bezeichnete ungescheut geachtete Prediger und Volkslehrer öffentlich als falsche Lehrer. Die Stadtpolizei mußte ihm endlich das Treiben verbieten und vor Gericht wurden Processe gegen ihn anhängig gemacht. Er gründete die „Nordische Kirchenzeitung" (1833), die als sein und seiner Anhänger Kriegsbülletin zu betrachten ist. Daneben läßt er eine mit archäologischen und geschichtlichen Untersuchungen ausgestattete Bibelübersetzung erscheinen (7 Hefte, 1837—43).

Linde, eine Gattung meist sehr großer Waldbäume aus der Familie der Tiliaceen, kommt in Deutschland in zwei Arten vor. Die Winter- oder Steinlinde (die kleinblättrige Linde) erreicht eine Höhe von 100 Fuß, wird aber auch in Zäunen als Busch angetroffen und unterscheidet sich von der andern Art durch ihre Blätter, welche klein und unten ziemlich glatt sind, sowie durch ihre fast ungerippten Früchte. Die wohlriechenden honigreichen Blüthen werden zu Thee benutzt und als schweißtreibendes, krampfstillendes Mittel angewendet; das weiche, weiße Holz hat eine gewisse Zähigkeit und dient zu einer Menge von Schreiner- und Drechslerarbeiten. Die Sommer- oder Wasserlinde (die großblättrige Linde) kommt in Norddeutschland nur angepflanzt vor, ist aber schon in Oesterreich ein gemeiner Waldbaum, blüht um 2—3 Wochen früher als die erstgenannte und hat ein weicheres Holz als diese. Sie wird sehr alt und bildet dann hohle Stämme von außerordentlichem Umfange. Ihre Blüthen liefern den Bienen einen sehr aromatischen Honig (Lindenhonig) und dienen sonst wie diejenigen der ersten Art. Beide zerfallen in mehrere Spielarten. In Gartenanlagen findet man häufig die aus Nordamerika stammende amerikanische und die Silberlinde, welche in Ungarn und der Türkei heimisch ist.

Linde, Samuel Gottlieb, Director des Schulwesens in der polnischen Provinz Masovien, von großem Verdienst um die Erforschung der polnischen und überhaupt der slavischen Sprachen, Nachkomme einer aus Schweden stammenden Familie, geb. 1771 zu Thorn, studirte in Leipzig, war daselbst einige Zeit Lector der polnischen Sprache, eilte aber nach dem Ausbruche des Aufstandes unter Potocki und Kosciuszko nach Warschau und begab sich nach Erstürmung Pragas nach Wien, wo er bei dem Grafen Ossolinski als Bibliothekar lebte. Hier übersetzte er das mit Einsicht und Kraft von Hugo Kolontay verfaßte und von Franz Dmóchowski herausgegebene Werk „Vom Entstehen und Untergange der polnischen Konstitution vom 3. Mai 1791" (2 Bde., 1793) ins Deutsche, ward Mitglied des philomatischen Vereins in Warschau und eben dahin 1803 von Preußen als Rector des Ly-

cums und Oberbibliothekar gesandt. Zu diesem Amte kam noch das Präsidium des Kirchencollegiums der evangelischen Gemeinden, zu denen er als Protestant gehörte. Seine wichtigste Arbeit bezog sich auf die Ausführung eines vollständigen slavischen Etymologikums und er ließ in demselben Jahre, in welchem Bandtke (s. d.) sein Wörterbuch veröffentlichte, seine „Grundsätze der Wortforschung angewandt auf die polnische Sprache" (1806) erscheinen, worauf er das „Slownik jezyka polskiego" (6 Quartbde., 1807—14) folgen ließ. Seine Landsleute verehrten ihm als Anerkenntniß seines Verdienstes eine goldne Medaille. Alsdann schrieb er „O statucie litewskim" (1816) und übersetzte das Werk Ossolinski's (gest. 1812), „Kadlubek, ein historisch-kritischer Beitrag zur slawischen Literatur" (1822) und Gretsch „Russische Literaturgeschichte" (2 Bde., 1823). In der Revolution 1830 ward er Generaldirector der Landesbibliothek und Mitglied des Reichstags und nach der Einnahme Warschaus Director des Schulwesens, legte aber 1838 seine Aemter nieder, um sich ganz seinem Sprachforschungen zu widmen. Er starb am 8. Aug. 1847 zu Warschau.

Linde, Justin Timotheus Balthasar von, geb. den 7. Aug. 1797 zu Brilon im Herzogthum Westfalen, wo sein Vater Rechtsanwalt war, besuchte anfänglich das Arensberger Gymnasium und, von 1816—20 die Universitäten Münster, Göttingen und Bonn. Seine Dissertation „De successione germanica, inprimis pactitia" bahnte ihm nach erlangter Doctorwürde den Weg zur akademischen Laufbahn, welche er als Privatdocent und außerordentliches Mitglied des Spruchcollegiums zu Bonn begann. 1823 folgte er einem Rufe als außerordentlicher Professor nach Gießen und stieg von Jahr zu Jahr, bis er 1826 als Kirchen- und Schulrath in das dortige Collegium trat. Da L. 1829 als Ministerialrath nach Darmstadt gerufen ward, verlor die Universität Gießen eben so viel als Darmstadt gewann. 1832 ward ihm, neben seinem frühern Amte, die Stelle eines Directors des Oberschul- und Studienrathes übertragen. Im Jahre 1834 trat er an Arens (s. d.) Stelle als Kanzler der Universität zu Gießen, unter Beibehaltung seiner bisherigen Aemter, wurde Mitglied des Bundesschiedsgerichts und von der philosophischen Facultät zu Gießen zum Doctor promovirt. Im folgenden Jahre wurde er Mitglied des Staatsraths und 1836 Geh. Staatsrath. Seit 1829 war er als Regierungscommissar, später als Mitglied der ersten Kammer der hessischen Ständeversammlung vielfach thätig, wobei er sich stets als eifriger Freund des Monarchismus und Ministerialismus zeigte. Diese Gesinnung sowohl, als auch die hierarchischen Tendenzen, welche er bei der Frage über das Unterrichtswesen im Großherzogthum Hessen theils in seiner Schrift über diesen Gegenstand (Gieß. 1839), theils in der Kammer kund gab, konnte ihn beim Publikum nicht beliebt machen und er sah sich daher genöthigt den fortwährenden Angriffen in der Kammer zu weichen und 1847 seine Entlassung als Kanzler zu nehmen. Trotz seiner vielfachen Berufsarbeiten hat L. in juristischen Zeitschriften und selbständigen Werken sich gediegen und vielfach vernehmen lassen. Seine größern Schriften sind: „Abhandlungen aus dem deutschen gemeinen Civilproceß" (2 Bde., Bonn 1823—29); „Handbuch des deutschen gemeinen bürgerlichen Processes" (Gießen 1831), bis jetzt erst zwei Theile („Lehre von den Rechtsmitteln"); „Lehrbuch des deutschen gemeinen Civilprocesses" (6. Aufl., Bonn 1842). Seine letzte Schrift „Staatskirche, Gewissensfreiheit und religiöse Vereine" (Gießen 1845) hat ihm eine unangenehme Gröterung von Seiten Ullmann's zugezogen, da er mehrere Citate aus Ullmann's Schriften entstellt wieder gegeben hatte.

Linden, Johann Antonides van der, einer der gelehrtesten Aerzte seiner Zeit, geb. 1609 zu Enkhuyzen, studirte zu Franecker, ward hier Professor der Medicin, kam aber in gleicher Eigenschaft 1651 nach Leyden, wo er 1664 starb. Unter seinen Werken zeichnet sich vorzugsweise seine Gesammtausgabe der Werke des Hippokrates (2 Bde., Leyden 1665) und des Celsus (Ebend. 1657) aus. Von seinen übrigen Schriften werden: „De scriptis medicis" (Amsterd. 1662), verbessert unter dem Titel „Lindenius renovatus" (Nürnb. 1686, 4.); „Medicina physiologica" (Amsterd. 1653, 4.), mit Recht noch jetzt geschätzt.

Digitized by

Lindenau, Bernhard August von, königlich sächsischer Staatsminister, geb. am 11. Juni 1780 zu Altenburg, wo sein Vater, früher Appellationsrath in Dresden und wie L. jetzt noch, Besitzer des Polhofes in vorgedachter Stadt, und eines Theiles des Rittergutes Windischleuba, lebte. Der junge L. erhielt durch einen jetzigen Landprediger im Altenburgischen, Namens Köhler, einen so gründlichen Unterricht, daß er, nachdem er schon bei seiner Confirmationsprüfung Beweise von seiner Bildung rücksichtlich der gelehrten Sprachen abgelegt hatte, bereits in seinem 14. Lebensjahre die Universität Leipzig beziehen konnte, wohin ihn und seinen ältern Bruder die Aeltern begleiteten. Dort wohnte er den Vorträgen der ausgezeichnetsten Lehrer, eines Haubold, Weiße, Sammet, Platner, Heydenreich, Hindenburg, Ernesti u. m. A. bei und erhielt nach vierjährigem Studium die juristische Doctorwürde. — Nach seinem Abgange von der Universität wurde er (1798) als Assessor im Kammercollegium zu Altenburg angestellt, gerieth aber auf die Irrpfade einer unerfahrnen Jugend. Ein zartes Verhältniß ging für ihn verloren und einsame Studien umfingen ihn. Ein Freund von Zach, der mit dessen Studien vertraut war, der Oberstallmeister von Hardenberg, unterstützte mit Rath und That L., welcher sich seit dem Jahre 1801 mit Eifer auf mathematisch-astronomische Studien geworfen hatte. Näher wurde er mit von Zach selbst durch eine ihm zugesandte Abhandlung über die Dimension des Erdsphäroids befreundet, und bald befand er sich in der Nähe seines nunmehrigen Lehrers in der praktischen Astronomie auf dem Seeberg bei Gotha. Von diesem, der die verwitw. Herzogin von Sachsen-Gotha auf ihrer Reise durch das mittägliche Frankreich begleitete, erhielt L. (1804) die Leitung der gedachten Sternwarte und die Redaction der astronomischen Correspondenz zur Beförderung der Erd- und Himmelskunde übertragen. Wenn nun schon nach Zach's Rückkehr (1805) auch L. in das Altenburgische Kammercollegium, rücksichtlich dessen er auf unbestimmte Zeit Urlaub genommen hatte, wieder zurücktrat, so erhielt er doch bereits 1808, nach Zach's Abgange, aufs Neue die Direction der Sternwarte durch Herzog August. In dessen Auftrage arbeitete L., wie er schon früher unter Zach an den durch Obersachsen organisirten Gradmessungen Theil genommen hatte, jetzt (1809) an Triangulirungen in Thüringen und Franken für den Pariser Depôt général de la guerre. 1812 beschloß er eine Reise durch Holland, Frankreich, einen Theil von Spanien und Italien zu machen. In Paris trat er mit den berühmtesten Mathematikern und Astronomen in Verbindungen; erhielt aber dort die Pässe zu einer Reise nach England verweigert. Zu seinen Studien auf den Seeberg zurückgekehrt, wurde er nach der Leipziger Schlacht von französischen Chasseurs geplündert. — Der Großherzog von Weimar, Karl August, hatte jederzeit ein großes Vertrauen in L. gesetzt, und sich oft mit ihm über mathematische Gegenstände und militärische Streitfragen unterhalten; er nahm ihn beim Zuge der Verbündeten nach Paris als Oberstlieutenant und Generaladjutant mit. Dort (1814) wurde L. in ein Duell verwickelt, und mußte sich in Folge einer Schußwunde einer gefährlichen Operation und schwierigen Heilung unterwerfen. So konnte er dem Rufe des Kaisers Alexander zur Stelle eines Generals beim kaiserlichen Generalstabe und zur Direction der Vermessungsarbeiten in Rußland nicht Folge leisten, und kehrte zu seiner Sternwarte zurück, wo er bis zum Jahre 1817 blieb. In diesem Jahre trat L. in das Geschäftsleben zurück, und wurde 1817 zum Vicekammerpräsidenten, im darauf folgenden Jahre zum Vicelandschaftsdirector und 1820 zum Geheimenrath und Minister in Gotha ernannt. — Die bekannten traurigen Verhältnisse unter dem letzten Gothaschen Herzog Friedrich IV. machten L.'s Stellung zu einer der schwierigsten; doch entledigte er sich der ihm gewordenen Aufgaben mit so viel Glück, daß es als ein wahrer Segen für das Land angesehen wurde, als er nach Erlöschen des gothaschen Fürstenstammes (1825), von den Herzögen von Hildburghausen, Meiningen und Coburg als Gesammtminister bis zur Ausgleichung der streitigen Erbschaft eingesetzt wurde. Er leitete damals die in Genua mit der daselbst lebenden Herzogin Mutter angeknüpften schwierigen Unterhandlungen, weshalb er dahin reiste. — Der verstorbene König von Sachsen, Friedrich August, unter dessen segensreicher Mitwirkung der gotha-altenburgische Theilungsvertrag (Nov. 1826) abgeschlossen wurde, ertheilte seine Genehmigung, den trefflich

Digitized by Google

Bewährten in königlich sächsische Dienste zu ziehen, in welche er als wirklicher Geheimrath trat. Nachdem dieser noch zuvörderst eine Reise nach Paris, Genua, Graubündten u. s. w. unternommen, ging er (1827) als königlich sächsischer Gesandter beim Bundestage nach Frankfurt a. M., während er (1828) zugleich beim König der Niederlande accreditirt wurde. Schon im folgenden Jahre (1829) zurückberufen, kehrte er über Amsterdam, Hamburg, Kopenhagen, Christiania, Stockholm und Berlin nach Dresden zurück. Hier entwickelte L. seine segensreiche Thätigkeit als Director der Landesökonomie und Comerziendeputation, sowie als Mitglied des geheimen Raths für den innern Dienst und erhielt später durch den Cabinetsminister von Einsiedel die Oberaufsicht über die königlichen Museen. — Die unruhigen Septembertage des Jahres 1830 im Königreiche Sachsen führten bekanntlich die Entlassung des Cabinetsministers von Einsiedel herbei. Das Vertrauen der Nation und die persönliche Ueberzeugung des Mitregenten Prinz Friedrich bezeichneten L. als den wahren Mann zu dieser hohen Landesstelle. Er wurde Cabinetsminister, nahm thätigen Antheil an der Gründung des Verfassungswerkes, und übernahm bei der erfolgten Bildung von besondern Ministerialdepartements das Departement des Innern, sowie auch insbesondere das Directorium der Commission für Straf- und Versorgungsanstalten. Als Minister des Innern trat L. auch noch in der im Januar 1833 zum ersten Mal eröffneten constitutionellen Ständeversammlung des Königreichs Sachsen auf; legte jedoch im Laufe derselben, geschwächter Gesundheit wegen, sein Ministerium nieder, in welches der Minister von Carlowitz eintrat. Doch blieb er außerordentlicher Staatsminister ohne Portefeuille, Präsident des Gesammtministeriums, sowie Director der Straf- und Versorgungsanstalten und der königlichen Museen. Interimistisch führte er, als der Minister der auswärtigen Angelegenheiten, von Minkwitz, zu Anfang des Jahres 1834 sich bei den Wiener Conferenzen befand, dessen Portefeuille. Im Jahre 1843 nahm er nach dem Schlusse des Landtags seine Entlassung aus dem königlich sächsischen Staatsdienste und lebte fortan auf seinem Rittergute, dem Volhof in Altenburg, wieder seinen Lieblingsstudien. Schon als Minister hatte er zu Gunsten der Staatskasse auf sein Gehalt verzichtet, über seine Pension verfügte er zur Unterstützung für Künstler und zur Verbesserung der Gehalte gering dotirter Pfarrer und Schullehrer im Königreich Sachsen und im Herzogthum Altenburg. Im Jahre 1848 wurde er zum Mitglied der Nationalversammlung in Frankfurt gewählt. Blickt man auf L.'s gesammtes Wirken, so sind es vor Allem seine Humanität, seine unerschütterliche Rechtlichkeit, seine unermüdete Geschäftsthätigkeit, seine freisinnige Denkart, die nie die Grenzen der Mäßigung überschreitet, welche uns aus diesem, durch und durch klaren, harmonisch gebildeten Geiste entgegenstrahlen. Die Ansichten, welche L. als Vorsitzender der Landstände im Herzogthum Altenburg, dem er als seinem Vaterlande nie untreu ward, am 12. Juni 1832 aussprach: „Wir wollen, daß die im Grundgesetz ausgesprochene Gleichheit der Rechte aller Staatsbürger vor dem Gesetze zur strengen Wahrheit werde, daß jede willkürliche Verfügung über Person und Eigenthum, jedes Vorrecht der Geburt und des Vorurtheils verschwinde, daß Jeder im richtigen Verhältniß zu den Staatslasten beitrage und daß zwischen Landesherrn und Unterthanen nichts innen stehe, als Verdienst und Würdigkeit"; diese Ansichten hat L. auch vor den beiden Kammern der königlich sächsischen Ständeversammlung unwiderruflich festgehalten. Die Kraft seiner überzeugenden Rede, der ein angenehmes Organ zur Folie dient, gewannen ihm die Herzen aller Abgeordneten des sächsischen Volkes, unter deren Augen er das Staatsschiff an so manchen Klippen des constitutionellen Staatslebens mit kluger, und, wenn es nöthig, mit fester Hand vorübersteuerte. Wie L. schon früher für das Wohl des Königsreichs als Gesandter am Bundestage und dann als Director der Commerciendeputation für die Belebung der sächsischen Industrie mit der angestrengtesten Thätigkeit gewirkt hatte, so Erstaunen erregend gestaltete sich seine Thätigkeit zur Zeit des sächsischen Landtags von 1834, vor dessen Beginn und während dessen Daseins so ungemein viel von ihm in den Sitzungen des Gesammtministeriums, dem Staatsrath und in seinem anfänglich innehabenden Ministerium, berathen, geordnet und geschaffen wurde. Wie viel haben ihm auch die königlichen Sammlungen in Dresden zu

Digitized by Google

verdanken? Der Kenner der schönen Künste rief eine bessere Ordnung der berühmten Gemäldegallerie hervor, verwandelte die ehemalige Rüstkammer in ein Fremde und Inländer gleich anziehendes historisches Museum u. s. w. Unter allen diesen Beschäftigungen folgte L. der Stimme seines Herzens und wurde, ein echter Sohn der Humanität, der Vater vieler Unglücklichen, wozu ihm seine Stellung als Director der Commission für Straf- und Versorgungsanstalten reichliche Gelegenheit darbot. Auch darf L. auf den Beinamen eines ausgezeichneten Gelehrten Anspruch machen. Sein früherer Aufenthalt auf dem Seeberg erzeugte, außer der bereits erwähnten „Monatlichen astronomischen Correspondenz" (1807 bis 14, 14 Bde.) die „Tables barométriques pour faciliter le calcul des nivellements et des mesures des hauteurs par le baromètre" (Gotha 1809); „Tabulae Veneris" (Gotha 1810, 4.); „Tabulae Martis" (Eisenberg 1811, 4.; von dem Pariser Institut mit dem Lalande'schen Preis gekrönt); „Investigatio novae orbitae a Mercurio circa solem descriptae" (Gotha 1813, 4.); „Geschichte der Sternkunde im 1. Jahrzehend des 19. Jahrhunderts" (Gotha 1811); „Zeitschrift für Astronomie und verwandte Wissenschaften" (6 Bde., Tüb. 1816—18), gemeinschaftlich mit Bohnenberger herausgegeben. Sein „Leben der Astronomen" und „Lucubrationes Seebergenses. Fasc. I." blieben unvollendet. — Die freundschaftlichen Verhältnisse, in welche L. zu andern Gelehrten trat, blieben jederzeit rein und ungetrübt, und die auf Olbers's Jubiläum von L. erfundene Denkmünze, giebt unter vielen davon einen sprechenden Beweis. Darum wählte auch Zach (gest. 1832) L.'n zum Vollstrecker seines letzten Willens, er, der dessen edles Herz kannte.

Lindenbrog oder Lindenbruch, Erpold, lateinisch auch Tiliobroga genannt, ein zu seiner Zeit berühmter Geschichtsforscher, geb. 1540 zu Bremen, gest. 1616 zu Hamburg, hat sich namentlich durch Herausgabe der „Scriptores rerum german. septentrionalium" (Frankf. 1609 und 1630, Fol.; 3. Ausg., vermehrt von J. A. Fabricius, Hamb. 1706, Fol.), der „Chronik von des Kaisers Karl's des Großen Leben und Thaten" (Hamb. 1593, 4.) und der „Historia regum Daniae" (Leyd. 1795, 4.) einen Namen erworben. — Seine beiden Brüder waren rühmlichst bekannte Philologen; der ältere, Heinrich L., geb. 1570, gest. 1642, lieferte eine werthvolle Bearbeitung des Censorinus (Hamb. 1614, 4. und Leyd. 1542); der jüngere Friedrich L., geb. 1575, gest. 1648, erwarb sich um die Erklärung und Kritik der Terentius, Statius, Ammianus Marcellinus, der Priapeja u. s. w. Verdienste. Vgl. Leben der berühmten Lindenbrogiorum" (Hamb. 1723).

Lindner, Friedrich Ludwig, geb. am 23. Oct. 1772 zu Mitau in Kurland, wo sein Vater, ein ausgezeichneter Prediger, dem Sohne eine treffliche Erziehung zu geben vermochte. Nach beendigtem Schulunterrichte widmete er sich in Jena dem Studium der Arzneiwissenschaft, in welcher er die Doctorwürde erhielt, worauf er sich, nach beendigten Studien, als ausübender Arzt in Wien niederließ, nach und nach aber sich von diesem Berufe entfernte und ihm zuletzt gänzlich entsagte. L. widmete sich fortan literarischen Beschäftigungen und insbesondere der Politik. Nachdem er in mancherlei Verhältnissen gelebt, ging er wieder nach Jena und Weimar, an welchem letztern Orte (1813) sein „Gemälde der europäischen Türkei" erschien. Glückliche Familienverhältnisse erheiterten sein Leben, bis ihn folgender Vorfall aus seinem ruhigen Privatleben riß. L. gerieth im Jahre 1817 ein geheimer Bericht Kotzebue's an die russ. Regierung in die Hände. Empört über den Inhalt desselben theilte er denselben in einer Abschrift einigen Freunden mit, welche ihn der Presse überlieferten. Die Anfeindungen, welche L. in Folge dieser unklugen Handlung erleiden mußte, veranlaßten ihn, nach dem Elsaß zu gehen, wo sein Oheim, der schon großen Einfluß auf die Bildung von des Neffen Jugend geübt, noch lebte. Doch konnte es hier dem durch jenen Vorfall bekannter gewordenen L. an Verbindungen nicht fehlen, welche vielleicht seine Reise zum Congreß von Aachen veranlaßten. Dann gab er in Stuttgart mit Cotta eine Zeitschrift „Die Tribune" heraus, die großen Einfluß auf die Verfassungsangelegenheiten Würtembergs erhielt. In dieser Stadt übersetzte er auch noch Boulleul's Buch gegen Frau von Staël und arbeitete in die „Politischen Annalen." Im J.

Digitized by Google

1820 erschien das berühmte „Manuscript aus Süddeutschland", welches in ganz Deutschland, wo es verboten wurde, sowie in Frankreich und England bedeutendes Aufsehen erregte. Der gedruckte Bericht eines Diplomaten wurde sogar einer eigenen Kritik in einer diplomatischen Circulardepesche von Seiten des österr. Hofes gewürdigt. Für den Verfasser der beiden letztgenannten anonymen Schriften wurde L. gehalten, welcher bald darauf um so mehr für die Politik angeregt wurde, als er eine Reise nach Frankreich und England unternahm, in das letztere Land einer von einem engl. Staatsmanne erhaltenen Einladung folgend. Die Verhältnisse gaben gar bald Veranlassung, daß die Richtung nach einer reinen süddeutschen Politik aufgegeben wurde; doch erschien kurz darauf eine Reihe von Aufsätzen L.'s unter dem Titel „Geheime Papiere", gerade, weil der offene Mann eine Warnung erhalten hatte, seine geheimen Papiere zu verbrennen. Ein anderer, in den „Annalen" abgedruckter Aufsatz über die Diplomaten, der einen heftigen Angriff von Seiten eines Bundestagsgesandten herbeiführte, von L. schlagend beantwortet wurde, gab vielleicht Veranlassung, daß L. von Stuttgart wiederum nach dem Elsaß wanderte, von wo aus er (1825) nach München ging, um dort die Redaction der „Politischen Annalen" erst allein und dann mit H. Heine gemeinschaftlich zu übernehmen. Hier führte er die Sache der Griechen, was ihn aufs Neue mit Rußland befreundete, während er in einer Schrift die Vortheile des Handels- und Zollvertrags zwischen Bayern und Preußen beleuchtete, und ein huldreiches Schreiben des Königs von Preußen dafür erhielt. Im J. 1832 übernahm er die Redaction der „Bayer'schen Staatszeitung", welche jedoch nur kurze Zeit bestand. Er begab sich darauf wieder nach Stuttgart, ließ daselbst die Schrift „Europa und der Orient" (Stuttg. 1839) und „Skythien und die Skythen des Herodot" (Stuttg. 1841) erscheinen und starb am 11. Juni 1845. L. gehört unstreitig zu den ersten politischen Schriftstellern Deutschlands; hat aber, besonders in der neuesten Zeit, ungemein viel Feinde gefunden, sowie er in frühern Zeiten viel warme Anhänger fand. Unabhängig in seinem Urtheile, hat der talentvolle, keiner Partei angehörende Mann, jenes freilich öfters geändert, je nachdem sich die Verhältnisse der politischen Außenwelt änderten und ihm unter dieser oder jener Gestalt nahe traten. So kämpfte der anfänglich sich für die Franzosen Erklärende, später gegen die Oberherrschaft derselben und steigerte noch später beim Unterliegen und nach dem Sturze Napoleon's, seine Vorliebe für diesen fast über das Maß. Darum sprach er vielleicht, selbst nicht illiberal, gegen die Constitutionellen, die ihm häufig als Feinde des großen Feldherrn erschienen. Keineswegs ist er aber als ein Verräther freisinniger Ideen anzuklagen.

Lindner, Friedrich Wilhelm, Professor der Katechetik und Pädagogik in Leipzig, Doctor der Theologie, zu Weida 11. Dec. 1779 geboren, studirte nach empfangener Schulbildung in Zeitz, zuerst Philologie, dann Theologie in Leipzig, ward 1804 Lehrer an der allgemeinen Bürgerschule, habilitirte sich 1808 an der Universität und erhielt, nach Ablehnung mehrerer Berufungen nach Basel, Königsberg und Stettin, 1815 eine außerordentliche und 1825 die ordentliche Professur der Katechetik und Pädagogik. Seine Theilnahme an den wiederholten Organisationsprojecten des Schulwesens hatte auch fernerhin die Berufung nach Preußen und Rußland zur Folge, doch blieb er in Sachsen und arbeitete dahin, das Christenthum zum Hauptprinzip der Erziehungswissenschaft zu erheben und somit freilich die Schule unter die Autorität der Kirche zu stellen. Er glaubt sich ein christliches Prinzip gebildet zu haben, das er allen Erscheinungen des Lebens zum Grunde gelegt wissen will, selbst die alten Zünfte und bannrechtlichen Abscheidungen im gewerblichen Leben will er darum aufrecht halten, weil er in diesem Reste des Feudalismus eine Stütze für sein sogenanntes christliches Prinzip zu besitzen meint. Die Freimaurerei wollte er reformiren durch dasselbe christliche Prinzip, und als man auf seine Ansicht nicht einging und nicht eingehen konnte, schied er aus diesem edlen Bunde und schrieb das bekannte Buch, „Mac Benac, er lebet im Sohne, oder das Positive der Freimaurerei" (Lpz. 1817; 3. Aufl., 1819). Worin sein christliches Prinzip bestehe und wie es in den verschiedenen Zweigen der Wissenschaft und Kunst zur Erscheinung gebracht werde, darüber hat er nur wenige An-

Digitized by Google

deutungen gegeben, namentlich in der Gelegenheitsschrift „De finibus et praesidiis artis paedagogicae secundum principia doctrinae christianae" (1825). Er verlangt, daß die Schulbücher nach christlichen Grundsätzen bearbeitet werden und billigt die Art, wie Leo und der Däne Grundtvig in diesem Sinne die Geschichte behandelt haben. Er hat selbst einige Schulschriften herausgegeben, die wahrscheinlich nicht viel von dem Pietismus Grundtvig's, Lindberg's, Leo's, Rudelbach's und ähnlicher abweichen. Als Theolog hat er „Die Lehre vom Abendmahl nach der Schrift" (1831) herausgegeben.

Lindpaintner, Peter Joseph, königl. würtemberg. Hofkapellmeister seit 1819, war geb. 1791 zu Koblenz. Sein Vater, Jakob L. (Schüler Righini's), war als trefflicher Tenorist am Hofe des letzten Kurfürsten von Trier, dem er nach Auflösung der Kapelle als erster Kammerdiener nach Augsburg folgte. Hier wurde L. bis zum 16. Jahre für die Wissenschaften erzogen, trieb aber daneben mit Leidenschaft Musik, worin er vom Musikdirector Plötterll auf der Violine und vom Kapellmeister Witzke den ersten theoretischen Unterricht empfing. In Folge seines musikalischen Talentes sandte ihn der Kurfürst zur weitern Ausbildung an Winter nach München, unter dessen Leitung er seine erste Oper, „Demophoon", eine Messe und ein Tedeum componirte, welche sämmtlich 1811 zur Aufführung kamen. Durch den Tod seines Wohlthäters, des Kurfürsten, 1812 von der Ausführung einer Kunstreise nach Italien abgehalten, nahm er die Musikdirectorstelle am neuen Hoftheater am Isarthore an und studirte noch die musikal. Wissenschaften fort unter dem Contrapunktisten Joseph Graz. Nach Verfall jenes Theaters wurde er als Dirigent der königl. Hofkapelle nach Stuttgart berufen (womit die Leitung der Oper verbunden). L. hat als Componist in den verschiedenartigsten Genres gearbeitet: Lieder, Singspiele, Opern, Ballets, Instrumental-Concertstücke, Oratorien, — aber jedenfalls mit zu unbestimmt ausgeprägter Verschiedenheit des Stiles. Zu nennen sind unter seinen Werken besonders die Opern: „Die Rosenmädchen", „Der Vampyr" (Text von Heinze), „Die Amazonen" (Text von L. Robert), „Die Genueserin", auch in neuester Zeit „Die Sicilianische Vesper"; Ballete: „Aglaja", Zephyr und Rose", „Zeila" und das bekannteste „Jocko." Oratorien: „Der Jüngling von Nain." L. äußerte einst gegen einen jungen Künstler: „er habe alle seine Werke nur geschrieben, um mit dem Zeitgeiste fortzugehen, nicht um mit ihnen in die engern Kunstschranken zu treten." Dieser Ausspruch charakterisirt den Mann. Seine Opern sind außer in Stuttgart nur wenig bekannt geworden und haben dort nicht Furore gemacht. L. hat die außerordentlichste Kenntniß aller musik. materiellen Mittel und eine überwiegend treffliche Instrumentation; er ist mit Friedrich Schneider der größte musik. Schnellschreiber unserer Zeit (mit Einschluß italienischer Componisten) und möchte jenen vielleicht noch überholen. So reiche technische Praktik müßte, von höherm Geiste geleitet, Großes erzeugen. L.'s meisterhaft gesetzte Concertstücke für mehrere Blaseinstrumente sind noch besonders zu nennen. L. ist einer der trefflichsten Dirigenten voll Sicherheit und Energie und möchte als solcher zunächst nach Spontini zu setzen sein.

Lindwurm, ein fabelhaftes, schlangenartiges Ungeheuer, vierbeinig und geflügelt gedacht, spielte ehemals in Mährchen und Ritterromanen nebst dem Drachen die Hauptrolle. In den frühern christlichen Dichtungen ist der L. der personificirte Teufel, der vom heil. Georg erlegt wurde.

Lingam heißt in der indischen Mythologie das Symbol der männlichen Natur (der Phallus der Griechen), welches einst in einer silbernen Kapsel getragen wurde. Sein Dienst ist nicht alt, sondern in dem orgiastischen Sivadienst entstanden.

Lingard, John, Dr. der Theologie, ein kathol. Priester, wohnhaft zu Newcastle-upon-Tyne, hat in Vertheidigung seines Glaubens gegen die Angriffe protestantischer Schriftsteller so viel Gewandheit als Scharfsinn an den Tag gelegt. Außer einer Menge Streitschriften in Bezug hierauf, namentlich gegen den Bischof von Durham und Doctor Kipling, die in verschiedenen Zeitschriften erschienen sind, gab Mr. Lingard 1809 ein Werk heraus, das von dauernderem Werthe und allgemeinem Interesse ist, betitelt: „The Antiquities of the Anglo-Saxon Church" (2 Bde., Lond. 1809). Hauptsächlich aber ver-

Digitized by Google

dankt er den Ruhm seines Namens im Inlande und Auslande der „History of England till the Revolution of 1688“ (8 Bde., 4.; 14 Bde., 8. 1818—31), welche mehrere Auflagen erlebt hat und in verschiedene Sprachen übersetzt worden ist. Abweichend von der bisherigen Bahn engl. Geschichtschreiber und in gerechter Entrüstung über die Menge Thatsachen, welche sie theils entstellt, theils sie ganz übersehen haben, machte er sich zur Aufgabe, die Geschichte Englands von Grund aus nach einem neuen zweckmäßigern Plane zu arbeiten. Auch ist ihm große Umsicht und scharfes Urtheil in der Auswahl und Anordnung des Stoffes, sowie Klarheit und Interesse der Darstellung nicht abzusprechen. Dennoch, obgleich er ein ungewöhnliches Quellenstudium beurkundet, ist L. in mancher Hinsicht parteiischer als seine Vorgänger. Es ist dies bei solchen Gelegenheiten der Fall, wo der kathol. Priester oder der Anhänger einer besondern politischen Partei zu leidenschaftlich aus ihm spricht.

Lingen, eine Grafschaft im ehemaligen westfäl. Kreise, hat gegenwärtig 25,000 Einw. und zerfällt in die obere und in die niedere Grafschaft; jene gehört zum Kreise Tecklenburg des preuß. Regierungsbezirkes Münster; diese, 6 QM. mit 21,000 E., zur hanov. Landdrostei Osnabrück. Die Grafschaft gehörte früher zur Grafschaft Tecklenburg (s. d.) und wurde gewöhnlich als sogenannte Herrlichkeit den Nebenlinien des gräfl. Hauses zu Theil. In Folge der Achtserklärung ihres Besitzers durch Kaiser Karl V. wurde sie als eröffnetes Reichslehen eingezogen und 1548 dem Grafen Maximilian von Büren in Lehen gegeben. Als dieser ohne männliche Erben starb, verkauften die Vormünder seiner einzigen hinterlassenen Tochter, die sich nachmals an den Prinzen Wilhelm I. von Nassau-Oranien vermählte, die Grafschaft wieder an Karl V., der sie nun 1555 sammt Burgund seinem Sohne, Philipp II., Könige von Spanien, überließ. Der Prinz Moritz von Nassau-Oranien bemächtigte sich ihrer später mit Gewalt wieder und obgleich sie 1605 nochmals in die Hände der Spanier kam, fiel sie doch 1632 nach dem Abzug derselben wieder an Nassau-Oranien zurück. Nach dem Tode Wilhelm's III., Königs von England, erbte sie der König von Preußen, der sie wieder mit Tecklenburg vereinigte. Im J. 1809 wurde sie zum Großherzogthum Berg geschlagen und 1810 mit Frankreich vereinigt, 1814 wieder an Preußen zurückgegeben, das 1815 die niedere Grafschaft an Hannover abtrat.

Linguet, Simon-Nicolas-Henri, wurde am 14. Juli 1736 zu Rheims geboren. Sein Vater war früher Professor am Collegium Beauvais zu Paris, verlor aber seine Stelle in Folge jansenistischer Streitigkeiten und wurde durch eine lettre de cachet auf 30 Meilen von Paris verbannt, worauf er sich zu Rheims niederließ. Daher sagte L., der Sohn, „er sei unter den Auspicien einer lettre de cachet geboren.“ Der junge L. studirte zu Paris in demselben Collegium, an welchem sein Vater Professor gewesen war, und erlangte 1751 in seinem 15. Jahre die drei ersten Preise der Universität. Die frühe, so glänzende Geistesentwickelung zog die Aufmerksamkeit des damals in Paris lebenden Herzogs von Zweibrücken auf ihn, der ihn mit nach Polen nahm. Besondere Gründe trennten L. von diesem seinem Gönner; er kehrte in seine Heimath zurück; und als bald darauf Frankreich an Portugal den Krieg erklärte, begleitete er den Prinzen von Beauveau als Adjutant nach Spanien. Auf diese Weise wurde er mit der spanischen Sprache und Literatur bekannt, und gab während seines Aufenthaltes in Madrid Uebersetzungen einiger Stücke Calderon's und Lope's de Vega, sowie nach Frankreich zurückgekehrt sein erstes geschichtliches Werk, „Histoire du siècle d'Alexandre“ heraus, welches er dem König Stanislaus Leszinski widmete. Er bewarb sich um einen Platz in der Akademie. Diese hatte sich an blinde Fügsamkeit in d'Alembert gewöhnt, welcher Bedingungen machte, auf die L. nicht einging, der nun auf immer der Akademie und ihrem ganzen Anhange den Krieg erklärte. So zahlreiche und gefährliche Feinde er sich dadurch zugezogen hatte, stieg doch sein Ruhm als Schriftsteller und Rechtsgelehrter immer mehr. Als Anwalt gewann er durch seine reichen Kenntnisse, seinen scharfen Blick und das Feuer seiner Rede mehrere bedeutende Processe. Er gab in kurzer Zeit hinter einander seine „Histoire des révolutions de l'em-

Digitized by Google

pire romain", seine „Histoire du seizième siècle" und seine „Théorie des lois civiles" heraus, von welchen besonderes letzteres Werk allgemeines Aufsehen erregte, und eben damals gewann er auch den berühmten Proceß des Herzogs von Aiguillon, ehemaligen Commandanten der Bretagne, indem er besonders die politischen Rücksichten hervorhob, welche geeignet waren, ihn von der Strafe zu befreien. Er eröffnete auf diese Weise dem Herzog sogar den Weg ins Ministerium, in welches ihn bald darauf die Dubarry erwählen ließ. Von der Zeit an wurden wenige wichtige Streitsachen verhandelt, ohne daß L. nicht Theil daran gehabt hätte. Vor allen aber war es der Criminalproceß des Grafen von Morangies gegen du Verron, in welchem er seine große Bedeutsamkeit zeigte und den Sieg zugleich mit der allgemeinen Bewunderung davon trug. Der Neid und Haß der übrigen Advocaten wurde dadurch bis zum Unleidlichen gesteigert, sie verschworen sich, L. nicht mehr als ihren Collegen anerkennen zu wollen, und das Parlament war niedrig genug, sich seinen Neidern beizugesellen, indem es ohne gesetzlichen Grund L. die Praxis untersagte. Ein ähnliches Schicksal hatte er als politischer Schriftsteller. Sein vielgelesenes „Journal politique", das er 1774 herauszugeben begann, wurde auf Befehl des Premierministers Maurepas verboten. L. fürchtete mit Recht für seine persönliche Freiheit und floh nach der Schweiz, Holland und England, von wo aus er sich nach Brüssel begab. Nach Maurepas's Tode erhielt er durch den Minister Vergennes die Erlaubniß, nach seinem Vaterlande zurückzukehren. Er benutzte sie, ohne zu bedenken, daß die zahllose Menge der dünkelvollen Mittelmäßigkeit einen überlegenen Geist, von welchem sie stets verspottet worden, nicht bei sich dulden würde, und daß sie leicht einen Verhaftsbefehl gegen ihn auswirken könnte. L. kam also nach Paris, die Mittelmäßigkeit erhob sogleich Klage gegen ihn, und bald sah er sich, ehe er sich's versah, mittels einer lettre de cachet in der Bastille in ungerechter Haft gehalten, wo er zwei Jahre verharren mußte. Nach seiner Befreiung 1782 wurde er nach Rethel verwiesen. Er wandte sich aber nach London, wo er eine Abhandlung gegen die willkürliche Gewalt, deren schweren Druck er erfahren, schrieb, obschon er selbst früher in seiner „Théorie des Lois" ein wenig ihr Lobredner gewesen. Er ging wieder nach Brüssel und setzte hier seine mit Unterbrechung schon seit 1777 erschienenen „Annales politiques, civiles et littéraires du XVIII. siècle" (1777—92) fort, in welchem er den Kaiser Joseph II. so geschickt zu schmeicheln und sein Urtheil über die Befreiung der Schelde-Schifffahrt den Ansichten des Kaisers so gut anzupassen wußte, daß er von ihm das Adelsdiplom nebst einem Geschenk von 1000 Ducaten erhielt. Als aber L. die Vertheidigung Van der Noot's und der brabantischen Insurgenten gegen den Kaiser unternahm, verwies ihn dieser aus seinen Staaten. L. kehrte 1791 nach Paris zurück und vertheidigte vor dem Nationalconvent die Rechte der Schwarzen von St. Domingo. Er sah die Schreckensregierung entstehen, und zog sich, um Leben und Freiheit zu sichern, in die Verborgenheit eines Landhauses zurück. Allein er wurde bald entdeckt, ins Gefängniß geführt und am 27. Juni 1794 vom Revolutionstribunal zum Tode verurtheilt, „weil er den Despoten zu Wien und zu London Weihrauch gestreut habe." Er ertrug den Tod mit Muth. L. war von mittler Gestalt, mager, blatternarbig. Sein Gesicht verkündete keineswegs, was er war; aber wenn die Tribune seine rednerischen Mittel aufforderte, da belebte sich plötzlich sein Gesicht, seine Rede ward zum unwiderstehlichen Strome und der beredte Sprecher riß bald die ganze Versammlung mit sich fort. Von seinen äußerst zahlreichen Schriften über Rechtswissenschaft, Staatswissenschaft, Geschichte und schönen Wissenschaften, nennen wir außer den bereits erwähnten hier nur noch: „Mémoires sur la bastille" (London 1783); „Fanatisme des philosophes"; „Mémoires pour le duc d'Aiguillon" und „Pour le comte Morangies", und seine „Continuation de l'histoire universelle de Hardion", welche die Bände 19 und 20 des Werkes bildet (Par. 1769). „Collection des ouvrages relatifs à la révolution du Brabant" (1791).

Linguistik, vom lat. lingua, d. h. Zunge oder Sprache, nennt man das Studium der Sprachen in Hinsicht ihrer Verwandtschaft, Aehnlichkeit u. s. w. und die Sprachenkunde (s. d.) selbst. Erst zu Anfang dieses Jahrhunderts hat die Linguistik durch Er-

Digitized by Google

forschung der bedeutendsten asiat. und europ. Sprachstämme, namentlich des Sanskrit, der deutschen und slaw. Dialekte, einen festern Boden und größere Bedeutsamkeit gewonnen. Linguist heißt ein Sprachkenner, namentlich Derjenige, welcher sich mit Forschungen über den Ursprung, die Bildung und Verwandtschaft der Sprachen beschäftigt.

Linie bezeichnet in der Mathematik die Ausdehnung in die Länge ohne Breite und Dicke. Die Linien sind entweder gerade oder krumm; die geraden Linien nennt man auch Linien der ersten, die krummen aber Linien der zweiten oder einer höhern Ordnung, je nachdem sie durch Gleichungen des zweiten oder eines höhern Grades dargestellt werden. Zu den Linien der zweiten Ordnung gehören blos die sogenannten Kegelschnitte (s. Kegel). — In der Geographie und Schifffahrtskunde versteht man unter der Linie den (irdischen) Aequator, daher der Ausdruck: die Linie passiren. Auch bezeichnet das Wort Linie ein Längenmaß, nämlich den zehnten oder zwölften Theil eines Zolles, je nachdem die Decimal- oder Duodecimaleintheilung gebraucht wird. — In der Taktik heißt Linie diejenige Aufstellungsart der Truppen, bei welcher sie lange gerade Reihen von sehr geringer Tiefe bilden, die Front gegen den Feind gerichtet. Es giebt Infanterie- und Cavalerielinien, Tirailleurlinien u. s. w. Lineartaktik, entgegengesetzt der Massentaktik, begreift diejenigen Lehren, welche solche Evolutionen behandelt, bei denen die Linienaufstellung zum Grunde gelegt ist. Linientruppen heißen diejenigen, welche dem Feinde im freien Felde entgegengehen, im Gegensatz der zur Besetzung der Festungen oder zu andern Zwecken verwendeten Truppen. In der Befestigungskunst versteht man unter Linie zunächst die einzelnen Theile eines Festungswerkes, z. B. eine Face, eine Courtine, oder eine Flanke, wobei man nicht blos den Wallgang und die Brustwehr, sondern auch den vorliegenden Graben zur Festungslinie rechnet; dann nennt man aber auch Feldverschanzungen, sie mögen unter sich vollständig zusammenhängen oder abgesondert neben einander liegen, befestigte Linien oder auch blos Linien. Sie unterscheiden sich von verschanzten Lagern (s. d.) hauptsächlich dadurch, daß sie eine größere Frontlänge decken sollen als die letztern, deren Zweck vorzüglich die Deckung eines innern Raumes ist. Diese Linien haben selten einen entschiedenen Werth, da sie eine große Menge Truppen zur Vertheidigung erfordern und doch umgangen werden können. Die Stollhofner Linien im span. Erbfolgekrieg im J. 1703, die Linien von Torres Vedras im J. 1811 vertheidigten sich siegreich; dagegen fielen die Weissenburger Linien im J. 1793 nach hartnäckigem Kampfe. — In der Genealogie versteht man unter Linie eine Reihe von einander abstammender Personen.

Linienschiffe heißen diejenigen Kriegsschiffe, welche mit einer Anzahl von 400 bis 800 Soldaten und 60—110 Kanonen ausgerüstet sind und in der Linie fechten. Man bedient sich ihrer seltener zum Schutze der Transport- und Kauffahrteischiffe, indem man dazu lieber Fregatten wählt; dagegen wird das Linienschiff auf Hauptstationen beschäftigt. Das L. muß gut segeln, steuern und wenden, namentlich aber die Kanonen der untersten Batterie, welche die schwersten sind, auch noch bei stürmischem Wetter gebrauchen können. Der Name kommt daher, daß es befähigt ist, sich vermöge der Anzahl seiner Geschütze und der Stärke seiner Bemannung in die Schlachtlinie zu stellen.

Liniensystem (Musikk.), die fünf parallel über einander gezogenen Linien, auf welche, oder zwischen deren Räume die nach Höhe oder Tiefe verschiedenen Noten hingestellt werden. Früher hatte man nur drei und vier Linien.

Link, Heinrich Friedrich, verdienter Naturforscher, geb. den 2. Febr. 1769 zu Hildesheim, studirte zu Göttingen Medicin und besonders die Naturwissenschaften und erhielt 1793 die Stelle eines Professors der Chemie, Naturgeschichte und Botanik zu Rostock. Von hier aus wurde er dem Grafen von Hoffmannsegg bekannt, mit welchem er 1797 gemeinschaftlich eine Reise nach Portugal machte. Im J. 1811 ward er als Prof. der Chemie und Botanik nach Breslau berufen, von wo er 1815 als Prof. der Naturwissenschaften und Director des botanischen Gartens nach Berlin ging, wo er noch heute für die Wissenschaft thätig wirkt. Von den Schriften des verdienten Mannes sind besonders diese höchst

Digitized by Google

schätzbar: „Bemerkungen auf einer Reise durch Frankreich, Spanien und vorzüglich Portugal“ (3 Thle., Kiel und Helmstädt 1801—1804); „Grundlehren der Anatomie und Physiologie der Pflanzen“ (Götting. 1807); „Ideen zu einer philosophischen Naturkunde“ (Breslau 1814); „Die Urwelt und das Alterthum erläutert durch die Naturkunde“ (2 Thle., Berl. 1820 und 22. 2. Aufl., 1834) und dessen Fortsetzung „Das Alterthum und der Uebergang zur neuern Zeit“ (Berl. 1842); ferner „Elementa philosophiae botanicae“ (Berl. 1824); „Anatomisch-botanische Abbildungen“ (4 Hefte, Berl. 1839—42) und die „Anatomie der Pflanzen“ (Berl. 1845, 4.).

Linné, Karl von, einer der größten Naturforscher und besonders ausgezeichneter Botaniker, geb. am 14. Mai 1707 zu Räshüllt in Smaland, wo sein Vater, Nicolas L., Pfarrer war. Die Blumenliebe des Letzteren ging auf den jungen L. über; er pflanzte beständig, gleichviel ob Blume, Unkraut oder wilde Pflanzen, er brachte sogar wilde Bienen und Wespen in des Vaters Garten, wodurch dessen Bienenstöcke zerstört wurden. Seine Aeltern hatten ihn für den geistlichen Stand bestimmt, allein die wenigen Fortschritte, die er in der Schule zu Weriö, namentlich in den alten Sprachen machte, der unüberwindliche Trieb, Pflanzen und Schmetterlinge zu sammeln, worüber Schulstunden und Schularbeiten vergessen wurden, machten seine Lehrer und selbst den Vater glauben, er sei nur fähig, ein Handwerk zu lernen, weshalb der letztere ihn in die Lehre zu einem Schuhmacher that. Glücklicherweise erkannte der Arzt Rothman die trefflichen Anlagen des jungen L. und bestimmte den Vater, ihn die Naturwissenschaften studiren zu lassen. Nachdem er sich noch einige Zeit in Weriö vorbereitet, auch Tournefort's „Institutionen“ gelesen hatte, begab er sich 1727 auf die Universität zu Lund, wo er unter dem berühmten Stobäus die Anfangsgründe der systematischen Naturkenntniß hörte. Von hier ging er nach Upsala, wo er unter Rudbeck seine botanischen Kenntnisse sehr erweiterte, dabei aber mit der größten Armuth zu kämpfen hatte. Er fing an, Vorlesungen zu halten, die ihm aber, weil er weder promovirt noch eine Lehrerstelle bekleidete, durch den Professor Rosen von Rosenstein vom akad. Consistorium untersagt wurden. Olaus Celsius, welcher an seinem „Hierobotanicon“ (ein Werk über biblische Pflanzen) arbeitete und L.'s ausgezeichnete Pflanzenkenntniß wohl bemerkt hatte, nahm ihn als Mitarbeiter an und versetzte ihn in eine behaglichere Lage. Hier kam L. auf die Idee, das Verhältniß der Geschlechtstheile der Pflanzen zu einander als Grundlage zu einem neuen System in der Botanik anzunehmen. Rudbeck, welcher diesem neuen, genialen, in einem kleinen Aufsatze niedergeschriebenen Gedanken seine Bewunderung nicht versagen konnte, machte ihn sogleich zum Administrator im botanischen Garten. Im J. 1732 reiste L., von Celsius vorgeschlagen, auf Kosten der schwedischen Stände nach Lappland, besuchte Falun und kehrte nach sechs Monaten mit vielen Kenntnissen bereichert nach Upsala zurück. Einen Bericht über diese Reise machte er in den „Acta suec. lit.“ von 1732 und 35 bekannt, das Hauptwerk aber, in welchem die beschriebenen Pflanzen nach dem Sexualsysteme geordnet sind, erschien vollständig 1735 unter dem Titel: „Flora lapponica“ (3 Bde., verbessert Amsterd. 1737, ebend. 1747, und zuletzt von Smith, Lond. 1792). Nach kurzem Aufenthalte in Upsala ging er wieder nach Falun, wo er Vorlesungen über Mineralogie und Hüttenwesen hielt. Die mit ihm verlobte Tochter des dasigen Bergarztes Moräus schenkte ihm die erforderliche Summe Geld, um in Harderwyk die medicinische Doctorwürde erlangen zu können. Er ging über Kopenhagen nach Hamburg und von hier nach Harderwyk, wo er wirklich promovirte. Jetzt begab er sich nach Leyden und Amsterdam. Auf Boerhaave's und Burmann's Empfehlung wurde er Hausarzt des Grafen Clifford und Aufseher über dessen prächtigen Garten zu Hartecamp. Hierdurch ward es ihm möglich, sich alle zu seinem Studium erforderlichen Bücher und Pflanzen anzuschaffen, ja Clifford ließ ihn sogar nach England reisen, um nordamerik. Gewächse für seinen Garten zu besorgen. In dieser glücklichen Lage lieferte er neun Werke, von welchen sich sein „Systema naturae etc.“ (Leyd. 1737) durch die scharfsinnigsten Beobachtungen und eine klare systematische Uebersicht ganz besonders auszeichnet. Noch mehr vervollkommnet wurde dieses Werk in den spätern Ausgaben von 1740, von 1766—68 und

Digitized by Google

in der 13. Aufl. von G. F. Gmelin in 10 Bdn. (Leipz. 1788—93). Es existiren noch eine große Anzahl von Andern besorgter Ausgaben und Uebersetzungen ins Holländische, Englische und Deutsche, die hier nicht aufgezählt werden können. Diesem Werke folgten seine „Fundamenta botanica" (Amsterd. 1736; neue Aufl. 1751), commentirt durch die 1751 erschienene „Philosophia botanica", ferner seine „Bibliotheca botanica", „Critica botanica", in welcher er die Fehler seiner Vorgänger, wodurch ihre Systeme wankend und die Bestimmung der Gewächse ungewiß und unzuverlässig geworden, gründlich darthat; und sein herrlicher „Hortus Cliffortianus" mit 37 Kpfrn., die seltenen Pflanzen des Gartens zu Hartecamp darstellend. Früher schon war von ihm eine Beschreibung des blühenden und fruchttragenden Pisang, mehrerer Palmen und Scitamineen unter dem Namen „Musa Cliffortiana" erschienen. In einem andern größern Werke, „Genera plantarum" (Leyden 1737), bestimmte er 935 Pflanzengattungen auf das Genaueste. Im J. 1738 erschienen seine „Classes plantarum", eine kurze Darstellung aller bis zum J. 1738 bekannt gewordenen botanischen Systeme. Bei seiner Wiederkehr von einer Reise nach England trug ihm Adrian van Royen auf, den Leydener Garten, der nach Boerhaave's System geordnet war, nach dem Sexualsysteme einzurichten. Dies schlug jedoch L. aus Achtung gegen Boerhaave ab und arbeitete dafür ein anderes System nach der Zahl der Samenlappen aus, was Royen 1740 in dem „Prodromus florae Leydensis" herausgab, von L. aber nicht weiter bearbeitet wurde, obschon es später J. G. Gmelin seiner „Flora Sibirica" zum Grunde legte. Im J. 1738 verließ er Holland, besuchte Paris und kehrte von da durch Deutschland nach Stockholm zurück. Auf die Empfehlung des Grafen Tessin, dessen Naturaliensammlung er später im „Museum Tessinum" beschrieb, wurde er Admiralitätsarzt, königl. Botanicus und Präsident der Stockholmer Akademie der Wissenschaften. Durch Beschluß des Reichstags von 1740 erhielt L. den Auftrag, Schweden in naturhistorischer Hinsicht zu bereisen. Die Beschreibung dieser Reise erschien unter dem Titel: „Wästgotha Resa; af Ricksens Ständers befalning etc." (Stockh. 1746); eine Beschreibung der öländischen und gothländischen Reise erschien 1745. Im J. 1741 ward er Professor der Arzneiwissenschaft zu Upsala, tauschte aber 1742 mit Prof. Rosen um die Professur der Botanik, mit welcher die Aufsicht über den botanischen Garten, den er 1748 unter dem Titel: „Hortus Upsaliensis" beschrieb, verbunden war. Im J. 1742 erhielt er den Titel eines Archiaters, 1753 den Nordsternorden und 1757 wurde er in den Adelstand erhoben. Er verließ Upsala nie wieder, obgleich ihm sehr vortheilhafte und glänzende Anträge gemacht wurden, so z. B. wollte man ihn nach Spanien ziehen, wo sich der König erbot, ihn bei völliger Religionsfreiheit zum Marquis zu machen. Im Mai 1774 wurde er während seiner Vorlesung im botan. Garten plötzlich von einem Schlagflusse befallen, der zwar nicht tödtlich war, aber eine nicht zu heilende Schwäche seines Körpers zurückließ. Im J. 1776, als er zum zweiten Male vom Schlage getroffen wurde, entsagte er seinen Aemtern, erhielt aber vom Könige doppelten Jahrgehalt zugesichert und zwei Güter für sich und seine Kinder. Zwei Jahre noch fesselte ein siecher und hinfälliger Körper den behinderten Geist. Linné starb am 10. Jan. 1778. Der König bedauerte öffentlich in einer Rede an die Versammlung der Stände den Verlust, welchen Schweden durch den Tod jenes großen Mannes erlitt. Es gab fast keine Gesellschaft der Wissenschaften, deren Mitglied L. nicht gewesen wäre. Sein Verstand war scharf. Alles, was er sprach oder that, war geordnet, war systematisch. Karl XIV. ließ ihm 1819 in seinem Geburtsorte ein Denkmal setzen und in Linné's Garten zu Upsala seine von Byström gearbeitete Büste aufstellen. Vgl. „Linné's eigenhändige Aufzeichnungen über sich selbst, mit Anmerk. u. Zus. v. Afzelius", a. d. Schwed. übers. v. K. Lappe (Berl. 1826) und „Leben des Ritters Karl von Linné ꝛc. von D. H. Stöver" (2 Thle., Hamb. 1792). Von der großen Anzahl seiner Schriften sind noch zu erwähnen: „Flora Suecica" (Leyden 1745); „Fauna Suecica" (Stockh. 1745); „Flora Zeylandica" (Stockh. 1747); „Materia medica e regno vegetabili" (Stockh. 1749); „Fl. m. e regno animali" (Upsala 1750); „Fl. m. e regno lapideo" (Ebend. 1752); „Amoenitates academicae"; „Species plantarum" (Stockh. 1753); „Museum Adolphi

Digitized by Google

Friderici Regis etc." (Stockh. 1754); „Termini botanici" (Upſ. 1762); „Genera morborum" (Upſ. 1763); „Mantissa plantarum" (I. et II. Stockh. 1767 u. 71); die „Collectio epistolarum etc." gab D. H. Stöver heraus (Hamb. 1792); die theils von L., theils von Andern beſorgten ferneren Ausgaben und Verbeſſerungen vorgenannter Werke ſind wegen beſchränkten Raumes unerwähnt geblieben. — Sein Sohn, Karl von L., geb. am 20. Jan. 1741 zu Falun, beſtimmte ſich ebenfalls für die Naturwiſſenſchaften. Schon 1759 erhielt er die Stelle eines Demonſtrators im botan. Garten zu Upſala. Das erſte Probeſtück einer unter des Vaters Aufſicht unternommenen Beſchreibung der ſeltenſten Pflanzen jenes Gartens, erſchien 1762. Im folgenden Jahre erhielt er eine außerordentliche Profeſſur und die Anwartſchaft auf die ordentlichen Lehrſtellen ſeines Vaters. Im J. 1765 ward er Doctor der Medicin. Nach des Vaters Tode im Beſitze von deſſen Aemtern unternahm er von 1781—83 eine wiſſenſchaftliche Reiſe durch Europa, ſtarb aber bald nach der Ankunft zu Upſala am 1. Nov. 1783. Seine Schriften, wodurch die botaniſche Wiſſenſchaft mehrfach bereichert wurde, ſind: „Decas plantarum rarior. horti Upsal. (2 Bde., mit Kpfrn., Stockh. 1762 u. 63); „Plantarum rarior. horti Upsal. fasc. I." (Lpz. 1767); „Erica Sparmanni" in den „Abhandl. d. Akad. der Wiſſenſchaften zu Stockh. für 1778"; „Nova graminum genera" (Upſ. 1779); „Lavandula" (Upſ. 1780); „Methodus muscorum illustrata" (Upſ. 1781) und „Supplementum plantarum systematis vegetabilium" (Braunſchw. 1781).

Linos, aus Theben, war ein berühmter Sänger und Tonkünſtler des mythiſchen Zeitalters, deſſen Leben man gewöhnlich um 1280 v. Chr. anſetzt. Die Sage macht ihn zu einem Sohne des Apollon. Er ſoll Lehrer des Orpheus und Hercules in der Muſik geweſen, von letzterm aber mit der Cither erſchlagen worden ſein, weil er ihn wegen ſeiner Fehlgriffe der Verſpottung preisgegeben hatte. Nach Andern wurde er von Apollon ſelbſt getödtet, als er ſich dieſem im Citherſpiele gleichzuſtellen wagte.

Linſe (Eroum lens), eine zu den Hülſenfrüchten gehörende Culturpflanze, kommt in drei Arten vor, als gemeine Feldlinſe, als Gartenlinſe und als Provencerlinſe (Pisum ochrus). Am meiſten werden die beiden erſten Arten angebaut. Beſonders vortheilhaft iſt der Anbau der Linſe im Gemenge mit Getreide. So geben z. B. Linſen und Gerſte ein vorzügliches Brodgetreide. Auch für ſich gewähren die Linſen eine ſehr nahrhafte Speiſe; als Viehfutter haben ſie nicht minder einen großen Werth, nur darf man den ſäugenden Thieren davon nicht zu viel geben, weil ſonſt die Milch zu fett wird. Das Stroh der nicht überreif gewordenen Linſen wird dem Heu gleich geſchätzt und gewährt ein gutes Kälberfutter; doch darf es ſeiner hitzigen Natur wegen nicht zu häufig und nur in kleinen Portionen verabreicht werden.

Linternum oder Liternum iſt der Name einer alten Stadt in Campanien, an der Meeresküſte, wo der ältere P. Cornelius Scipio Africanus 183 v. Chr. ſtarb.

Linth, ein Fluß im ſchweiz. Canton Glarus, der durch die Vereinigung dreier Bäche am Fuße des Tödi entſpringt. Er iſt beſonders durch das von Eſcher von der Linth (ſ. d.) ausgeführte hydrotechniſche Unternehmen bekannt. Dieſer regulirte den Lauf des Fluſſes durch den 19,000 F. langen Molliſerkanal, wodurch die Linth in den Wallenſtädterſee geleitet wurde, den ſie bei Weſen verläßt. Die Verbindung zwiſchen dem Wallenſtädterſee und dem Züricherſee, in den ſich die Linth unterhalb Grynau ergießt, wurde zum Schutz gegen frühere Ueberſchwemmungen und gegen Verſumpfung durch den 57,000 Fuß langen Linthkanal hergeſtellt und dadurch zugleich der Cultur etwa 20,000 Morgen gewonnen.

Linz, die Hauptſtadt in Oeſterreich ob der Ens, an der Einmündung des Traunfluſſes in die Donau, mit einer hölzernen Brücke über dieſelbe, iſt alterthümlich, aber wohlgebaut, doch ſind die Häuſer meiſt mit Schindeln gedeckt. Die Bewohner, deren Zahl ohne das Militär ſich auf 23,500 beläuft, ſind äußerſt gewerbfleißig und nähren ſich durch Speditionshandel, beſonders mit Eiſenwaaren, und durch Verfertigung von Tuch und Baumwollenwaaren, Seiden- und Goldarbeiten, Spielkarten und Pulver. Berühmt iſt die kaiſ.

Digitized by Google

Wollzeug-, Tuch- und Teppichfabrik, die, obwohl sie den Umfang ihrer Betriebsamkeit etwas beschränkt hat, noch immer viele Tausend Arbeiter in der Stadt und der Umgegend beschäftigt und eine große Niederlage in Wien unterhält. Die Stadt ist der Sitz der Landesregierung und ihrer Unterbehörden, eines Kreisamts, eines 1674 von Leopold I. errichteten Lyceums, welches das Recht besitzt, das Magisterium und das Baccalaureat zu ertheilen, und seit 1784 auch Residenz eines Bischofs mit seinem Domcapitel. Außerdem hat die Stadt ein Gymnasium, eine Normalhauptkunstschule und seit 1824 eine Taubstummen- und eine Blindenlehranstalt. Das hier bestehende nordische Stift ist ein Institut für Katholiken aus Norddeutschland. Merkwürdige öffentliche Gebäude sind: die alte ehrwürdige Ignatiuskirche, die Matthiaskirche mit Montecuculi's Denkmal und das auf einem Hügel gelegene Schloß, worin jetzt eine Provinzial-Strafarbeitsanstalt ist. Eine protestantische Kirche wurde, nach Beseitigung mancher Hindernisse, 1844 zum Theil mit Unterstützung der Gustav-Adolf-Stiftung erbaut. Die günstige Lage der Stadt an dem Hauptstusse der Monarchie, zwei Messen und eine nach Budweis und Gmünden führende Schienenbahn unterstützen den Handel der Stadt sehr bedeutend. Als der geeignetste Punkt im Donauthale zur Sicherstellung der österr. Monarchie gegen Westen suchte man L. auch zu befestigen. Da aber die gewöhnliche Befestigungsart durch die örtliche Lage der Stadt mit ungeheuren Schwierigkeiten und Kosten verknüpft gewesen wäre, erhielt sie in neuerer Zeit 32 sogenannte Maximilianische Thürme (s. d.), von denen 23 auf dem linken und neun auf dem rechten Donauufer stehen, wodurch sie zu einer starken Festung und zugleich zum verschanzten Lager umgeschaffen wurde. Im Mittelalter gehörte die Stadt zu der Grafschaft Kyrnberg, mit der sie 1140 an Leopold IV. von Oesterreich kam. Eine Zeit lang war sie Residenz des Kaisers Matthias und Leopold's I.; im 30jährigen Kriege wurde sie vergebens belagert; im österreich. Erbfolgekriege aber 1741 von den Bayern erobert. Im J. 1809 fiel hier ein Gefecht zwischen den Oesterreichern unter Kolowrat und den Sachsen und Würtembergern unter Bernadotte vor, in welchem die letztern siegten.

Liparische Inseln, im Alterthume äolische Inseln genannt, an Zahl 12, gehören zu der Intendantur Messina auf Sicilien und liegen nördlich von dieser Insel im tyrrhenischen Meere. Sie sind alle vulkanischen Ursprungs, darum bei alten Dichtern Vulkans Werkstatt genannt und durch das Feuer, welches zum Theil immer noch fort in ihrem Innern brennt, überaus reich an edeln Früchten. Sie heißen: Lipari, mit der Hauptstadt gleiches Namens, die größte, die darum auch den übrigen den Namen gegeben hat, ist 5 QM. groß und hat gegen 16,000 Bewohner. Sie soll die äolische Insel des Homer sein. Ihre Bewohner sind gewerbfleißig und arbeitsam, beschäftigen sich meist mit Viehzucht und Fischerei, sind aber weder treu noch ehrlich; Volcano, ein unbewohnter Felsen; Salina mit 4000 Bewohnern, das alte Didyme, hat noch Ueberreste alter röm. Bäder; Felicudi mit 1200 Bew.; Alicudi mit 800 Seelen; Stromboli, der Griechen Strongyle, ragt in Pyramidenform über das Meer und ist ein nimmer rastender Feuerherd. Es leben hier etwa 1000 Menschen, die mit der übrigen Erde in weniger Berührung stehen, da zu dem Eilande nur selten Schiffe kommen; Pannarie mit etwa 100 Fischern; Lisca bianca, Basilazzo, Dattilo und Tilanovi sind sehr unbedeutend. Diese sämmtlichen Inseln sind frei von allen Abgaben.

Liparos, der Sohn des Auson, wurde von seinen Brüdern aus Italien vertrieben. Er ließ sich auf den Liparischen Inseln (s. d.), die von ihm den Namen erhielten, nieder, wo sich seine Tochter Kyane mit dem Aeolus vermählte. Mit Hülfe desselben kehrte er später nach Italien zurück, beherrschte hier die Gegend um Surrentum und wurde nach seinem Tode als Heros verehrt.

Lipinski, Karl, ein berühmter poln. Violonist, wurde 1790 im Palatinat Lublin geboren. Sein Vater, ein Musiklehrer, gab ihm den ersten Unterricht in dieser Kunst. In seinem 13. Jahre waren seine Leistungen schon ausgezeichnet und er componirte selbst einige Stücken. Sieben Jahre später wurde er als Director für das Orchester nach Lemberg berufen. Der Wunsch, sein Talent zu vervollkommnen, bestimmte ihn eine Reise nach

Digitized by Google

Italien zu unternehmen, um den berühmten Nicolo Paganini zu hören. Unterwegs begegnete er ihm in einer kleinen Stadt Italiens und gerade an einem Abende, wo Paganini in einem Concerte zu ſpielen beſchloſſen hatte. Mitten im allgemeinen Beifall, ergriffen von Bewunderung war nur Lipinski der einzige, der ruhig ſchien; ſeine Nachbarn, erſtaunt über dieſe Kälte, glaubten ſich nicht enthalten zu dürfen, wiederholt zu rufen: „Seht den Barbaren!“ Aber als Paganini am Ende des zweiten Theiles des Concertes ein Adagio vortrug, während das Publikum mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit lauſchte, rief Lipinski, laut vor Entzücken, zu Mehrerer Erſtaunen, bravo! bravo! Paganini aufmerkſam gemacht durch dieſen lauten Ausbruch des Enthuſiasmus, ſtieg in das Parterre, ſuchte ſeinen Bewunderer und fühlte ſich glücklich, mit dieſem polniſchen Künſtler in eine engere Verbindung zu treten. Man hörte ſie in mehrerern Concerten neben einander. Vor ſeiner Rückkehr in ſein Vaterland componirte L. mehrere Opern, welche auf dem Nationaltheater zu Lemberg aufgeführt wurden. Einige Jahre nachher begab er ſich nach ſeinem Vaterlande, durchreiste darauf Deutſchland, und in allen Städten, wo er ſich hören ließ, wurde er mit dem größten Beifall aufgenommen. In Poſen ließ er ſich mit M. Escudero, einem ſpan. Künſtler, auf der Violine hören. In Breslau überreichten ihm die Studenten dieſer Univerſität eine ſilberne Vaſe, als Denkmal ihrer Bewunderung ſeines großen Genies. Später ſpielte er vor mehrern gekrönten Häuptern Deutſchlands, reiste dann im J. 1825 nach Rußland, wo beſonders in Moskau und Petersburg ſein Talent allgemeine Bewunderung erregte. Mit dem Titel eines erſten Violinſpielers des Kaiſers von Rußland kehrte er 1829 nach Warſchau zurück und ging dann nach Lemberg, wo er ſeine Zeit zwiſchen Spiel, Compoſition und Studium theilte. Im J. 1831 unternahm er eine größere Kunſtreiſe durch Deutſchland, Frankreich und Italien und wurde 1840 als Concertmeiſter bei der königl. Kapelle in Dresden angeſtellt.

Lipogrammatiſche Schriften oder Gedichte, eine literariſche Spielerei, wobei der Verf. abſichtlich gewiſſe Buchſtaben in den Wörtern ausläßt. So haben wir von Lope de Vega eine Novelle, in welcher ſich weder A noch L findet.

Lippe oder Lippe-Detmold, ein ſouveränes deutſches Fürſtenthum, umfaßt einen Flächenraum von 22 QM. und wird, die 2 QM. umfaſſenden Enclaven abgerechnet, größtentheils von Preußen, an der öſtlichen Seite aber von der kurheſſ. Grafſchaft Schaumburg, Hanover, der waldeckſchen Grafſchaft Pyrmont und Braunſchweig begrenzt. Die Enclaven ſind das Amt Lipperode, das Stift Kappel, die Bauernſchaft Grevenhagen und die mit Preußen gemeinſchaftliche ſogenannte Geſammtſtadt Lippſtadt. Das Ländchen iſt ziemlich gebirgig und waldreich und wird vom Teutoburger Walde (ſ. d.) von Südoſt nach Nordweſt durchzogen. Beſonders merkwürdig ſind die Exterſteine (ſ. d.). Die auf der nördlichen Seite des Teutoburgerwaldes entſpringenden Flüſſe ſtrömen der Weſer, welche zum Theil die nördlichſte Grenze des Landes ausmacht, die auf der ſüdlichen dem Rheine zu. Von den Höhen dieſes Gebirges blickt man auf der einen Seite in das fruchtbare Thal der Werre und Bega, auf der andern aber in die Sandfläche der Senne, welche indeß die fortſchreitende Cultur der neuern Zeit ebenfalls angebaut hat. Der übrige Theil des Landes bietet eine beſtändige Abwechſelung zwiſchen Wald, Wieſe und Feld dar. Das Klima trägt den allgemeinen weſtfäliſchen Charakter an ſich und muß eher rauh als mild genannt werden. Man zählte 1846 gegen 109,000 Einw., von denen bei weitem die Mehrzahl ſich zur reformirten Kirche bekennt, welche die herrſchende iſt und der auch das Fürſtenhaus angehört. Nur in Lemgo und Lippſtadt iſt die proteſtantiſche Confeſſion überwiegend. Katholiken giebt es wenig; und dieſe haben in Lippſtadt, Lemgo und im Amte Swalenberg Kapellen. Juden rechnet man gegen 1000. Der Charakter des Volkes iſt bieder und gut, und Aufklärung und Bildung ſind ziemlich allgemein verbreitet. Die Sprache des Bürger- und Bauernſtandes iſt noch ziemlich allgemein das Plattdeutſche. Die Hauptbeſchäftigung iſt der Ackerbau. Der Boden des Landes iſt zwar nicht übermäßig fruchtbar, doch belohnt er den aufgewendeten Fleiß und läßt den Anbau der verſchiedenſten Getreidearten und Hülſenfrüchte zu. Beſonders ſtark wird Flachs und Rübſamen

Digitized by Google

angebaut. Neben dem Landbau ist die Viehzucht die Hauptnahrungsquelle der Bewohner und sie wird durch die in Menge vorhandenen schönen Wiesen und Weideplätze sehr begünstigt. Eine besondere Aufmerksamkeit wurde schon von früher Zeit her der Pferdezucht zugewendet. Das fürstliche Gestüt zu Logshorn erzieht die auch im Auslande durch ihre Dauerhaftigkeit und Schnelligkeit bekannten Senner. Mindere Sorgfalt verwendet man auf die Veredelung der Schafzucht, wogegen die Schweinezucht in bedeutendem Umfange betrieben wird. In den zahlreichen Waldungen fehlt es nicht an Wild. Die Forstcultur wird sorgfältig beaufsichtigt. Die Salzquellen bei Uffeln sorgen reichlich für den Salzbedarf des Landes und gestatten zuweilen noch Ausfuhr. Das Bad in Meinberg hat in der neuern Zeit bedeutend an Ruf gewonnen, und bei Lippspringe an der preuß. Grenze hat man warme Quellen entdeckt, die schnell in Ruf kamen. Unter den verschiedenen Industriezweigen wird besonders die Leinweberei und die Garnspinnerei sehr lebhaft betrieben. Man webt feine Leinwand, Bielefelder Leinwand genannt, weil sie sonst meist von dem benachbarten preuß. Orte Bielefeld aus weiter versendet wurde, und grobe Leinwand, das sogenannte Leggelinnen; auch besteht seit 1826 in Lemgo die Leggeanstalt, ein Institut, durch welches eine wirksame Controle über die Fehlerhaftigkeit der verfertigten Linnen geübt wird. Die ärmern Bewohner des Ländchens ziehen gewöhnlich während des Sommers auf die Arbeit ins Ausland. Uebrigens ist das Fabrikwesen, wie auch der Handel von wenig Bedeutung; man hoffte, daß er in Folge des von 1842 eingetretenen Anschlusses des Landes an den deutschen Zollverein sich mehr und mehr heben werde, was bei der frühern Absperrung unmöglich war. Gemeinnützliche Institute sind die 1752 errichtete, auf das Princip der Gegenseitigkeit begründete Landesbrandkasse; die 1804 begründete Sparkasse und Leihbank in Detmold; mehrere Witwen- und Waisenkassen und die sogenannte Pflegeanstalt in Detmold, welche eine Bewahranstalt für kleine Kinder, ein Krankenhaus, ein freiwilliges Arbeitshaus und ein für das ganze Land bestimmtes Waisenhaus in sich schließt. Auch giebt es in Detmold eine im großen Stile eingerichtete Correctionsanstalt, das Strafwerkhaus und ein Zuchthaus, und in Brake eine gut eingerichtete Irrenanstalt. Der Volksunterricht wurde unter der Fürstin Pauline (s. d.) auf das zweckmäßigste gestaltet. Die Grundlage desselben bildet das 1791 errichtete Schullehrerseminar in Detmold. Dagegen läßt die Einrichtung des höhern Schulwesens Manches zu wünschen übrig. Das Gymnasium zu Detmold ist im Besitz eines schönen Schulgebäudes und einer reich ausgestatteten öffentlichen Bibliothek. Ein naturwissenschaftlicher Verein für das Fürstenthum wurde 1815, ein Lippescher Sängerverein 1832 gestiftet; auch trat 1838 in Detmold der Verein zur Errichtung eines Denkmals für den Cheruskerfürsten Hermann zusammen, der durch den Eifer und die Energie, mit welcher er die Sache betrieb, große Erfolge hatte. Die Verfassung des Landes beruhte bisher auf der Urkunde von 1836. Da sie aber nichts von Garantien, Freiheit der Person und des Eigenthums, Gleichheit vor dem Gesetze, Oeffentlichkeit und Unabhängigkeit der Gerichte, Ministerverantwortlichkeit und Preßfreiheit enthielt und nur die Rechte der alten Landstände bestätigte und modificirte, so erhoben sich im J. 1848 sehr bedenkliche Unruhen, die nur durch bedeutende Zugeständnisse gestillt werden konnten. Die Landstände bestanden bisher aus sieben Deputirten der Ritterschaft und gleichviel Deputirten des Bürger- wie des Bauernstandes. Alle zwei Jahre soll Landtag gehalten werden, und ohne Zustimmung der Stände kann kein allgemeines Landesgesetz gegeben oder aufgehoben werden. Ebenso kann ohne ausdrückliche Bewilligung der Stände keine neue Steuer aufgelegt und keine neue Anleihe auf den Credit landschaftlicher Kassen gemacht werden. Auch haben die Stände das Recht der Verwendung für einzelne Unterthanen und ganze Klassen derselben und der Beschwerdeführung gegen einzelne Staatsdiener und ganze Collegien. Die gewöhnliche Dauer des Landtags ist zwei bis drei Wochen; die Sitzungen sind nicht öffentlich, doch sollen die Resultate derselben durch den Druck bekannt gemacht werden. Die Finanzen des Fürstenthums sollen, wie behauptet wird, sich in einem blühenden Zustande befinden, doch wird dem Kassenwesen vorgeworfen, daß es nicht zweckmäßig geordnet sei. Ein gemeinschaftliches Oberappellations-

Digitized by Google

gericht hat L. mit Braunschweig zu Wolfenbüttel. Die Staatseinkünfte betragen gegen 450,000 Fl.; Staatsschulden giebt es nicht. Der Fürst participirte beim ehemaligen Deutschen Bunde an der Curiatstimme auf der 16. Stelle und hatte im Plenum eine eigene Stimme. Das Bundescontingent betrug, außer den Nichtcombattanten, 678 M. Infanterie, die zum elften Armeecorps stießen. Die Residenzstadt ist Detmold (s. d.), die bevölkertste Stadt aber Lemgo (s. d.).

Den Namen erhielt das Land wahrscheinlich vom Flusse Lippe. Die Vorfahren des gegenwärtigen Fürstenhauses gehörten bereits im 12. Jahrh. zu den begütertsten westfäl. Dynasten. Bernhard von der Lippe, der zuerst unter diesem Namen im J. 1123 vorkommt, besaß schon die Stadt Lemgo. Sein Sohn, Bernhard II., war ein Freund Heinrich's des Löwen und fand sich mit einem zahlreichen Gefolge auf dem vom Kaiser Friedrich I. 1184 zu Mainz gehaltenen Reichstage ein. Bernhard III. erwarb 1230 mit seiner Gemahlin die Herrschaft Rheda. Simon I., dessen Enkel, erbte im 14. Jahrh. einen Theil der Grafschaft Swalenberg. Simon III., der die Grafschaft Sternberg erwarb, führte 1368 das Erstgeburtsrecht ein. Bernhard VIII., gest. 1563, nannte sich zuerst Graf von der Lippe. Sein Sohn, Simon VI., wurde der Stammvater des jetzigen Lippeschen Hauses. Er theilte bei seinem Tode im J. 1613 seine Besitzungen unter seine drei Söhne, von denen Simon VII. die Linie Lippe, Otto die Linie Brake und Philipp die Linie Bückeburg oder Schaumburg (s. Schaumburg-Lippe) stiftete. Nachdem die Brake'sche Linie 1709 erloschen, nahm Friedrich Adolf, Graf von der Lippe, die Länder derselben in Besitz, ohne auf die Rechte der Bückeburgischen Linie Rücksicht zu nehmen. Doch zufolge reichshofräthlicher Erkenntnisse von 1734 und 1737 und des Stadhagner Vergleichs von 1748 mußten dieselben zwischen beiden Linien getheilt werden. Auch wegen Ausübung der landeshoheitlichen Rechte in dem zum schaumburg. Antheile der eigenthümlichen Grafschaft Lippe gehörigen Amte Blomberg walteten zwischen den beiden Linien Streitigkeiten ob, die mehrmals und namentlich 1812 und 1818 Veranlassung zu Thätlichkeiten gaben und auf deren Ausgleichung Schaumburg-Lippe bei dem Deutschen Bunde antrug, dessen Austrägalgericht zu Ende des J. 1838, abgesehen von einigen Nebenpunkten, ganz zu Gunsten von Lippe entschied. Der Stifter der Linie L. starb 1627 und es entstand nun wieder eine Nebenlinie des Hauses, L.-Biesterfeld, jetzt L.-Sternberg-Swalenberg genannt, gestiftet von Jodocus Hermann, die sich dann in die Aeste L.-Biesterfeld und L.-Weißenfeld theilte. Ihm folgten in der Hauptlinie Hermann Adolf, gest. 1666; Simon Heinrich, gest. 1697; Friedrich Adolf, gest. 1718; Simon Heinrich Adolf, der 1720 von Kaiser Karl VI. die reichsfürstliche Würde erhielt, gest. 1734; Simon August, gest. 1782; Friedrich Wilh. Leopold, gest. 1802, dem vom Kaiser Joseph II. die reichsfürstliche Würde förmlich bestätigt wurde; und der gegenwärtige Fürst Paul Alexander Leopold (s. d.), der während seiner Minderjährigkeit bis 1820 unter der Vormundschaft seiner Mutter, Pauline (s. d.), stand. Durch den Beitritt zum Rheinbunde im J. 1807 wurde L. zum souveränen Fürstenthum und als solches trat es dann dem Deutschen Bunde bei. Das J. 1830 ging an dem Fürstenthum ohne auffallende Bewegung vorüber. Im J. 1831 mußte das Bundescontingent zur Verstärkung der Besatzung in der Bundesfestung Luxemburg ausrücken. Was der Fürstin Pauline im J. 1819 nicht gelungen war, kam jedoch nicht so, wie damals beabsichtigt, im J. 1836 zu Stande, wo das Land am 6. April eine landständische Verfassung erhielt. Seitdem sind die Landtage regelmäßig abgehalten worden und ohne besonderes Aufsehen verflossen, mit Ausnahme des Landtags von 1841, wo die Stände, besonders wegen des Militärbudjets, mit der Regierung in Differenzen kamen und sehr ungnädig entlassen wurden. Im J. 1842 wurde das braunschw. Criminalgesetzbuch eingeführt; auch schloß sich in demselben Jahre, vorläufig auf zwölf Jahre, das Fürstenthum dem deutschen Zollverein an. Das Jahr 1848 scheint manche der frühern Uebelstände der Regierung heben zu wollen. Die franz. Februarrevolution und die darauf folgenden stürmischen Bewegungen in Deutschland fanden auch in L. ein Echo;

Digitized by Google

und die zusammenberufenen Stände arbeiten eifrig daran, dem Lande diejenigen Garantien zu verschaffen, welche der bisherigen Verfassung zum Wohle des Ganzen noch mangelten.

Lippert, Philipp Daniel, Prof. der Antiken bei der kurfürstl. Akademie der Künste zu Dresden, bekannt und berühmt, sowohl durch seine werthvolle und gehaltreiche Daktyliothek, wie auch als Erfinder einer zu Gemmen-Abgüssen und Abdrücken sehr vorzüglichen Masse, war zu Meißen am 2. Sept. 1702 geboren, wo sein Vater Florian L., Beutler war. Philipp L. kam 1719 zu einem Glasermeister nach Pirna in die Lehre. Drei Jahre nachher ging er aus besonderer Vorliebe zum Zeichnen und Malen in die Porzellanfabrik zu Meißen, übte sich hier im Zeichnen mit der Feder und gewann in Kurzem, namentlich im Planzeichnen eine ungewöhnliche Fertigkeit. Meißen war aber der Ort nicht, wo dieses Talent die gewünschten Früchte bringen und nach Verdienst gewürdigt werden konnte. L. wählte daher Dresden zum Wohnort. Hier gestalteten sich seine Verhältnisse bald weit freundlicher. Eine bedeutende Anzahl Schüler vom Artilleriecorps nahmen bei ihm Unterricht im Planzeichnen. Er wurde 1738 am Dresdner Hauptzeughause angestellt; im J. 1739 Zeichnenlehrer der königl. Pagen und 1764 Prof. der Antiken. Neben dem Planzeichnen mag indeß schon während seines Aufenthaltes in Meißen das Nachahmen alter Pasten und das Gemmen-Studium überhaupt eine Lieblingsbeschäftigung L.'s gewesen sein. Jedenfalls hatte er das Bedürfniß einer bessern Masse zum Abdrücken der Gemmen schon längst gefühlt. Denn die Schwefelmasse, aus welcher man schlechte Abdrücke mit großen Kosten damals aus Frankreich und Italien beziehen mußte, war weder dauerhaft noch schön. Glücklich entdeckte L. eine weiße Masse, von welcher er nicht allein ungemein dauerhafte, weder durch Hitze noch Kälte zerstörbare, sondern überdies auch äußerst feine, scharfe und glänzend weiße Abdrücke erhalten konnte. Das Aufsuchen alter Gemmen zu Abdrücken wurde von jetzt an seine Hauptbeschäftigung, und bald wurden die letztern ihrer vielfachen Vorzüge wegen im In- und Auslande gesucht und theuer bezahlt. Zu 3149 Abdrücken war in wenigen Jahren L.'s Daktyliothek, wozu Christ, Heyne und Thierbach von 1755—1768 den Katalog lieferten, angewachsen und enthielt größtentheils Abdrücke nach ersten Abgüssen, aus den ersten Museen Europa's in drei große Folianten vertheilt. Wenn auch das Geheimniß dieser Massenbereitung mit dem Tode seiner Tochter (1807), die es vom Vater als Vermächtniß empfangen hatte und nach ihr mit ihrem zweiten Erfinder und Verbesserer Rabenstein, Aufwärter am Antikencabinet zum zweiten Male abgestorben ist, so bleibt doch L.'s Verdienst, durch seine hinterlassene Daktyliothek die Alterthumskunde, und durch seine Erklärung von Schaumünzen (Leipz. 1763, aus dem Franz. des J. Dassier) mit Abdrücken die Numismatik gefördert zu haben, gewiß unbestritten. Lippert starb am 28. März 1785, $82^1/_2$ Jahre alt. Ungeachtet er nur mit rein erborgtem Gelde seine ersten Arbeiten herstellen konnte, so sah er doch als Greis einen lang gehegten Wunsch erfüllt, ein Haus und ein hübsches Vermögen sein eigen nennen zu können.

Lips, Johann Heinrich, bekannter Maler, Zeichner und Kupferstecher, war zu Klothen 1758 geboren und ward, arm und als der Sohn eines Dorfbarbiers zu gleichem Loose bestimmt. Lavater erkannte zuerst des Knaben Anlage zum Zeichnen, sorgte für seinen Unterricht und L. lieferte in kurzer Zeit Zeichnungen, die zu den kühnsten Hoffnungen für die weitere Bildung des jungen Künstlers berechtigen konnten. Die Kupfer zu Lavater's physiognomischen Fragmenten waren seine erste Arbeit, die ins öffentliche Leben trat und allgemeinen Beifall erhielt. Die weitere Bildung, namentlich auch im Oelmalen, worin die ersten Versuche recht glücklich ausfielen, fand L. zu Rom. Bald nach seiner Rückreise kam er als Professor der Zeichnenakademie nach Weimar; der vaterländische Boden wollte ihm indeß besser behagen und er kehrte bald nach Zürich zurück, wo er am 5. Mai 1817 starb. Unter seinen zahlreichen Blättern stellen ihn seine Marter des heiligen Sebastian nach Van Dyk und die Geburt Christi nach Carracci unbedingt in die Reihe der ersten Kupferstecher. — Jakob L., ein Schüler des Vorigen, war ebenfalls ein ausgezeichneter Kupferstecher, der sehr viel gearbeitet hat. Er starb am 3. Mai 1833.

Digitized by Google

Lips Tullian, auch Phil. Mengstein, Elias Erasmus Schönknecht und der Wachtmeister genannt, einer der berüchtigtsten Raubmörder, geb. zu Straßburg 1675, war der Sohn eines Offiziers in lothringschen Diensten und trat, zum Soldatenstande bestimmt, zuerst ebenfalls in lothringsche Dienste. Später ging er in kaiserliche Dienste und wurde bei einem Dragonerregiment, welches in den Niederlanden stand, Wachtmeister. In Folge eines Duells mit einem Kameraden, den er tödtlich verwundete, floh er 1702 nach Prag. Hier schloß er sich einer Diesbande an. Er wandte sich mit ihr nach Dresden, wurde mehrmals ergriffen, befreite sich aber immer wieder mit großer Verwegenheit aus der Haft, bis er endlich seiner vielfachen Räubereien und einiger Mordthaten wegen 1715 in Dresden hingerichtet wurde.

Lipsius, Justus, (Joost Lipß) Philolog und Kritiker, am 18. Oct. 1547 im Dorfe Oberyssche bei Brüssel geboren, hatte zu Brüssel und Ath und in dem Jesuitercollegium zu Köln eine reiche Bildung, besonders in der alten Literatur erhalten, als er auf die Hochschule zu Löwen ging; neben der Jurisprudenz blieb auch hier das classische Alterthum sein Hauptstudium. Ein Zeuge, daß er sich nicht ohne den herrlichsten Erfolg damit beschäftigt, erschien bald in seinen: „Variarum lectionum libri tres" (Antw. 1569). Diese Schrift war seinem Gönner, dem Cardinal Granveilla zugeeignet, der ihn auch 1567 zu seinem Secretär ernannte, ein Amt, wobei ihm Muße genug blieb, die Antiquitäten Roms zu studiren und die Bibliotheken, besonders die Vaticana zu durchsuchen, wo ihn am meisten das Vergleichen der Manuscripte beschäftigte und er mit den ausgezeichnetsten Gelehrten umging. Er kehrte nach Löwen zurück, ging von hier nach Wien und blieb daselbst bis 1672. Weil daheim der Krieg wüthete und sein Erbe verwüstete, wurde er endlich veranlaßt, obschon Katholik, die Professur der Geschichte an der lutherischen Hochschule zu Jena anzunehmen, von wo er nach zwei Jahren nach Köln ging. Hier arbeitete er seine „Antiquae lectiones" aus und begann den berühmten Commentar zum Tacitus. Im Jahre 1576 wendete er sich nach Löwen, ward hier Doctor der Rechte und hielt akademische Vorlesungen, nahm aber wegen fortdauernder Kriegsunruhen die Geschichte der Professur in Leyden an und trat zu gleicher Zeit zum Protestantismus über. In diesen 13jährigen Zeitraum fallen seine vorzüglichsten Werke, theologischen, philosophischen, geschichtlichen und kritischen Inhalts, die alle große Gelehrsamkeit und hohen Geist beurkunden; sein Tractat: „De una religione" und seine „Politicorum libri VI" zogen ihm viele gehässige Gegner zu, so daß er endlich nach Flandern ging und wieder den katholischen Glauben annahm. Darauf nach Löwen zurückgekehrt, genoß er wegen seiner gediegenen Vorlesungen den verdientesten Beifall und starb daselbst am 23. März 1606. L. hat um das classische Alterthum durch seine philologisch kritischen Werke anerkannte Verdienste, wenn schon seine Anmerkungen zum Tacitus, Vellejus, Valerius Maximus, den beiden Senecas und Plautus nicht selten Spitzfindigkeiten und Kleinigkeitskrämereien sind. Eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien 1807 zu Antwerpen in 4 Foliobänden. Vgl. Miräus „Vita Lipsii" (Antw. 1609).

Liqueure heißen die mit Zucker oder Honig versüßten, entweder über gewürzhafte Pflanzenstoffe abgezogenen oder blos mit ätherischen Oelen versetzten, weingeisthaltigen Flüssigkeiten. Vgl. F. Hermbstädt „Chemische Grundsätze der Destillirkunst und Liqueurfabrikation u. s. w." (Berl. 1819).

Liquor anodynus, schmerzstillender L., Hoffmann'scher L., oder Hoffmann'sche Tropfen, ein sehr gebräuchliches, nützliches, erregendes Arzneimittel, wird durch Zusammenmischen von 1 Theil Schwefeläther und 3 Theile rectificirtem Weingeist bereitet.

Lire oder Lira, eine italienische Silbermünze im Werth von 20 Soldi, ist jetzt die Münzeinheit Italiens, wie der Franc in Frankreich, mit dem sie seit Napoleon gleichen Werth und gleiche Geltung hat. Es giebt doppelte und fünffache Liresstücke, welche letztere ganz dem écu de cinq francs entsprechen; auch giebt es halbe und Viertellire. In früherer Zeit prägten italienische Staaten auch $1^1/_2$ Liresstücke, Lirazza genannt, im Werthe von 30 Soldi, und halbe Lirazza zu 15 Soldi. Die halbe Lira nannte man Lireta.

Liscow, Christian Ludwig, ein Satiriker, geb. den 26. April 1701 zu Witten-

Digitized by Google

burg im Meklenburgſchen, Sohn eines Predigers, ſtudirte zu Jena die Rechte und wurde 1730 zu Lübeck Hauslehrer. Später lebte er in Hamburg mit dem Dichter Fr. v. Hagedorn in ſehr freundſchaftlichen Verhältniſſen, begleitete dann einen Adeligen nach Frankreich und England und erſcheint 1740 als preußiſcher Legationsſecretär in Mainz. Mißverhältniſſe mit ſeinem Chef bewogen ihn 1741 als Privatſecretär des Miniſters Brühl in ſächſiſche Dienſte zu treten, worauf er 1745 Kriegsrath wurde. Um dieſelbe Zeit heirathete er eine Wittwe, mit welcher er das Gut Berg vor Eilenburg erhielt. Sein Freimuth, mit dem er in ſeinen Satiren alles Tadelnswerthe angriff und geißelte, mußte ihm natürlich viele Feinde zuziehen. Er wurde 1749 in den Prozeß gegen den bei den ſächſiſchen Finanzen beſchäftigten Schotten Biſhopfield verwickelt und zu ſechsmonatlichem Gefängniß und Amtsentſetzung verurtheilt. Das Gefängniß wurde ihm erlaſſen, worauf er ſich auf ſein Gut zurückzog und daſelbſt am 30. Oct. 1760, vom Schlage getroffen, am Schreibtiſch ſtarb. Seine Papiere wurden wahrſcheinlich vernichtet. Vor vielen Andern hat er als Satiriker den Vorzug, daß ſeine Schreibart kräftig und rein, ſeine Sprache leicht und lebendig iſt; dabei iſt ſeine Ironie ſcharf und treffend. Die vorzüglichſte ſeiner Satiren iſt: „Die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten" (neueſte Aufl., Hanov. 1794); eine Sammlung ſeiner Schriften iſt von ihm ſelbſt beſorgt, unter dem Titel: „Sammlung ſatir. und ernſthafter Schriften" (Frankf. und Leipz. 1739; 3. Ausgabe von Karl Müchler, Berl. 1806, 3 Bde.). Die erſte aktenmäßige Darſtellung ſeines Lebens gab Helbig in der Schrift „Chriſtian Ludwig Liscow" (Dresden 1844).

Lisowczyker hieß ein im 17. Jahrhundert gefürchtetes polniſches Freicorps. Seinen Namen erhielt es von Aler. Liſowſki, einem polniſchen Edelmann, der 1612 einen Haufen von 2000 Kriegsleuten ſammelte und mit dieſen ohne Sold zu erhalten und nur auf Beute rechnend, ſich dem polniſchen Feldherrn Chodkjewicz (ſ. d.) im Kriege gegen Rußland anſchloß. Die L. führten den Krieg ganz auf eigne Hand und durchflogen überall plündernd Rußland vom Eismeer bis Aſtrachan. Liſowſki ſtarb im Jahre 1614; doch die Schaar behielt auch unter andern Anführern den überall Schrecken erregenden Namen, fiel in Ungarn plündernd ein und diente nachher im dreißigjährigen Kriege, wo ſie beſonders in der Schlacht bei Prag 1620 wichtige Dienſte leiſtete. Der polniſche Reichstag verbannte die Schaar wegen ihrer gänzlichen Demoraliſation durch einen Beſchluß aus Polen, worauf ſie ſich zerſtreute. Einzelne Abtheilungen übten aber noch ſpäter in Schleſien viele Räubereien aus.

Liſſa, polniſch Leſzno, eine Stadt im Großherzogthum Poſen, dem Fürſten Sulkowſki gehörig, hat zwei evangeliſche und eine katholiſche Kirche, ein Schloß, ein Gymnaſium und 8500 Einw., die faſt zur Hälfte aus Juden beſtehen und einige Fabriken unterhalten. Bei der Stadt ſind zahlreiche Windmühlen. L. ward von böhmiſchen Brüdern angelegt, nachdem viele derſelben nach ihrer Vertreibung aus Böhmen im 16. Jahrhundert durch den Kaiſer Ferdinand I. bei der Familie Leſzczynſki (ſ. d.) Schutz gefunden und ſich in dem Gute derſelben, Leſzczynko, niedergelaſſen hatten. Um 1540 erhielt dieſer Ort den Namen L. und ward zur Stadt erhoben. Während des dreißigjährigen Krieges fanden ſich viele neue böhmiſche und ſchleſiſche Flüchtlinge hier ein und ſeitdem galt L. als der Hauptſitz der böhmiſchen Brüdergemeinden in Polen und als einer der Haupthandelsplätze Polens. Hier hatten die böhmiſchen Brüder ihre berühmteſte Schule, an der Comenius (ſ. d.) eine Zeit lang Rector war, ihr Seminar, ihre Druckerei und ihr Archiv, auch war L. der Sitz der Senioren. Später mannichfachen Bedrückungen, beſonders von Seiten der Jeſuiten, ausgeſetzt, traten die Einwohner von L. während des polniſch-ſchwediſchen Kriegs auf die Seite Karl's X. Guſtav. Bei dem Rückzuge desſelben wurde 1656 die ganze Stadt von den Polen eingeäſchert; ebenſo wurde ſie von den Ruſſen 1707 gänzlich verbrannt, weil ſie auf der Seite ihres Wohlthäters, Staniſlaw Leſzczynſki (ſ. d.), geweſen war. Auch verheerten wiederholte Feuersbrünſte 1767 und 1790 die Stadt, und ihre Fabriken, unter denen früher beſonders die Tuchfabriken bedeutend waren, verfielen, doch hob ſie ſich

Digitized by Google

bald wieder und treibt noch gegenwärtig, vornehmlich durch Juden, einen nicht unbeträchtlichen Handel.

Lissabon, Lisboa, Hauptstadt von Portugal und Residenz in der Provinz Estremadura, am Tejo, mit 260,000 Einw., unter denen viele Neger, Mulatten, Kreolen und Gallegos sind, breitet sich in schmaler Form eine Meile lang am Ufer des in W. 2 Meilen breiten Flusses, der sich aber wieder bis auf eine Meile verengt, in einer hügelreichen Gegend aus und wetteifert in reizender Lage mit Neapel und Konstantinopel. Sie ist ohne Mauern und Thore und schließt drei Hügel ein, zwischen denen die Straßen liegen, die in einigen Gegenden noch von Gärten und Feldern unterbrochen werden. Bedeutend sind die Vorstädte Junqueira und Alcantara, und hier und in der Stadt findet man 40 Pfarrkirchen, 50 Klöster, 300 Kapellen und Kirchen und 44,000 Häuser. Die Neustadt ist seit dem furchtbaren Erdbeben, 1. Nov. 1755, sehr regelmäßig erbaut und bildet einen prachtvollen Stadttheil. Hier ist der Handelsmarkt (Praça do comercio), 600 Fuß lang, mit der ehernen kolossalen Reiterbildsäule König Josef's I. geschmückt, mit schönen Kaien am Ufer des Tejo, an 3 Seiten von der Bibliothek, Börse, dem Zollamte, dem indischen Hause, Regierungsgebäude, Arsenal und andern prächtigen Gebäuden eingeschlossen. Ein anderes großes Gebäude, von 2400 Fuß Länge, trennt ihn vom 1800 F. langen Rocio (rossio), an welchem das ehemalige Inquisitionsgebäude und das große Hospital liegt. An ihn grenzt der Obstmarkt (Praça do figueira), der mit Buden und Bäumen besetzt ist. Außer diesen giebt es noch den ansehnlichen Praça do Rlerim und verschiedene andere öffentliche Plätze. Die nördlichen und östlichen Theile der Stadt sind unregelmäßig, mit engen, krummen Straßen, die zum Theil sehr steil die Hügel hinauflaufen. Es giebt zwar große und prächtige Gebäude, aber wenige, die sich durch Schönheit auszeichnen; die Kirchen namentlich sind weder groß, noch geschmackvoll, wiewohl meistens im Innern prachtvoll geschmückt. Zu bemerken sind die Patriarchalkirche, die auf einer Anhöhe erbaut mit einer Kuppel über alle andern Kirchen hervorragt, die neue Kirche, die des heiligen Rochus, welche durch die mit kostbaren Steinen und Mosaik geschmückte, von Johann V. erbaute Kapelle merkwürdig ist, das Kloster zum Herzen Jesu mit prächtiger Marmorkuppel, die Loretto- und ehemalige Jesuitenkirche, das Kloster und Schloß des Necessidades, das Opernhaus, Rathhaus, Zeughaus, das adelige Collegium, die Kornhalle und Stückgießerei, das Gefängniß (Limoeiro) und die noch unvollendete Schatzkammer. Ein Meisterstück der Baukunst ist die große Wasserleitung, die über zwei Stunden weit der Stadt Wasser zuführt, welche vom König Johann 1743 erbaut worden ist. Sie ist ganz Marmor und der höchste der 35 Bogen, welche 2400 F. weit über das Thal von Alcantara führen, ist über 230 F. hoch, jeder Pfeiler 23 bis 28 Fuß dick, und so fest gebaut, daß selbst bei dem großen Erdbeben, als die Pfeiler sich senkten, dennoch das Gewölbe wieder fest sich schloß. In neuern Zeiten hat die Stadt durch gutes Straßenpflaster, Wegräumung des Schuttes, der noch von der Zeit des Erdbebens (denn erst nach 30 Jahren waren die Häuser alle wieder hergestellt) sich fand, durch Erleuchtung und bessere Polizei den Ruf der Unreinlichkeit und Unsicherheit verloren. Das große Findelhaus erzieht über 1000 Waisen und das große Josephshospital hat für einige Tausend Kranke Raum. Der große und sichere Hafen im Tejo, durch mehrere Forts St. Juliao $2^1/_4$ M. unterhalb der Stadt, Torre do Bugio (budschio), zugleich Gefängniß, Belem, wo die Zoll- und Quarantaineanstalten sind, und St. Sebastiao, geschützt, ist die Hauptquelle der Blüthe dieser Stadt, denn 14—1500 Schiffe laufen jährlich ein, jedoch sind $^1/_3$ der hiesigen Handelshäuser ausländische, besonders englische. L. ist der Mittelpunkt des portugiesischen Handels und des ganzen Verkehrs mit den Colonien in Asien und Afrika. Die Tiefe des Hafens ist so groß, daß selbst die größten Kriegsschiffe bis zu den Kaien gelangen können. Große Schiffswerfte. Fabriken sind wenig vorhanden. Der hiesige Patriarch, der den Rang vor allen katholischen Erzbischöfen behauptet, und sein aus 115 Domherrn bestehendes Capitel soll über 400,000 Rthlr. Einkünfte haben. Für höhere Bildung ist durch eine Akademie der Wissenschaften, der Geographie, der Geschichte, durch Sternwarten, durch botanischen Garten, Museum, mehrere Bibliotheken, durch eine Artillerie-, Seekadet-

Digitized by Google

ten-, Handels-, Zeichnen-, vier gelehrte und andere Schulen gesorgt; Bürger- und Volksschulen aber sind, wie allenthalben im Lande, in schlechtem Zustande. Festungswerke hat die Stadt selbst nicht; nur das Maurische Kastell auf dem höchsten Gipfel der Stadt, in welchem sich das Landesarchiv und eine Zuchtanstalt befindet, ist aus dem Alterthume noch übrig. Herrlich ist die Aussicht von hier über die Stadt, den gewühlvollen Hafen und die mit zahllosen Gärten und Landhäusern bedeckte Umgegend. L. wurde 1147 den Mauren entrissen und ist seit 1433 Residenz des Königs. In der Nähe liegt das Dorf Belem mit einem königlichen Schlosse und Kloster mit herrlicher Kirche, in welcher die Gräber der königlichen Familie sind. Noch ist das Lustschloß Ramalhao und das zwei Meilen von L. entfernte Queluz zu erwähnen, welches letztere seit dem Erdbeben von 1755 den gewöhnlichen Aufenthalt der königlichen Familie bildete bis zu ihrer Flucht nach Brasilien im Jahre 1807.

List, Friedrich, deutscher Nationalökonom, wurde 1781 in Reutlingen geboren, lehrte bis 1818 als Professor der Staatswissenschaften an der Universität in Tübingen, hielt es aber für rathsam, seinem Amte freiwillig zu entsagen und sich Privatstudien über die Volkswirthschaft zu widmen oder das vorher schon deutlich erkannte Ziel, nach welchem namentlich Deutschland seiner künftigen Größe und politischen Ehre willen streben müsse, ungehinderter, freier und mit mehr Energie verfolgen zu können. Die Betrachtung der damaligen deutschen Zustände in allen materiellen Beziehungen leitete ihn auf die Idee, Deutschland müsse seine Provinzial-Douanen aufheben und durch ein gemeinschaftliches Handelssystem nach außen denjenigen Grad von industrieller und commerzieller Ausbildung zu erreichen streben, den andere Nationen durch ihre Handelspolitik erreicht hätten. Sein praktischer Sinn, die Idee ins Leben einzuführen, ließ in ihm den Plan zur Stiftung eines Vereines deutscher Kaufleute und Fabrikanten entstehen, dessen Zweck sein sollte, die Aufhebung der deutschen Provinzial-Douanen und die Herstellung eines gemeinschaftlichen deutschen Handelssystems zu erwirken. L. reiste 1819 in Privatangelegenheiten nach Frankfurt a. M. und theilte seinen Plan dem Kaufmann Schnell aus Nürnberg mit, der die Idee mit Feuer ergriff und Weber in Gera, Arnoldi (s. d.) in Gotha u. A., welche sich über den neuen preußischen Tarif beschwerten, ins Interesse zog und glaubte, daß das Vorhaben unter den Kaufleuten und Fabrikanten um so mehr Anklang finden werde, als ein Leinwandhändler Elch aus Kaufbeuren im Begriff stehe, Unterschriften zu sammeln für eine Petition an den deutschen Bundestag, worin auf abhülfliche Maßregeln gegen die innern Handelsbeschränkungen Deutschlands angetragen sei. L. ward mit Elch bekannt gemacht und dieser übergab ihm alle seine Materialien zu einer Eingabe an den Bund, worin in schlichtem Comptoir-Stile nur über die Hemmnisse, welche Oesterreich der Ausfuhr oberschwäbischer Leinwand nach Italien in den Weg gelegt habe, Beschwerde geführt wurde. L. arbeitete einen neuen und umfassenden Entwurf an den Bundestag aus, und erst nachdem derselbe mit Beifall von den zahlreichen Kaufleuten und Fabrikanten genehmigt war, redete L. die Versammelten mit den Worten an: „Hier liegt die Petition; sprechen wird sie von sich machen, weil sie von einem nationalen Gesichtspunkt ausgeht und etwas eindringlich abgefaßt ist, aber liegen wird sie bleiben, wie hundert andere Petitionen an den Bundestag. Um etwas zu erreichen, müssen wir alle deutschen Fabrikanten und Kaufleute zu dem gemeinschaftlichen Zwecke vereinigen, die deutschen Regierungen für unser System zu gewinnen, die Höfe, die Ständeversammlungen, die Congresse durch unsere Abgeordneten zu beschicken, Thatsachen, die für uns sprechen, zu sammeln und bekannt zu machen, talentvolle Schriftsteller zu vermögen, daß sie für uns schreiben, durch Herausgabe eines Vereinsblattes und durch Zeitungen und Zeitschriften die öffentliche Meinung für uns zu gewinnen, und jedes Jahr auf diesem Meßplatze wieder zusammen zu kommen, um den Bundestag wieder und wieder zu petitioniren". Nach L.'s Idee kam ein deutscher Handelsverein zu Stande, dessen Consulent er wurde. In dieser Eigenschaft hatte er einen harten Stand. Allen wissenschaftlich gebildeten Staatsbeamten, Redacteuren von Zeitungen und Zeitschriften, allen politisch-ökonomischen Schriftstellern, erzogen in der kosmopolitischen Schule wie sie waren,

Digitized by Google

schien jeglicher Zollschutz ein theoretischer Greuel. Dazu kam das Interesse Englands und der Trödler der englischen Industrie in den deutschen See- und Meßstädten. Während L. an verschiedene Höfe reiste und eine Deduction selbst dem Ministercongresse in Wien übergab, und so die Angelegenheit der Nation aufs Eifrigste betrieb, wurde er mit Hohn und Schmach von allen Seiten überschüttet; alle Stubengelehrten und beamteten und bebänderten Theoretiker, die aus der Schule A. Smiths mit dem verführerischen Panier der Handelsfreiheit ins Leben getreten, hielten ihm mit boshaftem Gelächter vor, daß er nicht Kopf genug habe, die ersten Grundsätze, das ABC der politischen Oekonomie zu begreifen. Die Erfahrung hat die Gegner ihres Irrthums gezieben, wie die Geschichte sie schon längst eines Besserrn hätte belehren können. Denn in Wien kam zwischen verschiedenen deutschen Staaten zweiten und dritten Ranges ein Präliminarvertrag zu Stande, in Folge dessen auf einem zu Darmstadt zu haltenden Handelscongreß die Mittel der Vereinigung weiter berathen werden sollten. Das positive Resultat war das Zustandekommen einer Vereinigung zwischen Bayern und Würtemberg, alsdann die Ausbreitung des preußischen Zollsystems zum preußisch-deutschen Zollverein.

Einen neuen Wendepunkt in dem Leben und der geistigen Entwickelung L.'s macht dessen constitutionelle Wirksamkeit. Seine Vaterstadt wählte ihn 1820, während er noch in Darmstadt den Verhandlungen über die Handelsverbindung beiwohnte, zu ihrem Deputirten, und stets zum Kampf gegen das Alte, Verbrauchte und Hemmende bereit, entwarf er im Auftrage seiner Committenten eine Petition an die Stände über den allgemeinen Zustand des Landes und stellte einen neuen Reformplan auf. Er ließ den Plan lithographiren und als er unter der Presse war, ließ ihn die Polizei wegnehmen und die Staatsregierung begründete darauf eine Anklage und zugleich Ausschließung L.'s aus der Kammer. In einer beredten Rede vertheidigte sich L. am 14. Febr. 1821, doch mit einer geringen Majorität ward er ausgewiesen und dem Criminalsenat des Gerichtshofes preisgegeben, der ihn zu zehnmonatlicher Festungsstrafe verurtheilte. Die Verurtheilung erfolgte, weil L. eine an sich unverfängliche Petition hätte lithographiren lassen. L. ließ die Untersuchungsprotokolle drucken und zog sich dadurch eine neue Criminaluntersuchung zu. Ehe diese aber eingeleitet war und ehe er seine erste Strafe überstanden hatte, schiffte er sich ungehindert mit seiner Familie nach Pennsylvanien ein und erhielt später unmittelbar vom Könige von Würtemberg die Erlaubniß zur Rückkehr in sein Vaterland. In Nordamerika fand er hochgestellte Männer, die ihn aufmunterten seine Ideen zu verfolgen. Lafayette führte ihn bei den Angesehensten ein und so konnte es nicht fehlen, daß er bei der Lebendigkeit seines Geistes bald ein vollkommner Nordamerikaner ward. Unter andern Staatsmännern, bei denen er eingeführt wurde, war auch Ch. J. Ingersoll, Präsident der pennsylvanischen Gesellschaft zur Beförderung der Manufacturen und Künste. Als nun im Jahre 1827 die Fabrikanten und Beförderer der einheimischen Industrie aus Veranlassung der Tariffrage durch die Anhänger des freien Handels sehr gedrängt wurden, erging von Ingersoll die Aufforderung an L., in dieser Frage das Wort zu ergreifen. Er that es in zwölf Briefen, die in der Nationalzeitung von Philadelphia abgedruckt und von der Gesellschaft zur Beförderung der Manufacturen unter dem Titel „Outlines of a new system of political economy" als besondere Broschüre in vielen Tausend Exemplaren verbreitet wurden. Zugleich beschloß die genannte Gesellschaft, „öffentlich zu erklären, daß Professor Friedrich List durch seine auf die Natur der Dinge gegründete Unterscheidung der politischen von der kosmopolitischen Oekonomie und der Theorie der productiven Kräfte von der Theorie der Werthe und durch die darauf basirten Argumente ein neues naturgemäßes System der politischen Oekonomie gegründet und sich dadurch um die Vereinigten Staaten höchlich verdient gemacht habe". Von derselben Gesellschaft wurde er nach allgemeinem Beschlusse aufgefordert, zwei Bücher zu verfassen, ein wissenschaftliches, in welchem seine Theorie gründlich entwickelt werde, und ein populäres, welches dazu diene, sein System in den Schulen zu verbreiten.

Während er mit der Arbeit über die politische Oekonomie beschäftigt war und schon

Digitized by Google

die Einleitung in Druck gegeben hatte, ließ er sich auf ein Unternehmen ein, das seine Kräfte und seine Thätigkeit ganz in Anspruch nahm. Seine Pflichten, seiner Familie Wohl nicht leichtfertig aufs Spiel zu setzen, geboten ihm, sich fest anzusiedeln und ein Besitzthum zu erwerben. Und dazu bot sich eine vielversprechende Gelegenheit dar. Auf einem Ausfluge in die blauen Berge Pennsylvaniens entdeckte er in einer abgelegenen Gegend ein Lager von Glanzkohle, Kohlenblende oder Anthracitflötze und für einen wohlfeilen Preis brachte er 17,000 Acker und außerdem die Plätze zur Anlage von drei Städten und Kanalhäfen an sich. Er verband sich mit dem Bankier Thomas Biddle u. Comp. in Philadelphia und in kurzer Zeit entfaltete sich dort ein reiches, vielbewegtes, schaffendes Leben, Mühlen und Kirchen, Häuser und Eisenbahnen, Minen und Schulen erstanden wie durch einen Zauber und zwei Städte Port Clinton und Tamaqua stiegen aus dem Boden. Von den Anlagen gehörte ein bedeutender Theil dem ehemaligen deutschen Universitätsprofessor. Das war aber nicht das Einzige, was seine Thätigkeit in Anspruch nahm. Er hatte im J. 1823 in England die erste Eisenbahn gesehen, zwar in einem sehr unvollkommenen Zustande, doch faßte er die Wichtigkeit nicht im Lichte der Werththeorie, welche nur Rücksicht auf Erweiterung des Marktes und Verminderung des Preises der materiellen Güter nimmt, sondern aus ihrer Gesammtwirkung als National-Transportsystem, folglich nach ihrem Einflusse auf das ganze geistige und politische Leben, den geselligen Verkehr, auf die Productivkraft und die Macht der Nationen. Mit der ganzen Energie seines Geistes und nicht ohne die glänzendsten Erfolge regte er diese Ideen in den Vereinigten Staaten an. Die so resultatreiche Wirksamkeit empfahl ihn den höchsten Staatsbeamten, die ihn in europäischen Staats- und Handelsangelegenheiten oft zu Rathe zogen. Der damalige Staatssecretär Van Buren (s. d.) lud ihn auf Befehl des Präsidenten Jackson nach Washington zu kommen ein und er erhielt dort den Auftrag, nach Paris zu gehen, und zur Belohnung für den Dienst solle er sich ein Consulat in Deutschland wählen. In Paris regte er vielseitig auch in öffentlichen Blättern z. B. in der „Revue encyclopédique" zum Bau eines ganzen Systems an, doch Frankreich hatte nicht Zeit, seine Kräfte damals 1831 und 1832, wo die Parteien und Factionen sich noch auf den Straßen verbarrikadirten, auf die materialen Interessen in solcher Ausdehnung zu verwenden und ist bis Dato noch nicht weiter gekommen. Nach seiner Rückkehr nach Philadelphia faßte er den Plan, sich wieder in Deutschland niederzulassen und für Erbauung von Eisenbahnen zu wirken. Ein Consulat erhielt er nicht, da er das zu Hamburg, welches ein achtungswerther Mann inne hatte und den er nicht verdrängen wollte, ablehnte. Er begab sich nun nach Hamburg, um von dort aus die Eisenbahnfrage in Bewegung zu bringen, und da er hier keinen geeigneten Boden fand, ging er nach Leipzig, wo er später auch zum Consul der Vereinigten Staaten ernannt wurde. Nach genauen Localuntersuchungen und sonstigen Prüfungen ließ er die Schrift „Ueber ein sächsisches Eisenbahnsystem als Grundlage eines allgemeinen deutschen Eisenbahnsystems und insbesondere über die Anlegung einer Eisenbahn von Leipzig nach Dresden" 1833 und den „Aufruf an unsre Mitbürger" drucken, sowie er ein „Eisenbahn-Journal (1835—36) herausgab. Mit glühendem Eifer betrieb er hier die Eisenbahnangelegenheit und er war es, welcher die in den Leipziger Berichten enthaltenen national-ökonomischen Argumente und Darstellungen gab und der Wirksamkeit des Comités die Tendenz ertheilte, die in ganz Deutschland so vielen Anklang fand und so reiche Früchte trug. Jahre lang opferte er seine Ruhe, seine Kräfte; und für alle diese Opfer ward ihm zum Lohne Mißhandlung seines Namens und Verdächtigung seiner Handlungen. Seine sonst dauerhafte Gesundheit wurde wankend und um der Ruhe theilhaft zu werden, entsagte er dem Posten eines Consuls und begab sich nach Paris, doch ließ er noch die vortreffliche Arbeit „Ueber ein deutsches National-Transportsystem" (1838) drucken, auch lieferte er mehrere Aufsätze zu Rottecks und Welckers „Staatslexikon". Kurz zuvor trafen ihn harte Verluste, indem die gehofften Einkünfte von seinen amerikanischen Besitzungen fast ganz zu nichte wurden.

In Paris hört er, daß eine die Handelsfreiheit und die Handelsbeschränkungen betreffende, früher schon gestellt gewesene Preisfrage der Akademie der politischen Wissenschaften aufs

Digitized by Google

neue aufgegeben worden ſei. Sogleich vergaß er ſeiner durch viele Arbeiten und unſäglichen Verdruß zerrütteten Geſundheit und ſchrieb innerhalb 14 Tagen eine Abhandlung über dieſen Gegenſtand mit der Deviſe „Et la patrie et l'humanité" und die Preisrichter ſtellten die Arbeit unter die drei beſten von den eingegangenen 27. Darauf begab ſich L. nach Stuttgart und arbeitete endlich ſein größeres Werk: „Das nationale Syſtem der politiſchen Oekonomie; erſter Band: der internationale Handel, die Handelspolitik und der deutſche Zollverein" (Stuttg. 1841), aus. Das Werk iſt die Frucht von mehr als drei und zwanzigjährigen Studien und Meditationen; es iſt ein reifes, ein ausgetragenes Kind. Aber nicht blos die Reife und den Fleiß merkt man dem Werke an, man fühlt, daß dem Schöpfer desſelben eine reiche Fülle von Anſchauungen vorgeſchwebt habe. Man fühlt es an der Großartigkeit ſeiner Auffaſſung der Weltverhältniſſe, daß es ein Mann geſchrieben hat, der nicht blos im Süden ſeines Vaterlandes, wo er zu Hauſe iſt und wo ſeine Wiege ſteht, und im Norden desſelben, der auch in der Schweiz und in Oeſterreich und Ungarn, der in Frankreich und England ſich umgeſehen hat, und der in dem für ſein Fach bei weitem lehrreichſten Staate der Welt, in den Vereinigten Staaten, wo der „einfache Bauer ſich praktiſch beſſer auf die Mittel die Agricultur und die Rente zu heben verſteht, als die ſcharfſinnigen Gelehrten der alten Welt, indem er Manufacturiſten und Fabrikanten in ſeine Nähe zu ziehen ſucht" — heimiſch geworden iſt. Das Werk iſt kein Schulwerk, kein Werk von Träumern und Chimäriſten, es iſt ein Werk aus dem Leben geſchöpft, das dem Geiſte, der allem, was in den Begriff der Welt fällt, innewohnt, wieder zu ſeinem Rechte verhelfen will. Indem L. mit der eindringendſten Energie und mit allen Mitteln, die ein reich begabter Geiſt aus der Fülle der Erfahrung und des Gedankens ſchöpft, die kosmopolitiſchen Syſteme der Phyſiokraten und des Mercantilismus ſiegreich bekämpft, ſtellt er ſein auf die Natur der Nationalität als das Mittelglied zwiſchen Individualität und Menſchheit gegründetes Syſtem auf und führt alles auf die Spitze der Wahrheit: „Wahrer Reichthum iſt Macht, Macht aber iſt Geiſt". Wie nicht anders zu erwarten war, von allen Seiten wurde L. angefochten, eine Schuldiatribe folgte auf die andere, deutſche Kathedermonarchen, ſelbſt Theologen beſtiegen ihren Adam Smith'ſchen Dreifuß und ihre Orakel begrüßte England mit Wohlgefallen, und was die Lords in den „Revews" boten, überſetzten die emſigen Deutſchen. Nichts deſto weniger kam das Werk für das Volk recht eigentlich à propos und das Volk hat es unbeirrt zu würdigen gewußt. Erwarten wir den zweiten Theil. Unterdeſſen hat L. ſich ein eignes Kriegsbülletin geſchaffen in dem mit dem Jahre 1843 entſtandenen „Zollvereins-Blatte", deſſen Redaction er übernommen. Im J. 1844 beſuchte er Wien, wo er eine ſehr ſchmeichelhafte Aufnahme fand; doch die Anfeindungen, noch mehr die geringe werkthätige Unterſtützung, die ſein Plan für Hebung des deutſchen Handels und Gewerbes fand, weckten und nährten wohl eine tiefe Melancholie, der er am Ende unterlag. Auf einer Reiſe nach Italien ſetzte er am 30. Nov. 1846 unweit Kuffſtein in Tyrol ſelbſt ſeinem Leben ein Ziel.

Liſta, Don Alberto, ſpaniſcher Mathematiker und Dichter, in Sevilla am 15. Oct. 1775 geboren, betrieb wie ſeine Aeltern die Bandweberei, um ſich die Mittel zum Studiren zu erwerben, machte aber auf der Univerſität in Sevilla in der Mathematik ſo ſchnelle Fortſchritte, daß er 1790 Profeſſor der Mathematik einer Lehranſtalt, 1795 am nautiſchen Collegium, 1803 Profeſſor der Philoſophie am Collegium San-Iſidoro und 1807 der Rhetorik und Poetik an der Univerſität in Sevilla wurde. Er ſchrieb mehrere Lehrbücher, die allgemein in den ſpaniſchen Schulen eingeführt wurden. Als Anhänger der franzöſiſchen Partei mußte er 1813 mit Verluſt des Anſtellungsrechts Spanien verlaſſen und lebte in Frankreich, bis er 1817 die Erlaubniß zur Rückkehr erhielt. Im folgenden Jahre wurde er Lehrer der Mathematik in Bilbao, ging 1820 nach Madrid, um die Zeitblätter „El censor", „El imparcial", ſeit 1828 die „Gazeta de Bayona", 1830 die „Estafeta de San-Sebastian", 1833 die „Gazeta de Madrid" zu redigiren. Zugleich gründete er 1821 in Madrid ein Erziehungsinſtitut und erhielt die Mitgliedſchaft der Geſellſchaft der Landesfreunde zu Sevilla und der Akademie der Sprache und Geſchichte in Madrid. Er gehörte

Digitized by Google

zu den Gründern des 1837 eröffneten Athenäums. Als Dichter behauptet er unter den besten der Gegenwart eine ausgezeichnete Stelle. Seine lyrischen Dichtungen erschienen „Poesias“ (1822, 2. Aufl., 2 Bde., 1837); eine Sammlung spanischer Dichtungen und Reden gab er in „Trozos escogidos de los mejores hablistas castellanos en prosa y verso“ (2 Bde.); dann „Tratado de matemáticas puras y mixtas“; eine Bearbeitung von Ségurs Geschichte, „Curso de historia universal“, und schrieb einen Supplementband zu Mariana's und Miñana's „Historia de España“ (1828).

Liszt, Franz, ist eine der interessantesten und merkwürdigsten Erscheinungen in der gegenwärtigen musikalischen Künstlerwelt, zu den wenigen glücklichen Söhnen der Natur gehörend, in denen die glänzendsten geistigen Fähigkeiten sich schon dann entwickeln, wenn andere nur erst physisch zu existiren anfangen, und von gewöhnlichen Wunderkindern dadurch unterschieden, daß der reiche Quell seiner geistigen Entwickelung nicht zu versiegen scheint. Er ist in dem Kometenjahre 1811 am 22. Oct. in Räding, einem ungarischen Dorfe geboren; sein Vater, Adam L., Beamter auf Gütern des Fürsten Esterhazy, war selbst musikalisch gebildet und ließ sich den musikalischen Unterricht des Sohnes frühzeitig angelegen sein. Bereits in dem ersten Knabenalter zeigte L. freie, selbständige Aeußerungen, in denen sich die Neigung der Seele kund gab und die Thatsachen erklären, welche man ohne Kenntniß dieser ersten Andeutungen für Sonderbarkeiten des Charakters und Ziereien halten könnte. Sein Geist gab sich nämlich von Jugend auf vermöge eines natürlichen Hanges der Andacht hin und es verschmolz sich ein lebhaftes Künstlergefühl mit den Gefühlen einer Frömmigkeit, welche die ganze Aufrichtigkeit seines Alters trug. In seinem 6. Jahre hörte er ein Concert von Ries in Cis Moll spielen und am Abend desselben Tages sang er, ohne zu wissen, was er sang, das Thema dieses Concerts. Mit einer dämonischen Begeisterung gab er sich dem ersten Unterricht auf dem Clavier hin, und nach drei Monaten erlag er einem Fieber. In seinem 9. Jahre ließ er sich zum ersten Mal öffentlich hören; er gab ein Concert in Oedenburg: ehe er sich an das Instrument setzte, überfiel ihn ein Fieber. Sein Spiel erregte allgemeine Bewunderung, der Fürst Esterhazy schenkte ihm sogar 50 Ducaten. In einem gleich darauf folgenden Conzert in Preßburg nahmen ihn die Grafen Amaden und Zapary in ihren Schutz und setzten ihm zu seiner weiteren Ausbildung auf 6 Jahre ein Jahrgehalt von 600 Fl. aus. Der Vater gab nun seine Stelle auf und zog mit seiner Familie nach Wien, wo er den Unterricht bei Czerny und im Partiturlesen bei Salieri genoß. Nach einem anderthalbjährigen Aufenthalt in dieser reichen Kaiserstadt gab er das erste Conzert, in welchem die gesammte Wiener musikalische Noblesse, selbst der alte Beethoven, anwesend waren. Der Erfolg war in jeder Weise lohnend. Von Wien führte der Vater seinen Sohn 1823 nach Paris, in der Absicht, ihn im Conservatorium unterzubringen; der Fürst Metternich hatte ihm Empfehlungen an Cherubini mitgegeben; doch als Fremder konnte er nicht aufgenommen werden. Gleichwohl verbreitete sich sein Ruf durch die Stadt, er mußte bei dem Herzog von Orleans im Palais royal spielen und in Zeit eines Jahres hatte der Knabe von 12 Jahren Leidenschaft erregt, Eifersucht erweckt, Haß entzündet; alle Köpfe drehten sich um ihn; Paris war in ihn vernarrt. Diese Huldigungen wirkten nachtheilig auf ihn, er trotzte auf sein Talent und wollte nicht mehr Kind sein, um sich das Ansehn eines Erwachsenen zu geben, gefiel er sich in Sonderbarkeiten und nahm schroffe, lächerliche Manieren an. Sein Vater hielt ihn zum strengen Arbeiten an und führte ihn im Mai 1824 nach England, wo er vor dem König Georg IV. spielte und im September desselben Jahres waren beide wieder in Paris. Nach einem zweiten Besuche in England 1825 fing er an in Paris zu componiren, sogar eine Oper „Don Sancho oder das Schloß der Liebe“, die 1825 viermal in der Akademie der Musik aufgeführt, aber seitdem vergessen wurde, dichtete er, und nach einer Kunstreise über Bordeaux, Toulouse, Montpellier, Nimes, Lyon, Marseille, wo er allgemeine Bewunderung einerndtete, beschäftigte er sich unter Anleitung Reicha's mit der Lehre vom Contrapunkte. Um diese Zeit überfiel ihn das Gefühl der moralischen Nichtigkeit, er flüchtete aus dem Geräusch der Musik in die Schatten mystischen Treibens, er betete Litaneien und beichtete oft, um die unauf-

hörliche Angst, ja Qualen seines kranken Herzens zu beschwichtigen. Ein künstlerischer Ausflug nach Genf und in die deutsche Schweiz änderte nichts in ihm. Die Musik schien ihm zu widerstehen, er übte sich nur noch auf Befehl seines Vaters. Er wurde, um das Maß des Excentrischen zu füllen, sogar Anhänger des St. Simonismus. Von neuem in England begleitete ihn der allgemeinste Enthusiasmus, aber seine Gesundheit war angegriffen. In den Bädern von Boulogne stärkte er sich, doch sein Vater starb. Als sich L. von dem ersten Schlage erholt hatte, raffte er sich mit einem Male wieder auf, das freie Leben und der Gedanke der Selbständigkeit, die er vor sich sah, trieben den jungen, zügellos gewordenen Künstler stürmisch hinaus in die weite Bahn des Ruhmes. Durch Unterricht begründete er sich in Paris seine Existenz. In dem Auflodern seines Jugendfeuers warf er sich der romantischen Poesie in die Arme und wühlte in Ladungen von Operntexten, um Großes zu componiren. Die unglückliche Liebe zu einer reichen Edeldame verlöschte alle großen Gedanken und er zog sich wieder in die Kirche zurück, wollte Messen und heilige Musik schaffen. Auch diesmal blieb es beim Wollen und wo reine Feuerkraft des Dichters gefordert wird, da ist er auch in der Folge nie über das Wollen hinausgekommen zur That eines wahren Priesters der Poesie. Aus seinen mystischen Träumereien erwacht warf er sich bis zur Uebersättigung in die Arme der Sinnlichkeit, bis der Name Paganini's und dessen Ruhm an sein Ohr schlug und mit dem Rufe: „Ich muß Paganini werden", trat er wieder in die Bahn der Ordnung, ging um sich praktisch auszubilden in die stille Schweiz, entsagte dem St. Simonismus und erschien in Paris, als die Katastrophe von 1830 die europäische Politik umgestaltete. Auch dieser Umschwung erfaßte ihn, er wollte eine „Symphonie revolutionaire" schreiben. Aus einem Extrem stürzte er in das andere; und seine Kunst ist, wie ein Neuerer sich ausdrückt, „der ganze Ausdruck seines Lebens; alle Veränderungen desselben prägen sich treu in deren Eigenschaften und Mängeln ab. Und sein ganzes Leben ist nichts als ein athemloses, nacktes Hineinstürzen in das Chaos, worin unsre ganze Zeit gährt. Sein Geist hat sich vermöge einer erstaunlichen Kraft der Sympathie mit Allem associirt und identificirt, was unsre gegenwärtige Gesellschaft Großes und Herrliches aufweiset; aber in dem glühenden Eifer, Alles kennen zu lernen, Alles zu erfassen, wußte er den dürren Staub nicht immer genug zu unterscheiden von der fruchtbringenden Erde. Daher jene Stimmung, in der er in alle seine Vergnügungen den Schmerz und in seine Schmerzen die Verzweiflung mischte und die wir in allen seinen Kunstleistungen treulichst ausgedrückt wiederfinden. Mit derselben unersättlichen Gier, wie er die Werke seiner Freunde Lamartine, Victor Hugo, de Vigny, Lamennais, den er mit Stolz seinen Lehrer nennt, Ballanche, Dudevand u. A. verschlingt und ihre Ideen sich alle zu eigen zu machen sucht, studirte er auch mit Verehrung die unterscheidenden Eigenschaften aus Chopin, Hiller, Mendelssohn, Urhan, Berlioz u. A., die er alle umfassen will. Er lebt ganz in seiner Kunst, sie begreift, sie beherrscht ihn ganz. Daher ist auch sein Vortrag kein mechanisches, kein materielles Exercitium, sondern im eigentlichen Sinne des Worts eine Composition, eine wirklich für sich bestehende Schöpfung der Kunst, bei der er mit solcher Leidenschaft und innerer Anstrengung im Vortrage anwesend ist, daß er nach einem anhaltenden Aufwand von Feuer und Ausdruck der Ermattung zu erliegen scheint. Das ist nur bei dem der Fall, der selbst tief fühlt, was er spielt, so ganz aus seiner Seele spielt. In der Uebertreibung der Empfindung geräth aber sein riesiges Talent nicht minder in Manieren und sogar eine Art Charlatanismus. Dies hat man allgemein auf seiner großen Kunstreise, die er in den letzten Jahren durch Europa gemacht hat, eben so erkannt, wie man seinen eminenten Leistungen die höchste Bewunderung gezollt hat. Eins dürfen wir in dieser Skizze nicht unerwähnt lassen, daß edle Freigebigkeit und der Sinn der Wohlthätigkeit zwei kostbare Perlen sind, die sein Leben zieren.

Litanei, aus dem Griech., ein Gebet oder Gesang in der Noth, welcher ursprünglich aus den Worten: Kyrie eleison bestand, wozu später noch Mehreres hinzugesetzt ward. Im gemeinen Leben bezeichnet das Wort ein Klagelied, oder einen kläglichen Vortrag. Bei der Brüdergemeinde heißt die Betstunde, die Sonntags dem Vormittagsgottesdienste vorangeht, L.

Digitized by Google

Lit de justice nannte man die feierliche Sitzung, welche in früheren Zeiten die Könige von Frankreich im Parlamente zu halten pflegten, wenn das Parlament ihre Befehle nicht hatte genehmigen wollen. Diese Sitzungen erhielten ihren Namen von dem für den König bestimmten Sitze, welcher aus mehreren Kissen bestand und deshalb lit (Bett) genannt wurden. Nach den alten französischen Grundgesetzen stand dem Parlamente das Recht zu, denjenigen Gesetzen und Verordnungen des Königs, welche es mit dem Wohle des Staats für unvereinbar hielt, die Genehmigung zu versagen. Diese Beschränkung der königlichen Machtvollkommenheit suchte man indeß dadurch wirkungslos zu machen, daß man auch ohne Bewilligung des Parlaments die königlichen Befehle einregistriren (die Einzeichnung in die Acten des Parlaments (enregistrement) war die Bedingung der Vollziehung der Befehle) ließ. Dies konnte aber nur geschehen, wenn zuvor Befehlsschreiben (lettres de jussion) an das Parlament erlassen und diese nicht befolgt waren. Dann verfügte sich der König in Person und umgeben von den Prinzen, Pairs und vornehmsten Beamten in die Versammlung des Parlaments, ließ sich auf seinen Thron (lit) nieder und ließ nun seine Befehle in die Protokolle des Parlaments einzeichnen. Diesem blieb dann weiter nichts übrig, als seine Protestation hinzuzufügen, wodurch es zwar sein Bewußtsein rein bewahrte, aber dem Volke wenig nützen konnte. Zuweilen indeß ließen sich die Herrscher durch den kräftigen Widerstand der Parlamente von drückenden Maßregeln abhalten und oft mußten sie in der Folge schmerzlich empfinden, was es heißt, die Stimme der Nation zu verachten und die Rechte ihrer Vertreter zu verspotten.

Literargeschichte. Der umfassende Begriff dieses Wortes muß in mehrere Theile geschieden werden, denn man pflegt es von Allem dem zu gebrauchen, was in näherer oder entfernterer Beziehung zu der Wissenschaft steht. Zuvörderst muß die L. in eine innere und eine äußere getheilt werden. Als innere Geschichte der Literatur ist sie ein zum Theil auf Beurtheilung gegründeter, innerlich zusammenhängender und an die Zeitfolge geknüpfter Bericht über die in Schriftwerken niedergelegten Leistungen des menschlichen Geistes. Es wird früher oder später ein Bedürfniß des Menschen, das vielleicht eben so wohl in einem dunklen Gefühle der Dankbarkeit als in der edelsten Wißbegierde oder dem Verlangen zu nützen, seinen Grund hat, wenn irgend eine menschliche Bestrebung für unsere Gesellschaft von den wichtigsten Folgen gewesen ist, sie in ihrem Ursprunge aufzusuchen, in dem Fortgange ihrer Entwickelung oder Wirkung zu verfolgen, und so gleichsam ihre Lebensgeschichte dem gebildeten Theile der menschlichen Gesellschaft vorzulegen. Das Bedürfniß, den Gang der wissenschaftlichen Bestrebungen in allen ihren Arten, dieser Religion für die Veredlung des menschlichen Geistes, zu verfolgen und zu zeichnen, konnte allerdings aus mehr als einem Grunde früher kaum gefühlt werden, ist aber auch nicht eher als am Ende des 16. und zu Anfang des 17. Jahrhunderts lebhaft gefühlt und versucht worden. Bacon hauptsächlich, dieser tiefe, unerschöpfliche Geist, zeigte in seinem encyklopädisch-wissenschaftlichen Werke (Magna instauratio) die Idee einer innern Geschichte der Wissenschaften, aber die eigentliche Ausführung derselben, nachdem sie auf diese und jene Weise von geistreichen Philosophen des In- und Auslandes (Goguet, Denina, Iselin, Ferguson, Home, Herder u. A.) versucht worden, ist erst unserer Zeit und zwar Männern unseres Vaterlandes gelungen. Es sind Johann Gottfried Eichhorn und Ludwig Wachler; jener ausgezeichnet durch den Umfang und die Gründlichkeit seiner Kenntnisse, dieser durch die Schärfe seiner Auffassung und seines Urtheils und die kraftvolle, inhaltsschwere Kürze der Darstellung. Man kann die innere Literargeschichte wegen des Begriffes Literatur auch Literaturgeschichte im vorzüglichsten Sinne nennen. Diese äußere L. zerfällt wiederum in mehrere Theile. Der erste umfaßt das Leben und die Schicksale der Männer, deren Geisteswerke die Literatur ausmachen, oder solcher, die auf andere Weise, sei es unmittelbar durch ihre Gelehrsamkeit oder durch mittelbare Beförderung der Wissenschaften wirkten, Biographie; der zweite begreift die Kenntniß der Fächer, des innern Werthes, der äußern Beschaffenheit oder besonderer Umstände derselben in sich, Bibliographie oder Literaturgeschichte in engem Sinne; der dritte umfaßt Alles das, wodurch außer den Schriftwerken auf die literarische

Digitized by Google

Cultur gewirkt worden ist, z. B. die Geschichte wissenschaftlicher Anstalten, als: Akademien, Universitäten, Schulen, Bibliotheken u. s. w. In diesem äußeren Theil der L. machte Polydor Vergilius von Urbino den ersten, höchst unvollkommenen Versuch de inventoribus rerum lib. 3. (1509. 4.). Die eigentliche Bahn brach Konrad Geßner „Bibliotheca universal. s. catalog. omnium scriptorum locuplet. (Zürich, 1545. F. Alphabetisch.) „Pandectorum s. Partitionum universalium libr. 21 (19)" das., 1548. F. Systematisch.) Doch auch für diesen zweiten, mehr untergeordneten Theil der L. ist Ludwig Wachler durch die Vollständigkeit und Genauigkeit seiner Angaben ein unerreichtes Muster. In seinem großen, aus 4 Bänden bestehenden Literaturwerke umfaßt er das ganze Gebiet der L. Es versteht sich von selbst, daß die L. nicht immer das Gesammtgebiet der Wissenschaften und sogenannten redenden Künste zu umfassen braucht, sondern auch auf ein Volk, ein Zeitalter, eine Wissenschaft oder Kunst und noch auf engere Kreise beschränkt werden kann. Sie ist somit entweder eine allgemeine oder besondere oder specielle. Die Bemerkung findet hier vielleicht ihren geeignetsten Platz, daß die classischen Völker des Alterthums die Bedeutung einer L., in diesem oder jenem Sinne, einer allgemeinen oder besondern, noch nicht aufgefaßt hatten, auch nicht aufgefaßt haben konnten, da sie erstlich den Orient außer der Beziehung, daß er Völker und Staaten enthielt und auch wohl im Besitze einer geheimnißvollen Weisheit sei, fast gar nicht kannten, und zweitens bei ihnen die religiösen, politischen und wissenschaftlichen Elemente durchaus nicht geschieden waren, sondern zusammen gleichsam nur ein Leben ausmachten. Ihre Schriftsteller geben blos beiläufig und fragmentarisch einige Literarnotizen in ihren Werken, z. B. Varro, Cicero, Plinius, Quinctilian, Pausanias; ausführlichere Nachrichten liefern Dionys v. Halik., Sueton, Diogenes Laert., Hieronymus. Endlich zerfällt die L. in drei Hauptabschnitte: in die alte Geschichte bis 400 n. Chr.; in die mittlere Geschichte, von der Völkerwanderung bis zur Widerherstellung der Wissenschaften, 400—1500; und in die neuere Geschichte, 1500—1835. — Die hauptsächlichsten Schriften, die hier einschlagen, sind folgende: A. Y. Goguet „De l'origine des loix, des arts et des sciences et de leurs progrès" (Paris 1753, 3 Bde., 4.; deutsch von Hamberger, Lemgo 1760—62, 3 Bde., 4.; im Auszuge von Sattler, Nürnb. 1796). C. Denina „Sopra le vicende della letteratura" (Turin 1760, 8.; sehr verm. Berl. 1784, 2 Bde.; deutsch von Sorben, Das. 1785, 2 Bde.); Ad. Ferguson „Essai of civil society" (Edinb. 1766, 4.), Herm. Home „Sketches on the history of man" (Edinb. 1774, 2 Bde., 4.); Js. Iselin„ Ueber die Geschichte der Menschheit" (Zürich 1764—70, 2 Thle.); J. G. Herder „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit" (Riga 1774); Desselben „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit" (Das. 1784 bis 91, 4 Bde., 4. u. 8.), Giov. Andrea „Dell' origine, progressi et stato attuale d'ogni letteratura" (Parma 1782 flg.); Condorcet „Esquisse d'un tableau histor. des progrès de l'esprit humain" (Par. im J. d. Rep. 3. S.); G. Wald, Verfasser einer „Einleitung in die Geschichte der Kenntnisse, Wissenschaften und schönen Künste" (Halle 1784, Zusätze und Verbesserungen 1786), J. F. de la Harpe „Lycée ou cours de litérature ancienne et modern" (Par. 1794—1802, 14 Bde.); Lambeck „Prodrom. histor. liter. cur. J. A. Fabricii" (Lpz. und Frankf. 1710, Fol.); B. G. Struve „Introd. ad notit. rei lit." (Jena 1704; letzte Ausgabe von J. L. Fischer, (Frankf. 1752, 2 Bde.); Morhof „Polyhistor." (Lübeck 1732; herausgegeben von Schwabe, ebendaselbst 1747, 4); Reimann „Vers. einer Einleitung in die hist. lit. insgemein und die deutsche insbesondere" (Halle 1708—13, 6 Bde.); Stolle „Anleitung zur Historie der Gelahrtheit" (Halle 1718; verm. Aufl., Jena 1736, 4.); Th. A. Heumann, der zuerst die Literargeschichte wissenschaftlich behandelte, „Conspect. reip. lit." (Hanov. 1718; die beste (8.) Ausgabe von J. N. Eyring 1791—97, 2 Thle.), J. A. Fabricius „Abriß einer allgemeinen Historie der Gelehrsamkeit" (Lpz. 1752—54, 3 Bde.); Denis „Einleitung in die Bücherkunde" (1. Thl. „Bibliographie"; 2. Thl. „Literargeschichte", Wien 1777—78, 2 Bde., 4.); J. J. Oberlin „Literarum omnis aevi fata, tab. synopt. exp." (Straßb. 1789); G. G. Bredow „Tabellen über die Literargeschichte" (Altona 1801, gr. Fol.); P. Bayle

Digitized by Google

„Dictionaire historique et critique" (Rotterd. 1697, 2 Bde., Fol.); fortgesetzt von G. de Chauffepié (Amsterd. 1750—56, 4 Bde., Fol., deutsch unter Gottsched's Aufsicht, (Lpz. 1741—44, 4 Bde., Fol.), Prosp. Marchand „Dictionaire historique ou mém. crit. et lit., concernant la vie et les ouvrages de div. personn. dist. (Haag 1758—59, 2 Bde., Fol.); Ch. G. Jöcher „Allgemeines Gelehrten-Lexicon" (Lpz. 1750—51, 4 Bde., 4.); Saxe „Onomast. liter." (Utr. 1775—90, 7 Bde.); G. Hamberger „Zuverlässige Nachrichten von den vornehmsten Schriftstellern vom Anfang der Welt" (Lemgo 1756—64, 4 Bde.). Doch alle hier genannten Schriften wurden übertroffen von den Werken J. G. Eichhorn's (s. d.) und L. Wachler's (s. d.). Außer ihnen nennen wir noch als besonders hervorragend J. G. Meusel (s. d.), Fr. Schlegel (s. d.) und Heeren (s. d.), sowie in der neuesten Zeit Gräße, dessen „Lehrbuch der Literargeschichte" außerordentliche Belesenheit, Sammlerfleiß und Vollständigkeit beurkundet.

Literary fund society ist der Name eines Vereins in London zur Unterstützung hülfsbedürftiger, durch Krankheit oder widrige Lebensschicksale bedrängter talentvoller Schriftsteller, ihrer Familien und Hinterlassenen. Die Stiftung eines solchen Vereins wurde 1773 in einer literarischen Gesellschaft durch Dav. Williams zuerst angeregt und wenn man auch damals noch ein solches Unternehmen, wie dies selbst Benj. Franklin, der Präsident der Gesellschaft, aussprach, für zu schwierig hielt, um es sofort ins Leben treten zu lassen, so kam man doch schon 1788 in Folge einiger trauriger Wahrnehmungen, daß sehr begabte Schriftsteller als Opfer ihrer Armuth fielen, auf die Sache zurück. Sie wurde nun mit Ernst angegriffen und am 18. Mai 1790 constituirte sich der Verein, der sehr bald große Theilnahme und Unterstützung fand, sodaß er seine wohlthätige Wirksamkeit beginnen konnte. Eine Acte Georg's III. bestätigte 1818 dessen Statut. Die königlichen Prinzen wurden Patrone und die angesehensten Staatsmänner und reichsten Privaten Mitglieder derselben. Im Besitz eines bedeutenden Stammvermögens, welches sich durch den Ertrag der bei der jährlichen Hauptversammlung veranstalteten Sammlung mehrt, ist er im Stande, jährlich 2000 Pfd. St. zu vertheilen und so sehr oft die Noth ausgezeichneter Schriftsteller und ihrer Familien zu mildern. Was den Werth dieser Gaben noch erhöht, ist, daß der Name Dessen, der Unterstützung findet, nur zur Kenntniß der Vorsteher des Vereins gelangt.

Literatenverein. Nachdem seit 1840 eine Annäherung und ein regelmäßiger Verkehr unter einem Theile der Leipziger Schriftsteller stattgefunden hatte, wurde der Versuch, einen für die Literaturinteressen wirkenden Verein derselben zu bilden, im Anfange des J. 1842 erneuert und am 28. Jan. 1842 der Literatenverein begründet, der 1845 129 Mitglieder zählte, worunter 51 auswärtige. Der Zweck desselben war gemeinsame Besprechung aller das Gesammtinteresse der Literatur und des Literatenstandes betreffenden Vorkommnisse und Verhältnisse in persönlichen Zusammenkünften, die Wahrung allgemeiner Rechte und der Rechte der Einzelnen, wenn sie von Gewicht für das Allgemeine sind. Da der Verein übrigens weder in literarischer noch politischer Hinsicht eine Wirksamkeit als Corporation ansprechen will, so beschränkt sich seine Thätigkeit in allen den Fällen, wo öffentliche Schritte im Interesse der Literatur erforderlich scheinen, darauf, die Vorbereitung derselben zu vermitteln. Die Thätigkeit des Vereins, über welche zur Zeit vier „Jahresberichte" veröffentlicht worden sind, hat sich hauptsächlich kund gegeben in Vorbereitung mehrerer an die Ständeversammlung des Königreichs Sachsen vom J. 1842—43 gerichteten Petitionen, welche sich auf die seitdem zu Gesetzen erhobenen Entwürfe eines Preßgesetzes und eines Gesetzes über literarisches Eigenthumsrecht bezogen und von denen namentlich die letztere nicht ohne wesentlichen Einfluß auf die von den Kammern beschlossenen und von der Regierung genehmigten Modificationen des Entwurfs geblieben ist; ferner in Gründung eines Unterstützungsfonds für hülfsbedürftige Schriftsteller, dessen Vermehrung hauptsächlich durch die Erträge mehrerer in jedem Winter theils von Mitgliedern des Vereins, theils von Andern veranstalteten literarischen Abendunterhaltungen erfolgt; in Verfolgung des Journalnachdrucks, theils durch öffentliche Bekanntmachung vorgekom-

Digitized by Google

mener Fälle, theils durch Entwerfung eines Planes zu einem Vereine deutscher Redactoren gegen solchen; in Vorbereitung des Projects der Errichtung von Schiedsgerichtsvereinen für literarische Rechtsstreitigkeiten; in Gründung einer Vereinsbibliothek, hauptsächlich zur Ansammlung der Schriften über Presse, Autorrecht, Nachdruck ꝛc.; endlich in Entwerfung des Planes zu Bildung von Zweigvereinen in den größern deutschen Städten. Auch entstand im Schoße des Vereins das Project von Wandergesellschaften deutscher Schriftsteller, als dessen erstes Ergebniß die am 27. bis 29. April 1845 in Leipzig abgehaltene erste deutsche Schriftstellerversammlung anzusehen ist, die sich hauptsächlich mit der Berathung eines Gesetzentwurfs über die Rechte der Schriftsteller und Verleger beschäftigte, worüber eine Denkschrift den deutschen Regierungen überreicht wurde. Eine zweite Schriftstellerversammlung, die im J. 1846 in Weimar abgehalten werden sollte, scheiterte zum großen Theil an den damaligen Zeitverhältnissen und an Uneinigkeit unter den Vorstandsmitgliedern des Vereins selbst. Es erfolgte eine Ausscheidung des größern Theils der Mitglieder noch im Laufe desselben Jahres, worauf der Verein sich noch eine Zeit lang hinschleppte, bis die Ereignisse des Jahres 1848 seine gänzliche Auflösung herbeigeführt zu haben scheinen. Wenigstens hat er kein Lebenszeichen mehr gegeben.

Literatur heißt die Gesammtheit der durch Schrift und Sprache mitgetheilten oder fortgepflanzten Geisteserzeugnisse. In sofern nun in diesen Geisteswerken Alles enthalten ist, was Wissenschaft und Gelehrsamkeit einer Zeitperiode bieten, ist die Literatur auch wohl gleichbedeutend mit Wissenschaft und Gelehrsamkeit angesehen worden. Unter Nationalliteratur versteht man die jeder Nation eigenthümliche Literatur, namentlich besitzen, außer den Griechen und Römern, die Italiener, Spanier, Franzosen, Engländer und Deutschen eine sehr ausgebildete Literatur. Unter Literat verstanden die Römer vorzugsweise einen Sprachkenner, Grammatiker oder Kritiker, in unserer Zeit bezeichnet man damit jeden Gelehrten oder wissenschaftlich gebildeten Mann, besonders in sofern er Schriftsteller ist; während man unter Literator einen Mann versteht, der sich mit Kenntniß des Bücherwesens beschäftigt.

Literaturzeitungen, s. Zeitungen und Zeitschriften.

Lithauen, ehemaliges Großherzogthum und einer der drei Haupttheile des polnischen Staates vor seiner Theilung, begriff das eigentliche Lithauen, in der Sprache des Landes Litwa (d. i. die Woiwodschaften Wilna und Trckl), die Woiwodschaft Brzesc Litwoski, Nowogrodek, Rimsk, Meiselaw, Witebsk, polnisch Smolensk, Polotzk und polnisch Lieflaud — Länder, welche vor Zeiten Lithauen den Russen entrissen hatte — und das Herzogthum Samogitien. Das Großherzogthum war da eine 5000 QM. weite Strecke Landes. Die Lithauer sind stammverwandt mit den Liven, den Kurländern, den Samogitiern und den alten Ostpreußen, haben aber eine eigene Sprache, einen eigenen Charakter und eigenthümliche Sitten. Ihrem Ursprunge nach sind sie wahrscheinlich Slaven, wenn schon das slavische Gepräge durch eingetretene Vermischung mit andern Völkerstämmen bis zur Unkenntlichkeit vermischt worden ist. Einige halten sie darum für die geretteten Trümmer der von den Slaven zurückgedrängten Sarmaten. Im 11. Jahrh., wo des Volkes gewissere Geschichte beginnt, zahlten die Lithauer Tribut an die russische Monarchie, erhoben aber zur Zeit der Schwäche des russischen Reichs muthig das Haupt, um das lästige Joch abzuwerfen, und standen auf Kosten Rußlands blühend und mächtig als ein freier junger Staat da. Ringold, um das Jahr 1235, war der erste Großherzog Lithauens, unter seinen Nachfolgern wuchs das Land fort und fort durch russisches Gebiet. Der Großherzog Jagello, um 1381, verband durch seine Vermählung mit der polnischen Prinzessin Hedwig Lithauen mit dem polnischen Reiche und auf einem gemeinschaftlichen Reichstage der vereinigten Völker von Lublin 1569 wurde der alte Bund in sofern neu geschlossen, daß beide Länder fortan ein Land ausmachen und unter einem und demselben Fürsten, der den Namen eines Königs von Polen und Großherzogs von Lithauen führe, bestehen solle ꝛc., überhaupt, daß beide Völker nur ein Interesse, der Glaube an Freiheit, vereine und innig zusammenhalte. Diese Eintracht dauerte fort, bis der polnische Staat durch seine beute-

Digitized by Google

lustigen Nachbarn ein Ende hatte. Bei der ersten Theilung Polens 1772 kam von dem Großherzogthume Lithauen der Theil an Rußland, der die heutigen Gouvernements Witebsk und Mohilew bildet, und bei den folgenden Theilungen 1793 und 1795 das ganze übrige lithauische Land zum Theil an Preußen, zum Theil an Rußland, wo es heute die Gouvernements Minsk, Wilna und Grodno, zusammen 3690 QM. groß und von 3,200,000 Menschen bewohnt, ausmacht. Das Land ist eine Fläche mit unbedeutenden Anhöhen, großen Waldungen, Mooren und Landseen, durchflossen von der Düna und dem Dnjepr, den zwei bedeutendsten Flüssen des Landes. Das Klima ist gemäßigt und mit Ausnahme der Sumpfgegenden gesund; der Ackerbau bedarf zwar noch sehr der Erweiterung und Verbesserung, liefert aber reichlich Getreide, Flachs, Hanf, Hopfen, Tabak. Damit ist eine starke Pferde- und Viehzucht verbunden. Die weitläufigen Wälder geben viel Holz und Pelz- und Speisewild, wilde Schweine, viel Wassergeflügel ꝛc. Gering ist der Kunstfleiß im Lande und nur auf einige Tuch- und Leinwandfabriken, Glashütten und Gerbereien beschränkt.

Lithochromie nennt man die vom Franzosen Malapeau in neuerer Zeit gemachte Erfindung, mit Oelfarben auf Stein zu malen und davon Abdrücke auf Leinwand zu liefern. Sie befindet sich noch im Zustande der Kindheit, doch haben die bisher gelieferten Steindruckölgemälde, ungeachtet sie in Absicht auf Kunstwerth selbst den schwächsten Copien weit nachstehen müssen, ihrer Wohlfeilheit wegen, besonders in Frankreich, bis jetzt viel Aufnahme gefunden. Eine ähnliche Erfindung ist Sennefelder's (s. d.) Mosaikdruck. Gegenwärtig benutzt man die Lithochromie besonders zu verzierten Titelblättern, sowie zur Darstellung architektonischen und decorativen Schmuckes.

Lithographie, s. Steindruck.

Lithotomie oder Steinschnitt (lithotomia oder cystotomia) nennt man diejenige chirurgische Operation, mittels welcher man von außen her mit dem Messer die Harnblase öffnet, um einen oder mehrere darin befindliche Steine auszuziehen. Die Häufigkeit der Steinkrankheit (s. Stein) erzeugte die Idee dieser Operation schon im hohen Alterthume und bei den alten Aegyptern gab es eine besondere Classe Menschen, welche die Ausführung dieser Operation zu einem besondern Gewerbe machten. In den medicinischen Schriften des Alterthums findet man sie häufig erwähnt. Die Araber wie die Aerzte des Mittelalters überhaupt scheinen sie wieder den besonders darauf eingeübten Steinschneidern überlassen zu haben. Seit dem 17. Jahrh. wandten aber die ausgezeichnetsten Aerzte und Chirurgen den größten Fleiß darauf, durch Verbesserungen der Methode und der Instrumente sowie durch Uebung und dadurch erlangte Fertigkeit die mit der Operation verbundenen Gefahren und Schmerzen zu vermindern. So haben sich nach und nach nicht weniger als acht Methoden des Steinschnittes beim Manne und neun beim Weibe gebildet, von denen immer die eine vor der andern den Vorrang in Anspruch nimmt. Einer der Hauptunterschiede zwischen diesen Methoden liegt in dem Orte des Einschnittes in die Harnblase, welcher sowohl von der vordern Fläche des Unterleibes als auch von dem untersten Theile desselben, dem Mittelfleische, aus oder endlich durch den Mastdarm gemacht werden kann.

Lithotritie oder Lithontriptik, d. h. Steinzermalmung oder Steinzertrümmerung, heißt dasjenige chirurgische Verfahren, wodurch man Steine in der Harnblase (s. Stein) durch gewisse Instrumente, mit welchen man durch die Harnröhre zu den Steinen gelangt, in so kleine Stücke zertheilt, daß diese entweder zugleich mit dem Urin ausgestoßen oder noch innerhalb der Harnblase selbst aufgesogen werden können. Da die Operation des Steinschnittes (s. Lithotomie) von jeher den Aerzten mit großer Gefahr verbunden schien, so suchte man Mittel auf, den Stein auf andere Weise zu entfernen; z. B. schlug man viele sogenannte steinauflösende Arzneimittel (remedia lithontriptica) vor, oder machte verschiedene Versuche, den Stein auf gewaltsame Weise, aber ohne blutige Operation zu zertrümmern und so die Krankheit zu heilen. Doch diese Verfahrensweisen gewannen keine allgemeine Verbreitung, weil sie theils kein sicheres Gelingen versprachen,

Digitized by Google

theils sehr schwierig in der Ausführung waren. Endlich gelang es nach vielen Versuchen dem Pariser Arzte Civiale (s. d.), ein Verfahren auszumitteln und Instrumente zu erfinden, wodurch er die Möglichkeit, mit sicherm Erfolge eine solche Operation auszuführen, nachwies. Er machte seine Erfindung im J. 1823 öffentlich bekannt und operirte selbst mit solchem Glück, daß er bald viele der ausgezeichnetsten Chirurgen, welche Gelegenheit hatten, sich in der neuen Methode zu üben, unter seine Anhänger zählte. Das von ihm angegebene Instrument besteht aus einer geraden katheterartigen (s. Katheter) silbernen Röhre, 8—10 Zoll lang und $3^1/_2$ Linien im Durchmesser haltend, die aber am untern Ende offen ist und in welcher sich eine zweite Röhre befindet, deren unteres Drittheil in drei aus elastischem Stahle gearbeitete und an ihrem Ende leicht umgebogene Arme getheilt ist, welche, sobald sie aus der äußern Röhre hervortreten, auseinanderweichen und so eine Art Zange mit drei Fängen darstellen. Innerhalb dieser Röhre ist wieder ein Bohrer verborgen, der ziemlich beweglich sein muß. Hierzu kommen noch verschiedene weniger wesentliche Apparate, welche durch Fixirung des Instrumentes und Angabe der Beschaffenheit des Steines der Operation mehr Sicherheit geben. Diese selbst wird nun, abgesehen von den Vorbereitungen, als Gewöhnung der Harnröhre an die Aufnahme dieses etwas umfangreichen Instrumentes, Einspritzungen in die Blase ꝛc., auf die Art bewerkstelligt, daß man die Röhre, in welcher die beiden andern Instrumentstücke verborgen liegen, durch die Harnröhre bis in die Blase und an den Stein führt, hierauf vorsichtig die zweite Röhre vorschiebt und sich mittels der Fänge derselben des Steines bemächtigt und ihn festhält, sodaß der nun vorwärts bewegte und gedrehete Bohrer die Zertrümmerung ausführen kann. Das Instrument wird sodann, nachdem Bohrer und Fangzange an ihren frühern Ort zurückgezogen worden sind, herausgenommen und die Operation in Zwischenräumen von mehreren Tagen so oft wiederholt, bis sich keine Steine mehr finden. Die Instrumente, sowie die Operationsmethode selbst haben durch Amussat, Leroy, Meirieux, Heurteloup, Wattmann, Wenzl, Jacobson u. A. noch mancherlei Veränderungen erfahren, welche sich jedoch sämmtlich auf dasselbe Princip stützen. Zwar giebt es noch Fälle, in denen die Lithotritie nicht angewendet werden kann und deshalb der Steinschnitt vorzuziehen ist, jedoch ist die Ausführung der letztern Operation durch die Erfindung der erstern bedeutend eingeschränkt worden.

Lithurgik nennt man die Lehre von der mechanischen Verarbeitung und Benutzung der Producte des Mineralreichs, also mit Ausschluß der Hüttenkunde, obgleich der Name diese Beschränkung nicht giebt. Sehr brauchbar ist Blum's „Lithurgik" (Stuttg. 1840). — Lithurgik in kirchlicher Beziehung, s. Liturg.

Litisdenunciation ist diejenige processualische Handlung, durch welche die eine Partei, in der Regel der Beklagte, einen Dritten, an den sie Regreßansprüche hat, von dem erhobenen Rechtsstreite in Kenntniß setzt und ihn zur Unterstützung in der Vertheidigung des ihr bestrittenen Rechts auffordert. Dies ist dann unbedingt nothwendig, wenn der betreffenden Partei eine Sache, die sie von einem Dritten erworben hat, von einem Vierten wieder evincirt werden soll; hier kann der Besitzer nur Ersatz von seinem Vormanne fordern, wenn er ihm „litem denuncirt" hat.

Litorale, d. i. Küstenland, heißt vorzugsweise das ungar. Küstenland, das sich in einer Länge von ungefähr sechs Meilen am Adriatischen Meere an der nördlichsten Küste Dalmatiens von Fiume im Norden bis Novi im Süden hinzieht. Es ist $6^1/_2$ QM. groß und hat 20,000 Einw. Die Hauptstadt ist Fiume (s. d.); außerdem sind zu erwähnen die Freihafen Städte Buccari (s. d.) und Porto Ré mit 1700 E. und zwei Castellen, die den Hafen schützen. Das Litorale gehörte früher zu dem Militärdistrikte von Kroatien; Kaiser Joseph II. schlug es 1776 zu Ungarn und übergab es einer Civilregierung, um den Handel und den Abzug der ungar. Landeserzeugnisse zu befördern. Von 1809—14 stand es unter franz. Herrschaft und machte einen Theil der illyrischen Provinzen aus; im J. 1814 kam es wieder an Oesterreich und wurde 1823 von Neuem mit Ungarn vereinigt.

Digitized

Litotes, eigentlich Geringfügigkeit, heißt eine rhetorische Figur, nach welcher man einen scheinbar verkleinernden Ausdruck braucht, um die Sache desto mehr hervorzuheben, wenn ich z. B. sage: Er spielt nicht schlecht Clavier, soll heißen: er spielt sehr gut. Häufig bedient man sich der Litotes aus Bescheidenheit, bisweilen aber auch aus Ironie: z. B. wenn ich sage: er sucht sich nicht die schlechtesten Sachen aus, d. h. er wählt sich die besten aus.

Litre, s. Maß und Gewicht.

Littrow, Joseph Johann, Edler von, Director der Sternwarte und Professor der Astronomie an der Universität zu Wien, ein sehr geschätzter Astronom unserer Zeit, ward geb. zu Bischofsteinitz in Böhmen am 13. März 1781, besuchte seit 1793 die gelehrte Schule zu Prag und studirte von 1798 an daselbst nach einander alle Facultätswissenschaften. Mit einer Masse von mannichfaltigen Kenntnissen ausgestattet, ging er als Erzieher des jungen Grafen Renard Colonna nach Schlesien. Bekannt mit jedem Zweige der Wissenschaft ließ ihm die Einsamkeit seines Lebens Zeit, diejenige zu wählen, in welcher er Trost und Befriedigung finden konnte. Er wählte die in sich selbst klare, über allen Zweifel erhobene, die Mathematik, und ward 1807 als Professor der Astronomie nach Krakau berufen. Der Krieg von 1809 und die Besetzung Krakau's durch eine französisch-polnische Armee hatte die Auflösung der dortigen Universität zu Folge, so daß L. einem Rufe an die Universität Kasan folgte. Die glücklichen Verhältnisse, unter denen er hier lebte, vertauschte er mit einer Versetzung an die neue Sternwarte auf dem Blocksberge bei Ofen 1816. Da er sich aber hier sehr wenig gefiel, kam ihm drei Jahre später ein Ruf als Professor der Astronomie an die Universität zu Wien höchst erwünscht. Er folgte demselben um so lieber, als man seinen Vorschlägen zur Errichtung einer neuen Sternwarte bereitwillig entgegen kam. L.'s Verdienste um die vortreffliche und wahrhaft ausgezeichnete Einrichtung derselben sind allgemein anerkannt und seinen Bemühungen hauptsächlich ist es zuzuschreiben, daß sie unter den Sternwarten Europa's nicht weniger durch ihren Reichthum an vortrefflichen Instrumenten, als durch ihre höchst praktische Bauart überhaupt, einen so ehrenvollen, wenn nicht den ersten Rang einnimmt. Außerdem hatte er den Ruf eines der populärsten Astronomen. Seine Vorlesungen zeigten ihn in seiner ganzen Eigenthümlichkeit. Der Schule längst entwachsene Männer, sowie Ausländer zogen alljährlich nach Wien, um seinen angenehmen, leicht faßlichen Vorträgen beizuwohnen. Die seltene Gabe seines trefflichen Vortrags kam ihm auch bei den Versammlungen deutscher Naturforscher in Hamburg, Breslau, Jena, Bonn und Wien sehr zu statten, wo er in seinen Reden zeigte, wie sehr er es verstand, der Führer eines Vereins selbst solcher Männer zu werden. Mehrere auswärtige Rufe, die an ihn ergingen, lehnte er ab; im J. 1837 ward er aber in den österr. Adelstand erhoben und zum Director der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn ernannt. Er starb am 30. Nov. 1840. Die tiefe Gelehrsamkeit und wissenschaftliche Thätigkeit des berühmten Astronomen beurkundet sich in seinen zahlreichen Schriften, unter denen wir nennen: „Ueber Höhemessungen durch Barometer" (1821); „Theoretische und praktische Astronomie" (1821—27); „Analytische Geometrie" (1823); „Populäre Astronomie" (2 Thle., 1825); „Elemente der Algebra und Geometrie" (1827); „Kalendariographie" (1828); „Lebensrenten und Witwenpensionen" (1829); „Dioptrik" (1830); „Vergleichung der Maße, Gewichte und Münzen" (1832); „Wahrscheinlichkeitsrechnung" (1833); „Chorographie" (1833); „Die Doppelsterne" (1835); „Ueber Kometen" (1834; 2. Aufl., 1835); „Geschichte der Entdeckung der allgemeinen Gravitation" (1835); „Gesammte Mathematik" (1838); „Nebelmassen des Himmels" (1837); „Gnomik" (1838); „Atlas des gestirnten Himmels" (Stuttg. 1839); „Geschichte der inductiven Wissenschaften" (3 Bde., Stuttg. 1840—42); „Kalender für alle Stände" (Wien 1831—42); „Die Wunder des Himmels" (Stuttg. 1842), und „Annalen der Sternwarte zu Wien" (20 Bde., Wien 1821—41, Fol.). — Sein ältester Sohn, Karl Ludw. Edler von L., war ihm seit 1831 als Adjunct zur Seite gestellt und erhielt nach des Vaters Tode die Direction der Sternwarte.

Digitized by Google

Liturg (griech.) eigentlich derjenige, der Etwas öffentlich verrichtet; später nur von denen gebraucht, die bei der öffentlichen Gottesverehrung die Ordnung und Aufeinanderfolge der Gebräuche ꝛc. leiteten, die pfarramtlichen Handlungen ausübten. Liturgie ist daher die Form, die Ordnung, der Ritus, nach welchem eine öffentliche Gottesverehrung oder eine religiöse Handlung abgehalten wird. Auch nennt man im engern Sinne Bücher, welche die Ordnung des Gottesdienstes und die gebräuchlichen Formulare enthalten, Liturgien (s. Kirchenagende). Die L. soll also dem Pfarrer das wesentliche Material an die Hand geben, nach welchem der Gottesdienst vorwärts schreite, soll in diese Feierlichkeit eine gewisse Gleichförmigkeit bringen und die Andacht der Gemeinde regeln und wo möglich zur Gemeindeandacht, d. h. zur allgemeinen Andacht erheben. Es versteht sich also von selbst aus dem Zwecke einer L., daß sie sich eigentlich nach dem Bedürfnisse einer Gemeinde oder wenigstens eines Volkes und einer Zeit richten müsse, also auch umgestaltet und verändert werden könne und dürfe. Solche Veränderungen sind nicht allein beantragt, sondern auch eingeführt worden, und nur die katholische Kirche hat vermöge ihres Stabilitätsprincips von eigentlicher Umgestaltung des Rituals Nichts wissen wollen, obgleich die Anträge eines Blau, Dorsch, Werkmeister, Batz ꝛc. nicht unbeachtet geblieben sind und z. B. die Einführung der Landessprache bei der Messe, welche jetzt hier und da stattfindet, eine solche Abweichung von der alten L. genannt werden muß. In dem Charakter des Protestantismus lag von selbst eine solche Gestaltbarkeit der öffentlichen Gottesverehrung und darum finden wir in den verschiedenen Gemeinden und zu verschiedenen Zeiten ein sehr abweichendes Rituale. Noch mannichfaltiger als diese Abweichungen aber sind die Vorschläge, welche über diesen Punkt gethan worden sind, je nachdem dieser oder jener so oder so über Religion und deren Ausübung dachte, oder Religionsausübung und Religionscultus mehr oder minder mit einander verwechselte. Hier wollte man durch Mysterien und Geheimnißkrämerei (wie Horst in seiner „Mysteriosophie oder über Veredelung des protestantischen Gottesdienstes", Frankf. a/M. 1817) dort durch Einfluß auf das Schönheitsgefühl (wie Paalzow in seinem „Aesthetischen Christenthum", Lemgo 1819 durch religiöse Tänze) wieder wo anders durch Nationalfeste u. dergl. fesseln und das Bedürfniß einer zeitgemäßern Umgestaltung des ganzen kirchlichen Wesens seinen Endzweck erreichen. Das größte Aufsehen machte in der neuern Zeit die preuß. Hof- und Domagende, deren allgemeine Einführung zu dem heftigsten Schriftenwechsel und sogar an einzelnen Orten zu physischem Widerstande führte. — Liturgik ist diejenige Wissenschaft, welche eine ihrem Zwecke entsprechende Einrichtung der gottesdienstlichen Handlungen zu treffen weiß.

Liutprand oder Liudprand, einer der wichtigsten Quellenschriftsteller für die deutsche Geschichte, ein Italiener, geb. um 922, bildete sich am Hofe König Hugo's und trat nach dessen Vertreibung im J. 945 in die Dienste seines Nachfolgers Berengar. L. ging als dessen Gesandter nach Konstantinopel, fiel aber um 955 bei Berengar in Ungnade, worauf er sich nach Deutschland wendete. Hier lebte er in Frankfurt am Main, folgte 961 dem Kaiser Otto I. auf seinem Zuge nach Italien, wurde hierauf Bischof von Cremona und war 963 auf der großen Synode zu Rom. Am bekanntesten wurde er indeß durch seine abermalige Gesandtschaft an den Hof zu Konstantinopel im J. 968 im Auftrage Kaiser Otto's I., die den Zweck hatte, dem Kaiser den Besitz von Unteritalien zu sichern und dessen Sohn mit Theophania, der Tochter des Kaisers Nicephorus, zu vermählen, aber erfolglos blieb. Er starb um 970. Seine „Antapodosis, i. e. retributio" in sechs Büchern, die er theils in Italien, theils zu Frankfurt schrieb, reicht vom J. 886 bis 948, abgesehen von dem von Einigen für unecht gehaltenen Anhange. Nächstdem schrieb er „De rebus gestis Ottonis Magni Imp." und „De legatione constantinopolitana." Einige andere ihm beigelegte Schriften scheinen unecht. Er schöpfte seine Nachrichten aus eigener Anschauung und den Berichten von Augenzeugen. Seine Glaubwürdigkeit ist zwar wiederholt in Zweifel gezogen worden, doch muß man ihm in Beziehung auf seine Nachrichten über deutsche Angelegenheiten das Lob der Treue und Zuverlässigkeit zugestehen; seine Mittheilungen über Italien sind weniger genau. Sein Stil ist lebendig, die Sprache

incorrect. Seine geschichtlichen Werke wurden zugleich mit dem Widukind von Frecht (Baſ. 1532), dann von J. Reuber in den „Scriptores rerum germ.“ (Erf. 1584; neue Aufl., 1726, Fol.); der Geſandtſchaftsbericht zuerſt von P. Caniſius (Ingolſt. 1600, 4.) und zuletzt von Haſe als Anhang in ſeiner Ausgabe des Leo Diakonus (Bonn 1628) herausgegeben. Die neueſte und beſte Ausgabe ſeiner ſämmtlichen echten Werke beſorgte Pertz in den „Monumenta Germaniae historica“ (Bd. 2, Hanover 1839, Fol.) Vgl. Köpke, „De vita et scriptis Liutprandi“ (Berl. 1842).

Livadien, das alte Hellas oder Mittelgriechenland, das Graeca propria der alten Römer, wird im Norden von dem Oetagebirge, durch deſſen ſteile Felſenmaſſen hindurch der Engpaß von Thermopylä in das Land Theſſalien führt, und im Süden von Morea begrenzt, mit dem es durch die Landenge von Korinth zuſammenhängt, übrigens aber vom Meere umfloſſen, und trägt ſeinen Namen von der höchſt unbedeutenden Stadt Livadia, die 2000 Häuſer und 6000 Einw. hat. Das Land, das in der alten Zeit das Land Lokris, Phokis, Böotien, Attika, Megaris, Aetolien und Akarnanien umfaßte, bildet jetzt den nördlichen, continentalen Theil des Königreichs Griechenland (ſ. d.).

Livrei (franz. livrée, engl. livery, ital. livrea) heißt die Bekleidung der Diener, inſofern ſie ſich durch Treſſen, bunten Kragen ꝛc. von einfacher Kleidung unterſcheidet. Die früher am franz. Hofe herrſchende Sitte, bei großen Feſten (Cours plénières), wie Weihnachten und Oſtern der ſämmtlichen Bedienung des Königs, der Königin und der Prinzen auf Koſten des Erſteren beſondere Kleider zu liefern (livrées) war unſtreitig der Livrei Urgrund. Karl VII. ſchaffte im 15. Jahrh. dieſe koſtſpieligen Hoflager ab. In Deutſchland, wo zur Hofbedienung auch die ſämmtlichen fürſtl. oder kaiſerl. Vaſallen zu rechnen ſind, hörte dieſer Aufwand erſt zu den Zeiten des 30jährigen Krieges auf. Nur die Livrei der eigentlichen Dienerſchaft blieb überall übrig. Ihre Farbe richtet ſich bei adeligen Familien gewöhnlich nach der Farbe des Wappens, bei andern iſt ſie willkürlich.

Liverpool, die zweite Handelsſtadt des britiſchen Reichs, in Lancaſhire, an der Mündung der Merſey, in einer freundlichen Landſchaft gelegen, hat 223,000 Einw. und iſt faſt durch und durch aus ſchönen Gebäuden aufgeführt, worunter das Stadthaus und die Börſe, nebenbei ein Denkmal Lord Nelſon's, die prächtigſten ſind. L. iſt der Sitz einer Geſellſchaft für Phyſik und hat einen großen botaniſchen Garten, nach dem von Kew bei London im britiſchen Reiche der herrlichſte, unterhält mehrere Hospitäler, Kranken- und Armenhäuſer, eine Anſtalt für Blinde, welche Unterricht im Leſen und in der Muſik erhalten und Körbe, Reitpeitſchen ꝛc. verfertigen. Für die Unterhaltung dienen das Athenäum, das alle öffentlichen engliſchen Zeitungen und eine Bibliothek von 8000 Bänden enthält, das Lyceum mit einer Bibliothek von 10,000 Bdn., der Union von Newsroom, der Minerva-Newsroom, der Ballroom, das Theater ꝛc. Außerdem hat die Stadt noch 14 anglikaniſche und eine ſchott. Kirche, drei Kapellen für Diſſenters, vier für Methodiſten, zwei für Anabaptiſten, drei katholiſche, eine Quäkerkapelle und eine Synagoge; ſowie einen prächtigen Verkaufsbazar, welcher einen Flächeninhalt von 12,300 QEllen hat, mit Gas erleuchtet und durch 116 eiſerne Pfeiler in fünf Gänge abgetheilt wird. Die Bewohner beſchäftigen ſich vorzüglich mit Handel, namentlich in Baumwolle, wovon jährlich an 10 Mill. Ballen umgeſetzt werden, ferner mit Schifffahrt, aber auch mit Gewerben aller Art, Tabaksſpinnen, Zuckerſieden, Bierbrauen, Eiſengießen ꝛc. Mit allen wichtigen Häfen Großbritanniens, ſowie mit Amerika, Oſt- und Weſtindien und Braſilien ſteht L. durch Dampf- und Packetbootsverkehr, mit den großen Fabrikſtädten des Inlandes durch Kanäle oder Eiſenbahnen in Verbindung. Nach Mancheſter, deſſen Hafen es gleichſam bildet, führt eine höchſt kunſtreiche Eiſenbahn, die auf hohen Dämmen durch tiefe Moräſte und Thäler und mittels eines 6700 Schritt langen, mit Gas erleuchteten Tunnels unter der Stadt weg zum Hafen ſich zieht. Man rechnet, daß die Stadt den zwölften Theil der Schifffahrt Großbritanniens, den vierten Theil des auswärtigen Handels, die Hälfte des Handels von London und fünf Achtel des afrikaniſchen Handels von Großbritannien beſitzt. Sie hat 17 Dampfſchiffe und mehr als 1000 eigene Schiffe; jährlich laufen über 12,000

Digitized by Google

Schiffe in den Hafen ein. Amphitheatralisch liegt sie an einen Hügel gebaut in einer Landschaft, die mit niedlichen Landhäusern geschmückt ist; der schönste Stadttheil ist der östliche, mit dem Wallgarten auf dem Mount pleasant, einem der besuchtesten Spaziergänge, von welchem aus man die Stadt selbst, den Hafen und die Landhäuser übersehen kann. Der Hafen mit 25 Docks, von welchen der Princes-, Clarence- und Wellington-Dock die schönsten sind, ist ein Meisterstück der Kunst und die hier befindlichen Waarenspeicher haben zum Theil 12—13 Stockwerke. Auf den Werften arbeiten in der Regel gegen 3000 Zimmerleute; die größte Thätigkeit aber herrscht hier in Kriegszeiten, da in L. die meisten Kaperschiffe ausgerüstet werden. Die Stadt besaß 1595 erst 130 Häuser; im J. 1700 zählte sie 5000 Einw.; 1730 schon 12,000; 1760 bereits 26,000; 1770 gegen 56,000, von 1811—21 stieg die Bevölkerung auf 142,000 und noch in der neuesten Zeit ist sie in starker Vermehrung begriffen. Ein volles Fünftel der Bewohner wohnt aber in engen, dunkeln und feuchten Kellern, deren es in der Stadt 7862 giebt, oder in den 2270 Höfen (courts), kleinen, nach allen Seiten zugebauten Plätzen, die nur einen schmalen, meist überwölbten Zugang haben.

Liverpool, Charles Jenkinson, Baron Hawkesbury, erster Graf von, wurde geboren in der Grafschaft Oxford am 10. Mai 1727 und begann, nachdem er seine Studien auf der Universität Oxford beendigt, sich als Schriftsteller durch einige Verse bekannt zu machen, die er auf den Tod des Prinzen von Wales dichtete. Später arbeitete er einige Artikel für das Monthly Review, und gab endlich eine gegen den Hof gerichtete Broschüre heraus, betitelt: „Abhandlung über die Herstellung einer verfassungsmäßigen Volksgewalt, unabhängig vom stehenden Heere." Diese Schrift athmet den glühendsten Patriotismus, und der Verfasser vertheidigt darin mit so vielem Nachdruck als Gewandtheit die Rechte des Volks gegen die Beeinträchtigungen von Seiten des Königthums und der Großen; auch haben die Gegner Jenkinson's darin zum öftern eine Waffe wider jene Ansichten gefunden, die er späterhin geäußert hat. Die Wahrheit ist, daß er, gleich so vielen Andern, sich nur deshalb Anfangs für einen eifrigen Anhänger der Freiheit ausgab, um nachher einen desto bessern Handel machen zu können, wenn er seine Gesinnung für ein einträgliches Amt den Machthabern verkaufte. Und seine Wünsche wurden nur zu bald erhört. Er hatte dem Lord Bute gefallen, welcher damals auf Georg III., dessen Erziehung er früher geleitet hatte, einen grenzenlosen Einfluß ausübte; Jenkinson ward Bute's Privatsecretär, und als dieser 1761 Minister geworden, Unterstaatssecretär. In demselben Jahre noch brachte ihn sein Gönner für den Flecken Cockermouth ins Parlament, wo er die Politik seines Gönners mit lebhafter Beredtsamkeit vertheidigte. Er wurde hierauf Schatzmeister der Artillerie, dann Secretär des Schatzes, legte aber dieses Amt nieder, als 1765 an Grenville's Stelle Rockingham die Leitung der Geschäfte übernahm. Als das wirksamste und gefürchtetste Mitglied der Camarilla, welche den König umgab, mußte er fortan den Haß und den Spott der patriotischen Partei erdulden. Im J. 1766 unter Grafton's Verwaltung wurde er wieder Schatzsecretär, 1767 Lord der Admiralität und 1772 unter dem Ministerium North Viceschatzmeister von Irland. Besonders schrieb man seinem Einfluß das Verfahren und den Krieg gegen die nordamerikan. Colonien bei. Im J. 1778 übernahm er auch das Departement des Kriegs, das er unter heftigen Debatten bis 1782, wo sich das Cabinet auflöste, behielt. Unter der Verwaltung Pitt's wurde er Kanzler des Herzogthums Lancaster, 1786 Baron Hawkesbury und Präsident des Handelsraths, 1796 Graf von L. Krankheits wegen mußte er 1801 sein Amt niederlegen und starb am 17. Dec. 1808. Unter Anderen gab er eine Sammlung der Friedensverträge von 1698—1783 (3 Bde., Lond. 1785) heraus.

Liverpool, Robert Banks-Jenkinson, zweiter Graf von, Sohn des Vorhergehenden, geb. am 7. Juni 1770, erhielt seine erste Erziehung in Charter-House, und besuchte dann die Universität Oxford, welche er, nach vollendeten Studien, mit dem Rufe eines in der Literatur und den Staatswissenschaften wohl bewanderten jungen Mannes verließ. Auf einer Reise durch den Continent begriffen, war er gerade in Paris zugegen, als dort

Digitized by Google

die Revolution ausbrach. Im J. 1792 kam er für den Flecken Rye als Abgeordneter in das Haus der Gemeinen. Er bekleidete nun nach einander mehrere wichtige Staatsämter, bis er 1801 Staatssecretär für die auswärtigen Angelegenheiten wurde. Dem Miniſter Pitt, der ſeine Talente und Kenntniſſe nicht genug zu rühmen wußte, bezeigte er ſich erkenntlich, indem er ihn bei faſt allen Maßregeln, namentlich bei der Union Irlands und der Aufhebung der Habeas-Corpus-Acte unterſtützte. Ueberhaupt war er ſtets, mit Wort und That, der heftigſte Gegner der Whigpartei, hatte auch jegliche Annäherung mit Frankreich zu hintertreiben geſucht. Der Frieden von Amiens ward freilich geſchloſſen, ohne jedoch damit L.'s Grundanſicht umzugeſtalten. Wie ſuchte er nicht in der Folge alle freiſinnigen Bemühungen des Fox'ſchen Miniſteriums zu vereiteln! Er ſprach gegen die Befreiung der Negerſclaven, wie gegen die gerechten Forderungen der irländiſchen Katholiken. Im J. 1808 überkam er durch den Tod ſeines Vaters den Grafentitel und ward Pair des Reichs. Nach der Ermordung Perceval's, zum Kanzler der Schatzkammer (1812) erhoben, verblieb er dem Syſtem ſeines Vorgängers getreu; unermüdlich ſetzte er den Krieg gegen Napoleon fort, deſſen eigene faſt unbegreifliche Fehler gewiß mehr an dem Sieg von Englands Miniſtern Schuld ſind, als deren geiſtiges oder politiſches Uebergewicht. Ohne gerade dem Namen nach Premierminiſter zu ſein, iſt es L. doch der That nach bis zum Jahre 1826 geweſen. Auch muß man geſtehen, daß er, nach Herſtellung des allgemeinen Friedens, ſein Möglichſtes gethan hat, um die während des Krieges dem Lande geſchlagenen tiefen Wunden zu heilen. Einen Stoß erlitt ſeine dadurch gewonnene Popularität, als er 1820 den Proceß der Königin Caroline (ſ. d.) vor das Parlament brachte. Ein Schlagfluß, der ihn im Februar 1827 traf, machte ihn für die Geſchäfte unfähig, ſo daß er Canning das Staatsruder überlaſſen mußte. Er ſtarb kinderlos auf ſeinem Landgute Combewood am 4. Dec. 1828. Als Redner beſaß er wenig Glanzendes, doch zeichnen ſich ſeine Vorträge durch eine klare und vollſtändige Entwicklung der Sachlage aus und ſind deshalb für die Geſchichte von Bedeutung. — Seine Würden gingen auf ſeinen Bruder Charl. Cecil Cope Jenkinſon über, geb. 1784, der im Sept 1841 zum Großmeiſter des königlichen Hauſes ernannt wurde. Vgl. „Memoirs of the public life and administration of L.“ (Lond. 1827).

Livia Druſilla, ſpäter unter dem Namen Auguſta bekannt, iſt ein durch Ehrgeiz und Ausſchweifung berüchtigtes Weib in der Laſterperiode der römiſchen Geſchichte, die auch nur des böſen Einfluſſes wegen auf die Geſchichte damaliger Zeit Erwähnung verdient. Tochter des L. D. Claudianus, der bei Philippi neben Brutus ſtarb, war ſie zuerſt mit T. C. Nero vermählt, mit dem ſie vor dem Octavian nach Sicilien fliehen mußte. Dieſer Octavian, ſpäter der Kaiſer Auguſtus, wurde nachher ihr Gemahl. Auf Achaja, wo ihr Mann ſich mit Octavianus ausſöhnte, feſſelte ſie ihn zuerſt, und als Kaiſer entriß er ſie ihrem Gemahle. Nun eine Kaiſerin benutzte ſie ihre Reize zur Ausführung ehrgeiziger und rachſüchtiger Pläne: die einzige Tochter des Auguſtus wurde verbannt, der junge Marcellus, Lucius Cäſar mußte ſterben, Agrippa Poſthumus mußte aus Rom, und ihr Sohn Tiberius mußte der Erbe des Kaiſerthums ſein. Daß ſie noch göttlich verehrt wurde, iſt in jener liederlichen Periode, wo man die Scheuſale der Menſchheit anbetete, nicht auffallend. Die Strafe folgte ihren Freveln, als ihr eigener Sohn, für den ſie boshaft und ehrgeizig geweſen iſt, ſie nicht mehr achtete, und in ſeiner Undankbarkeit ihr die gebührende Ehre nach dem Tode ſogar verbot.

Livilla, Julia, die Tochter des Germanicus und der Agrippina, war die Gemahlin des M. Vicinus und erhielt von ihrem Bruder, dem Kaiſer Tiberius, die Vorrechte einer Veſtalin. Später ward ſie des Ehebruchs mit M. Aemilius Lepidus angeklagt und in Folge deſſen vom Kaiſer auf die Inſel Pontia verwieſen, wo ſie auf Befehl der Meſſalina hingerichtet wurde.

Livinerthal oder Livenen iſt der Name eines Bezirks im ſchweizeriſchen Canton Teſſin, der ſich durch ſeine mannichfache Naturſchönheit auszeichnet. Er wird vom Teſſino und der Hauptſtraße vom Gotthard nach Italien durchzogen, hat viel Holz, Kaſtanien

Digitized by Google

Gemsen ꝛc. und 12,000 Einw. Hauptorte sind das Dorf Airolo (auch Eriels, Orienz genannt), der Marktflecken Pfeidt oder Feido, am Teisin, mit 500 E., welche ziemlich lebhaften Transitohandel treiben, und Irnis oder Giornico.

Livingston, Robert R., ein ausgezeichneter amerikan. Politiker, zu New-York am 27. Nov. 1746 geb. Er wurde in Kings College erzogen und daselbst 1765 graduirt. Darauf studirte er die Rechte, welche er später mit großem Erfolg in seiner Vaterstadt ausübte. Beim Beginn der amerikan. Revolution verlor er wegen der offenbar für die Sache der Freiheit bewiesenen Anhänglichkeit seine Stelle als königl. Recorder. Dafür wurde er andererseits mit zu dem allgemeinen Congreß der Colonien gewählt, war einer von denen, welche die Unabhängigkeits-Erklärung ins Werk setzten und erhielt 1780 das Secretariat der auswärtigen Angelegenheiten. Als die Constitution von New-York angenommen wurde, machte man ihn zum Kanzler dieses Staates, welches Amt er bis 1801 verwaltete, wo er, auf Geheiß des Präsidenten Jefferson, als bevollmächtigter Minister an den franz. Hof ging. Napoleon, damals noch erster Consul, empfing ihn mit der größten Achtung und Herzlichkeit, und während seines mehrjährigen Aufenthaltes in der franz. Hauptstadt schien er vor allen auswärtigen Gesandten der begünstigteste zu sein. Mit Monroe's Hülfe brachte er glücklich die Unterhandlung zu Ende, welche die Abtretung Louisiana's an die Ver. Staaten bewirkte, nahm 1804 vom ersten Consul Abschied und machte eine große Reise über das Festland Europa's. Im J. 1805 kam L. nach Amerika zurück, und nützte sodann seinem Vaterlande durch aufopfernde Beförderung der Künste und des Ackerbaues. Es verdankt ihm u. a. die Einführung der Mergeldüngung und der Merinoschafe. Er starb am 26. März 1813 und hat den Ruhm, ein tüchtiger Staatsmann, gelehrter Jurist und guter Bürger gewesen zu sein.

Livingston, Edward, ein berühmter Staatsmann und Rechtsgelehrter der Vereinigten Staaten, stammte aus der alten schott. Familie, die im 17. Jahrh. zum Theil an die Ufer der Hudson auswanderte, und wurde 1764 in der Colonie New-York geboren. Sein Vater war daselbst Mitglied eines Gerichtshofes, verlor aber das Amt, weil er mit seiner zahlreichen Familie die Rechte der Colonien gegen das Mutterland vertheidigte. Edward, der jüngste von neun Geschwistern, verlebte seine Jugend unter den Eindrücken des Freiheitskampfes und widmete sich erst mit Eintritt des Friedens einem regelmäßigen und ausgebreiteten Rechtsstudium. Nachdem er sich mehrere Jahre zu New-York als tüchtiger Advocat bewährt hatte, schickten ihn seine Mitbürger 1794 zum Congresse, wo er der Partei der Demokraten angehörte und den Vertrag mit England, sowie die Einführung einer Fremdenbill bekämpfte. Als seine Partei mit der Präsidentschaft Jefferson's die Oberhand gewann, wurde er 1802 Staatsanwalt für New-York und zugleich erste Magistratsperson für die Stadt gleiches Namens. In letzterer Eigenschaft bewies er besonders Muth und Hingebung, indem er auf seinem Posten verharrte, während die Bevölkerung vor dem gelben Fieber floh. Durch diese Katastrophe in seinem Vermögen zurückgekommen, wanderte er um 1804 nach Luisiana aus, dessen Abtretung an die Ver. Staaten sein Bruder mit Frankreich verhandelt hatte. Er widmete sich dem Landbau, trat zugleich zu Neuorleans als Advocat auf und erwarb sich große Verdienste um die städtische Gesetzgebung. Während der Invasion der Engländer vertauschte er die Feder mit dem Schwerte, wurde der Adjutant seines Freundes Jackson (s. d.) und zeichnete sich bei mehreren Gelegenheiten rühmlich aus. Mit dem Frieden widmete er sich wieder der Advocatur. Im J. 1821 erhielt er von der gesetzgebenden Versammlung Luisiana's den Auftrag, einen Strafcodex zu entwerfen, eine Arbeit, die, nachdem er sie schon vollendet hatte, im J. 1824 durch eine Feuersbrunst vernichtet wurde. Erst nach zweijährigen Anstrengungen gelang es ihm, den Entwurf wieder herzustellen. Dieses einfache, auf brit. und franz. Recht gegründete Gesetzbuch ist auch theilweise von Brasilien, von der Republik Guatemala aber ganz angenommen worden und zeichnet sich besonders durch die Abschaffung der Todesstrafe und Einführung des Pönitenziarsystems aus. L. wurde nun mehrmals als Abgeordneter zum Congreß geschickt, und nachdem Jackson zur Präsidentschaft gelangt, erhielt er 1831 das Amt

Digitized by Google

eines Staatssecretärs. In dieser Eigenschaft nahm er an den Kämpfen für den Zolltarif und gegen das Bankprivilegium den lebhaftesten Antheil. Im J. 1833 ging er als bevollmächtigter Minister nach Paris, wo er mit großem Eifer und anscheinend ohne Rücksicht auf die Dienste, die einst Frankreich seinem Vaterlande geleistet, die Schuldforderung der Ver. Staaten ordnete. Kurze Zeit nach seiner Rückkehr starb er am 23. Mai 1836 auf seinem Landgute Montgomery.

Livius ist der Name eines röm. plebejischen Geschlechts, von welchem ein Zweig den Beinamen Drusus (s. d.) führt. Außer diesem ist namentlich M. Livius bekannt, der, weil er als Censor den Salzpreis erhöhte, den Beinamen Salinator erhielt. Er war im J. 219 v. Chr. mit Lucius Aemilius Paulus Consul, schlug die Illyrier, wurde aber darauf wegen ungerechter Vertheilung der Beute von dem Volke angeklagt und verurtheilt. Er ging tief beleidigt aufs Land; doch nach einiger Zeit rief man ihn zurück, um ihm für das J. 207 das Consulat zu übertragen. Er nahm es nur mit Widerstreben an, führte es aber zum Wohl des Staats, indem er den Hasdrubal, der seinem Bruder Hannibal zu Hülfe kam, am Metaurus mit seinem Collegen C. Claudius Nero vereinigt besiegte. Als er mit demselben im J. 204 Censor war, brach nicht nur die frühere Feindschaft zwischen Beiden aus, so daß sie die censorischen Strafen gegen einander anwendeten, sondern L. versetzte auch, um den früher erlittenen Schimpf zu rächen, alle Tribus der röm. Bürger, mit Ausnahme einer einzigen, die nicht für seine Verurtheilung gestimmt hatte, in den Strafzustand der Ararier. Sein Freigelassener war Livius Andronicus (s. d.).

Livius Andronicus, Titus, der erste lateinische Komödienschreiber, wahrscheinlich aus Tarent gebürtig, wurde, wie Eusebius berichtet, seiner Kenntnisse wegen vom Consul Livius Salinator freigelassen und zum Erzieher seiner Kinder gemacht. Er war von Geburt ein Grieche und der erste, welcher griechische Schauspiele für die röm. Bühne umarbeitete. Sein erstes Stück dieser Art wurde im Jahre Roms 514 aufgeführt. Außerdem schrieb er einige epische Gedichte und eine Uebersetzung der Odyssee im alten saturnischen Versmaße, von denen allen nur wenige Bruchstücke auf uns gekommen sind. Sie wurden von Bothe in den „Poetae scenici lat." (Bd. 5, Halberst. 1823) gesammelt und von Düntzer (Köln 1835) besonders herausgegeben. Vgl. Osann „De Livii Andronici vita" in den „Analecta critica" (Berl. 1826) und Döllen „De vita Livii Andronici" (Dorp. 1835).

Livius, Titus, geb. um's Jahr 59 v. Chr. zu Padua in einer angesehenen Familie, lebte lange Zeit zu Rom und stand besonders bei Augustus in großem Ansehen, der ihn auch zum Lehrer des jungen Claudius, des nachherigen Kaisers, bestimmte. Nach Augustus' Tode ging er in seine Vaterstadt zurück und starb daselbst im vierten Jahre der Regierung des Tiberius (18 n. Chr.). Sein Aufenthalt in Rom, vor Allem die Gunst des Augustus, verschafften ihm Gelegenheit zur Erlangung einer gründlichen wissenschaftlichen Bildung und der wichtigsten und zuverlässigsten Quellen zum Behuf seiner Geschichte, welche er um diese Zeit zu schreiben anfing. Da er den größten Theil seines Lebens zurückgezogen, nur den Studien lebte, so fehlen auch alle genaueren Nachrichten über sein Leben und seine Verhältnisse. Bescheidenheit und Aufrichtigkeit waren, wie aus seinen Schriften hervorgeht, die Grundzüge seines Charakters. Ueber die Inschrift, welche man 1413 zu Padua in der Kirche der heil. Justina entdeckte: „Ossa Tit. Livii Patav., omnium mortalium judicio digni, cujus prope invicto calamo Populi Roman. res gestae conscriberentur", vergl. Sert. Usati monument. Patav. Patavii, 1652 sq. und Tom. VII. Liv. edit. Drackenborch. Von den 142 Büchern der röm. Geschichte des Liv. sind nur 35 übrig und zwar das 1—10, dann das 21—45; sie beginnt mit der Ankunft des Aeneas in Italien, geht bis zum Jahre Roms 744 und zeichnet sich hinsichtlich der Schreibart ebenso sehr durch Anmuth und Leichtigkeit als Würde und Nachdruck aus. Zwar einstimmig von seinen Zeitgenossen als das vollkommenste Muster aller Geschichtschreiber gepriesen, hatte er doch auch Neider und Gegner, die so Manches an ihm zu tadeln fanden: so wirft ihm

Digitized by Google

Asinius Pollio, ein Zeitgenosse, Patavinität (Provinzialismen) vor (vergl. Quinctilian I., 5, §. 56 u. VIII., 1 §. 3). Besonders waren die Schriften des Liv. dem Caligula und Domitian ob des inwohnenden freien und erhabenen Geistes verhaßt. Auch spricht man L. nicht frei von einer gewissen Schwärmerei und von Aberglauben (vergl. „Tolenti, Liv. a superstitione vindicatus", Haag 1799; Wächter „Liv. a suspic. superstitionis defensus", Cleve 1792; Klotsch „De diligentia Liv. in prodigiis recte aestimandis", Wittenb. 1791 u. a.). — Die vorzüglichsten Ausgaben des Livius: „Cum variis Annotat., apud Vascosan" (Par. 1543, Fol.); „Ex emendatione et c. schol. Car. Sigonii, edit. rariss. apud Aldum" (Venedig 1555, Fol.); „Cum perpetuis Car. Sigon. et Joh. Frid. Cronov. notis" (Leyd. 1679, 3 Bde., 8.); „Edit. nitidiss. typis Elzevirian." (Ebend. 1634, 3 Bde., 12.); außerdem von Drackenborch, Amsterdam und Leyden 1738—46, 7 Bde., 4., Stuttg. 1828, 15 Bde.); unter den Neuen die vorzüglichsten von Ernesti, Schäfer, Stroth und Döring, Ruperti, Kreißig, Wagner, Heusinger u. A.; stereotypirt von Tauchnitz (1 Bd. 4., und 5 Bde., 12., Lpz. 1828). — Ein zwar unbedeutendes Fragment vom 91. Buch, wurde 1772 von Bruns in einem pfälzischen Codex im Vatican entdeckt, zuerst zu Rom später nachgedruckt (Leipz. 1773). Auch hat sich ein kurzer Auszug vom ganzen Werke des L. erhalten, welchen einige dem L. selbst, Andere hingegen dem Florus beilegen; nach Maßgabe desselben hat Freinsheim die fehlenden Bücher des L. in Supplementen ergänzt.

Livorno, Stadt im Großherzogthum Toscana, der wichtigste Handelsplatz Italiens, am mittelländischen Meere, dem Felseneilande Meloria gegenüber gelegen, ist regelmäßig, wenn auch nicht prächtig gebaut und gehört durch seinen lebendigen Handel zu den lebhaftesten Seestädten. Die Straßen der Stadt sind eng und krumm, aber doch nicht unfreundlich durch ihre meist 4—6 Stock hohen und frisch angestrichenen Häuser. Die schönste Straße ist die breite Via Ferdinandea, Ferdinandsstraße, mit fast lauter prächtigen Häusern u. a. der Domkirche, dem großherzogl. Palast, der jedoch unansehnlich ist, der Hauptwache ꝛc. Sehenswerthe Gebäude sind außerdem: die Kirche der unirten Griechen, die Judensynagoge, das große neue Theater, die Quarantaineanstalten (am Hafen), das neue Badehaus, das Arsenal, die Magazine ꝛc. Livorno ist der Sitz des Vicars und eines Bischofs, hat 6000 Häuser und etwa 80,000 Einw., worunter 4500 Juden, die in einem besondern Quartiere wohnen, aber viele Freiheiten genießen, ferner Griechen, Armenier und Türken sind. Die Einwohner treiben vornehmlich Korallenfischerei und unterhalten außerdem besonders noch Rosolibrennereien, Tabaksfabriken, Gerbereien, Seifensiedereien, Färbereien ꝛc. Weit bedeutender ist der Handel, der jedoch meist in den Händen der Ausländer, besonders der Engländer ist und zumal mit der Levante und den Landen der Berberei, mit den Briten, Franzosen, Nordamerikanern und den nordischen Völkern unterhalten wird. Die wichtigsten Geschäfte werden in Baumöl, Wolle, Tabak, Papier, Wein, Korn, Marmor, Korallen, Strohhüten, mit britischen, französischen und deutschen Manufacturen und Colonialwaaren gemacht; auch der Commissions-, Speditions- und Wechselhandel ist wichtig. Der äußere und eigentliche Hafen ist mit einem 600 Schritt langen Molo umgeben, hat aber für Kriegs-, selbst für manche Kauffahrteischiffe nicht genügende Tiefe; der innere Hafen, wo die schadhaften Schiffe ausgebessert werden ꝛc., heißt Darsena. Hier stehen die Magazine und die kolossale Statue des Großherzogs Ferdinand I. mit vier Sclaven von Bronze (von Giovanni dell' Opera), das einzige sehenswerthe, der Idee nach kaum bemerkenswerthe Denkmal von Livorno. Den Hafen beschützt ein altes Kastell, die Fortezza vecchia und einige Thürme. Außerhalb des Hafens auf einer Klippe im Meere erhebt sich der kühn gebaute Leuchtthurm, dessen Licht 8—10 Miglien weithin in die See leuchtet. Wissenschaft und Kunst werden in der Handelsstadt gar kärglich gepflegt und selbst der Volksunterricht ist überaus trostlos und kläglich. Es giebt ein bischöfl. Seminar und ein Collegium der Barnabiten, eine Gesellschaft der Wissenschaften und Künste (academica cabronica) und einige Volksschulen, worunter zwei jüdische, mit einer Bibliothek, Naturalien- und physikalischen Cabinet. Die Luft ist besonders im Frühjahr

Digitized by Google

und Herbst ungesund und frisches gesundes Wasser wird von Pisa herzugeschafft; übrigens ist das Leben hier frei, zwanglos und äußerst gesellschaftlich. Der Wohlstand von Livorno schreibt sich aus dem 16. Jahrh., wo Cosmo den noch sehr unbedeutenden Ort für einen Freihafen erklärte und ihm große Vorrechte gab; er sank zwar in dem Revolutionskriege und durch das 1804 hier heftig grassirende gelbe Fieber, erhob sich aber darauf zu seiner gegenwärtigen Größe.

Livre (libra gallica), eine franz. Rechnungmünze, deren Ursprung man aus den Resten röm. Gebräuche herleitet, die aus den altgallischen Gesetzen in die der Karolinger übergingen. Die libra gallica berechnete man zu 20 solidi, eine Rechnung, die auch für Deutschland Geltung hatte, welches später statt der 20 solidi 20 Schillinge berechnete. In dem neuern franz. Münzwesen ist diese Berechnung beibehalten, und es gehen auf den Livre 20 Sous, wie in Italien 20 Soldi auf den Lire. Der Herzog von Orleans ließ als Regent von Frankreich unter Ludwig XV. eine Kupfermünze von der Größe eines Guldens ausprägen, welche bei der damals herrschenden Geldnoth für einen Livre ausgegeben wurde.

Llanos werden im Norden Südamerikas die großen, zum Theil mit üppigem Graswuchs, zum Theil aber auch mit Flugsand bedeckten Ebenen genannt, welche, gewöhnlich von einem kräftigen Hirtenvolke, den Llaneros, bewohnt, zahlreichen Heerden aller Arten Thiere zum Aufenthalt dienen. Sie sind den südlichen Pampas (s. d.) und den nordamerikan. Savannen (s. d.) ähnlich, meist ganz eben, so daß das Auge keinen Gegenstand, als das weidende Vieh, hier und da eine Fächerpalme oder eine kleine Erhöhung durch Flötzschichten, auf welche sich bei Ueberschwemmungen die Thiere retten, erblickt. Sie liegen im Gebiete der Republik Venezuela, erstrecken sich vom südlichen Fuße des Caracasgebirges, welches der Nordküste parallel läuft, bis an den Orinoco, und ihre Fortsetzung sind die von Humboldt bereisten Llanos de Casanare. Uneigentlich nennen ältere und nichtspan. Schriftsteller wohl auch jene großen Ebenen Llanos, die in der Mitte Südamerikas, z. B. am Marañon, Rio negro, Ucayale, sich ausdehnen und theilweise sehr weit westlich reichen, wie die von Gonzalo Ximenes Quesada im J. 1541 entdeckten Llanos de San Juan, die aber insgesammt nichts weniger als Steppen, sondern mit dichten hochstämmigen Urwäldern überzogen sind.

Llauder, Don Manuel, Marquis del Valle de Rivas, welchen Titel ihm die Königin Marie Christine für eine im Befreiungskriege gegen Frankreich ausgeführte Waffenthat 1834 beigelegt hat, war 1834 Kriegsminister und ist zu Mataro in Catalonien um 1787 geboren. Von früher Jugend auf machte er den Kriegsdienst zu seinem Lebensberufe, focht mit Auszeichnung als Oberstlieutenant unter Sarsfield und als Oberst unter Lacy gegen die Franzosen und war unter Ferdinand's VII. Regierung als Inhaber des Regiments Fernando VII. und als Brigadier ein ergebener Anhänger des royalistischen Absolutismus. Als die Constitution 1820 proclamirt wurde, entwich er zur Sicherheit nach Frankreich und kehrte mit der franz. Armee 1823 zurück, ward Gouverneur von Lerida, Generalinspector der Infanterie, Generallieutenant 1829, Vicekönig von Navarra und 1833 Generalkapitän von Catalonien. Nach dem Tode des Königs schloß er sich den Absichten der Königin-Regentin an und das absolutistische Waffensystem aufgebend bekannte er sich zu constitutionellen Grundsätzen und trug sowohl zur Entfernung des Ministeriums Zea-Bermudez als zur Einführung des „Estatuto real" Vieles bei. Begünstigt von der Königin-Regentin übertrug sie ihm am 2. Nov. 1834 das Kriegsministerium und zeichnete ihn so aus, daß man ihn zur Camarilla zählte. Die Liberalen haßten ihn und seine eigenen Collegen im Ministerium beneideten ihn wegen des Vertrauens, das ihm die Königin schenkte, bis ihn ein Aufstand zwang, sich zurückzuziehen am 24. Jan. 1835. Er begab sich nach Barcellona und noch vor dem Ausbruche der Revolution von 1836 schiffte er sich mit seiner Familie nach Frankreich ein, von wo er erst 1839 nach Madrid zurückkehrte, ohne aber an der neuen Ordnung Theil zu nehmen oder den Versuch zur Rettung der Königin-Regentin zu wagen.

Digitized by Google

Llorente, Don Juan Antonio, geb. den 30. März 1756 zu Rincon del-Solo in der Gegend von Calahorra in Aragonien, aus einer edeln aber wenig begüterten Familie, studirte zu Taragona, vollendete seine Studien zu Madrid und erhielt 1776 die Würde eines Baccalaureus der Rechte nebst einer Pfründe, und drei Jahre nachher durch Dispensation vom gesetzlichen Alter die priesterliche Weihe. Im J. 1780 wurde er Lehrer des kanonischen Rechts zu Valencia, bekam bald darauf ein Kanonikat an der Kathedrale zu Taragona und 1782 die Würde eines General-Vicarius und Bischofs zu Calahorra. Im J. 1785 ernannte ihn das heilige Gericht zu Logroño zum Commissär und 1789 der Großinquisitorgeneral Don Augustin Rubin de Cevallos, Bischof zu Jaen, zum Secretär der Inquisition zu Madrid; eine Hofintrigue bestimmte ihn jedoch Madrid bald zu verlassen und sich nach Calahorra zu begeben, welches jetzt der Zufluchtsort vieler ausgewanderten franz. Geistlichen wurde. Im J. 1791 ernannte ihn sein Freund der Graf de Florida Blanca zum Mitglied der königl. Akademie für Geschichte. Um diese Zeit war L. wegen einiger Briefe, an verschiedene vor dem heil. Gericht angeklagte Personen, der Inquisition verdächtig geworden, und mußte später die Schändlichkeiten und Barbarei dieses Tribunals, welches längst seinen gerechten Unwillen erregt hatte, selbst fühlen. Denn während er auf Befehl des neu erwählten Großinquisitors Manuel Abad de Sierra einen Plan zur gänzlichen Reform dieses Gerichts entwarf, arbeitete ins Geheim die Gegenpartei an dem Sturze des Großinquisitors; und das würdige Haupt wurde seiner Stelle beraubt; indeß versuchte später L. mit dem Bischof von Calahorra den Plan wieder aufzunehmen, unterstützt durch den Günstling der Königin, den Friedensrichter und den Justizminister Jovellanos, allein Alles vereinigte sich, um auch diesen zweiten Versuch mißlingen zu machen; denn Jovellanos nebst mehreren seiner Anhänger wurde gestürzt, und die Reform unterblieb. Da sich unter den Papieren des Ministers auch die Arbeit des Ll. vorfand, wurde auch dieser seiner Stelle als Commissär entsetzt und kurze Zeit verhaftet. Nach seiner Freilassung lebte Ll. einige Zeit in seiner Provinz allein den Wissenschaften, kehrte aber 1806 nach Madrid zurück, erhielt vom Könige das Kanonikat an der Hauptkirche zu Toledo und den Orden Karl's III. Die Ereignisse von 1808 öffneten L. eine neue Laufbahn. Als Mitarbeiter an einer neuen Constitution für Spanien ging er auf Befehl Murat's nach Bayonne, folgte hierauf dem Könige Joseph nach Madrid, wurde Staatsrath und schrieb seine Geschichte der Inquisition nach den glaubwürdigsten Quellen. Nach der für Joseph unglücklichen Schlacht bei Arapily (Aug. 1812), mußte L. zum zweiten Male Madrid verlassen, und als die franz. Truppen (1814) Spanien geräumt und der König Ferdinand VII. den Thron bestiegen hatte, wurde er aus dem Vaterlande verbannt und floh, seiner Güter beraubt, nach Paris. Doch auch hier konnte dieser in jeder Hinsicht würdige Spanier gehässigen Verfolgungen nicht entgehen. Nicht nur daß man ihm auch das letzte Mittel, sich den nothdürftigsten Unterhalt durch Unterricht im Spanischen an einer Pensionsanstalt zu erwerben, entzog, ging der Haß sogar so weit, daß man in Folge einer Schrift, welche er 1822 unter dem Titel: „Portraits politiques des Papes" herausgab, ihm sofort und ohne Verzug Frankreich zu verlassen befahl. Ohne ihm nur einmal zu Bayonne einen Aufenthalt zu gestatten, mußte der Greis mitten im Winter in ununterbrochener Reise nach Spanien zurück, wo man ihn zwar mit vieler Achtung aufnahm, ihm aber die Weisung gab, sein Vaterland zu verlassen und eine Stelle an der Universität zu St. Domingo anzunehmen; jedoch zu sehr erschöpft von den Mühen der Reise, starb er wenige Wochen nach seiner Ankunft in Madrid, den 5. Febr. 1823 in einem Alter von 70 Jahren; seine Leichenfeier wurde mit großer Feierlichkeit in der Kirche des heil. Petrus begangen. Seine zahlreichen Schriften zeichnen sich vorzüglich aus durch treue und ausführliche Darstellung bis auf die kleinsten Gegenstände; durch einen correcten und klaren, obschon etwas trockenen Stil, indeß sind sie als Quellen ganz vorzüglich; wir erwähnen blos seine „Mémoires pour servir à l'histoire de la revolut. d'Espagne etc." par Nellerto (Par. 1815—19, 3 Bde.); „Histoire critique de l'inquisition d'Espagne etc." (Ebend. 1817—18, 4 Bde., und span. Madrid 1822, 11 Bde., 12.; holländ. Amsterd. 1823); „Oeuvres complètes de

Barth. de Las Cases etc." (Par. 1822, 2 Bde.); „Discours sur une institution religieuse etc." (Ebend. 1819, 2 Bde.); „Observations critiq. sur le roman de Gil Blas etc." (Ebend. 1822). Die meisten seiner Werke sind spanisch geschrieben, wenige französisch, da L. in dieser Sprache nicht die erforderlichen Kenntnisse besaß. Ueber L.'s Leben vergl. seine eigne „Noticia biographica etc." (Par. 1818, 12.), beigedruckt in Möhul „Annaire nécrolog." (5. Jahrg.), der zugleich eine Uebersicht der sämmtlichen Werke L.'s enthält.

Lloyd, Henry, bemerkenswerth als Offizier und Schriftsteller im Gebiete der Taktik, wurde um's Jahr 1729 in Wales geboren, und von seinem Vater, der ein Geistlicher war, in der Mathematik und den classischen Studien unterwiesen. In einem Alter von 17 Jahren schon nahm er Dienste und wohnte der Schlacht von Fontenoy bei. Sodann bereiste er Deutschland, hielt sich einige Jahre in Oesterreich auf und ward Adjutant beim Marschall Lascy. Nun stieg er stufenweise höher, bis er (1760) das Commando einer bedeutenden Abtheilung Cavalerie und Infanterie erhielt, um damit die Bewegungen der Preußen zu beobachten. L. führte diesen Auftrag mit großem Erfolge aus, nahm jedoch bald nachher aus Ueberdruß seinen Abschied. Der König von Preußen, an den er sich jetzt wandte, empfing ihn aufs Beste, und während zweier Feldzüge diente L. als Adjutant des Prinzen Ferdinand von Braunschweig. Nach dem Abschluß des Friedens von Hubertsburg machte er verschiedene Reisen, bis der Ausbruch des Krieges zwischen Rußland und der Türkei ihn veranlaßte, der Kaiserin Katharina seine Dienste anzubieten. Sie erhob ihn zum Generalmajor. Er zeichnete sich 1774 bei der Belagerung von Silistria aus, und erhielt während des Feldzuges gegen Schweden den Oberbefehl über ein Heer von 30,000 Mann. Nachdem er auch Rußland wieder verlassen, bereiste er Italien, Spanien und Portugal. In Gibraltar stattete er dem General Elliot einen Besuch ab und kehrte dann nach England zurück. Er beschäftigte sich hier mit einer Ausmessung der Küsten Großbritanniens und arbeitete seine Abhandlung, über eine mögliche Invasion und demgemäße Vertheidigung des Landes, aus, die aber erst 1798 im Druck erschien. Die letzten Jahre seines Lebens hielt er sich zu Huy in den Niederlanden auf, wo er am 19. Juni 1783 starb. Außer jener Schrift hat man noch von ihm eine „Einleitung in die Geschichte des Krieges in Deutschland zwischen dem Könige von Preußen und der Kaiserin-Königin" (Lond. 1781, 2 Bde., 4.) und eine Abhandlung über die verschiedenartige Organisirung der Heere in alter und neuer Zeit. Diese Werke sind ins Deutsche und Französische übersetzt worden; auch hat Jomini sie bei seinem „Traité des grandes opérat. militaires" benutzt. Den übrigen Nachlaß aus Lloyd's Feder, wichtigen Gehaltes, soll, so will man behaupten, das engl. Ministerium, ob gewisser Beweggründe aufgekauft und unterdrückt haben.

Lloyd's Kaffechaus in London, an der Nordseite der Börse gelegen, ist schon seit langen Zeiten der berühmteste Hauptversammlungsort der bedeutendsten Kaufleute, Assecuradeurs, Mäkler und Handels-Agenten aller Art. Da auf Lloyd's eines der ausgedehntesten und rühmlichst bekannten Assecuranz-Comptoirs ist, so hat ein Schiff, das auf Lloyd's versichert ist, in den Augen der Kaufleute stets einen großen Vorzug. Die Bücher, welche hier gehalten werden, geben eine Uebersicht von der Ankunft und dem Abgange aller Schiffe und enthalten überhaupt von allem auf der See Vorgefallenen stets die neuesten Nachrichten. Unter dem Namen Lloyd's List wird hier außerdem ein Tageblatt ausgegeben, welches die merkwürdigsten Mittheilungen aus dem Gebiete der Handelswelt schnell im Publikum verbreitet.

Lobau, Georges Mouton, Graf von, Marschall von Frankreich, ein in den Waffen ergrauter Krieger, als General Napoleon's, sowie in der neueren Zeit an der Spitze der Pariser Nationalgarde rühmlichst genannt, war geb. 1770 zu Pfalzburg, einer kleinen Stadt im Departement der Meurthe. Als Freiwilliger im Dienste der Republik stieg er zum Offizier, zog 1798 mit nach Italien und wurde Adjutant des tapfern Generals Joubert (s. d.), den er in der Schlacht bei Novi an seiner Seite fallen sah. Sehr thätig

Digitized by Google

bewies er sich bei der Belagerung und Einnahme von Genua, erhielt aber bei dem Sturme auf das Fort Quezzi einen Schuß in den Leib, der eine Zeit lang seine Thätigkeit hemmte und ihn zur Rückkehr nach Frankreich nöthigte. Als Brigadegeneral und Adjutant Napoleon's zeichnete er sich in der Folge in allen Feldzügen aus und wurde 1807 Divisionsgeneral. Nicht wenig Lorbeeren erntete er in Spanien (1808) unter Bessières an der Spitze einer Infanterieabtheilung und später unter Soult. Sein Heldenmuth, mit welchem er zuerst die Reihen der vor Burgos aufgestellten span. Garden durchbrach, war entscheidend für den Sieg jenes Tages und erleichterte die Einnahme von Burgos. Wunder von Tapferkeit verrichtete er aber am 21. April 1809 vor Landshut. Um den Rückzug der von Napoleon verfolgten Oesterreicher nach der am Tage vorher verlornen Schlacht bei Abensberg zu decken, hatte sich die österreich. Cavalerie vor dieser Stadt gesetzt und eine starke Batterie bestrich die Isarbrücke an dem nahe dabei liegenden Hochberge. Um ungestört gegen Erzherzog Karl's Armee, welche Regensburg und die Höhen von Abach besetzt hatte und dadurch Meister der Donau geworden war, wirken zu können, mußte Landshut so schnell als möglich genommen werden. General Mouton, an der Spitze der tapfern Grenadiere des 17. Regiments wagte, unter dem heftigsten Kartätschenfeuer der Feinde, den ersten Sturm auf die brennende Brücke, er drang über dieselbe in die Stadt, und die Schnelligkeit, mit welcher diese von der bayr. leichten Reiterei unterstützte Bewegung ausgeführt wurde, trennte einen Theil der österreich. Truppen von ihrer Hauptmacht und 9000 Gefangene, 30 Kanonen und eine Menge Pack- und Munitionswagen fielen in der Sieger Hände. Das Resultat dieses Gefechtes war für den folgenden Tag die entscheidende Schlacht bei Eckmühl, wo die durch die schnelle Erstürmung von Landshut zu hart gedrängten Oesterreicher eine feste Position hatten nehmen müssen. Die blutigen Tage bei Eckmühl, Ebersberg (3. Mai), namentlich bei Aspern und Eßlingen (21. und 22. Mai), wo der tapfere Mouton mit den Füsilieren der franz. Garde dreimal die aus alten Grenadieren bestehende österreich. Reserve, welche alle Kräfte anwandte, das Schlachtfeld zu behaupten, zurückwarf, trugen zu seinem Ruhme nicht wenig bei. Sein Kaiser ertheilte ihm den Titel eines Grafen von Lobau, nach der bei Aspern und Eßlingen durch die Arme der Donau gebildeten Insel Lobau. Die Feldzüge in Rußland 1812 und in Sachsen 1813, an welchen L. ebenfalls Theil nahm, erwähnen wir blos beiläufig. Nach der Leipziger Schlacht wurde er von den Oesterreichern gefangen und sah erst nach des Kaisers Abdankung Frankreich wieder. Als Napoleon von Elba zurückkehrte, erhielt er die Pairswürde, trat an die Spitze der ersten Militärabtheilung, wurde aber in der Schlacht bei Waterloo gefangen und nach England abgeführt. Da er als Proscribirter Frankreich meiden mußte, hielt er sich eine Zeit lang in Belgien auf und erst 1818 erhielt er die Erlaubniß zur Rückkehr. Seine Erfahrungen und Kenntnisse als Krieger verschafften ihm 1828 Sitz und Stimme in der Deputirtenkammer. Während der Julirevolution war er Mitglied der Municipalcommission. Nach Lafayette's Tode erhielt er das Commando der Pariser Nationalgarde nebst einem Gehalte von 50,000 Francs. In dieser Stellung hat er besonders in den Tagen des Mai 1832, als er die vom Volke beabsichtigte Feier des Sterbetages des Kaisers, um etwanigen Excessen vorzubeugen, verhindern sollte, bewiesen, daß er den Charakter seiner Bürger kennt und als Schüler Napoleon's zu leiten versteht. Das Volk achtete ihn, und der König ernannte ihn zum Marschall. Er starb zu Paris am 21. Nov. 1838.

Lobeck, Christian August, ein guter Philolog der neuern Zeit, geb. den 5. Juni 1781 zu Naumburg, war Anfangs Lehrer am Lyceum, später Professor an der Universität zu Wittenberg und jetzt (seit 1814) Professor zu Königsberg. Großen Ruf erwarb sich L. als Kritiker, namentlich durch seine Theilnahme an Wolf's Analekten und durch seine Werke: „Sophoclis Ajax Lorarius, etc." (Lpz. 1809); „Phrynichi eclogae nominum et verborum atticorum" (ebend. 1820), ein Werk, was von einem ungeheuren Sprachschatze zeigt; ferner: „Aglaophamus seu de theologiae mysticae Graecorum causis" (Königsb. 1829, 2 Bde.), sein Hauptwerk über die Mysterien der Griechen, worin er gegen die Symbolist-

Digitized by Google

rung der Mythen, ihre Erklärung aus den orientalischen Sagen und ihre Beziehung auf dieselben streitet, und deshalb mit Manchem, welcher der Creuzerschen Schule angehörte, einen harten Kampf zu kämpfen hatte, vorzüglich da er sein System nicht ohne Bitterkeit verfochten hat. Noch erwähnen wir seine „Parabipomena grammaticae graec." (2 Bde., Lpz. 1837), deren Inhalt vorzugsweise die griech. Wortbildung betrifft, und „Pathologiae sermonis graeci prolegomena" (Lpz. 1843).

Lobenstein, die Hauptstadt der Herrschaft und des Fürstenthums gleiches Namens, früher die Residenz der erloschenen Linie Reuß-Lobenstein, an der Lomnitz, gehört jetzt unter die Linie Reuß-Ebersdorf. (S. Reuß). Sie hat ein fürstliches Schloß mit Garten, eine alte Burg und gegen 3400 Einw., die sich zum Theil mit Leinweberei beschäftigen.

Lobkowitz, ein altes böhmisches Geschlecht, führt seinen Ursprung bis ins 9. Jahrhundert zurück und nennt sich nach dem von ihm im kaurzimer Kreise erbauten Schlosse Lobkowitz. Im Jahre 1440 theilte sich das Geschlecht in die Peter-Popelsche und die Hassensteinsche Linie ab, welche letztere zu Anfange des 17. Jahrhunderts erlosch. Die erstere spaltete sich unter den Enkeln des Stifters wieder in die jüngere Linie zu Bilin, welche 1722 ausstarb, und in die ältere Linie zu Chlunetz, deren Gründer Wladislaw I. war Der Sohn des Letztern, Wladislaw II., erhielt vom Kaiser Maximilian II. die unmittelbare Reichsherrschaft Neustadt an der Waldnab im Nordgau, die 1641 unter dem Namen Sternstein zur gefürsteten Grafschaft erhoben, 1807 aber an Bayern verkauft wurde. Wladislaw's II. Sohn, Zdenko Adalbert, erhielt 1624 die Reichsfürstenwürde und sein Sohn Wenzel Eusebius 1653 wegen Sternstein Sitz und Stimme im Reichsfürstenrathe. Kaiser Ferdinand III. schenkte der Familie 1646 das erkaufte Herzogthum Sagan in Schlesien, das 1786 an den Herzog Peter Biron von Kurland veräußert, wogegen die Majoratsherrschaft Raudnitz im rakonitzer Kreise in Böhmen vom Kaiser Joseph II. zum Herzogthum erhoben wurde. Philipp und Georg, die Enkel des erwähnten Wenzel Eusebius, theilten das Geschlecht wieder in die nochbestehende ältere und jüngere Linie. Beide führen außer der Fürstenwürde, den Titel eines Herzogs von Raudnitz. Die ältere Linie besitzt Raudnitz, Chlumetz, Bilin, Liebshausen mit der Sommerresidenz Eisenberg, etwa 38 QM. mit 90,000 Einw. und 450,000 Fl. Einkünfte; die jüngere zu Horzin residirende Drhowel, Sedlitz, Tschischew, Melnick u. s. w., etwa 10 QM. mit 30,000 Einw. und 150,000 Fl. Einkünfte. Das gegenwärtige Oberhaupt der ältern Linie ist der Fürst Ferdinand, Obersterblandschatzmeister in Böhmen, geb. 1797; das der jüngern der Fürst Georg Franz, geb. 1835, der 1842 unter Vormundschaft seinem Vater Aug. Longin folgte.

Die Familie zeichnete sich bis zur Schlacht am weißen Berge ebenso durch feurige Vertheidigung der alten Verfassung und Freiheit Böhmens wie nachher durch unwandelbare Anhänglichkeit an das Kaiserhaus aus. Historisch merkwürdige Mitglieder derselben sind: Bohuslaw L., aus der Linie Hassenstein, geb. 1462, gest. 1510. Er war einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit und machte sich um die böhmische Literatur und Cultur in hohem Grade verdient. Eine Auswahl seiner Oden, Elegien und Briefe gab K. Winarický (Prag 1832) heraus. Vgl. Cornova „Der große Böhme, Bohuslaw L." (Prag 1808). — Wenzel Eusebius, Fürst von L., war als Minister Kaiser Leopold's I. ein einflußreicher, vielgeltender Mann. Wie sein unmittelbarer Vorgänger Fürst Auersberg, der 1668 als des Einverständnisses mit Frankreich verdächtig, aus seinem Amte entlassen wurde, zeigte auch er im Laufe seiner Ministerherrschaft sehr bald politische Sympathien für Ludwig XIV. Namentlich suchte er, vielleicht im Bewußtsein der Schwäche des Kaisers und der hülflosen Schwerfälligkeit des deutschen Reichs, jeden ernsten kriegerischen Zusammenstoß mit Frankreich zu vermeiden. Durch rücksichtslose Freimüthigkeit und kühnen Witz und Spott, machte er sich viele Feinde am Hofe, beleidigte sogar die Kaiserin selbst; daher benutzten seine Gegner seine beharrliche Weigerung, sich in den Krieg der Holländer, welche Ludwig XIV. angegriffen hatte, zu mischen, um ihn bei dem Kaiser als einen im französ-

Digitized by Google

schen Solde stehenden Verräther zu verdächtigen. Er wurde 1674 auf sein Gut Raudnitz verwiesen, wo er am 24. Apr. 1677 starb. — Georg Christian, Fürst von L., geb. 1702, wurde frühzeitig Generalgouverneur in Siebenbürgen und focht glücklich gegen die Türken. Mit weniger Glück führte er zu Anfange des österreichischen Erbfolgekrieges in Oberösterreich und Böhmen den Oberbefehl, doch siegte er später bei Braunau und schloß Belle-Isle in Prag ein. Bekannt ist sein Benehmen in der Schlacht bei Sorr im zweiten schlesischen Kriege, wo er im Augenblicke der um sich greifenden Muthlosigkeit den Fliehenden sich entgegenwarf und drei Hauptleute, die fliehend sich retten wollten, niederstieß. Er erhielt später ein Commando in Italien und starb 1753 zu Wien. — August Longin, Fürst von L., geb. am 15. März 1797, widmete sich, unter der Leitung des damaligen böhmischen Oberstburggrafen Kolowrat, dem Staatsdienste, bewies sich in mehreren Stellen als tüchtiger Beamter in Böhmen, wurde Gouverneur des Königreichs Galizien, und erwarb sich als solcher durch seine milde und kluge Administration, besonders zur Zeit der einbrechenden Cholera und des polnischen Kriegs, um diese Provinz große Verdienste. Die Diplomatie fand die Humanität L.'s, mit welcher er die nach Galizien geflüchteten Polen behandelte, tadelnswerth, weshalb er 1832 aus Galizien abgerufen wurde. Nachdem er einige Zeit bei der Hofkammer verwendet worden, wurde er zum Hofkanzler der politischen Hofstelle ernannt, und als man nach der Pensionirung des Finanzministers Grafen Knebelsberg, aus dem technischen Ressort des Finanzministeriums, dem Münz- und Bergwesen eine selbständige, eigene Hofstelle gebildet hatte, übertrug man ihm die Präsidentschaft derselben. In dieser Stellung wirkte er vielfach segensreich, indem er nicht nur den in einzelnen Zweigen so sehr vernachlässigten Bergbau zu heben wußte, sondern auch das technische Ausmünzungsverfahren zweckmäßiger regelte. Ihm verdankt auch das neue herrliche Münzgebäude in Wien mit seinen trefflichen Maschinerien seine musterhafte Einrichtung. Er starb zu Wien am 17. März 1842.

Loccum, ein protestantisches Stift im hanoverschen Fürstenthum Kalenberg, früher ein Kloster, besteht aus dem Marktflecken Wiedensahl mit 700 Einw. und drei Dörfern, darunter Loccum mit 1300 Einw., einer Gelehrtenschule, die im Besitz einer schönen Bibliothek ist. Der Abt von L. ist der erste Prälat auf dem kalenbergischen Provinziallandtage und Mitglied der ersten Kammer der Stände des Königreichs. Vergl. Weidemann „Geschichte des Klosters L." fortgesetzt und herausgegeben von Köster (Gött. 1822, 4.).

Locke, John, Englands scharfsinnigster Philosoph, der Sohn des Capitäns Locke, welcher in Diensten der vom Parlament gegen Karl I. aufgebotenen Armee stand, geb. am 29. Aug. 1632 zu Wrington bei Bristol, war der Urheber des in Großbritannien und Frankreich herrschend gebliebenen Sensualismus. Den Grund zu seiner spätern umfassenden Bildung legte er zu Westminster und Oxford, erhielt an einem College der letztern Universität eine einträgliche Pfründe nach beendigten akademischen Studien, und war somit in den Stand gesetzt, die philosophischen Wissenschaften mit allem dem Eifer zu treiben, den seine spätern Leidenschaften als Denker voraussetzen lassen. Da die scholastische Philosophie in ihrer damaligen Gestalt nichts weniger als ein Mustersystem aufstellen konnte und der Scharfsinn hinter jenen erbärmlichen Spitzfindigkeiten bald eine weite Leere und den Mangel an sicherer Grundlage entdecken mußte, so nahm auch L. seine Zuflucht zu den Classikern, studirte die Werke eines Baco und Descartes und fand in ihnen die Quelle der wahren Vernunftphilosophie. Das Studium der Medicin, womit er gewöhnlich seine Erholungsstunden auszufüllen pflegte, konnte er seiner Gesundheit wegen in der Folge nicht beharrlich fortsetzen. An Lord Ashley, Grafen von Shaftesbury hatte er einen großen Gönner. Er wurde Erzieher des jungen Grafen, erhielt bei der spätern Erhebung des Lords zum Großkanzler ein bedeutendes Staatsamt, verlor aber dieses mit dem spätern Sturze seines Protectors. 1674 durchreiste er zur Wiederherstellung seiner Gesundheit das mittägliche Frankreich. Die Frucht seines längern Aufenthalts zu Montpellier war die Beendigung und Herausgabe seiner „Versuche über den menschlichen Verstand" (Lond.

Digitized by Google

1690 und öfter, zuletzt 1812; lat. ebend. 1691, Lpz. 1731; franz. Amsterdam 1700 u. s. w., deutsch, Altenb. 1757, Mannh. 1791, Lpz. 1795); ein Werk der tiefsten und kühnsten Metaphysik. Seine Verbindung mit Lord Ashley verwickelte ihn in gefährliche politische Händel. Kaum war er 1683 mit diesem nach Holland abgereist, so wurde er als Verfasser mehrerer, unter Karl II. und Jakob II. ausgestreuter, aufrührerischer Flugschriften und als eine bei den Angelegenheiten des Herzogs von Montmouth betheiligte Person öffentlich angeklagt. Er verlor seine Stelle am College der Universität Oxford und Jakob II. verlangte sogar seine Auslieferung von Seiten Hollands. Der Sturz dieses Monarchen und Wilhelms III. Thronbesteigung brachte für L. wieder ruhigere Zeiten. Er verließ sein Asyl, kehrte nach England zurück, bekleidete eine Zeit lang das Commissariat am Handelscollegium zu Oxford, zog sich aber 1700 nach Oates in Essex auf das Landgut seines Freundes Sir Francis Masham zurück, wo er 1704 den 28. Oct. starb. — In dem oben angeführten Werke über den menschlichen Verstand unterwirft L. die Quellen der menschlichen Erkenntniß einer freien Untersuchung, giebt die in dem Intellectualsysteme metaphysisch vorausgesetzten angebornen Ideen auf und leitet alle materielle Erkenntniß, ohne die formelle zu berücksichtigen, von sinnlicher Erfahrung und von Reflexion ab, hiernach die Kriterien der Wahrheit bestimmend. Die Erfahrung, lehrt er, ist entweder eine unmittelbare, ein Auffassen gewisser Gegenstände, oder eine mittelbare, ein Zergliedern und Verbinden dieser Vorstellungen unter sich. Hiernach werden durch Reflexionen nur Vorstellungen erzeugt, so einfach und fein, daß man nur bei genauer Nachforschung über ihr Entstehen aus der Geistesthätigkeit, ihren empirischen Ursprung entdecken kann. Auf diesem Wege glaubte L. den Ursprung der menschlichen Erkenntniß gefunden zu haben; allein vergebens sucht er auf demselben Wege Beweise für Gegenstände des Glaubens. L. hat das Verdienst, viele scholastische Vorurtheile beseitigt und das Spiel mit abstracten Begriffen und den von willkürlicher Systemsucht damit getriebenen Mißbrauch gehemmt, mehrere logische und in sprachlichen Mißverständnissen liegende Irrthümer nachgewiesen, manche Dunkelheit in Vorstellungen aufgeklärt zu haben. Die Erfahrungslehre verdankt ihm festere Bezeichnung ihres Gebiets und viele geistreiche Beobachtungen; die, von Grundsätzen des Eudämonismus abhängige, praktische Philosophie ihre folgenreiche Anwendung auf öffentliches und häusliches Leben. Aber eigenthümlicher Tiefe der Speculation war seine Schule durch Einkerkerung der Vernunftthätigkeit in Schranken der Erfahrung hinderlich; der Eifer für die verkannte Metaphysik erkaltete; ein auf keine reinen Vernunftprincipien gestützter Eklecticismus erhob sich und der Uebergang zum Materialismus — dem Locke in seinem Satze: „Gott könne vermöge seiner Allmacht auch der Materie Denkkraft verleihen" wohl mehr, als er selbst gewollt, huldigte — sowie zum Skepticismus war unvermeidlich. Obgleich Locke's System zu bequem ist, um gründlich sein zu können, so beseitigt es doch manche psychologische Irrthümer und Logik und Metaphysik haben durch seine Schriften an scharfsinnigen Bemerkungen sehr gewonnen. Eine Sammlung von L.'s Werken erschien (Lond. 1714, 1722, 1727, 3 Bde., Fol. und 1801 und 1812, 10 Bde.). Unter ihnen sind noch zu erwähnen: „Gedanken über die Erziehung der Kinder" (Lond. 1693, 1694; franz. Amsterd. 1695, Hanov. 1729, Wien 1762, Braunschw. 1787). Die Erziehungslehre bearbeitet L. in diesem Werke als ein zusammenhängendes Ganze philosophisch; viele seiner psychologischen Beobachtungen haben reichen Gehalt; die diätetischen Vorschriften sind vortrefflich und manche Ansichten und Folgerungen wurden von spätern Denkern bestätigt. — Seine Theorie des Staatsrechts, Trennung der Gewalten, Gleichheit vor dem Gesetze und Sicherheit des Eigenthums begründend, war im Einklange mit der bestehenden Verfassung Großbritanniens und gelangte schnell zu allgemein gültigem Ansehen bei Staatsmännern und Denkern. In dieser Hinsicht vergleiche man seinen „Tractat über bürgerliche Regierungsverfassung", sowie „Briefe über Religionsduldung". Beide Werke charakterisiren L. als den wärmsten Vertheidiger der Freiheit, wie er sich auch überhaupt im Leben stets hochherzig und edel zeigte. Noch nennen wir unter seinen Schriften: „Reasonabless of Christianity", das vernünftige Christenthum, (Lond. 1695, 1696; franz. Amsterd. 1703, 1715).

Digitized by Google

Nach des Verfassers Tode erschien in der Sammlung seiner kleinern Schriften: „Elémens de Physique etc.“ auch besonders (Amsterd. 1757 und öfter). Unter dem Titel „Oeuvres diverses“ sind mehrere Werke L.'s ins Franz. übersetzt von J. Le Clerc, (Amsterd. 1732, 2 Bde.). Vgl. L.'s Leben aus Familienpapieren, herausgeg. durch einen seiner Verwandten Lord King (Lond. 1829).

Loder, Justus Christian von, russischer Staatsrath und kaiserlicher Leibarzt, Ritter des St. Annen- und Wladimirordens, berühmt als Chirurg und Anatom, war geboren zu Riga 1753, wurde zu Göttingen Doctor und bekleidete eine Zeit lang zu Jena eine ordentliche Professur der Medicin. Während einer zweijährigen Reise durch Holland, England und Frankreich, sammelte er reiche Erfahrungen für Chirurgie, Anatomie und Geburtshülfe im Umgange mit den damals dort lebenden größten Männern, 1782 kehrte er nach Jena zurück, las als akademischer Lehrer mit Beifall vorzüglich über Anatomie, Physiologie, Chirurgie und Geburtshülfe, verwaltete das Amts- und Stadtphysikat und trug durch Errichtung eines anatomischen Theaters, einer Entbindungsanstalt und einer naturhistorischen Sammlung, so wie mit Hufeland durch Gründung eines medicinisch-chirurgischen Klinikums nicht wenig zum damaligen Flor der Jena'schen Akademie bei. Der Herzog lohnte ihm diese Verdienste 1799 durch Ernennung zum Geheimrath und Leibarzt. 1803 wurde er nebst Ertheilung des Geheimrathstitels als ordentlicher Professor der Medicin nach Halle berufen. Bei der im Jahre 1806 erfolgten Besitznahme der Stadt Halle durch den König von Westfalen und einstweiligen Auflösung der Universität legte er seinen Posten nieder und kehrte in sein Vaterland zurück, wandte sich nach Petersburg, practicirte hier bis 1810 als königlich preußischer Leibarzt, erhielt dann von seinem König die Entlassung und das Adelsdiplom, und wurde wirklicher kaiserlich russischer Staatsrath und Leibarzt. Die Kriegsjahre von 1812 u. 1813 machten seine Gegenwart in Moskau nöthig. Hier wurde ihm die Errichtung und Direction der Hospitäler übertragen. Er blieb in dieser Stellung bis nach Beendigung des Krieges, übernahm dann (1819) die Errichtung eines anatomischen Instituts, zu dessen Gründung und Errichtung ihm vom Kaiser über 100,000 Silberrubel angewiesen wurden, und trat in demselben als Professor auf. Die Einrichtung dieses Instituts hat er in seiner „Oratio die inaugurationis novi theatri anat. habita“: „De opt. anatom. docendi et discendi modo“ (1819, 4.), sowie in einer zweiten Schrift: „Verba, quibus auditores hortatus est“ (1820, 4.) beschrieben. Unter seinen Schriften (Uebersetzungen, Dissertationen und Programmen) erwähnen wir sein „Anatomisches Handbuch“ (Jena 1788, ebend. 1800); „Anfangsgründe der medicinischen Anthropologie und gerichtlichen Arzneiwissenschaften“ (Ebend. 1790, Weimar 1800); „Journal für Chirurgie, Geburtshülfe und gerichtliche Arzneikunde“ (Jena 1797—1804); „Tabulae anatom.“ (Weim. 1803, 2 Bde., m. Kpfrn.); „Elementa anatom. hum. corp.“ (Moskau, Riga und Lpz. 1822). Er starb am 16. Apr. 1832.

Lodi, die Hauptstadt der lombardischen Provinz gleiches Namens, am rechten Ufer der Adda, auf einer erhöhten Ebene, hat ein freundliches Aeußeres und wurde 1119 nach Zerstörung des alten Laus Pompeja erbaut. Sie ist mit Mauern umgeben, hat eine Citadelle, 1400 wohlgebaute Häuser, mehrere prächtige Paläste und 16,000 Einw. L. hat 5 berühmte Majolika- und Fayencegeschirrfabriken und ist das eigentliche Vaterland der Parmesankäse. Hier erstürmte in mörderischer Schlacht am 10. Mai 1796 Bonaparte die von 25,000 Oesterreichern unter Beaulieu besetzte steinerne Addabrücke.

Lodomerien ist der lateinische Name des früher selbständigen Fürstenthums Wladimir, mit der Hauptstadt gleiches Namens, in Wolhynien. Der österreichische Kaiser nahm nach der ersten Theilung Polens wieder den Titel König von Galizien (s. d.) und Lodomerien an, den schon Andreas II. von Ungarn im 13. Jahrhundert geführt hatte.

Löbau, wendisch Löbije, Stadt im budissiner Kreisdirectionsbezirke des Königreichs Sachsen, die älteste und als solche der Versammlungsort der sogenannten Sechsstädte der Oberlausitz, am Löbauer Wasser und am Fuße des Löbauer Berges hat zwei

Digitized by Google

deutsche und eine wendische Kirche, eine gute Bürgerschule einen Gesundbrunnen, 3000 E., welche Ackerbau, starken Lein- und Getreidehandel treiben und Leinwand-, Tuch- und Strumpffabriken unterhalten. Der Bergkrystall, welcher hier gefunden wird, ist unter dem Namen Löbauer Diamanten bekannt.

Löbell, Johann Wilhelm, Professor der Geschichte zu Bonn, ist geb. zu Berlin 1786, studirte hier und vorher zu Heidelberg Philologie und Geschichte und wurde zuerst als Lehrer in diesen Wissenschaften an der Kriegsschule zu Breslau 1823 und bald darauf als Professor der Geschichte an der Cadettenschule zu Berlin angestellt. Hier machte ihn besonders seine gute Methode des Vortrages allgemein beliebt. Er erhielt 1829 den Ruf als außerordentlicher und 1831 als ordentlicher Professor der Geschichte an der Universität zu Bonn und hat sich in dieser Stellung namentlich auch durch Bearbeitung der Bekker'schen Weltgeschichte (Berlin 1828—30) literarisch verdient gemacht, die er in der fünften sechsten und siebenten Auflage (14 Bde., mit der Fortsetzung von Menzel, Berl. 1836—38) völlig umschmolz. Im Jahre 1835 machte er eine Reise durch Belgien, deren Resultate er in den „Reisebriefen" (Berl. 1837) niederlegte. Interessant ist auch sein Werk „Gregor von Tours und seine Zeit" (Lpz. 1839), worin er eigenthümliche Ansichten über die Gestaltung der romanisch-germanischen Staatsverhältnisse im ersten Jahrhundert nach Entstehung des großen Frankenreichs entwickelte.

Löben, Otto Heinrich, Graf von, ein beliebter Schriftsteller und Dichter der neuern Zeit, schrieb unter den beiden Namen Isidorus Orientalis und Kukuck Waldbruder. Geboren am 18. Aug. 1786 zu Dresden, studirte er die Rechte zu Wittenberg und Heidelberg und machte dann mehrere große Reisen. In den letzten Jahren seines Lebens hielt er sich abwechselnd auf seinen Gütern in der Lausitz und zu Dresden auf, wo er am 3. Apr. 1825 starb. Unter seinen Dichtungen verdienen genannt zu werden: „Hesperiden" (Lpz. 1816); „Lotosblätter" (Bamb. 1816); und von seinen Romanen zeichnen sich aus: „Ritterehre und Minnedienst" (Berl. 1819); „Erzählungen" (Dresd. 1822 bis 24, 2 Bde.).

Löffler, Josias Friedr. Christ., zu Saalfeld in Thüringen 1752 geboren, erhielt in der Schule seiner Vaterstadt den ersten Unterricht; den folgenden aber in der lateinischen Schule des Waisenhauses zu Halle. 1769 besuchte er die dortige Universität, wo er des vertrauten Umganges eines Nösselt und Semler sich rühmen durfte. Als Privatgelehrter begab L. sich 1774 nach Berlin, wo er nach zwei Jahren zum Prediger erwählt wurde, 1778 im bayerschen Erbfolgekriege eine Feldpredigerstelle erhielt, aber schon im folgenden Jahre dahin zurückkehrte und daselbst bis 1782 lebte. Nach Verlauf einiger Monate nahm er die zweite theologische Professur in Frankfurt a. O. an und zeichnete sich als Inspector der Kirchen und Schulen so aus, daß ihm gleichzeitig ein Ruf nach Gotha und Göttingen zu Theil wurde. 1788 nahm er den ersteren an. Hier wurd er Oberconsistorialrath und Generalsuperintendent des Herzogthums. Von anhaltenden Arbeiten ohnehin erschöpft, beugte ihn der Verlust seiner Gattin — nach Verlauf von kaum $^3/_4$ Jahren der Ehe — so tief, daß der Herzog ihn auf eine Reise in die Schweiz der Zerstreuung wegen mit sich nahm. Zurückgekehrt widmete er alle seine Kräfte einem edlen Streben und welcher freisinnige Denker folgte nicht mit Vergnügen den hellen Darstellungen seiner Ansichten, seinen bis auf den Grund klaren und bündigen Erläuterungen der Gründe seiner Behauptungen, wer schätzt nicht besonders an ihm den ehrlichen Mann, der nie eine Ueberzeugung heuchelte! Den gründlichen Gelehrten, den freisinnigen Forscher, den geradsinnigen Bekenner, den besonnenen, lichtvollen Lehrer, übereilte der Tod am 4. Febr. 1816 mitten in seinem Berufe. Von seinen vielen Schriften bemerken wir nur: Versuch über den Platonismus der Kirchenväter oder Untersuchungen über den Einfluß der platonischen Philosophie auf die Trinitätslehre in den ersten Jahrhunderten (1782). „Dissertat. historico-exegetica, Joannis epistola prima Gnosticos impugnari, negans." (1784). „Predigten" (Züllichau und Freistadt 1789). Außerdem war er der Herausgeber eines Magazins für Prediger, das sich in vielfacher Hinsicht auszeichnet.

Digitized by Google

Löhr, Aegid Valentin Felix Johann Ferdinand v., hessen-darmstädt. Geheimrath und Prof. der Rechte in Gießen, zu Wetzlar am 17. März 1784 geb., Sohn eines Postmeisters, nach dessen Tode 1787 ihm die Anwartschaft auf das Postamt Wetzlar gegeben wurde, besuchte die Schule seiner Vaterstadt, hörte daselbst und in Arnsberg die von angesehnen Geschäftsmännern gehaltenen juristischen Vorlesungen und vollendete seine juristischen Studien in Marburg, Gießen und Göttingen 1802—5 unter den Rechtslehrern Weis, Robert, Savigny, Jaup, Grolmann, Hugo, Leist und Martin. Bald nach seiner Rückkehr von den Universitäten schrieb er die „Theorie der Culpa" (1806), welche Schrift bewirkte, daß ihn sein Lehrer v. Grolmann zum Mitherausgeber des „Magazins für die Philosophie des Rechts und der Gesetzgebung" (1807) annahm. Bei der neu gegründeten Rechtsschule in Wetzlar 1808 wurde er Justizrath und ordentlicher Professor der Rechte und folgte einem Rufe zur Professur nach Gießen 1813. Hier erhielt er 1818 den Titel eines geheimen Regierungsrathes und 1820 das Ritterkreuz des großherzoglich-hessischen Haus- und Verdienstordens. Seit 1822 ist er Mitherausgeber vom „Archiv für die Civilpraxis" und an einer römischen Rechtsgeschichte arbeitend lieferte er nur zur Ersch-Gruberschen Encyklopädie und zur „Zeitschrift für Civilrecht und Prozeß" von Linde, Marezoll und Wening-Ingenheim Beiträge.

Löhr, Johann Andreas Christian, der für Jugendbildung so thätige Mann, geb. am 18. Mai 1764 zu Halberstadt, studirte Theologie, ward Pastor zu Dölitz bei Lauchstädt, hierauf zu Merseburg in der Vorstadt, und kam in gleichem Charakter 1813 nach Zwenckau in Sachsen. Er starb am 28. Juni 1823. Er hat eine Menge Jugendschriften geschrieben, welche alle seinen praktischen Geist verrathen und durchblicken lassen, daß L. den Menschen richtig erfaßt hatte, und richtig zu behandeln verstand. Ueberall blickt die Erziehung des Menschen zum Weltbürger nach Geist und Gemüth durch. Vgl. seine „Kleinen Geschichten und Erzählungen für Kinder" (Lpz., 4. Aufl., 1811), „Beschreibung der Länder und Völker der Erde" (3. Aufl., Lpz. 1820, 4. Bde.), „Fabelbuch der Kindheit und Jugend" (3 Aufl., Lpz. 1824), „Gemeinnützige und vollständige Naturgeschichte für Liebhaber und Lehrer" (Lpz., 2. Aufl., 1821, 5 Bde.), „Das Buch der Mährchen für Kindheit und Jugend" (Lpz. 1820, 2 Bde.), „Die Künste und Gewerbe des Menschen" (Lpz. 1820). — Alsdann hat er noch anonym mehrere Schriften über die Obstcultur und Gartenkunst herausgegeben, z. B. unter dem Namen J. K. F. Müller die „Anweisung zur zweckmäßigen Behandlung des Obst- und Gemüsegartens" (2 Bde., Frankf. 1796) und „Der vollständige Monatsgärtner" (Frankf. 1797); unter dem Namen Karl Friedrich Schmidt „Der ehrliche Baum- und Küchengärtner" (Lpz. 1798) und unter dem Philadelphus Alethes „Die kirchlichen Dinge" (Lpz. 1823).

Löschen oder Lossen heißt in der Schifferſprache die Ladung aus einem Schiffe heraus nehmen. Daher Loßplatz, der Platz an einem Hafen oder Fluß, wo man Waare einladet oder aus den Böten nimmt. Löschtage, heißen diejenigen Tage, innerhalb welcher die Ladung vom Bord genommen werden muß. Geschieht dieß nicht, so erhält der Schiffer für jeden Tag, den er deshalb länger verweilt, eine Entschädigung.

Löscher, Valentin Ernst, ein verdienter protestantischer Theolog und Kanzelredner, geb. am 8. Jan. 1673 zu Sangerhausen, ein Sohn des nachherigen Professors der Theologie zu Wittenberg, Kaspar L., studirte daselbst, lebte dann einige Zeit in Jena, wo er sich viel mit Numismatik beschäftigte, und wurde 1695 Adjunct der philosophischen Facultät in Wittenberg. Im Jahre 1698 ward er Superintendent in Jüterbogk, 1702 in Delitzsch, 1707 ordentl. Prof. der Theologie in Wittenberg, 1709 aber Pastor an der Kreuzkirche in Dresden, wo er am 8. Febr. 1747 starb. Er war ein sehr gelehrter Mann besonders aber in Philologie und Geschichte bewandert. Uebrigens nahm er an den pietistischen Streitigkeiten vielen Antheil; weshalb er häufig der orthodoxe Pietist genannt wurde. Von seinen Werken nennen wir besonders „Ausführliche Historia motuum zwischen den Evangelisch-Lutherischen und Reformirten" (3 Bde., Frankf. und Lpz. 1707—24; 2.

Digitized by Google

Aufl., 1723—27, 4.) und „Vollständige Reformationsacta und Documenta“ (3 Bde., Lpz. 1720—29, 4.); auch enthält seine theologische Zeitschrift „Altes und Neues aus dem Schatz theologischen Wissens“ (1701, flg.), fortgesetzt unter dem Titel „Unschuldige Nachrichten“ manche wichtige Beiträge.

Löserthaler oder Juliuslöser ist der Name einer Silbermünze, welche Julius, Herzog von Braunschweig-Lüneburg von 1574—88 prägen ließ. Ihren Namen hat sie daher, daß der Herzog wünschte, jeder Unterthan solle einen solchen Nothpfennig besitzen, weshalb Jeder sich einen solchen lösen, d. h. einwechseln, mußte. Die L. wurden in verschiedener Größe, von 2—10 Thlr. an Werth, ausgeprägt, damit die Einlösung Allen möglich werde. Auf Erfordern mußte jeder Unterthan seinen L. vorzeigen und der Herzog befahl, daß dieser nie verkauft werden durfte, wohl aber sollten diese Stücke im Falle der Noth eingefordert und in kleines Geld umgemünzt werden können, wozu es aber nie gekommen ist. Die L. wurden zu 14 Loth 4 Gr. ausgeprägt. Wie viel geprägt wurden, ist nicht bekannt, doch mag ihre Zahl nicht gering gewesen sein. Jetzt sind sie sehr selten geworden und werden von den Raritätensammlern sehr gesucht. Die L., welche Herzog Heinrich Julius im Werth von 10 Thlr., ausprägen ließ, werden zum Unterschied von jenen Heinrichlöser genannt.

Löthen heißt das Verfahren, zwei Stücke eines und desselben, oder auch verschiedener Metalle durch Hülfe eines dritten, leichtflüssigen Metalles zusammenzufügen. Das flüssigere Metall heißt das Loth, und muß außer der Eigenschaft der leichten Flüssigkeit noch zu beiden Metallen, die zusammengelöthet werden sollen, Verwandtschaft haben. Man unterscheidet das Weichlöthen, welches mit dem Schnell-Lothe, d. i. Zinn oder einer Legirung von Zinn, Blei und Wismuth, und das Hartlöthen mittelst des Schlaglothes, d. i. einer Legirung von Kupfer und Zink, geschieht.

Löthrohr ist ein Instrument, entweder von Glas oder von Metall, dessen man sich sowohl zum Löthen kleiner Gegenstände als auch bei Analysen anorganischer Körper bedient, um einen Luftstrom auf die Flamme eines Lichtes zu blasen, und dann diese auf ein kleines Stück einer zu untersuchenden Substanz zu richten. Es wird so eine bedeutende Hitze auf einem Punkte concentrirt und durch die verschiedenartige Färbung der Flamme die Anwesenheit eines Körpers verrathen. S. Berzelius „Von der Anwendung des Löthrohrs“ (Nürnb. 1821).

Löwe, die größte Art der Katzen, ist ein seit den ältesten Zeiten sehr bekanntes, gegenwärtig fast in allen Menagerien anzutreffendes Thier. Früher war der L. viel weiter verbreitet und kam selbst in Griechenland vor, jetzt findet man ihn nur noch in Afrika von der Sahara bis zum Cap, und in einigen Gegenden Arabiens und Indiens heimisch. Er wird bis 8 F. lang, 3 F. hoch, hat einen 4 F. langen Schwanz, eine ungefleckt gelbliche Färbung und das Männchen ist mit großer Mähne versehen. Durch Gestalt, Betragen und Charakter unterscheidet er sich wesentlich von den übrigen Katzen, zugleich besitzt er eine unglaubliche Stärke, große Unerschrockenheit und eine ruhige Verachtung gewöhnlicher Gefahren, so daß er es wohl zu verdienen scheint, daß man ihn zum König der Thiere erklärt. Im Alterthume muß er sehr häufig gewesen sein, da nach dem Zeugnisse classischer Schriftsteller eine große Zahl Löwen den Römern bei großen Festen vorgeführt wurden. Als Pompejus sein Theater einweihte, zeigte er auf einmal 600 lebende Löwen, Cäsar 400 männliche, mit Mähnen versehne. Versuche zur Zähmung sind mehrere in auffallendem Grade gelungen, z. B. dem sogenannten Löwenbändiger Martin, dem Menagerlebesitzer van Aken u. A. Die Häute der Löwen kommen häufig vom Cap, haben aber im Handel nur geringen Werth.

Löwen, franz. Louvain, in der belgischen Provinz Südbrabant, an der Dyle, welche einen Theil der Stadt durchfließt und einen Kanal aus derselben in die Rupel, wodurch sie mit Mecheln und der Schelde in Verbindung steht, hat gegen zwei Stunden im Umfange, ist aber ein sehr stiller Ort, indem zwei Drittheile ihres Umfangs landwirthschaft-

Digitized by Google

lichen Zwecken dienen. Lebhaft ist nur der Theil der Stadt, welcher an und bei dem Markte liegt. Hier befinden sich auch die Hauptgebäude, wie das Rathhaus, eines der schönsten Gebäude im spätern gothischen Style, vollendet 1494, mit reicher Bildhauerarbeit, im Innern aber sehr modern; die Petrskirche im schönen gothischen Style, 1358—1460 erbaut, mit in Holz geschnitztem Hauptportal und herrlichen Gemälden und andern Kunstsachen im Innern; das alte Zunfthaus der Brauer (Maison des brasseurs), im Renaissancestyle; und in einer Seitenstraße am Markte die Hallen, die, 1317 von der Weberzunft erbaut, 1679 aber der Universität überlassen, noch gegenwärtig von dem Reichthum und Geschmack ihrer Gründer Zeugniß ablegen. Auch die übrigen Kirchen in L. sind mit guten Bildern geschmückt. Die Zahl der Einwohner beläuft sich auf 24,000. Die vom Herzoge Johann IV. von Brabant 1426 gestiftete Universität mit einer beträchtlichen Bibliothek, in einem reich mit Holzschnitzwerk gezierten Saale der Hallen, einem botanischen Garten und einem anatomischen Theater, galt im 16. Jahrh. für die erste in Europa, besonders in Beziehung auf die theologisch-katholische Facultät, und zählte 6000 Studenten. Nachdem sie unter Kaiser Joseph II. einige Zeit gehemmt gewesen und in Folge des französischen Revolutionskrieges eingegangen war, wurde sie später in ein Lyceum verwandelt, unter der holländischen Regierung aber 1817 wieder hergestellt. Sie zählte vor der Revolution von 1830 gegen 700 Studirende, sank aber dann sehr schnell in ihrer Frequenz herab. Das philosophische Collegium an derselben, welches der König Wilhelm I. für die Bildung katholischer Geistlichen errichtet hatte, mußte 1830 wieder aufgehoben werden, da die Bischöfe sich weigerten, die Zöglinge dieser Anstalt in ihre Seminarien aufzunehmen oder sie als Priester anzustellen. Gegenwärtig ist sie noch immer die besuchteste aller belgischen Universitäten, zählt 600 Studirende, ist zwar eine freie Universität, da die Mittel zu ihrer Unterhaltung von der Geistlichkeit beschafft werden, heißt aber im Gegensatze zu der freien Universität in Brüssel gewöhnlich die katholische. Zu Anfange des 14. Jahrh., wo L. als Hauptstadt des Herzogthums Brabant und als Residenz 150,000 Einw. zählte, hatte es gegen 4000 Tuchmanufacturen. Eifersüchtig gegen den Adel erhoben sich 1382, wie in andern Städten Flanderns, die Tuchweber zu offenem Aufstande und warfen 17 adelige Mitglieder des Raths zu den Fenstern hinaus, wo sie mit den Lanzenspitzen aufgefangen wurden. Der Herzog Wenzel überwältigte die Stadt, worauf viele der Arbeiter aus der nun hart bedrängten Stadt nach England auswanderten und dorthin ihren Gewerbfleiß und ihre Geschicklichkeit verpflanzten. Von dieser Zeit an begann der Verfall L.'s, der noch fortdauert. Gegenwärtig haben nur die Bierbrauereien, die jährlich gegen 150,000 Fässer Bier ausführen, noch besondere Wichtigkeit, daneben bestehen einige Zuckersiedereien, Baumwollenspinnereien und Blondenfärbereien; auch wird noch beträchtlicher Getreidehandel getrieben.

Löwenbund oder Gesellschaft von Leuen nannte sich der Ritterbund, welcher 1379 zu Wiesbaden zu dem Zwecke zusammentrat, den Fehden untereinander ein Ende zu machen, den mit andern möglich zu steuern und, wo Solches nicht möglich ist, sich einander beizusteben. Er vereinigte sich nachmals mit den gleiche Zwecke verfolgenden Gesellschaften von St. Wilhelm und St. George, trat auch mit einigen schwäbischen Städten in Verbindung und scheint sich dann gleichzeitig mit dem Städtebunde aufgelöst zu haben. — Löwenbund oder Gesellschaft von dem Leon hieß ferner der von Kaiser Friedrich III, 1489 bestätigte Ritterverein gegen die Herzoge Albrecht IV. und Georg von Bayern, der sich später ebenfalls mit der Gesellschaft von St. Georg und dem schwäbischen Städtebunde vereinigte.

Löwendal, Ulrich Friedrich Woldemar, Graf von, ein im Felde und in Schlachten ergrauter Feldherr, geb. 1700 zu Hamburg, war der Sohn des Freiherrn Woldemar von L. (Cabinetsministers am sächsischen Hofe), Enkel Ulrich Friedrich Güldenlöw's, des natürlichen Sohnes König Friedrich's III. von Dänemark. L. diente seit seinem 13. Jahre von der Pike auf im polnischen Heere, ward das Jahr nach seinem Eintritte Hauptmann, und verließ bald darauf diese Stelle, um in den ihm verwandten Dänemark an dem Kriege

Digitized by Google

gegen Schweden Theil zu nehmen. Da es dort nichts mehr zu kämpfen gab, ging er 1716 nach Ungarn, um gegen die Türken zu fechten, und Peterwardein, Temeswar und Belgrad wußten von seiner Klugheit und Tapferkeit zu sagen. Alle Kriege Oesterreichs, die in die Jahre 1718—21 fielen, theilte L., und zeichnete sich in Neapel, Sardinien und Sicilen aus. Nach dem Frieden ging er wieder zum Könige August von Polen, der ihn zum Feldmarschall und Generalinspector der sächsischen Armee ernannte. Hier wurde 1733 Krakau von ihm vertheidigt, und 1734—35 die sächsischen Truppen am Rheine befehligt. Doch bald ward er von der Kaiserin Katharina für das russische Heer gewonnen, wo er in der Krim und Ukraine sich auszeichnete, so daß er bald bis zum Befehlshaber der gesammten russischen Armee stieg. Allein nicht lange war hier sein Bleiben. Ludwig XV. gewann ihn 1743 für das französische Heer, wo er 1744 vor Menin, Ypern, Fournes und Freiburg seine gewonnene Artillerie- und Geniekenntnisse geltend zu machen wußte. 1745 befehligte er die Reserve in der Schlacht bei Fontenoi, eroberte Gent, Oudenarde, Ostende, Nieuport; 1746 l'Ecluse, Sas de Gand, vertheidigte Antwerpen, nahm 1747 Bergen op Zoom und dergl. mehr. Dafür erhielt L. den Marschallstab. Doch hiermit schloß sich auch seine kriegerische Laufbahn. Er starb 1755. L. war der Krieg ein Handwerk geworden, es war sein Geschäft, ohne daß er nicht leben konnte, und wenn dasselbe ihm einige Mußestunden gewährte, war er ganz da für das Vergnügen und die rauschendste Freude. Seine Dienste in allen Herrenländern hatten sein Wissen mit mannichfachen Kenntnissen bereichert, und er sprach alle Sprachen, deren Völkern er mit seinem Schwerte zur Seite gestanden hatte.

Log oder Logg nennt man des Seemanns Wegmesser. (S. Hodometer.) Es ist ein Quadrant von Holz, mit einem Radius von etwa 7—8 Z., der auf seiner Peripherie mit einem so schweren Bleistreifen beschwert ist, daß er nicht schwimmt, aber auch nicht sinkt. Von seinen drei Ecken gehen drei Leinchen aus, die sich in eine einzige vereinigen; diese wird auf eine Rolle gewickelt, welche durch Knoten und Marken in eine solche Anzahl von Fußen getheilt ist, daß sich dieselben zu 15 Secunden so verhalten, wie eine Seemeile zu einer Stunde. Wirft man nun dieses Bretchen über Bord, so wird es, sich senkrecht stellend, ziemlich nahe an dem Orte verbleiben, an dem man es auswarf; um aber noch sicherer zu gehen, läßt man ein Ende der Leine, etwa der Schiffslänge gleich, auslaufen und wenn diese Marke durch die Hand geht, das 15 Secunden haltende Sandglas umkehren. Sobald dieses ausgelaufen, giebt der dasselbe Handhabende das Signal und die Leine wird angehalten, worauf die Anzahl der Knoten bei gleichmäßiger Kraft des Windes den Lauf des Schiffs in einer Stunde ergiebt. Bei veränderlichem Winde wird alle halbe, sonst nur alle Stunden geloggt. Unter den vorhandenen Instrumenten ist Woltmann's Flügel wie das von Braubach und Bouguer vorgeschlagene zu complicirt, anwendbarer ist Massey's Patentlogg, dessen Uhrwerk von Windmühlenflügeln, die durch die Schnelligkeit des Schiffs bewegt werden, in Bewegung erhalten wird, während es dem Schiffe nachschwimmt. Das zu demselben Zwecke von Clement construirte Sillomètre ist ein Stromquadrant oder hydrometrisches Pendel, dessen Wirkung auf einer Scala abgelesen wird. Für Dampfschiffe hat Russel ein besonderes Logg erfunden. Das Regeling-Logg gründet sich in seiner Construction auf das Princip, daß, wenn ein schwimmender Körper eine bestimmte Zeit gebraucht, eine bestimmte Distanz neben dem segelnden Schiffe zu durchlaufen, die Zeit sich zu einer Stunde, die durchlaufene Distanz aber zu einer Seemeile in Proportion setzen läßt.

Logarithmus. Denkt man sich eine Reihe von Potenzen (s. Potenz), wie etwa folgende:

$4^0 = 1$ $4^4 = 256$ $4^8 = 65536$
$4^1 = 4$ $4^5 = 1024$ $4^9 = 262144$
$4^2 = 16$ $4^6 = 4096$ $4^{10} = 1048576$
$4^3 = 64$ $4^7 = 16384$ $4^{11} = 4194304$ u. s. w.

und sollte man z. B. 16 mit 64 multipliciren, so will dies eben so viel sagen, als man solle 4^2 mit 4^3 multipliciren. (Das Zeichen x heißt mal und das Zeichen = heißt

Digitized by Google

gleich). Da aber 4^2 so viel ist, als 4×4, und 4^3 so viel als $4 \times 4 \times 4$, so ist auch $4^2 \times 4^3$ so viel als $4 \times 4 \times 4 \times 4 \times 4$ d. i. 4^5, oder wie man aus obiger Reihe sieht, 1024. Fand man in obiger Reihe also nur, daß $16 = 4^2$ sei, und $64 = 4^3$, so brauchte man nur die beiden Exponenten 2 und 3 zu addiren, um 4^5 zu erhalten, und suchte man nun in obiger Reihe den Ausdruck 4^5 auf, so fand man sogleich das Product 1024. Daß aber wirklich $16 \times 64 = 1024$ ist, davon kann sich Jeder überzeugen, so bald er die Rechnung anstellt. Eben so leicht und bequem läßt sich mittelst obiger Reihe dividiren. Sollte man z. B. 16384 durch 64 dividiren, so heißt dies so viel, als 4^7 dividirt durch 4^3. Es ist aber $4^7 = 4 \times 4 \times 4 \times 4 \times 4 \times 4 \times 4$, u. $4^3 = 4 \times 4 \times 4$. Schreibt man die Aufgabe also als Bruch $\frac{4 \times 4 \times 4 \times 4 \times 4 \times 4 \times 4}{4 \times 4 \times 4}$, so bedarf es nur der ersten Anfangsgründe in der Rechnenkunst, um zu sehen, daß der Quotient sei $4 \times 4 \times 4 \times 4$ oder 4^4, d. i. 256. Fand man in unserer Reihe also nur wieder, daß 16384 gleich sei 4^7, und 64 gleich 4^3, so brauchte man nur den Exponenten des Divisors, also 3, vom Exponenten des Dividendus, also von 7, abzuziehen, um 4^4 zu erhalten, und aus obiger Reihe zu sehen, daß der Ausdruck 4^4 so viel sei, als 256. Ferner, sollte man aus irgend einer Zahl, z. B. 4096, die Quadrat- oder zweite Wurzel ziehen, d. i. diejenige Zahl, die mit sich selbst multiplicirt, jene auf gegebene Zahl, hier also 4096, giebt, so sehen wir aus obiger Reihe, daß $4096 = 4^6$ sei, d. i. $4 \times 4 \times 4 \times 4 \times 4 \times 4$. Nun aber wird diejenige Zahl, die mit sich selbst multiplicirt 4096 giebt, gewiß gleich sein dem Producte der halben Anzahl jener gleichen Factoren, aus welchen 4096 entstanden ist. Solcher gleichen Factoren hatten wir 6, die halbe Anzahl ist also 3, folglich ist die zweite oder Quadratwurzel von 4096 gleich $4 \times 4 \times 4$, d. i. 4^3 oder 64, und wirklich giebt 64×64 genau 4096. Eben dieses Resultat hätten wir sogleich erhalten, wenn wir in 4^6 den Exponenten 6 gleich Anfangs durch 2 dividirt hätten, denn dies giebt ebenfalls 4^3. Hatte man die dritte oder Kubikwurzel auszuziehen, so mußte man jene Factoren in drei gleiche Theile theilen, oder mit andern Worten, man mußte den Exponenten mit 3 dividiren, bei der fünften Wurzel mit 5, und bei der zehnten mit 10, und so immer mit derjenigen Zahl, welche die auszuziehende Wurzel angiebt. Endlich, sollte man eine Zahl zu einer Potenz erheben, z. B. 16 zum Kubus oder zur dritten Potenz. Die dritte Potenz von 16 ist dasjenige Product, das man aus dem dreimaligen Factor 16 erhält, also $16 \times 16 \times 16$ oder 16^3. Da aber 16 so viel ist, als 4^2 oder 4×4, so ist auch $16 \times 16 \times 16$ gewiß so viel als $4 \times 4 \times 4 \times 4 \times 4 \times 4$ oder 4^6, und das ist, wie wir aus obiger Reihe ersehen, 4096. Wir durften also in dem Ausdrucke 4^2 nur den Exponenten 2 mit 3 multipliciren, um den gesuchten Kubus 4^6 zu erhalten; und hätten wir 16 zur fünften Potenz erheben sollen, so mußten wir in 4^2 den Exponenten 2 mit 5 multipliciren, und wir hätten dann 4^{10} erhalten, was, wie unsere Reihe lehrt, 1048576 ist. Und hätten wir 64 d. i. 4^3 zur dritten Potenz erheben sollen, so mußten wir in 4^3 den Exponenten 3 mit 3 multipliciren, um 4^9 zu erhalten, und d. i. 262144 u. s. w. Aus dem Bisherigen sieht man, daß, wenn es möglich wäre, wie oben für die Zahlen 1, 4 16, 64, 256, 1024, 4096 u. s. w., für alle Zahlen der natürlichen Ordnung nach Ausdrücke zu finden, wie 4^0, 4^1, 4^2, 4^3 4^4, 4^5, 4^6 u. s. w., diese Potenzen neben ihre Werthe hinzuschreiben, wie in obiger Reihe geschehen ist, und so ein vollständiges System tabellarisch anzuordnen, so würde man folgende 4 wichtige Vortheile erhalten:

1) Statt zu multipliciren, brauchte man nur zu addiren.
2) Statt zu dividiren, brauchte man nur zu subtrahiren.
3) Jede Wurzel aus jeder Zahl ließ sich durch ein leichtes Divisionsexempel ausziehen.
4) Jede Zahl ließ sich durch eine leichte Multiplication auf jede Potenz erheben.

Die geforderte Einrichtung und gewünschten Vortheile haben und gewähren wirklich die logarithmischen Tafeln, denn Logarithmen sind weiter nichts als was wir in obiger Reihe die Exponenten genannt haben, aber es heißen diese Exponenten nur unter der Bedingung Logarithmen, daß für alle Zahlen der natürlichen Ordnung nach, also für 1, 2, 3, 4, 5, 6 u. s. w., der gehörige Exponent zu ein- und derselben Wurzel, wie in obiger

Digitized by Google

Reihe zu 4, gesucht und geschrieben werde. Solch eine vollständige, tabellarische Anwendung nennt man ein *logarithmisches System*, und in einem solchen wollen wir die Zahlen ihrer natürlichen Ordnung nach die *natürlichen Zahlen* nennen; welch mangelhaftes logarithmisches System daher die obige Reihe ist, sieht man sogleich, da von den natürlichen Zahlen keineswegs die ganze Reihe, sondern nur 1, 4, 16, 64, 256, 1024, 4096 u. s. w., angeführt sind. Ferner heißen in einem logarithmischen Systeme die Exponenten, wie bereits erwähnt, die *Logarithmen* der natürlichen Zahlen, und diejenige Wurzel, auf welche alle Logarithmen bezogen sind, heißt die *Grundzahl* oder *Basis* eines logarithmischen Systems. In unserer Reihe oben ist es die Zahl 4. Man kann dazu aber auch jede andere Zahl benutzen, nur muß sie, wie gesagt, für das ganze System immer eine und *dieselbe* bleiben. Weil sie sich aber nicht ändert, so wird sie in den Tabellen selbst nicht aufgeführt, sondern in der Einleitung zu einem logarithmischen Systeme nur ein für alle Mal genannt. Gewöhnlich wird die Grundzahl 10 benutzt, und hätten wir ein so mangelhaftes logarithmisches System von der Grundzahl 10 mittheilen wollen, wie wir es Eingangs von der Grundzahl 4 aufgeführt haben, so würde dieses, wie folgt, ausgesehen haben.

$10^0 =$	1	$10^4 =$	10000	$10^8 =$	100000000
$10^1 =$	10	$10^5 =$	100000	$10^9 =$	1000000000
$10^2 =$	100	$10^6 =$	1000000	$10^{10} =$	10000000000
$10^3 =$	1000	$17^7 =$	10000000	$10^{11} =$	100000000000

Betrachtet man nun die beiden hier aufgestellten Reihen oder logarithmischen Systeme etwas genauer, so sieht man leicht, aus welchem Grunde sie so mangelhaft sind, wir haben nämlich darin von den natürlichen Zahlen nicht die ganze Reihe, sondern nur diejenigen aufgeführt, deren Logarithmen ganze Zahlen, und zwar der Reihe nach, 0, 1, 2, 3, 4, 5. u. s. w., sind. Dies reicht, wie schon gesagt, natürlich für logarithmische Tafeln nicht aus. Da aber z. B. in dem erstern Systeme, dessen Grundzahl 4 ist, der Logarithmus von 1 gleich 0 ist, (dieß wird geschrieben: log. 1 oder lg. 1 oder l. 1 = 0) und der lg. 4 = 1, so müssen auch gewiß die Logarithmen von allen natürlichen Zahlen zwischen 1 und 4 größer als 0, aber kleiner als 1, sie können folglich *keine ganze Zahlen*, sondern nur Brüche sein. Ebenso müssen, weil lg. 4 = 1 und lg. 16 = 2 ist, die Logarithmen aller natürlichen Zahlen zwischen 4 und 16 größer als 1, aber kleiner als 2 sein. Alle diese Logarithmen enthalten also eine ganze Zahl, nämlich 1 und sodann noch einen Bruch. Die Logarithmen der natürlichen Zahlen zwischen 16 und 64 enthalten die ganze Zahl 2 und einen Bruch u. s. w. Diese Brüche zu finden hat nun allerdings seine Schwierigkeiten, ja sie lassen sich eigentlich in den meisten Fällen gar nicht ganz genau angeben; aber sie lassen sich doch in allen Fällen durch *Annäherung* so genau bestimmen, daß der Fehler, der sich noch in die Rechnung einschleicht, selbst bei den genauern höhern mathematischen Rechnungen meistens für Nichts zu achten ist. Jene Schwierigkeiten übrigens, die Brüche zu finden, kümmern nur den Mathematiker, der ein logarithmisches System ausarbeiten, oder wenigstens eins ausarbeiten zu können lernen will. Wir haben bereits Logarithmentafeln in den Händen, und somit sind für uns, die wir mit Logarithmen nur rechnen wollen, jene Schwierigkeiten bereits überwunden. Wir können daher auch die Frage, wie die Brüche gefunden werden, hier unerörtert lassen. Zu größerer Deutlichkeit indessen wollen wir für unser ersteres System, dessen Grundzahl 4 ist, doch noch den L. von der natürlichen Zahl 2 hinzufügen, weil sich gerade dieser durch einen eigentlichen Bruch genau ausdrücken läßt. Er ist nämlich $^1/_2$; nicht weil 2 die Hälfte von der Grundzahl 4 ist, sondern weil diese Grundzahl sich in die beiden gleichen Factoren 2 x 2 zerfällen läßt, und weil die *halbe* Anzahl dieser Factoren, d. i. 1 x 2, gleich ist der natürlichen Zahl 2, deren Logarithmus wir suchten. Es ist also die natürliche Zahl 2 die Quadrat- oder zweite Wurzel von der Grundzahl 4, und wir haben schon oben gesehen, daß wir, um die zweite Wurzel einer Zahl zu finden, nur ihren Logarithmus durch 2 dividiren durften. Der Logarithmus der Grundzahl, also hier von 4, ist immer 1, und 1 dividirt durch 2, giebt $^1/_2$, es ist also der Logarithmus von $2 = {}^1/_2$, d. h. $4^{1}/_2 = 2$. Haben wir aber nur ein Mal den Logarithmus von 2 gefunden, so haben wir auch zugleich die Lo-

Digitized by Google

garithmen von einer Menge anderer natürlichen Zahlen gefunden. Alle die obenangeführten natürlichen Zahlen nämlich dürfen nur mit 2 multiplicirt, und ihren Logarithmen $^1/_2$ zugesetzt werden. Die obige Reihe bekommt daher nun schon folgendes Ansehen.

4^0	=	1	4^4	=	256	4^8	= 65536
$4^1/_2$	=	2	$4^{41}/_2$	=	512	$4^{81}/_2$	= 131072
4^1	=	4	4^5	=	1024	4^9	= 262144
$4^{11}/_2$	=	8	$4^{51}/_2$	=	2048	$4^{91}/_2$	= 524288
4^2	=	16	4^6	=	4096	4^{10}	= 1048576
$4^{21}/_2$	=	32	$4^{61}/_2$	=	8192	$4^{101}/_2$	= 2097152
4^3	=	64	4^7	=	16384	4^{11}	= 4194304
$4^{31}/_2$	=	128	$4^{71}/_2$	=	32768	$4^{111}/_2$	= 8388608 u. s. w.

Aufgabe: Es soll 32768 mit 256 multiplicirt werden.

Auflösung: lg. 32766 = $7^1/_2$ } dies addirt, giebt
lg. 256 = 4 }

$11^1/_2$

Beim Logarithmus $11^1/_2$ steht die natürliche Zahl 8388608, folglich ist $32768 \times 256 = 8388608$.

Aufgabe: Es soll die Kubik- oder dritte Wurzel aus 2097152 gezogen werden. (Dies wird geschrieben: $\sqrt[3]{2097152}$). Auflösung: lg. 2097152 = $10^1/_2$, dieses dividirt durch 3, giebt $3^1/_2$. Beim Logarithmus $3^1/_2$ steht die natürliche Zahl 128, folglich ist 128 die Kubikwurzel von 2097152, und wirklich ist 128^3 oder $128 \times 128 \times 128 = 2097152$. Das andere System, dessen Grundzahl 10 ist, heißt ein briggs'sches; in ihm müssen die Logarithmen von allen natürlichen Zahlen zwischen 1 und 10 größer als 0 und kleiner als 1 sein, folglich haben hier alle einziffrige Zahlen kein Ganzes, sondern nur einen Bruch zum Logarithmus. Der lg. 10 ist = 1. Die Logarithmen von allen folgenden Zahlen bis 99 haben ein Ganzes und alsdann noch einen Bruch; folglich haben alle zweiziffrige Zahlen zum L. ein Ganzes; ebenso alle dreiziffrige Zahlen zwei Ganze, und sofort sind die Ganzen der Logarithmen immer um 1 kleiner, als die Anzahl der Ziffern, mit welchen eine natürliche Zahl geschrieben wird. Aus diesem Grunde theilt man den ganzen Logarithmus in zwei Theile, in die Ganzen und in den Bruch; die Ganzen heißen die Kennziffer oder Charakteristik, der Bruch heißt die Mantisse Da sich nun aber, wie wir gesehen haben, die Kennziffer in den briggs'schen Logarithmentafeln immer aus der Anzahl von Ziffern erkennen läßt, mit welchen diejenige natürliche Zahl geschrieben wird, deren Logarithmus man sucht, so werden in diesen Tafeln die Kennziffern ganz weggelassen und man findet als Logarithmus immer nur die Mantisse oder den Bruch, wobei man alsdann natürlich die Kennziffer ergänzen muß. Die Brüche werden immer durch Decimalbrüche ausgedrückt. Wer daher nur mit diesen gut umzugehen weiß, der wird, auch wenn er vorher keine Einsicht in das Wesen der Logarithmen hatte, doch nach einer Auseinandersetzung, wie sie hier gegeben worden, hinfüro leicht dieselben handhaben können, der wird es wissen, daß die Tafeln um so genauer sind, auf jemehr Stellen die Decimalbrüche berechnet worden, d. h. daß die Fehler um so kleiner werden, von denen wir oben anführten, daß sie bei der Angabe der Brüche in den Logarithmen unvermeidlich seien, und endlich wird der es wissen, daß Logarithmentafeln, deren Reihe der natürlichen Zahlen, wie sich von selbst versteht, ihre Grenze hat, doch auch noch für ungleich größere Zahlen zu gebrauchen sind, als diese Grenze angiebt. Aus diesen Allem leuchtet ein, welch außerordentlich wichtige Erfindung die Logarithmen waren. Diese Ehre gebührt sowohl dem Johann Neper, Baron von Merchiston, einem Schottländer, als dem Justus Byrg, einem Schweizer. Beide arbeiteten zu Anfange des 17. Jahrhunderts logarithmische Tafeln aus; ohne daß Einer von der Arbeit des Andern etwas wußte. Neper's Tafeln hat Henry Briggs, ein Engländer und Zeitgenosse Neper's, mit dessen Zustimmung umgeändert und

Digitized by Google

seinem logarithmischen Systeme die Grundzahl 10 gegeben, daher noch heutigen Tages der bereits oben erwähnte Name: Briggs'sche Logarithmen. Für den gewöhnlichen Bedarf verdient das logarithmisch-trigonometrische Handbuch von Georg Freiherrn von Vega, Stereotypenausgabe, die erste Empfehlung.

Logarithmische Linie oder Logistische Linie heißt diejenige transcendente krumme Linie, bei welcher die Ordinaten die Logarithmen der Abscissen sind, oder umgekehrt. Auf der Seite der positiven Abscissen und Ordinaten entfernt sich die Curve fortwährend von der Abscissenachse; auf der Seite der positiven Abscissen und negativen Ordinaten nähert sie sich der Ordinatenachse unaufhörlich, ohne sie aber je zu erreichen, und diese ist daher hier ihre Asymptote; auf die Seite der negativen Abscissen erstreckt sich die Linie gar nicht. Nimmt man die Coordinaten so, daß die Abscissen die Logarithmen der Ordinaten sind, so ergiebt sich die merkwürdige Eigenschaft, daß die Subtangente der Curve für alle Punkte derselben eine unveränderliche Größe und dem sogenannten Modulus der Logarithmen gleich ist.

Logau, Friedrich von, aus Liegnitz in Schlesien (geb. 1604, gest. 1655), hat sich unter den deutschen Dichtern als erfinderischer, witziger, kräftiger und zarter Epigrammist ausgezeichnet. Nicht wenige seiner Sinnsprüche sind als classisch anerkannt worden, leider ließ ihn seine Stellung als Kanzleirath in Diensten des Herzogs von Liegnitz zu größern Gedichten nicht Muße gewinnen, und er mußte sich allein auf Sprüche und flüchtig hingeworfene Epigramme beschränken. Indeß sind namentlich diese letztern in der Geschichte unserer satirischen Poesie, als die weniger bearbeitete Gattung von Gedichten, eine um so merkwürdigere Erscheinung, je mehr sie durch Originalität und Erfindung, durch Wahrheit und Ausdruck hervortreten. Gleiche Vorzüge haben L.'s Spruchgedichte. Man findet in dieser der Poesie ziemlich fremd gewordenen Dichtungsart hier eine Fülle echt poetischer Gedanken. L.'s erste Sammlung von 200 deutschen Reimsprüchen u. d. T.; „Erstes und anderes Hundert deutscher Reimsprüche Salamon's von Golau" (Breslau 1638), ward allgemein gut aufgenommen. Nach ihr erschien eine zweite Sammlung von 3553 Sinngedichten (Ebend. 1654); sie begründete L.'s Dichterruhm. Eine erste Auswahl dieser Epigramme besorgten Lessing und Ramler (Lpz. 1759), eine zweite Ramler (Ebend. 1791). Auch enthalten Haug's und Weiß's „Anthologie" (1. Theil), u. W. Müller's „Bibliothek deutscher Dichter des 17. Jahrhunderts" (Bd. 6.), auserlesene Proben unsers Dichters. — Ein Sohn des Epigrammendichters, Balthaser Friedr. v. L., geb. 1645, gest. 1702, war ebenfalls Dichter, wird aber auch als Freund und Gönner anderer Dichter gerühmt. — Georg von L., gest. 1533, ist einer der besten lateinischen Dichter seiner Zeit.

Loggia, d. i. Halle, hat in der italienischen Baukunst eine mehrfache Bedeutung. Zunächst bezeichnet man damit eine von mehreren Seiten freistehende, offene Bogenhalle, wie z. B. die Loggia de' Lanzi in Florenz, die Loggia de' Banchi in Genua u. s. w. Dann versteht man darunter einen Bogengang längs der Seite eines Gebäudes, so am Vatican, der die von Rafael mit Gemälden geschmückten Logen besitzt. Ferner giebt man diesen Namen dem großen, aus mehreren Abtheilungen bestehenden mittleren Prachtfenster im Hauptstockwerk eines Gebäudes, wie solche besonders an den altvenetianischen Palästen mit Vorliebe behandelt zu sein pflegen. Endlich heißt L. auch die kleine luftige, meist auf allen Seiten freie Halle auf dem Dache eines Gebäudes.

Logier, Johann Bernhard, geb. 1780 zu Kaiserslautern in der Pfalz. Sein Vater (Violinist) war aus einer französischen Familie und starb zu Göttingen. L. spielte Pianoforte und Flöte, und wurde von einem reisenden Engländer 1805 mit nach England genommen. Nach zwei Jahren wurde er in einem Militärmusikchor in Irland angestellt, später als Organist an der Westporter Kirche. Hier machte er bei Gelegenheit des Unterrichts seiner talentlosen Tochter im Pianofortespiel die Erfindung des Chiroplasten. Bald darauf ging er nach Dublin, bekleidete eine Zeit lang den Musikdirectorposten am Theater, und legte bei dessen Verfall eine Schule an, worin er das Pianofortespiel (nach erlangtem

Digitized by Google

Privilegium) nach seiner neuen Methode mit Anwendung der Chiroplasten lehrte. Nach einer binnen 3 Monaten angestellten Prüfung, nahmen sofort mehrere Lehrer dies System an. Es wurden Akademien in Liverpool, Manchester ꝛc., auch in London von Webbe eingerichtet, wo am 17. Nov. 1817 eine öffentliche Prüfung erfolgte, in der starke Widersprüche gegen Logier's Methode laut wurden, doch ohne Schaden für deren Verbreitung. Kalkbrenner und Webbe leiteten vereinigt seine Akademie. L. erhielt den Auftrag und das Privilegium von der preußischen Regierung, ein gleiches Institut in Berlin zu errichten, was 1822 geschah; hievon ging die Verbreitung für den preußischen Staat und Deutschland aus. L. kam nach Berlin, richtete eine Akademie mit 20 Lehrern ein, und leitete nach dem Contracte das Institut selbst drei Jahre lang, doch so, daß er seiner Angelegenheiten wegen jedes Jahr drei Monate nach London gehen durfte. Blitzschnell breitete sich sein System von nun an über die ganze gebildete Erde aus, und nur, als man von dem ersten Taumel der Unübertrefflichkeit seiner Methode genesen war, trat L. zurück in die Reihe der Erscheinungen, welche zwar fortwährend nützen, aber alt geworden sind, und von denen man weiter nichts vernimmt. Seine bekannten Werke sind in Bezug auf seine Methode: „System of mus. Education" (Lond. 1820), in 34 Lectionen, verbunden mit Kenntniß der Harmonie, mit verändertem Takt und Zusammenspiel. „Beschreibung des Chiroplasts und fortschreitender Lectionen" (Berlin 1823); „Theoretisch-praktische Studien mit Fingerbezeichnung" als Fortsetzung des Lehrbuchs. Er componirte auch Concerte und Sonaten, Trio zu 6 Händen auf zwei Pianoforte. — Logier's Lehrmethode, ist auf die Lancaster'sche Unterrichtsmethode gegründet, nur daß die Lehrer selbst Alles leiten. Mehrere Schüler spielen gleichzeitig auf mehreren Pianoforten dieselben Stücke mit besonderer Obacht des Rhythmus und mit Anwendung des Chiroplasts, der die richtige und leichtere Haltung der Hand bezweckt. Mit diesem Zusammenspiel wird so fortgeschritten, daß, während die ersten Schüler des ersten Cursus das einfache Thema, die des zweiten Variationen desselben bis zu größeren Schwierigkeiten fortschreitend spielen. Hiermit ist ein gleichmäßig vorwärts führender Unterricht in der Harmonielehre verbunden, der aber nur auf mechanisches, rechnungsmäßiges Erlernen begründet ist. Die wesentlichen Vortheile dieser Methode sind: a) die Regeln der musikalischen Grammatik müssen mit der Technik verbunden werden. b) bei mehreren Schülern ist Wetteifer zu erwecken; c) der Chiroplast (Handleiter) erspart tausend Worte. Nachtheile sind a) die Ausbildung der Schüler trägt die strengsten mechanischen Fesseln mit Unterdrückung aller freiern Bildung; b) die Leistungen im Pianofortespiel werden nach dieser Methode nur bis zu einem gewissen Grade steigen können; c) die auf solchem Wege erlangten theoretischen Kenntnisse werden nie einen Künstler bilden. Das L. System ist durch ihn und seine Schüler Dr. Stopel und Jülich nach Frankfurt, München, Paris, Hamburg, Dresden ꝛc. verbreitet, sogar nach Amerika, Spanien, Ostindien. Die Zeit hat die Mängel dieser Methode aufgedeckt, aber ihre Vortheile mit dem gewöhnlichen Unterricht verbunden.

Logik, d. i. Denklehre, nennt man diejenige Wissenschaft, welche die Grundgesetze unseres Denkvermögens zum Gegenstande ihrer Untersuchung macht und den richtigen Gebrauch desselben zu erforschen strebt. Sie beschäftigt sich daher mit dem Denken blos des richtigen Denkens wegen, hat es also mit der bloßen Form zu thun, und wird darum formale oder analytische Wissenschaft genannt (s. Analyse). Das materiale oder synthetische Denken, also dasjenige, was einen außer uns liegenden Gegenstand zum Objecte seines Geschäfts nimmt, um ihn kennen zu lernen, gehört nicht hierher, sondern in die Erkenntnißlehre, (Metaphysik). Die Eintheilung in eine subjective, d. h. formale, und eine objective, d. h. materiale L. ist darum unnöthig. Eben so, was dasselbe sagen will, wenn man sie zerfällt in eine reine und angewandte, eine theoretische und praktische, allgemeine und besondere, d. h. die sich mit einem bestimmten wissenschaftlichen Zweige, z. B. der Theologie, Pädagogik ꝛc. beschäftigt. Oft spricht man von einer natürlichen L. und will damit die Vollkommenheit im Denken bezeichnen, die einer ohne wissenschaftliches Studium erlangt hat; allein genau genommen

Digitized by Google

ist es unrichtig. Denn von Natur hat der Mensch keine Logik, dies ist eben eine Wissenschaft, also etwas Künstliches, sondern nur eine Anlage zum Denken, und die Klarheit in die Gesetze des Denkens kann man eben erst durch Philosophiren, durch Denken über das Denken erhalten. — Die Zerfällung der L. in eine Elementarlehre, d. h. die Lehre, welche von den Anfängen und Grundprincipien jeder Gedankenreihe handelt, und in eine Methodenlehre, d. h. eine Lehre, welche die Behandlung der Gedankenreihe zeigt, ist denkrecht und kommt der Auffassung zu Hülfe. Der Werth der L. ist durch das Vorstehende schon bestimmt, sie ist gleichsam das Fachwerk für alle Wissenschaften, das formale Vorstudium, Alles geschickt zu erfassen und aufzufinden. — Die L. wurde schon von den ältesten Zeiten an bearbeitet. Pythagoras brach darin Bahn. Zeno von Elea übte die Dialektik oder die Lehre, welche den aus falscher Anwendung des Denkvermögens hervorgehenden Trug aufheben soll, die Lehre von den Trugschlüssen; und Plato's Schriften sprechen ebenfalls davon. Aristoteles aber ist der eigentliche Vater dieser Wissenschaft und hat sie in seinem Organon systematisch behandelt. Die Epicuräer wollten die L. ganz aus dem Kreise der philosophischen Wissenschaften gestrichen wissen. Im Mittelalter klaubte man nur an dem aristotelischen Organon, und bildete es zur dialektischen Fratze aus. Die kommende Zeit hatte diesen Augiasstall wieder zu fegen, und indem sie mit der Reinigungsidee beschäftigt war, verfiel sie auf die Abwege, die L. in die Metaphysik oder Anthropologie überfließen zu lassen. — Die erste deutsche L. gab Wolfgang Büttner (Lpz. 1576) heraus, und Cartesius that viel für Populärmachung dieser Wissenschaft, vermischte sie aber mit der Metaphysik. Wir nennen nur noch die Namen einiger der berühmtesten, welche sich um diese Wissenschaft verdient gemacht haben: Gassendi, Fabricius, Bacon, Arnould, Locke, Leibnitz, Wolff, Crusius, Ploucquet, Lambert, Reimarus, Kant, Fichte, Bardili, Feder, Ulrich, Plattner, Kiesewetter, Maaß, Tiefstrunk, Beck, Koppen, Fries, Hegel ꝛc. ꝛc. Eine kurze Geschichte der Logik bei den Griechen hat Fülleborn in seinen Beiträgen zur Geschichte der Philosophie (St. 4. S. 160 ff.), und Eberstein eine Geschichte der Logik und Metaphysik bei den Deutschen (Halle 1794) verfaßt.

Logistik heißt die Lehre von den Verhältnissen des Raumes und der Zeit für taktische Bewegungen der Truppen, vorzüglich bei Märschen. Diese Lehre hat aber nur einen relativen Werth; sie giebt zwar allgemeine Anhaltszahlen und berücksichtigt selbst die besondern Umstände in Bezug auf Truppenart, Beschaffenheit der Wege und Witterung; doch der Erfolg ist immer von so vielen Zufälligkeiten abhängig, daß ein genaues Uebereinstimmen der Rechnung mit der Ausführung der Bewegung nicht zu erwarten steht.

Logographen heißen die ältesten griechischen Geschichtschreiber, weil sie die Sagen, besonders über die Gründung einzelner Städte, zuerst in Prosa aufsetzten, im Gegensatz der epischen Dichter. Fast alle waren aus Jonien gebürtig und lebten zu Ende des 6. und zu Anfange des 5. Jahrh. v. Chr. Zu den vorzüglichsten unter ihnen gehören Kadmus (s. d.), Dionysius und Hekatäus (s. d.) aus Milet, Charon von Lampsakos, Xanthus der Lydier, Pherecydes (s. d.) von Syros und Hellenikus (s. d.) von Mitylene. Herodot (s. d.) macht von ihnen gewissermaßen den Uebergang zu den eigentlichen Geschichtschreibern. Die Bruchstücke der L. wurden von Creuzer in den „Historicorum graec. fragmenta" (Heidelb. 1806), vollständiger unter demselben Titel von C. und Th. Müller (Paris 1841) herausgeben.

Logogriph (aus dem Griechischen) bezeichnet ein Wort- und Buchstabenräthsel. (S. Räthsel).

Logos, das griech. ὁ λόγος, d. i. Vernunft, ausgesprochenes Wort, war in der Religionsphilosophie zu Christi Zeit ein Kunstausdruck und bezeichnete ein vor Anfang der Schöpfung aus Gott hervorgegangenes Wesen. Nach Zoroaster's Religionsphilosophie war das von Gott am Anfange aller Dinge ausgesprochene Wort durchs Sprechen wesentlich und selbständig geworden, ein von Gott gezeugter Geist, das Gleichbild Gottes, der Schöpfer der Welt und Urheber aller Weisheit, Tugend und Wissenschaft. Nach der spätern platonischen Philosophie, wie sie zu Christi Zeit besonders in Alexandrien blühte, und wie sie in den Schriften des jüdischen Philosophen Philo zu finden ist, war der L. der

Digitized by Google

von Ewigkeit her gedachte Gedanke Gottes von sich selbst, der aus Gott herausgetreten und wesentlich geworden sei, der von Ewigkeit gezeugte Sohn Gottes, der Abglanz der göttlichen Vollkommenheit, der Schöpfer der Welt und das alle Menschen zur Weisheit, Tugend und Wissenschaft erleuchtende Wesen. Im Neuen Testamente kommt der Ausdruck Logos nur beim Johannes vor und bezeichnet ein göttliches Wesen, den vor Anfang der Dinge von Gott gezeugten Sohn, der dann die Welt erschaffen und alle Zeitalter erleuchtet habe. Dieser Logos sei in Christo Mensch geworden, oder in ihm in menschlicher Gestalt erschienen. Dieser Gedanke findet sich auch in den Schriften des Apostels Paulus, obgleich das Wort Logos darin nicht vorkommt. Die gelehrten Rabbiner Palästinas hatten ebenfalls die Vorstellung vom göttlichen Wort, vorzüglich nach Zoroaster's Lehrtypus aufgenommen und selbst in den alten gnostischen Systemen steht der L. mit in der Reihe der aus Gott vor Anfang der Dinge hervorgegangenen geistigen Zeugungen oder der Aeonen.

Lohbeete sind eine Art Treibbeete, die ziemlich wie die Mistbeete (s. d.) angelegt werden, nur mit dem Unterschiede, daß man sich bei den Lohbeeten statt des Mistes der Lohe bedient. Die Lohbeete entwickeln keine so starke Hitze als die Mistbeete, halten sie jedoch länger zurück. Um die Erhitzung der Loohbeete zu beschleunigen, bringt man unten hin eine Lage frischen Pferdemistes.

Lohe nennt man die bei manchen Garten- und Feldgewächsen namentlich bei Gerste und Weizen vorkommende Krankheit, bei der die Blätter zusammenschrumpfen und absterben. Insbesondere geschieht dies in Folge anhaltender Trockenheit.

Lohengrin heißt nach dem Namen des Haupthelden ein mittelhochdeutsches Gedicht in zehnzeiligen Strophen, das gegen das Ende des 13. Jahrhunderts von, wie es scheint, zwei unbekannten Dichtern verfaßt ist. Es schließt sich an den zweiten Theil des Gedichts vom Wartburgkrieg (s. d.) an. Als Erzähler der Geschichte erscheint der mythisch gewordene Wolfram von Eschenbach, der Gegner Klinsor's in jenem Gedichte. Den Inhalt bildet die Sage vom Schwanenritter, die auch Konrad von Würzburg zum Gegenstand eines Gedichts machte und deren verschiedene Fassungen in den „Deutschen Sagen" von den Brüdern Grimm (Bd. 2., Berl. 1818) zusammengestellt sind, verbunden mit der von Graal (s. d.) und mit sagenhaften Erzählungen von des deutschen Königs Heinrich's I. Thaten; der Schluß enthält noch eine Uebersicht der Begebenheiten von Heinrich's I. bis auf Heinrich's II. Zeit. L. selbst oder Loherangrin (gebildet aus dem Namen des Helden eines französischen zum Karlingischen Sagenkreis gehörigen Gedichts Garin le Loherain) ist Parzival's (s. d.) Sohn, wird durch Gott von dem Graal her Elsen von Brabant als Kämpe gegen Friedrich von Telramunt zugesendet, der sie wider ihren Willen freien wollte, und auf einem Nachen, den ein Schwan zieht, wunderbar zu ihr geleitet. Nachdem Friedrich durch ihn gefallen, wird Else sein Weib; er hilft dem Kaiser Heinrich die Ungarn schlagen, zieht mit ihm nach Italien und siegt dort, von Petrus und Paulus im Kampf begleitet, vor Rom über die Sarazenen, die den Papst bedrängen. Als er nach Köln zurückgekehrt, fragt Else wider sein Verbot ihn um seine Herkunft, vergebens weigert er die Antwort. Als sie zum dritten Mal in ihn dringt, erklärt er sich, zugleich aber, daß er sie nun verlassen müsse. Der Schwan erscheint wieder und mit Kummer scheidet er von ihr und seinen Knaben Lohengrin und Johann, um zum Graal nach Indien zu kehren. Nach dem jüngern Titurel nahm er in Lyzaborie Belayen zum zweiten Weibe, wurde von deren Verwandten hinterlistig getödtet, und das Land hieß von ihm Lotharingen. Herausgegeben ist der „Lohengrin" mit einer Einleitung von Görres (Heidelb. 1813). Vgl. Lucas „Ueber den Krieg von Wartburg" (Königsb. 1838).

Lohenstein, Daniel Kaspar von, eines der Häupter der zweiten schlesischen Schule, geb. den 25. Jan. 1635 zu Nimpsch, einer Stadt im Fürstenthume Brieg in Schlesien, erhielt seine erste Bildung zu Breslau, studirte seit 1650 zu Leipzig und Tübingen die Rechte, wurde hier Doctor, begab sich dann auf Reisen, kehrte hierauf nach Breslau zurück, wo er kaiserl. Rath und zum Syndikus der Stadt Breslau ernannt wurde, und starb 1683.

Digitized by Google

L. beſaß ein ausgezeichnetes Genie und ſeine Gedichte zeigen von Gefühl und reicher Einbildungskraft, allein die Begierde durch Glanz und erhabenen Schwung derſelben ſich vor Andern auszuzeichnen, führten ihn oft zu einem elenden Wortſchwall, zu unnatürlichen und ſinnloſen Bildern, zu lächerlichem Pomp. Von ihm hat die berüchtigte lohenſteiniſche Schule den Namen. In einem Alter von 15 Jahren verſuchte er ſich ſchon in Trauerſpielen, und in dieſer Gattung von Schriften hat er auch ſeinen ſchönſten Ungeſchmack und Unſinn zu Tage befördert, wie in ſeiner „Kleopatra", „Sophonisbe"; weniger gefallen ſeine „Agrippine", „Epicharis", „Ibrahim Baſſa" und „Ibrah. Sultan" eben wegen ihrer oft geſchmackloſen Bilder und überſpannten Ideen; ſie ſind geſammelt in „L.'s Trauer- und Luſtgedichten" (Bresl. 1680, 1689, Lpz. 1733). So ſind auch ſeine proſaiſchen Schriften; indeß zeichnet ſich ſein Heldenroman: „Arminius und Thusnelda" (Lpz. 1689, 4 Bde., 4.; ebend. 1731, 5 Bde.) durch manche kräftige und erhabene Stellen aus, obgleich L. an der Ausarbeitung und Durchſicht dieſes Werkes durch den Tod verhindert wurde. Erſt durch ſeinen Bruder wurde es vollendet und herausgegeben.

Lohrmann, Wilhelm Gotthelf, der als Techniker, Aſtronom und Mathematiker bekannte Vorſteher der techniſchen Bildungsanſtalt und Oberinſpector am königl. mathematiſchen Salon in Dresden, wurde daſelbſt am 31. Jan. 1796 geboren. In den Jahren von 1815—27 unternahm er Anfangs als Vermeſſungsconducteur, dann als Vermeſſungsinſpector mehrere Landesvermeſſungen, machte eine Reiſe durch Deutſchland, Frankreich und die Niederlande und übernahm dann das Inſpectorat über den mathematiſchen Salon in Dresden und das Directorium des techniſchen Inſtituts, welches unter ihm immer erfreulicher aufblühte. Die Aſtronomie war von jeher L.'s Lieblingsſtudium, in ihr hat er werthvolle Früchte geliefert, die ſich durchgehends durch ungemeine Genauigkeit eigener ſorgſamer Meſſungen und Beobachtungen auszeichnen. Wir erwähnen nur ſein „Planetenſyſtem der Sonne" (Dresd. 1822); „Topographie der Mondfläche" (Ebend. 1824, 1. Abthlg. mit Kpfrn.). Seine „Meteorologiſchen Beobachtungen" (Ebend. 1828 flg.) und „Mittheilungen des ſtatiſtiſchen Vereins für das Königreich Sachſen" (Lpz. 1832—33, 1—3. Liefrg.) enthalten zur Kunde über Topographie und Klimatik des Landes die genaueſten Beiträge. L. ſtarb am 20. Febr. 1840.

Loire iſt der größte Fluß in Frankreich, entſpringt in dem Departement Ardeche auf dem Mont Gerbier le Jour, geht durch Lyonnois, trennt Burgund von Bourbonnois und Berry von Nivernois, durchſtrömt Orleannois, Touraine, Maine und Bretagne, wo ſie ins atlantiſche Meer mündet. Sie iſt von Noirie (Departement Loire) an ſchiffbar, hat aber eine ſehr verſandete Mündung, ſo daß die Einfahrt höchſt ſchwierig iſt. Ihre Nebenflüſſe in N. ſind Mayenne mit Sarthe, Loiret; in S. Maine mit der Serre, Vienne mit der Creuſe, Cher und Allier. Obgleich er viele ſeichte Stellen hat, ſo iſt er doch für größere Kauffahrteiſchiffe bis Nantes, für kleinere bis Briaire und für geringere Fahrzeuge bis Roanne ſchiffbar. Von ihr haben drei Departements nach der Revolution den Namen erhalten, das der Loire, der Ober- und Unterloire. Im J. 1815 wurde das franz. Heer nach der Schlacht bei Waterloo zurückgedrängt bis unter die Mauern von Paris und vermöge der Capitulation, die das proviſoriſche Gouvernement mit Blücher und Wellington abgeſchloſſen hatte, zog es unter Davouſt's Oberbefehl hinter der Loire zurück. Davon erhielt es den Namen Loirearmee.

Loiſon, Olivier, Graf, franz. Generallieutenant, wurde zu Damvilliers geb., wo ſein Vater das Amt eines königl. Procurators verwaltete. Beim Ausbruche der Revolution trat er in ein Freiwilligenbataillon und kämpfte 1793 als Lieutenant in der Armee an den Ardennen. Seine militäriſchen Talente und eine an Verwegenheit grenzende Tapferkeit ließen ihn ſchnell bis zum General aufrücken; doch warf man ihm Unmenſchlichkeit vor und beſchuldigte ihn, daß er noch nach Anderm, als Kriegsruhm ſtrebe. Nach Zerſtörung einer reichen Abtei an der Grenze von Luxemburg wurde gegen ihn eine Unterſuchung eingeleitet; allein ein Volksrepräſentant rettete ihn und verſchaffte ihm ſeinen Grad zurück. Im Oct. 1795 befand er ſich in Paris und vertheidigte am 13. Vendémiaire den Convent

unter Bonaparte. Hierauf trat er als Präsident in das Krigsgericht, welches die Empörer aburtheilen sollte, wobei er sich sehr mild zeigte. Später befehligte er in der Schweiz unter Masséna und erhielt im Sept. 1799 den Grad eines Divisionsgenerals. Nach dem 18. Brumaire wohnte er dem Feldzuge in Italien bei, zeichnete sich beim Uebergange über die Adda und den Oglio aus, nahm Arsinori und Crema und erwarb sich die Zuneigung des ersten Consuls. Gleiche Tapferkeit zeigte er im Feldzuge von 1805, besonders in der Schlacht von Austerlitz. Da er des rechten Armes beraubt war, ernannte ihn Napoleon zum Gouverneur des Schlosses von St.-Cloud. Er verschmähte aber diese Ruhe und übernahm 1806 das Generalgouvernement von Münster und Osnabrück. Im J. 1808 wurde er zum Grafen erhoben und ging nach Spanien, wo er an der Spitze einer Division großen Muth und viel Geschicklichkeit bewies. Im Feldzuge von 1812 befehligte er eine aus Deutschen und Italienern gebildete Reservedivision zu Königsberg, mit welcher er den Trümmern des fliehenden Heeres bis Wilna entgegenrückte. Nachdem er auch sein Corps durch die Kälte verloren, verließ er die Armee und hielt sich zu Paris auf. Ludwig XVIII. gab ihm 1814 das Commando der fünften Militärdivision. Nach der Rückkehr des Kaisers wendete er sich diesem wieder zu und kämpfte in der Schlacht bei Waterloo. Nach der zweiten Restauration zog er sich auf seine Landgüter in der Nähe von Lüttich zurück, wo er 1816 nach langer Krankheit starb.

Loke, s. Nordische Mythologie.

Lokmân war den Traditionen der Araber zu Folge der einzige fromme Sprößling des Stammes Ad, dem Gott, als seine schlechten Brüder zu Grunde gingen, allein das Leben erhielt und zum Lohne seiner Frömmigkeit die hohe Lebensdauer von sieben hinter einander lebenden Geiern erreichen ließ. L. wandelte nun eine undenkliche Reihe von Jahren auf der Erde. Die Araber setzen sein Lebensende in die Zeiten David's, selbst in die des Propheten Jonas und verlegen sein Grab nach Ramah bei Jerusalem. Im Koran wird eines L. gedacht, der um diese Zeit gelebt haben soll. Er führt dort den Beinamen „der Weise", heißt auch zuweilen Abu-Anam (der Sohn des Anam). Andere machen ihn zum mißgestalteten abyssin. Sclaven. Die unter seinem Namen bekannten arab. Fabeln verrathen griech. Ursprung, sind wahrscheinlich durch eine syrische Uebersetzung vermittelt und wurden bei den Arabern gegen Ende des Mittelalters bekannt. Sie sind ziemlich geistlos und dabei in einer sehr vernachlässigten Sprache abgefaßt; demungeachtet braucht man sie häufig zur Uebung der Anfänger im Arabischen. Herausgegeben wurden sie zuerst von Erpenius (Leyd. 1615), in neuerer Zeit besonders von Bernstein in Michaelis „Arab. Chrestomathie" (Gött. 1817), Freytag (Bonn 1823), Rödiger (Halle 1830), Schier (Dresd. 1831; 2. Bust. 1839) und Rask (Kopenh. 1831). Deutsche Uebersetzungen lieferten Olearius im „Persianischen Rosenhayn" und Schaller (1826). Vgl. Wüstenfeld „Diss. de Locmano" (Gött. 1832).

Lokri, alte italien. Stadt, süd-östlich von Bruttium, eine der ältesten griech. Colonien, welche 680 v. Chr. von den epiknemidischen Lokrern gegründet wurde (Vgl. Lokris). Nach ihrer Lage, nördlich vom Vorgebirge Zephyrium, erhielt sie den Beinamen Epizephyrdi. Sie wurde besonders durch ihren Gesetzgeber Zeleukus (s. d.) berühmt. An der Stelle des alten L. steht das heutige Motta di Burzano.

Lokris war eine mitten in dem eigentlichen alten Hellas gelegene Landschaft und bewohnt von den Lokrern, die nach der Lage oder Beschaffenheit der einzelnen Bezirke ihres Landes in die epiknemidischen (d. h. am Abhange des Berges Knemis), die opuntischen (d. h. die in und um der Stadt Opus wohnenden) und in die ozolischen Lokrer getheilt wurden. Den Namen der ozolischen L. (d. h. der stinkenden) finden Einige in der harzigen Beschaffenheit einiger Striche ihres Landes, Andere in ihrer Kleidung begründet. Die L. werden schon zur Zeit des trojanischen Krieges als geübte Schleuderer und Bogenschützen genannt; eben so zeichneten sie sich im persischen, peloponnesischen, korinthischen und heiligen Kriege aus, wurden aber gleich den übrigen griech. Staaten endlich von den Römern unterjocht und ihr Gebiet zur Provinz Achaja gezogen.

Digitized by Google

Lollharden oder Lollarden war der Name eines mönchsartigen, freiern Vereins, der den Kranken und Todten seine Dienste widmete. Er bildete sich um 1300 zuerst in Antwerpen, wo einige fromme Leute zur Leichenbestattung sich verbanden. Sie erhielten verschiedene Namen, das Volk nannte sie wegen ihres mäßigen Lebens und ihres dürftigen Ansehens Matemans oder, weil sie in Zellen wohnten, Zelliten (fratres cellitae), Lollharden aber von dem niederdeutschen Worte Lollen oder Lullen, d. i. leise singen, weil sie bei Leichenbegängnissen einen traurigen, dumpfen Gesang hören ließen, und überhaupt bei ihren einsamen Andachtsübungen viel sangen; sie selbst nannten sich nach ihrem Schutzheiligen Alexiusbrüder. Sie verbreiteten sich schnell in den Niederlanden und in Deutschland, da sie bei den damals herrschenden Seuchen in allen Städten willkommen waren; wurden aber auch bald von der Geistlichkeit und den Bettelmönchen, deren Einkünfte sie schmälerten, gehaßt, mit den ketzerischen Begharden (s. d.) in eine Classe geworfen und als solche verfolgt. Gregor XI. gewährte ihnen im J. 1374 und 1377 eine bedingte Duldung. Ursprünglich waren die Lollharden nur ein Männerverein; doch bald bildeten sich auch, wie namentlich in Köln, weibliche Genossenschaften, die gleichen Gesetzen folgten. Noch bis in das 18. Jahrh. gab es in den Niederlanden und in Köln fromme Brüderschaften, die von den Lollharden abstammten, aber von der ursprünglichen Bestimmung derselben abgewichen waren. Wie in den Niederlanden und in Deutschland die Namen Lollharden und Beharden durch die Anhänger des Kirchenthums zu Spott- und Ketzernamen gestempelt worden waren, mit welchen man verschiedene Parteien, mildthätige Fromme und frömmelnde Heuchler, gemeinnützige Männer, wie die von Gerhard Groote aus Deventer gestifteten Kleriker des gemeinschaftlichen Lebens, und müßige Bettler belegte, so wurde auch in England den Anhängern Wicliffe's (s. d.), weil sie gegen die Päpste und die Geistlichkeit auftraten, der gebrandmarkte Name Lollharden (Lollards) gegeben (s. auch Brüderschaften).

Lombard, s. Leihhaus.

Lombardei, die, hieß Anfangs das, von den Longobarden, nach Zertrümmerung des mächtigen weströmischen Reiches (6. Jahrh. n. Chr.) in dem vom Po bewässerten großen Thale gegründete, mächtige Reich. Karl der Große stürzte dasselbe wieder, allein der alte Name L. erhielt sich noch lange Zeit. Man bezeichnete damit ganz Oberitalien vom Ursprunge bis zum Ausflusse des Po. Als aber Oesterreich durch den Wiener Congreß zum Besitze von Mailand, Mantua, Venedig und Veltlin gekommen war, vereinigte es diese Provinzen 1815 unter dem Namen des lombardisch-venetianischen Königreichs (s. Italien, Gesch.). In diesem Umfange beträgt der Flächenraum des Königreichs nach genauer Berechnung 851,44 QM. Es besteht aus zwei Regierungsbezirken oder Gouvernements, wovon das westliche unter dem Namen der Lombardie oder des mailänder, das östliche größere unter dem Namen des venetianischen Gouvernements (sonst auch Herzogthum Venedig) bekannt ist, grenzt im Norden an Helvetien und Tyrol, im Osten an Illyrien und das adriatische Meer, im Süden an den Kirchenstaat, Modena und Parma und im Westen an Sardinien. — Die L. im jetzigen Sinne oder das mailänder Gouvernement ist als der kleinere Theil des lombardisch-venetianischen Königreichs 392,16 QM. groß und in neun Provinzen getheilt. Im Norden ist die L. Gebirgsland von mehreren Alpenzügen bedeckt, die sich nach Süden abstufen und endlich der schönen lombardischen Ebene Platz machen, die, ein wahrer Garten Italiens, den ganzen südlichen Theil des Landes vom Ticino bis an die Grenze einnimmt. Die nördliche Grenze bildet ein Theil der rhätischen Alpen. Zwischen den Bergreihen liegen herrliche Thäler, unter ihnen nimmt längs der Adda, das 20 Stunden lange Veltelin (Valus Telina) Veltlin, ein Paradies an Schönheit und Fruchtbarkeit, den ersten Platz ein. Das ganze Land verflacht sich gegen Italiens Hauptstrom, den Po, den Eridanus der Alten, und bildet bei Stellata ein 32 M. langes und 8—9 deutsche M. breites Thal. Der Po an manchen Stellen 960 Schritte breit, der Tessino, der fischreiche Adda, der Oglio und Mincio gehören zu den bedeutendern Flüssen der L. und sind schiffbar. — An Seen ist die L. reich. An der

Digitized by Google

Grenze Sardiniens und der Schweiz dehnt sich der mächtige, 9 M. lange und 1—1½ M. breite Lago maggiore aus (bei den Alten Lacus verbanus); kleiner und weniger besucht ist der Comersee oder Lario (Lago di Como, Lacus larius); der größte von allen aber ist der die L. in Osten begrenzende Gardasee (Lago di Garda, bei den Alten Lacus benacus). Das Klima der L. ist das schönste und beste des Königreichs, angenehm und gesund, mit Ausnahme einiger Sumpfgegenden, wo Krankheiten entstehen, besonders am Chiavennenserse oder Laghetto, ebenso an der Mündung des Adda bis über Sondrio. Ueberall, wohin das Auge blickt, bieten sich ihm die schönsten Gemälde gesegneter Landschaften dar, und nur gegen das Venetianische hin nimmt der Boden zum Theil an Fruchtbarkeit ab, allein in der Po-Niederung, am Loneger-, Luganer- und Comersee findet man Größe mit Fülle und Anmuth in einem Grade vereinigt, wie vielleicht in keiner andern europ. Gegend. Mit Naturproducten ist die L. reichlich gesegnet. Steine und Erden in großer Zahl und Verschiedenheit finden sich überall, sowohl in den Urfels- als Kalkgebirgen, ebenso Eisen, aber wenig Silber. Das Pflanzenreich bietet viel Vortreffliches dar. Die Bergabhänge tragen saftreiche Kräuter und Gräser. Medicinalpflanzen und wohlriechende Kräuter zu ätherischen Oelen und Wassern sind häufig; alle Arten Getreidegattungen und Hülsenfrüchte gerathen vorzüglich, ebenso Flachs und Hanf. Obst, Wein, Kastanien und Maulbeerbäume sind Hauptproducte des Landes. Eigentliche Waldungen von Nadelholz, Eichen, Ulmen, Buchen, Kastanien, Eschen, Birken, Ahorn ꝛc. findet man nur im nördlichen Theile. An schönem Hornvieh ist die L. reich, die Parmesankäse (Lodigano) in der Gegend um Lodi sind berühmt, nicht weniger an guten Zug- und Reitpferden, namentlich um Mantua, auch an Maulthieren, Eseln, Ziegen und an freilich noch wenig veredelten Schafheerden. Zugvögel giebt es in großer Anzahl, die Seen sind fischreich. Die Einwohnerzahl der L. ist in stetem Steigen begriffen. Sie betrug im J. 1816 2,191,700 und im J. 1832 schon 2,400,000, 1848 aber 2,666,339, fast durchaus Italiener. Die schöne und ausgebildete Sprache ist die Schriftsprache und die der Gebildeten, sonst herrscht in der Lombardei das nördliche Italienisch und zwar die sogenannten lombardischen Dialekte, der mailändische, bergamaskische, der cremonesische, mantuanische, toscanische und paduanische. Die Lombarden sind im Durchschnitt ein gut gebildeter schöner Menschenschlag, mit jenen ausdrucksvollen, vornehmen Physiognomien, welche so hoch über die platten Schönheiten erheben, und überhaupt ist Italien das Land der glücklichen Studien für den zeichnenden Künstler. Urproduction, Gewerbfleiß und Handel sind Nahrungszweige der Einwohner. Von nicht geringem Belang ist der Obstbau, welcher Orangen, Citronen, Feigen, Granaten, Pfirsichen, Mandeln, Kastanien, Aepfel, Birnen ꝛc. liefert. Der Weinbau wird am stärksten im Osten des Comersees und der Adda und bei Belluno betrieben, doch ist der größte Theil der lombardischen Weine schlecht, sauer und wenig haltbar. Die Traube von Chiavenna (Muscatellon d'Espagne) wird ellenlang, die Beeren sind groß wie Pflaumen, gelbgrün, süß und muskirend. Es ist die Traube des Paradieses; nur Ungarn hat einige Trauben, welche ihr nahe kommen. Den Gewerbfleiß läßt sich die Lombardei nicht absprechen. Spinnerei und Weberei ist allgemein verbreitet. In Metallarbeiten erzeugt die Lombardei manches Vorzügliche. Berühmt sind die mailänder Bronzewaaren. Die Stadt Brescia, nach ihr der Brescianerstahl benannt, wird ihrer vielen Eisenwaaren, von den Italienern l'armata (die gewaffnete) genannt. Die Gewehrfabriken zu Gardone sind berühmt. Das lombardische Papier ist vortrefflich und zeichnet sich sowohl durch Weiße als Güte aus. Der Handel der Lombardei besonders mit Käse, Seide, Flachs, Wollwaaren und Getreide bildet die Hauptquelle des Einkommens; die bedeutenderen Handelsplätze sind Mailand, Brescia und Bergamo. In wissenschaftlicher Bildung nimmt unter den Städten der L. und ganz Italiens Mailand, das neue Athen, nach ihm Pavia den ersten Rang ein. Für Volksunterricht und humane Bildung der L. hat Oesterreich sehr viel gethan. Musik, Malerei, Bildhauer- und Baukunst werden in fast allen Städen der Lombardei mit Eifer betrieben. Mit Ausnahme von einigen protestantischen Familien und ungefähr 3000 Juden bekennt sich die ganze Bevölkerung der Lombardei zur

Digitized by Google

römiſch-katholiſchen Kirche. Verfaſſung und Verwaltung der Lombardei ſind in ihren Formen größtentheils den ältern öſterreich. Provinzen ähnlich. An der Spitze der Verwaltung ſteht ein Vicekönig, der abwechſelnd zu Mailand und Venedig reſidirt. Die politiſchen Geſchäfte des Landes verwaltet das Gubernium zu Mailand. Die Hauptſtadt der L., ungeachtet aller erlittenen Unfälle, noch immer eine der größten, prächtigſten, reichſten und bevölkertſten Städte Italiens iſt Mailand, ihr zunächſt ſteht das königl. Pavia, die ehemalige Reſidenz der lombardiſchen Könige; Lodi, Cremona, Mantua, Brescia, Bergamo, Como und Sondrio (ſ. d.). Bekannt iſt der Aufſtand, welcher in Mailand im März 1848 ausbrach und mit einer ſo reißenden Schnelligkeit ſich durch das ganze Land ausbreitete, daß das öſterreich. Heer, geſchwächt durch den Abfall der italien. Regimenter, ſich auf allen Punkten bis auf die Grenze Tyrols zurückziehen mußte. In Mailand bildete ſich eine proviſoriſche Regierung, welche Anfangs die Hülfe des Königs von Sardinien anrief und im Juli, geſtützt auf das faſt einſtimmige Votum der ſämmtlichen Bevölkerung den jungen Staat dem ſardiniſchen Königreiche als ſelbſtändiges Reich anſchloß. Doch die Begeiſterung für die kaum errungene Freiheit ſcheint ſchnell verraucht zu ſein. Die zur Beſchützung des Landes gegen die neu anrückenden öſterreich. Heere aufgebotenen Krieger zeigten ſich läſſig und feig und als das ebenfalls ſchlecht geführte und ſchlecht verſorgte ſardiniſche Heer am 15.—18. Juli bei Cuſtozza vom Feldmarſchall Radetzky geſchlagen war und ſich ohne Halt in dem flachen Lande bis zur ſardiniſchen Grenze zurückziehen mußte, zog der öſterreich. Feldherr faſt ohne Schwertſchlag am 23. Juli wieder in Mailand ein. Es wurde ein Waffenſtillſtand mit Sardinien geſchloſſen und nach einigem Zögern nahm Oeſterreich die von Frankreich und England angebotene Vermittlung beim Abſchließen eines definitiven Friedens an. Die Verhandlungen ſchweben noch (Dec. 1848) und die Zukunft muß erſt lehren, ob und unter welchen Verhältniſſen Oeſterreich ſein Anrecht auf die L. bewahren wird, wozu es neuerdings wieder große Luſt zu haben ſcheint. Ueber das venetianiſche Gouvernement des lombardiſch-venetianiſchen Königreichs (ſ. Venedig).

Lombardus, Petrus, berühmter Scholaſtiker und Schüler Abelard's, bekannt unter dem Namen Magister sententiarum, war geb. im 12. Jahrh. in einem Flecken bei Novara in der Lombardei, ſtudirte zu Bologna, Rheims und zuletzt zu Paris, wo er Doctor wurde und, wie man ſagt, der erſte war, welcher dieſe Würde empfing. Im J. 1159 wurde er an Thibaut's Stelle Biſchof zu Paris, wo er das Jahr darauf ſtarb (nach Andern 1164). Sein vorzüglichſtes vielfach aufgelegtes Werk führt den Titel: „Sententiarum libri IV." (daher Mag. Sent.). Es enthält eine ſyſtematiſche Darſtellung der Meinungen der Kirchenväter, nebſt einer kritiſchen Unterſuchung und den Gründen für und gegen dieſelben, und behauptete bis auf die Zeiten der Reformation bei allen theologiſchen und philoſophiſchen Unterſuchungen als Quelle die größte Auctorität. Seine Schriften gab Aleaunie (Löwen 1546) heraus.

Loménie de Brienne, Etienne Charles de, geb. zu Paris 1727; obgleich der ältere, überließ er doch freiwillig dem jüngern Bruder ſeine Rechte und trat in den geiſtlichen Stand. Seine Geburt und einflußreiche Verbindungen eröffneten ihm bald eine glänzende Laufbahn, 1751 ward er Prieſter, 1752 Großvicar des Erzbiſchofs von Rouen; reiſte 1758 an der Stelle des Cardinals von Luynes nach Rom zur Papſtwahl, ward 1760 Biſchof von Condom und drei Jahre ſpäter Erzbiſchof von Toulouſe und verwaltete dieſen Poſten mit der größten Treue und Klugheit; ſchaffte viele Mängel in Kirchen und Schulen ab, ſtiftete zu Lévignac eine Erziehungsanſtalt für Kinder armer adeliger Familien, gründete ein Hospital und unterhielt auf eigene Koſten eine Anzahl Schüler an der Militärſchule zu Toulouſe, welche Stadt ihm außerdem den nach ihm benannten Canal verdankt, welcher den Canal Caraman mit der Garonne verbindet. Im J. 1766 wurde er eins der thätigſten Mitglieder einer Commiſſion zur Reform geiſtlicher Orden und ſein ſtrenges rechtliches Verfahren zog ihm den vielfachen Tadel des Klerus zu, welcher es am Hofe dahin zu bringen wußte, daß man die eben erledigte Stelle eines Erzbiſchofs von Paris L. nicht übertrug. Sehr thätig bewieß ſich L. 1787 in der Verſammlung der

Digitized by Google

Notablen, wo er kräftig gegen die schlechte Finanzverwaltung des Ministers Calonne sprach und wurde an dessen Stelle zum Finanzminister, sein Bruder aber zum Kriegsminister ernannt. L. sah jetzt den Gipfel seiner Wünsche erreicht, entsprach hier aber nicht den Erwartungen, die man von ihm gehegt, was auch bei den ungünstigsten Verhältnissen und bei der übergroßen Verwirrung und Zerrüttung Frankreichs sehr schwer war. L., ungewiß und schwankend, handelte ohne Energie und Umsicht. Zweimal wurde unter ihm das Parlament, als es in einem lit de justice die Rechte der Nation vertheidigte, verwiesen, und L. stieg bis zum Premierminister und Erzbischof von Sens. Als indeß der Hof seine Zahlungen einstellen mußte, wurde der Haß gegen L. immer lauter, der König sah sich endlich genöthigt, ihm seine Entlassung zu geben und Necker an seine Stelle zu setzen. L. erhielt zur Entschädigung den Cardinalshut und einige Abteien. Hierauf ging L. nach Italien, kam aber 1790 nach Paris zurück, brachte hier seine Angelegenheiten in Ordnung und begab sich nach Sens. Bald darauf leistete L. den von der Constitution vorgeschriebenen Eid, nahm den Titel eines Bischofs von Nonne an, gerieth aber wegen dieses eigenmächtigen Schrittes mit dem Papste in Streit, rechtfertigte zwar seine Handlung als nach der Constitution zulässig, erhielt aber von Pius V. ziemlich harte Antwort zurück, auf welche er um seine Entlassung aus dem Cardinalcollegium bat und diese 1791 erhielt. L. glaubte vielleicht durch diesen Schritt allen Haß aus den Gemüthern der Revolutionspartei gegen sich vertilgen zu können, aber schon im Nov. 1793 verhaftete man ihn zu Sens, entließ ihn zwar bald, aber nur bedingungsweise; doch wurde er im Febr. 1794 aufs Neue fest genommen, und bereits am darauf folgenden Morgen, als man ihn nach Paris abführen wollte, todt im Kerker gefunden (d. 16. Febr. 1794), sei es in Folge eines Schlagflusses oder, wie Einige wollen, an Gift, welches er selbst genommen haben soll. Der Cardinal L. besaß viele treffliche Eigenschaften, große Gelehrsamkeit und eine feine Bildung. Seine kostbare Bibliothek, welche er unter Leitung des Abtes de Laire angekauft hatte, wurde nach seinem Tode zerstreut. Man hat von L. eine Leichenrede des Dauphin vom Jahre 1766 und eine Schrift, welche er 1754 mit Turgot herausgab unter dem Titel: „Le Conciliateur ou Lettres d'un ecclésiastique à un magistrat."

Lommatzsch, eine kleine Stadt im Königreich Sachsen, in der Nähe von Meißen, an der Jahne, mit 2100 Einw., ist eine der ältesten Städte Sachsens, die schon zur Zeit der Eroberung dieser slaw. Gegend durch König Heinrich I. erwähnt wird. Von ihr hat die Lommatzscher Pflege den Namen, die etwa 10 QM. umfaßt und ebenfalls schon in der frühesten Zeit wegen ihrer Fruchtbarkeit gepriesen wird. Im Mittelalter hieß sie des Landes Meißen große Korntenne und noch gegenwärtig bildet sie den fruchtbarsten Strich Sachsens, dessen Bewohner auch deshalb eines hohen Wohlstandes sich erfreuen.

Lomonossow, Mich. Wassiljewitsch, der Vater der russ. Literatur, war der Sohn eines russ. Kronbauers und geb. 1711 zu Denissowskaja, einem Dorfe bei Kholmogory im Gouvernement Archangel. Als 17jähriger Jüngling trieb ihn der Durst nach Kenntnissen aus dem väterlichen Hause, wo er zur Befriedigung desselben wenig Gelegenheit hatte finden können, da er jeden Sommer den Vater auf den Fischfang an die Meeresküsten hatte begleiten müssen und nur der Winter ihm Zeit gewinnen ließ, zu seinem Bücherschatze, der Bibel, zu flüchten. Die Psalmen zogen ihn ungemein an; es entstand in ihm der Wunsch, einst in ähnlichen Gesängen die Thaten des großen Peter verherrlichen zu können. Im J. 1728 flüchtete er heimlich nach Moskau in ein Kloster, kam von hier 1735 auf die Akademie nach Petersburg, studirte zwei Jahre Mathematik und Physik und eilte dann nach Deutschland, um hier an der Quelle des Wissens seine gelehrte Bildung zu vervollkommnen. Er las fleißig die deutschen Dichter, studirte in Marburg Mathematik und zu Freiberg die Bergwissenschaften. Im J. 1738 trat er seine Rückreise an, gerieth aber unter preuß. Werber, entkam indeß glücklich vor Wesel und kehrte 1741 über Holland nach Petersburg zurück. Hier stieg er vom Director des mineralogischen Cabinets bis zum Staatsrath und starb 1765, hochgeehrt von seiner Kaiserin und dem Volke. L. steht unstreitig an der Spitze der Männer, die sich um schriftstellerische Veredlung der russ.

Digitized by Google

Sprache verdient machten. Seine Sprachlehre (Petersb. 1755, 5. Ausg. 1788), ist die beste aus jener Zeit, und als gedankenreicher Lyriker, guter Epigrammist und Erzähler übertrifft L. alle seine Vorgänger, selbst Konst. Demetr. Kantemir. Seine Geschichte Rußlands ist, was den Stoff anlangt, unbedeutend, allein die Prosa ganz correct. Außer den erwähnten Werken schrieb L. geistliche und weltliche Lieder, 2 Bände; Oden, unter denen seine „Petride" (ein Heldengedicht zur Verherrlichung der Thaten Peter's des Gr.) noch jetzt als Muster gilt, und mehrere Werke über Mineralogie, Metallurgik und Chemie. Die dritte Ausgabe seiner sämmtlichen Werke erschien zu Petersburg 1803 in 6 Bänden. Sein Leben beschrieb Tschitschagoff. In Archangel wurde ihm 1825 ein Denkmal errichtet.

London, die Hauptstadt des brit. Reichs, liegt an beiden Ufern der Themse, ungefähr 13 Meilen von deren Mündung in die Nordsee, inmitten einer auf der Nordseite etwas wellenförmigen Ebene. Der größere Theil der Stadt, auf dem höhern Norduser der Themse, gehört zur Grafschaft Middlesex, das Uebrige, auf dem niedrigern Süduser, zur Grafschaft Surrey. Die Stadt hat nur nach und nach durch Vergrößerung ihres eigentlichen Kerns und durch Einverleibung der umliegenden Ortschaften die gegenwärtige gewaltige Ausdehnung gewonnen. Dies zeigt sich vorzüglich in der Verwaltung und jurisdictionellen Eintheilung der Stadt. Der Kern der Stadt, das eigentliche London und der älteste Theil desselben, ist die City (civitas), am linken Ufer der Themse, die, mit vielen alten Privilegien ausgestattet, durch den Gemeinderath, bestehend aus dem Lord-Mayor, zwei Sheriffs, 26 Aldermen und 268 Rathsherren, verwaltet wird. Eine große Rolle im Gemeindeleben derselben spielen die 91 Innungen. Zwar hat die City keine Festungswerke mehr, doch erinnert an dieselben noch ein Thor (Temple Bar) auf der Straße nach Westminster, wo der König bei feierlichen Gelegenheiten unter gewissen Ceremonien Einlaß begehrt und empfangen wird. Kein Militär darf die City in Uniform betreten. In ihren engen, oft schmutzigen Straßen wohnen die meisten Geschäftsleute, wie sie denn der Mittelpunkt des Handels und der Gewerbe der ganzen Stadt ist. Westminster, westlich von Temple Bar gelegen, mit schönen breiten Straßen, den königlichen Palästen und den Parlamentshäusern, der Sitz der Staatsbehörden und der politischen und Beamtenwelt, hat eigene Gerichtsbarkeit und besondere Statuten und wird von einem High Steward, einem High Bailiff und 16 Burgesses verwaltet. Es hat weniger Privilegien als die City und darf kein Bürgerrecht verleihen, auch keine Handelscompagnien bilden. Um die City und Westminster liegen westlich, nördlich und östlich weitere Stadttheile, die durch die Einverleibung von einzelnen Ortschaften entstanden sind, deren Namen in den einzelnen Theilen derselben noch fortbestehen. Sie zerfallen in drei Divisionen, welche besondere Obrigkeiten und eigene Kirchspiele haben. Diese drei Divisionen sind Holborn-Division mit St.-Giles in the Fields, Maryele-bone, Paddington und Pancras, westlich von Westminster liegend, deshalb gewöhnlich West-End genannt, der Sitz der eleganten Welt und der hohen Aristokratie; Flinsbury, nördlich von der City, mit Clerkenwell, Finchley, Hornsey, Islington und Stoke Newington, von Gewerbtreibenden bewohnt, und Tower Hamlets mit Bethnal Green, Spitalfields, Hackney, Limehouse, Shadwell, Shoreditch, Stepney, Stratford, Wapping, Whitechapel, östlich von der City gelegen und daher East-End genannt, von Hafenarbeitern, Schiffsleuten, Handwerkern ꝛc., und Spitalfields, insbesondere von Seidenwebern bewohnt, ein unfashionabler Stadttheil. Auf dem südlichen Themseufer liegen Southwark, unter der Jurisdiction der City stehend, und Lambeth, ein Flecken, der mit Barnes, Battersea, Bermondsey, Camberwell, Clapham, Mortlake, Putney, Rotherhithe, Torting und Wandsforth Southwark umschließt und mit denselben die Brixton-Division bildet. Southwark und Lambeth sind von der niedrigsten Bevölkerung bewohnt und bestehen zum Theil aus großen Gehöften und Fabriken. Außerdem rechnet man im gemeinen Leben auch noch die Ortschaften Chelsea und Kensington im Westen von L., die Docks im Osten und Deptford und Greenwich im Südosten mit zur Stadt, die auf diese Weise etwa $1^1/_2$ Meilen lang und eine Meile breit ist. Bei

Digitized by Google

der Unbestimmtheit dessen, was man bei der täglich immer mehr sich erweiternden und benachbarte Orte in ihren Bereich ziehenden Stadt zu derselben zu rechnen habe, schwanken die Angaben über die Häuser- und Einwohnerzahl; jene giebt man von 200—250,000, diese von 2—2½ Mill. an. Die Häuser sind aus Ziegelsteinen gebaut, fast alle gleichen Aussehens, meist nicht sehr hoch und breit und nur in den bessern Stadttheilen mit Stuck überzogen. Die Straßen, deren man 10—14,000 zählt, sind gut gepflastert und an den Seiten mit Trottoirs versehen. Die Stadt besitzt eine Menge öffentlicher Gebäude, wie den Palast von St.-James, nördlich vom Park gleiches Namens gelegen und seit 1695 die Residenz der Könige, von großem Umfange und im Innern durch den Reichthum seiner zahlreichen Gemächer ausgezeichnet, dabei aber doch unansehnlich, unregelmäßig und nur aus Ziegelsteinen gebaut; den prächtigen, aber geschmacklosen, mit vielen Kosten erst in der neuern Zeit aufgebauten Buckinghampalast im St.-Jamespark, gegenwärtig die gewöhnliche Residenz der Königin bei ihrem Aufenthalte in der Stadt; Whitehall, ein weitläufiges viereckiges Gebäude, die alte Residenz der Könige, in der Karl I. enthauptet wurde; den Tower (s. d.), hart an der Themse, vor 400 Jahren die Wohnung der Könige; die Westminsterhalle (s. d.), in deren Nähe das ungeheuer große, jetzt im Bau vollendete neue Parlamentsgebäude in gothischem Stile auf einer Terrasse längs der Themse sich erhebt; ferner das Gebäude der Bank von England; das Haus der Ostindischen Compagnie, East-India-House, mit dem Asiatischen Museum und einer reichen Bibliothek; die nach dem Brande im J. 1838 im modernen Stile prächtig wieder aufgebaute Börse, Royal Exchange, mit Lloyd's Kaffeehaus (s. d.); die Münze; das neue Posthaus; das Zollhaus, Custom-House, mit einer schönen Façade, längs der Themse hin, hart am Wasser; das prächtige Gebäude des Staatsschatzes Treasury; Manslon-House, den Palast des Lord-Mayor, und Guild-Hall, das Rathhaus von L., mit einem ungeheuer großen, zu öffentlichen Festen bestimmten Saale; Lambeth-House, den alterthümlichen Palast des Erzbischofs von Canterbury, und das große Somerset-House, mit verschiedenen Bureaus und Sitzungssälen gelehrter Gesellschaften. Auch unter der großen Zahl anderer öffentlicher oder halböffentlicher Gebäude für Unterricht, Erziehung und für Verpflegung Armer und Kranker, sowie zur Aufbewahrung von Verbrechern zeichnen sich viele durch ihren Umfang, sowie durch ihre Architektur aus. Unter den 13 Bühnen, die L. zählt, sind anzuführen Queen's Theater, 2400 Zuschauer fassend, wo die ital. Opern gegeben werden; Drury-Lane, 3600 Zuschauer fassend, und Coventgarden, die beiden Hauptbühnen des engl. Schauspiels. Unter den etwa 500 Kirchen und Bethäusern von fast allen christlichen Confessionen und Secten giebt es nur wenig architektonisch ausgezeichnete. Die bedeutendsten sind die Paulskirche, das größte protestantische Gotteshaus nach Wren's (s. d.) Entwürfen, mit einem Kostenaufwand von 1,500,000 Pfd. Sterl. gebaut, 500 F. lang, 250 F. breit und im Kreuzpunkte von einer 340 F. hohen und 145 F. im Durchmesser haltenden Kuppel überwölbt; die Westminsterabtei (s. d.); die St.-Stephanskirche, das Meisterstück Wren's; die Kirche von St.-Martin, St.-Johann dem Evangelisten, St.-Georg ꝛc. Eine Zierde sind der St.-James-, der Green-, der Hyde- und der Regentspark im westlichen Theile von L., welche ebenso nützliche als schöne Spaziergänge bilden, sowie die vielen sogenannten Squares, d. h. Gärten, auf freien Plätzen angelegt und mit einem Gitter umgeben, zu denen die Bewohner der umliegenden Häuser den Zutritt haben, zum Theil geziert mit Statuen berühmter Männer. Für den schönsten wird Grosvenor-Square gehalten, mit der Reiterstatue Georg's II. Unter den mehr als 100 öffentlichen Plätzen sind zu erwähnen der kleine Platz mit der 202 F. hohen Säule, bekannt unter dem Namen des Monuments von L. und bestimmt, das Andenken an die große Feuersbrunst von 1666 zu erhalten; der Smithfieldplatz, der große Viehmarkt von L., auf dem jährlich gegen 1½ Mill. Hammel und Lämmer, 200,000 Ochsen und Kälber, über 200,000 Schweine und 60,000 Ferkel verkauft werden und der demzufolge gewiß der größte Viehmarkt auf der Erde ist; ferner die Märkte von Leadenhall, Newgate, Billingsgate und Coventgarden, der von Granit erbaut ist, sowie der Kohlenmarkt, auf dem jähr-

Digitized by Google

lich über 50 Mill. Buſhel Kohlen zum Verkauf kommen. Sechs prächtige Brücken verbinden die beiden durch die Themſe getrennten Theile der Stadt, nämlich die Waterloobrücke, die ſchönſte und größte, die Weſtminſter-, die Black-Friars-, die neue London-, die Southwark- und die Vaurhallbrücke, von denen die letztern beiden aus Eiſen gebaut ſind, die drittletzte aber, erſt ſeit einigen Jahren vollendet, ſich durch ihre Schönheit und die große Entwickelung ihrer Bogen auszeichnet. Am Hafen, wo es wegen der Schifffahrt unmöglich war, eine Brücke über den Fluß zu ſchlagen, iſt zur Verbindung der Tunnel (ſ. d.) angebracht. Nicht minder berühmt ſind die großen, mit unermeßlichen Magazinen umgebenen Docks (ſ. d.). Außer den öffentlichen Gebäuden enthält L. auch eine an ſich zwar anſehnliche, jedoch in Verhältniß der Größe der Stadt nicht bedeutend zu nennende Anzahl von Paläſten und andern großen Gebäuden, welche Privatleuten angehören. Die nennenswertheſten darunter ſind Apsley-Houſe, der Palaſt des Herzogs von Wellington, deſſen Erbauung 200,000 Pfd. St. gekoſtet; die Paläſte der Herzoge von Northumberland, Marlborough, Bedford, des Marquis von Stafford, der Lords Spencer und Grosvenor. Zu dieſen Privatgebäuden gehören auch das nach dem Muſter des römiſchen gebaute Pantheon, das jedoch nur zur Ausſtellung von Kunſtwerken, wie Panoramen ꝛc. benutzt wird, ſowie die Vergnügungsorte Vaurhall, Ranelagh und das Coloſſeum an Regents-Park. Elf Gascompagnien ſorgen für die Straßenerleuchtung und unterhalten mit einem ungeheuern Apparate jede Nacht, es mag Mondſchein ſein oder nicht, gegen 100,000 Gasflammen. Ebenſo verſorgen acht hydrauliſche Compagnien mittels zwölf großer Dampfmaſchinen und weitläufiger, durch alle Straßen L.'s geführter Waſſerleitungen alle Häuſer der Stadt bis in die höchſten Stockwerke mit Waſſer, deſſen ſie täglich über 5 Millionen Cubikfuß vertheilen.

Zahlreich ſind die wiſſenſchaftlichen und literariſchen Anſtalten, von denen wir erwähnen die London-Univerſität, die, von reichen Privaten nach einem umfaſſenden Plane gegründet und 1828 eröffnet, die theologiſchen Studien, um die mit den hochkirchlichen Univerſitäten zu Oxford und Cambridge verknüpften Uebelſtände zu vermeiden, aus dem Kreiſe der Vorleſungen ganz ausſchließt, damit Jedermann, ohne Anſehen des Glaubensbekenntniſſes, ſie benutzen kann; das Kings-College, eine von der Gegenpartei gegründete Univerſität, die, ganz im ſtrengſten Sinne des Anglikanismus, nur Studenten, die ſich zu demſelben bekennen, aufnimmt und hauptſächlich die anglikaniſche Theologie lehrt; das Sion-College, eine Schule für den anglikaniſchen Klerus; und das Greſham-College, in dem anglikaniſche Theologie, Jurisprudenz, Phyſik und andere Wiſſenſchaften gelehrt werden. Unter den Gymnaſien und lat. Schulen ſind die Charterhouſe-, Weſtminſter-, Merchant Taylor's- und St.-Pauls-School die berühmteſten. Eine Menge Specialſchulen ſorgen für die verſchiedenen Fachwiſſenſchaften. So die Schulen von Inner- und Middle-Temple, Lincoln's Inn, Gray Inn und Sergeants Inn für das Rechtsſtudium; die mit den angeſehenſten Hospitälern verbundenen und verſchiedene andere Lehranſtalten für das Studium der Medicin; eine Menge von wiſſenſchaftlichen Geſellſchaften gegründete Anſtalten und Vorleſungen, namentlich die London Inſtitution, die Royal Inſtitution of Great-Britain, die Mechanic's Inſtitution für Natur- und techniſche Wiſſenſchaften; endlich die königlichen Anſtalten von Chelſea, Greenwich und Sandhurſt für die Militärwiſſenſchaften. Der Privatſchulanſtalten wie der öffentlichen Elementarſchulen giebt es ebenfalls eine ungeheure Anzahl, obgleich die letztern für die Maſſe der untern Stände nicht hinlänglich ſind; die berühmteſte unter ihnen iſt die Chriſt's Hospital School, in der 600 Knaben unterhalten, gekleidet und mit den zum Handwerkerſtande nöthigen Kenntniſſen ausgerüſtet werden. Reicher als irgend eine andere Stadt der Erde iſt L. auch an gelehrten Geſellſchaften. Zu den wichtigſten gehören die Königliche Geſellſchaft, die ſich hauptſächlich mit den ſogenannten exacten Wiſſenſchaften beſchäftigt und eine der älteſten und bedeutendſten Anſtalten dieſer Art in Europa iſt; die königliche Malerakademie; die Linnéiſche Geſellſchaft mit dem reichſten Herbarium und einer Bibliothek, in welcher man die ſeltenſten Werke findet; die ſchon erwähnte Royal Inſtitution of Great-Britain, 1799 gegründet zu dem Zwecke, die

Digitized by Google

Resultate der exacten Wissenschaften ins praktische Leben überzutragen, mit prächtigem chemischen Laboratorium, physikalischem Cabinet und Modellsammlung, die Zoologische Gesellschaft, welche in schönen Gärten eine reiche Menagerie dem Publikum gegen Eintrittsgeld zur Beschauung bietet; die Gesellschaft zur Hebung der Künste, Manufacturen und des Handels, die über 5000 Mitglieder zählt, schöne Sammlungen von Modellen und physikalischen Instrumenten besitzt und jährlich Preise vertheilt; die Gesellschaft für Entdeckungen im innern Afrika, die durch Aussendung von Reisenden viel für die Aufhellung der Kenntnisse von diesem Erdtheile gethan hat; die Geographische Gesellschaft; die Biblische Gesellschaft, welche die Bibel in mehr als 140 Sprachen hat übersetzen lassen; die Gartenbaugesellschaft, die einen schönen Garten zu Versuchen besitzt, eine über die ganze Erde verbreitete Correspondenz unterhält und viele exotische Gewächse in England schon eingeführt hat; die schon erwähnte London Institution mit einer schönen Bibliothek; die Geologische Gesellschaft mit einer ausgesuchten Bibliothek und einer prächtigen Mineraliensammlung; die berühmte Königliche astronomische Gesellschaft; die Asiatische Gesellschaft (s. d.), welche durch Herausgabe einer Zeitschrift die Kunde Asiens fördert; die Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Kenntnisse, welche, unter dem Vorsitze Lord Brougham's, hauptsächlich durch Vertheilung nützlicher Schriften zu wirken sucht; und das Athenäum, ein Verein der ausgezeichnetsten Gelehrten Englands, der mehr als 1000 Mitglieder zählt, eine ausgezeichnete Bibliothek und ein prächtiges Local besitzt, und durch die Art des in ihm herrschenden Lebens mehr einem Club gleicht. Auch findet man in L. zahlreiche und ausgezeichnete wissenschaftliche Sammlungen, z. B. das Britische Museum, eine meist durch Vermächtnisse entstandene Anstalt, einzig in ihrer Art, welche die verschiedenartigsten, ausgezeichneten und reichen Sammlungen von Büchern, Handschriften, Gemälden, Kupferstichen, Medaillen, ägypt., griech. und röm. Bildwerken, ethnologischen und naturhistorischen Gegenständen vereinigt, und die Nationalgallerie, woran sich eine große Anzahl von wissenschaftlichen und Kunstsammlungen anschließen, die meist Privatbesitz sind. Die milden Stiftungen, deren die Stadt gegen 2000 zählt, mit einem jährlichen Einkommen von einer Mill. Pfd. St., unterstützen jährlich über 100,000 Personen. Es giebt außer den Marine- und Militärhospitälern 22 Hospitäler für Kranke und Gebrechliche, 107 Almosenhäuser für Arme und Dürftige, 18 Häuser zur Unterstützung für Bedürftige aller Art, 30 Häuser, wo Arzneien unentgeltlich vertheilt werden, überhaupt 216 Hospitäler. Die berühmtesten davon sind das Bartholomäus-, Thomas, Guy-, Chelsea- (für invalide Soldaten), Greenwich (für alte Seeleute), Bedlam- (für Geisteskranke) und Findlingshospital. Von den frommen Gesellschaften sind zu erwähnen die Gesellschaft zur Fortpflanzung der christlichen Religion (gestiftet 1795), welche Missionen in allen Theilen der Erde hat, und die große Bibelgesellschaft (s. d.). Dazu kommen die in der neuesten Zeit gegründeten Bade- und Waschanstalten, welche gegen einen geringen Preis den ärmern Classen zur Benutzung überlassen werden, sowie durch einen Verein für gesündere und bequeme Wohnungen zum Nutzen der Armen gesorgt worden ist. Der Gewerbfleiß L.'s erstreckt sich auf die Verfertigung fast aller Arten von Waaren, vorzüglich aber auf Seiden-, Baumwollen-, Leder- und Luxuswaaren und raffinirten Zucker; am bedeutendsten sind die Bierbrauereien, deren es 106 größere giebt, von denen mehrere jährlich über $^1/_2$ Mill. Faß Bier brauen. In Bezug auf Handel und Schifffahrt nimmt die Stadt den ersten Rang auf der Erde ein. Man berechnet die jährliche Ausfuhr auf 60 Mill. Pfd. St. und die Einfuhr fast eben so hoch, und das Capital der Londoner Kaufleute auf 260 Mill. Pfd. St. Jährlich laufen im Hafen von L. 10,000 große Schiffe mit zwei Mill. Tonnen Gehalt, sowie über 6000 Küstenfahrzeuge ein. Die Zahl der Boote und Fähren zum Ein- und Ausladen, Ueberfahren ꝛc. beläuft sich auf 10 000. Den Hafen von London (Pool) bildet die Themse von der Londonbrücke an bis eine Meile unterhalb des östlichen Punktes von L., die hier immer gedrängt voll Schiffe liegt. Dazu befördern eine Menge Dampfschifffahrts- und Eisenbahnlinien, deren Zahl mit jedem Jahre zunimmt, den Verkehr nach allen Seiten hin. Wichtiger noch sind die zur innern Förderung des Handels bestimmten Anstalten

Digitized by Google

die Bank von England, die Börse, die Stockbörse, die Lloyds, die Kornbörse, die Verkaufshalle, eine Menge Privatbanken (gegen 80), Assecuranzen (16—18) und Handelsgesellschaften, an deren Spitze die Ostindische Compagnie steht. Der Buchhandel wird von beinahe 900 Buchhandlungen und die Buchdruckerei von 300 Officinen betrieben. L. ist der Sitz der höchsten Staatsbehörden des brit. Reichs und der höchsten Gerichtshöfe desselben. Für die innere Sicherheit der Stadt sorgen die seit 1829 organisirte treffliche Polizei, die reitende Polizei und die Nachtwächter. Die Garnison ist im Verhältniß zur Größe der Stadt höchst unbedeutend. Für Uebelthäter giebt es eine Menge Gefängnisse, von denen Newgate für Criminalverbrecher und Kingsbench (s. d.) für Schuldgefangene die berühmtesten sind. Den geselligen Verkehr befördern wie in allen großen Städten auch hier Gasthäuser, Kaffeehäuser, Vergnügungsorte aller Art und zwar von der niedrigsten Stufe bis zur höchsten Verfeinerung; als eine Eigenthümlichkeit des englischen und insbesondere des Londoner Lebens sind aber die Clubs (s. d.) zu nennen, welche den Einheimischen und noch mehr den Fremden für manchen Mangel im geselligen Leben der Engländer entschädigen müssen, und von denen die meisten schöne, ja prachtvolle, mit allen Erfindungen des Luxus versehene Localitäten innehaben oder gar selbst besitzen.

L. kommt zur Zeit der Römer unter verschiedenen Namen (Londinum, Lundinium, Legio secunda Augusti und Augusta Trinobantum) vor und war der That nach eine röm. Colonie. Konstantin der Große umgab es mit Mauern und nach Einführung des Christenthums wurde es der Sitz eines Bischofs. Im J. 449 kam es in den Besitz der Sachsen, und zur Zeit der Heptarchie war es Sitz der Könige von Esser. Alfred der Große erhob es zur Hauptstadt seines Reichs und gab ihm große Freiheiten, die 1067 von Wilhelm dem Eroberer, der den Tower erbaute, bestätigt wurden. Durch König Johann erhielt die Stadt 1210 die Grundzüge ihrer gegenwärtigen Verfassung. Von dieser Zeit an folgte sie ganz der Entwickelung des engl. Reichs, mit dessen Schicksalen sie als Hauptstadt aufs engste verknüpft blieb. Besonders von der Reformation an war sie in unaufhörlichem Aufblühen begriffen; schon zu dem Heere gegen die span. Armada konnte sie ein Contingent von 20,000 M. und 38 Schiffen stellen. Unter der Königin Elisabeth war L. zwar noch fast einzig auf die jetzige City beschränkt und von Westminster durch einen weiten Raum getrennt, indem eine Menge Gärten in seinem Umkreis lagen, demungeachtet glaubte die Königin schon damals durch Verbote der Vergrößerung der Stadt, die sie beunruhigte, entgegenwirken zu müssen. In den Bürgerkriegen unter Karl I. wurde sie auf Befehl des Parlaments mit Festungswerken umgeben, von denen sich kaum noch eine Spur findet. Am 2. Sept. 1666 verlor sie zwar durch eine Feuersbrunst über 13,000 Häuser, allein die Zunahme des Handels und der steigende Wohlstand glichen bald diesen Schaden wieder aus und ließen sie schöner wieder entstehen. Aber erst in der neuesten Zeit hat der Wachsthum L.'s und die tägliche Steigerung seines Reichthums und seiner Herrlichkeiten wie seiner Armuth und seines Elends in einem Maße zugenommen, daß nicht abzusehen ist, wo diese sich immer potenzirende Steigerung enden wird. Vgl. Allen History of L." (4 Bde., Lond. 1829. 4.), Jäger „Neuestes Gemälde von L." (2 Bde., Hamb. 1839), Neigebaur und Moriarty „L., ein Handbuch für Reisende" (Lpz. 1843).

Londoner Conferenz nennt man die über Griechenland (s. d.) zu London seit 1826 gepflogenen Ministerialconferenzen, vorzugsweise aber den Congreß, welcher auf Einladung des Königs der Niederlande am 1. Nov. 1830 in London zusammentrat, um über die politische Trennung Süd- und Nordniederlands zu unterhandeln. Von Seiten Oesterreichs war Fürst Esterhazy Bevollmächtigter, dem Baron Wessenberg und später Baron Neumann, beigesellt ward; von Frankreich Talleyrand; von England, nachdem Aberdeen abgetreten war, Palmerston; von Preußen Baron Bülow; von Rußland Fürst Lieven und später als außerordentlicher Bevollmächtigter auch Graf Matuszewitz. Der holländische Gesandte wohnte den Berathungen bei und das erste Protokoll vom 4. Nov. 1830 sprach nur von einer Beendigung der Unruhen in „den Staaten Sr. Maj. des Königs der Niederlande." Es verfügte die Absendung franz. und engl. Commissarien zur Ver-

Digitized by Google

mittelung einer Waffenruhe, wobei die Truppen sich hinter die Demarcationslinie, wie sie vor dem 30. Mai 1829 gewesen war, zurückzieben sollten. Indessen hatten die kräftigen Vorstellungen des belgischen Agenten Van de Weyer Eindruck genug auf die Conferenz gemacht, um sie bereits den 20. Dec. 1830 zu der Aeußerung im Protokolle zu bewegen: „die Conferenz werde sich damit beschäftigen, die neuen Maßregeln zu erörtern und zu verabreden, die am geeignetsten dazu wären, die künftige Unabhängigkeit Belgiens mit den tractatmäßigen Stipulationen, mit den Interessen und der Sicherheit der übrigen Staaten und mit der Aufrechthaltung des europäischen Gleichgewichts zu verschmelzen." Nun ernannte die belgische provisorische Regierung den Van de Weyer und Vilain XIV. zu Commissarien bei der Conferenz. Letzterer stellte denn auch in dem Definitivprotokolle vom 20. Jan. 1831, wie in dem folgenden vom 27. Jan. Bedingungen der Trennung auf, die allerdings mit den Ansprüchen der Belgier grell contrastirten und namentlich ihm das ganze Luxemburg absprachen. Holland beeilte sich, beide Protokolle anzunehmen und auf den Protest, den der belgische Congreß einlegte, ward nicht geachtet. Vielmehr verfügte die Conferenz wenigstens negativ über die belgische Souveränetät, indem sie den Herzog von Leuchtenberg ausschloß, nachdem Louis Philipp im Namen des Herzogs von Nemour die belgische Krone ausgeschlagen hatte. Der Festigkeit des Prinzen Leopold von Sachsen-Coburg, dem nun die belgische Krone angetragen wurde, gelang es, einerseits die überspannten Ansprüche der Belgier zu mäßigen, andererseits die Conferenz zu dem Zugeständniß einer Entschädigung für Luxemburg zu bewegen. Dennoch aber war eine Einigung auf den Grund des Protokolls vom 20. Jan. nicht zu erlangen, und obwohl die Conferenz das Letztere für fundamental und unwiderruflich erklärte und von den Belgiern die unbedingte Annahme desselben forderte, auch mit der Abreise der engl. und franz. Gesandten aus Brüssel drohte, so beharrten die Belgier, im Vertrauen auf die polnischen Verwickelungen, auf Frankreich und auf die allgemeine Abneigung der Regierungen gegen den Krieg, gleichwohl beharrlich auf der Weigerung zu harte Bedingungen anzunehmen. Schwerlich würde der Trotz der heftigen Partei allein zum Heile geführt haben. Aber dem künftigen Könige der Belgier selbst konnte das Wohl dieses Staates nicht gleichgültig sein und die englischen Minister waren ihm eng verbündet. Auch war die englische Politik in der That, sobald die Niederlande einmal nicht vereinigt blieben und da kein Kampf gegen Frankreich im Vordergrunde stand, eher bei einer Schwächung als Verstärkung Hollands interessirt. Frankreich aber sympathisirte lebhaft mit Belgien. So erschienen denn auf einmal am 25. Juni 1831 die 18 Artikel des 26. Protokolls, die einen weit günstigeren Charakter für Belgien hatten, als die unwiderruflichen vom 20. Januar. Auch nahm sie der belgische Congreß am 9. Juli mit starker Majorität an. Nun war aber die Reihe des Verwerfens an dem König von Holland und seine Minister hatten eine gute Gelegenheit, ihre staatsrechtlichen und diplomatischen Kenntnisse in Deductionen zu bethätigen, welche die Inconsequenz jenes Verfahrens hervorheben sollten. Doch nicht blos mit Worten vertheidigte Holland sein Recht. Umsonst ward Wessenberg von der Conferenz nach dem Haag gesendet, um zum Frieden zu mahnen. Die holländische Armee überschritt die belgischen Grenzen, um nach siegreichen Gefechten sich vor den eingerückten franz. Truppen wieder zurückzuziehen. Letztere, wie die in den Dünen erschienene engl. Flotte, erklärte die Conferenz für eine Executionsmacht zur Erhaltung des Friedens. Was Holland durch diesen seltsamen Feldzug unbezweifelt erlangt hatte, die Schwächung des moralischen Ansehens der Belgier, das sollte ihm doch weniger helfen, als zu erwarten war. Denn die 24 Artikel, über die sich die Conferenz in dem (49.) Schlußartikel vom 14. Oct. vereinigte, waren immer noch den Belgiern annehmbar. Sie verfügten eine Theilung Luxemburgs und Limburgs, sowie eine billige Concurrenz der mercantilischen und finanziellen Verhältnisse. Auch ward die Ausführung dieser Artikel unter die Garantie der fünf Mächte gestellt, die „übereingekommen, die vollkommene und unumwundene Annahme der genannten Artikel Seitens der entgegenstrebenden Partei, welche dieselbe verwerfen sollte, herbeizuführen." Als nun Belgien diese den 1., 3. und 14. Nov. annahm, ward der Entwurf

in einen förmlichen Vertrag zwiſchen dem König der Belgier und den fünf Mächten verwandelt, den 15. Nov. unterzeichnet und dadurch die Anerkennung des belgiſchen Königreichs erwirkt. Letztere dürfte das wichtigſte und wahrhaft unabänderliche Reſultat der Conferenz ſein. Denn was die Ausführung jener 24 Artikel betraf, ſo erfolgte allerdings kein energiſcher Zwang gegen das ihre Annahme beharrlich verweigernde Holland. Eine lange Zeit hielt man ſich mit Streitnoten über die einzelnen Punkte derſelben hin und um das Ende des Jahres zeigte ſich die Conferenz nicht abgeneigt, über eine Modification dieſer garantirten Artikel ſich in Unterhandlungen einzulaſſen. Die nordiſchen Mächte, beruhigt durch die Unterdrückung der polniſchen Revolution und furchtloſer gegen Frankreich geworden, waren bereiter, auch ihrerſeits etwas für Holland zu thun und mögen wenigſtens ſeinen Widerſtand, in Betrachtung möglicher Fälle, nicht ungern geſehen haben. Dennoch war ſoviel erzielt, daß auch Holland die Trennung Belgiens anerkannte und nur noch für eine Wahrung ſeiner Intereſſen bei der Ausführung ſich bemühte. Die nordiſchen Mächte aber unterſtützten dieſes Streben, indem ſie die 24 Artikel nur unter Vorbehalt der nothwendigen Modificationen ratificirten. Oeſterreich und Preußen gedachten auch der Rechte des deutſchen Bundes rückſichtlich Luxemburgs. Dieſe letztere Angelegenheit ward nun von Holland fortwährend als eine ganz abgeſonderte, der Conferenz nicht angehörige Frage dargeſtellt; der natürliche Keim zu ferneren Rückhalten und Verwickelungen. Belgien befolgte während dieſer ganzen Zeit die richtige Politik, ſich als einig mit der Conferenz und fügſam gegen ihre Wünſche zu zeigen; wodurch dieſe genöthigt ward, auch wenn ſie es nicht gewollt hätte, die gewünſchten Rückſichten zu beobachten. So als Holland einen belgiſchen Senator, Thorn, widerrechtlich verhaftet und Belgien Repreſſalien gebraucht hatte. Hier leiſtete Belgien der Conferenz Folge. Thorn aber ward nicht von Holland, ſondern durch einen Beſchluß des deutſchen Bundestags freigegeben. Holland hielt einzelne Theile Belgiens und namentlich die Citadelle von Antwerpen beſetzt und Belgien begnügte ſich, die Conferenz in dieſer Angelegenheit um ihr Einſchreiten zu bedrängen. Nach manchen Weiterungen verfügte ſie denn auch durch das Protokoll vom 1. Oct. 1832 die Anwendung von Zwangsmaßregeln gegen Holland, indem ſie nämlich Belgien das Recht ertheilte, vom 15. Oct. an für jede Woche des Verzugs der Räumung 1 Mill. Gulden von den Rückſtänden der Schuld abzuziehen. Allein nicht eigentlich die Conferenz beſchloß dies. Denn die Geſandten Oeſterreichs, Preußens und Rußlands erklärten, zwar das Verfahren Hollands zu mißbilligen, aber nicht bevollmächtigt zu ſein, in die Ausführung jener Vorſchläge zu willigen, ſchlugen vielmehr nochmalige diplomatiſche Verſuche bei dem König der Niederlande vor. Damit konnten ſich England und Frankreich nicht vereinigen und ſonach war die Conferenz getrennt. England verfügte das Embargo auf die holländiſchen Schiffe und eine Blokade der niederländiſchen Küſte; Frankreich beſchloß den Angriff auf die Citadelle von Antwerpen. Preußen dagegen fuhr im Namen ſeiner Freunde mit Vermittelungsvorſchlägen fort. So trat ſeit dem Oct. 1832 an die Stelle der Conferenzprotokolle ein Notenwechſel, der die Sache nicht weiter brachte, bis das Einrücken franz. Truppen im Dec. 1832 und die Einnahme der Citadelle von Antwerpen durch dieſelben, ſowie die Blokade der Schelde und der holländ. Küſte durch eine franz.-engl. Flotte den Knoten durchſchnitt. Der Londoner Vertrag vom 21. Mai 1833 machte dieſen Zwangsmaßregeln ein Ende und ſetzte den bekannten Status quo feſt, der **Belgien** (ſ. d.) ſehr nützlich war. Die Conferenz machte hierauf nur ſchwache Verſuche die Unterhandlungen fortzuſetzen und brach ſie im Aug. 1833 ganz ab. Darauf erklärte ſich Holland 1838 zur Annahme der 24. Artikel bereit, das Conferenzprotokoll vom 22. Jan. 1839 regulirte die Trennung und die übrigen damit verbundenen Fragen definitiv und der endliche Friedensvertrag wurde von Seiten der Niederlande am 4. Febr., von Seiten Belgiens am 19. April 1839 unterzeichnet.

Londonderry, Charl. Will. **Stewart**, Marquis von, ſ. **Vane Londonderry**.

Londonderry, Henry Robert **Stewart**, Marquis von, ſ. **Caſtlereagh**, Lord.

Digitized by Google

Longchamps, ein in neuerer Zeit wieder in Aufnahme gekommener glänzender Vergnügungsort für die vornehme Pariser Welt, liegt in der Nähe von Paris unterhalb der Hauptstadt am Ufer der Seine. Der Ort war früher ein Nonnenkloster, gestiftet von der Schwester Ludwig's des Heiligen, Isabella, die hier 1269 starb, und ist außerdem noch der Begräbnißort zweier französischer Prinzessinnen, der Blanka, Tochter Philipp's des Langen und Johanna von Navarra. L. war besonders vor der Revolution und vorzüglich in der Charwoche der Ort, wohin die Pariser Großen ihre Lustfahrten richteten, wenn sie ihren Glanz zeigen und in ihrer Pracht gesehen werden wollten. Das Zusammenströmen war hier in jener Zeit ungeheuer und die Kostbarkeit erstreckte sich bis auf die Hufeisen der Pferde, die nicht selten von gediegenem Silber waren. Zur Zeit der Revolution, wo wie alle Klöster Frankreichs auch L. aufgehoben wurde, gerieth es allmälig in Vergessenheit, kam aber unter Napoleon, wenn auch nicht im alten Glanze, doch in Etwas wieder in Aufnahme. Ueberhaupt stieg und erlosch der Glanz der Lustfahrten nach L., je nachdem es die Zeitperiode gerade gestattete, Reichthum zu zeigen oder nicht. So hörten sie z. B. nach der Restauration fast ganz auf und erst später wählten die Pariser Schönen den Weg nach L. wieder zum Paradeorte, denn meistens fahren die Wagen blos bis an das Thor von L. und kehren alsdann wieder um. Ob die Februarrevolution eine Abänderung dieser Gewohnheit herbeiführen wird, muß die Zeit lehren.

Longhi, Joseph, geb. den 13. Oct. 1766 zu Monza, mit Körperkräften wohl ausgerüstet, jugendlich frisch und heiter, studirte, obschon von Hause aus für die Handlung bestimmt, Philosophie und Theologie und widmete sich später den zeichnenden Künsten, besonders der Kupferstecherkunst unter Evangelisti in Mailand. Drauf reiste er nach Rom, um sich weiter auszubilden, kehrte in sein Vaterland zurück, wo er sich eine sehr zweckmäßige Maschine zum Arbeitstisch erfand, und ward nach Evangelisti's Tode 1790 Professor der Kupferstecherkunst in Mailand, als welcher er der Lehrer eines Anderloni, Garavaglia, Bisi, Felsing, Caspar, Krüger, Steinla u. A. wurde. Außerdem versuchte sich auch L. in Dichtungen mit Glück, sowie er der Verf. von Michel Angelo's Biographie in „Bettoni's Raccolta etc." ist. Seine Abhandlung über die Kupferstecherkunst, „La teoria della Calcografia" (Mail. 1830), worin er über die Würde, die Nützlichkeit, den Ursprung und die Fortschritte derselben handelt, ist von hohem Werthe. Den Stich von M. Angelo's jüngstem Gerichte konnte L. nicht vollenden, er starb am 2. Januar 1831. Kein gleichzeitiger Künstler verstand in seinen Stichen das Fleisch mit solcher Lebendigkeit wiederzugeben wie er. Er war Meister in jeder Art des Stichs, ordnete aber seine technische Wissenschaft stets dem Kunstzwecke unter. In der freien Stichmanier, in welcher sich Radirung mit kalter Nadel verbindet, übertraf er selbst die frühern großen Meister; so in den Philosophen nach Rembrandt und in seinem Dandalo nach Mettrini. Seine nach Correggio gestochene Magdalena bringt mit fast unglaublicher Treue die Durchsichtigkeit und Zartheit des bewunderten Originals durch den Grabstichel zur Anschauung. Ebenso vortrefflich sind seine nach Albani gestochene Galathea, wie sie in einer Muschel auf den Wellen schwimmt, seine Vision des Hesekiel nach Rafael und sein „Sposalizio", d. i. die Vermählung der heil. Jungfrau nach Rafael.

Longinus, Dionysius Cassius, geb. um 213 n. Chr., Schüler des Ammonios Sakos, ein eifriger platonischer Philosoph, berühmter griechischer Redner, großer Kritiker, Sprach- und Alterthumsforscher. Sein Geburtsort ist nicht bekannt; Einige geben Emesa in Syrien an, Andere, wie Ruhnken, Athen, wo er auch lange Zeit lehrte. Später folgte er dem Rufe der Königin Zenobia nach Palmira, als Lehrer und Erzieher ihrer Kinder; da er indeß dieser, seiner vielfachen und gründlichen Kenntnisse wegen, auch in Staatsangelegenheiten als Rath zur Seite stand, so wurde er als solcher, bei den spätern Schicksalen dieser Königin, auf Befehl des Kaisers Aurelian 273 n. Chr. hingerichtet (vgl. Ruhnken, „De Longino", Leyd. 1776, 4.). Von seinen vielen Schriften, unter welchen besonders sein Commentar über Platon und seine „*Φιλόλογοι ὁμιλίαι*" gerühmt werden; haben sich nur noch Fragmente seiner Abhandlung über das Erhabene erhalten; die zuerst von

Digitized by Google

Fr. Robertellus (Basel 1554, 4.), dann von Jacob Tollius (Utrecht 1694, 4.), Zach. Pearce (Lond. 1724, 4.), am besten von Toup und Rhunken (Orf. 1778), von Morus (Leipz. 1769 u. 1773) und von Weiske (ebend. 1809) herausgegeben; von Heinecken (Dresd. 1742) und von Schlosser (Leipz. 1781) aber ins Deutsche, von Boileau ins Französische übersetzt wurden. In neuester Zeit wurde ihre Echtheit in Zweifel gezogen, namentlich von Knox in den „Remarks on the supposed Dionys L." (Lond. 1826).

Longobarden oder Langobarden, ein Zweig des großen germanischen Völkerstammes, der die morsch gewordene alte Welt umstürzte und umgestaltete, soll seinen Namen von den langen Bärten (longa barba), nach Andern von den langen Barden, d. i. Spießen, oder von der langen Börde, einem Landstrich im Lüneburgschen und Magdeburgschen, den sie bewohnt, erhalten haben. Sie wohnten ursprünglich an der Elbe, von dem heutigen Lüneburgschen bis ins Magdeburgsche hin, wo sie Tiberius traf und mit ihnen kämpfte. Die ältesten Thaten des kleinen aber tapfern Volkes, die uns von seinem Geschichtschreiber Paul Warnefried, der selbst ein Longobarde war und zur Zeit Karl's des Großen lebte, aus alten Ueberlieferungen und oft wörtlich übertragenen Liedern beschrieben sind, hüllen sich in unsichere Sagen. Sie treten zuerst zur Zeit des großen Markomannenbundes unter Marbod hervor, zu welchem sie gehörten, sich aber bald von ihm trennten und dem Cheruskerbund zutraten. Dann über die Cherusker sich erhebend und diese aus ihren Wohnsitzen an der Nordseite des Harzes drängend, wurden sie unter den dortigen Völkerschaften das mächtigste und dehnten ihre Sitze von Cleve bis nach dem Lüneburgschen hinauf aus. Später aber tritt ihr Name wieder auf einige Zeit in's Dunkel zurück; doch aber erhielten sie sich unter allen Kriegen und Wanderungen, durch welche so viele altgermanische Völkerschaften unterdrückt wurden, und erschienen um die Zeit des Falles von Westrom neben den Rugiern, Herulern und Gepiden an der Niederdonau wieder, von wo aus sie geraume Zeit nachher zu wichtigen Thaten berufen wurden. Sie nahmen indeß die leergewordenen Sitze der Rugier ein, zerstörten das Reich des Herulerfürsten Rudolph, geriethen, nachdem sie vom oströmischen Kaiser Justinian (526 n. Chr.) in Pannonien aufgenommen waren, auf dessen Veranlassung unter ihrem angeblich neunten Könige Audoin mit den nur durch die Donau von ihnen geschiedenen Gepiden in hartnäckigen Kampf, den endlich Audoin's Sohn, Alboin, beendigte. Dieser, dessen ganze, noch lange in Liedern gepriesene und daher von Sagen entstellte Geschichte einen schauerlich-romantischen Charakter trägt, verband sich mit den Awaren, überwand den Gepidenkönig Cunimund, zwang dessen Tochter Rosamunde sich mit ihm zu vermählen und zerstörte (um 566) das Reich gänzlich. Doch das eroberte Land den Awaren überlassend, folgte er selbst der Einladung des von Justinian zum Statthalter über Italien eingesetzten und sich von seinem Herrn gekränkt glaubenden Narses und zog (568) mit seinem ganzen Volke, Weibern, Kindern, Leibeigenen und Heerden, nach Italien, um die Longobardenherrschaft hierher zu verpflanzen. Pavia wurde, nachdem es durch eine hartnäckige dreijährige Belagerung zur Uebergabe gezwungen war, die Hauptstadt des neuen Reiches, welches den größten Theil Italiens, besonders die später von diesem Volke selbst benannte Lombardei umfaßte. Das Exarchat von Ravenna, die Küstenstädte in Ligurien, die Ducate von Rom und Neapel, Calabrien und die äußerste Südspitze verblieben noch den Byzantinern. Die Grenzen, gleich Anfangs in buntem Gemisch durch einander laufend, wechselten in der Folge häufig; denn die Kriege mit den römischen Exarchen hörten nicht eher auf, bis jene aus Italien getrieben waren. Alboin wurde schon, ehe er noch seine Eroberungen vollenden und im Innern ordnen konnte, im vierten Jahre seiner Regierung auf Rosamunde's Veranstaltung ermordet (573). Ein gleiches Schicksal hatte der nach ihm gewählte Kleph, der noch nicht zwei Jahre regierte. Zehn Jahre lang herrschten nun, während der Minderjährigkeit Authar's, des Sohnes Kleph's, dreißig Herzöge, jeder über seine Stadt, bis die Verwirrung durch die Erhebung Authar's zum Throne (596) gelöst wurde. Dieser setzte die Eroberungen Alboin's fort und machte Neapel, Salerno, Benevent und Capua zu longobardischen Städten. Unter den folgenden Herrschern schwächten innere Kämpfe, neben Fortfüh-

Digitized by Google

Longchamps, ein in neuerer Zeit wieder in Aufnahme gekommener glänzender Vergnügungsort für die vornehme Pariser Welt, liegt in der Nähe von Paris unterhalb der Hauptstadt am Ufer der Seine. Der Ort war früher ein Nonnenkloster, gestiftet von der Schwester Ludwig's des Heiligen, Isabella, die hier 1269 starb, und ist außerdem noch der Begräbnißort zweier französischer Prinzessinnen, der Blanka, Tochter Philipp's des Langen und Johanna von Navarra. L. war besonders vor der Revolution und vorzüglich in der Charwoche der Ort, wohin die Pariser Großen ihre Lustfahrten richteten, wenn sie ihren Glanz zeigen und in ihrer Pracht gesehen werden wollten. Das Zusammenströmen war hier in jener Zeit ungeheuer und die Kostbarkeit erstreckte sich bis auf die Hufeisen der Pferde, die nicht selten von gediegenem Silber waren. Zur Zeit der Revolution, wo wie alle Klöster Frankreichs auch L. aufgehoben wurde, gerieth es allmälig in Vergessenheit, kam aber unter Napoleon, wenn auch nicht im alten Glanze, doch in Etwas wieder in Aufnahme. Ueberhaupt stieg und erlosch der Glanz der Lustfahrten nach L., je nachdem es die Zeitperiode gerade gestattete, Reichthum zu zeigen oder nicht. So hörten sie z. B. nach der Restauration fast ganz auf und erst später wählten die Pariser Schönen den Weg nach L. wieder zum Paradeorte, denn meistens fahren die Wagen blos bis an das Thor von L. und kehren alsdann wieder um. Ob die Februarrevolution eine Abänderung dieser Gewohnheit herbeiführen wird, muß die Zeit lehren.

Longhi, Joseph, geb. den 13. Oct. 1766 zu Monza, mit Körperkräften wohl ausgerüstet, jugendlich frisch und heiter, studirte, obschon von Hause aus für die Handlung bestimmt, Philosophie und Theologie und widmete sich später den zeichnenden Künsten, besonders der Kupferstecherkunst unter Evangelisti in Mailand. Drauf reiste er nach Rom, um sich weiter auszubilden, kehrte in sein Vaterland zurück, wo er sich eine sehr zweckmäßige Maschine zum Arbeitstisch erfand, und ward nach Evangelisti's Tode 1790 Professor der Kupferstecherkunst in Mailand, als welcher er der Lehrer eines Anderloni, Garavaglia, Bisi, Felsing, Caspar, Krüger, Steinla u. A. wurde. Außerdem versuchte sich auch L. in Dichtungen mit Glück, sowie er der Verf. von Michel Angelo's Biographie in „Bettoni's Raccolta etc." ist. Seine Abhandlung über die Kupferstecherkunst, „La teoria della Calcografia" (Mail. 1830), worin er über die Würde, die Nützlichkeit, den Ursprung und die Fortschritte derselben handelt, ist von hohem Werthe. Den Stich von M. Angelo's jüngstem Gerichte konnte L. nicht vollenden, er starb am 2. Januar 1831. Kein gleichzeitiger Künstler verstand in seinen Stichen das Fleisch mit solcher Lebendigkeit wiederzugeben wie er. Er war Meister in jeder Art des Stichs, ordnete aber seine technische Wissenschaft stets dem Kunstzwecke unter. In der freien Stichmanier, in welcher sich Radirung mit kalter Nadel verbindet, übertraf er selbst die frühern großen Meister; so in den Philosophen nach Rembrandt und in seinem Dandalo nach Mettrini. Seine nach Correggio gestochene Magdalena bringt mit fast unglaublicher Treue die Durchsichtigkeit und Zartheit des bewunderten Originals durch den Grabstichel zur Anschauung. Ebenso vortrefflich sind seine nach Albani gestochene Galathea, wie sie in einer Muschel auf den Wellen schwimmt, seine Vision des Hesekiel nach Rafael und sein „Sposalizio", d. i. die Vermählung der heil. Jungfrau nach Rafael.

Longinus, Dionysius Cassius, geb. um 213 n. Chr., Schüler des Ammonios Sakos, ein eifriger platonischer Philosoph, berühmter griechischer Redner, großer Kritiker, Sprach- und Alterthumsforscher. Sein Geburtsort ist nicht bekannt; Einige geben Emesa in Syrien an, Andere, wie Rhunken, Athen, wo er auch lange Zeit lehrte. Später folgte er dem Rufe der Königin Zenobia nach Palmira, als Lehrer und Erzieher ihrer Kinder; da er indeß dieser, seiner vielfachen und gründlichen Kenntnisse wegen, auch in Staatsangelegenheiten als Rath zur Seite stand, so wurde er als solcher, bei den spätern Schicksalen dieser Königin, auf Befehl des Kaisers Aurelian 273 n. Chr. hingerichtet (vgl. Rhunken, „De Longino", Leyd. 1776, 4.). Von seinen vielen Schriften, unter welchen besonders sein Commentar über Platon und seine „*Φιλόλογοι ὁμιλίαι*" gerühmt werden; haben sich nur noch Fragmente seiner Abhandlung über das Erhabene erhalten; die zuerst von

Digitized by Google

Fr. Robertellus (Basel 1554, 4.), dann von Jacob Tollius (Utrecht 1694, 4.), Zach. Pearce (Lond. 1724, 4.), am besten von Toup und Rhunken (Oxf. 1778), von Morus (Leipz. 1769 u. 1773) und von Weiske (ebend. 1809) herausgegeben; von Heinecken (Dresd. 1742) und von Schlosser (Leipz. 1781) aber ins Deutsche, von Boileau ins Französische übersetzt wurden. In neuester Zeit wurde ihre Echtheit in Zweifel gezogen, namentlich von Knox in den „Remarks on the supposed Dionys L." (Lond. 1826).

Longobarden oder Langobarden, ein Zweig des großen germanischen Völkerstammes, der die morsch gewordene alte Welt umstürzte und umgestaltete, soll seinen Namen von den langen Bärten (longa barba), nach Andern von den langen Barden, d. i. Spießen, oder von der langen Börde, einem Landstrich im Lüneburgschen und Magdeburgschen, den sie bewohnt, erhalten haben. Sie wohnten ursprünglich an der Elbe, von dem heutigen Lüneburgschen bis ins Magdeburgsche hin, wo sie Tiberius traf und mit ihnen kämpfte. Die ältesten Thaten des kleinen aber tapfern Volkes, die uns von seinem Geschichtschreiber Paul Warnefried, der selbst ein Longobarde war und zur Zeit Karl's des Großen lebte, aus alten Ueberlieferungen und oft wörtlich übertragenen Liedern beschrieben sind, hüllen sich in unsichere Sagen. Sie treten zuerst zur Zeit des großen Markomannenbundes unter Marbod hervor, zu welchem sie gehörten, sich aber bald von ihm trennten und dem Cheruskerbund zutraten. Dann über die Cherusker sich erhebend und diese aus ihren Wohnsitzen an der Nordseite des Harzes drängend, wurden sie unter den dortigen Völkerschaften das mächtigste und dehnten ihre Sitze von Cleve bis nach dem Lüneburgschen hinauf aus. Später aber tritt ihr Name wieder auf einige Zeit in's Dunkel zurück; doch aber erhielten sie sich unter allen Kriegen und Wanderungen, durch welche so viele altgermanische Völkerschaften unterdrückt wurden, und erschienen um die Zeit des Falles von Westrom neben den Rugiern, Herulern und Gepiden an der Niederdonau wieder, von wo aus sie geraume Zeit nachher zu wichtigen Thaten berufen wurden. Sie nahmen indeß die leergewordenen Sitze der Rugier ein, zerstörten das Reich des Herulerfürsten Rudolph, geriethen, nachdem sie vom oströmischen Kaiser Justinian (526 n. Chr.) in Pannonien aufgenommen waren, auf dessen Veranlassung unter ihrem angeblich neunten Könige Audoin mit den nur durch die Donau von ihnen geschiedenen Gepiden in hartnäckigen Kampf, den endlich Audoin's Sohn, Alboin, beendigte. Dieser, dessen ganze, noch lange in Liedern gepriesene und daher von Sagen entstellte Geschichte einen schauerlich-romantischen Charakter trägt, verband sich mit den Awaren, überwand den Gepidenkönig Cunimund, zwang dessen Tochter Rosamunde sich mit ihm zu vermählen und zerstörte (um 566) das Reich gänzlich. Doch das eroberte Land den Awaren überlassend, folgte er selbst der Einladung des von Justinian zum Statthalter über Italien eingesetzten und sich von seinem Herrn gekränkt glaubenden Narses und zog (568) mit seinem ganzen Volke, Weibern, Kindern, Leibeigenen und Heerden, nach Italien, um die Longobardenherrschaft hierher zu verpflanzen. Pavia wurde, nachdem es durch eine hartnäckige dreijährige Belagerung zur Uebergabe gezwungen war, die Hauptstadt des neuen Reiches, welches den größten Theil Italiens, besonders die später von diesem Volke selbst benannte Lombardei umfaßte. Das Exarchat von Ravenna, die Küstenstädte in Ligurien, die Ducate von Rom und Neapel, Calabrien und die äußerste Südspitze verblieben noch den Byzantinern. Die Grenzen, gleich Anfangs in buntem Gemisch durch einander laufend, wechselten in der Folge häufig; denn die Kriege mit den römischen Exarchen hörten nicht eher auf, bis jene aus Italien getrieben waren. Alboin wurde schon, ehe er noch seine Eroberungen vollenden und im Innern ordnen konnte, im vierten Jahre seiner Regierung auf Rosamunde's Veranstaltung ermordet (573). Ein gleiches Schicksal hatte der nach ihm gewählte Kleph, der noch nicht zwei Jahre regierte. Zehn Jahre lang herrschten nun, während der Minderjährigkeit Authar's, des Sohnes Kleph's, dreißig Herzöge, jeder über seine Stadt, bis die Verwirrung durch die Erhebung Authar's zum Throne (596) gelöst wurde. Dieser setzte die Eroberungen Alboin's fort und machte Neapel, Salerno, Benevent und Capua zu longobardischen Städten. Unter den folgenden Herrschern schwächten innere Kämpfe, neben Fortfüh-

Digitized by Google

rung der Kriege mit den Exarchen, die Macht des Reiches. Nun erhob die longobardische Macht Luitprand oder Liutbrand (713—749), dem griechischen Kaiser eine Stadt nach der andern abnehmend und von der Einnahme Roms nur nach einem günstigen Vergleich abstehend. Auch um das Innere machte er sich verdient durch Vermehrung der Gesetzbücher. Das Exarchat eroberte noch gänzlich sein Nachfolger Aistulph, führte dadurch aber zugleich den für die Longobarden verderblichen Krieg mit den Franken herbei, deren König Pipin, vom Papst Stephan berufen, dem Papst die Landschaften und Städte einräumte, welche zum Erbtheil des heil. Petrus gehören sollten. Neuer Streit mit dem Papst, neue Feindseligkeiten gegen Rom, sodann die Scheidung Karl's des Großen von des Longobardenkönigs Desiderius Tochter und die Verwendung Desider's für Karlmann's Kinder führten (773) den Krieg mit Karl dem Großen, den Sturz des Desider und (774) die Vereinigung des longobardischen Reichs mit den Franken herbei. Eine Empörung, die Rotgut, Herzog von Friaul, auf Anregung des nach Konstantinopel geflohenen Adelchis, 776 versuchte, endigte mit dessen Untergang, worauf Karl fränk. Einrichtungen einführte, die Herzogthümer, mit Ausnahme von Benevent, in Grafschaften theilte, fränk. Besatzungen in viele Städte legte, Lehne an fränk. Ritter vertheilte ꝛc.

Longolius, Christoph, eigentlich Longueil, einer der thätigsten Beförderer der classischen Literatur zu Anfange des 16. Jahrh., geb. 1488 zu Mecheln, wurde nach Vollendung seiner juristischen und philologischen Studien Parlamentsrath in Paris, bereiste mehrere Länder, starb aber schon 1522 zu Padua. Seine Schriften, besonders seine „Briefe" und „Reden" (Flor. 1524, 4. und Par. 1533), die auch in der Gesammtausgabe seiner Werke (Par. 1530) enthalten sind, zeigen einen großen Hang zur Nachahmung der ciceronianischen Schreibart. Vgl. „Vita Longolii" (Lond. 1704, 4.). — Verschieden von diesem ist Paul Dan. L., ein um Wissenschaft und Schule verdienter Gelehrter des 18. Jahrh., geb. 1704 zu Kesselsdorf in Sachsen, gest. 1779 als Rector des Gymnasiums in Hof, der sich durch mehrere Ausgaben alter Classiker, namentlich der „Epistolae" des Plinius (Amst. 1734, 4.) und des Gellius (Hof 1741), noch mehr aber durch seine „Sichere Nachrichten von Brandenburg-Kulmbach" (10 Bde., Hof 1751—62) und ähnliche Werke, sowie durch die von J. H. M. Ernesti bekannt gemachte „Notitia Hermundurorum" (2 Bde., Nürnb. 1793) auch als Geschichtsforscher einen Namen erwarb.

Longomontan, Christian Severin, ein bekannter Astronom, geb. 1562 in dem dän. Dorfe Lonborg, von welchem er auch den Namen erhielt, studirte in Wiborg und Kopenhagen, kam dann als Gehülfe zu Tycho de Brahe und arbeitete bei diesem acht Jahre in der Uranienburg. Er begleitete ihn auch nach Prag, kehrte aber bald in sein Vaterland zurück, um die Professur der höhern Mathematik in Kopenhagen zu übernehmen, wo er 1647 starb. Sein vorzüglichstes Werk ist die „Astronomia danica" (Kopenh. 1622), in der er das ganze damals bekannte Gebiet der Wissenschaft zu umfassen suchte; doch ist dasselbe gleich seinen Planeten- und Mondstafeln vergessen. Wenn man ihm auch großes Talent nicht absprechen kann, so muß man doch tadeln, daß er nicht im Stande war, sich von den einmal hergebrachten Irrthümern loszureißen; so huldigte er namentlich der Astrologie und hielt z. B. die Kometen für Vorboten großer Unglücksfälle.

Longus, einer der bessern griechischen Erotiker des 4. und 5. Jahrh. nach Chr., der wahrscheinlich unter der Regierung Theodosius' des Großen lebte. Das einzige Werk, welches seinen Namen auf die Nachwelt brachte, ist ein griechischer Schäferroman, in welchem die Liebe des Daphnis und der Chloe enthalten ist, und welcher in Darstellung und Sprache von Werth ist. Die besten Ausgaben, welche wir von dem Werke besitzen, sind von Villoison (2 Bde., Paris 1778) und von Courier (Paris 1810), welche letztere auch besonders deshalb Erwähnung verdient, weil darin zuerst eine bedeutende Lücke des ersten Buchs aus einer florentiner Handschrift ergänzt wurde, nach deren Benutzung man die betreffende Stelle mit Tinte überschüttet fand. Einen verbesserten Abdruck dieses Stücks gab zuletzt Eichstädt unter dem Titel „Supplementum Longi pastoralium" (Jena 1811),

Digitized by Google

Fol.). Deutſche Ueberſetzungen lieferten F. Paſſow mit griech. Text (Leipz. 1811) und Fr. Jacobs (Stuttg. 1833); eine franz. Courier (Flor. 1810).

Longwood, ſ. Helena.

Loos, Daniel Friedrich, einer der geſchickteſten Medailleure neuerer Zeit, geb. am 15. Jan. 1735 zu Altenburg, erhielt den erſten Unterricht im Stempelſchneiden beim Hofgraveur Stieler in Altenburg, der ihn aber, da er das ungewöhnliche Künſtlertalent an dem jungen Manne bemerkte, aus Furcht, der Schüler könne des Meiſters Ruhm verdunkeln, mehr ſich ſelbſt überließ und die Wißbegierde des Lehrlings ſo wenig und ſo unvollkommen als möglich zu befriedigen ſuchte. L. verließ daher in ſeinem 18. Jahre Altenburg und fand endlich in Leipzig beim Münzſtempelſchneider Ludwig Arbeit. Hier wurde ihm, als man ſeine weit ſchöneren und feineren Stempel ſah, die Stelle ſeines Meiſters angetragen, die er indeß nur unter der Bedingung, wenn Ludwig beibehalten würde, annahm. Zu Anfang des 7jährigen Krieges ging die Münze zu Leipzig ein und L. beſchloß nach England zu reiſen. In Göttingen gerieth er unter eine Bande Falſchmünzer, aus welcher er nur durch die Flucht nach Helmſtädt entkam. Von hier erhielt er auf Häberlin's Empfehlung in Magdeburg eine Anſtellung als Münzgraveur. Die dortige Münzanſtalt wurde durch ihn bedeutend vervollkommnet und die den Deutſchen noch völlig unbekannte Methode des Einſenkens durch ihn eingeführt. Als auch die Magdeburger Münze aufgehoben wurde, kam L. Anfangs mit nur geringem Gehalte nach Berlin, bis er endlich in die Reihe der Medailleure einrückte. Nach einigen Jahren war er mittelſt eines bei ununterbrochener Thätigkeit erſparten Vermögens im Stande, ein eigenes Medaillengeſchäft zu betreiben. Seine Medaillen wetteiferten an Feinheit, Richtigkeit und Reinheit der Zeichnung und andern techniſchen Vorzügen, mit denen der bis dahin noch unübertroffenen franzöſiſchen Meiſter, und die in Deutſchland damals ſehr geſunkene Stempelſchneidekunſt kam durch ihn wieder in Flor. Im J. 1787 wurde er Mitglied des Senats der Akademie der Künſte und ſtarb am 1. Oct. 1819. — Sein Sohn, Gottfr. Bernh. L., geb. zu Berlin am 6. Aug. 1774, wurde 1806 Münzmeiſter, 1812 Münzrath und ſtarb als Generalwardein in Berlin am 29. Juli 1843. Er begründete daſelbſt eine Medaillenmünzanſtalt, welche noch fortwährend Medaillen auf die denkwürdigſten Männer und Begebenheiten der Zeit liefert, die in Hinſicht ihres Kunſtwerths mit den gerühmteſten Kunſtwerken des Auslandes nicht nur die Vergleichung aushalten, ſondern ſie noch übertreffen. Auch ſchrieb er „Beiträge zur Kenntniß der im Handel vorkommenden Geld- und Silbermünzen“ (Berl. 1821), „Sammlung einzelner Aufſätze über Gegenſtände des Münzweſens und der Münzkunde“ (3 Hefte, Berl. 1822) und „Die Kunſt, falſche Münzen zu erkennen“ (Berl. 1828).

Lootſe, Lootsmann, Leytsmann oder Pilote, heißt in den Seeſtädten derjenige Seemann, welcher die Beſchaffenheit der Meeresküſte und des Fahrwaſſers an derſelben genau kennt und von ankommenden fremden Schiffern gebraucht wird, ihre Schiffe über gefährliche Orte ſicher in den Hafen zu bringen, lootſen. Zugleich liegt ihnen ob, den Schiffen, die in Gefahr ſind, mit ihren Lootſenbooten, Rettungsbooten, welche mit vielem Kork verſehen ſind, damit ſie nicht untergehen können, zu Hülfe zu eilen. Die L. werden von der Regierung unterhalten, haben eine beſondere Prüfung zu beſtehen und ſtehen unter der Aufſicht eines Lootſencommandeurs.

Looz und **Corswaren**, eine alte, jetzt herzogliche deutſche Familie, kommt urkundlich zuerſt im 11. Jahrh. vor. Von den ſieben Linien, in die ſie ſich ſeit dem 12. Jahrh. ſchied, hat ſich nur eine einzige erhalten. Die Grafſchaft Looz wurde nach Ausſterben der Linie Looz im 14. Jahrh. von dem Hochſtift Lüttich als heimgefallenes Lehen eingezogen und aller bis zu Ende des 18. Jahrh. von Seiten der andern Linien dagegen erhobenen Einſprüche ungeachtet nicht zurückgegeben. Der eine Zweig wurde 1734, der noch blühende 1778 zur herzoglichen Würde erhoben. Die Grafſchaft war eine reichsunmittelbare und die Herren derſelben wurden insbeſondere durch Kaiſer Friedrich II. 1241 als Reichsfürſten anerkannt und hatten Sitz und Stimme auf den Reichstagen. Die in

Digitized by Google

den Niederlanden mit Sequester belegten Besitzungen wurden dem Herzoge Karl, soweit sie nicht in den Besitz Anderer übergegangen waren, im J. 1800 zurückgegeben. Für die verlorenen erhielt das Haus durch den Reichsdeputationshauptschluß das zum Theil aus den münsterschen Aemtern Wolbeck und Bevergen gebildete Fürstenthum Rheina-Wolbeck, 15 QM. mit ungefähr 21,000 Einw., welches aber schon 1806 durch die Rheinbundacte mediatisirt und als Standesherrschaft dem Großherzogthum Berg untergeordnet, 1810 aber ohne Weiteres dem franz. Kaiserreiche einverleibt wurde. Der Wiener Congreß stellte die Herzoge als Standesherren wieder her, und es kam das Fürstenthum Rheina-Wolbeck zum Theil unter preuß., zum Theil unter hanöv. Hoheit. Der erwähnte Karl Herzog von L., gest. 1822, war wegen unstandesmäßiger Verehelichung durch seinen Vater Wilhelm Joseph in dessen Testamente von 1803 von der Erbfolge in dem Fürstenthum ausgeschlossen und sein jüngerer Bruder Joseph als Nachfolger ernannt und vom Könige von Preußen anerkannt worden. Der Proceß, den der Herzog Karl deshalb erhob, hatte zwar kein günstiges Resultat; doch blieb er im Besitz der belg. Besitzungen, die bei seinem Tode im J. 1822 auf seinen Sohn Karl, geb. 1804, übergingen. Rheina-Wolbeck wurde nach dem kinderlosen Ableben des Herzogs Joseph im J. 1827 und beendigtem Rechtsstreite dem weiblicherseits dem Hause verwandten Grafen Napoleon de Lanoy zuerkannt, den hierauf der König von Preußen 1840 zum Fürsten von Rheina-Wolbeck erhob.

Lope de Vega, Lope Felix de Vega Carpio, der eigentliche Begründer des dramatischen Nationalstiles in Spanien, Krieger, Staatsmann und zuletzt Klostergeistlicher, war geb. zu Madrid 1562. Sehr früh entwickelte sich in ihm das Dichtertalent. Noch ehe er schreiben konnte, machte er Verse und schon im 11. Jahre dichtete er Lustspiele. Er studirte zu Alcala Philosophie, wurde dann Secretär des Herzogs Alba, betrieb aber ungeachtet seiner nicht geringen Amtsbeschäftigungen die Dichtkunst mit immer steigendem Eifer. Seine gelehrte „Arcadia", ein heroisches Pastorale in Prosa und Versen (Idylle in fünf Acten) machte zuerst Aufsehen. L. verheirathete sich um jene Zeit, mußte aber in Folge einer gefährlichen Verwundung, die er einem hämischen Kritiker seiner Arcadia im Zweikampf beigebracht hatte, aus Madrid nach Valencia flüchten. Der Verlust seiner Gattin durch den Tod ließ ihn Zerstreuung suchen. Er schiffte sich 1588 auf Philipp's II. glänzender Armada ein, kam aber nach dem unglücklichen Erfolge dieser Expedition 1590 nach Madrid zurück und verheirathete sich zum zweiten Male. Eine Menge Gedichte und Theaterstücke, meistens gelungen, wurden von L. während dieser unstäten Lebensweise mit ungemeiner Leichtigkeit zu Tage gefördert und begründeten seinen literarischen Ruhm, dessen glänzendste Periode in die Zeit fällt, wo er aus Jammer über den Tod seiner zweiten Gattin und seines achtjährigen Sohnes in den geistlichen Stand als Priester und Secretär der Inquisition trat. Selbst der geistvolle Cervantes konnte ihm gegenüber seine besonnen einfache Kunstwirksamkeit nicht geltend machen, obwohl dessen Ruhm seit 200 Jahren wieder gestiegen und L. in seinem eigenen Vaterlande vernachlässigt worden ist. Damals aber, bei Lebzeiten des Cervantes und besonders nach dessen Tode grenzte die dem Dichter L. gezollte Bewunderung an abgöttische Verehrung. Die Gedichte „La hermosura de Angelica" (Angelike's Schönheit in 20 Gesängen), „Laurel de Apollo" u. a. machten bei vielen Vorzügen und wenigen Mängeln ungemeines Glück. Die ungewöhnliche Schnelligkeit, mit welcher L. schrieb, so daß fast regelmäßig alle Wochen von ihm ein neues Theaterstück auf der Bühne und jedes Jahr wenigstens ein bedeutendes Gedicht unter dem Publikum erschien, ließ den Kritikern nicht Gelegenheit, die oder jene unternommene Neuerung des Verfassers zu bekritteln oder den oder jenen Verstoß gegen die Kunst kräftig zu rügen. Denn vertraut mit den Bestrebungen seines Volkes in allen Ständen, kenntnißreich begabt mit üppig schöpferischer Einbildungskraft, naiv improvisirend, ein wundersam fruchtbarer Schriftsteller, erhob sich L. frei über die Gesetze der regelmäßigen Kunst und gestaltete das Schauspiel zur dialogisirten romantischen Novelle. Er befestigte die schon vorhandene Eintheilung des Schauspieles in geistliches und weltliches, Comedia divina y humana; jenes hatte religiöse Wunder zum Hauptgegenstande und zerfiel in Lebensläufe der Heiligen,

Digitized by Google

vidas de Santos, und in allegoriſirende Frohnleichnamsſpiele, Autos sacramentalos; die weltliche Komödie, bei welcher ein kunſtvoll verwickeltes Abenteuer zum Grunde lag, war entweder eine heroiſche oder ein Mantel und Degen, d. h. ein Intriguenſtück aus dem bürgerlichen Leben, Com. de capa y espada. Auch behielt er die Loas (Vorſpiele) und Entremeses (burleske Zwiſchenſpiele), oft von Muſik und Tanz begleitet, bei. In allen dieſen Gattungen, nicht weniger in der Ekloge, dem hiſtoriſchen Epos, in der Satire, Epiſtel, burlesken Erzählung, in geiſtlichen und weltlichen Liedern, im Romane und in der Novelle arbeitete Vega und traf den Nationalton ſo glücklich, daß er als das Wunder der Literatur — wie ihn ſelbſt Cervantes genannt hatte — von den Großen und dem Volke angeſtaunt wurde. König Philipp IV. überhäufte ihn mit Ehrenbezeigungen aller Art, ebenſo Papſt Urban III., dem er ſeine „Corona tragica“ (ein Gedicht auf den Tod der Maria Stuart) dedicirt hatte. Ueberhaupt war L. in der dramatiſchen Dichtkunſt Meiſter. Bis zum J. 1635 ſchrieb er ununterbrochen, dann zog er ſich vom öffentlichen Leben ganz zurück und ſtreng klöſterliche Uebungen machten bis zu ſeinem Tode, den 26. Aug. desſelben Jahres, ſeine einzige Beſchäftigung aus. Sein Leichenbegängniß, an dem ganz Madrid und die Umgegend Theil nahm, war prächtig durch den Herzog von Suſa, dem Gönner und Teſtamentsexecutor des Verſtorbenen, angeordnet. Man ſagt, daß L. 2500 Stücke verfaßt haben ſoll; wenn dieſe Behauptung nur einigermaßen gerechtfertigt werden ſoll, ſo muß man die Verſicherung ſeines großen Schülers, des Perez de Montalvan zu Hülfe nehmen, welcher verſichert, daß L. ſchneller gedichtet habe, als es ſein Schreiber niederſchreiben konnte; nur dann läßt ſich bei den vielfachen Beſchäftigungen und Zerſtreuungen dieſes Mannes als Krieger, Staatsmann, Familienvater und Prieſter eine ſolche Zahl als möglich denken. L. ſelbſt verſicherte mehr als hundert Mal, ein Theaterſtück binnen 24 Stunden geſchrieben zu haben. Hauptvorzüge aller ſeiner Stücke ſind Reinheit der Sprache, Bilderfülle, beſonders in ſeinen Tragödien und ſeinen hiſtoriſchen Stücken, die ſich auf alte Romanzen und Sagen gründen und enthalten neben wahrhaft intereſſanten Situationen unvergleichliche Späße und „vielleicht ſind“, wie Schlegel in ſeinen Vorleſungen über dramat. Kunſt ſagt, „nur wenige darunter, mit denen man nicht nach gehöriger Bearbeitung und Erneuerung noch heute auf der Bühne eine große Wirkung hervorbringen könnte. Zu den Mängeln derſelben gehören verſchwendete, nicht zu Rathe gehaltene Erfindung und vernachläſſigte Ausführung. Außerdem fehlt es ihnen noch an Tiefe und an jenen feinen Beziehungen, welche eigentlich die Myſterien der Kunſt ausmachen.“ Ein Theil ſeiner Theaterſtücke (etwa 320) erſchien unter dem Titel: „Comedias recop. por B. Crassa“ (Valladolid, Madrid und in mehreren andern Städten 1604—47, 28 Bde.); einige in dieſer Sammlung nicht enthaltene Stücke ſind einzeln abgedruckt, die Mehrzahl verloren gegangen; ſeine übrigen Schriften, Gedichte, Romane, Lieder ꝛc. erſchienen unter dem Titel: „Colleccion de lasobras sueltas“ (Madrid 1776, 21 Bde.; Dresden 1824).

Lopez, Don Joaquin Maria, 1836—37 Miniſter des Innern in Spanien, am 15. Aug. 1798 in Villena in Alicante geb., Sohn wohlhabender Landleute, ſtudirte in dem Collegium San Fulgencio in Murcia und auf der Univerſität zu Orihuela ſpaniſche Philoſophie und die Rechte, arbeitete dann einige Zeit in Madrid bei einem juriſtiſchen Geſchäftsmanne und wurde Advocat, mußte aber als Theilnehmer an der conſtitutionellen Bewegung 1820 flüchten und hielt ſich in ärmlicher Lage in Montpellier in Frankreich auf, bis er 1825 die Erlaubniß zur Rückkehr erhielt. Er ließ ſich 1830 zuerſt in Valencia, dann in Villena als Advocat nieder und gelangte durch ſeine Kenntniß und durch ſein feuriges Rednertalent zu einer Art Ruhm, ſo daß ihn die Provinz Alicante 1834 als ihren Deputirten in die Procuradorenkammer ſandte. Hier ſchloß er ſich der demokratiſchen Oppoſition an und von der Natur mit den Eigenſchaften ausgeſtattet, die dem Pöbel imponiren, ſtellte er ſich als ein ſpaniſcher Kleon an die Spitze der Ultra-Radicalen. Gegen ſein rein phyſiſches Rednertalent vermochte auch die geiſtreichſte Deduction nichts und die vortrefflichſten und intelligenteſten Redner mußten ihm oft weichen. Als der Conſeilspräſident Calatrava (ſ. d.) nach der Revolution von 1836 ein neues Cabinet bildete,

Digitized by Google

schien es rathsam, die bisherigen Führer der Opposition in die Verwaltung zu ziehen und dem Regierungsoberhaupte näher zu bringen, um wenigstens durch dieses Mittel der Klugheit die unzufriedenen Sieger von La Granja mit der Krone und dem Regierungsprincip auszusöhnen. Unter diesen Männern war auch L., der das Ministerium des Innern erhielt. Alle Welt überzeugte sich indeß bald von seiner beispiellosen Unzulänglichkeit und von seiner übergroßen Sprechfrechheit, die es nicht zum Handeln kommen ließ. Er fühlte dies selbst und besorgt um seine kleontische Popularität nahm und erhielt er seine Entlassung am 26. März 1837. Sofort überließ er sich wieder der Rolle eines Volkstribuns und in der Hitze der Debatten in der Procuradorenkammer forderte er von den Ministern sogar Rechenschaft über das, was er als Minister selbst gethan oder nicht gethan hatte. Für die Cortez von 1838 erwählte ihn die Provinz Madrid zu ihrem Deputirten, aber erst spät nahm er seinen Sitz ein. Er vertheidigte das System der Repressalien, welches die Aufrührer von Valencia unter Vorsitz des Generals Don Narcise Lopez einführten und klagte Martinez de la Rosa als Hochverräther an. Auch im J. 1842 vertrat er in den Cortez die Provinz Madrid. Im J. 1842 bildete er das Ministerium, welches aber sehr bald vom Regenten Espartero entlassen wurde. Sehr thätig bewies er sich 1843 bei der Erhebung Spaniens gegen Espartero, trat, nach dem Sturze desselben, im Juli 1843 an die Spitze des Ministeriums, mußte diesen Platz aber noch in demselben Jahre an Olozaga überlassen.

Lopez y Portana, Vicente, span. Maler, am 19. Sept. 1772 in Valencia geb., ist Schüler seines in der Malerei gebildeten Vaters, des Mönchs P. Villanueva und vorzüglich seines gleichfalls als Maler ausgezeichneten Großvaters. Seinen Vater verlor er durch den Tod 1787. Einem seiner Bilder erkannte die Kunstakademie in Valencia den ersten Preis zu und bei einem zweiten von ihm glücklich bestandenen Preisconcurs erhielt er von der Akademie ein Reisestipendium, um sich in Madrid in dem Unterrichte des Künstlers Maella zu vervollkommnen. Auch in Madrid gewann er 1790 den ersten Malerpreis der Akademie San-Fernando, worauf er in Valencia Generaldirector der Akademie wurde. Kar IV. ernannte ihn 1802 zum Kammermaler und Ferdinand VII. zog ihn als Nachfolger von Maella nach Madrid. In der Folge wurde er Director der Akademie San-Fernando und Mitglied vieler andern Akademien, sowie ihn der König zum Lehrer der Donna Isabella berief. Er hat die Kunst mit vielen historischen Gemälden bereichert, zeichnet sich aber vorzüglich im Porträt aus. Die meisten seiner Fresken, Temperabilder und Oelgemälde historischen Inhalts, die fast alle großen Werth haben, hat er für die Kirchen und Klöster in Valencia und Catalonien gemalt. Als die vorzüglichsten nennt man die Geburt des San-Vicente Ferrer, San-Antonio Abad, San-Tomas de Villanueva, San-Antonio de Padua, sämmtlich zu Valencia und in seiner Jugend gemalt. Die beiden in seinen spätern Jahren für die Kathedrale von Tortosa gemalten Oelbilder, der heil. Augustin und der heil. Rufus, werden für das Ausgezeichnetste gehalten, was er im Fache der Historie geleistet hat.

Lorbeer ist ein Baum, der zu der fast nur über Tropenländer verbreiteten großen Familie der Laurineen gehört. Nördlich von den Alpen kann er im Freien nicht ausdauern, erreicht aber in Neapel die Größe eines Wallnußbaumes. Er hat lederartige, glänzende Blätter, kleine, unansehnliche Blüthen und schwarzblaue Früchte von der Größe einer Vogelkirsche. Die Blätter dienen als Gewürz; die Beeren enthalten ein grünliches, fettes Oel, welches durch einen eigenthümlichen, scharfen Stoff (Laurin) Arzneikraft erlangt und zumal in der Thierarzneikunst Anwendung findet. Bei den Griechen hieß der Lorbeer Daphne (s. d.) und war dem Apollo geheiligt. Beerentragende Zweige desselben wurden um die Stirn der Sieger und Dichter gewunden, später auch um die der jungen Doctoren, daher der Name Baccalaureus (s. d.).

Lorch, ein ehemals berühmtes Kloster im würtemberg. Jaxtkreise, an der Rems, auf einem Berge, an dessen Fuße der gleichnamige Flecken liegt, wurde von dem Herzoge Friedrich von Schwaben und dessen Gemahlin Agnes gestiftet, die hier, gleich mehreren

Digitized by Google

Hohenstaufen, ihre Begräbnißstätte haben. — Lorch oder Lorich, ein Flecken auf dem rechten Ufer des Rheins im nassauischen Amte Rudesheim, gehörte früher zu Kurmainz, hat eine alte schöne Kirche aus dem 12. Jahrh., trefflichen Weinbau und 1800 Einw. Der Ort soll das alte Laureacum sein und war im frühen Mittelalter eine wichtige Grenzfeste; auch bestanden daselbst ein eigenes Landgericht und ein Saalgericht. In der Nähe liegt die Ruine der Burg Sooneck mit ihrem schlanken Burgthurme, jetzt im Privatbesitz des Königs von Preußen.

Lord, d. h. Herr, ist in England der allgemeine Titel aller Häupter der Familien des hohen Adels; auch führen ihn im gemeinen Leben die ältesten Söhne solcher hoher Adeliger, die seinen zweiten Titel, den jene bei Lebzeiten des Vaters führen, haben, z. B. nur Barone sind. Früher waren die Lords nicht von Rechtswegen Mitglieder des Oberhauses, sondern wurden es erst durch Berufung von Seiten des Königs, jetzt aber sind Pairswürde und Lordschaft unzertrennlich. Der König kann beliebig Lords ernennen, aber Niemanden die Würde wieder nehmen. — Lord Mayor ist der Titel für die jährlich neu zu wählenden ersten Bürgermeister von London und York (s. England, Volksverfassung und Staatsverfassung).

Lorenzen, Jakob Friedrich Nikolaus, Abgeordneter bei der holsteinischen Ständeversammlung und Senator in Kiel, daselbst am 25. Aug. 1782 geb., studirte Anfangs Theologie, dann die Rechte, entsagte aber bald den Fachwissenschaften und betrieb die Landwirthschaft, zu welchem Zwecke ihm sein Vater, ein wohlhabender Tabaksfabrikant in Kiel, das Gut Kasmark im Schleswigschen kaufte. Hier war er nach dem Frieden thätig für Wiederherstellung der Landesverfassung, freilich der alten feudalen; doch schlechte Conjuncturen und hohe Grundsteuern nöthigten ihn sein Gut zu verkaufen, worauf er die Leitung des väterlichen Fabrikgeschäftes übernahm und nebenbei auf einem kleinen Grundstücke in der Nähe agronomischem Zeitvertreibe sich hingab. Er legte außerdem in der Nähe des Kieler Hafens Gärten an und gründete das Seebad Düsternbrook. In das Bürgercollegium wurde er 1828 aufgenommen und in dieser Stellung verhinderte er die Bürgerschaft an der Absendung von Petitionen für Herstellung einer Verfassung, wie sie Lornsen vorgeschlagen hatte. Wenn man ihn daher als Gegner der constitutionellen Sache glaubte betrachten zu müssen, so wurde er doch 1834 zum Abgeordneten des Wahlbezirks Neustadt und Heiligenhafen gewählt. In der ersten Diät verhielt er sich ganz passiv, was um so mehr auffiel, als sein Thätigkeitstrieb, sein heftiger und fast schroffer Charakter, die Erregbarkeit seines ganzen Naturells das Gegentheil erwarten ließen. Desto entschiedener war sein Auftreten in der zweiten Diät, vorzüglich als er in einer Rede über die Adresse bei Eröffnung der Sitzung alle wichtigen Punkte, die von der Regierung entweder gar nicht oder falsch und gemeinschädlich erledigt worden wären, zusammenfaßte und so gewissermaßen den Charakter feststellte, den die Ständeversammlung in dieser Diät haben würde. Er sprach seine Unzufriedenheit über die rechtswidrige Verzögerung in der Einberufung der Stände, über die Geringfügigkeit der Resultate ständischer Berathungen, über Beibehaltung des Reichsbankgeldes, über das Ungenügende in der Finanzlage des Staates, über die Beschränkung der Wehrpflicht auf den Bauernstand, über Verweigerung der Oeffentlichkeit der ständischen Verhandlungen, über Beibehaltung des Lotteriespieles und Nichterfüllung des Versprechens bezüglich der Neubegründung eines Schullehrerseminars, über widerrechtliche Beschränkung des Petitionsrechtes und über andere gleich wichtige Punkte derb und verständlich aus. Dadurch versöhnte er die öffentliche Meinung, und der Verdacht, daß er dem Constitutionalismus entgegen sei, löste sich dahin auf, daß er nur nicht ultraradicaler Polterer sei. Am glänzendsten trat aber sein nachhaltiges und mit Besonnenheit durchgeführtes Streben hervor, als er für das Land das Steuerverwilligungsrecht beanspruchte. Zwischen der ersten und zweiten Diät schrieb er über die damals erschienenen Zollverordnungen und wurde Senator in Kiel.

Lorenzen, Peter Hiort, ständischer Abgeordneter bei dem Landtage in Schleswig, Kaufmann in Hadersleben, ist zu Schleswig am 24. Jan. 1791 geb. und widmete sich

Digitized by Google

mit Eifer und Erfolg dem Handelswesen, ohne an den Bestrebungen für Wiederherstellung der Verfassung des Herzogthums Antheil zu haben. Das J. 1830 und Lornsens reformatorischer Ernst in Anregung constitutioneller Ideen weckten auch ihn aus der Gleichgültigkeit und ließen ihn mehrere Aufsätze in dem „Kieler Correspondenzblatte" für die so wichtige Angelegenheit des Landes veröffentlichen. Bekannt und geachtet als ein freisinniger Mann von Besonnenheit und Umsicht wurde er in Hadersleben zum Abgeordneten bei der schleswiger Ständeversammlung gewählt (1834) und er hat seitdem allen Sessionen beigewohnt. Wie sich von selbst versteht, gehört er zur Opposition, doch ist es ihm stets nur um die gute Sache zu thun; er ist in einem seltnen Grade frei von aller Eitelkeit, und seine Uneigennützigkeit, Entschiedenheit der Gesinnung und Reinheit des Willens würden in jeder deutschen Ständeversammlung ehrenvoll anerkannt werden. Er stimmte für Preßfreiheit, Oeffentlichkeit und arbeitete dahin, die Einmischung der dänischen Elemente von Schleswig entfernt zu halten. In seiner unabhängigen Lage hatte er keine Rücksichten auf sonstige Befehle zu nehmen, und wie sehr man ihn von einer Seite anfeindete, in dem Beifalle seiner Committenten fand er Ersatz für Arbeiten und Unannehmlichkeiten. So wurde er am 28. Aug. 1838 bei seiner Rückkehr aus der Ständeversammlung von den Haderslebener Bürgern feierlichst empfangen dafür, daß er ihre Rechte erkannt und wahrgenommen habe. Erst im J. 1840 wendete er sich von der bisher von ihm verfolgten Richtung ab und wurde der eifrigste Vertheidiger dän. Tendenzen. So war er es besonders, der den großen Streit in der schlesw. Ständeversammlung wegen des Gebrauchs der dän. Sprache veranlaßte, indem er deren gleiche Berechtigung mit der deutschen verlangte; ferner vertheidigte er die staatsrechtliche Einheit der Herzogthümer mit Dänemark und redete, gestützt auf die Thatsache, daß ein Theil der Landbewohner Nordschleswigs ein verdorbenes Dänisch spricht, der Dänisirung des Landes auf alle Weise das Wort, so daß er bald das Haupt der dän. Propaganda in Schleswig wurde. Er starb zu Hadersleben am 17. März 1845.

Lorenzstrom, der wasserreichste Strom Nordamerikas und einer der größten Ströme überhaupt, welcher durch den Abfluß der Canadischen Seen entsteht, an 60 Nebenflüsse, links den Uttawas, Bustard, Manikuagan, Saguenay u. s. w., rechts den Montreal, Sorel, Francis, Chaubière, Chateauguay u. s. w., aufnimmt, führt nach seinem Austritte aus dem Ontariosee den Namen Cataragui oder Iroquois. Er bildet den See der Tausend-Inseln, und weiter unten den von St.-Peter. Bei Quebeck theilt er sich in zwei Arme und bildet dadurch die Insel Orleans; wird 70 Meilen aufwärts für große Kriegsschiffe, 80 M. für Kauffahrteischiffe fahrbar und ergießt sich zwischen dem Cap Chat und Montespoles in den Lorenzbusen. An seiner Mündung ist er 20 M. breit. Die Länge seines Laufs beträgt 109 Meilen.

Loretto, Bischofssitz und berühmter Wallfahrtsort der Delegation Macerata in der Mark Ancona am Musone, eine Stunde von dessen Einfluß in das adriatische Meer, auf einem anmuthigen, mit hohen Bäumen prangenden Hügel in einer fruchtbaren, herrlich cultivirten, mit Landhäusern gezierten Landschaft, mit 6000 Einw. Die Gegend um L. gleicht einem Lustgarten, auf der einen Seite von der Meeresküste, auf der andern von den Apenninen begrenzt, die sich in einer langen majestätischen Kette tief in das Land hineinstrecken. Merkwürdig ist in L. die Kirche della Santa Casa, nach dem Grabe des heil. Petrus das größte Heiligthum der kathol. Christenheit. Wunderbar ist noch die Legende der Geschichte des heil. Hauses. Die heil. Helena, die Mutter Constantin's des Großen, entdeckte auf einer Pilgerreise zu Nazareth das Wohnhaus der heil. Jungfrau, unversehrt und mit dem Kreuze und Bilde der heil. Jungfrau aus Cedernholz geschmückt, welches Beides schon die Apostel darin aufgestellt hatten. Helena ließ einen prächtigen Tempel über der Hütte bauen mit der Inschrift: „Haec est ara, in qua primo jactum est humanae salutis fundamentum." Andächtige aus allen Weltgegenden wallfahrteten bald dorthin, so der heil. Hieronymus, wie er selbst in seinen Briefen schreibt, und 1152 auch König Ludwig der Heilige von Frankreich auf seinem Zuge nach Palästina. Bald zerstörten

Digitized by Goog

aber die Sarazenen bei Eroberung des Königreichs Jeruſalem den Tempel, allein die heil. Stätte wurde in der Nacht den 10. Mai 1291 unverſehrt von Engeln auf eine Anhöhe zwiſchen den Städten Terſati und Fiume in Dalmatien getragen. Eben wollte man eine Kirche über dieſelbe bauen, ſo erhob ſie ſich von Neuem, flog über das adriatiſche Meer nach der Küſte von Italien und ließ ſich am 9. Dec. 1294 Abends in der Nähe der Stadt Recanati in einem Walde nieder. Hier aber ſchlugen Räuber die frommen Pilger todt und die Hütte erhob ſich zum dritten Male und blieb auf einem eine Stunde davon gelegenen Hügel ruhen. Zwei Brüder, Eigenthümer dieſes Grundſtücks, geriethen über den Beſitz der heil. Hütte in Streit und zum vierten und letzten Male erhob ſie ſich und ließ ſich allda nieder, wo ſie noch heute ſteht. Zur Bequemlichkeit der Pilger wurden in der Nähe Häuſer aufgeführt, aus denen nach und nach eine Stadt, das heutige Loretto, entſtand. Papſt Paul II. ließ im 15. Jahrh. die jetzige prächtige Kirche aufführen und Sixtus V. den Bau durch Hinzufügung der reichen Faſſade und des anſtoßenden biſchöflichen Palaſtes den Bau vollenden. Am Eingange der weitläufigen, in Kreuzesform gebauten Kirche ſteht die coloſſale Bildſäule Sixtus' V. von Bronze. Die Faſſade iſt mit der Jungfrau von Lombardi geſchmückt. In den Kapellen der Kirche befinden ſich werthvolle Moſaiken von Zuccari und Barocci, in der Kuppel die vier Evangeliſten von Pomarancio und unter derſelben in der Mitte der Kirche die Santa Caſa mit dem wunderthätigen Marienbilde aus Cedernholz, 32′ lang, 13′ breit und 19′ hoch, ganz mit cararíſchen Marmor überzogen und mit Bildhauerarbeiten von Sanſovino, Sangallo und Bandinelli geſchmückt. Vom eifrigen Knieen der Pilger ſeit langen Jahrhunderten hat ſich im heil. Hauſe rund umher eine breite Spur in den platten Steinen eingegraben, und die heil. Stelle iſt ganz zerküßt von den frommen Lippen der Gläubigen. Noch zeigt man hier das Fenſter, durch welches der Engel Gabriel zur Maria kam, als er ihr die Geburt des Heilandes verkündigte. Früher berechnete man die jährlichen Einkünfte des Hauſes ohne die Geſchenke auf 30,000 Scudi und die Zahl der jährlich herbeiſtrömenden Pilger auf 100,000. Als 1798 die Franzoſen in Italien einbrachen, wurden die Schätze des heil. Hauſes in Sicherheit gebracht. Das Gnadenbild ward am 9. Dec. 1802 mit großer Feierlichkeit wieder aufgeſtellt, aber die Schätze ſind größtentheils verſchwunden. Vgl. Turſelino „Historia Lauretana" (Ven. 1727) und Martonelli „Teatro istorico della santa casa Nazarena della s. vergine Maria" (2 Bde., Rom 1732).

Lorinſer, Karl Ignatius, preuß. Regierungs- und Medicinalrath in Oppeln, Director der Hebammen-Lehranſtalt für Oberſchleſien, Ritter des rothen Adlerordens vierter Claſſe, der älteſte von fünf Brüdern, die ſich ſämmtlich der Medicin und Chirurgie gewidmet haben, iſt am 24. Juli 1796 zu Nimes im böhmiſchen Mittelgebirge geboren, wo ſich ſein aus Schwaben eingewanderter Großvater als Wundarzt niedergelaſſen hatte und ſein Vater denſelben Beruf trieb. Die geiſtige Entwickelung des Knaben, der meiſt ſich ſelbſt überlaſſen war, erfolgte langſam; der Unterricht war ſehr mangelhaft, und die ſchon früh erwachende Neigung zur Natur und Kunſt ſchien mehr ein künſtleriſches als wiſſenſchaftliches Talent zu verrathen. In den Schulen zu Prag beſchäftigte er ſich auf Koſten der Schulwiſſenſchaft und der Lehrgegenſtände angelegentlicher mit der Literatur, vorzüglich mit Poeſie, Geſchichte, Naturkunde und Reiſebeſchreibungen. Der bloße Sinn für die Natur ſteigerte ſich allmälig zur bewußten Vorliebe für die Wiſſenſchaft derſelben, und indem er daher die philoſophiſchen Studien an der Univerſität Prag unterbrach, ging er in der Abſicht, die Heilkunde als ſeinen Lebensberuf zu erwählen, nach Berlin 1814, promovirte daſelbſt 1817 mit der Schrift „De functione hepatis sana et laesa" und verweilte auf einer darauf unternommenen Reiſe längere Zeit in Wien. Nach ſeiner Rückkehr wurde er Repetent an der Thierarzneiſchule, habilitirte ſich an der Univerſität und betrieb die ärztliche Praxis, daneben aber widmete er ſeine meiſte Zeit dem Studium der Naturgeſchichte, der vergleichenden und pathologiſchen Anatomie, der Thierarzneikunde, Phyſiologie und Naturphiloſophie, bis nach dieſer Propädeutik die praktiſche Richtung in ihm vorherrſchend und das Bedürfniß ſich ihm aufdrängte, die Theorie und Erfahrung in innigere Uebereins-

Digitized by Google

stimmung mit einander zu bringen. In dieser Bildungsperiode schrieb er den schwachen „Entwurf einer Encyklopädie und Methodologie der Thierheilkunde“ (1820), „Die Lehre von den Lungenkrankheiten“ (1823) und „Versuche und Beobachtungen über die Wirkungen des Mutterkorns auf den menschlichen oder thierischen Körper“ (1823). Im J. 1822 war er Mitglied des Medicinal-Collegiums in Stettin geworden und 1824 als Medicinal- und Regierungsrath nach Köslin versetzt, ging er schon 1825 in gleicher Eigenschaft nach Oppeln. Das ganze Medicinalwesen, wie es im öffentlichen Leben geregelt und verwaltet wird, war jetzt seiner amtlichen Verpflichtung zur Aufgabe gestellt und ein Feld von reicher Erfahrung bot ihm sich dar. Vorzüglich schenkte er der Beobachtung der Seuchen seine Aufmerksamkeit. Die wirksame Thätigkeit, die er in diesem Zweige der Wissenschaft als Beamter entwickelte, war Ursache, daß ihm das Ministerium 1829 und 1830 auftrug, die Vorkehrungen gegen die Cholera an den türkischen Grenzen zu untersuchen und die schon früher in Schlesien beobachtete Rinderpest auch auf ihrem ursprünglichen Boden kennen zu lernen. Die Ergebnisse seiner Nachforschungen legte er in amtlichen Berichten, in Aufsätzen für die Isis, Hecker's Annalen und den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik und in der besondern Schrift, „Die Pest des Orients, wie sie entsteht und verhütet wird“ (1837), nieder. Um dieselbe Zeit ließ er in der „Medicinischen Zeitung des Vereins für Heilkunde“ einen auch besonders abgedruckten und im Buchhandel ausgegebenen Aufsatz „Zum Schutz der Gesundheit in den Schulen“ 1836 erscheinen. Dieser kleine, nur 14 Octavseiten große Aufsatz erregte die allgemeinste Aufmerksamkeit und gab wider alles Vermuthen Veranlassung zu mehr als 200 Streitschriften, denen selbst das Ausland nicht fern blieb. In eindringlicher Sprache warf er den Schulen vor, daß sie bei der dermaligen Organisation weniger die geistigen Kräfte zur Entwickelung brächten, als daß sie die Köpfe der Jugend mit einer Masse Lernstoff mechanisch anfüllten und dies alles auf Kosten der geistigen Heiterkeit, der eignen schöpferischen Kräfte und der körperlichen Gesundheit. Der Umstand, daß die Schrift in die Hand des Königs gelangte, gab die nächste Veranlassung, daß das Ministerium die Gutachten aller Schulbehörden und Directoren einforderte und daß der gesammte Gelehrtenschulen-Zustand einer gründlichen Untersuchung unterworfen wurde. Welche Resultate aus diesen Prüfungen das Leben gewonnen hat, darüber s. „Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik“ (Bd. 16—18).

Lornsen, Uwe Jens, der erste Anreger und Begründer der schleswig-holsteinischen Bewegung, geb. am 18. Nov. 1793 auf der zu Schleswig gehörigen nordfries. Insel Sylt, wo sein Vater früher als Schiffscapitän, dann als Rathmann lebte, zeigte schon in seiner Jugend einen ebenso entschlossenen Charakter, wie überlegene Körper- und Geisteskräfte. Im J. 1816 bezog er, um Jurisprudenz zu studiren, die Universität zu Kiel und im folgenden Jahre die zu Jena, wo er in der Burschenschaft eine hervorragende Rolle im besten Sinne des Worts spielte. Nach beendigten Universitätsstudien begab er sich 1820 nach Kopenhagen, wo er zunächst bei der schleswig-holsteinischen Kanzlei angestellt und bald nachher Chef eines der Secretariatscomptoirs wurde. Im J. 1830 erhielt er das Amt eines Landvogts auf Sylt. Ihm, einem Manne, in welchem sich deutsche Nationalität erhalten hatte, mußte es wie jedem Billigdenkenden mißfallen, wie sehr namentlich der Bauernstand in den beiden Herzogthümern, von dem sich urkundlich nachweisen ließ, daß er weit über das Mittelalter hinaus ganz gleichartig mit der Ritterschaft und den Städten unter andern auch das Steuerbewilligungsrecht ausgeübt habe, bisher von Kopenhagen aus, im Namen eines wohlwollenden Souveräns vernachlässigt worden war. Seine Stellung als Landvogt gab ihm das Recht, ein Wort zu seiner Zeit zu sprechen, und die gewaltige Zeitbewegung benutzend, welche in den Gemüthern Vieler seiner Landsleute ähnliche Wünsche angeregt hatte, schrieb er gleich nach Antritt seines Amtes: „Ueber das Verfassungswerk in Schleswig-Holstein“ (Kiel 1830), und verlangte darin auch unter Anderm für die Herzogthümer: „Zusammenberufung einer provisorischen Versammlung von Abgeordneten zur Prüfung einer Verfassungsurkunde.“ Diese Versammlung solle berechtigt werden, aus ihrer Mitte einen Ausschuß, als erste Kammer zu bilden, welche Gesetzvorschläge zweiter

Kammer prüfen und verwerfen dürfe. Beiden Kammern solle das Steuerbewilligungsrecht, ingleichen die Theilnahme an der gesammten Gesetzgebung, nebst der Initiative zustehen, dem Könige aber das absolute Veto auf keine Weise verkümmert werden. Uebrigens müßten Justiz und Administration getrennt, auch sämmtliche, die Herzogthümer betreffende Landescollegien von Kopenhagen nach den Herzogthümern verlegt werden. Er verlangte ferner: „Errichtung eines obersten Justizhofes für beide Herzogthümer in der Stadt Schleswig, zur Entscheidung bei jeglichem Rechtsspruche; Einsetzung zweier Regierungscollegien in Kiel und Schleswig; Bildung eines obersten Staatsrathes in Kiel zur Regierung beider Herzogthümer. Zwei Mitglieder dieses Staatsrathes sollten zwar abwechselnd in des Königs Residenz anwesend, beide Herzogthümer aber in administrativer Hinsicht von Dänemark getrennt sein." Diese Vorschläge machten ungeheures Aufsehen und gaben der Constitutionsfrage allgemeines Interesse (es wurden in wenig Tagen 10,000 Exemplare abgesetzt). Die dän. Regierung sah darin aber eine strafwürdige Handlung, ließ L. einer Criminaluntersuchung unterwerfen und als Arrestant nach der Festung Rendsburg abführen. Eine aus dem schlesw. und holstein-lauenburgischen Obergerichte combinirte Commission sprach hier am 31. Mai 1831 über L. das Urtheil aus: „daß er seines Amtes zu entsetzen sei und einjährige Festungsstrafe der mildesten Art zu erdulden habe," und so wurde L. (2. Juni) nach dem kleinen Fort Friedrichsort im Kieler Meerbusen abgeführt. Damit endete die kurze politische Laufbahn eines Mannes, dessen unwiderstehliche Beredtsamkeit, großartiger Charakter und imponirende Persönlichkeit ihn zu einem Volksführer bestimmt hatten und dem es nur an Gelegenheit und eignem Willen mangelte, durch diese Eigenschaften den größten persönlichen Einfluß auf das Volk zu gewinnen. Nach überstandener Festungsstrafe, im Juni 1832, begab sich L. in seine Heimath Sylt; doch war seine Gesundheit so zerrüttet, daß er ein südliches Klima aufsuchen mußte, und daher im Herbst 1833 nach Rio Janeiro ging, wo er fortwährend mit Schleswig-Holstein und seiner Verfassung beschäftigt, ein trauriges, sieches Leben führte. Im April 1837 ging er über Marseille in die Schweiz, lebte, schwer erkrankt, in und bei Genf einsam und verlassen einige Monate in der düstersten Stimmung und starb im März 1838 auf einem Landgute am Genfersee. Sein Werk, „Die Unionsverfassung Dänemarks und Schleswig-Holsteins", gab G. Beseler heraus (Jena 1841).

Lorrain, Claude, s. Gelée, Claude.

Lortzing, Albert Gust., ein beliebter Operncomponist, ist am 23. Oct. 1803 zu Berlin geboren. Sein Vater war früher Kaufmann, ging jedoch 1810 zum Theater über und so war des jungen L. Thätigkeit schon früh dem Theater bestimmt, da man ihn bald in Kinderrollen verwendete. Zugleich erhielt er Clavierunterricht und Unterweisung in der Harmonik, und componirte als Knabe Lieder, Märsche und Sonaten. Später trat er als Sänger und Schauspieler bei mehreren Bühnen auf, wie in Düsseldorf, Köln und seit 1826 in Detmold, in welcher letztern Stadt er sieben Jahre lang als Tenorbuffo und Bariton thätig war. Hier componirte er auch sein Liederspiel, „Der Pole und sein Kind", das sich ziemlichen Beifalls erfreute. Aufgemuntert durch diesen Erfolg schrieb er ferner die Liederspiele, „Der Weihnachtsabend", „Scenen aus Mozart's Leben" und „Andreas Hofer", von denen jedoch nur die beiden ersten zur Aufführung kamen. Auch ein Oratorium, „Die Himmelfahrt Christi" und eine neue Instrumentirung der Hiller'schen Oper, „Die Jagd", entstanden in dieser Zeit. Im J. 1833 wurde er an der Leipziger Bühne engagirt, und hier scheint das rege und reiche Musikleben befruchtend und reifend auf sein Talent gewirkt zu haben. Zuerst schrieb er die Oper, „Die beiden Schützen" (1835), welche eine sehr günstige Aufnahme fand, dann „Czar und Zimmermann" (1837), die namentlich durch die Aufführung in Berlin sich verbreitete und bald auf allen Bühnen heimisch wurde. Nach einander entstanden sodann die Opern, „Caramo", „Hans Sachs", „Casanova", „Der Wildschütz" und „Undine." Im J. 1844 gab er seinen Wirkungskreis als Schauspieler und Opernregisseur auf, fungirte ein Jahr lang als Kapellmeister bei der Leipziger Oper und nahm 1846 den Ruf als Kapellmeister an das Leopoldstädter

Digitized by Google

Theater in Wien an. L.'s Opern zeichnen sich vor den Werken anderer Componisten durch ihre praktischen Vorzüge aus. Seine Musik ist weder großartig imposant, noch besonders originell, noch auch sehr kunstreich; aber sie ist klar, leicht und gefällig; sie schmiegt sich der Situation, der Person aufs Geschmeidigste an und dient dem dramatischen Gemälde als gewandte, witzige Coloristin, will aber nicht neben ihm ein zweites selbständig ausgearbeitetes Bild aufstellen; sie ist endlich vor allen Dingen kurzweilig. In technischer Hinsicht wird sie durch leichteste Ausführbarkeit und eine lebendige Instrumentation unterstützt, die dem Sänger wie dem Hörer ihre Thätigkeit erleichtert. Die verbreitetste, in der That auch frischeste und vollendetste seiner Opern, die sich auch am meisten frei hält vom Hinüberstreifen des leichten Conversationstones in das Flache und Gewöhnliche, ist „Czar und Zimmermann."

Lot, einer der bedeutendsten Nebenflüsse der Garonne, entspringt auf dem Lozèregebirge unweit Mende im Ländchen Gevaudan im ehemaligen Languedoc, durchfließt, indem er Anfangs den Namen Olt führt, die Departements Lozère, Aveyron, Lot und Garonne, wird bei Cahors, welche Stadt er zur Halbinsel macht, mittels Schleusen und durch Vereinigung mit dem Nebenflusse Truyère schiffbar und fällt nach einem Laufe von 48 M. bei Aiguillon in die Garonne. Nach ihm hat das Departement Lot seinen Namen erhalten. Es hat auf 72 QM. gegen 288,000 Einw. und Cahors (s. d.) zur Hauptstadt. Das im Südwesten von diesem begrenzte Departement Lot und Garonne hat auf 102 QM. 347,000 Einw. Die Hauptstadt ist Agen, das alte Aginnum, der ehemalige Hauptort von Agenois, mit 13,000 Einw.

Loth, überhaupt das Gewicht eines Körpers. In der Meßkunst ist Loth der 32. Theil eines Handelspfundes, zwei Loth sind gleich einer Unze und ein Loth enthält vier Quentchen. Dann heißt Loth die aus einer Schnur, an welcher ein schwerer Körper befestigt ist, bestehende Vorrichtung, deren sich die Schiffer bedienen, um die Beschaffenheit und Tiefe des Meeres zu untersuchen oder welches auch die Maurer und Zimmerleute gebrauchen, um den senkrechten Standpunkt eines Körpers zu erforschen. Früher nannte man auch die aus einer Kugel und Schrot bestehende Ladung eines Feuergewehrs Loth.

Lothar I., röm. Kaiser, Sohn Kaiser Ludwig's des Frommen, geb. um 795, erhielt, als sein Vater das Reich unter seine Söhne Lothar, Ludwig den Deutschen und Pipin theilte, Italien, ließ sich 822 vom Bischof von Mailand zum König von Italien und 823 vom Papste zum Kaiser krönen. Da aber später Ludwig der Fromme noch einen vierten Sohn, Karl den Kahlen erhielt, zu dessen Gunsten er eine zweite Theilung vornahm, so geriethen die Söhne mit dem Vater in heftige Streitigkeiten, welche erst mit des Letztern Tode 840 endigten, und nach deren Beilegung L. das Ostreich erhielt. Da er aber fortwährend damit umging, seinen Brüdern einzelne Theile ihrer Reiche zu entreißen, so verbanden sie sich gegen ihn, schlugen ihn gänzlich 841 bei Fontenay und reizten die Bischöfe gegen ihn auf, welche ihn des Reiches entsetzten. L. kam bittend und reuig und erhielt in dem Vertrage zu Verdun den 11. Aug. 842 sein Land wieder; seine Residenz wurde Aachen, da ihm durch den Theilungsvertrag außer Italien noch alles Land zwischen dem Rhein und den Alpen, der Schelde, Maas, Rhone und Saone zugefallen war. Das einzige Nützliche, was er durch eine lange Reihe von Jahren wirkte, war, daß durch sein Ansehen das Schisma nach Gregor's IV. Tode beseitigt ward. Im J. 855 theilte er sein Reich unter seine Söhne, so daß Ludwig Italien, Lothar Lothringen und Karl Burgund erhielt, und starb in demselben Jahre im Kloster zu Prüm.

Lothar der Sachse, deutscher Kaiser, ein Sohn des Grafen Gebhard von Querfurt, geb. 1075, erhielt durch Erbschaft das Herzogthum Sachsen. Er war einer der tapfersten und mächtigsten deutschen Fürsten, bekriegte 1110 die Slaven, trug zwei Jahre darauf selbst gegen den Kaiser seine Waffen, schlug diesen 1115 in der Schlacht am Welfesholze und drang 1116 bis an den Rhein vor. Nach Kaiser Heinrich's V. Tode wurde er 1125 von den deutschen Fürsten zu dessen Nachfolger erwählt. Die Mitbewerber um die Krone, Herzog Friedrich von Schwaben und Konrad von Franken machten ihm indeß

Digitized by Google

die erlangte Würde streitig, und L. wurde in eine Reihe Kriege verwickelt, denen nur sein Tod ein Ende machte. Zuerst brachen die oben erwähnten Fürsten Friedrich und Konrad auf. L. verwüstete ihre Länder, Schwaben, Franken und Elsaß auf das Fürchterlichste und zwang sie, unterstützt vom Papste Honorius II. und Heinrich dem Großmüthigen von Bayern, seinem Schwiegersohne, sich ihm zu unterwerfen. Auch in die böhmischen Erbfolgestreitigkeiten nach Wladislav's I. Tode mischte er sich, bekriegte den Herzog Boleslav von Polen, setzte Konrad von Thüringen 1127 mit den Waffen zum Herzog von Burgund ein und gab dem Grafen Konrad von Wettin die Lausitz. Dadurch, daß er dem Papste seine Wahl zum Kaiser durch eine Gesandtschaft kund thun ließ, was vor ihm nie ein Kaiser gethan hatte, maßten sich später die Päpste das Bestätigungsrecht an. Ueberhaupt ließ er sich gegen die römische Curie zu mancher Demüthigung herab und gab dieser Gelegenheit, sich von dieser Zeit an der kaiserl. Obergewalt immer mehr zu entziehen. Dafür, daß er Innocenz II. mit bewaffneter Hand in den Lateran einführte, empfing er 1133 von diesem knieend die röm. Kaiserkrone. Kurz vor seinem Tode unternahm er noch einen Römerzug (1136) gegen den Normannenherzog Roger, welchen der Papst Anaklet 1133 zum König von Sicilien gekrönt hatte. Auf der Rückkehr erkrankte er plötzlich und starb im Dorfe Breitenwang zwischen dem Inn und Lech im tyroler Hochgebirche am 3. Dec. 1137. Sein Leichnam ruht in dem von ihm gestifteten Kloster Königslutter im Braunschweigischen. Durch das Gesetz, das er seinem Eidam, Herzog Heinrich dem Stolzen von Bayern, zu Liebe gab, daß größere durch Aussterben erledigte Lehen ferner nicht mehr an Kaiser und Reich zurückfallen sollten, wurden dieselben unter den Verwandten erblich und dadurch der Grund der Zerstückelung Deutschlands in einzelne Staaten gelegt. Vgl. Gervais „Politische Geschichte Deutschlands unter der Regierung der Kaiser Heinrich V. und Lothar III." (2 Bde., Lpz. 1841—42) und Jaffé „Geschichte des deutschen Reichs unter Lothar dem Sachsen" (Berl. 1843). Sein Nachfolger war Konrad III. (s. d.).

Lothringen, franz. Lorraine, dieser alte Zankapfel Frankreichs und Deutschlands, hieß ehemals ein in Westfrankreich gelegenes Herzogthum, welches zu verschiedenen Zeiten von verschiedenem Umfange war. Nach Lothar II. oder dem Jüngern, der es von seinem Vater, Kaiser Lothar I. bei der Theilung 855, als eignes Reich erhielt, wurde es Lothar's Ryk (bei den Niederländern), daher Lotharingen, Lothringen genannt. In seiner letzten Ausdehnung begreift L. das Land zwischen Luxemburg, Trier, Unterpfalz, Elsaß, Franche Comté und Champagne, hatte 479 QM. mit 1,220,000 Einw., war in die Herzogthümer L. und Bar und in die Bisthümer Metz, Toul und Verdun getheilt, bildet aber gegenwärtig die franz. Departements Maas, Wasgau, Mosel und Meurthe. Zweige des Wasgau's machen das Land gebirgig, welches von der Maas, Mosel, Saar und Saone bewässert wird und reich ist an Waldungen und ergiebigen Salz-, Kupfer-, Zinn- und Eisenbergwerken. Der Volksstamm sind Deutsche. L., als Herrschaft Lothar's II., war ein Theil des Königreichs Austrasien und begriff alles Land zwischen dem Rheine, der Mosel, Maas und Schelde bis an's Meer. Nach Lothar's Tode (868) theilten sich dessen Oheime, Ludwig der Deutsche und Karl der Kahle von Frankreich in das Land; Ersterer erhielt den östlichen Theil desselben (Ost-L.), der Letztere den westlichen (West-L.). Karl's Enkel überließen ihren Antheil an dem Lande Ludwig dem Jüngern und ganz Lothringen kam somit an die deutsche Linie der Karolinger. Frankreich suchte indeß stets seine Ansprüche auf Lothringen geltend zu machen. Es kam zu blutigen Händeln, so 978 zwischen Kaiser Otto II. und Lothar von Frankreich, und selbst als Lehn des deutschen Reiches gab Lothringen zu langwierigen Fehden zwischen den Vasallen und dem deutschen Kaiser als Lehnsherrn Anlaß. Als Karl der Kühne, Herzog von Burgund 1431 ohne männliche Erben starb, kam das Land an seine Tochter Isabelle, und Friedrich, Isabelle's Eidam, wurde durch seine Söhne, Anton und Claudius, Stifter der lothringischen Haupt- und Nebenlinie, welche letztere sich in Frankreich in den Herzogen von Guise, Harcourt, Elboeuf ꝛc. fortpflanzte. Anton's Enkel Karl II. verlor zuerst an König Heinrich II., bei den damaligen Religionshändeln in Deutschland (1552) die Bisthümer Metz, Toul und Verdun, und

Digitized by Google

unter Karl's III. Regierung, des Neffen Heinrich's, des älteſten Sohnes Anton's, ging in Folge einer Kette heftiger Kämpfe mit Frankreich und dem deutſchen Kaiſer Lothringen 1670 an Frankreich verloren. Erſt Karl's III. älteſter Sohn wurde im Frieden zu Ryswick (1697) unter mancher, für Frankreich vortheilhaften Bedingung, reſtituirt. Im poln. Erbfolgekriege (1733) nahm Frankreich aufs Neue von L. Beſitz und erhielt es durch den Wiener Frieden (8. Nov. 1738) mit dem Herzogthum Bar auf Lebenszeit für den verjagten poln. König Stanislaus, nach deſſen Tode es mit völliger Souveränetät an Frankreich fallen ſollte. Seitdem bildete L. ein eigenes Gouvernement, welches während der Revolution in die oben erwähnten Departements vertheilt wurde. Im zweiten Pariſer Frieden hat Preußen einen kleinen Theil von Lothringen erhalten und mit der jetzigen Provinz Niederrhein vereinigt. Die Nachkommen des alten Herzogs Anton von L. regieren in Oeſterreich, Toscana und Modena, die ſeines Bruders Claudius' ſind jedoch mit Prinz Karl Eugen von Lothringen, öſterreichiſchem General der Cavalerie, der während der franz. Revolution als Prinz von Lambese und Commandant der franz. Garden ſich bekannt gemacht hat (Nov. 1825), ausgeſtorben. Vgl. Etienne „Résumé de l'histoire de Lorraine" (Par. 1825).

Lotichius, Petrus, mit dem Beinamen Secundus — zum Unterſchiede von ſeinem Oheim, Peter L. (geb. 1501, geſt. 1567) — einer der beſten neuern latein. Dichter, geb. 1528 zu Schlüchtern im Hanau'ſchen, hatte ſich zu Marburg und unter Camerarius und Melanchthon zu Wittenberg in der Medicin, Philoſophie, Beredtſamkeit und Poeſie vielſeitig gebildet. Bei Ausbruch des Religionskrieges ergriff er die Waffen, machte ſpäter eine wiſſenſchaftliche Reiſe durch Frankreich und Italien, kam 1557 nach Deutſchland zurück, ſtarb aber ſchon 1560 als Profeſſor der Medicin zu Heidelberg. In ſeinen latein. Gedichten, Elegien und Lebensbildern herrſcht ovidiſche Leichtigkeit und Lieblichkeit. Sie erſchienen unter dem Titel: „Poemata" (Par. 1551, Lpz. 1561) herausg. von Burmann II. (Amſterd. 1754); von Kretzſchmar (Dresd. 1773) und deutſch von C. G. Köſlin, (Halle 1826). Vgl. Hage „Vita Lotichii" (Lpz. 1603). — Gleich berühmt iſt ein Brudersſohn des Vorigen, Joh. Peter L., geb. am 8. März 1598 zu Nauhain, der in mehreren Städten Deutſchlands theils als praktiſcher Arzt, theils als Lehrer der Medicin wirkte und 1669 zu Frankfurt a/M. als kaiſerlicher Rath und Hiſtoriograph ſtarb. Er hinterließ eine nicht unbedeutende Sammlung von Gedichten, die unter dem Titel: „Vademecum sive epigrammatum novorum centuriae duae" (Frankf. 1624) und „Poemata" (Marb. 1640), erſchienen, ſowie eine „Bibliotheca poetarum" (4 Bde., Marb. 1625) und mehrere hiſtoriſche und mediciniſche Schriften.

Lotophagen (griech.), d. h. Lotuseſſer, nannten die Alten eine im Norden von Afrika, wahrſcheinlich an der Küſte Libyens oder in der kleinen Syrte wohnende, friedliche und gaſtfreie Völkerſchaft. Ihren Namen hatte ſie von den ſüßen und wohlriechenden Früchten des dort einheimiſchen Lotusbaumes, die ſie genoß; der homeriſchen Dichtung zufolge nahm ſie auch den Odyſſeus, der auf ſeinen Irrfahrten dorthin kam, gaſtfreundlich auf.

Lotos oder Lotus nannten die Griechen verſchiedene Fruchtbäume, unter Andern eine Strauchart (Lotus libycus), aus deren Früchten man Brod zu backen, und aus deſſen Holze man Götterbilder zu ſchnitzen pflegte. Wahrſcheinlich lebten von dieſer Frucht Homer's Lotophagen (ſ. d.). Bei den Indern und Aegyptern aber bezieht ſich der Name Lotos auf die ſchönen Waſſerroſen (Nelumbium speciosum oder Nymphaea nelumbo), die bei beiden Völkern einen hohen Grad der Verehrung genoſſen. Dieſe Pflanze wächſt am liebſten in ſtehenden Waſſern; ſie erhebt ſich mit Sonnenaufgange aus dem Waſſer, legt ihre großen kreisförmigen Blätter auseinander, und verbreitet einen lieblichen Zimmetgeruch. Der roſenrothe Lotos iſt die ſchönſte und heiligſte Species; außerdem findet man noch weiße, gelbe, blaue und andere Abarten. Bei den Indern ruht der Weltenſchöpfer auf einem Lotos, und die Blume iſt ihnen ein Sinnbild der Erde, inſofern die Piſtille

Digitized by Google

auf den Berg Meru, die Staubfäden auf die Gipfel des Himalaja, die vier Hauptblätter des Kelches auf die Cardinalpunkte deuten, und die übrigen Blätter gleichsam die Erdtheile darstellen, welche rings um das heilige Land der Brahmanen gelagert sind. Auch bei den Aegyptern diente der Lotos als Sinnbild des Universums, und Harpokrates kam aus der geöffneten Lotosblume hervor. Die Pflanze war der Isis (s. d.) geweiht, insofern die Samenkörner, in der Größe von Haselnüssen, für besonders nahrhaft gehalten wurden.

Lotterie (von Lot = Loos), ein öffentliches Glücksspiel, bei welchem der Gewinn oder Verlust des Spielenden durch das Loos entschieden wird. Man hat zu unterscheiden zwischen der eigentlichen Lotterie und der Zahlenlotterie oder dem Lotto. Das Wesentliche der ersteren besteht in Folgendem: Es werden eine gewisse Anzahl mit fortlaufender Nummer versehener Loose gegen ein bestimmtes Einsatzgeld zum Verkaufe ausgeboten (die nicht untergebrachten spielen auf Rechnung der Unternehmer). Das hierdurch gelöste Geld wird in kleinere und größere Summen getheilt, welche auf einige durch die Ziehung bestimmte Loosnummern als Gewinne fallen. In dem Lotterieplane, welcher die Gesetze und Einrichtung, mithin auch die Menge und Größe der Gewinne und die Anzahl der Nieten angiebt, werden gewisse Tage bestimmt, an welchen die Ziehung auf nachstehende Art bewirkt wird. Nachdem zuvor in ein Glücksrad, auch Trommel genannt, alle Loosnummern, in ein anderes die Gewinne und Nieten geschüttet worden sind, stellt man an diese Behältnisse zwei Kinder, welche gewöhnlich mit verbundenen Augen, gleichzeitig hier eine Loosnummer, dort einen Gewinn oder eine Niete ziehen. Geschehen die Ziehungen in mehreren Klassen, was für die Lotterieunternehmer den Vortheil hat, daß das Interesse der Spielenden länger erhalten und der Vertrieb der Loose erleichtert wird, weil das Loos nicht in ungetrennter Summe, sondern nur klassenweise zu bezahlen ist, so nennt man dies eine Klassenlotterie. Gewöhnlich werden in den ersten Klassen lauter Gewinne, in der letzten aber neben den größten Gewinnsummen die Nieten, ja in einigen Lotterien letztere gar nicht gezogen, indem die nach Ziehung aller Gewinne in dem Loosnummernrade zurückgebliebenen Nummern die Nieten bilden. Es versteht sich von selbst, daß bei dieser Einrichtung nur Gewinnzettel in die andere Trommel gethan werden. Zu Deckung der Verwaltungskosten und Erzielung eines Vortheils für die Unternehmer erleiden die Gewinnsummen einen Abzug nach Procenten, die so viel betragen, daß ein bedeutender Ueberschuß verbleibt, welcher, angenommen daß die Lotterie vom Staate unternommen ist, in der Regel zum Besten gemeinnütziger Anstalten verwendet wird. Man veranstaltet auch Waaren-, Bücher- und Güterlotterien, die aber als Privatunternehmungen vom Staate genehmigt sein müssen. Die gewöhnlich mit Geldgewinnen verbundenen Güterlotterien hat man oft benutzt, um Arrangements möglich zu machen und Concourse abzuwenden. In neuerer Zeit ist eine Prämienlotterie mit Staatsanleihen in Verbindung gebracht worden; die frühere oder spätere Zurückzahlung der einzelnen Anleihen wird durch Ziehungen entschieden, daneben aber eine Anzahl für einen Theil der Anleihen auf dieselbe Weise zu gewinnender Prämien bestimmt, welches Letztere nur dadurch möglich ist, daß die Anleihe entweder gar nicht verzinst wird, oder nur geringere Zinsen gegeben werden. Der Ursprung der Lotterie schreibt sich aus der im Mittelalter gewöhnlichen Waarenlotterie her, welche italien. Kaufleute zu veranstalten pflegten, um ihren Waarenabsatz zu befördern. Nach Klock (lib. II. c. 118. tractatus de aerario) errichtete schon 1521 der Senat zu Osnabrück eine aus allerhand Sachen bestehende Lotterie, 1530 Florenz eine Geldlotterie. Die 1539 in Frankreich von Franz I. gegen eine gewisse Abgabe erlaubten Waarenlotterien erhielten den Namen Blanque (vom ital. bianca, leer), weil die mehresten Loose Nieten, leeres Papier waren. Im J. 1660 kam die von Tonti schon früher beabsichtigte große blanque royale in Paris zu Stande, die erste L. in England 1567, die erste Klassenlotterie zu Nürnberg 1699; zu Amsterdam wurde 1561 eine Lotterie zur Unterstützung des dort errichteten Waisenhauses angeordnet. — Man kann von den Collecteuren ganze, halbe, Viertel-, Achtel-, ja Sechszehntheil-Loose erhalten, ein Mittel, auch die ärmere Klasse zur Theilnahme zu ziehen, ja die Speculation der Ersteren ist schon so weit gegangen, Loose

Digitized by Google

ganz oder zum Theil nur auf eine Klasse oder gar nur einen Ziehungstag gegen einen scheinbar billigen Einsatz zu vermiethen.

Die Zahlenlotterie oder das Lotto (Lotto di Genova) ist eine Erfindung der Genueser. Zur Zeit der Republik wurden die Rathsherren aus den wählbaren Candidaten durch's Loos bestimmt; aus den dabei gewöhnlichen Wetten bildete sich später folgendes Glücksspiel. Es werden 90 Nummern in das Glücksrath gethan, von welchen man an dem Ziehungstage nicht mehr als fünf ziehen läßt. Die Einsetzenden wählen sich vorher in der Zahlenreihe von 1 bis 90 eine oder mehrere Zahlen und besetzen sie mit einer beliebigen Summe, woneben auch die Art des Gewinnes bestimmt wird. Ueber Beides werden von dem Unternehmer Lottoscheine ausgestellt. Nach den verschiedenen Fällen, wie eine oder mehrere von dem Spielenden gewählte Nummern unter den fünf gezogenen Zahlen befindlich sein können, sind verschiedene Spielarten und Gewinne möglich; 1) der simple Auszug (Estrado simplice), wenn der Spielende nur eine Zahl besetzt, die unter den fünf herauskommt, so erhält er den Einsatz 15 Mal als Gewinn; 2) der bestimmte Auszug (E. determinato), wenn man zugleich bestimmt, welche Stelle eine oder mehrere gewählte Zahlen unter den fünf zu ziehenden einnehmen werden; beim Zutreffen wird der Einsatz 75 Mal zurückbezahlt; 3) die Ambe, wenn unter den fünf gezogenen zwei der gewählten Zahlen sich befinden, wird der Einsatz 240 Mal ausgezahlt; 4) die Terne; ist das Nämliche mit drei der gewählten Zahlen der Fall, so gewinnt man den Einsatz 480 Mal. Quaternen, wo der Einsatz 60,000 Mal zurückbezahlt wird und Quinternen, wo man fünf Quaternen des Einsatzes gewinnt, sind nicht gewöhnlich. Der einsetzende kann nach einer Art des Einsatzes oder auch nach mehreren zugleich spielen, wodurch sich 15 verschiedene Spielarten bilden, z. B. man spielt auf eine Terne, Ambe und den Auszug zugleich; hätte man bei diesem Ternenspiele für die Amben und Auszüge keinen Einsatz gemacht, so würde man, auch wenn zwei oder eins der gewählten Zahlen unter den fünf gezogenen sich befände, doch nichts erhalten. Fragt man, ob der Staat die Lotterien dulden soll, so ist nach allseitigem Betrachte gewiß verneinend zu antworten. Der dem Staate oder seinen gemeinnützigen Anstalten daraus erwachsende Gewinn überwiegt nicht den Nachtheil, der aus dem unbedachtsamen, Familien verderbenden Geldverschleudern der ärmeren Bürger entsteht. Gerade diejenigen, welche nichts haben, wollen auf diese Art erwerben und verlieren in der Regel das Letzte. Die Spielwuth findet an diesem der Betrügerei am wenigsten ausgesetzten und, im Vergleich mit andern, langsameren Spiele ebenfalls keinen Ableiter, eben darum, weil der leidenschaftliche Spieler auf die Laune des Glückes zu lange warten muß. Es ist freilich nicht zu läugnen, daß die Lotterie für einen einzelnen Staat, so lange dieses Spiel nicht allgemein abgeschafft ist, ein nothwendiges Uebel zu sein scheint, weil dann, trotz aller Spielverbote, in fremden Lotterien gespielt und somit das Geld in fremde Länder verschleppt wird. Das verderbliche, spielwutherzeugende Lotto ist in neuerer Zeit von den mehresten Regierungen aufgehoben worden.

Lotz, Joh. Friedrich Eusebius, coburgischer wirklicher geheimer Conferenzrath, geb. 1771 den 13. Jan. zu Sonnenfeld, prakticirte hier in den Jahren von 1790—97 als Advokat, kam dann als Consistorial- und Regierungssecretär nach Hildburghausen und 1806 ins Amt Heldburg. Nur vier Jahre konnte er sich in dieser Stellung gefallen; dann ging er als Regierungsrath nach Coburg. Im J. 1824 ernannte ihn der Herzog zum geheim. Assistenzrath und übertrug ihm, als einem geübten und vielfach gebildeten Geschäftsmanne, die Bearbeitung der gotha-altenburgischen Successionsangelegenheiten. Ausgedehnter sowohl in Hinsicht auf die innern als äußern Staatsangelegenheiten wurde L.'s Wirkungskreis nach seiner Beförderung zum geh. Conferenzrathe (1827). Besonders erhielt das Verwaltungswesen in ihm einen tüchtigen Vorsteher. Im J. 1832 brachen Excesse im Fürstenthume Lichtenberg aus. Da L. früher einige Jahre die Organisation und Verwaltung dieses Gebietes geleitet hatte, so übertrug ihm der Herzog bis zum Jahre 1833 zur Dämpfung jener Unruhen das Generalcommissariat. L. umfaßte mit gleicher

Digitized by Google

Gründlichkeit alle Zweige der Staatswissenschaften. Als Kameralist hat er einen geachteten Namen. Sein „Handbuch der Staatswirthschaftslehre“ (Erlg. 1821—22, 3 Bde.); „Revision der Grundbegriffe der Nationalökonomie ꝛc.“ (Coburg 1811—14, 4 Bde.) haben den verdienten Beifall erhalten und sind reich an beachtenswerthen Winken eines geübten und erfahrenen Staatsmannes. Zu den werthvollsten seiner Schriften gehören noch die: „Ueber die nothwendige Reform des deutschen Münzwesens“ (1828) und „Ueber den Begriff der Polizei und den Umfang der Staatspolizeigewalt“ (Hildburgh. 1807). Er starb am 13. Nov. 1838.

Loudon oder Laudon, Gideon Ernst Freiherr von, Feldmarschall und Generalissimus der österreichischen Armee, ein Muster eines großen Feldherrn und der Gegner Friedrichs des Großen, dem er an militärischer Umsicht und Ehre vielleicht nicht nachsteht, war geb. am 10. Oct. 1716 zu Trotzen in Liefland, der Sprößling einer alten, ursprünglich aus Schottland stammenden und im 14. Jahrh. mit Matthias von Laudon nach Liefland eingewanderten adeligen Familie. Für L.'s erste Bildung wurde nur sehr schlecht gesorgt. Vielleicht war sein nichts weniger als vielversprechendes Aeußeres eine Ursache dieser älterlichen Vernachlässigung. Die ersten Anfangsgründe der Mathematik, die nothdürftigsten geographischen Kenntnisse, waren der ganze wissenschaftliche Schatz, mit welchem der 15jährige Jüngling als Cadet in russische Dienste trat. Allein jemehr er hier einsehen lernte, welch ein dürftiges und gar klägliches Wesen der Krieger ohne höhere wissenschaftliche Bildung ist und wie weit er selbst noch von diesem Ziele entfernt stehe, desto dringender wurde sein Durst nach Kenntnissen und der Wunsch, diesem Mangel durch eisernen Fleiß abzuhelfen. Das damalige Glück der russischen Waffen, die Eroberung von Danzig (1733), wohin sich König Stanislaus Leszinsky während der in Polen ausgebrochenen Unruhen geflüchtet hatte, vor Allem aber die Lorbeern, welche der tapfere Graf Münich in dem Feldzuge gegen die Türken durch Eroberung von Asow, Oczakow und Choczim einerntete, dies waren Ereignisse, die nothwendig L.'s Eifer beseelen und in ihm den stillen Wunsch nach ähnlichem Ruhme rege machen mußten. Die strengste Beobachtung seiner Pflichten und Pünktlichkeit im Dienste war und blieb stets eine seiner Haupttugenden, und eben dadurch erwarb er sich auch in diesem letztern Feldzuge das ganze Vertrauen seiner Obern und stieg im Verlaufe desselben vom Corporal bis zum Oberstlieutenant. Nach dem Frieden von 1739 nahm er in Petersburg seinen Abschied, um mit einem Empfehlungsschreiben des Hofmarschalls Grafen von Löwenwolde an dessen Bruder, den österreichischen General, nach Wien zu gehen. Sein Weg dahin führte ihn über Berlin. Durch mehrere, gleichzeitig mit ihm verabschiedete russische Offiziere hier aufgemuntert, in preußische Dienste zu treten, ließ er sich dem großen Friedrich vorstellen. Allein er machte auch hier die kränkende Erfahrung, daß selbst bei mittelmäßigen Talenten ein gefälliges Aeußeres geeigneter ist Vertrauen zu erwecken. Denn nachdem er endlich die lange vergebens gehoffte Audienz am Hofe erhielt, wandte sich der König mit den Worten von ihm weg: „Das Aeußere dieses Menschen will mir nicht gefallen“, nicht ahnend, daß er in dem jetzt unbedeutenden Lieutenant noch seinen Sieger würde bewundern. Endlich erhielt L. in Wien eine Hauptmannsstelle in dem vom Oberst Franz von Trenk neu errichteten Pandurencorps. So wenig auch dieser Posten ihm Gelegenheit geben konnte, in praktischer Hinsicht sich zu bilden oder sein Talent zu entwickeln, denn er kam hier nur unter einen Haufen ungebildeter und gleich ihrem Oberst an keine Zucht und Ordnung gewöhnter Menschen, so zwangen ihn Armuth und die Aussicht, für die Gegenwart kein anderes Mittel zur Sicherung seiner Existenz finden zu können, denselben anzunehmen. Er machte in dieser Stellung den Feldzug am Rhein und in Bayern (von 1743—44), wurde bei Elsaßzabern schwer verwundet und gefangen, focht, wieder ausgewechselt, in den Schlachten bei Hohenfriedberg und Soer, nahm aber bald nach geschlossenem Frieden seinen Abschied, um in Wien dem Kriegsgerichte die Beweise vorzulegen, daß die während des Feldzuges in Bayern vorgefallenen Plünderungen ihm fälschlicherweise aufgebürdet und einzig und allein auf Befehl und durch seinen rachsüchtigen und rohen Oberst selbst verübt worden wären. Erst

Digitized by Google

im J. 1749 konnte L., welcher bis dahin höchst kümmerlich ohne Dienst und Vermögen in Wien von der Unterstützung einiger Freunde hatte leben müssen, eine Majorsstelle bei dem an der türkisch-ungarischen Grenze stehenden Liccanerregimente erhalten. Hier trat er von dem evangelischen zum katholischen Glauben über, vermählte sich bald darauf mit der Tochter eines kroatischen Offiziers, Clara von Hagen, und lebte mit ihr zwar in einer kinderlosen aber sehr glücklichen Ehe. Sein Grenzposten ließ ihn Muße genug gewinnen, ununterbrochener als bisher den zur Kriegswissenschaft erforderlichen Studien obliegen zu können. Seiner Gattin, die es gern gesehen hatte, wenn er manche Stunde weniger über dem Zeichnen seiner Schlachtpläne zugebracht hätte, antwortete er stets scherzend: „Wenn er einst Feldmarschall werden wolle, müsse er Alles dieses nothwendig wissen". Als Friedrich II. im August 1756 mit einem Einfalle in Sachsen und bald darauf auch in Böhmen das Signal zur blutigen 7jährigen Fehde gab, wurde L., ungeachtet der Bemühungen Pitazzi's, seines in Kroatien commandirenden Generals, der im höchsten Grade ehrgeizig und ein Feind jedes aufkeimenden Talents ihn gern mit Erfolg aus der Liste der von Wien aus zum neuen Feldzuge commandirten Offiziere gestrichen hätte, dennoch durch Verwenden seines alten Freundes, des Hof- und Staatssecretärs Hochstetten, beim Fürsten Kaunitz als Oberstlieutenant mit einer Abtheilung leichter Truppen, welche die Bewegungen der Reichsarmee unterstützen sollte, nach Böhmen beordert. Bald nach seiner Ankunft bei der vom Feldmarschall Brown commandirten Hauptarmee gab er seinen Obern so große Beweise seines Muthes als seiner Einsicht. Mit 500 Kroaten überfiel er die von Preußen besetzte Stadt Tetschen. Die Vernichtung zweier feindlichen Schwadronen und eine ansehnliche Beute an Pferden war die erste kühne Waffenthat L.'s, an welche sich eine ganze ununterbrochene Reihe glänzender Siege knüpft, die seinen Namen unsterblich machen und ihm in der Reihe der großen Helden aller Nationen den Ehrenplatz einräumen. Ebenso glänzend eröffnete er den Feldzug des folgenden Jahres 1757 durch Gefangennehmung der bei Hirschberg verschanzten Abtheilung des Prinz Heinrich'schen Infanterieregiments. 2000 Gefangene, eine Menge Geschütz und Munition waren die Früchte der durch ihn klug und vorsichtig geleiteten Ausfälle während der Belagerung von Prag. Maria Theresia übersandte dem erfahrenen und kühnen Krieger das Generalmajorspatent. Sehr wohl berechnet waren seine Maßregeln, als er im J. 1758 durch Wegnahme eines ansehnlichen Transports, welcher für die vor Ollmütz liegenden preußischen Truppen bestimmt war, Ollmütz befreien und der Nothwendigkeit einer blutigen Feldschlacht somit vorbeugen konnte. Der Theresienorden und die Ernennung zum Feldmarschalllieutenant ward für L. ein neuer Beweis der kaiserlichen Huld. Meisterhaft deckte er Daun's Züge in Schlesien, hatte unstreitig den größten Antheil an Plan und Ausführung der Schlacht bei Hochkirchen und wußte das geschwächte preußische Heer so zu ängstigen, daß der große Friedrich selbst seinen Rückzug eine ununterbrochene Schlacht nannte. L.'s Einzug in Wien glich einem Triumphzuge. Eigenhändig hing ihm die Kaiserin das Großkreuz des Theresienordens um und erhob ihn in den Reichsfreiherrenstand. Im Feldzuge von 1759 gab allein L.'s Muth und weise Taktik der für die Russen bereits verlornen Schlacht bei Kunnersdorf eine unerwartet glückliche Wendung und entschied den Sieg für die Oesterreicher. Im Verfolgen Meister, brachte er auch hier die Preußen in die verzweiflungsvollste Lage. Elisabeth von Rußland übersandte dem entschlossenen Krieger einen mit Brillanten besetzten Degen zum Geschenk und seine Kaiserin erhob ihn zum Feldzeugmeister. Für das Jahr 1760 erhielt L. den Oberbefehl über ein 30,000 M. starkes Corps, mit dem er in Schlesien operiren sollte. Sein glänzender Sieg über Fouqué (s. d.) auf den Höhen vor Landshut, die Erstürmung der Festung Glatz, vor Allem aber sein Rückzug nach der Schlacht bei Liegnitz, über welchen die bekannten Worte des großen Friedrich: „Von Laudon muß man retiriren lernen", gewiß das rühmlichste Zeugniß geben können, dieses waren die Lorbeern, welche L. im Verlaufe dieses Jahres einerntete. Der Winter beschäftigte ihn in Wien mit dem Entwerfen der Plane zum nächsten Feldzuge 1761. Dieser gab ihm zwar Anfangs, obgleich er den unumschränkten Oberbefehl über ein 60,000 M. starkes Heer in Schlesien

Digitized by Google

bekam, wenig Gelegenheit zu großen Operationen, allein mit einem desto kühnern Meisterstück, mit der Erstürmung der stark besetzten Festung Schweidnitz, obwohl er dazu keine Ordre vom Hofkriegsrath in Wien eingeholt hatte, krönte er das Ende desselben. Nach dem Hubertsburger Frieden lebte er größtentheils auf seinem Landgute bei Kollin, ein Geschenk seiner Kaiserin. Ueber L.'s Zusammentreffen in jener Zeit mit Gellert zu Karlsbad, vergl. des Letztern Briefwechsel mit Demoiselle Lucius. Bis zum Ausbruche des bayerschen Successionskrieges finden wir L. abwechselnd in Wien, wo man ihn mit Gunstbezeigungen überhäufte, theils auf seinem nahe bei Wien gelegenen schönen Lustschlosse Hadersdorf, welches er von der Kaiserin gegen seine Güter in Böhmen eingetauscht hatte, bald als fleißiger Landwirth, bald mit seinen Studien beschäftigt, wie er überhaupt bis an seinen Tod sich fortwährend zu unterrichten strebte. 1778 übertrug ihm Kaiser Joseph II. den Oberbefehl über das an der sächsischen Grenze stehende 50,000 M. starke Armeecorps, doch der Teschener Frieden führte ihn bald in seine ländliche Abgeschiedenheit zurück. Aber noch ruhmvoller sollte der 73jährige Greis den Abend seines Lebens beschließen. Der Krieg zwischen Oesterreich und der Pforte war bereits im Anfang des Jahres 1788 ausgebrochen; und Joseph sah bald, daß seine Truppen nur mit Laudon siegen könnten. Das letzte Mal in seinem Leben trat der ergraute Held bei Dubitza an die Spitze seines jubelnden Heeres, welches mit dem Rufe: „Es lebe Laudon!" den siegtrunkenen Feind in die Flucht trieb. Die Eroberung von Dubitza, Hori, Berbir und Belgrad waren die letzten Triumphe, welche die Oesterreicher unter L. feierten und ebenso empfing L. auch den brillanten Stern des Theresienordens, den eigentlich nur der Monarch selbst als Großmeister tragen durfte, sowie die Ernennung zum Generalissimus mit unumschränkter militärischer Gewalt als die letzten Zeichen kaiserlicher Huld aus den Händen Joseph's II., den er noch überleben sollte. Joseph starb 1790 und voll Vertrauen rief sein Nachfolger Leopold II. mit der einen Hand den greisen Krieger, mit der andern den großen Kaunitz haltend: „Zwischen solchen Männern brauche ich ganz Europa nicht zu fürchten!" Aber er ahnte nicht, daß er die eine kräftige Stütze bald verlieren sollte. L. reiste am 16. Juni zur Grenzarmee nach Mähren, welche hier gegen Preußen aufgestellt war, kam aber in Folge eines Genusses von schwer verdaulichen Speisen, die ihm eine Harnverstopfung zugezogen, krank im Hauptquartier zu Neutitzschein an, wo er bereits am 14. Juli starb. Im Parke seines Lustschlosses Hadersdorf bezeichnen die Worte: „Hier liegt Laudon" einfach zwar, aber sinnreich genug in die bei der Eroberung von Belgrad aufgefundenen Werkstücke einer Grabstätte eingehauen, die Stelle, wo Oesterreichs Retter aus vielen Gefahren ruht. Von Gestalt war L. nicht schön, er hatte röthliches Haar, starke Augenbraunen, war von mittler Statur und sehr mager. Bescheidenheit und Mäßigkeit in jeder Beziehung waren Hauptzüge seines Charakters. Im gewöhnlichen Leben zeigte er sich ernst, fast verschlossen, allein in der Schlacht oder im Zorn, wozu ihn nur eine Dienstnachlässigkeit reizen konnte, sprühte sein Auge Feuer. Alle seine Plane unterwarf er stets einer langen Prüfung, allein die Schnelligkeit bei der Ausführung warf jedes Hinderniß unaufhaltsam zu Boden. L. hinterließ keine Kinder, alle starben sehr frühzeitig. Der brillantene Stern des Theresienordens wurde nach L.'s Tode von der Wittwe für 50,000 Gulden eingelöst und dem kaiserlichen Familienschatze wieder einverleibt.

Louis, Joseph Dominique, Baron de, bekannter unter dem Namen des Abbé Louis, geb. zu Toul um das Jahr 1755, war beim Ausbruch der Revolution Parlamentsrath, nahm an den politischen Neuerungen des Jahres 1789 Theil und stand bei der Feier des großen Conföderationsfestes auf dem Marsfelde als Diaconus dem Bischofe von Autun zur Seite. Noch ehe die Schreckenstage des Jahres 1792 begannen, übertrug ihm der König mehrere geheime diplomatische Sendungen. Die Gräuelscenen des Augustmonats bewogen ihn Frankreich zu verlassen. Er hielt sich bis zum 18. Brumaire (1799) in England auf, studirte hier eifrig das durch Pitt eingeführte Finanzsystem, wurde bei seiner Rückkehr nach Frankreich Chef des Liquidationsbureaus im Kriegsministerium, kam bald darauf in den Staatsrath und 1810 an die Spitze der Finanzen in Holland. Unter Mollien's Mini-

Digitized by Google

sterium bewährte er sich als einen der treuesten und gewissenhaftesten Administratoren des Staatsschatzes. In Verbindung mit Begouen und Mole überreichte er 1816 dem gesetzgebenden Körper eine Verordnung in Betreff der Finanzen. Nach Napoleon's erster Abdankung wurde er provisorisch Finanzminister, und von Ludwig XVIII. in diesem Posten bestätigt, der bei dem damaligen Chaos, worin sich die Finanzen Frankreichs befanden, einen thätigen, gewissenhaften, erfahrenen und umsichtigen Mann erforderte und an L. fand. Im folgenden Jahre folgte L. dem Könige nach Gent, erhielt bei seiner Rückkehr zum zweiten Male das Portefeuille der Finanzen, überließ aber schon nach wenigen Monaten diesen Posten an Corvetto, erhielt indeß zum Zeichen der gnädigen Entlassung das Großkreuz der Ehrenlegion. Er trat hierauf in die Deputirtenkammer, stimmte Anfangs mit der Minorität, 1816 aber mit der Majorität, als diese ruhiger und vernünftiger geworden war. Beim Ministerwechsel von 1818 wurde L. wieder Finanzminister. Als indeß de Cazes im Jahre 1819 das alte Wahlsystem über den Haufen warf, um ein neues, dem Ministerium zuträglicheres aufzustellen, und L. dieser Neuerung, die er mit seiner Rechtlichkeit nicht vereinigen mochte, kräftig entgegenstrebte, so wurde er mit Desolles und Gouvion St. Cyr seines Ministeramtes entsetzt. 1821 erwählte ihn das Departement der Meurthe aufs Neue zum Deputirten, eben so im Nov. 1827. Während dieser Zeit und bis zum Jahre 1830 stand L. unverrückt auf der Seite der Opposition. Als Lafitte in den verhängnißvollen Juliustagen des Jahres 1830 einsah, daß er nach so manchem gebrachten Opfer den Umständen nicht gewachsen sei, von seinem Posten als Ministerpräsident abtrat und der bedrängte Bürgerkönig zu den alten Gliedern der Opposition seine Zuflucht nehmen mußte, so betrat auch L. seinen Posten wieder und rettete durch sichern und glücklichen Geschäftsblick im Finanzwesen Frankreichs Credit zum dritten Male. So lange Périer an der Spitze der Regierung stand und selbst nach dessen Tode, wußte sich L. das ungeschwächte Vertrauen der Regierung zu erhalten und mit ihm trat er auch nach der Bildung des neuen Ministeriums am 11. Oct. 1832 in einen ehrenvollen Ruhestand als 70jähriger Greis zurück. Er starb 1837.

Louisd'or, eine französische Goldmünze, zuerst unter Louis XIII. geprägt, woher ihr Name. Die älteren L. haben nach unserm Gelde einen Werth von 5 Thaler 8 Groschen, wogegen die neueren, welche auch Carolin oder Schildlouisd'or, auch Louis neuf heißen, 6 Thaler 4 Gr. gelten. Von allen diesen Sorten giebt es auch doppelte Stücke, double Louis oder doublon. Die vier- und zehnfachen Louisd'ore sind als Medaillen zu betrachten (quadruples Louis oder pièces de dix Louis). Einzelne Louisd'ore Ludwig's XV. führen noch besondere Namen, so die Noailles, welche während der Minderjährigkeit des Königs vom Herzog von Noaille geprägt wurden, der Mirleton oder Mirliton, so genannt von der Farbe, welcher der einer Pfirsichart ganz gleich gehalten wurde und endlich der Chevalier, der von dem Kreuze des durch Ludwig XIV. 1693 gestifteten Ludwigsordens den Namen hat.

Louise, Ulrike, Königin von Schweden, geb. 1720 den 24. Juli, war eine Tochter Friedrich Wilhelm's I. von Preußen, Schwester Friedrich's des Großen, und seit 1744 Gemahlin Königs Adolf Friedrich von Schweden, nach dessen Tode (1772) sie zurückgezogen theils zu Stockholm, theils zu Berlin lebte; starb 1782 den 16. Juli und hinterließ zwei Söhne, die nachherigen Könige Gustav III. und Karl XIII. Von den schwedischen Großen wurde sie wenig geliebt, weil sie mehrere, obwohl unglückliche (s. Horn'sche Verschwörung) Versuche machte, die Unabhängigkeit ihres Gemahls von den Reichsständen zu begründen, doch verdankt Schweden ihr vorzüglich in wissenschaftlicher Hinsicht so manche nützliche Einrichtung. Groß an Geist und Herz verwendete sie den größten Theil ihres beträchtlichen Vermögens auf Verschönerung der Hauptstadt, beförderte Industrie und Handel, gründete 1753 die Akademie der Wissenschaften, die Bibliothek und das Kunstcabinet zu Stockholm und hatte, besonders von Linné, der bei ihr in hoher Gunst stand, angeregt, die Idee, auch im Norden die Seidenzucht einzuführen.

Louise, Auguste Wilhelmine Amalie, Königin von Preußen, war die Tochter des

Digitized by Google

Herzogs Karl Ludwig von Mecklenburg-Strelitz und der Friederike Karoline Louise, der Tochter des Prinzen Georg Wilhelm von Hessen-Darmstadt, geb. den 10. März 1776 zu Hanover, wo ihr Vater Commandant war. L. verlor ihre Mutter bereits im 6. Jahre, fand aber in dem Fräulein von Wolzogen eine eben so mütterlich gesinnte Erzieherin, wie treffliche und geistreiche Lehrerin, durch sie wurde der schöne Keim gelegt, welcher sich in dem zarten und empfänglichen Herzen der jungen Prinzessin unter der spätern Leitung und Pflege ihrer Großmutter zu Darmstadt, dem nachherigen Aufenthaltsorte ihres Vaters, in erhabener Güte und Milde, in echter Frömmigkeit und Tugend so herrlich entfaltete, daß L. schon als jungfräuliche Prinzessin allgemein geliebt und als Königin ein Gegenstand wahrer Verehrung wurde. Die Unruhen der französischen Revolution und die Annäherung der Franzosen in der Umgegend von Darmstadt nöthigten L., sich zu ihrer Schwester, der regierenden Herzogin von Sachsen-Hildburghausen zu begeben. In Begleitung ihrer Schwester, der nachherigen Herzogin von Cumberland, trat sie im März 1793 die Rückreise zu ihrem Vater an. Ein günstiges Geschick führte beide Schwestern über Frankfurt a. M., wo sich König Friedrich Wilhelm II. mit dem Kronprinzen und seinem Bruder Ludwig befand. Bei ihrem Erscheinen an der königlichen Tafel machte L. auf das Herz des Kronprinzen durch ihre Schönheit und ihr würdevolles Betragen den lebhaftesten Eindruck. Mehr noch aber fühlte dieser sich durch die vortrefflichen Eigenschaften ihres Herzens angezogen. Schon im April 1793 fand die feierliche Verlobung Friedrich Wilhelm's mit Louise statt, doch verzögerte der Krieg die Vermählung, welche erst nach der Schlacht bei Pirmasens, den 24. Dec. 1793 zu Berlin gefeiert wurde. Nach der Thronbesteigung den 16. Nov. 1797 begleitete sie ihren Gemahl auf seinen Huldigungsreisen, so wie später auf seinen öfteren Reisen durch die Provinzen und zeigte sich überall nicht nur als weise und einsichtsvolle Fürstin, sondern auch als gütige und anspruchslose Wohlthäterin für ihre Unterthanen, denn Segen und Freude ward durch sie in Stadt und Land bis zur ärmlichsten Hütte herab verbreitet. 1806 besuchte sie die Bäder von Pyrmont, allein bald rief der Ausbruch des Kriegs den König ins Feld und auch hier ward ihm L. eine treue Begleiterin. Sie folgte ihm nach Thüringen und nach der unglücklichen Schlacht bei Jena, den 14. Oct., nach Königsberg und Memel. In allen Leiden, welche sie und ihr unglückliches Land trafen, bewährte sie sich als ergebene und fromme Dulderin. Im Januar 1807 kehrte die gesammte königliche Familie nach Königsberg zurück. L. unternahm jetzt mit ihrem Gemahl eine Reise nach Petersburg, von der sie im December 1809 dem Anscheine nach gesund zurückkehrte. Allein während sie im Juni 1810 bei ihrem Vater, auf einem Lustschlosse Hohengiersitz bei Strelitz einige glückliche Tage zu verleben gedachte, ward sie plötzlich von einem heftigen Brustfieber überfallen, an welchem sie bereits am 19. Juli in den Armen ihres trostlosen Gemahls verschied. Am 27. Juli führte man die Leiche nach der Hauptstadt, der tiefste Schmerz war in dem Augen jedes Bewohners zu lesen und laut klagend schritt die Menge am Sarge einher, der die theuern Ueberreste einer angebeteten Königin und vielgeliebten Mutter auf immer verschloß. Am 23. Dec. desselben Tages, wo die geliebte Königin unter lautem Jubel des Volkes in Berlin einst als Braut eingezogen war, ward sie in den einfach schönen Begräbnißtempel, den ihr Gemahl im Schloßgarten zu Charlottenburg hatte neu einrichten lassen, zur letzten Ruhestätte gebracht, welche das prächtige Denkmal von Rauch schmückt. Ein treues Bild des trefflichen Charakters dieser Königin findet man in einer Schrift der Frau von Berg unter dem Titel: „Louise, die Königin" (Berl. 1814). Ihrem Andenken ist das Louisenstift in Berlin, eine Anstalt zur Erziehung junger Mädchen, und der am 3. Aug. 1814 gestiftete Louisenorden gestiftet.

Loulé, Marquis von, der Günstling Johanns VI. von Portugal, geb. zu Lissabon 1785, der älteste Sohn des Grafen Val de Reis, war von Jugend auf mit seinem nachherigen Gönner durch die engste Freundschaft verbunden. Als eifriger Anhänger Napoleon's warb er 1807, nachdem er zum Marquis von L. erhoben worden war, ein Corps von 8000 Mann, das er dem Kaiser zuführte, der es zur Lusitanischen Legion erhob. Mit Auszeichnung focht er namentlich in den Schlachten bei Wagram und bei Smolensk.

Digitized by Google

Während der hundert Tage war er bei dem König Ludwig XVIII. in Gent. Später ging er nach Brasilien, wo ihn Johann VI. zu seinem Großstallmeister machte. Mit ihm kehrte er 1821 nach Portugal zurück, wo er in des Königs Gunst immer höher stieg, wegen seiner constitutionellen Gesinnungen aber den Haß der Absolutistenpartei, namentlich Dom Miguel's, in hohem Grade auf sich lenkte. Da er sich dem Projecte, den König unter die Controle des Familienraths zu stellen, auf das heftigste widersetzte, wurde er am 1. März 1824 in seiner Wohnung ermordet. — Sein Sohn, der Herzog von L., geb. 1801, vermählte sich, nachdem er 1826 die herzogliche Würde erlangt hatte, im folgenden Jahre mit der Infantin Anna da Jesus Maria von Portugal.

Loupe, auch einfaches Mikroskop, nennt man ein linsenförmig geschliffenes Glas, welches zum Vergrößern dient. Die gewöhnlichen Loupen sind gleichseitige biconvexe Linsen, wo der Halbmesser der Krümmung auf beiden Seiten derselbe ist. Sind die Halbmesser der Krümmung verschieden, so muß die convexere Seite dem Objecte zugewendet werden. Oft sind zwei oder mehrere Loupen von verschiedener Brennweite und Vergrößerung in einer einzigen Fassung enthalten, um nach Bedürfniß bald die eine, bald die andere brauchen zu können. Die stärkste, mit einer L. erreichbare Vergrößerung ist ungefähr 240fach, noch stärkere geben Glaskügelchen oder Linsen aus Edelsteinen.

Loutherbourg, Philipp Jakob, einer der ausgezeichnetsten Landschaftsmaler der neuern Zeit, geb. 1730 zu Straßburg, bildete sich unter dem berühmten Casanova und wandte sich dann nach England, wo er sehr geschätzt war. Außer den trefflichsten Landschaften malte L. noch Seestücke und Schlachtgemälde, welche von Kennern sehr gelobt werden. Seine berühmtesten Gemälde sind: Der Sturm auf Valenciennes im Juli 1793, Howe's Seesieg im Juli 1794, dem er beiwohnte, 4 Landschaften, die vier Stunden des Tages genannt und optische Panoramen. Mehrere seiner Werke erschienen gestochen zu London, so wie er auch mehrere Blätter radirt hat, z. B. sechs Blatt Bauern, sechs Blatt Soldaten, ein Blatt Tageszeiten, Landschaften ꝛc. Er starb 1812 in London. Merkwürdig ist L. auch noch dadurch, daß er seit 1788 mehrere Jahre hindurch die Rolle eines Wunderthäters spielte, um Blinde, Taube und andere Kranke zu heilen, von welcher Idee er jedoch später zurückkam.

Louvel, Louis Pierre, der jüngste Sohn eines armen Krämers, geb. dem 7. Oct. 1783 zu Versailles, kam nach dem Tode seiner Mutter, als Kind von drei Jahren mit seinem Vater nach Paris, erlernte hier die Sattlerprofession, zeigte aber wenig Lust dazu, sondern fand mehr Gefallen am Lesen besonders politischer Bücher. Schon von früher Jugend an zeigte er einen ernsten Charakter, ein heftiges Temperament und liebte die Einsamkeit. Nach Verlauf seiner Lehrjahre machte er eine Reise durch Frankreich, und mußte 1806 Dienste bei der Artillerie nehmen. Schon 1814, als die Verbündeten Frankreich überzogen, stieg in ihm der Gedanke auf, durch Ermordung der Bourbons das Vaterland zu retten. Im October 1815 kam er nach Versailles und arbeitete als Sattlergesell in den königlichen Ställen. Während der fünf Jahre, welche er hier am Hofe lebte, hielt man den stillen, fleißigen Arbeiter nicht fähig der That, die er am 13. Febr. 1820 gegen 11 Uhr Abends beging, wo er den Herzog v. Berry, als dieser eben aus der Oper in den Wagen steigen wollte, durch einen Dolchstich tödtlich verwundete. Der fliehende Mörder wurde durch die nacheilenden Gardesoldaten eingeholt und festgehalten. Im Verhöre gestand L., daß Erbitterung über die Anwesenheit fremder Truppen und Haß gegen die Bourbons seit sechs Jahren in ihm den Vorsatz erweckt habe, Frankreich von diesen Feinden seines Vaterlandes zu befreien, gestand, daß er nach dem Herzog von Berry auch den Herzog von Angoulême und so alle übrigen Glieder des königlichen Hauses hätte ermorden wollen, und würde schon längst diese That ausgeführt haben, hätten nicht Umstände und Mangel an eigenem Muthe ihn daran verhindert. Keineswegs aber wären persönliche Beleidigungen oder irgend ein Einverständniß Beweggründe gewesen, sondern es sei dieser Plan in ihm allein zur Reife gekommen und durch ihn allein ausgeführt worden. Vergebens bemühten sich die Richter während einer dreimonatlichen Untersuchung Mitverschworne zu entdecken; L. wurde zum

Digitized by Google

Tode verurtheilt, welche Strafe am 7. Juni 1820 auch an ihm vollzogen wurde. Vgl. Méjean „Histoire du procès de L." (Par. 1820, 2 Bde.).

Louvet de Couvray, Jean Baptiste, Verfasser des „Faublas", eines der geistreichsten aber auch schlüpfrigsten französischen Romane, 1760 zu Paris geboren, hatte die Rechte studirt. An der Revolution nahm er gleich bei ihrem Ausbruche Theil, und wurde einer der vom Club der Jakobiner abgeordneten Redner in der Section der Lombarden. Am 26. Dec. 1791 erschien er in der gesetzgebenden Versammlung an der Spitze einer beträchtlichen Volksmenge, und verlangte, daß den Prinzen und mehrern ausgezeichneten Emigrirten der Prozeß gemacht würde. Zum Deputirten des Departements Loiret erwählt, schloß er sich der Gironde-Partei an. Als Robespierre zum Dictator erwählt werden sollte, widersetzte er sich dieser der Freiheit verderblichen Maßregel, griff Robespierre in einer meisterhaften Rede an und wollte, daß er in Anklagestand versetzt würde. Am 31. Mai 1793 wurde er geächtet mit den Häuptern seiner Partei, floh nach Caen und durchirrte dann unter unaufhörlichen Gefahren die Bretagne, die Gironde, ganz Frankreich. Nach Robespierre's Sturz am 8. März 1795 in den Convent zurückberufen, wurde er eine der kräftigsten Stützen desselben und der eifrigste Wächter über republikanische Freiheit. Er starb am 25. August 1797. Madame Roland in ihren Memoiren gedenkt seiner mit dem größten Lob. Er hat die Zeit seiner Flucht in einem äußerst anziehenden Werke beschrieben: „Quelques notices pour l'histoire et le récit de mes périls depuis le 31. Mai 1793, Paris an III" (1795). Das Volksblatt: „La Sentinelle", welches er unter Roland's Ministerium herausgab, soll viel zu den Ereignissen des 10. August beigetragen haben.

Louvois, François Michel le Tellier, Marquis de, Ludwig's XIV. Staatssecretär und Kriegsminister, war der Sohn des Kanzlers le Tellier und den 18. Jan. 1641 zu Paris geboren. Wäre dieser Mann, in dessen Hände Frankreichs Schicksal gelegt wurde, als er noch nicht dem Jünglingsalter entwachsen war, eben so edel als klug, so treu als fest im Wollen, so eifrig für Gemeinwohl wie thätig gewesen, Frankreich, der Musterstaat Europas mußte unter ihm, so lange es noch Männer wie Colbert, Türenne, Condé, Luxembourg, Catinat u. A. aufzuweisen hatte, das Vorbild und Gesetz des Welttheils werden. Aber seinen tiefen, gewaltigen Blick, seine Willensfestigkeit, seinen unermüdeten Eifer leitete die Eigensucht und Ruhmredigkeit, in schlauer Staatskunst hat er die Meisterschaft errungen und viele Jünger sich erworben, aber dem Lande ist er kein Heiland geworden. Er war ein ganzer Kriegsminister, wenn Krieg das Handwerk eines solchen Staatsmannes ist, und sein höchster Ruhm ist, daß er mit Colbert und Vauban das französische Heer zur trefflichsten Kriegsmacht Europas umschuf, in dasselbe eine musterhafte Zucht und Ordnung brachte und daß der Inbegriff kriegerischer Erfahrungen und Kenntnisse unter ihm in Frankreich seine eigentliche Heimath und Pflege fand. Aber sein Wille war durchaus unbezwingbar, größer noch sein Stolz, ihm opferte er Alles, das Glück von Millionen, seine Ehre, sich selbst. Als Jüngling kam er an den Hof des großen Ludwig. So lange dieser noch mit eiserner Rechte das Staatsruder selbst leitete, und den Lehrmeister seiner Minister vorstellte, wagte es der junge Staatssecretär nicht, die Grenzen des Schülers zu überschreiten, wußte aber durch kluge Rathschläge, die er seinem Monarchen gab, das ganze Vertrauen desselben zu gewinnen, blieb dabei aber immer der lernbegierige Schüler und geschmeidige Höfling. Ueber das Heer und dessen Befehlshaber wußte er indeß allmälig seine Gewalt zu einer nie geahnten Größe auszudehnen und begründete den Despotismus der Staatssecretäre. So stieg er 1666 zum Kriegsminister. Sein Streben ging jetzt auf völlige Unabhängigkeit von jedes Willen, besonders von dem des Königs, dessen Widerspruch er nicht ertragen wollte. Krieg schien ihm hierzu das beste Mittel. Gute Vorbereitungen waren getroffen. Der weise Colbert hatte Millionen dem Staatsschatze gespart, er selbst für ein treffliches Heer gesorgt. Der Sieg war ihm gewiß, durch ihn wurde der Herrschaft Ludwig's und dem Stolze der Nation geschmeichelt. Zwei Feldzüge, in Flandern 1667 und in der Franche-Comté, 1668 gaben die Losung zu einer Reihe blutiger Fehden, die den französischen Namen bald

Digitized by Google

furchtbar machten. Frankreich war in beiden Sieger, L. hatte die Mittel dazu bereitet und sein Ansehen beim König wurde dadurch begründet. Schlau genug hatte er berechnet, daß dieser zweijährige Kampf nur Vorspiel sein würde; er hatte dadurch den König in weit ausgreifende Pläne verwickelt, denen dieser nicht gewachsen war, und wobei ihm allein die Leitung mit unumschränkter Gewalt übertragen werden mußte, wenn der Kampf glücklich ausgekämpft werden sollte. Im ersten Kriege lag der Stoff zu noch blutigern Zwisten gegen die Generalstaaten. Der Nimweger Friede endigte diesen sechsjährigen Kampf (von 1672 bis 1679), welcher halb Europa zu den Waffen rief, Frankreich auf den Gipfel seiner Macht, Tausende an den Bettelstab brachte, und die blühende Pfalz zum ersten Male in eine Einöde verwandelte. Ludwig war jetzt der mächtigste Monarch Europas; aber zu zerstreut, um das Staatsruder ferner lenken zu können, bürdete er die ganze Last der Regierung auf seine Minister, um öfter in den Armen einer Maintenon ruhen zu können, während L. seine Macht bis zu hunnischen Verwüstungen und Mordbrennereien ausdehnte, die endlich ganz Europa gegen Frankreich zu den Waffen riefen. Mitten im Frieden nahmen die berüchtigten Reunionen ihren Anfang. Nicht auf dem Wege gütlicher Verhandlungen wurden Frankreichs Rechte gesichert, sondern Krieg und nur Krieg dictirte L.'s blutige Feder, und oft wurden in Folge einer einzigen Aufwallung dieses despotischen und eigenwilligen Mannes Tausende auf dem Schlachtfelde ermordet. Durch die Schrecken zerstörender Bombardements schützte er die französische Flagge gegen die Angriffe der barbarischen Raubstaaten (1682—88) und züchtigte Genua (1684) blos weil es sein altes, noch nie bestrittenes Gewerbe des Schiffbaues mit Spanien, welches Ludwig bekriegen wollte, nicht aufgab. Eben so wenig kümmerten den später um die Zurückführung der Protestanten in den Schooß der allein selig machenden Kirche so besorgten Wütherich die Rechte des heiligen Vaters. Mit den Waffen gab er seinem eisernen Willen gegen die Einsprüche der römischen Curie Gewicht und nahm dem Papste Stadt und Gebiet Avignon, weil er Egon von Fürstenberg als Kurfürsten von Trier nicht anerkennen wollte (1688). Alle Länder der Kurpfalz, welche nicht Reichslehen waren, wurden auf L.'s Befehl, ohne den vom Kaiser vorgeschlagenen Weg Rechtens zu verfolgen, durch Reunionen weggenommen, ungeachtet Frankreich erst das Jahr vorher mit dem Kaiser einen 20jährigen Waffenstillstand geschlossen hatte. So zwang L. das deutsche Reich zu einer Kriegserklärung und zum zweiten Male ließ er die Pfalz mit Feuer verheeren. Die blühendsten Städte wurden ausgeplündert und verbrannt. Frankreich aber hatte nichts gewonnen. Der große Colbert war unterdeß gestorben (1683), die Schätze, die er dem Lande gespart hatte, waren vergeudet und der französische Name bei allen europäischen Mächten verhaßt. Neun Jahre (von 1688—1697) schlug sich Frankreich auf die entehrendste Weise mit halb Europa herum, immer siegreich und mit Ueberlegenheit, aber doch nur unter der größten Anstrengung zur Erschöpfung des Reiches, welches am Ende im Ryßwicker Frieden 1697 nichts als Straßburg und das mit ihm am linken Rheinufer verbundene Land von den ehedem reunirten Ländern als Beute davon trug. L. starb noch, ehe er die Wunden, die er dem Lande geschlagen hatte, verbunden sah (16. Juli 1691), nach Einigen an Gift, nach Andern aus Aerger, weil der lange betrogene König den Stolz des eigenwilligen Ministers nicht mehr ertragen wollte und bei mehreren Gelegenheiten denselben empfindlich gedemüthigt hatte. Leider kam Ludwig's Reue zu spät, er hatte ein blühendes Land eigner Ruhmsucht und den Launen eines Wütherichs geopfert. Die tiefste Wunde, dem Lande auf viele Jahre in ihren Nachwirkungen verderblich, war die Aufhebung des Edicts von Nantes. Auch dies war L.'s Werk, welcher im Namen des Königs die zur Bekehrung der Protestanten ausgesandten Missionen in die fürchterlichsten Dragonaden verwandelte und durch heimlich mitgegebene Krieger Jedem Tod und Beraubung drohen ließ, der sich weigern würde, seinen Glauben abzuschwören. Der sorglose König glaubte den Vorspiegelungen seines Ministers, welcher ihm den schnellen Fortgang der Bekehrungen als Folge sanfter Mittel und der Ueberzeugung durch die Glaubensprediger vorspiegelte. Viele Tausende der fleißigsten und erfahrensten Familien entgingen dem gräulichen Glaubenszwange durch die Flucht und trugen ihren Fleiß in andere Weltgegenden. Umsonst waren

alle Mittel, welche der König, als er das eigenmächtige Schalten seines Ministers endlich erfuhr, anwendete, um dem Lande Manufacturen, Künste und Wissenschaften zu retten. Umsonst wurden die Grenzen besetzt, die Verfolgten fanden dennoch Wege ins Ausland, aller Segen Frankreichs ging mit ihnen, Frankreichs Blüthezeit war ihrem Ende nahe, und nur glückliche Umstände, die Meinung des Zeitalters und das Kraftgefühl eines noch nicht verdorbenen Volkes hielten den wankenden Thron des alternden Königs aufrecht. Eine lange Reihe glänzender Siege hatten Frankreich zerrüttet, weil ein Mann, der nichts weniger als Feldherr war, und es dennoch sein wollte, die Pläne der größten Feldherrn seiner Zeit durch Machtsprüche vereitelte, oft nur um die Vorschläge eines Zweiten nicht für gut befinden zu dürfen, sondern seinen eigenen Willen zu haben. Wäre L. 8 Jahre früher mit Colbert gestorben, gewiß er hätte des großen Staatsmannes Ruhm erreicht und die Nation hätte ihn vergöttert.

Louvre, der alte königliche Palast zu Paris, von dem ein Reisender sagt: „Sein Anblick allein entschädigt auf das ganze Leben für die Kosten einer Reise hierher aus der größten Entfernung". Sein Ursprung ist unbekannt und nur nach und nach durch die Jahrhunderte mag seine Pracht und Größe hervorgegangen sein. Ludwig XIII. erbaute das Mittelgebäude und Ludwig XIV. die schöne Fassade der Ostseite mit drei großen Vorsprüngen, die durch zwei prachtvolle Säulengänge von korinthischer Ordnung verbunden sind, für alle Zeiten ein einziges Muster der Baukunst. Durch lange Seitenflügel sollte er unter Napoleon mit den Tuilerien verbunden und daraus ein majestätisches Ganzes mit einem länglich viereckigen Hofe in der Mitte geschaffen werden. Das Werk war jedoch noch unvollendet bei Napoleon's Entthronung und ist es seitdem geblieben. Wie durch seine große Bauart, so ist der L. auch durch die reichen Kunstschätze, die darin aufgestellt, ausgezeichnet. In dem unteren Geschosse ist die Antikensammlung in 15 Sälen aufgestellt. Durch das schöne, auf erhabenen Marmorsäulen ruhende Treppenhaus, dessen Decken mit Frescogemälden verziert sind, geht man ein in die reiche Gemäldesammlung, die in einem weiten Raume in unabsehbarer Reihe nach den verschiedenen Schulen geordnet sind. Auch werden in dem L. alljährlich die große öffentliche Kunstausstellung der vorzüglichsten französischen Fabrikate und die Sitzungen der Akademien gehalten.

Lowe, Sir Hudson, englischer Generallieutenant, Gouverneur von St. Helena, geb. 1770 in Irland, trat in früher Jugend schon in Kriegsdienste, machte die Expeditionen nach Corsica und Sicilien mit und ward später Oberst und Commandant der Insel Capri. Trotz der ihm daselbst durch Murat bereiteten Niederlage, trotz dem, daß durch seine Schuld vorzüglich die gegen Neapel bestimmte Expedition Lord Stuart's vereitelt ward, wußte er sich doch durch seine, im Jahre 1814 als englischer Commissär bei den verbündeten Heeren bewiesene Geschicklichkeit in der Gunst seines Gouvernements zu erhalten. Er erhielt sogar zur Belohnung dafür den Generaltitel. Da kam der Augenblick, wo England den Kaiser Napoleon, als er seinem Geschicke unterlegen war, und sich vertrauensvoll dem Edelsinne des freien britischen Volkes überantwortete, in die schmähliche Verbannung nach St. Helena schickte. Von diesem Zeitpunkte an geht auch die traurige Berühmtheit, welche Sir Hudson in den Augen Europas, ja der ganzen civilisirten Welt sich zu verschaffen gewußt hat. Um den hohen Gefangenen desto sicherer einem Tode entgegen zu führen, welcher seinen Feinden das einzige Ziel war, das sie beruhigen konnte, bedurfte es zu dem mörderischen Klima St. Helenas noch eines passenden Kerkermeisters. Sir Hudson schien die gewünschten Talente zu besitzen, und, leider, hat er dieser Erwartung nur zu sehr entsprochen. Er wurde Commandant jenes Felsens, der durch die Leiden und das Ende des größten Mannes unsers Jahrhunderts eine so weltgeschichtliche Bedeutung gewonnen hat. Ohne alle die unzähligen kleinen und großen Gewaltthätigkeiten und Mißhandlungen, welche Sir Hudson sich gegen den gefesselten Löwen erlaubt und dadurch nicht seinem allein, sondern überhaupt dem englischen Namen einen unauslöschlichen Schandfleck angeheftet hat, ausdrücklich anführen zu wollen, worüber erst später, nachdem der Dunst der Memoiren verweht und das Geschrei der Zeitgenossen verstummt sein wird, die Geschichte einfache Wahrheit reden wird,

Digitized by Google

ſei hier nur ſo viel geſagt, daß der beſſere Theil der Mitlebenden den engliſchen General als den Henker Napoleon's, ja mittelbarer Weiſe als den Mörder desſelben von Anfang an gehalten hat und noch fortwährend dafür hält. Selbſt Hudſon Lowe's eigne Landsleute haben ſein Thun verflucht, wodurch er Britanniens Charakter vor Mit- und Nachwelt auf das Schrecklichſte entehrt hat. Nach ſeiner Rückkehr von ſeinem Poſten im Jahre 1821 ward er 1823 Gouverneur der Bermuda Inſeln und Generallieutenant und ſtarb im Jahre 1842.

Lowoſitz, ein kleines Städtchen in Böhmen, im leitmeritzer Kreiſe, wurde durch die Schlacht am 1. Oct. 1756 geſchichtlich, in welcher Friedrich der Große den Sieg über die Oeſterreicher davon trug. Die Oeſterreicher wollten nämlich die bei Struppen, unweit Pirna, eingeſchloſſenen Sachſen befreien. Friedrich der Große aber, der ihre Abſicht erfahren, rückte ihnen mit 24,000 Mann entgegen, und traf mit ihnen, die unter dem Feldmarſchall Brown 70,000 Mann zählten, bei L. zuſammen. Schon hatten die Preußen nach ſechsſtündigem unausgeſetztem Kampfe alle ihre Munition verſchoſſen und wurden unmuthig, als der Prinz von Bevern ſie von neuem ermuthigte und mit ihnen zum Bayonnetangriff überging, durch den die Oeſterreicher endlich zurückgedrängt und aus L., das man in Brand ſteckte, vertrieben wurden.

Lowth, Robert, ein ausgezeichneter engliſcher Geiſtlicher, geb. zu Buriton 1711, empfing ſeine Erziehung zu Wincheſter, von wo er 1730 nach New-College in Orford kam, und 1741 an der Univerſität daſelbſt die Profeſſur der Geſchichte erhielt. Im J. 1753 gab er ſeine „De sacra poesi Hebraeorum praelectiones academicae" heraus, welche ins Engliſche, Franzöſiſche und Deutſche überſetzt worden ſind. Die beſte Ausgabe iſt die Leipziger von 1815 mit Noten von Michaelis, Roſenmüller u. A. Im J. 1754 bekam er von der Univerſität Orford das theologiſche Doctordiplom, und 1755 ging er als Caplan des Marquis von Harrington, damaligen Lordlieutenants mit nach Irland. Dieſer machte ihn zum Biſchof von Limerick, welche Würde er ſpäter wieder gegen eine Präbende von Durham und das Rectorat von Sedgefield vertauſchte. Mit dem Doctor Warburton ſah er ſich kurze Zeit darauf in einen gelehrten Streit verwickelt, der jedoch endlich zu ſeinem Vortheil ausfiel. Im J. 1777 erhielt er die Londoner Diöceſe. Sein letztes literariſches Werk war eine neue Ueberſetzung des Jeſaias. Roſenmüller ſagt von ihm, daß er den hebräiſchen Dichter beſſer als irgend ein Anderer verſtanden und interpretirt habe. Als der Erzbiſchof von Cornwallis mit Tode abging, bot man ihm den erledigten Sitz an, was er jedoch ſeines Alters und häuslichen Kummers wegen ablehnte. Er ſtarb 77 Jahr alt, am 3. Nov. 1787.

Loxodromiſche Linie, d. i. Linie des ſchiefen [illegible] eine auf einer Kugelfläche oder auf der Oberfläche eines elliptiſchen [illegible] von doppelter Krümmung, welche die Eigenſchaft hat, [illegible] regane größte Kreiſe (Meridiane) unter demſelben Winkel [illegible] Linie, welche ein Schiff durchlaufen würde, wenn es immer [illegible] rataginae, ohne jedoch einem der vier Hauptſtriche des Compaſſes [illegible] olle es entweder einen Meridian oder [illegible] des Windſtrichs gegen den Meridian [illegible] igen Windungen um den Pol herum [illegible] arten nach Mercator's Projection [illegible]

Loyola, [illegible]

Lozère, [illegible] vormalige Bisthum Gevaudan. Theile [illegible] Theil des Land durchſtr[illegible] Das Land [illegible] nimmt 97 Q[illegible] ein rauhes, wenig fr[illegible] mit Wollenfabr[illegible] Ackerbau und [illegible]

lebhaften Handel mit Sergen treiben; namentlich wird hier das wollene Zeuch, Kadis genannt, gefertigt, und unter den Namen Serge de Mende ins Innere von Frankreich nach Spanien und Deutschland versendet. In diesem Departement liegt auch das stark besuchte, schwefelhaltige Warmbad Bagnol les Bains.

Lublin, Hauptstadt der gleichnamigen Woiwodschaft (ungefähr 300 QM. mit 520,000 Einw.) im Königreiche Polen, liegt an der Bistrzyca und hat ein altes, festes Schloß, auf einem Berge und gegen 15,000 Einw., worunter die Hälfte Juden sind. L. ist der Sitz eines Bischofs und eines Appellationsgerichts, hat mehrere Kirchen, unter denen sich besonders die Kathedrale auszeichnet; zwölf Mönchs- und sechs Nonnenklöster, ein Piaristencollegium, ein Nationaltheater und mehrere Krankenhäuser und andere Wohlthätigkeitsanstalten. Die Bewohner treiben starken Handel besonders mit Tuch, Getreide und ungarischen Weinen, den die drei jährlich daselbst gehaltenen Messen, deren jede einen Monat dauert, sehr beleben.

Lucanien, eine Landschaft des alten Italiens, in dessen unterem Theile sie lag, begrenzt von Apulien, dem tarentinischen Meerbusen, dem tyrrhenischen Meere und Campanien, ein sehr fruchtbares Land, dessen Einwohner, die alten Oenotrier und die spätern Lucanier, sich besonders mit Viehzucht, nebenbei mit Fischerei und Seehandel beschäftigten. Das Rindvieh des Landes war im Alterthume sehr geschätzt. Griechische Colonisten, die sich den Oenotrern (s. d.) zugesellten, gründeten längs der Küste die Städte Päſtuin (s. d.), Heraklea (s. d.), Sybaris (s. d.) und Elea oder Velia (s. d.).

Lucanus, Marcus Annäus, röm. Dichter, geb. zu Corduba in Spanien, unter der Regierung des Caligula, um 38 n. Chr., stammte aus einer alten Ritterfamilie, welche sich aus Italien nach Spanien begeben hatte und daselbst zu bedeutenden Ehrenstellen gekommen war. Sein Vater, Marcus Annäus Mela (Mella) war röm. Ritter und Bruder des weisen Seneca, und seine Mutter Acilia, die Tochter des Redners Acilius L., nach welchem der Dichter benannt ist. Als Knabe brachte ihn sein Vater nach Rom, und hier erhielt er den trefflichsten wissenschaftlichen Unterricht durch den Sprachforscher Palämon, den Redner Flavius Virginius und den Stoiker Cornutus. Schon in seinem 14. Jahre hielt er griechische und lateinische Reden. Seneca brachte ihn zur weitern Bildung nach Athen und nach Vollendung seiner Studien an den Hof des Nero, welcher ihn, obgleich er noch nicht das gesetzliche Alter erreicht hatte, zum Quäſtor machte; später wurde er in das Collegium der Auguren aufgenommen, und heirathete die Polla Argentaria, Tochter des Senators Pollius Argentarius, berühmt eben so sehr durch ihre Schönheit und ihren Reichthum, als vorzüglich durch ihre ausgebreiteten wissenschaftlichen Kenntnisse. Die eigentliche Ursache, später dem Nero in so hohem Grade verhaßt wurde, ist nicht genau bekannt. [illegible] liebt man als Grund diesen an: Nero, welcher ebenfalls für einen großen [illegible] wollte, hatte einst bei der Feier der Quinquennalien ein Gedicht auf die Niobe [illegible] als Kaiser natürlich allgemeinen Beifall eingeerntet; Lucan aus gleicher Ruhmbegierde [illegible] einem Gedichte auf den Orpheus auf und gewinnt den ersten Preis. Von [illegible] haßte ihn Nero und untersagte ihm ferner öffentliche Reden zu halten; deshalb [illegible] eine Verschwörung gegen das Leben des Nero, wurde aber nebst seinen Mitverrathen [illegible] Tode verurtheilt. Er ließ sich die Adern öffnen und starb [illegible] Von seinen vielen Gedichten ist nur seine „Pharſalia“ [illegible] ignisse des Bürgerkrieges zwischen Cäsar und Pompejus [illegible] orischen Schwulstes, Dunkelheit und Härte, doch ist in [illegible] ahrhaft hohe Sinn und tiefforschende Blick des Dichters [illegible] los halten) keineswegs zu verkennen. Von mehreren [illegible] übrig. Zu den vorzüglichsten Bearbeitungen [illegible] 169. Fol.), die von Oudendorp (Lond. 1728. 4.) [illegible] größeren Ausgaben von K. F. Weber, [illegible] Grotius, Bentley und den Scholien [illegible] dahin noch ungedruckten Bemerkungen [illegible]

Digitized by Google

sei hier nur so viel gesagt, daß der bessere Theil der Mitlebenden den englischen General als den Henker Napoleon's, ja mittelbarer Weise als den Mörder desselben von Anfang an gehalten hat und noch fortwährend dafür hält. Selbst Hudson Lowe's eigne Landsleute haben sein Thun verflucht, wodurch er Britanniens Charakter vor Mit- und Nachwelt auf das Schrecklichste entehrt hat. Nach seiner Rückkehr von seinem Posten im Jahre 1821 ward er 1823 Gouverneur der Bermuda Inseln und Generallieutenant und starb im Jahre 1842.

Lowositz, ein kleines Städtchen in Böhmen, im leitmeritzer Kreise, wurde durch die Schlacht am 1. Oct. 1756 geschichtlich, in welcher Friedrich der Große den Sieg über die Oesterreicher davon trug. Die Oesterreicher wollten nämlich die bei Struppen, unweit Pirna, eingeschlossenen Sachsen befreien. Friedrich der Große aber, der ihre Absicht erfahren, rückte ihnen mit 24,000 Mann entgegen, und traf mit ihnen, die unter dem Feldmarschall Brown 70,000 Mann zählten, bei L. zusammen. Schon hatten die Preußen nach sechsstündigem unausgesetztem Kampfe alle ihre Munition verschossen und wurden unmuthig, als der Prinz von Bevern sie von neuem ermuthigte und mit ihnen zum Bayonnetangriff überging, durch den die Oesterreicher endlich zurückgedrängt und aus L., das man in Brand steckte, vertrieben wurden.

Lowth, Robert, ein ausgezeichneter englischer Geistlicher, geb. zu Buriton 1711, empfing seine Erziehung zu Winchester, von wo er 1730 nach New-College in Oxford kam, und 1741 an der Universität daselbst die Professur der Geschichte erhielt. Im J. 1753 gab er seine „De sacra poesi Hebraeorum praelectiones academicae" heraus, welche ins Englische, Französische und Deutsche übersetzt worden sind. Die beste Ausgabe ist die Leipziger von 1815 mit Noten von Michaelis, Rosenmüller u. A. Im J. 1754 bekam er von der Universität Oxford das theologische Doctordiplom, und 1755 ging er als Caplan des Marquis von Harrington, damaligen Lordlieutenants mit nach Irland. Dieser machte ihn zum Bischof von Limerick, welche Würde er später wieder gegen eine Präbende von Durham und das Rectorat von Sedgefield vertauschte. Mit dem Doctor Warburton sah er sich kurze Zeit darauf in einen gelehrten Streit verwickelt, der jedoch endlich zu seinem Vortheil ausfiel. Im J. 1777 erhielt er die Londoner Diöcese. Sein letztes literarisches Werk war eine neue Uebersetzung des Jesaias. Rosenmüller sagt von ihm, daß er den hebräischen Dichter besser als irgend ein Anderer verstanden und interpretirt habe. Als der Erzbischof von Cornwallis mit Tode abging, bot man ihm den erledigten Sitz an, was er jedoch seines Alters und häuslichen Kummers wegen ablehnte. Er starb, 77 Jahr alt, am 3. Nov. 1787.

Loxodromische Linie, d. i. Linie des schiefen Laufs, nennt man eine auf einer Kugelfläche oder auf der Oberfläche eines elliptischen Sphäroids gezogene Curve von doppelter Krümmung, welche die Eigenschaft hat, daß sie alle aus einem Pole gezogene größte Kreise (Meridiane) unter demselben Winkel schneidet. Sie ist offenbar die Linie, welche ein Schiff durchlaufen würde, wenn es immer nach demselben Windstriche fortginge, ohne jedoch einem der vier Hauptstriche des Compasses zu folgen, in welchem Falle es entweder einen Meridian oder einen Parallelkreis durchlaufen würde. Ist der Winkel des Windstrichs gegen den Meridian ein spitzer oder stumpfer, so läuft die Linie in unzähligen Windungen um den Pol herum. Man braucht sie in der Schifffahrt; auf den Landkarten nach Mercator's Projection erscheint jede loxodromische Linie als gerade Linie.

Loyola, s. Jesuiten.

Lozère, ein Departement im südlichen Frankreich, umfaßt das vormalige Ländchen Gevaudan, Theile von Velay und die Diöcese von Uzès und hat seinen Namen von dem das Land durchstreichenden Lozèregebirge, einem Zweige der Sevennen. Das Departement ist 97 QM. groß, reich an einer Menge kleiner Flüsse und fast durchgängig ein rauhes, wenig fruchtbares Gebirgsland. Die Bewohner, etwa 142,000, beschäftigen sich mit Wollenfabrication, Vieh- und Mauleselzucht, Benutzung der Wälder, sowie mit etwas Ackerbau und Bergbau. Die Hauptstadt heißt Mende und hat 6000 Einw., die einen

Digitized by Google

lebhaften Handel mit Sergen treiben; namentlich wird hier das wollene Zeuch, Kadis genannt, gefertigt, und unter den Namen Serge de Mende ins Innere von Frankreich nach Spanien und Deutschland versendet. In diesem Departement liegt auch das stark besuchte, schwefelhaltige Warmbad Bagnol les Bains.

Lublin, Hauptstadt der gleichnamigen Woiwodschaft (ungefähr 300 QM. mit 520,000 Einw.) im Königreiche Polen, liegt an der Bistrzyca und hat ein altes, festes Schloß, auf einem Berge und gegen 15,000 Einw., worunter die Hälfte Juden sind. L. ist der Sitz eines Bischofs und eines Appellationsgerichts, hat mehrere Kirchen, unter denen sich besonders die Kathedrale auszeichnet; zwölf Mönchs- und sechs Nonnenklöster, ein Piaristencollegium, ein Nationaltheater und mehrere Krankenhäuser und andere Wohlthätigkeitsanstalten. Die Bewohner treiben starken Handel besonders mit Tuch, Getreide und ungarischen Weinen, den die drei jährlich daselbst gehaltenen Messen, deren jede einen Monat dauert, sehr beleben.

Lucanien, eine Landschaft des alten Italiens, in dessen unterem Theile sie lag, begrenzt von Apulien, dem tarentinischen Meerbusen, dem tyrrhenischen Meere und Campanien, ein sehr fruchtbares Land, dessen Einwohner, die alten Oenotrier und die spätern Lucanier, sich besonders mit Viehzucht, nebenbei mit Fischerei und Seehandel beschäftigten. Das Rindvieh des Landes war im Alterthume sehr geschätzt. Griechische Colonisten, die sich den Oenotrern (s. d.) zugesellten, gründeten längs der Küste die Städte Pästuin (s. d.), Heraklea (s. d.), Sybaris (s. d.) und Elea oder Velia (s. d.).

Lucanus, Marcus Annäus, röm. Dichter, geb. zu Corduba in Spanien, unter der Regierung des Caligula, um 38 n. Chr., stammte aus einer alten Ritterfamilie, welche sich aus Italien nach Spanien begeben hatte und daselbst zu bedeutenden Ehrenstellen gekommen war. Sein Vater, Marcus Annäus Mela (Mella) war röm. Ritter und Bruder des weisen Seneca, und seine Mutter Acilia, die Tochter des Redners Acilius L., nach welchem der Dichter benannt ist. Als Knabe brachte ihn sein Vater nach Rom, und hier erhielt er den trefflichsten wissenschaftlichen Unterricht durch den Sprachforscher Palämon, den Redner Flavius Virginius und den Stoiker Cornutus. Schon in seinem 14. Jahre hielt er griechische und lateinische Reden. Seneca brachte ihn zur weitern Bildung nach Athen und nach Vollendung seiner Studien an den Hof des Nero, welcher ihn, obgleich er noch nicht das gesetzliche Alter erreicht hatte, zum Quästor machte; später wurde er in das Collegium der Auguren aufgenommen, und heirathete die Polla Argentaria, Tochter des Senators Pollius Argentarius, berühmt eben so sehr durch ihre Schönheit und ihren Reichthum, als vorzüglich durch ihre ausgebreiteten wissenschaftlichen Kenntnisse. Die eigentliche Ursache, warum er später dem Nero in so hohem Grade verhaßt wurde, ist nicht genau bekannt. Allgemein giebt man als Grund diesen an: Nero, welcher ebenfalls für einen großen Dichter gelten wollte, hatte einst bei der Feier der Quinquennalien ein Gedicht auf die Niobe recitirt, und als Kaiser natürlich allgemeinen Beifall eingeerntet; Lucan aus gleicher Ruhmsucht tritt mit einem Gedichte auf den Orpheus auf und gewinnt den ersten Preis. Von dieser Zeit an haßte ihn Nero und untersagte ihm ferner öffentliche Reden zu halten; deshalb stiftete L. eine Verschwörung gegen das Leben des Nero, wurde aber nebst seinen Mitverschwornen verrathen und zum Tode verurtheilt. Er ließ sich die Adern öffnen und starb in einem Alter von 27 Jahren. Von seinen vielen Gedichten ist nur seine „Pharsalia" auf uns gekommen, welches die Ereignisse des Bürgerkrieges zwischen Cäsar und Pompejus erzählt. Man tadelt es wegen rhetorischen Schwulstes, Dunkelheit und Härte, doch ist in ihm Kraft und Anmuth und der wahrhaft hohe Sinn und tiefforschende Blick des Dichters (oder Redners, wofür ihn einige blos halten) keineswegs zu verkennen. Von mehreren seiner Gedichte sind noch die Titel übrig. Zu den vorzüglichsten Bearbeitungen gehören, nach der ersten Ausgabe (Rom 1469, Fol.), die von Oudendorp (Leyd. 1728, 4.), Burmann (Leyd. 1790, 4.), die zwei größeren Ausgaben von K. F. Weber, von denen die eine mit den Anmerkungen von Grotius, Bentley und den Scholien (3 Bde., Lpz. 1821 bis 31), die andere mit den bis dahin noch ungedruckten Bemerkungen Corte's, Martyni-

Digitized by Google

Laguna's u. A. (2 Bde., Lpz. 1828—29) versehen ist, und die Handausgabe von Weise (Quedlinb. 1835); ins Deutsche übersetzt wurde das Gedicht von Haus (Mannh. (1792). Vergl. Leloup „De poesi epica et Pharsalia Lucani" (Trier 1828) und Kästner „Quaestiones in Lucani Pharsaliam" (4 Abthlg., Bielefeld 1826—28).

Lucanus, Fr. G. H., Dr. der Philosophie, geb. zu Halberstadt am 3. Dec. 1793, stammt aus einer Familie, aus welcher sich schon vor ziemlich langer Zeit und öfter Mitglieder als Schriftsteller, besonders glücklich im Fache der Geschichte bekannt gemacht haben. Sprachen und Schulwissenschaften lernte er in seiner Jugend mit ungewöhnlicher Leichtigkeit. Schon im 7. bis 8. Jahre zeigte er Interesse für Pflanzen, Insecten und Mineralien; Botanik und Gärtnerei waren seine ersten Lieblingsbeschäftigungen, und als 16jähriger Jüngling, damals in der Apotheke zu Wolfenbüttel, wurde er häufig veranlaßt, für andere Sammler Pflanzen zu bestimmen. Diese Neigung führte ihn auch öfter nach Salzdahlum und neben dem schönen Garten nahmen hier auch die herrlichen Gemälde der Gallerie seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Dennoch blieb das Studium der Apothekerkunst und der Naturwissenschaften Hauptsache, weil der frühe Tod des Vaters die baldige Uebernahme der eignen Apotheke sehr wünschenswerth machte. Im Sommer 1813 kam L. in die Rathsapotheke zu Göttingen und benutzte die hier so schön gebotene Gelegenheit, sich besonders in der Botanik zu vervollkommnen, auf das Eifrigste. Die Kriegsunruhen riefen ihn 1814 in das älterliche Haus zurück, 1816 und 1817 studirte er in Berlin Chemie, Pharmacie, Physik und Mineralogie ꝛc., erhielt bei der großen Staatsprüfung ein sehr gutes Zeugniß und übernahm darauf die Apotheke zu Halberstadt. Der Aufenthalt in Berlin, wo er Opern und Concerte, wie das Schauspiel fleißig besuchte, weckte die Neigung für Musik von Neuem, er studirte nun auch Generalbaß, machte Clavierauszüge und versuchte sich auch mit Glück im Componiren (einige Clavierauszüge sind gedruckt), nahm auch nach seiner Rückkunft thätigen Antheil an der Singakademie und an einem Quartettkränzchen. Bekanntlich nimmt man des Apothekers Rath und Hülfe gern da in Anspruch, wo es auf Chemie und Technik ankommt, und so wurde L. schon 1811—12 unter andern auch veranlaßt, Gemälde und Kupferstiche zu reinigen und nicht überall käufliche Farben zu bereiten; und da dieses über Erwarten gelang, so wurde es bald Liebhaberei. Die Uneigennützigkeit im Mittheilen seiner Erfahrungen und Erfindungen im Fache der Chemie und Kunsttechnik haben L. früh mit bedeutenden Künstlern in Verbindung gebracht, und auf das Zuvorkommendste hat er auf geschehene Anfragen sogar häufig kostspielige Untersuchungen angestellt, um wesentlichen Nutzen zu stiften. Auf dringendes Zureden mehrerer Kunstfreunde gab L. 1828 seine „Anleitung zum Reinigen und Wiederherstellen von Gemälden und Kupferstichen" heraus (2. Aufl., 1832); das Werk ist auch anerkannt der beste praktische Leitfaden für diese Kunst, der bis jetzt erschienen. Die Auflage von 1832 enthält auch Anweisung zu verschiedenen Firnissen, unter andern auch zum Dammarfirniß, der von unschätzbarem Werth und als Gemäldefirniß von L. erfunden ist. Nach seiner Angabe geben zwei Theile Dammar in $2^1/_2$ Theilen Terpentinöl gelöset diesen vorzüglichen Firniß. L. erhielt nämlich von dem erst 1827 in den Handel von Calcutta aus gekommenen Dammarharze schon 1828 Proben aus England und fand bei der chemischen Analyse desselben, bei welcher er den eigenthümlichen Stoff Dammarin entdeckte (mitgetheilt in Schweigger's Journal 1829), daß dieses Harz ganz außerordentliche Vorzüge vor den bekannten, selbst vor Mastix bei Anwendbarkeit zum Gemäldefirniß bot und machte auch diese Erfindung sofort uneigennützig durch mehrere Zeitungen und Zeitschriften bekannt. Wenige Jahre später machte er eine neue Erfindung, mit Balsam zu malen, bekannt und Knirem hat in seinem Werke „die Harzmalerei der Alten" anerkannt, daß nach seinen Versuchen diese nichts anders, als die von L. erfundene Balsammalerei sei. — Ueberhaupt hatte L. stets die genaueste Aufmerksamkeit auf Alles, was die Oeffentlichkeit, in Bezug auf Künste und Wissenschaften, beschäftigte, und seit 15 Jahren ist er als Beurtheiler von Musikfesten und Kunstausstellungen öffentlich aufgetreten, hat von Jahr zu Jahr mehr Autorität gewonnen und man bemüht sich vielfach um ein öffentliches Urtheil über die neuesten Erschei-

Digitized by Google

nungen in der Kunstliteratur, Kupferstecher- und Stahlstecher-Kunst und Lithographie von ihm. Als Kunstfreund hat er die vielseitigste Richtung; er wirkt gleich verdienstlich als Vorstand des Kunstvereins, wie als Sammler, Kritiker und Techniker. Das große Musikfest von 1828 veranlaßte ihn, eine Ausstellung von Gemälden zu arrangiren und sich dabei auch um Zusendungen von Auswärts zu bemühen; doch waren die Dresdner Künstler die ersten, die dazu freundlich die Hand boten. Die zweite Ausstellung 1830 erregte schon Aufsehen; er suchte nun auch die Nachbarstädte Magdeburg und Braunschweig für ähnliche Unternehmungen und das Arrangiren von Kunstvereinen zu gewinnen, und so ist er der Stifter der norddeutschen Kunstvereine, hat aber auch die in Osten und Westen belegenen theils angeregt, theils ist er ihnen behülflich gewesen, ähnliche Einleitungen zu treffen. So hat er auch auf die Entwickelung und Fortbildung dieser Institute fortwährend den wesentlichsten Einfluß geübt, die Versammlungen von Kunstvereinsvorständen Deutschlands, die alle 2 Jahre zu Berlin gehalten werden, hat L. veranlaßt und die brauchbarsten Anregungen, unter andern das Schaffen für die Oeffentlichkeit, das Bestellen von großen Vereinsbildern, die durch alle verbundenen Ausstellungen durchwandern, sind von ihm ausgegangen. Es ist merkwürdig, wie viel er stets mit so geringen Mitteln im Verhältniß zu allen übrigen Vereinen erreicht hat. Die Ausstellungen in Halberstadt sind an Wichtigkeit nur von der K. Akademie zu Berlin übertroffen, und häufig schon hat er durch persönliche Beziehung Gemälde angeschafft, die keine andere Ausstellung erhielt. L. hat zwar an dem Herrn Domherr von Spiegel eine höchst wichtige Stütze; doch daß dieser in den Besitz so höchst werthvoller Kunstschätze gekommen, ist nur Folge von L.'s Bekanntschaften und der Weise, wie er mit den Künstlern umzugehen und das Beste von deren Werken herauszufinden versteht. Seine eigne auserwählte Sammlung von Gemälden beweist dasselbe, und das werthvolle Album enthält eine Menge herrlicher Entwürfe, meist Geschenke von den bedeutendsten Künstlern unserer Zeit. Als Berichterstatter über die Kunstausstellungen versteht er in populärer Darstellung das Publikum zu gewinnen und in geeigneter Weise zu belehren. Dies ist etwas sehr Anerkennenswerthes. Seine Vereinsberichte enthalten nur biographische Notizen über die Künstler, deren Werke als die vorzüglichsten erkannt waren. Häufig hat er ausgesprochen, daß nach seiner innigsten Ueberzeugung jedes Kunstwerk, sobald es aus der Hand des Künstlers sei, der gesammten Kunstwelt gehöre, der Besitzer von Gemälden mithin nur als Bewahrer anzusehen sei, und aus diesem Gesichtspunkte ist L.'s Gemäldesammlung Jedem täglich zugänglich. — Mit großer Pietät sucht er für die Erhaltung alter Bauwerke zu sorgen. Zu einem näheren Studium der Architektur besonders des Mittelalters, ist er durch Hasenpflug angeregt, und daß er darin völlig zu Hause sei, beweist sein überall und auch von Männern vom Fache höchst vortheilhaft beurtheiltes Werk über den Dom zu Halberstadt und seine Berichte und Kritiken über die neuesten literarisch-architektonischen Werke. L. hat als Apotheker und Chemiker einen so vortheilhaften Ruf, daß von der k. Regierung sehr häufig seine Assistenz bei Apothekenrevisionen in Anspruch genommen wird, und ist unter andern zum Ehrenmitgliede der schlesisch-vaterländischen Gesellschaft und des süddeutschen Apothekervereins erwählt. Für Halberstadt ist er vielseitig thätig und wirksam, als Mitglied der Bau-, Kreis- und Schuldeputation und des Kirchenpresbyteriums, und hat auch unter den Stadtverordneten stets eine Beamtenstelle bekleidet. Zugleich ist er Landtagsdeputirter für die Stadt Halberstadt auf dem Landtag zu Merseburg und wohnte der ersten Ausschußversammlung der Provinzialstände in Berlin 1843 bei.

Lucas, der Verfasser des dritten kanonischen Evangeliums und der Apostelgeschichte, soll zu Antiochia in Syrien von hellenistischen Aeltern geboren und ein Arzt gewesen sein. Er begleitete den Apostel Paulus auf seiner letzten Missionsreise und verließ ihn auch während seiner Gefangenschaft in Cäsarea nicht, doch scheint er sich dann von ihm getrennt zu haben und nach Antiochia zurückgekehrt sein. Nach Hieronymus wurde er 84 Jahre alt und zu Konstantinopel begraben. Unbegründete Sagen machen ihn zum Maler und einem der 70 Jünger. Sein einem gewissen Theophilus gewidmetes Evangelium ist mit Benutzung des Evangeliums Matthäi nach Paulinischen Ansichten abgefaßt. Die Apostel-

Digitized by Google

geschichte ist mit Unrecht dem Timotheus zugeschrieben worden. Vgl. Schleiermacher „Ueber die Schriften des Lucas" (Berl. 1817) und Schreckenburger „Ueber den Zweck der Apostelgeschichte" (Bern 1841).

Lucas von Leyden, eigentlich Lucas Dameß oder Dommetz, einer der größten niederländischen Maler des 16. Jahrh., Zeitgenosse A. Dürer's, Hans Holbein's und Kranach's, wurde 1494 zu Leyden geboren. Anfangs bildete er sich unter Leitung seines Vaters, später in der Schule des berühmten Cornelius Engelbrechtsen. Gegenstände der Natur waren es, die seinen vorzüglichsten Fleiß in Anspruch nahmen und bereits im neunten Jahre setzten seine Arbeiten im Kupferstich selbst Kenner in Erstaunen. Er übte sich in allen Gattungen der Malerei, mit Wasser- und Oelfarben und selbst auf Glas, und lieferte hierin eine Menge trefflicher Gemälde, sowie auch sehr viele Kupferstiche, die seinen Ruhm allgemein verbreiteten und ihn neben Marc Anton und A. Dürer als den größten Kupferstecher seiner Zeit charakterisiren. Mit Mabuse und A. Dürer, der ihn in Leyden besuchte, stand er in den freundschaftlichsten Verhältnissen. Zur Wiederherstellung seiner sehr zerrütteten Gesundheit machte er eine Reise durch die Niederlande, auf der ihn Mabuse begleitete, doch wurde dadurch seine Hypochondrie nicht gemildert. Er bildete sich ein, von neidischen Malern vergiftet zu sein und hütete sechs Jahre lang das Bett; arbeitete aber ununterbrochen fort. Er starb 1533. Das Genrebild, das er zuerst mit Absicht und Bewußtsein behandelte, nimmt eine bedeutende Stelle unter seinen Schöpfungen ein; doch sind auch seine heiligen Scenen von einem genreartigen, oft possenhaften Wesen durchdrungen. Groß ist er in der Mannichfaltigkeit der Charaktere, wenn er sich gleich selten bis zur Würde emporschwingt. Seine Gemälde tragen durchgängig das Gepräge feiner, sorgfältiger Arbeit. In seinen letzten Gemälden, z. B. dem jüngsten Gericht auf dem Stadthause zu Leyden, nähert er sich den Italienern. Seine Kupferstiche und Holzschnitte werden sehr geschätzt und sind zum Theil sehr selten. Vorzüglich anziehend sind die Blätter, in deren Ausarbeitung er mit Dürer wetteiferte. Die schönsten Sammlungen seiner Kupferstiche finden sich auf der Bibliothek zu Wien und in der des Erzherzogs Karl. Die seltensten und theuersten seiner Blätter sind die große Ruhe der heil. Familie, die Hagar, der Eulenspiegel. Seine Zeichnungen sind fast eben so selten als seine Gemälde. Die Gallerien zu Wien, Berlin, München, Paris u. a. bewahren viele schätzbare Arbeiten unseres Meisters. Sein eigenes Porträt ist eine Zierde des Florentinischen Museums.

Lucca, vormaliges Herzogthum in Italien, im Westen vom Mittelmeere, im Norden von Modena, übrigens von Toscana begrenzt, zählt auf 20 QM. 168,000 Bewohner, ist also eine der bevölkertsten Gegenden von Italien. Im Norden erhebt sich der Apennin zu beträchtlicher Höhe und erstreckt seine Vorberge bis zum Meere, wo sie geringe Hügel werden; zwischen der Meeresküste aber und denselben zieht sich eine weite Fläche dahin, welche die Natur zu einem reichen schönen Garten gemacht hat. An der Meeresküste ist der Boden sandig und sumpfig, an den Bergen steinig, in der Mitte fett und fruchtbar. Das Klima ist in der Ebene gelind und gesund, nur im Norden rauh wie der Apennin selbst und an der Meeresküste feucht und ungesund. Der einzige Fluß im Lande ist der Serchio, der zugleich durch seine unzähligen Kanäle die Quelle seiner Fruchtbarkeit wird. Durch die Thäler und Ebenen hin ziehen sich üppige Saaten wechselnd mit Gemüse und Bohnenpflanzungen, Olivenhaine mit den reichsten Fruchtbäumen, an der Küste grüne Wiesen, die einer Menge Rindvieh reichliche Nahrung geben; die Berge sind bis hoch hinauf mit Reben, Oliven, Kastanien und Maulbeerbäumen bedeckt. Die Producte sind Getreide, das jedoch immer noch nicht für die sehr starke Bevölkerung hinreicht, — schönes Gemüse, Mandeln, Feigen, Oliven, Wein, Citronen, Pomeranzen, Obst, Hanf, Flachs, Holz, die gewöhnlichen Hausthiere, Seidenwürmer, Bienen, Fische, Marmor, Alabaster ꝛc. Die Einwohner verwenden ihren Fleiß auf den Bau der Olivenbäume und die Zubereitung des Oeles daraus, das fast für das beste durch ganz Europa gilt, und auf den Gewinn der Seide, übrigens fast allein nur auf den Landbau; Industrie wird nur in der Hauptstadt sichtbar. Das Gebiet von L. war ursprünglich eine Colonie der Römer,

Digitized by Google

kam während der Völkerwanderung unter die Herrschaft der Longobarden, 774 unter die Karl's des Großen und 964 durch Otto den Großen unter deutsche Hoheit. Seitdem wurde es von verschiedenen Familien beherrscht. Ludwig der Bayer ernannte 1327 den tapfern Castruccio Castracani zum Herzog von L., der die Stadt zu großer Macht erhob. Nach manchem anderweitem Herrscherwechsel an Florenz verkauft, erhielt es 1370 vom Kaiser Karl IV. für 200,000 Fl. seine Freiheit, die es, oft mit Florenz im Kriege, bis 1797 behauptete, wo es von den Franzosen erobert und mit einer neuen Verfassung begabt wurde. Im J. 1805 vereinigte es Napoleon mit dem Fürstenthum Piombino und gab es seinem Schwager Bacciocchi, 1815 wurde es von den Oesterreichern besetzt und durch den Wiener Congreß der Infantin Marie Louise, der Tochter des Königs Karl IV. von Spanien und Witwe des ehemaligen Königs von Etrurien, und deren Kindern, unter dem Titel eines Herzogthums, mit völliger Souveränetät bis dahin überlassen, wo sie wieder zum Besitze Parmas gelangen würden, in welchem Fall, sowie wenn die Nachkommen der Infantin ausstürben, L. an Toscana fallen sollte, welches dann einige toscan. und lucchesische Districte an Modena abtreten werde. Die Infantin trat aber erst 1818 die Regierung an. Bei ihrem Tode, am 13. März 1824 folgte ihr der Infant Karl (s. d.), ihr Sohn. Im Herbst des Jahres 1847 trat dieser, in Folge der revolutionären Bewegungen, welche ganz Italien erschütterten, das Herzogthum freiwillig an Toscana ab. Bis dahin war die Regierung eine beschränkte Monarchie, der Regent übte die vollziehende, ein Senat, der aus allen gebildeten Ständen gewählt ward, die gesetzgebende Gewalt aus. Der Regent rief alljährlich den Senat ein, um die von diesem vorgeschlagenen Gesetze zu discutiren. Das Herzogthum zerfiel in die drei Bezirke: Lucca, Viareggio und Borgo e Mozzano. — In einer freundlichen schönen Gegend an dem Kanale Ozzorti liegt die Hauptstadt Lucca, von Wällen umgeben, die aber schöne Spaziergänge bilden, ist der Sitz eines Erzbischofs und der Landescollegien, einer Universität mit einer glänzenden Bibliothek, einer Akademie der Wissenschaften, Centralschule ꝛc., hat 3000 Häuser und 23,000 Einw. Die Häuser sind einfach und schmucklos und tragen das Gepräge des Alterthums; die Kathedrale ist ein altes gothisches Gebäude aus dem 4. Jahrh. und hat das berühmte heil. Kreuz, Voto santo; die Kirchen St. Maria dell Ulmita und St. Jonziano enthalten mehrere gute Gemälde, St. Frediano einen merkwürdigen Marmorstein und St. Romano soll einst ein röm. Tempel gewesen sein. Der herzogliche Palast ist ein ansehnliches Gebäude und das Theater zwar klein, aber äußerst geschmackvoll; aus der Römerzeit steht auch noch ein Ueberrest von einem alten Amphitheater in seinen Trümmern. Die Stadt ist ringsum von freundlichen Villen umgeben und die Gegend sieht aus wie ein schöner großer Garten. Zwei Meilen von der Stadt liegen die berühmten und stark besuchten heißen Quellen der Bäder von Lucca. Vgl. Mazzarosa „Storia di L." (Lucca 1833).

Lucchesini, Girolamo, Marchese, ehemaliger preuß. Staatsminister, Ritter des schwarzen Adlerordens und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Berlin, war geb. zu Lucca 1752, kam 1779 nach Berlin und gewann durch sein freimüthiges Benehmen die Zuneigung Friedrich's II., wurde dessen literarischer Freund, erhielt den Titel eines Kammerherrn und als Bibliothekar und Vorleser einen Gehalt von 2000 Thalern. Erst unter Friedrich Wilhelm II. wurde er diplomatisch angestellt. Er übernahm einen Gesandtschaftsposten nach Warschau und führte hier bis zum J. 1790 durch seine liberalen und ungemein gewandten Verhandlungen einen Allianztractat zwischen Preußen und Polen herbei. Dem Congresse zu Reichenbach wohnte er im darauf folgenden Jahre als bevollmächtigter Minister bei, um in Vereinigung mit dem engl. und holländ. Minister zwischen den Türken und dem Kaiser den Frieden einzuleiten. Hierauf ernannte ihn der König zu seinem Botschafter in Wien und 1802 zum außerordentlichen Gesandten in Paris. Man giebt ihm gewöhnlich, vielleicht mit Unrecht Schuld, den Ausbruch des preuß.-französischen Krieges (Sept. 1806) herbeigeführt zu haben. Diese und andere Ursachen, wie z. B. ein mit Napoleon zu Charlottenburg unterzeichneter Waffenstillstand, machten des Königs Vertrauen zu seinem Günstling wankend. L. nahm deshalb bei ihm seine Entlassung,

Digitized by Google

trat ſpäter als Kammerherr in die Dienſte der Fürſtin von Lucca, der Schweſter Napoleon's und begleitete dieſe zur zweiten Vermählung ihres Bruders nach Paris. Nach Beendigung ſeiner diplomatiſchen Laufbahn zog er ſich nach Florenz zurück, wo er im Oct. 1825 ſtarb. Unter ſeinen Schriften iſt das Werk über den Rheinbund „Sulle cause e gli effetti della confederazione renana etc.“ (deutſch von Halem, 3 Bde., Lpz. 1821—25) zu erwähnen. — Sein jüngerer Bruder, Ceſare L., geb. am 2. Juli 1756, geſt. als Staatsrath in Lucca am 17. Mai 1832, machte ſich als Gelehrter durch die Schrift „Dell' illustrazione delle lingue antiche e moderne e principalmente Italiana, procurata nel secolo XVIII. dagli Italiani“ (2 Bde., Lucca 1819), die Fortſetzung des Werks von Denina „Della storia letteraria di Lucca“ und die „Congetture intorno al primitivo alfabeto greco“ (1829) bekannt. Seine „Opere edite ed inedite“ erſchienen zu Venedig 1833.

Luchana, Graf von, ſ. Eſpartero, Don Baldamero.

Luchs, eine Katzenart von röthlicher Farbe, mit braunen Flecken, wird 16 Zoll lang, über 3 F. hoch und hat einen 8 Zoll langen Schwanz. Seine Ohren ſind am Ende mit einem Haarpinſel verſehen. Einſt war er in Deutſchland ein ſehr gewöhnliches gefährliches Raubthier, iſt aber jetzt daſelbſt ziemlich ſelten geworden und findet ſich nur noch im öſtlichen Europa häufiger. Den Rennthieren und Hirſchen wirft er ſich von einem Baume herab auf den Rücken und zerbeißt ihnen das Genick. Die Bälge, die man als Pelzwerk ſchätzt, kommen die ſchönſten aus Sibirien; andere Bälge, theils von Spielarten des gemeinen Luchſes, theils von ähnlichen Katzenarten herrührend, tragen im Rauchhandel beſondere Namen.

Luchtmans, Samuel und Johannes, iſt die Firma einer Buchhandlung, welche ſchon über anderthalb hundert Jahre lang in großem Flor zu Leyden beſteht, und ſich vorzüglich durch eine Menge werthvoller Ausgaben alter Claſſiker um die Literatur verdient gemacht hat. Der anfängliche Begründer dieſes in den Annalen der Literarhiſtorie mit Recht genannten Hauſes war Jordan Luchtmans, geb. 1652, geſt. 1708. Ihm folgte ſein Sohn Samuel, geb. 1685, geſt. 1757, von welchem das Geſchäft auf deſſen zwei Söhne, Samuel und Johannes, geb. 1724 und 1726, überging. Die von ihrem Vater und Großvater veranſtalteten Ausgaben ſind vorzüglich folgende; Polyänus von Maaswyk (1691); Minucius Felix von Gronovius (1709); Herodot von demſelben (1715); Vellejus Paterculus von Burmann (1724); Valerius Maximus von Torrenius (1726); Phädrus von Burmann (1726); Lucanus von Oudendorp (1728); Aelianus von A. Gronovius (1731); Frontinus von Oudendorp (1731); Corelius Nepos von Staveren (1734); Jul. Cäſar von Oudendorp (1737); Livius von Drakenborch (1738); Pomponius Mela von A. Gronovius (1722 u. 48); Heſychii Lexikon von Alberti und Mythographi latini von Staveren ꝛc. Von den Ausgaben, deren Herſtellung ſich die beiden Brüder Johannes und Samuel angelegen ſein ließen, verdienen vorzüglicher Weiſe genannt zu werden: Kallimachus von Erneſti (1761); Ariſtophanes von Burmann (1761); Ciceronis Rhetorica ad Herennium (1761); Plutarch. de vera numinis vindicta, von Wyttenbach (1772); Antoninus Liberalis von Verheyk (1774); Vellejus Paterculus von Ruhnken (1779); Pomponius Mela von Gronovius (1782); Celſus von Targa (1785); Apollonius Sophiſta von Tollius (1788); Mureti opera von Ruhnken (4 Bde., 1789); „Rudimenta linguae arabicae von Erpenius (1770) ꝛc. Als mit dem Tode des Sohnes von Samuel L., ebenfalls Samuel genannt, im J. 1812, der Name ausgeſtorben war, ſetzte ein gewiſſer J. Brill, Buchdrucker in Leyden das Geſchäft mit gleicher Thätigkeit und nicht geringerem Glücke als ſein Vorgänger fort. Seit 1819 wurde ein junger Seitenverwandter der Familie L., der Doctor der Rechte J. T. B. Nyenhuis, Theilhaber an der Handlung, die noch fortwährend unter der alten Firma: „Stadt- und Univerſitätsbuchdruckerei von S. und J. Luchtmans“ in Wirkſamkeit iſt. Von denjenigen literariſchen Producten, welche dieſes Haus in neuerer Zeit aus ſeiner Officin hat hervorgehen laſſen, mögen hier, als die bedeutenderen, nur genannt werden: „Prisciani Opera minora“ von Lindemann (1818); „Selecta principum historicorum Graecorum

Digitized by Google

loca" von Wyttenbach (1820 u. folg.); „Notae ad Digesta" von Schulting und Smallenburg (1804—32, 7 Bde.); Ruhnkenii Opuscula (2 Edit. 1832); Wyttenbachii Opuscula (1823); „Scholia in Suetonium" von Ruhnken, herausg. von Geel (1828); „Bibliotheca critica nova" von Vake, Geel, Hamaker und Peerlkamp (1821—31, 6 Bde.); „Chrysostomi selecta" von Van Voordt (1827—30, 2 Bde.); „Polybii Excerpta Vaticana" von Geel (1829) ꝛc.

Lucianus, griech. Schriftsteller, geb. ums J. 125 n. Chr. zu Samosata in einer Stadt in Syrien an den Ufern des Euphrat, sollte bei seinem Oheim die Bildhauerkunst erlernen, entfloh aber aus Abneigung gegen dieselbe und begab sich nach Antiochien, um sich den Wissenschaften zu widmen, trat hier später als öffentlicher Redner auf, durchreiste als solcher Griechenland, Italien, Spanien und andere Länder. Unter dem Kaiser Marcus Aurelius, welcher ihn an seinen Hof zog, wurde er Procurator über Aegypten und starb unter Commodus im hohen Alter. Die Art seines Todes wird verschieden angegeben; nach Einigen starb er am Podagra, nach Andern (wie Suidas) wurde er von Hunden zerrissen. Er hinterließ, wie erzählt wird, einen Sohn, der als Sophist und Günstling Kaiser Julian's berühmt ist. Viele warfen ihm Atheismus und Päderastie, beides in schwächerem und stärkerem Grade vor; jedoch widerlegen seine Werke diese Beschuldigungen gänzlich. Allerdings scheint er keinem der damaligen Systeme gehuldigt zu haben, sondern frei und unbefangen bekämpft er nur überall Aberglauben und Betrug, wo er ihnen begegnet. Ueberall tadelt er, was Tadel verdient, und deshalb werden Götter, Philosophen und die christliche Religion oft Gegenstand seines Spottes. L.'s Schreibart ist attisch, rein und kräftig; seine Satire bitter und höchst ergötzend (vgl. seine „Götter- und Todtengespräche"); seine Werke, theils rhetorisch, theils kritisch, theils satirisch, meistens in Gesprächsform, zeigen einen feinen Geschmack, Menschenkenntniß und ausgebreitete Belesenheit des Verfassers, besonders aber stellen uns seine Satiren ein treues Bild der gesunkenen Sitten seiner Zeit mit allen Flecken, Mängeln und Widersprüchen auf und geben zugleich einen Beweis seiner nie versiegenden guten Laune (vgl. J. Ch. Tiemann „Ueber L.'s Philosophie und Sprache", Herbst 1804) und der damals herrschenden philosophischen Secten, in ergötzlicher Lächerlichkeit. Die vorzüglichsten Ausgaben seiner Werke sind: Zuerst m. Florus, 1496; Fol. v. Aldus, 1522; Basel 1563; Paris 1615: v. Joh. Bourdelot (Par. 1615, Fol.); v. Joh. Benedict (Saumür 1619); v. Joh. Georg Grävе (Amsterd. 1687); Mosis du Saul, Tib. Hemsterhuis u. Reitz (Amsterd. 1743 v. 1746); deutsch v. Wieland (Lpz. 1788 flg., 6 Bde.); franz. von Messieu (Par. 1781—87); von Belin de Ballu (Par. 1789).

Lucifer, der Lichtbringer, der Morgenstern, Sohn der Aurora, vor welcher er auch auf einem weißen Rosse herzugehen pflegt, sowie er des Abends auf einem dunkeln Rosse einherzieht; denn er ist auch der Abendstern, der Hesperus. Abend- und Morgenstern hielten schon die Alten für einen Stern. Wegen des wechselnden Gebrauchs jener Pferde waren ihm bei den Römern die equi desultorii geweiht. Er hieß daher selbst desultor. Den Griechen heißt er als Morgenstern Phosphorus, was gleichbedeutend mit dem latein. Namen ist. Nach anderer Erzählung war er, Hesperus genannt, der Sohn des Cephalus und der Venus, und der Mutter gleich an Schönheit, nahm er ihre Stelle am Himmel als Lucifer oder Hesperus ein. — Lucifer heißt auch der Fürst der Finsterniß, indem die Stelle des Jesaias 9, 22., in welcher der König von Babylon mit dem Morgenstern verglichen wird, durch eine allegorische Erklärung der Kirchenväter vom Teufel verstanden wird.

Lucilius, Cajus Ennius, röm. Ritter im Lande der Auruncer, zu Suessa 150 v. Chr. geb. und Großoheim des Pompejus von mütterlicher Seite, machte unter Scipio Africanus, seinem vertrauten Freunde, den Feldzug gegen Numantia mit. Er wird für den Schöpfer der röm. Satire angesehen, der er die Form gab, die später die besten Satiriker, Horaz, Persius und Juvenal beibehielten und weiter bildeten, und schrieb 30 Bücher Satiren; ob dieses so viel einzelne Satiren oder wirkliche Bücher gewesen, ist nicht zu er-

Digitized by Google

mitteln. Nach Eusebius wurde L. nur 46 Jahre alt, da er aber des licinischen Gesetzes 99 v. Chr. gegeben, erwähnt, so ist sein Alter höher anzusetzen. Die Bruchstücke seiner Schriften sind gesammelt in: „Fragmenta veterum poëtarum", per Stephanos (Par. 1564); einige hat Dan. Heinsius seinem Horaz beigegeben. Besonders herausgegeben und mit Anmerkungen versehen sind sie von Franc. Jani Fil. Dousa (Leyden 1597) und Varges (Stettin 1836). Vgl. Housde „Studia critica in Lucilium poetam" (Utr. 1842), nebst dessen „Epistola de Lucilio" (Utr. 1844) und Gerlach „Cajus L. und die röm. Satire" (Bas. 1844). — Einem jüngern Lucilius, einem Freunde des Seneca, welcher mehrere Schriften an ihn richtete und der Procurator von Sicilien war, wird ein didactisches Gedicht, „Aetna", zugeschrieben, welches die Ausbrüche dieses Vulcans erklärt, nach Andern aber von Cornel. Severus (s. d.) oder Manilius (s. d.) herrühren soll. Herausgegeben wurde das Gedicht von Gorallus, d. i. Clericus (Amsterd. 1703 u. 1715) und Jacob (Lpz. 1826), mit deutscher Uebersetzung von Schmid (Braunschw. 1769) und von Meinecke (Quedlinb. 1818).

Lucina, die Geburtsgöttin der Römer, der die Beförderung der Geburten auf gleiche Weise zugeschrieben wurde, wie sie der Grieche seiner Ilithyia beimaß. Wenn aber bei den Griechen Juno für die Beschützerin der Gebärenden galt, so hatte dies Geschäft bei den Römern Diana, die denn auch in diesem Sinn von Catull Lucina Juno bezeichnet wird. Die Göttin der Geburten ward von den Müttern in der Stunde des Gebärens angerufen, hatte ihren Tempel in Rom, in welchen bei jeder Geburt ein Stück Geld gezahlt wurde und ihr Fest, am 1. März alljährlich, wo die Mütter den Tempel mit Blumen schmückten, um Fruchtbarkeit und leichte Entbindung flehten.

Luckau, eine Stadt in der preuß. Niederlausitz an der Berste, hat ein Gymnasium, eine Strafanstalt und gegen 3800 Einw., welche einigen Tabacksbau, nicht unansehnliche Tuchwebereien und bedeutenden Handel treiben. Hier kam es am 4. Juni 1813 zwischen den Franzosen unter Oudinot und den Oesterreichern und Preußen zum Gefecht. Die Stadt wurde darauf provisorisch befestigt, im Aug. 1813 beschossen und dabei in Brand gesteckt, wobei der größere Theil niederbrannte. Im J. 1815 kam sie mit der Niederlausitz an Preußen.

Lucklum, ein Dorf im Herzogthum Braunschweig, mit 350 Einw., einem Schloß nebst Park und einem Kupferhammer. Sonst war es als Commenthurei der Hauptort der Ballei Sachsen, wo der Landescomtur seinen Sitz hatte.

Luckner, Nicolaus, franz. Marschall, geb. 1722 zu Kampen in Bayern, studirte im Jesuitencollegium zu Passau, nahm aber im 7jährigen Kriege aus Neigung Dienste bei der hanöverschen Armee und commandirte ein Corps leichter Truppen, an deren Spitze er unternehmend und tollkühn dem Feinde großen Schaden beibrachte. Nach dem Frieden wurde sein Corps aufgelöst; unwillig darüber ging er nach Frankreich, das den kühnen und ehemals so furchtbaren Feind als General in seiner Armee anstellte. Alles war voll von seinem Lobe; man fand in ihm das Bild Friedrich's des Großen und erwartete von ihm dessen Thaten. Die Revolution brach aus. L. wurde Marschall von Frankreich und erhielt den Oberbefehl über die Nordarmee, später über die Centralarmee. Doch die überkühnen Erwartungen, die man sich von L. gemacht, konnten besonders bei der schlechten Organisation der franz. Armee nicht bestätigt werden. L. wurde vom Convente nach Paris zurückgerufen und nach Chalons versetzt, die Aufsicht über die dort zusammengebrachten Truppen zu führen. Solche Herabsetzungen folgten mehrere und L. nahm aus Verdruß darüber seinen Abschied, den man gerade gewollt hatte; sein jährlicher Gehalt von 36,000 Fr. blieb ihm. Daß er die Unklugheit beging, in Frankreich zurückzubleiben und sich dort noch zuweilen bemerklich zu machen, darin lag sein Unglück; er hätte ahnen können, daß die franz. Nation einen überflüssigen Kostgänger nicht lange unverdrossen bei sich sehen konnte. Angeschuldigt als Verräther des Vaterlandes, der während seines Commandos mit den Feinden im Einverständnisse gelebt, starb er unter der Guillotine den 3. Jan. 1794. Dumouriez urtheilt unter Anderm so von ihm: „Lucknern fehlte eben nicht Verstand, aber

Digitized by Google

er hatte eine kleine eingeſchränkte Seele, war niederträchtig, geizig und hatte gar keine Erziehung. Sein Gang und ſeine Lebensweiſe zogen ihn beſtändig nach einer untergeordneten Rolle hin. Er hatte die phyſiſche Thätigkeit eines Huſaren, aber ſeine Ideen waren verworren. Die Revolution begriff er nicht; des Morgens gehörte er dem Volke, des Abends dem Könige." Sein Aeußeres war nicht einnehmend.

Lucretia, ſ. Brutus, Lucius Junius.

Lucretius, Titus Carus, römiſcher Ritter und Dichter, geb. im Jahre Roms 658, unter dem Conſulat des Curius Licinius Craſſus und Quintus Mucius (Olympiade 71, 2, vor Chr. 95—52), bildete ſich vorzüglich zu Athen und ward hier einer der eifrigſten Anhänger des Epikur. Weitere Nachrichten fehlen über ihn, nur ſein Tod wird verſchieden erzählt; Einige berichten, er ſei im Jahre Roms 701 eines natürlichen Todes geſtorben, Andere, er habe ſich in Folge eines Liebestrankes im 44., nach Andern im 26. Jahre ſeines Alters in der Raſerei das Leben genommen. Von ſeinen Schriften haben wir nur die 6 Bücher „De rerum natura", worin er mit großer Kunſt und Eleganz, in altem kräftigen Stile (weshalb L. auch hier und da ſchwerer zu verſtehen iſt), ein treues Bild des damaligen philoſophiſchen Syſtems der Epikuräer liefert; indeß ſcheint dieſe Schrift durch Zuſätze ſpäterer Gelehrten (z. B. des Cicero), einigermaßen entſtellt (vgl. Euſebius im Chronic. p. 150). L. entwickelt in dieſem Gedichte eine eben ſo große gründliche Welt- und Menſchenkenntniß, als erhabenen Dichtergeiſt; Cicero ſelbſt und Quintilian loben ihn deshalb an mehreren Stellen. Aeltere Ausgaben des L. ſind von Dion. Lambinus (Paris 1570, 4.), von Tanaq. Faber (Saumür 1662, 4.), Mich. Maittaire (Lond. 1712, 4.) und vorzüglich von Sigbert Havercamp (Leyden 1725, 4.), Th. Creech (Oxford 1695, Lond. 1717, Baſel 1770 u. öfter), Wakefield (Lond. 1796, 3 Bde., 4.; 2. Ausg., 4 Bde. Glasg. 1813), von Eichſtädt (Leipz. 1801), die neueſte von Regnier (Par. 1837) und die gute Handausgabe von Forbiger (Leipz. 1828). Eine meiſterhafte deutſche Ueberſetzung lieferte Knebel (2 Bde., Leipz. 1821; 2. verb. Aufl. 1831). Vgl. Siebelis „Questiones Lucretianae" (Leipz. 1844).

Lucullus, L. Licinius, Sohn des Prätor L. Licinius, zeichnete ſich ſchon ſehr jung mit ſeinem Bruder Marc. Licinius im Bundesgenoſſenkriege durch Klugheit und Tapferkeit aus und war in den Bürgerkriegen einer der treueſten Anhänger des Sulla. Als Conſul im J. Roms 679 (vor Chr. 75) befehligte er im dritten pontiſchen Kriege die römiſchen Truppen gegen Mithridates und war gegen dieſen glücklicher als ſein Vorgänger, der Conſul Aurelius Cotta. Zuerſt vereitelte L. die von Mithridates beabſichtigte Einnahme von Cyzicum, ſchlug (71 vor Chr.) deſſen Flotte bei Lemnos und nöthigte ihn, den Archipelagus gänzlich zu räumen. Ein zweiter Sieg über des Mithridates Landmacht bei Kabira, hatte die ganze Unterwerfung des Pontus zur Folge und machte die Römer zu Herren des Meeres und den Pontus zur römiſchen Provinz. Nach Eroberung von Bithynien und Paphlagonien wurde endlich Mithridates genöthigt, nach Armenien zum König Tigranes zu fliehen, doch auch dieſen, welcher die Herausgabe des Mithridates verweigerte, beſiegte L. (69 vor Chr.), wurde aber an der weitern Verfolgung ſeines Sieges durch eine wahrſcheinlich von Pompejus angeſtiftete Meuterei ſeiner Soldaten gehindert. Zwar ſchlug er den auf's Neue mit verſtärkter Truppenzahl vordringenden Mithridates noch in mehreren Treffen, indeß konnte er, da er das Zutrauen ſeiner Soldaten, welche ihn der Habſucht und Ungerechtigkeit beſchuldigten, verloren hatte, ſeine Plane nicht mit dem erforderlichen Nachdruck durchführen. Man rief ihn daher nach Rom zurück, empfing ihn jedoch hier mit allgemeinem Jubel und geſtattete ihm die Ehre eines glänzenden Triumphes. Seitdem lebte er zu Rom als Privatmann, von ſeinen ungeheuern, in Aſien erbeuteten Schätzen in aſiatiſcher Pracht, ohne jedoch wiſſenſchaftliche Beſchäftigungen, namentlich das Studium der Philoſophie zu verabſäumen, welche er beſonders während ſeiner letzten Feldzüge ſchätzen gelernt hatte. Sein Haus wurde der Sammelplatz der ausgezeichnetſten und gelehrteſten Römer ſeiner Zeit, und ſeine große und prächtige Bibliothek, welche er mit Hülfe des im Kriege gegen Mithridates gefangenen Tyrannion anlegte, war für alle Gelehrte, nament-

Digitized by Google

lich für Cicero, eine sehr reichhaltige Quelle. Wie berichtet wird, starb L. an einem ihm von seinem Freigelassenen Kallisthenes beigebrachten Liebestranke (57 vor Christi Geburt) ungefähr im Alter von 68 Jahren. Er schrieb eine Geschichte des Bundesgenossenkrieges in griech. Sprache, die aber verloren gegangen ist. Aus Cerasunto, einer Stadt im Pontus, brachte er zuerst (680 nach Erb. Roms) den Kirschbaum (Kerasos) nach Rom. Wegen der Befreiung der Stadt Cycicum in Kleinasien wurden ihm zu Ehren daselbst Spiele (Lucullia) gefeiert. Sein Sohn gleiches Namens, geb. nach 65 v. Chr. von Servilia, wurde unter Vormundschaft seines Oheims M. Cato und des Cicero, der seinem Vater eng befreundet gewesen war, erzogen und fand seinen Tod bei Philippi im J. 42 v. Chr. — Marcus Lic. L., der jüngere Bruder des berühmteren Lucius, war im J. 73 Consul und zeichnete sich im J. 72 bei Verwaltung der Provinz Macedonien durch seine Kriege in Thracien aus; er besiegte die gefürchteten Bessier auf dem Hämus und drang bis zum Ister und Pontus Eurinus vor, an dessen Küste er Apollonia und andere griechische Colonien einnahm.

Lucumonen hießen im Allgemeinen die Edlen und Vornehmen in Etrurien (s. d.), aus denen in den zwölf Republiken oder Bundesstädten nach Aufhebung der königlichen Würde die jährlich wechselnden Magistrate unter Beibehaltung dieses Namens gewählt wurden, die mit großem Pomp in Kleidung und Insignien, sowie mit zwölf Lictoren umgeben waren und zugleich das Priesteramt verwalteten.

Luden, Heinrich, großherzoglich Sachsen-Weimarscher Hofrath und ordentlicher Professor der Geschichte an der Universität Jena, war der Sohn eines wohlhabenden Landmannes und wurde in dem hanöverschen Dorfe Loxstedt, im sogenannten Herzogthum Bremen, am 10. April 1780 geboren. Er besuchte Anfangs die Dorfschule und genoß keinen andern Unterricht, als der auch den übrigen Bauerkindern zu Theil wurde, bis endlich der Prediger des Orts, bei Gelegenheit seiner sonntäglichen Katechisationen, durch die treffenden Antworten, die er stets von dem kleinen L. erhielt, auf den Knaben aufmerksam wurde, sich von den ungewöhnlichen Geistesgaben desselben überzeugte und durch wiederholtes Zureden es dahin zu bringen wußte, daß L.'s Vater den Entschluß faßte, seinen Sohn studiren zu lassen. Dieser erhielt von nun an Unterricht in den alten Sprachen und sonstigen Humanioribus, kam sodann im J. 1796 auf die Domschule nach Bremen und bezog 1799 die Universität Göttingen, wo er vier Jahre Philosophie, Theologie und Geschichte studirte. Nach Beendigung seines akademischen Cursus war er eine Zeit lang Hauslehrer, privatisirte dann in Berlin und zuletzt in Göttingen, von wo er ums Jahr 1806 nach Jena ging, dort zu docciren. Die Schlacht von Jena, in Folge welcher die Functionen der Universität auf einige Zeit suspendirt wurden, hatte auch L.'s Plane auf eine empfindliche Weise durchkreuzt. Als er jedoch, nach wiederhergestellter äußerer Ruhe, nun seine Vorlesungen über Geschichte begann, wozu er die akademische Jugend durch eine kleine Broschüre über den Werth des geschichtlichen Studiums besonders eingeladen hatte, fand er bald eine so zahlreiche Zuhörerschaft und so ungetheilten Beifall, daß auch die Regierung nicht lange mehr anstand, ihm mit der Ertheilung der außerordentlichen Professur der Philosophie einen Beweis ihrer Anerkennung seines Werthes als akademischer Lehrer zu geben. Die Zahl von L.'s Zuhörern stieg mit jedem Tage, wozu, neben der geistvollen Behandlung der Wissenschaft selbst, auch seine äußeren Gaben, ein schöner freier Vortrag und ein kräftiges klangvolles Organ nicht wenig beitrugen. Im J. 1810 wurde er ordentl. Professor der Geschichte, in welcher Eigenschaft er bis zu seinem Tode am 20. Mai 1827 rüstig fortwirkte. Seine Vorträge umfaßten so ziemlich in abwechselnder Reihenfolge das ganze Gebiet der Geschichte; vorzugsweise Erwähnung verdienen noch die über die französische Revolution und über Politik, welche, namentlich in früherer Zeit, als die minder große Aengstlichkeit der Staatsbehörden noch solches gestattete, sich durch hohe Freisinnigkeit auszeichneten. Als Schriftsteller trat L. außer mit mehreren kleinen, in Zeitschriften zerstreuten anonymen Aufsätzen, zuerst mit einigen, philosophisch und historisch werthvollen Biographien, „Christ. Thomasius" (1805), „Hugo Grotius" (1806), „Sir William

Digitized by Google

Temple" (1808) hervor. Dieſen folgten „Anſichten des Rheinbundes" (2. Aufl. 1809), „Handbuch der Staatsweisheit oder Politik" (Jena 1811). 1812 gab er ſodann „Herder's Ideen zur Philoſophie der Geſchichte der Menſchheit" mit einer einleitenden Vorrede heraus (wovon 1821 eine neue Auflage). 1814 erſchien zu Jena ſeine „Allgemeine Geſchichte der Völker und Staaten des Alterthums" (2 Thle., wovon die 3. Aufl. 1834) und 1821 ſeine „Allgemeine Geſchichte der Völker und Staaten des Mittelalters", ferner hatte er früher ſchon „Allgemeines Staatsverfaſſungsarchiv" (Weimar, 3 Bde.) erſcheinen laſſen und ſich durch ſeine „Nemeſis, Zeitſchrift für Politik und Geſchichte" (Weimar, von 1814—1818) weithin und rühmlich als ſcharfſinnigen Denker und freiſinnigen furchtloſen Sprecher bekannt gemacht. Das wichtigſte Werk L.'s iſt die „Geſchichte des deutſchen Volkes" (Gotha, bei Juſtus Perthes), wovon 12 Theile erſchienen ſind, und ſeine „Geſchichte der Deutſchen" (Bd. 1—3, Jena 1842—43). L.'s Verdienſt beſteht namentlich darin, daß er, vom philoſophiſchen Standpunkte aus ſeine Wiſſenſchaft tief erfaſſend, die Reſultate ſeines Forſchens in einer ſo populären als edlen Form, in einer ſo markigen als blühenden Sprache durch Wort und Schrift darzulegen weiß und ſo der Geſchichte, „dieſer erhabenen Wiſſenſchaft, vielleicht der erhabenſten von Allen", wie er ſie ſelbſt zu Anfang eines ſeiner Vorträge nennt, eine große Anzahl begeiſterter Jünger gewonnen hat.

Ludewig, Joh. Peter von, der Kanzler an der Univerſität zu Halle, geb. am 15. Aug. 1670 auf dem Schloſſe Hohenhard bei Schwäbiſch-Hall von bürgerlichen Aeltern, ſtudirte in Tübingen, Wittenberg und Halle, wurde daſelbſt 1695 Profeſſor der Philoſophie, ging aber zu ſeiner weitern Ausbildung nach Holland und wohnte hier 1697 den Verhandlungen des Ryswijker Friedens bei. Mehrere anweſende hohe Fremde gaben ihm für ſeine denſelben geleiſteten Dienſte anſehnliche Geldgeſchenke und ſo ſah er ſich in den Stand geſetzt, den Grund zu ſeiner ſpäter ſo bedeutenden Bibliothek zu legen. Auch nach ſeiner Rückkehr nach Halle hatte er für Kurbrandenburg mehrere Schriften zu fertigen und erhielt deshalb den Titel als Rath. Im J. 1703 wurde er in Halle Profeſſor der Geſchichte an Cellarius' Stelle, 1704 Doctor der Rechte und königlicher Hiſtoriograph, 1705 ordentlicher Profeſſor der Rechte, 1709 königlicher Heroldsrath, dann Regierungsrath, 1718 Geheimer Rath, im folgenden Jahre in den Adelſtand erhoben und 1722 Kanzler der Univerſität. Als ſolcher ſtarb er am 7. Sept. 1743. Von ſeinen Schriften ſind als noch gegenwärtig brauchbar zu erwähnen die „Scriptores rer. german." (2 Bde., Halle 1718, Fol.); „Reliquiae manuscript. omnis aevi diplomatum ac monumentorum ineditorum" (12 Bde., Halle 1740—41); „Geſchichtſchreiber des Bisthums Würzburg" (Frankf. 1713, Fol.): „Opuscula miscellanea" (2 Bde., Halle 1720, Fol.) und die „Vita Justiniani etc." (Halle 1731, 4.).

Ludmila, die Gemahlin des erſten chriſtlichen Herzogs von Böhmen, Borivoj, und mit ihm zugleich wahrſcheinlich durch Method ſelbſt in Mähren getauft, war eine außerordentlich eifrige Chriſtin und erzog auch ihren Enkel, den heil. Wenzel, zu großer Liebe für das Chriſtenthum. Als nach dem Tode Wratislaw's (des Vaters Wenzel's) deſſen noch heidniſche Witwe Drahomira ſich der Regierung bemächtigte und das Heidenthum wieder emporhob, entſpann ſich Streit zwiſchen den Anhängern desſelben und den Chriſten, in welchem L. auf Befehl Drahomira's in ihrer Burg Tetin, wohin ſie ſich zurückgezogen, am 15. Sept. 927 erdroſſelt wurde. Später wurde ſie unter die Zahl der Heiligen und der böhmiſchen Landespatrone erhoben.

Ludolf, Hiob, einer der größten Orientaliſten ſeiner Zeit und erſter Begründer des Studiums der äthiopiſchen Sprache und Literatur in Deutſchland, geb. am 15. Januar 1624 zu Erfurt, bezog 1639 die Akademie ſeiner Vaterſtadt und beſchäftigte ſich hier Anfangs zumeiſt mit der griech. Sprache und der Muſik, dann lernte er Franzöſiſch, Italieniſch und Spaniſch und wendete ſich ſpäter dem Studium der oriental. Sprachen zu. Mit beſonderm Eifer trieb er die damals noch ziemlich vernachläſſigte äthiopiſche Sprache, obgleich er dabei auf die mangelhafteſten Hülfsmittel beſchränkt war. Seit 1645 ſetzte er ſeine oriental. Studien in Leyden fort. Mit dem Engländer Thys bereiste er 1647 Frankreich

Digitized by Google

und 1648 England, und im Auftrage der Königin Christina von Schweden ging er 1649 nach Rom. Hier machte er Bekanntschaft mit mehreren Abyssiniern und besonders mit einem gewissen Gregorius, von welchem er sich in der äthiopischen Sprache unterrichten ließ. Nachdem er noch bis 1651 Reisen in Schweden und Dänemark gemacht, wurde er in Gotha 1652 bei der Regierung angestellt, bei welcher er später als Geheimer Rath einen sehr bedeutenden Einfluß gewann. Von ungemeiner Wichtigkeit für L.'s äthiopische Studien war ein halbjähriger Besuch des erwähnten Gregorius, der ihn bei Ausarbeitung seines Lexikons und seiner Grammatik der äthiopischen und der amharischen Sprache sehr unterstützte. Trotz der großen Arbeiten und Mühen, welche ihm seine Stellung auferlegte, trieb er mit unablässigem Eifer die oriental. Sprachen. Er starb am 8. April 1704 in Frankfurt a. M. Seine erste bedeutende Schrift war die „Historia aethiopica" (Frankf. 1681, Fol.). Im J. 1683 ließ er auf seine Kosten eine „Epistola aethiop. ad universam Habessinorum gentem scripta" drucken, auf welche er 1685 eine Antwort erhielt. Zu seinen bedeutendsten Werken gehört ferner sein „Commentarius ad historiam aethiop." (Frankf. 1691, Fol.), dem er 1693 einen „Appendix" beigab. Er war der Erste, welcher eine „Grammatica amharicae linguae" (Frankf. 1698, Fol.) und ein „Lexicon amharico-lat." (Frankf. 1698, Fol.) herausgab. Sein „Lexicon aethiop." wurde zuerst von Wansleben herausgegeben (Frankf. 1661, 4.), ebenso seine äthiopische Grammatik; er selbst besorgte die zweite Ausgabe sowohl des Lexikons (Frankf. 1699, Fol.), wie der Grammatik (Frankf. 1702, Fol.). Auch sein „Psalterium Davidis aethiopice" (Frankf. 1701, 4.) ist erwähnenswerth. Sein Leben beschrieb Juncker (Leipz. und Frankf. 1710).

Ludolf'sche Zahl, s. Kreis.

Ludwig I. oder der Fromme (le debonnaire, d. h. der gutherzige Schwache), römischer Kaiser von 814—840, der dritte Sohn Karls des Großen, geb. 778, von dessen dritter Gemahlin, Hildegard, einer allemannischen Fürstin, wurde schon frühzeitig von seinem Vater zum König von Aquitanien und 813 nach dem Tode seiner ältern Brüder, Karl's und Pipin's, auf einer Reichsversammlung zu Aachen zum Mitregenten des Frankenreichs ernannt, das er als Alleinherrscher am 28. Jan. 814 erbte. Der Anfang seiner Regierung konnte die Hoffnung auf einen thatkräftigen Regenten erwecken. Er verbannte mit Strenge die in der letzten Zeit am Hofe eingerissene Zügellosigkeit der Sitten, strafte die Unterdrückung des Volks durch die Großen, steuerte dem Gewaltmißbrauche der Grafen in den Provinzen, drang auf eine Reformation der Weltgeistlichen und der Mönche und verpflichtete mit kluger Milde die sächsischen und friesischen Herren und Freien sich dadurch zu treuer Anhänglichkeit, daß er ihnen ihre Erbgüter wiedergab oder ihnen aus den Pflanzorten die Rückkehr in ihr Vaterland verstattete. Doch bald nahm seine Regierung eine andere Richtung. Die Diener und Rathgeber Karl's wurden nicht blos zurückgesetzt, sondern verfolgt, ja Wala, ein Seitenverwandter Karl's, der für die Ernennung Bernhard's, eines Sohnes des verstorbenen Pipin, zum Kaiser gestimmt hatte, mit seinen Brüdern gar ins Kloster verbannt; unzählige Befreiungen wurden ertheilt, die königlichen Güter massenweise als Lehen ausgethan und der Geistlichkeit immer mehr Einfluß und Macht eingeräumt. Am unglücklichsten aber war die bereits 817 ausgeführte Theilung des ganzen Reichs unter seine drei Söhne. Sie wurde die Ursache zu allen nachfolgenden Unruhen und Streitigkeiten während seiner Regierung. Lothar, der älteste, bekam Austrasien und Deutschland und die Mitregentschaft des Kaiserthums nebst dem kaiserlichen Titel; Pipin wurde in Aquitanien bestätigt und Ludwig erhielt Bayern, Böhmen, Kärnthen und die dazu gehörigen avarischen und wendischen Länder. Die nächste Folge dieser Theilung war die Empörung seines Neffen, des Königs Bernhard von Italien, der sich dadurch zurückgesetzt, ja bedroht sah. Unter arglistigen Versprechungen ließ L. ihn 818 nach Chalons locken und grausam die Augen ausstechen, sodaß er nach wenigen Tagen starb, worauf Italien an Lothar gegeben wurde. Als der Kaiser so seine Rache gestillt hatte, reute ihn die Missethat. Dazu kam der Tod seiner Gemahlin. Er wollte seine Würde niederlegen und ins Kloster gehen. Seine geistlichen Räthe aber, die den Nachfolger fürchteten, hiel-

Digitized by Google

ten ihn davon zurück, beredeten ihn 819 zu einer zweiten Ehe mit Judith, der schönen Tochter des Grafen Welf, ließen ihn zu Attigny öffentlich Kirchenbuße thun und brachten es dahin, daß er ohne ihren Rath nichts mehr unternahm. Als ihm hierauf Judith 823 einen Sohn, Karl, gebar, schritt er, durch die Bitten seiner Gemahlin bestürmt, 829 zu einer neuen Theilung des Reichs, in welcher Karl, nachher der Kahle genannt, unter dem Titel eines Königs von Allemannien, mit Lothar's Zustimmung das Land zwischen Rhein, Main, Donau und Neckar nebst Rhätien und Helvetien erhielt. Bald darauf aber einigten sich die Brüder gegen den Vater, griffen zu den Waffen, nahmen ihn, unterstützt von den mißvergnügten Großen, welche den Kaiser verließen, zu Compiègne gefangen, beschuldigten ihre Stiefmutter Judith des Ehebruchs mit dem Grafen Bernhard von Septimanien und verurtheilten sie zum Kloster. Schon hatte auch der Kaiser erklärt, die Krone nach dem Wunsche seiner Söhne niederlegen zu wollen, als die beiden andern Brüder und die Geistlichen Lothar's Absicht, allein zu herrschen, merkten. Von jetzt arbeiteten sie nun selbst an L.'s Wiedereinsetzung, die auf dem Reichstage zu Nimwegen erfolgte, wo die Deutschen sich gegen Lothar erklärten, der sich hierauf unterwarf und um Gnade bat. L. verzieh ihm zwar, nahm ihm aber die Mitregentschaft, holte Judith wieder aus dem Kloster und gab ihrem Sohne Karl das zeither von seinem treulosen Sohne Pipin besessene Aquitanien. Dies veranlaßte einen neuen Aufstand Ludwig's und Pipin's, welchem sich bald darauf auch Lothar und sogar der damalige Papst Gregor IV., der zur Schlichtung des Streits über die Alpen gekommen war, anschlossen. Beide Theile lagerten 833 mit ihren Heeren im Elsaß unweit Kolmar. L. verlor den günstigen Augenblick des Kampfes und während der Papst mit ihm unterhandelte, wurden seine Truppen verführt und gingen zu den Empörern über, sodaß er selbst auf dem Rothfeld bei Kolmar, nachher Lügenfeld genannt, den Söhnen sich gefangen geben mußte. Sogleich wurde er nun von seiner Gemahlin, die man nach Italien, und von seinem Sohne Karl, den man nach Prüm führte, getrennt und nach Soissons ins Kloster gebracht, wo er auf Lothar's Betrieb, um ihm die Rückkehr auf den Thron für immer zu verschließen, knieend auf einem härenen Bußsacke öffentliche Kirchenbuße thun und ein Verzeichniß seiner Sünden ablesen mußte. Doch war L. schlau genug, trotz aller Drohungen, noch nicht das Gelübde eines Mönchs abzulegen, weil er auf eine abermalige Rettung hoffte. Diese blieb auch nicht aus. Die Brüder, durch die Herrschsucht Lothar's beleidigt, einigten sich bald zum Kampfe gegen diesen, nahmen die ihrem Vater widerfahrene Mißhandlung zum Vorwand, verjagten Lothar und setzten L., nachdem er von den Bischöfen vollkommene Absolution erhalten, wieder auf den Thron. Judith und Karl kehrten zurück, L. ließ sich von Neuem huldigen und krönen, ertheilte den abgefallenen Großen Amnestie und verwies Lothar, der sich endlich gleichfalls unterwarf, nach Italien. Zugleich machte er 837 zu Gunsten Karl's eine neue Theilung, in welcher dieser außer Aquitanien auch Neustrien erhielt. Die Söhne schwiegen; als aber L. nach Pipin's Tode 838, mit Ausschließung der Kinder desselben, Westfranken an Karl und Italien nebst ganz Austrasien oder Deutschland an Lothar austheilte, griff Ludwig, dem auf diese Weise nur Bayern verblieb, tief gekränkt zu den Waffen, während zugleich die Aquitanier zu Gunsten der Söhne Pipin's kämpfend sich erhoben. Der Kaiser wollte die Streitigkeiten auf einem Reichstage zu Worms ausmachen, starb aber, von Kummer und Mühseligkeit erschöpft, auf einer Rheininsel unterhalb Mainz am 20. Juni 840 und wurde zu Metz beerdigt. L. besaß bei manchen Vorzügen des Charakters und bei nicht gewöhnlichen Kenntnissen und Erfahrungen doch gerade die Eigenschaften nicht, die ihn allein zum Regenten eines so großen Reichs befähigen konnten, nämlich den Blick des Staatsmanns und die feste Thatkraft. Seine Milde artete in Schwäche, sein Frommsinn in Bigoterie und blinde Unterwürfigkeit gegen die Kirche aus. Er hatte allein in Aquitanien 26 Klöster gestiftet. Deutschland verdankt ihm die Stiftung des Klosters Korvei und die Gründung des Erzbisthums Hamburg. Drei Jahre nach seinem Tode theilten seine drei Söhne Lothar, Ludwig und Karl das väterliche Reich auf's Neue unter sich in dem Vertrage zu **Verdun** (s. d.). Als Kaiser folgte ihm **Lothar I.** (s. d.), dem er noch kurz vor sei-

Digitized by Google

nem Tode mit der Bitte um die Beschützung seines Lieblingssohnes Karl die Reichsinsignien übergeben hatte.

Ludwig II., römischer Kaiser von 855—875, ältester Sohn Lothar's I., geb. um 822, wurde von seinem Vater 844 nach Rom gesendet, um den Zwiespalt zwischen den Päpsten Sergius und Johannes zu schlichten, setzte den erstern als rechtmäßigen Papst ein und ließ sich von ihm zum Könige der Longobarden krönen. Im J. 850 nahm ihn sein Vater zum Mitregenten an und 855 folgte er diesem im Besitze Italiens und des Kaiserthums, während der zweite Bruder, Lothar, das Land zwischen dem Rhein, der Maas und der Schelde, nebst einem Theil von Helvetien und Burgund, und der jüngste, Karl, die Provence mit Lyon erhielt. In der Zeit des Bruderkriegs in Deutschland hatten die Sarazenen in Italien bedeutende Eroberungen und viele italienische Große sich unabhängig gemacht. L. schlug die Erstern 848 bei Benevent und entriß ihnen die hartnäckig vertheidigte Festung Bari, und demüthigte darauf auch die Letztern. Ebenso behauptete er gegen die Griechen das Kaiserthum, das diese im Einverständniß mit einer Partei in Rom wieder mit dem Throne von Konstantinopel zu vereinigen strebten. Nach dem kinderlosen Tode Karl's von Burgundien, im J. 863, theilten die beiden andern Brüder dessen Reich unter sich, und als bald darauf, 869, auch Lothar starb, benutzten Karl der Kahle und Ludwig der Deutsche (s. d.) L.'s Bedrängnisse in Italien, bemächtigten sich ohne Rücksicht auf das Näherrecht Ludwig's II. Lothringens und theilten das Land am 9. Aug. 870 zu Marsam; doch gab Ludwig der Deutsche bald darauf 872 seinem Neffen Ludwig II., dem er seine Tochter Ingelberg vermählt hatte, seinen Antheil heraus und nahm ihn erst wieder, als derselbe am 13. Aug. 875 ohne männliche Erben starb. Seines übrigen Reichs bemächtigte sich Karl der Kahle.

Ludwig III. oder das Kind, deutscher Kaiser, geboren 893, ein Sohn des Kaisers Arnulf, war erst 6 Jahre alt, da sein Vater starb und man ihn zum Thronfolger wählte. Der Erzbischof Hatto von Mainz, begünstigt von Otto dem Erlauchten von Sachsen und Leopold von Oesterreich, ergriff die Zügel der Regierung für den Minderjährigen, der dem Bischof Adelbert von Augsburg zur Erziehung übergeben ward. Das Wichtigste aus dieser vormundschaftlichen Regierung sind die Streitigkeiten in Lothringen, zwischen den Babenbergern und Rothenburgern und die Kriege gegen die Ungarn, von 901—909, welche indessen nicht mit großem Glück bekämpft wurden. L. nahm 908 den Kaisertitel an, starb aber schon am 20. Juni 911. Mit ihm erlosch das Geschlecht der Karolinger. Sein Nachfolger war Konrad I.

Ludwig IV., deutscher Kaiser 1314—47, auch Ludwig der Bayer genannt, war der Sohn Herzog Ludwig's des Strengen von Bayern und Mathilde's, der Tochter Kaiser Rudolph's I. und 1286 geboren. Seine 32jährige Regierung war ein eben so langer, theilweise blutiger Kampf mit Feinden aller Art, allein kräftig und kühn, dem Reiche ein milder, gerechter Fürst und erhaben über die Vorurtheile der Zeit, unterlag er nicht, denn es standen ihm selbst zur Zeit der höchsten Bedrängniß mächtige Freunde zur Seite und die Unterthanen liebten ihn. Nach dem Tode seines Vaters (1292) übernahm er unter Vormundschaft seiner Mutter die Regierung und war von 1300 Mitregent seines ältern Bruders Rudolph. Nach Kaiser Heinrich's VII. Tode (1314) wählten ihn fünf Kurfürsten zum Kaiser, während die übrigen für Friedrich den Schönen von Oesterreich, den Sohn Kaiser Albrecht's I., stimmten. L. wurde am 26. Nov. zu Aachen und Friedrich zu Bonn gekrönt. Eine neunjährige Fehde entspann sich zwischen beiden Kaisern; Deutschland, namentlich Bayern, litt durch die schrecklichsten Verheerungen und schon wollte L. zur Rettung seines Erblandes der Kaiserkrone entsagen, als der Sieg bei Mühldorf (am 28. Sept. 1322) den Kampf für ihn entschied und den Nebenbuhler in seine Hände lieferte, den er nur nach feierlicher Verzichtung auf die Kaiserkrone wieder in Freiheit setzte. Noch in demselben Jahre riefen ihn die Lombarden gegen Papst Johann XXII. zu Hülfe, der den ungehorsamen Kaiser mit Bann und Interdict belegte. Zu weise und aufgeklärt, um das Wohl seines Reiches dem Supremat des Papstes nachzustellen, trat L. Anfangs

Digitized by Google

gegen die päpstlichen Schrecken mit Witz und Beredtsamkeit auf und verfocht gegen die Freunde des heil. Vaters, welcher nicht nur Russen und Polen, sondern sogar die heidnischen Letten gegen den ketzerischen L. aufgeregt hatte, seine gerechte Sache mit dem Schwerte. Endlich unternahm er 1327 auch gegen den unversöhnlichen Papst einen Römerzug, ließ sich von zwei Bischöfen zu Rom krönen, setzte den Papst, der die Krönung verweigerte, ab und wählte an seine Stelle Nikolaus V., der die bei der Kaiserkrönung unterlassenen Ceremonien nachholen mußte. Allein dieser gewagte Schritt empörte ganz Italien, L. mußte in Eile Rom verlassen, Johann XXII. behauptete sich nach wie vor, beschwor gegen den Kaiser unaufhörlich neue Feinde, starb endlich 1334, vererbte aber doch den Haß gegen seinen Todfeind auch auf König Philipp von Frankreich, welcher sein Möglichstes versuchte, L.'s Lossprechung von dem in seinen Folgen für Deutschlands Ruhe höchst verderblichen Banne, bei Papst Benedict XII. zu hintertreiben. Benedict's Nachfolger Clemens VI. schleuderte den zweiten Bann gegen L. Allein die Treue seiner Stände und die täglich wachsende Größe des Reiches, welches nach Wilhelms von Holland Tode (1346) in Holland, Seeland und Friesland einen bedeutenden Zuwachs erhielt, ließen ihn Waffen dieser Art nicht mehr fürchten. Doch unternahm er, um die päpstliche Allmacht einigermaßen zu schwächen, einen zweiten Römerzug. Clemens schob in Eile zwischen sich und L. einen Gegenkaiser und so ging die Gefahr glücklicher, als er es gewiß gehofft hatte, an ihm vorüber, denn L. starb 1347 am 11. Oct. auf der Jagd unweit München, nach Einigen am Schlagflusse, aber, wie seine Zeitgenossen behaupten, an Gift, nachdem er den Gegenkaiser Karl von Mähren, Sohn König Johann's von Böhmen und dessen Verbündete in mehreren Treffen geschlagen hatte. L. hinterließ sechs Söhne, zwei von seiner ersten Gemahlin Beatrix von Glogau (Ludwig den Brandenburger und Stephan mit der Haft) und vier (Ludwig den Römer, Wilhelm, Albrecht und Otto) von der zweiten, Margarethe von Holland. Ihm folgte Karl IV. als Kaiser. Maximilian I. hat ihm 1622 in der Frauenkirche zu München ein Grabmahl errichtet. Vergl. „Kaiser L. der Bayer" von Mannert (Landsh. 1812) und Schlett (Amb. 1822).

Ludwig der Deutsche, der Sohn Ludwig's des Frommen, geb. um 805, König der Deutschen von 843—876, der Gründer eines selbständigen deutschen Reichs, erhielt in der ersten Theilung seines Vaters 817 Bayern und die nach Osten hin angrenzenden Länder, sah sich aber in den beiden neuen zu Gunsten des spät geborenen Karl's gemachten Theilungen, 823 und 838, so verkürzt und zurückgesetzt, daß er dem langwierigen, immer wieder sich erneuernden Kriege seiner Brüder Lothar und Pipin gegen den Vater sich anschloß. Sogleich nach des Vaters Tode im J. 840 begann unter den Brüdern ein mehrjähriger Streit über das Erbe, welches Lothar allein gern sich zugeeignet hätte. Aber L. und Karl vereinigten sich gegen denselben, schlugen ihn in der Schlacht bei Fontenai 841 und nöthigten ihn, nachdem L. vorher noch die von Lothar zur Empörung gereizten Sachsen wieder unterworfen hatte, zum Theilungsvertrag zu Verdun von 843, durch welchen L. Deutschland bis zum Rhein und überdies Mainz, Speier und Worms als künftiges Besitzthum zuerkannt wurden. Schon in der frühern Zeit, als L. noch Statthalter in Bayern war, seit 825, hatte er wiederholte hartnäckige Kämpfe mit den von Südost herandringenden Bulgaren und mit einzelnen slawischen Völkerschaften, den Böhmen, Sorben und Moraven, zu bestehen. Nach seinem Regierungsantritte aber wurde er besonders durch die Einfälle der Normänner beunruhigt, die jährlich im Rhein- und Friesland sich wiederholten und ihn nach der Einäscherung Hamburgs endlich zwangen, 858 das Erzbisthum Hamburg mit dem Bisthum von Bremen zu vereinigen. Auf die Einladung einer mit Karl dem Kahlen unzufriedenen Partei, brach er 858 mit drei Heeren von Worms auf, setzte sich in den Besitz Frankreichs und glaubte einen Augenblick lang, Ost- und Westfranken unter seinem Scepter wieder vereinigen zu können. Aber die Großen, durch seine kräftige Regierungsweise geschreckt, und das Volk, durch die deutschen Besatzungen bedrückt, fingen an, wieder zu Karl, der indeß Anhänger in Burgundien gesammelt hatte, sich zu neigen, und L. wurde im entscheidenden Momente vom franz. Heere verlassen und mußte

Digitized by Google

Rheims gekrönt. Blanca von Castilien, seine schöne und geistesstarke Mutter, übernahm, während seiner Minderjährigkeit, die Vormundschaft und Regierung. Sie beugte den Stolz der unruhigen Großen des Landes, die sich unter das Scepter einer Frau nicht fügen wollten, endigte den Kampf der Albigenser glücklich und übergab 1235 ihrem Sohne das Reich mit der Hoffnung auf einen dauernden Frieden, nachdem sie manchen gefährlichen Sturm beschworen hatte. L., musterhaft erzogen, beseelt von trefflichem Geiste, thätig und mit gutem Willen begabt, konnte seine Regierung zur segensreichsten machen, hätte ihn nicht die Religionsschwärmerei seiner Zeit manches Opfer, selbst das Leben gekostet. Ganz im Geiste seiner Mutter wirkend, nahm das Wohl der Unterthanen stets seine erste Sorge in Anspruch. Es dauernd zu begründen, schuf er jene musterhafte Rechtspflege, durch welche sich Frankreich in jener Zeit vor vielen Staaten Europa's auszeichnete. Er steuerte den Mißbräuchen der geistlichen Gerichtsbarkeit, sicherte aber zugleich die Rechte der Geistlichen durch die 1269 entworfene pragmatische Sanction; mäßigte die zu drückenden Abgaben der Unterthanen, entfernte aus den Gerichtshöfen den unwissenden Adel, besetzte dessen Stellen mit gelehrten Köpfen und stand überhaupt als Regent bei seinen Zeitgenossen in solchem Ansehen, daß selbst König Heinrich III. von England (1268) sein richterliches Gutdünken zur Entscheidung seiner Streitigkeiten mit dem Adel einholen ließ. Glücklich waren auch L.'s Waffen. Bald nach Antritt seiner Regierung dämpfte er die Unruhen in Bretagne und erzwang 1241 von Heinrich III. von England einen für Frankreich vortheilhaften Frieden. Unglücklicher war er gegen die Saracenen. Genesen von einer gefährlichen Krankheit, that er das Gelübde, das heilige Land aus den Händen der Ungläubigen

Ludwig XI., König von Frankreich, 1461—83, der älteste Sohn Karl's VII. (s. d.) und der Marie von Anjou, geb. am 3. Juli 1423, wurde schon 1436 mit Margarethe von Schottland verheirathet. Von Jugend auf zeigte er einen harten, herrschsüchtigen, dabei tückischen Charakter; er verfolgte die Räthe seines Vaters und behandelte die achtbare Agnes Sorel (s. d.) in gemeiner Weise. Von den unzufriedenen Großen ließ er sich 1440 zur Theilnahme an der offenen Empörung, der Praguerie, verleiten. Der König schickte ihn hierauf mit den unbeschäftigten Söldnern gegen die Schweizer, wobei er sich klug und tapfer benahm. Im J. 1451 vermählte er sich eigenmächtig mit der neunjährigen Charlotte von Savoyen, um gegen den Hof einen Rückhalt zu haben. Seine Erpressungen in der Dauphiné, die er als Kronprinz regierte, verbunden mit neuen Anschlägen gegen den Thron, bewogen endlich den König, ein Truppencorps zur Gefangennehmung des Sohnes abzuschicken. Der Dauphin entwich jedoch nach Brabant und lebte hier unter dem Schutze des Herzogs von Burgund bis zum Tode des Vaters. Gleich nach seiner Thronbesteigung im J. 1461 begann er eine harte Verfolgung der alten Räthe und die Unterdrückung der Großen, namentlich der Häuser Burgund und Bretagne, und veranlaßte dadurch eine Coalition des Adels (la ligue du bien public), an deren Spitze Karl der Kühne (s. d.), der spätere Herzog von Burgund, stand. L. sammelte zwar ein starkes Heer und hatte die Städte auf seiner Seite; dennoch würde er unterlegen sein, hätte er nicht seine Feinde durch List zu trennen gewußt. Als der Krieg wieder auszubrechen drohte, weil er seinem Bruder, dem Herzog von Berri, gegen die Verträge von Conflans und St.-Maur die Normandie entriß, lud er Karl den Kühnen im Oct. 1468 zu einer friedlichen Ausgleichung nach Peronne. Da der Herzog mit der Ankunft zögerte, wiegelte er gegen denselben die Lütticher auf, wurde aber dafür von Karl gefangen genommen und hart behandelt. Sobald sich L. frei sah, erneuerte er mit dem Herzog von Burgund die Händel, die nun bis in den December 1472 dauerten. In diesem Jahre trat auch Commines (s. d.) in des Königs Dienste und wurde fortan das Hauptwerkzeug von dessen Politik. Während Karl der Kühne mit Eduard IV. von England ein Bündniß zur Eroberung Frankreichs schloß, verband sich L. mit den Schweizern und dem Herzog Renatus von Lothringen. Eduard IV. erschien 1475 in der That mit einem Heere in Frankreich, ließ sich aber, da ihn der Herzog von Burgund nicht unterstützte, am 29. Aug. den Frieden von L. für 75,000 Goldthaler und ein Jahrgeld abkaufen. Fortan sah L. den Kämpfen und dem Untergange seines Todfeindes aus der Ferne zu. Nach dem Tode Karl's des Kühnen im J. 1477 entriß er dessen Erbtochter, Maria, die burgundischen Städte in Picardie, Artois, Flandern, Hennegau und das ganze Herzogthum Burgund als eröffnetes Mannslehn, bemächtigte sich der Franche Comté unter dem Vorwande, diese Provinz für die Herzogin Maria, die sich mit dem Dauphin vermählen würde, in Verwahrung zu nehmen, und griff zu den Waffen, als Maria nicht den siebenjährigen Dauphin, sondern den Maximilian heirathete. Am 23. December 1482 erreichte er den Frieden von welchen Maximilian's Tochter, Margarethe, mit dem Dauphin, dem spätern (s. d.), vermählt werden und unter Anderm die Grafschaften Burgund [illegible] mitbringen sollte. Des Herzogthums Burgund und der [illegible] den [illegible] Vertrage nicht mehr gedacht. Eine andere wichtige [illegible] den alten Titularkönig von Neapel und Grafen von [illegible]ische [illegible]wog, den kinderlosen und ihr ergebenen Grafen [illegible]wach [illegible] Letzterer starb 1481 und nun nahm L. die [illegible] unter [illegible] Anjou und Maine als heimgefallene Lehen [illegible] franz. [illegible]ung auch die Dauphine mit der Krone vereinigte, [illegible]inanzen [illegible]en, Wuthausbrüchen und scheußlicher Frucht[illegible] [illegible]nderniſſe [illegible] sah, schloß er sich in die Feste Le-Plessis [illegible] und hätte [illegible] bewacht und mit eisernen Gitterstangen [illegible] ungen ver[illegible] [illegible] alten Dienern [illegible] m Antritte [illegible] seiner Mut[illegible]

Frankreich räumen. Einen Aufruhr seines Sohnes Karlmann im J. 862 dämpfte er sehr bald; auch gelang es ihm, als Lothar von Lothringen gestorben war, von Karl dem Kahlen die Hälfte des von ihm in Besitz genommenen Landes auf friedlichem Wege zu erlangen. Dagegen betrog ihn Karl nach Ludwig's II. Tode durch listige Ränke um die Kaiserkrone. Als er sich rüstete, den treulosen Bruder dafür zu bestrafen, starb er am 28. Aug. 876 zu Frankfurt. Seine drei Söhne theilten, nachdem sie erst einen Eroberungsversuch ihres Oheims, Karl's des Kahlen, auf Deutschland durch die siegreiche Schlacht bei Andernach im J. 876 zurückgewiesen, zu Hohenaltheim ihres Vaters Erbe.

Ludwig (Louis), aus dem fränk. Chlodwig gebildet, ist mit Einschluß Kaiser Ludwig's I. oder des Frommen (s. d.) der Name von 18 Königen von Frankreich (s. d.), von denen die fünf ersten zur Dynastie der Karolinger (s. d.), Ludwig VI. bis mit Ludwig XII. zur Dynastie der Valois (s. d.) und Ludwig XIII. bis mit Ludwig XVIII. zur Dynastie der Bourbons (s. d.) gehörten.

Ludwig IX., der Heilige, König von Frankreich, war der Sohn Ludwig's VIII., des Löwen, und 1215 zu Poissy geboren. Im J. 1226 starb sein Vater und L. wurde zu Rheims gekrönt. Blanca von Castilien, seine schöne und geistesstarke Mutter, übernahm, während seiner Minderjährigkeit, die Vormundschaft und Regierung. Sie beugte den Stolz der unruhigen Großen des Landes, die sich unter das Scepter einer Frau nicht fügen wollten, endigte den Kampf der Albigenser glücklich und übergab 1235 ihrem Sohne das Reich mit der Hoffnung auf einen dauernden Frieden, nachdem sie manchen gefährlichen Sturm beschworen hatte. L., musterhaft erzogen, beseelt von trefflichem Geiste, thätig und mit gutem Willen begabt, konnte seine Regierung zur segensreichsten machen, hätte ihn nicht die Religionsschwärmerei seiner Zeit manches Opfer, selbst das Leben gekostet. Ganz im Geiste seiner Mutter wirkend, nahm das Wohl der Unterthanen stets seine erste Sorge in Anspruch. Es dauernd zu begründen, schuf er jene musterhafte Rechtspflege, durch welche sich Frankreich in jener Zeit vor vielen Staaten Europa's auszeichnete. Er steuerte den Mißbräuchen der geistlichen Gerichtsbarkeit, sicherte aber zugleich die Rechte der Geistlichen durch die 1269 entworfene pragmatische Sanction; mäßigte die zu drückenden Abgaben der Unterthanen, entfernte aus den Gerichtshöfen den unwissenden Adel, besetzte dessen Stellen mit gelehrten Köpfen und stand überhaupt als Regent bei seinen Zeitgenossen in solchem Ansehen, daß selbst König Heinrich III. von England (1268) sein richterliches Gutdünken zur Entscheidung seiner Streitigkeiten mit dem Adel einholen ließ. Glücklich waren auch L.'s Waffen. Bald nach Antritt seiner Regierung dämpfte er die Unruhen in Bretagne und erzwang 1241 von Heinrich III. von England einen für Frankreich vortheilhaften Frieden. Unglücklicher war er gegen die Saracenen. Genesen von einer gefährlichen Krankheit, that er das Gelübde, das heilige Land aus den Händen der Ungläubigen zu retten. Er legte die Regierung in die Hände seiner Mutter Blanca nieder und schiffte sich 1248 mit seinen 3 Brüdern, der Blüthe des franz. Adels und einem 40,000 M. starken Heere nach Aegypten ein. L. theilte das Loos seiner Vorgänger. Er focht Anfangs zwar glücklich und nahm Damiette, wurde aber beim Vordringen gegen Kairo vom Feinde in ein enges Lager eingeschlossen, sein Heer durch Seuchen und Schwert bedeutend aufgerieben, er selbst mit zwei seiner Brüder auf dem Rückzuge gefangen und nur gegen Herausgabe der eroberten Plätze und einer ansehnlichen Summe (100,000 Mark Silber) wieder in Freiheit gesetzt. Noch unglücklicher war der zweite Kreuzzug, zu welchem sich der gewissenhafte L. entschloß, weil er für die Ehre seiner Kirche auf dem ersten zu wenig gethan zu haben glaubte. Bevor er Frankreich verließ, ordnete er sein Haus und sicherte des Landes Ruhe durch mehrere weise Verordnungen. Mit 60,000 M. betrat er 1270 Afrika's Küste, eroberte Tunis, starb aber schon im August desselben Jahres an einer ansteckenden Krankheit. Bonifacius VIII. versetzte ihn 1297 unter die Heiligen. Ihm folgte sein Sohn Philipp III. (s. Capetinger). Vgl. Joinville „Histoire de St. Louis" (Paris 1668 und öfter); Beugnot „Essai sur les institutions de St. Louis" (Paris 1821) und Villeneuve-Trans „Histoire de St. Louis" (3 Bde., Paris 1839).

Digitized by Google

Ludwig XI., König von Frankreich, 1461—83, der älteste Sohn Karl's VII. (s. d.) und der Marie von Anjou, geb. am 3. Juli 1423, wurde schon 1436 mit Margarethe von Schottland verheirathet. Von Jugend auf zeigte er einen harten, herrschsüchtigen, dabei tückischen Charakter; er verfolgte die Räthe seines Vaters und behandelte die achtbare Agnes Sorel (s. d.) in gemeiner Weise. Von den unzufriedenen Großen ließ er sich 1440 zur Theilnahme an der offenen Empörung, der Praguerie, verleiten. Der König schickte ihn hierauf mit den unbeschäftigten Söldnern gegen die Schweizer, wobei er sich klug und tapfer benahm. Im J. 1451 vermählte er sich eigenmächtig mit der neunjährigen Charlotte von Savoyen, um gegen den Hof einen Rückhalt zu haben. Seine Erpressungen in der Dauphiné, die er als Kronprinz regierte, verbunden mit neuen Anschlägen gegen den Thron, bewogen endlich den König, ein Truppencorps zur Gefangennehmung des Sohnes abzuschicken. Der Dauphin entwich jedoch nach Brabant und lebte hier unter dem Schutze des Herzogs von Burgund bis zum Tode des Vaters. Gleich nach seiner Thronbesteigung im J. 1461 begann er eine harte Verfolgung der alten Räthe und die Unterdrückung der Großen, namentlich der Häuser Burgund und Bretagne, und veranlaßte dadurch eine Coalition des Adels (la ligue du bien public), an deren Spitze Karl der Kühne (s. d.), der spätere Herzog von Burgund, stand. L. sammelte zwar ein starkes Heer und hatte die Städte auf seiner Seite; dennoch würde er unterlegen sein, hätte er nicht seine Feinde durch List zu trennen gewußt. Als der Krieg wieder auszubrechen drohte, weil er seinem Bruder, dem Herzog von Berri, gegen die Verträge von Conflans und St.-Maur die Normandie entriß, lud er Karl den Kühnen im Oct. 1468 zu einer friedlichen Ausgleichung nach Peronne. Da der Herzog mit der Ankunft zögerte, wiegelte er gegen denselben die Lütticher auf, wurde aber dafür von Karl gefangen genommen und hart behandelt. Sobald sich L. frei sah, erneuerte er mit dem Herzog von Burgund die Händel, die nun bis in den December 1472 dauerten. In diesem Jahre trat auch Comines (s. d.) in des Königs Dienste und wurde fortan das Hauptwerkzeug von dessen Politik. Während Karl der Kühne mit Eduard IV. von England ein Bündniß zur Eroberung Frankreichs schloß, verband sich L. mit den Schweizern und dem Herzog Renatus von Lothringen. Eduard IV. erschien 1475 in der That mit einem Heere in Frankreich, ließ sich aber, da ihn der Herzog von Burgund nicht unterstützte, am 29. Aug. den Frieden von L. für 75,000 Goldthaler und ein Jahrgeld abkaufen. Fortan sah L. den Kämpfen und dem Untergange seines Todfeindes aus der Ferne zu. Nach dem Tode Karl's des Kühnen im J. 1477 entriß er dessen Erbtochter, Maria, die burgundischen Städte in Picardie, Artois, Flandern, Hennegau und das ganze Herzogthum Burgund als eröffnetes Mannslehn, bemächtigte sich der Franche Comté unter dem Vorwande, diese Provinz für die Herzogin Maria, die sich mit dem Dauphin vermählen würde, in Verwahrung zu nehmen, und griff zu den Waffen, als Maria nicht den siebenjährigen Dauphin, sondern den Erzherzog Maximilian heirathete. Am 23. December 1482 erreichte er den Frieden von Arras, durch welchen Maximilian's Tochter, Margarethe, mit dem Dauphin, dem spätern Karl VIII. (s. d.), vermählt werden und unter Anderm die Grafschaften Burgund und Artois als Heirathsgut mitbringen sollte. Des Herzogthums Burgund und der Städte an der Somme wurde im Vertrage nicht mehr gedacht. Eine andere wichtige Erwerbung machte L., indem er durch Ränke den alten Titularkönig von Neapel und Grafen von Provence, Renatus von Anjou, bewog, den kinderlosen und ihm ergebenen Grafen Karl von Maine zum Erben einzusetzen. Letzterer starb 1481 und nun nahm L. die Grafschaften Provence und Forcalquier, sowie Anjou und Maine als heimgefallene Lehen in Beschlag. Uebrigens blieb seit L.'s Regierung auch die Dauphiné mit der Krone vereinigt. In den letzten Jahren litt L. an Krämpfen, Wuthausbrüchen und schrecklicher Furcht vor dem Tode. Weil er überall rächende Hände sah, schloß er sich in die Feste Le-Plessis-les-Tours ein, die von zahlreichen Bogenschützen bewacht und mit spitzen Eisengittern und Fußangeln umgeben war. Seine Gesellschaft bestand aus einigen alten Dienern und dem Leibarzte Coctier, der ihn fürchtbar knechtete und vor dem er oft in der Angst auf die Knie fiel. Als

Digitized by Google

keine Arznei half, wendete er sich an Wunderthäter und ließ aus allen Ländern Reliquien herbeischaffen. In diesem Zustande hielt er überall seine Spione, setzte Beamte ab und ein und ließ Die bestrafen, welche nicht an sein Wohlbefinden glauben wollten. Er starb am 30. Aug. 1483. Mehr als 4000 Personen soll er und zwar meist heimlich und ohne Form haben hinrichten lassen. Doch hinterließ er, durch Unterdrückung des Feudaladels und Begünstigung des Bürgerthums, die königliche Macht gestärkt und das Reich geordnet. Unter ihm hoben sich die Steuern von 2 auf beinahe 5 Mill. Livres. Dem Könige Johann von Aragon lieh er gegen Verpfändung der Grafschaften Roussillon und Cerdagne 300,000 Goldthaler. Mit dem Papste suchte er durch Aufhebung der von seinem Vater hergestellten pragmatischen Sanction in gutem Vernehmen zu bleiben. Als Freund der Wissenschaft vermehrte er die Bibliothek, reformirte die Universität zu Paris und zog gelehrte Griechen ins Land. Für den Staatsdienst richtete er auch zuerst regelmäßige Posten ein. Auch gilt er für den Verfasser der Schriften „Les cent Nouvelles nouvelles", einer Nachahmung des „Decamerone", und der „Rosier des guerres", einer Instruction für seinen Sohn. Vgl. des Comines „Mémoires", die Lenglet-Dufresnoy (4 Bde., Lond. 1747) vollständig herausgab, und Duclos „Histoire de Louis XI." (Paris 1745).

Ludwig XII., König von Frankreich 1495—1515, geb. am 27. Juni 1462, war der Urenkel Karl's V. und der Sohn des Herzogs von Orleans (s. **Valois**) und der Maria von Kleve. Nach dem Willen Ludwig's XI. hatte er absichtlich eine schlechte Erziehung genossen und zeigte sich als Jüngling verschwenderisch und gewaltthätig. Als ältester Prinz von Geblüt, mit dem Titel Herzog von Orleans, hatte er während Karl's VIII. Minderjährigkeit Ansprüche auf die Vormundschaft. Allein nach Ludwig's XI. Tode erklärten die Stände Karl für volljährig und übertrugen seiner ältesten Schwester, der Prinzessin Anna de Beaujeu, die Sorge für die Person des jungen Königs. Hierüber erbittert und von Anna wegen verschmähter Liebe gehaßt, verließ L. den Hof, rückte aber bald mit einem beträchtlichen Heere unzufriedener Engländer, Deutschen und Franzosen aus der Bretagne gegen den König heran. Uneinigkeit unter den Heerführern ließ seine Operation mißglücken. L. wurde von la Tremouille (1488) bei St. Aubin geschlagen, gefangen und drei Jahre zu Loches eingesperrt, bis seine Gemahlin Johanna, zweite Tochter Ludwig's XI., beim König seine Freiheit vermittelt hatte. Er söhnte sich später mit dem Könige aus und stand ihm 1494 und 95 bei der Expedition in Italien tapfer und treu zur Seite. Als 1498 Karl VIII. starb, bestieg L. XII. den franz. Thron. Gutmüthig und großherzig verzieh L. als König, was er als Herzog Bitteres von seinen Gegnern hatte erfahren müssen. Er verbesserte die Rechtspflege, schaffte manche Mißbräuche ab, wußte gelehrte und brauchbare Männer zu schätzen, mäßigte trotz seiner vielen Kriege die Auflagen der Bürger, griff aber, um immer Geld zu haben, zu einem höchst gefährlichen Mittel. Er übertrug die Civilämter den Meistbietenden und veräußerte die Krongüter. Die innere Ruhe des Landes sicherte er, indem er die Heere auswärts in Thätigkeit erhielt. Er eroberte Genua und Mailand, auf welches er durch seine Großmutter Valentine Visconti Ansprüche hatte (1499), bekam den Usurpator **Ludwig Sforza** (s. d.), genannt Moro, durch Verrath der Schweizer in seine Hände und schloß mit Maximilian, dem deutschen Kaiser, der Mailand als Reichslehn betrachtet wissen wollte, einen Waffenstillstand. Gleich bei seiner Krönung hatte L. auch den Titel „König von Neapel und Sicilien" angenommen. Er schloß deshalb mit **Ferdinand dem Katholischen** (s. d.), welcher ebenfalls Ansprüche auf das Reich hatte, einen Theilungsvertrag. König Friedrich von Neapel mußte auch wirklich Neapel aufgeben, allein der Vertrag mit Ferdinand zerschlug sich, die Franzosen vom großen Capitän, dem Spanier Gonsalvo di Cordova, unerwartet angegriffen, wurden bei Cerignola 1503 gänzlich geschlagen und mußten ganz Neapel räumen. Als Ferdinand Witwer geworden und L.'s Schwestertochter heirathete, erhielt er vom Oheim L. XII. Neapel gleichsam als Mitgift abgetreten. Im J. 1507 züchtigte L. das aufrührerische Genua, nahm Mailand, ließ sich aber vom Papst Julius II., um Venedig zu demüthigen, 1508 in die Ligue von Cambrai und mit ihr in neue Kriege verwickeln. L. schlug die Venetianer

Digitized by Google

1509 bei Agnadel, nahm Cremona, Padua und andere Städte, hatte aber durch diese Siege den Papst so in Angst gebracht, daß dieser sich nach mächtigen Bundesgenossen umsah, 1510 mit Ferdinand dem Katholischen von Spanien, Heinrich VIII. von England und mit den Schweizern ein Bündniß gegen Frankreich schloß, nach L. den Bannstrahl schleuderte und sein Land mit Interdict belegte. Um den hochmüthigen Papst vorzuladen und nach Umständen abzusetzen, berief L. die Bischöfe seines Reichs zu einem Concilium nach Tours, im November 1511 nach Pisa und 1512 nach Mailand. Allein Julius blieb Papst, denn die Lage der Franzosen in Italien war während dieser Zeit mißlicher geworden. Der Verlust des heldenmüthigen Gaston de Foix, welcher in der Schlacht bei Ravenna fiel (im April 1511), schlug den Muth der Franzosen nieder, sie verloren Mailand, versuchten noch einmal festen Fuß zu fassen, wurden aber von den Schweizern in der Schlacht bei Novara 1513 geschlagen und hinter die Alpen zurückgetrieben. Ludwig Moro's Sohn, Maximilian Sforza, zog unter dem Schutze der Schweizer in Mailand wieder ein. L.'s Lage wurde täglich kritischer, die Zahl seiner Feinde immer größer und er genöthigt, seine Kriegsmacht zu zerstückeln. Ein ansehnliches Heer mußte in Béarn aufgestellt die Schritte Ferdinand's beobachten, der sich Obernavarra's (damals noch eine franz. Provinz) bemächtigt hatte, und um L.'s Verlegenheit zu vollenden, setzte auch Heinrich VIII. nach Calais über, schlug die Franzosen in der sogenannten Sporenschlacht bei Guinegate (1513), eroberte Artois und in Verbindung mit Kaiser Maximilian, Tournay, während dessen die Schweizer Dijon belagerten. So von allen Seiten hart bedrängt, mußte sich L. zu Unterhandlungen bequemen. Zuerst söhnte er sich mit dem neuen Papst Leo X. aus, verwarf das Concilium zu Pisa (1513) und trat dem lateranischen bei, wodurch die Ligue aufgelöst war. Ferdinand behielt Navarra; durch Vermählung der Tochter L.'s, Renata, mit einem Enkel Ferdinand's wurde auch der zweite Großvater Maximilian zufrieden gestellt und Heinrich VIII. begnügte sich mit einer Million Goldkronen und gab 1514 seine Schwester Maria L. XII. zur Ehe, als dessen zweite Gemahlin, die schöne Anna von Beaujeu, gestorben war. Allein nicht lange konnte L. diese theuer erkaufte Ruhe genießen, denn schon am 1. Januar 1515 starb er in den Armen seiner 17jährigen Gemahlin im 53. Lebensjahre ohne Nachkommen. Ihm folgte der Enkel seines Vatersbruders, Franz I. Den Namen eines père du peuple hat L. verdient, denn er war gütig, offen, redlich, sparsam, besorgt um des Volkes wissenschaftliche Bildung und wäre noch weit gerechter gewesen, hätte er die öffentlichen Aemter nicht Würdigern entzogen und an die Meistbietenden verkauft. Ein Staatsmann war er nicht, dazu fehlte es ihm an Klugheit und Geisteskraft und die Politik stimmte selten mit seiner Gutmüthigkeit überein. Vergl. „Histoire de Louis XII." (Paris 1615) von Auton, Seyssel u. A.; „Histoire de la ligue faite à Cambray" (Haag 1729), Gaudier „Histoire de l'administration de cardinal d'Amboise" (2 Bde., Paris 1634) und Röderer „Louis XII. et François I." (2 Bde., Paris 1825).

Ludwig XIII., König von Frankreich 1610—43, geb. am 27. Sept. 1601 zu Fontainebleau, folgte 1610 seinem Vater Heinrich IV. unter Vormundschaft seiner Mutter Maria von Medicis. Sonderbar genug hatte man ihm den Beinamen des Gerechten gegeben, weil er unter dem Zeichen der Waage geboren wurde. Er war einer von den Fürsten, welche durch Mangel an Selbständigkeit und Charakter mehr Unheil als neronische Tyrannen über die Völker bringen. Weder Staatsmann noch Regent, war er geistesschwach und kindisch, ein bloßes Spielwerk seiner Günstlinge. Man kann Frankreichs Lage unter ihm sehr passend ein glorreiches Unglück nennen. Weit verbreitet war der Ruhm der franz. Waffen, allein die lange Reihe der Siege hatte des Landes Mark ausgesaugt, die Finanzen bis auf den Grund erschöpft und der Kunst und Wissenschaft unüberwindliche Hindernisse in den Weg gelegt. Der große Richelieu hatte auf Jahrhunderte vorgearbeitet und hätte Jahrhunderte leben müssen, um die selbst bis auf unsere Tage in ihren Nachwirkungen verderblichen Folgen seiner Alleinherrschaft berechnen zu können. Schon vor dem Antritte seiner Regierung war Frankreichs Ruhe untergraben. Die schlechte Regierung seiner Mutter führte Parteikämpfe herbei. Der Marschall d'Ancre und der unwissende Günstling L.'s,

Digitized by Google

Luynes (s. d.), diese Störungen zu eigenem Interesse benutzend, dabei einer den andern tödtlich hassend, lieferten Frankreich in die Hände der empörten Großen und verwickelten sich in weit ausgreifende Plane, denen keiner gewachsen war. Nur mit Mühe führte der Tractat von St. Menehould (1614) einen kurzen Waffenstillstand herbei. Im October desselben Jahres trat L. die Regierung selbst an; allein die Begünstigung der Spanier und die Vermählung L.'s mit der spanischen Infantin, Anna von Oesterreich, fachten die glimmende Asche aufs Neue an. Der Prinz von Condé verließ 1615 den Hof, ergriff an der Spitze der Hugenotten gegen den Titularkönig und das noch fortbestehende verhaßte Weiberregiment die Waffen, zwang den Ueberwundenen zu Unterhandlungen und dictirte 1616 den Frieden von Loudun. Der schwache L. hatte indeß nicht Selbständigkeit genug sein Wort zu halten, er mußte zugeben, daß auf Verlangen der Königin der unbesorgte Condé auf die Bastille gesetzt wurde. Alle Prinzen von Geblüt und die meisten Großen verließen den Hof, es entspann sich eine neue Fehde, die erst durch den Tod des Marschalls d'Ancre und die Verweisung der Königin nach Blois beigelegt werden konnte. Wenn das Land aber unter L.'s kindischer Abhängigkeit von der Königin schlecht berathen war, so stieg der allgemeine Unwille noch höher, als der unwissende und habsüchtige Günstling Luynes den Monarchen zu gängeln anfing. Das Volk ward ungestüm, die beleidigte Königin, diese Stimmung benutzend, griff ebenfalls zu den Waffen, wurde aber geschlagen. Klüger als Alle benahm sich der Bischof von Luçon, der große Richelieu. Er versöhnte den König mit seiner Mutter (1620), erhielt den Cardinalshut, machte sich bald Beiden unentbehrlich und stand schon ein Jahr später mit seltener Charakterstärke an der Spitze der franz. Angelegenheiten. Die Vereinigung Béarne's mit der Krone, durch ein Edict, worin L. die Protestanten zwang, den Katholiken die entrissenen Kirchen wieder zu geben, rief die Hugenotten unter Soubise und Rohan wieder gegen den König zu den Waffen. L. mußte, weil er nicht anders konnte, seinem Minister Richelieu (s. d.), dem nichts heilig war, als sein eigener Wille, die Leitung seiner Angelegenheiten mit unumschränkter Gewalt übertragen, schloß auf dessen Befehl 1623 mit den Hugenotten Frieden, beunruhigte 1624 das empörte Veltlin und unterstützte den Herzog von Savoyen 1625 gegen Genua. In Verbindung mit England standen die Hugenotten 1626 abermals unter den Waffen. Die Engländer wurden 1627 bei der Insel Rhé gedemüthigt und der einzige Stützpunkt der Hugenotten, das feste Rochelle, 1628, nach einjähriger tapferer Gegenwehr genommen. Um den Kaiser zur Belehnung des Herzogs von Nevers mit Mantua zu zwingen, drang L. 1629 in Italien ein, zwang Savoyen zum Frieden, nahm, als der Herzog von Savoyen aufs Neue zu den Waffen griff, Savoyen und Piemont ein und schloß 1631 den Frieden von Chierasco, welcher dem Herzog von Nevers den Besitz seiner Staaten sicherte. Kaum war die Ruhe hier hergestellt, so verließen Gaston, Herzog von Orleans, Bruder des Königs, und die Königin Mutter, beleidigt durch Richelieu's rücksichtslosen Stolz, den Hof und gingen Ersterer nach Lothringen, Letztere nach Brüssel. Beide aber operirten unglücklich; des Herzogs Verbündeter, der Herzog von Montmorenci, wurde auf Richelieu's Befehl 1632 enthauptet, Gaston begnadigt. Die Operationen der franz. Heere in Lothringen und den Niederlanden gingen indeß sehr schläfrig und Richelieu war mehrere Male in Gefahr, das Staatsruder zu verlieren. Erst 1640 wurde Catalonien erobert, allein Richelieu's Feinde, unter ihnen besonders Cinqmars, welche absichtlich Schlachten verloren, um den stolzen Minister zu stürzen, sowie die erschöpften Finanzen, hinderten das weitere Vordringen der franz. Waffen. So hatte L. 35 Jahre seiner Regierung durch immerwährende Kriege verloren. Das innere Wohl des Landes war auf lange Zeit vernichtet, dabei nichts gewonnen, Millionen verschwendet und L. hatte das Glück nicht verdient, daß er Richelieu, welcher im December 1642 starb und dem Lande nichts als ein glänzendes Elend und den Cardinal Mazarin zurückließ, nur wenige Wochen überleben sollte. Er starb am 24. Mai 1643, nachdem er in seinem Testamente einen Regentschaftsrath während der Minderjährigkeit seines Sohnes, Ludwig's XIV., angeordnet hatte. Vgl. Bazin „Histoire Louis XIII." (Paris 1839).

Digitized by Google

Ludwig XIV., König von Frankreich 1643—1715, war, als sein Vater Ludwig XIII. starb, 5 Jahre alt. Im letzten Willen des Verstorbenen war bis zu des Sohnes Mündigkeit ein Regentschaftsrath ernannt. Allein dem guten L. XIII. hatte man im Leben nicht gehört und that dies noch weniger nach seinem Tode. Anna von Oesterreich, seine Wittwe, ließ durch das Parlament jenes Testament für null und nichtig erklären, wurde unumschränkte Regentin und ernannte den Cardinal Mazarin, einen noch rüstigern und gewandtern Mann als Richelieu war, zu ihrem ersten Minister. Die Chronique scandaleuse der damaligen Zeit erhebt ihn zugleich zu ihrem Geliebten. Dieser, mit großer Feinheit hinter verstellter Sanftmuth seine Ansicht verbergend, bemächtigte sich des Staatsruders und übernahm nebenbei auch die specielle Sorge für die Erziehung des jungen Königs. Dankbarkeit war es daher, daß L. XIV., als er 1651 mündig geworden, den damals verbannten Cardinal zurückrief, Gewohnheit und Erkenntlichkeit, daß er sich von ihm gängeln, oft sogar befehlen ließ. Denn L. hatte die Kraft seinen Willen durchzusetzen und hat es mehr als einmal bewiesen. Bekannt sind seine Worte, als Mazarin 1661 starb: „Ich weiß nicht, was ich gethan haben würde, hätte er noch länger gelebt". Daß dieser König, den Anna von Oesterreich nach 22jähriger Unfruchtbarkeit 1638 am 5. Sept. gebar, und den man deshalb als ein Geschenk des Himmels (Dieu donné) betrachtete, nur einen Willen, den seinigen kannte, konnte nach den Grundsätzen, die man ihm früh eingeprägt hatte, nicht befremden. Die Art, wie er nach Beendigung der Bürgerkriege und nach seiner Krönung (1655) dem Parlamente im Jagdkleide, die Reitpeitsche in der Hand, mit beschmutzten Courierstiefeln einen Besuch abstattete und dem Präsidenten alle fernere Versammlungen verbot (er hatte damals 17 Jahre), war ganz geeignet, dem Menschenkenner einen Blick in die Zukunft thun zu lassen, obgleich die Unwissenheit, in der ihn der schlaue Cardinal zu erhalten und deshalb seine Kindheit zu verlängern suchte, die minder Scharfsichtigen nichts davon ahnen ließ. Keiner glaubte, L. könne je die Zügel der Regierung selbst ergreifen. Hatte er aber auch bei seinem Lehrer, dem Erzbischof Veréfire, nicht viel gelernt, so hatte er doch viel gesehen und Verachtung gegen das Parlament und die Politik der Herrschsucht von Mazarin gewonnen, und als er endlich denen, welche nach Mazarin's Tode ihn fragten, an wen sie sich nun wenden sollten, zur Antwort gab: „an mich", da hatte man ausgeträumt. Von dieser Zeit an regierte L. 54 Jahre lang ohne ersten Minister, ganz im Sinne des Worts: „der Staat bin Ich". — Um L. beurtheilen zu können, muß man seine Persönlichkeit, sein Regentenleben und sein Zeitalter unterscheiden. Sein Aeußeres war königlich. Schöne Gesichtszüge, ein kräftiger Wuchs, edler und würdevoller Anstand, Güte, die ihm Aller Herzen gewann, aber nie in Vertraulichkeit überging, spanische Gravität, ein Erbtheil seiner Mutter, gemildert durch französische Grazie, dies waren Alles zur Repräsentation erforderliche Eigenschaften, besonders bei den Franzosen, die mehr als jede andere Nation an theatralischer Würde Gefallen finden. Groß konnten ihn aber nur kurzsichtige und vom äußern Pomp und Glanz verblendete Menschen nennen. Seine ganze Größe bestand darin, daß er sich in einen Nimbus von morgenländischer Pracht zu hüllen verstand, den gewöhnliche Augen, besonders in jener Zeit, nicht zu durchschauen vermochten. Indeß ist nicht zu läugnen, wenigstens in der ersten Hälfte seiner Regierung, spielte L. die Königsrolle ausgezeichnet. Seine ungeheure Prachtliebe, seine Maitressen, und eine grenzenlose Ruhmsucht und Eitelkeit, die so weit ging, daß er sich zuletzt von Niemand ohne seine ungeheure Perücke sehen ließ, führten aber seinen und Frankreichs Fall herbei. Ohne Colbert's (s. d.) Genie, der nach Kräften und soviel es die eigensinnige Verschwendung des Königs zuließ, das Staatsschiff durch die mancherlei Klippen leitete, wäre es unstreitig weit eher gescheitert. Durch Colbert wurde Geist und Geschmack der Nation entwickelt, er allein war der Grundpfeiler von Frankreichs Größe und auf L. fiel von ihm nur der Widerschein. Die Kunst, sich fremden Ruhm anzueignen, verstand L. überhaupt gut, und ohne Männer wie Turenne, Condé, Luxembourg, Catinat, Louvois, Vauban, Racine, Molière u. A. m. wäre er weder bewundert noch gefürchtet worden. Er war weder Feldherr noch Staatsmann, wollte aber Beides sein; und dies wußte am besten Louvois. Gegen diesen Mann hatte L. die Festig-

Digitized by Google

keit seines Charakters eben so behaupten sollen wie gegen Fouquet und viele Andere, deren Sturz klar genug bewies, wie wenig er mit sich scherzen ließ, und daß nicht Jeder Mazarin's Verbrechen ungestraft begehen dürfe. Louvois wußte durch den Ruhm der französischen Waffen der Eitelkeit L.'s zu schmeicheln, und als dieser sich in Plane hatte verwickeln lassen, denen nur der große Kriegsminister gewachsen war, so mußte der überlistete König Widerspruch dulden, weil es in kritischen Augenblicken zu gewagt gewesen wäre, diesen eigenwilligen Mann zu beleidigen, der, um seinen Willen durchzusetzen, mehr als einmal Alles aufs Spiel gesetzt hatte.

In der ersten Hälfte seiner Regierung arbeitete L. fleißig mit Colbert; er theilte seine Zeit zwischen seinen Geschäften und den Vergnügungen seines Alters. Besonders tanzte er gern in Balleten. Dies that er noch 1670, also bis zu seinem 32. Jahre und würde noch lange getanzt haben, wenn ihm nicht eine Stelle des Brittanicus, wo vom Nero gesagt wird: „Il excelle à se donner lui-même en spectacle aux Romains" ferner davon abgehalten hätte. Die Königin Mutter hatte sich bald nach ihres Günstlings, des Cardinal Mazarin's, Tode zurückgezogen, und die regierende Königin verstand kaum das Französische. Ihr ganzes Verdienst bestand in einer natürlichen Gutmüthigkeit, ein zu geringer Vorzug, um den schwärmerisch liebenden König und zugleich den schönsten Mann Frankreichs allein zu fesseln. L. wußte sich zu entschädigen. Wir erwähnen unter seinen Maitressen nur die La Valière, die Montespan, die schöne aber beschränkte Fontange und die geistreiche Maintenon. Diese Weiber kosteten Frankreich unermeßliche Summen. Feste, mit mehr als asiatischem Pomp gefeiert, folgten in ununterbrochener Reihe bald zu Versailles, bald zu Trianon, bald zu Marli auf einander. Der Luxus am französischen Hofe setzte damals ganz Europa in Erstaunen. Am wenigsten kostete die Maintenon, die aber dadurch, daß sie den König, welcher sich endlich sogar heimlich mit ihr trauen ließ, zu Aufhebung des Edicts von Nantes überreden konnte, über Frankreich das größte Elend brachte. Sie schläferte den übelberathenen König in der letzten Zeit seiner Regierung allmälig ganz ein und während dieser zu Versailles glänzende Feste gab, flohen die gedrückten Bürger aus dem Lande und trugen ihren Fleiß in andere Weltgegenden, wo kein Glaubenszwang herrschte und kein eitler ruhmsüchtiger und prachtliebender Monarch den Schweiß der Unterthanen auf das Unverantwortlichste vergeudete. Zum Beweis, wie lächerlich eitel L. war, nur Folgendes: — Als man erzählte, der Cardinal Richelieu habe große Belohnungen an Gelehrte ausgetheilt, weil sie ihn gelobt hatten, so befahl er, natürlich ohne vorher gelobt worden zu sein, seinen Ministern Colbert und Lionné, ihm ein Verzeichniß der berühmtesten in- und ausländischen Gelehrten einzureichen, damit er ihnen Beweise seiner Großmuth geben könne. Bald bekam er eine Liste von 60 Individuen, worunter selbst Professoren aus Altdorf und Helmstädt standen, Städte, von denen man in Frankreich gar nichts wußte. Alle diese Männer erhielten entweder bedeutende Geschenke oder Pensionen. Unter den französischen Gelehrten standen in besonderer Gunst bei L. Molière, Racine, Quinault, Bossuet, Flechier, selbst die beiden schlechten Poeten Cotin und Chapelain. Auch den feinen Satiriker Boileau vergaß er nicht, obwohl er mehrere königliche Günstlinge hart mitgenommen hatte, und klatschte den Lustspielen eines Molière voll von Anspielungen und Allegorien auf die Sitten der Zeit und ihre Hauptpersonen nicht selten Beifall. Dagegen mußte der Graf Busoy, verdächtig als Verfasser eines Gedichts voll satirischer Ausfälle auf den König, 18 Monate ins Gefängniß wandern. Gratificationen an Künstler von mehreren tausend Louisd'ors waren nichts Seltenes; dagegen blieben wieder Männer, wie Lafontaine und Corneille unbemerkt. Ueberhaupt war L.'s Freigebigkeit höchst ungeregelt und artete in Verschwendung aus. Dazu kam, daß er in der Wahl seiner Günstlinge stets unglücklich war. Zwei Männer, denen er das meiste Vertrauen geschenkt hatte, der Marquis von Valdis und der Herzog von Lauzun verriethen ihn und mißbrauchten seine Gunst auf das Schändlichste. Alles spätere Unheil, welches in der zweiten Hälfte von L.'s Regierung über Frankreich hereinbrach, floß aus den ununterbrochenen, meist ungerechten Kriegen, woran L.'s Ruhmsucht und das seinem eigenwilligen Kriegsminister geschenkte Vertrauen Schuld war.

Digitized by Google

Frankreichs glänzendſte Periode unter L. geht vom pyrenäiſchen Frieden 1659 bis zum Tode des großen Colbert, 1683. Hätte L. zu jener Zeit weitere Vergrößerungsplane aufgegeben und Louvois im Geiſte Colberts gearbeitet, Frankreich hätte ſeine politiſche Höhe behauptet, obgleich es für die enormen Summen, welche der Krieg bis dahin gekoſtet hatte, nur ſehr ſchlecht entſchädigt worden war. Denn nicht jene gewaltigen Bauten L.'s, die in den Jahren 1674—90 mehr als 157 Millionen Livres gekoſtet hatten, nicht allein ſeine Maitreſſen und ſeine Prachtliebe, ſondern 6 Kriege und die Aufhebung des Edicts von Nantes beförderten Frankreichs Ruin. — So wurden Frankreichs Anſprüche auf die Niederlande durch den Aachener Frieden (2. Mai 1668) faſt gänzlich vereitelt. Gegen ganz Holland, dem L. wegen der Allianz, die es gegen ihn mit England und Schweden geſchloſſen hatte, um die Niederlande zu retten, die meiſte Schuld des Fehlſchlagens ſeiner Plane beimaß, erklärte L. bald darauf einen Rachekrieg, richtete dadurch den Handel ſeines eigenen Landes zu Grunde, und da in der Folge der Kaiſer, Spanien und Brandenburg gegen ihn auftraten, ſo verlor Holland faſt gar nichts. L. erhielt bei Abſchließung des Nimweger Friedens (1679) von Spanien die Grafſchaft Burgund und 16 niederländiſche Städte, eine geringe Entſchädigung für die ungeheuren Ausgaben, welcher dieſer 6jährige Krieg (von 1672—79) verurſacht hatte, verlor aber ſein Uebergewicht auf dem Feſtlande und überdies die beiden größten Feldherrn ſeiner Zeit, Turenne, der bei Sasbach blieb und Condé, der ſich Krankheits halber zurückziehen mußte. Bald darauf, 1683, ſtarb Colbert und ſo fehlten in dieſen drei Männern die Grundpfeiler von Frankreichs Größe. Trotz dem 1684 mit Spanien und dem deutſchen Reiche abgeſchloſſenen 20jährigen Waffenſtillſtande, nach welchem L. Straßburg und alle Orte behielt, welche er ſich in den Jahren 1680—85 durch die in Metz und Breiſach errichteten Reunionskammern hatte zuſprechen laſſen, verwickelte er Frankreich 1688 dennoch in einen neuen Krieg gegen England, Deutſchland, Spanien, Holland und Savoyen. Dieſer Krieg dauerte 9 Jahre. L. verlor mit der Schlacht bei la Hogue (29. Mai 1692) auch das bisher gegen England und Holland behauptete Gleichgewicht zur See und mußte nach dem Friedensſchluß von Ryswick (1697) alle reunirte Orte und noch außerdem mehrere Feſtungen, als Breiſach, Freiburg, Philippsburg und Kehl wieder herausgeben, während in Folge der unſeligen Aufhebung des Edicts von Nantes mit den fleißigſten und kunſterfahrenſten Familien aller Segen und innere Wohlſtand Frankreichs in fremde Länder zog. Im J. 1702 begann der 11 Jahre dauernde ſpaniſche Erbfolgekrieg. Er koſtete im erſten Jahre weit über 800 Millionen, und dennoch gingen die Worte, welche L. beim Abſchiede ſeines Enkels Philipp ſprach, als dieſer abreiste, um Beſitz vom ſpaniſchen Throne zu nehmen: „Il n'y a plus de Pyrénées" nicht in Erfüllung. Die Scheidewand der Pyrenäen fiel nicht und auf Frankreich laſtete eine Schuld von 2500 Millionen (vgl. d. Art. Frankreich). L.'s Glanz ward von Tage zu Tage bleicher und ſeine letzten Lebensjahre verſtrichen ganz freudeleer. Die Finanznoth, welcher er nicht abhelfen konnte, wendete die Herzen der Unterthanen von ihm. Seine Maitreſſen hat ihm die Nation verziehen, nie aber das ſeinem Beichtvater Tellier geſchenkte Zutrauen. Da faſt alle ſeine Kinder geſtorben waren, ſo verdoppelte er ſeine Zärtlichkeit für ſeine legitimirten Söhne, den Herzog von Maine und den Grafen von Toulouſe, die er ſammt ihren Nachkommen auf den Fall, daß die rechtmäßigen Prinzen ausſtürben, für erbfähig erklärte. Im Jahre 1715 wurde er zu Marli krank, das Elixir eines Quackſalbers belebte nur für kurze Zeit ſeine Kräfte, die Krankheit war tödtlich, er ſtarb den 1. Sept. 1715.

Bei der Nachricht von ſeinem Tode überließ ſich das Volk der ausgelaſſenſten Freude und ſtieß Verwünſchungen und Beſchimpfungen bei ſeinem Leichenzuge aus. Auf dem Wege nach St. Denis, wohin der Leichnam geſchafft werden ſollte, hatte man Zelte aufgeſchlagen, in denen man ſang, trank, lachte und jubelte. Der Hauptgrund der Verachtung, die man dem todten Monarchen zollte, war der Jeſuit Tellier, der ihn zur Annahme der Bulle „Unigenitus" verleitet und dadurch den Grund zu 40jährigen Feindſeligkeiten zwiſchen Kirche und Staat gelegt hatte. Einige treffliche Anlagen muß man L. XIV. laſſen, aber groß iſt er nicht zu nennen, einem großen Monarchen wäre die Verachtung ſeiner Unterthanen nicht mit ins

Digitized by Google

Grab gefalgt, die er zwar nicht allein, doch zum großen Theil verschuldet hatte. Groß aber war sein Zeitalter und Frankreich durch seine Gelehrten, Künstler, Staatsmänner und Feldherren, überhaupt durch Aufschwung des Nationalgenies. Die Triebfeder hierzu muß man allerdings theilweise am Hofe L.'s XIV. suchen. Dieser Monarch hielt Geist und Genie, welches er selbst in sehr geringer Quantität besaß, für wichtige Mittel seiner Plane, die auf Befriedigung seiner unbegrenzten Eitelkeit abzweckten und gab ihm daher Gelegenheit sich zu bilden. Deshalb stand Gelehrten und Künstlern jeder Zeit sein Schatz offen, damit sie den Nationalruhm über den Haß der Völker erheben möchten. Dadurch ward seine Nation in Sachen des Geschmackes und Witzes die Gesetzgeberin von ganz Europa, und von der Politik bis zur Kochkunst herab wurde Alles französisch gemodelt. Selbst die Kleidermoden, jenes enge, steife, eckige, geschnirgelte, verunzierte Bild des Ungeschmacks, holte man aus Frankreich. Wissenschaft und Kunst stand aber vorzugsweise in Frankreich unter L.'s Regierung in schönster Blüthe. Pascal, Bossuet, Fenelon, Corneille, Molière, Lafontaine, Boileau, Racine und viele andere große Köpfe entzündeten den Funken des Lichts in Frankreich und weckten mit elektrischem Schlage auch den schlummernden Norden Europas. Die größten Tonkünstler, Philologen, Philosophen, Mathematiker, Dichter und was Baukunst, Malerei und Bildhauerei schaffen kann, findet man in idealischer Vollkommenheit in Frankreich unter L. XIV.; durch Colbert, Louvois, Vauban, Feuquières wurde die französische Kriegskunst (s. d.) das Muster für ganz Europa. Frankreich hatte unter Colbert das schönste Heer und eine immer schlagfertig stehende Armee von 300,000 Mann, eine Flotte von 190 Kriegsschiffen mußte natürlich die Eroberung eines eiteln Fürsten, wie L. XIV. war, reizen. Dabei war überall ein reges, thätiges Leben in Schifffahrt, Handel und Gewerbe. Die erste französische Niederlassung zu Pondichery in Ostindien, die Stiftung der Gesellschaft der Wissenschaften und Inschriften, die Vervollkommnung der französischen Akademie, das Alles schuf allein Colbert und L. gab die Mittel dazu. Werfen wir einen Blick auf die Moralität jener Zeit, so war es natürlich, daß die allen Völkern verhaßte Treulosigkeit der Politik eines Königs, auf den Aller Augen gerichtet waren, seine Nichtachtung geschlossener Verträge, sein Aufwiegeln ruhiger Unterthanen, sein Einwirken durch Bestechung der Maitressen und Minister, welches die Staatspolitik lange Zeit für recht und billig halten konnte, ferner sein Maitressenleben und seine Verbindung mit der Maintenon zunächst auf Frankreich einen höchst übeln Eindruck machen mußte. Adel und Volk ahmten dem König nach und L.'s XIV. Zeitalter bereitete so das noch unsittlichere unter dem Regenten und L.'s XV. vor. Voltaire in seinem „Siècle de L. XIV.", sucht viele der Schwächen und Kleinlichkeiten L.'s XIV. zu bemänteln und zu entschuldigen; man höre aber dagegen den wahrheitsliebenden Duc de St. Simon, in seinen: „Oeuvres complètes pour servir à l'histoire des cours de L. XIV., de la Régence et de L. XV." und vergleiche die Memoiren des Abbé de Choisy, de Tourville, de Feuquières, de Noailles und viele andere Schriften, die zum Theil die Feldzüge der Jahre 1672—92 betreffen. Noch sind die von Gourville herausgegebenen „Oeuvres de L. XIV." (Par. 1806, 6 Bde.) zu erwähnen. Die darin befindlichen: „Instructions pour le Dauphin" von 1661—68, athmen ganz in Styl und Vortrag den Geist des Königs. Trocken und ideenarm, wie zu vermuthen, enthalten sie manche gute Lehre, die L. während seiner Regierung leider selbst nie beachtet hatte.

Ludwig XV., König von Frankreich 1715—74, der Urenkel L.'s XIV. und zweiter Sohn des Herzogs von Bourgogne, war geboren den 15. Febr. 1710 zu Fontainebleau. Der verstorbene König L. XIV., obgleich bei Lebzeiten höher geachtet und gefürchtet als sein Vorgänger, war doch nicht glücklich. Er hatte in seinem Testament einen Regentschaftsrath ernannt, in welchem der Herzog von Orleans zwar präsidiren, aber kein anderes Vorrecht, als das der Entscheidung bei gleicher Stimmenanzahl haben sollte. Allein von eben demselben Parlamente zum unumschränkten Herrn erklärt, welches bald darauf von ihm verbannt wurde, ließ der Herzog den 5jährigen König einen lit de justice halten, wobei der Kanzler Voisin, derselbe Mann, welcher jenes Testament niedergeschrieben hatte, dessen Ungiltigkeit aussprechen mußte. Bis 1723 regierte seitdem der Herzog von Orleans (s. d.). Was

den jungen König L. XV. betrifft, so fehlten ihm nicht gute Anlagen; sie wurden aber erstickt, weil Niemand sie pflegte. Fenelon, der treffliche Erzieher seines Vaters, war todt, von seinem Führer, dem Marschall von Villeroi konnte er höchstens sein Volk tyranniſiren, aber nicht lieben lernen. Denn als er einſt von einer ſchweren Krankheit genas und ganz Paris ſich vor dem Palaſte verſammelte, um ihm Glück zu wünſchen, da zeigte ihm der Marſchall die Volksmenge mit den Worten: „Sehen Sie, mein König, das iſt Ihr Volk, welches Ihnen ganz angehört, ihr Eigenthum iſt, mit dem Sie nach Belieben ſchalten und walten können". Das meiſte Vertrauen L.'s gewann der kluge und ordnungsliebende Fleury. Er war Anfangs Lehrer des jungen Monarchen und nach dem Tode des Regenten (1723) Miniſter. Die gänzliche Willenloſigkeit, welche L. bei allen Schritten der Regentſchaft, ſelbſt wenn ſie ſeine Perſon betrafen, gezeigt hatte, änderte ſich im Ganzen während der langen Zeit ſeiner Regierung nur ſehr wenig. Er war 15 Jahre alt, als man ihn mit Maria, der Tochter des entthronten Königs von Polen und Herzogs von Lothringen und Bar, Stanislaus Leczinsky's, vermählte. Ungeachtet der Altersverſchiedenheit — Maria war 7 Jahre älter als L. und dabei nichts weniger als ſchön — zeigte L. lange einen entſchiedenen Widerwillen gegen das Maitreſſenleben ſeiner Vorgänger. Alle Plane der geſchmeidigen Höflinge, die von der Sinnesänderung des Monarchen Nutzen zu ziehen hofften, ſcheiterten an der ehelichen Treue L.'s. „Hätten Sie wohl die Frechheit, dieſe Dame ſchöner als meine Gemahlin zu finden!" gab er einſt zur Antwort, als Jemand ſich allzu deutlich gegen ihn erklärt hatte. Von da an vermied man ſorgfältig, dieſen Punkt nur im entfernteſten zu berühren und hoffte, die Zeit werde den Monarchen ſchon anders ſtimmen. Man hatte nicht vergebens gehofft. Die Altersverſchiedenheit des königlichen Paares wurde nach 10 Jahren weit fühlbarer, L.'s Zuneigung zur Königin erkaltete, der erſte Schritt der Untreue machte den zweiten leicht, und ſchon nach wenigen Jahren war L. zu jenem unwürdigen Fürſten herabgeſunken, der durch Wolluſt, Andächtelei, Verſchwendung und Despotismus aus Schwäche die Uebel des Staates unheilbar machte. So lange der noch als 83jähriger Greis thätige Fleury lebte und den allgemein verachteten Hof, die zerrütteten Finanzen, den geſunkenen Staatscredit zu heben und dem zunehmenden Sittenverderbniſſe zu ſteuern bemüht war, wurde Frankreichs innere Ruhe durch nichts geſtört. Er leitete L.'s erſte Maitreſſenwahl, da er ſah, daß nun jeder Widerſtand bei ihm vergeblich ſein würde, auf die Mailly. Dieſe Frau war eine von jenen ſeltenen unſchädlichen Maitreſſen, welche Gunſt und Einfluß nicht mißbrauchen. Ihre Uneigennützigkeit, ihr Gefühl und ihre Leutſeligkeit ließ in ihr die Maitreſſe vergeſſen. Leider wurde ſie bald durch drei ihrer Schweſtern verdrängt. Die letzte derſelben, die ſchöne Frau von Tourelle ließ ſich zur Herzogin von Chateauroux erheben, wurde die erſte Regentin und bewog den König, ſich ſelbſt an die Spitze des Heeres zu ſtellen, um ſeiner Krone Glanz und Ruhm zu verſchaffen. Wirklich machte L. mehrere Feldzüge in eigener Perſon mit, ſelbſt noch nach Fleury's Tode (1743) und erwarb ſich hierdurch vorübergehend die Liebe der Franzoſen, die ihm, als er zu Metz 1745 im Lager erkrankte, den Beinamen des Vielgeliebten (le bien-aimé) gaben.

Allein bald nach L.'s Ankunft in Paris wurden alle Hoffnungen, welche die Nation auf die guten Eigenſchaften ihres Souveräns gründete, auf immer in Ueppigkeit und Sinnentaumel erſtickt. Die Chateauroux ſtarb um dieſe Zeit und L. war in der Wahl der neuen Favoritin nicht eben ängſtlich, nahm jetzt ſelbſt mit Dirnen aus der niedrigſten Klaſſe (petites grisettes) vorlieb und theilte auch wohl die Maitreſſen des Herzogs von Richelieu. Des Herumflatterns müde, glaubte er endlich in der Frau von Etioles, nachheriger Marquiſe von Pompadour, dasjenige weibliche Weſen gefunden zu haben, das ihm, wie er ſich ſelbſt ausgedrückt hatte, „mehr als gewöhnlichen Sinnenreiz einflößen und durch Verſtand und Talente feſſeln ſollte". Dieſe Frau wurde bald allmächtige, unumſchränkte Beherrſcherin des Monarchen und des Reiches. Sie ſetzte Feldherrn und Miniſter nach Belieben ein und ab, verfügte beliebig über die Staatskaſſen und L., für die Regierungsgeſchäfte ganz abgeſtumpft, ohne Würde, das Spiel kleiner Leidenſchaften, ganz in Trägheit und Sinnlichkeit verſunken, überließ die Führung der Staatsgeſchäfte dieſem hochmüthigen Weibe, das Ehre, Vermögen und

Digitized by Google

Flor des Staates an seine Günstlinge vergeudete, über Krieg und Frieden nach eigenem Interesse verfügte und schon seines Stolzes wegen der Nation unausstehlich werden mußte. Sie wußte sich indeß am Ruder zu erhalten, selbst als ihre widrige Krankheit vermuthen ließ, der König werde sich anderweit entschädigen, kam den Wünschen des Monarchen zuvor und bot ihm ihre eigene Einsiedelei im Park zu Versailles zum Behuf geheimer Zusammenkünfte an. L. wußte ihr für diese zarte Schonung Dank, nahm das Anerbieten an, und so entstand 1753 der berüchtigte Hirschpark, das schändlichste Mittel für L.'s verächtliche Wollust. Hier beschäftigte sich das scheußliche Weib mit der Erziehung junger Mädchen, welche sie den Aeltern theils abzuhandeln, theils mit Gewalt zu entführen und für die Gelüste des Königs gehörig vorzubereiten wußte. Die Zahl solcher unglücklichen Schlachtopfer stieg, nach Lacretelle, auf eine so furchtbare Höhe, daß man im Vergleich mit den Ausschweifungen unter der Regentschaft für die empörende Geschichte des Hirschparks keine Worte zu finden weiß. Die auf dieses berüchtigte Institut verwandten Summen sollen weit über 100 Millionen, nach Einigen sogar eine Milliarde betragen haben. Um jeder Geldverlegenheit in Zeiten vorzubeugen, gewöhnte die Marquise den willenlosen Monarchen an die berüchtigten Anweisungen auf Zahlungen (sogenannte Acquits de comptant); und während dieser L. auf eine solche Weise mit dem Gelde seiner Unterthanen hauste und gegen das Ende seines Lebens noch den Kornwucherer machte, als Paris hungern mußte, gab die tugendhafte, fast vergessene Königin den geldgierigen Höflingen mehr als einmal zur Antwort: „Die Schätze des Landes gehören nicht uns und uns ist es nicht erlaubt, willkürlich über den Schweiß und die Pfennige der Bauern, Arbeiter und Künstler zu schalten". Nach dem Tode dieser unglücklichen Frau (1768) schien L., der selbst die gehörige Achtung ihr nie hatte versagen können, etwas Reue zu fühlen. Man wußte ihn indeß bald wieder einzuschläfern und der Jammerfürst fand seinen Trost, wo er ihn früher gefunden hatte, im alten Gleise. Nicht einmal der ihm von einem gewissen Damiens (1757), eben als er nach Trianon fahren wollte, beigebrachte Messerstich hatte ihn zur Vernunft bringen können. Nach dem Tode der verhaßten Pompadour (1764) übernahm die Leitung und Unterhaltung des schon ziemlich stumpfsinnigen Königs die Gräfin du Barry. Auch dieses Weib verschwendete in Zeit von 5 Jahren nicht weniger als 200 Millionen, führte die Absetzung des Herzogs von Choiseul herbei (1770) und errichtete an seiner Stelle im Herzog von Aiguillon, dem Abbé Terrai und dem Kanzler Maupeou jenes schändliche Triumvirat. L. selbst hatte die Achtung der Nation längst verloren. Kämpfe der öffentlichen Meinung, kühne Hoffnungen, neue Systeme belustigten und beschäftigten alle Klassen der Gesellschaft. Die öffentliche Verachtung gegen den König äußerte sich trotz aller Verhaftsbefehle fortwährend in Satiren, Kupferstichen und Spottliedern, und Aufstände aller Art, Widersetzlichkeit der Parlamente und der Geistlichkeit, der Streit der Jansenisten und Jesuiten, alle jene Vorboten der Revolution traten immer deutlicher hervor. L. entzog sich aus Furcht und Abneigung dem öffentlichen Anblicke. Vielleicht war nur sein Alter und die Hoffnung, welche die Nation auf das 1770 neuvermählte Königspaar, die Ursache, daß ihn nicht das traurige Schicksal seines unglücklichen Enkels traf, der des Großvaters Verbrechen schwer büßen mußte. Endlich starb der zum völligen Nichts herabgesunkene König noch an den Kinderblattern, womit ihn ein junges Mädchen angesteckt hatte, 1774 den 10. Mai.

Die Kriege, welche man L. XV. während seiner Regierung führen ließ, und von denen er selbst nie recht wußte warum, nahmen fast alle einen unglücklichen Ausgang. Wie konnte man von einem solchen Weiberregiment auch Vernünftiges erwarten? Den Erfolg der beiden ersten Feldzüge zu Gunsten seines Schwiegervaters, dem er die erledigte Krone wieder erringen wollte, vereitelte Kaiser Karl VI., indem er die Wahl des Kurfürsten von Sachsen unterstützte. Doch erhielt L. für den flüchtigen Leszinsky durch den Wiener Präliminarfrieden (1735) das Herzogthum Lothringen. Der thätige Fleury wußte darauf dem Lande 7 Jahre lang den Frieden zu erhalten, konnte aber doch nicht hindern, daß der Marschall Belleisle Frankreich 1740 ohne Ursache in neue Kämpfe verwickelte. Er wollte Oesterreich mit Gewalt schwächen, konnte aber endlich kaum

Digitized by Google

die Trümmer des französischen Heeres mit Broglie und Maillebois aus Böhmen zurückführen, und obschon Frankreich im Aachener Frieden 1748 nach mehreren glänzenden Siegen des großen Moritz von Sachsen die verlorenen Besitzungen wieder erhielt, so waren die Finanzen durch diesen unpolitischen Krieg doch auf den Grund erschöpft. Noch mehr trat die leichtsinnige Politik des französischen Hofes im englisch-amerikanischen Kriege (1754 bis 1763) hervor. Während das Land unter der Last der Abgaben seufzte, welche die Führung dieses langwierigen und unglücklichen Krieges nothwendig machte, ging man noch 1756 ein Bündniß mit Oesterreich gegen Preußen ein, weil die Pompadour es wollte. L. nahm die Nachricht des unglücklichen Ausganges der Schlacht bei Roßbach (1757) mit großer Gleichgültigkeit auf. Ebensowenig kümmerten ihn die schönen amerikanischen Besitzungen, als er den größten Theil von Canada, das Cap Breton, Grenada, Tabago, St. Vincent, Dominique, nebst Minorka in Folge der beiden Friedensschlüsse 1762 zu Fontainebleau und 1763 zu Paris nach 7 unglücklichen Kriegsjahren an England abtreten mußte. Diese Kriege, welche Frankreichs See- und Landmacht zertrümmerten, mehrere, oft gewaltsame Reformen, wie die Vertreibung der Jesuiten aus dem Lande (1764), das Edict des Kanzlers Maupeou, welches den unumschränkten Willen des Monarchen zu einem Verfassungsgesetz erhob, die Verweisung und Aufhebung des Parlaments, der Blutsauger Abbé Terrai, General-Controleur der Finanzen, der sein jährliches Einkommen, trotz der allgemeinen Geldnoth, doch auf 1,200,000 Liv. steigern konnte, und endlich L.'s saubere Privatwirthschaft erklären die gefährliche Volksstimmung, die auf 4000 Millionen gestiegene Staatsschuld und die allgemeine Sittenlosigkeit, die L. 1774 seinem Enkel als Erbtheil hinterlassen konnte. —

Kräftiger als L.'s Regierung erhob sich der Geist der Nation, angeregt durch L.'s XIV. Zeiten und genährt und gepflegt durch tüchtige Männer im Gebiete der Kunst und Wissenschaft. Der träge, stumpfsinnige L. trug hierzu wohl am wenigsten bei. Während L. XIV. talentvolle Männer aufmunterte, den Geist und Geschmack der Nation über die Völker zu erheben, fürchtete sich dieser, und meinte öfters: „Sie werden die Monarchie am Ende stürzen". Viele gemeinnützige Anstalten, namentlich in der ersten Hälfte von L.'s Regierung, verdanken ihre Entstehung dem thätigen Fleury. Der Kriegsminister Graf d'Argenson gründete 1751 die Kriegsschule zu Paris. Unternehmende und erfahrene Männer, wie la Bourdonnaye und Dupleix, erweiterten durch Gründung mächtiger Colonien Frankreichs Handel. Die bildenden Künste hatten bedeutende Meister und obwohl der edlere Kunstgeschmack durch den Luxus des Hofes eine falsche Richtung erhielt, so wurden doch auf der andern Seite Manufacturen aller Art vervollkommnet. Auch die Pompadour gefiel sich, eine Kennerin und Beschützerin der Künste und Wissenschaften zu heißen. Zahlreiche und kostbare Bauten, die Gründung der Porzellanmanufactur zu Sèvres, die Errichtung der Kunstausstellungen im Louvre, alles Dieses entstand auf ihren Befehl und äußerte seinen wohlthätigen Einfluß auf das Gemeinwesen, obwohl dadurch eigentlich nur der König unterhalten und beschäftigt werden sollte, da Regierungsgeschäfte ihn gleichgültig ließen und lassen sollten. Voltaire und der unsterbliche Montesquieu weckten Geist und Witz der Nation und Buffon, Rousseau, Diderot, d'Alembert, Duclos, Condillac und Helvetius glänzen in der Reihe der großen Schriftsteller Frankreichs. Leider erstickte nur so mancher Keim der wissenschaftlichen Erkenntniß des Besseren unter dem Zusammentreffen des öffentlichen Elends mit der sichtlichen Verwilderung, so kräftig auch wackere Männer, wie Turgot, Malesherbes, Thomas u. A. dem allgemeinen geistigen Verderben entgegen arbeiteten und aus den frechen Angriffen des Leichtsinnes und Witzes auf die Religion, selbst von Seiten eines Voltaire, die Ehre der gesunden Vernunft zu retten bemüht waren. Vergl. Voltaire „Siècle de Louis XV." und die Memoiren von Duclos und Saint-Simon; ferner Laffrey „Siècle de Louis XV." (2 Bde., Par. 1796); Desodoards „Histoire de Louis XV." (3 Bde., Par. 1798) und Lemontey „Histoire de la regence et de la minorité de Louis XV." (2 Bde., Par. 1832).

Ludwig XVI., Louis Auguste, König von Frankreich 1774—93, Ludwig's XV

Digitized by Google

Enkel, mußte endlich schwer für die Gräuel, Schandthaten und Laster büßen, die seine Vorgänger seit anderthalb Jahrhunderten begangen hatten. Er war geboren den 23. Aug. 1754. Sein Großvater hatte ihn absichtlich von allen Regierungsgeschäften entfernt gehalten. Sein Vater, der Dauphin, war 1765 gestorben; L.'s Erziehung durch eine Gouvernante, die Gräfin Marsan, war nicht die glänzendste gewesen, ja zum Theil sehr vernachlässigt, doch hatte ihm sein Lehrer der Abbé Madonvilliers, Geschmack für das Studium der Wissenschaften beizubringen gewußt, und er mochte sich gern unterrichten. Sein Hang zu mechanischen Künsten, wie zum Maurer- und Schlosserhandwerk, setzte ihn in Mancher Augen herab. Als des Dauphins zweiter Sohn führte er zuerst den Titel „Herzog von Berry". Der Herzog von Choiseul fand es seiner Politik angemessen, ihn an Maria Antoinette, eine Tochter Maria Theresia's, zu verheirathen. Die Vermählung des jungen Fürstenpaares fand am 17. Mai 1770 statt. Kaum 20 Jahre alt, bestieg L. XVI. den Thron, gänzlich unerfahren in Regierungsgeschäften, schüchtern und fremd an einem Hofe, wo er wenige Freunde fand, weil er Schmeicheleien kein Gehör gab und wo man in seinem etwas ernsten und melancholischen Aeußern Neigung zum Despotismus und rauhe Sitten, in seiner Schüchternheit Mißtrauen fand. Allein in seinem ganzen Wesen, welches weder gefällig noch anmuthig war, sprachen sich ziemlich deutlich seine Hauptcharakterzüge, Redlichkeit und Unentschlossenheit aus. Die Tugenden eines Privatmannes sind für den Thron aber unzureichend. Durch ein Zusammentreffen unglücklicher Umstände, hauptsächlich durch Finanznoth wurde die Stimmung des Volkes vom König und seiner Gemahlin allmälig abgewendet, wozu die schwachen und halben Maßregeln des Königs, einige Unvorsichtigkeiten im Benehmen der Königin und die allgemeine, durch die vorige Regierung hervorgebrachte Sittenlosigkeit nicht wenig beitrug. L. ertheilte dem Turgot, einem redlichen und aufgeklärten Manne, die Stelle eines Generalcontroleurs der Finanzen und äußerte oft selbst: „Niemand liebt das Volk als Turgot und ich". Ackerbau, Handel und Gewerbe blühten unter Turgot's Verwaltung wieder auf, allein als er zum Besten des Gemeinwohls auch die ungeheuren Kosten der königlichen Hofhaltung einschränken wollte, machte er sich die übel berathene Königin zur Feindin und mußte bereits nach 20 Monaten sein Amt niederlegen. Seine Nachfolger Clugny, Maurepas, Vergennes, Calonne, hatten gleiches Schicksal und machten durch unbesonnene Schritte das Uebel ärger und der allvergötterte Necker war auch nur ein Mensch, konnte nicht Wunder thun und mußte deshalb 1790 von der großen Schaubühne der Revolution zum dritten Male und ziemlich klein abtreten.

L. erfuhr nie den wahren Zustand des Landes. Alles erheuchelte um ihn her Frohsinn und der gutmüthige König konnte deshalb nicht begreifen, wie ihn ein Volk, für welches er Alles zu opfern, den besten Willen hatte, nicht lieben konnte. Für seine Person vermied er jede ihm unnöthig scheinende Ausgabe, bewilligte aber dagegen mit unverzeihlicher Schwäche und Nachgiebigkeit alle Forderungen der Königin und ihrer Schützlinge. Da fand es sich endlich, daß der alte Hof trotz dem wüsten Leben weniger gekostet hatte als der neue. Das Volk murrte, der ängstliche König genehmigte alle Mittel, die man vorschlug, der Finanznoth abzuhelfen und so wurde oft das Uebel noch ärger. Nicht ohne Wirkung auf den Freiheitssinn der französischen Nation blieb der im Jahre 1775 ausgebrochene Krieg Englands mit seinen amerikanischen Colonien. Franklin vermochte L. zur Schließung eines Handels- und Freundschaftstractats mit den amerikanischen Freistaaten und der deshalb von England angefangene Seekrieg vermehrte die Finanznoth nicht wenig. Die 1781 erfolgte Geburt eines Dauphins konnte den allgemeinen Mißmuth nicht verscheuchen. Ein Edict vom Nov. 1750, welches Bürgerliche für immer vom Offizierstande und Offiziere von weniger als 4 Ahnen vom Grade eines Hauptmanns ausschloß, machte die königliche Gewalt verhaßt und lächerlich, und die Sehnsucht aller Hellsehenden und Wohlmeinenden nach durchgreifender Reform wurde immer größer. Hierzu kam noch Calonne's rücksichtslose Finanzverwaltung. Zwar wiederholte L. seinen Ministern fortwährend: „Nur keine Anleihen, keine Auflagen und keine Opposition gegen die Parlamente", genehmigte aber doch alle Vorschläge seiner Minister. Mehrere Sitzungen der Notabeln, die L., um einige Ord-

nung in die Finanzen zu bringen, 1787 in eigener Person hielt, führten zuerst König und Parlament feindlich gegen einander. Die Verweisung der unruhigen Räthe nach Troyes, die Verhaftung einiger kühnen Redner, waren Schritte von der Regierung zu ganz ungelegener Zeit gethan. Dies und der Plan des Ministers Brienne, die Parlamentsmitglieder auf 76 zu reduciren und einen Obergerichtshof zu ernennen, erzeugte in allen Provinzen des Reichs revolutionäre Bewegungen, die der Herzog von Orleans, des Hofes erklärter Gegner, nach Kräften unterhielt. So versprach denn der König endlich gezwungen eine Versammlung der Reichsstände zu veranstalten. Doch auch dies hatte nicht den gewünschten Erfolg. Er eröffnete dieselbe am 5. Mai 1788.

Die Regierung, immer schwankend und unsicher in ihrem Gange, heute mißbilligend was sie gestern gut geheißen, wurde ängstlich und ergriff Maßregeln zu ihrer Vertheidigung, die ganz das Ansehen eines feindlichen Angriffes auf die Nation hatten. Die Hauptstadt war in fortwährender Gährung und das Palais Royal der Haupttummelplatz. Die Zusammenziehung der Truppen in die Nähe von Paris, die Entlassung Necker's und seiner Freunde steigerte endlich die Bestürzung der Nation zur höchsten Wuth, war die Loosung zur allgemeinen Revolution und veranlaßte die blutigen Tage des 12. und 13. Juli 1789 und die Erstürmung der Bastille. Der König, der zu Versailles endlich durch den redlichen Bürger- und Fürstenfreund Liancourt den wahren Zustand der Hauptstadt erfährt, eilt selbst in die Nationalversammlung. Er überzeugt die Versammlung, daß er es mit dem Volke redliche meine, fordert sie auf, mit ihm das Wohl des Staates wieder herzustellen, giebt Befehle zur Entfernung der Truppen von Paris und Versailles, und wäre er jetzt standhaft geblieben und hätte keinen neuen Einflüsterungen Gehör gegeben, gewiß wäre die Ruhe in Kurzem wieder hergestellt worden, besonders da der Liebling der Nation, Necker, wieder auf seinem Posten stand. Allein schon am nämlichen Tage nahm der Hof seinen burlesken Hochmuth wieder an, da er nun die Gefahr beseitigt glaubte. Daß der Hof zu Versailles Feste gab, während bei der Theuerung des Jahres Paris hungerte, mußte natürlich den Volkshaufen am meisten erbittern. Dies gab besonders Anlaß zu den Verbrechen des 5. und 6. Octobers, wo der Pariser Pöbel das Schloß von Versailles stürmte und nur Lafayette, an der Spitze der Nationalgarde, der königlichen Familie das Leben retten konnte. Die Reise des Königs nach Paris, sein Versprechen, die Hauptstadt künftig zu seiner Residenz zu wählen, die Entlassung seiner Garde, dieses waren Alles Opfer, die zu spät kamen und den Monarchen nur scheinbar mit der Nation versöhnen konnten. Die kräftigen Maßregeln Lafayette's konnten die Ruhe und Ordnung in der Hauptstadt nur scheinbar wieder herstellen und selbst die merkwürdige Rede des Königs in der Nationalversammlung (4. Febr. 1790), worin er den Grundsätzen der Revolution huldigte und sich gewissermaßen an die Spitze derselben stellte, wirkte nur momentan auf die Gemüther, und die alten Ränkemacher des Hofes wußten bald wieder den besten Erfolg dieses königlichen Schrittes zu nichte zu machen. Hätte der Hof die Ergebenheit eines Lafayette, Mirabeau und Bouillé gehörig und redlich benutzt, so war alle Macht in seinen Händen. Allein sein ewiges Schwanken ließ keinen Entschluß zur Reife kommen. Das große Bundesfest am 14. Juli 1790, an welchem auch der König vor einer halben Million Krieger den Bürgereid schwor, schien Nation und Fürsten wieder versöhnt zu haben. Vergeblich suchte Mirabeau dem Könige die gesetz- und verfassungsmäßige Gewalt wieder zu verschaffen und dem so gänzlich gesunkenen königl. Ansehen einigermaßen wieder aufzuhelfen. Er starb, ehe er einen Plan ausgeführt hatte, mit ihm sank L.'s letzte Stütze.

Jetzt war kein bestimmter Plan, kein Rathgeber mehr vorhanden, der durch die Energie seines Charakters, durch das Uebergewicht seiner Talente und Popularität eine fast anarchische Verfassung hätte umstürzen und durch eine gesetzlich königliche ersetzen können.

Noch setzte der König seine Hoffnung auf den General Bouillé. Der Plan zur Flucht nach Montmedy war mit ihm verabredet. Allein das Mißlingen desselben ist bekannt. Der unglückliche König ward zu Varennes vom Postmeister Drouet erkannt, ange-

Digitized by Google

halten und mit seiner Familie durch Nationalgarden in Triumph nach Paris zurückgeführt (21. Juni 1791). Die bei seiner Abreise ziemlich geschickt abgefaßte Protestation gegen die hauptsächlichsten Beschlüsse und Arbeiten der Nationalversammlung brachte mehr als die beabsichtigte Flucht die öffentliche Meinung gegen ihn auf. König und Königin wurden von jetzt an wie wirkliche Gefangene in ihrem Schlosse bewacht. Obgleich aber Robespierre und sein Anhang unterdessen gegen den König in der Versammlung täglich losdonnerte, jeden Augenblick das Wort Republik in die Ohren des schwindelnden Haufens schrie, so gelang es Lafayette mit seinem Vorschlage zu einem allgemeinen Vergeben und Vergessen jeder Art politischen Verbrechens durchzudringen. Am 14. Sept. 1791 unterschrieb der König die Constitution, die seine Person für unverletzlich und heilig erklärte. Allein das tägliche Wachsen der Macht der Jacobiner, ihr Haß gegen König und Königthum, das blutdürstige Ungeheuer Marat, der das Volk täglich zum Morden aufforderte, öffentlich Königsmord heulte und aus der ganzen Nationalversammlung einen Scheiterhaufen aufzuschichten rieth und besonders des Königs entschiedene Weigerung zur Genehmigung zweier Beschlüsse gegen widerspenstige Geistliche und wegen Bildung eines Lagers von 20,000 M. vor Paris, weil man das Gerücht von einer zweiten beabsichtigten Flucht der königlichen Familie ausgesprengt hatte, wirkten auf den wahnsinnigen Haufen nicht günstig. Gräuelscenen wie der Angriff des Pöbels von Paris auf den königlichen Palast (20. Juni 1792), wo L. eine seltene Unerschrockenheit und Festigkeit den Drohungen und Forderungen des blutdürstigen Haufens entgegensetzte, konnte daher nicht ganz unerwartet kommen. Hätte der König den ehrlichen Lafayette, der jetzt zum letzten Mal mit Gefahr seines Lebens nach Paris kam und seinen Arm zur Rettung bot, nicht verkannt und zurückgewiesen, vielleicht wäre er gerettet worden. Lafayette hätte den mächtigen Jacobinerclub vernichtet. Allein diese und ähnliche Projecte zur Flucht wurden bald vom König, bald von der Königin verworfen. So kamen die Schreckenstage des Augusts, welche den Umsturz der französischen Monarchie, des unglücklichen Königs Einkerkerung im Tempel herbeiführten. Jetzt war sein Schicksal entschieden. Die gesetzgebende Versammlung beschloß die Abschaffung des Königthums und überließ dem Convent, L. gesetzlich zu morden. Mit Würde und Geistesgegenwart benahm er sich während der ganzen Dauer des gegen ihn am 10. Dec. eingeleiteten schändlichen Prozesses vor dem Convente. Die Kunst seiner Vertheidiger, Tronchet, Deseze und Malesherbes vermochte nichts gegen diese Blutmenschen. Eine schwache Mehrzahl von 5 Stimmen sprach am 7. Jan. 1793 das Todesurtheil aus und bereits am 20. bestieg L. das Schaffot und endete sein Leben mit christlich frommer Ergebung Morgens um 8 Uhr unter der Guillotine auf dem Platze L.'s XV. Sein Körper ward nach dem Kirchhofe St. Magdalena gebracht. Hier ruhte er mitten unter den Gräbern der einst bei seiner Vermählungsfeier auf dem Ludwigsplatze erdrückten Bürger und der am 10. Aug. 1792 für ihn gefallenen Schweizer, bis er endlich 1814 in der Gruft seiner Väter zu St. Denis beigesetzt wurde. Dies war das Schicksal des gutmüthigsten und tugendhaftesten Monarchen, welcher jemals auf Frankreichs Throne gesessen hatte und mitten unter einem üppigen verdorbenen Hofe 18 Jahre lang allein tugendhaft und unverdorben geblieben war, welcher die Folter abgeschafft, die Leibeigenschaft aufgehoben, Amerika zur Freiheit verholfen, zuerst der Nation über die Verwaltung der öffentlichen Einkünfte Rechnung abgelegt und die Nation aufgefordert hatte, die Mißbräuche abzuschaffen, welche sich in die Regierung eingeschlichen hatten. Denn an der Revolution, welche eine fast zweihundertjährige Unterdrückung des Volkes, eine Nichtachtung der Menschheit und ihrer heiligsten Rechte, eine grenzenlose, von des unglücklichen Königs Vorgängern ausgegangene und über das ganze Reich verbreitete Sittenlosigkeit, eine nichtswürdige und schändliche Verwaltung und Vergeudung der Finanzen und des Vermögens der Nation, eine willkürliche und tyrannische Behandlung von tausend subalternen Tyrannen, die sich Adelige nannten, gegen Bürger und Bauern hervorgebracht hatte, — an dieser Revolution war der gutmüthige und menschenfreundliche L. XVI. ebensowenig Schuld, als er deren Ausbruch hatte verhindern können; das Uebel war zu tief und schon zu lange eingewurzelt. Allein den Umsturz des Thrones,

Digitized by Google

den Untergang der Monarchie zu verhüten, das hätte allerdings in seiner Macht gestanden, wenn er statt erbärmlichen, verrätherischen und einfältigen Rathschlägen zu folgen, sich furchtlos und unwandelbar zum Könige dieser Revolution gemacht hätte. Vgl. Soulavie „Mémoires historiques et politiques du règne de Louis XVI." (6 Bde., Par. 1801), Girtanner „Schilderung des häuslichen Lebens, des Charakters und der Regierung L.'s XVI." (Berl. 1793), Maleville „Histoire de la révolution de France pendant les dernières années du règne de Louis XVI." (10 Bde., Par. 1803), Bourmisseaux „Histoire de Louis XVI." (4 Bde., Par. 1829) und Barrière „La cour et la ville sous Louis XIV., XV. et XVI." (Par. 1829).

Ludwig XVII., Karl, zweiter Sohn König Ludwig's XVI. (s. d.) von Frankreich und der Marie Antoinette (s. d.) von Oesterreich, wurde am 27. März 1785 zu Versailles geboren und erhielt den Titel eines Herzogs von der Normandie, nach dem Tode seines Bruders aber, am 4. Juni 1789, die Würde des Dauphins. Er war ein Knabe von blühender Gesundheit und munterm Wesen, zeigte Geisteskräfte und Lernbegierde und hatte die Marquise von Tourzel zur Gouvernante, den Abbé Davaux zum Lehrer. In der ersten Zeit der Revolution besänftigte man das Volk mehrmals, indem man der Menge den Prinzen in der Uniform eines Nationalgardisten und mit den Nationalfarben geschmückt zeigte. Nach den Ereignissen vom 5. und 6. Oct. 1789 bezog er mit seiner Familie die Tuilerien, wohnte der verunglückten Flucht nach der lothringischen Grenze bei und folgte auch mit seiner Schwester, der Herzogin von Angoulême (s. d.), nach der Katastrophe vom 10. Aug. 1792, seinen Aeltern in den Tempelthurm. Nach der Hinrichtung L.'s XVI., am 21. Jan. 1793, wurde der Prinz von seinem Oheim, dem späteren Ludwig XVIII., der sich damals in Westfalen befand, zum König von Frankreich erklärt. Er theilte noch mehrere Monate hindurch die Gefangenschaft mit seiner Mutter. Im Juni jedoch berichtete St. Just, daß die gestürzten Girondisten durch eine Verschwörung den Sprößling Ludwig's XVI. auf den Thron heben wollten, und der Convent befahl die Trennung des Kindes von der Mutter. Der Prinz wurde im Temple einem rohen, wüthenden Jacobiner, dem Schuster Simon, zur Pflege und Erziehung übergeben, der ihn aber in Gemeinschaft mit seiner Frau durch grausame Behandlung und Anleitung zu Ausschweifungen physisch und geistig zu Grunde richtete. Hubert entriß in diesem Zustande dem Knaben die schmählichsten Beschuldigungen gegen die unglückliche Mutter. Nach dem Sturze der Schreckensmänner vergaß man den Prinzen vielleicht absichtlich, und seine Lage änderte sich wenig. Man hielt ihn jetzt in einem Zimmer ohne Pflege und Unterricht eingesperrt; das Stroh seines Bettes wurde nie aufgeschüttelt; die Speise erhielt er vermittelst einer Drehlade; Niemand kam zu ihm, als die Inspectoren des Temple. In diesem Zustande erloschen vollends seine Geisteskräfte und die Sprache, und sein Körper verkümmerte in Entkräftung und Rhachitis. Im Febr. 1795 setzte man endlich den Gemeinderath von Paris von der Krankheit des Prinzen in Kenntniß. Der berühmte Arzt Dussault mußte ihn besuchen, erklärte aber, daß jede Hülfe zu spät komme. Wirklich hörte das Opfer am 8. Juni 1795 auf zu leben. Auf das Gerücht von einer Vergiftung schickte der Convent eine Commission von Aerzten, welche erklärten, daß kein gewaltsamer Tod vorliege. Der Leichnam wurde auf dem Kirchhofe St. Marguerite in die gemeinschaftliche Gruft bestattet und wie gewöhnlich mit Kalk bedeckt, so daß 1815 die Reste nicht mehr aufgefunden werden konnten. Vgl. Eckard „Mémoires historiques sur Louis XVII." (Par. 1817).

Ungeachtet damals und auch später alle dabei betheiligten Personen unzweifelhaft dargethan, daß der Prinz wirklich gestorben, verbreitete sich, besonders unter der royalistischen Partei, der Glaube, daß derselbe zur Zeit seines angeblichen Todes aus dem Gefängnisse gerettet worden sei und noch lebe. Namentlich stützte man sich auf den ermittelten Umstand, daß am 9. Juni 1795 ein von einem zehnjährigen Knaben begleiteter Mann, Namens Aujardies, auf der Straße von Paris nach Fontainebleau angehalten, den andern Tag aber wieder in Freiheit gesetzt worden war, ohne daß man in dem über das Ereigniß aufgenommenen Protocoll bemerkt hatte, wo das Kind hingekommen sei. Bald erstand

Digitized by Google

eine ganze Reihe von Abenteurern, die das Gerücht von der Flucht des Prinzen ausbeuteten und die Rolle L.'s XVII. mit mehr oder weniger Geschick und Glück übernahmen. — Der erste dieser angeblichen Prinzen war Jean Marie Hervagault, der Sohn eines Schneiders zu St.-Lô, geb. daselbst am 20. Sept. 1781. Dieser entlief 1796 dem väterlichen Hause und gab sich nach einander für den Sohn verschiedener vornehmer Familien und endlich für Ludwig XVII. aus. Er besaß viel Verstand, Takt und ein sanftes, einnehmendes Wesen und wußte die Erzählung von seiner angeblichen Flucht aus dem Temple so meisterhaft vorzutragen, daß er sich in Frankreich unter dem alten Adel der Provinzen viele Anhänger erwarb. Man ehrte ihn hoch und hielt es für eine Gnade, wenn er Geld oder Unterstützung annahm. Die Behörden verhafteten ihn mehrmals als Landstreicher, setzten ihn aber auf Reclamation seines Vaters wieder in Freiheit. Im J. 1802 ward er zu Rheims als Betrüger zu vierjähriger Einsperrung verurtheilt; obgleich man ihn nicht überführen konnte, daß er gegen die Regierung intriguirt oder politische Pläne verfolgt hätte, ließ ihn doch Napoleon zu Bicêtre einsperren, wo er 1812 starb. — Ein zweiter falscher Ludwig XVII. war Mathurin Bruneau, geb. 1784 zu Vezins bei Cholet in Anjou, wo sein Vater Holzschuhe verfertigte. Er entlief 1795 diesem Handwerke, wurde 1803 als Landstreicher eingesperrt, trat hierauf in die Schiffsartillerie, desertirte jedoch bald nach Amerika. Im Sept. 1816 kehrte er aus den Ver. Staaten mit einem Paß zurück, in welchem er „Karl von Navarra" genannt war. Zugleich trat er als Sohn Ludwig's XVII. und Prinz auf und spielte, als er einer Gaunerei wegen verklagt wurde, auch vor Gericht diese Rolle fort. Aus dem Gefängnisse richtete er an den brit. Statthalter auf der Insel Guernsey ein Schreiben, in welchem er denselben aufforderte, dem Hof zu London anzuzeigen, daß der rechtmäßige König von Frankreich gefangen gehalten und gleich einem Uebelthäter behandelt werde. Man brachte ihn hierauf nach Rouen. Hier nahm er einen Mitgefangenen, Namens Banzocc, als Secretär an und schickte unter dem Namen des Dauphin eine Menge Briefe an hochgestellte Personen und den Herzog und die Herzogin von Angoulême. Zu Paris trat sogar eine Gesellschaft zusammen, die ihm reichliche Geldbeiträge zufließen ließ, aber von der Polizei aufgehoben wurde. Da Bruneau sein Wesen forttrieb, stellte ihn die Regierung 1818 vor das Zuchtpolizeigericht zu Rouen, wo er sich sehr roh und anmaßlich benahm. Er wurde zu siebenjähriger Einsperrung verurtheilt und da er seinen Briefwechsel nicht aufgab, 1821 auf das Fort Mont-St.-Michel zu Caen gesetzt. Später, wahrscheinlich erst nach der Julirevolution, entließ man ihn in seine Heimath, wo er unter polizeilicher Aufsicht Holzschuhe verfertigte, nach anderer Nachricht das Bäckerhandwerk trieb. — Als ein dritter falscher Ludwig XVII. machte in den Jahren 1833 und 1834 der sogenannte Herzog von Richmond großes Aufsehen, der sich auch Ludwig Hector Alfred Baron von Richmond, Herzog von der Normandie nannte. Dieser Abenteurer hieß eigentlich Henri Hébert, war aus der Gegend von Rouen gebürtig, behauptete schon früher, daß er der aus dem Temple entflohene Sohn Ludwig's XVI. sei und richtete 1828 und 1829 an die Kammern Bittschriften, in welchen er seine Titel und Rechte verlangte. Nach der Julirevolution protestirte er gegen die Thronbesteigung Ludwig Philipp's, als der Herzog von der Normandie, gab seine Memoiren heraus, in denen er die abenteuerlichsten Schicksale erzählte und vertheilte viele aufrührerische Flugschriften, in denen er sein Erbrecht geltend machte. Weil er sich nicht auf die Entgegennahme von Geldspenden beschränkte, sondern den König beschimpfte und an einer Verschwörung arbeitete, die ihn auf den Thron bringen sollte, so umgab ihn die Regierung mit Spionen und stellte ihn im Oct. 1834 mit einigen Anhängern vor die Assisen zu Paris. Unter den gegen Hébert auftretenden Zeugen befand sich auch ein ehemaliger Gefangenwärter im Temple, Namens Lasne, welcher aussagte, daß der wirkliche Prinz in seinem linken Arm verschieden sei. Hébert wurde zu zwölfjähriger Einsperrung verurtheilt, entsprang aber nach acht Monaten aus dem Gefängnisse St.-Pelagie und gelangte mit Hülfe seiner Anhänger nach London, wo er als wohlhabender Mann unter dem Namen des Herzogs von Richmond lebte. Gegen Ende 1838 empfing er in dem Garten seines Hauses, angeblich von einem

Digitized by Google

Franzosen, dessen er sich zu geheimen Sendungen bedient zu haben schien, eine starke Verwundung; doch sprach das Gericht den Beschuldigten frei, weil die Beweise unzulänglich waren. Im J. 1843 wiederholte sich dieser Fall, fast unter ähnlichen Umständen. Hébert starb 1845. — Während Hébert zu Paris vor den Assisen stand, trat ein gewisser Morel de Saint-Didier vor, der im Namen des „wahren, echten Ludwig's XVII." gegen die Anmaßungen des Abenteurers protestirte. Dieser echte Prinz wollte kein anderer sein, als Karl Wilh. Naundorf aus der Niederlausitz. Derselbe lebte früher als Uhrmacher zu Krossen, zeugte mit seiner Frau zehn Kinder und hatte bei seinen Bekannten das Lob eines rechtlichen, arbeitsamen Mannes. Schon längst hielt er sich, oder gab sich für den Herzog von der Normandie aus, erzählte seine romantische Flucht aus dem Temple und wandte sich an die Regierungen und die Herzogin von Angoulême. Nach der Julirevolution ging er mit seiner Familie nach Frankreich und erhielt hier wegen seines bourbonischen Gesichtsschnittes und der Aehnlichkeit seiner Tochter mit Marie Antoinette viele Anhänger, denen er aus Erkenntlichkeit Hofwürden verlieh. Endlich wandte er sich an die Kammern, resignirte aber auf die Krone zu Gunsten der Dynastie Orleans unter der Bedingung, daß man ihm standesmäßigen Unterhalt gewähre. Die Kammern gingen über sein Gesuch zur Tagesordnung, und Naundorf gerieth jetzt in große Geldverlegenheit. Er hatte zur Begründung seiner Ansprüche eine Zeitung, „La justice", gegründet, die nach sechs Wochen wieder einging, weil er die Caution nicht erlegen konnte. Im Febr. 1836 verklagte ihn sein gewesener Redacteur, Thomas, vor dem Zuchtpolizeigericht zu Paris als Intriquanten und Betrüger und forderte 10,000 Fr. an Auslagen und Schadenersatz. Das Gericht entschied jedoch, daß Naundorf nichts sei, nicht einmal ein Betrüger, und sprach ihn von der Anklage völlig frei. Er entfernte sich mit Würde, umgeben von zahlreichen Anhängern, die ihn ehrfurchtsvoll beglückwünschten. Seitdem lebte Naundorf mit seiner Familie in ziemlich leidlichen Verhältnissen bald in Belgien, bald in England, mit Begründung seiner Rechte beschäftigt. Vgl. „Ludwig XVII. lebt" (Lpz. 1835).

Ludwig XVIII., Stanislaus Xaver, König von Frankreich 1814—24, geb. zu Versailles am 17. Nov. 1755, war der vierte Sohn des Dauphin Ludwig, des einzigen Sohnes Ludwig XV., aus der Ehe mit Marie Josephe von Sachsen. Er erhielt den Titel eines Grafen von Provence und hatte mit seinen Brüdern, dem Herzog von Berri (s. Ludwig XVI.) und dem Grafen von Artois (s. Karl X.), den rechtschaffenen, aber beschränkten Herzog de la Vauguyon zum Erzieher. An Geist seinen Brüdern überlegen, suchte er dieselben zu beherrschen, wußte sich zeitig der Leitung zu entziehen, und umgab sich darauf mit Gelehrten. Er las philosophische Schriftsteller und die röm. Dichter, machte auch selbst Verse, die aber wenig Talent verriethen. Am 14. Mai 1771 verheirathete er sich mit Marie Josephine Louise, der Tochter Victor Amadeus' III. von Sardinien. Nach dem Regierungsantritt seines Bruders nahm er den Titel Monsieur an und wurde aus Eitelkeit und Wichtigthuerei ein Gegner der Regierung. Er widersetzte sich Maurepas (s. d.) bei Zurückberufung der Parlamente, vertheidigte die Prärogative der alten Monarchie, tadelte die Reformen Turgot's (s. d.) und Necker's (s. d.) als revolutionär und spielte in der Versammlung der Notabeln von 1787 als Bureaupräsident eine Hauptrolle; namentlich half er beim Sturze Calonne's (s. d.), obgleich er aus dessen Verschleuderungen den meisten Nutzen gezogen. Während der Verwaltung des Ministers Lomenie de Brienne (s. d.) trat er auf die Seite der Parlamente und machte sich dadurch beim Volke beliebt. Beim Hereinbruch der Revolution zog er sich aber gänzlich zurück und ließ den König rathlos. In den Ereignissen vom 5. und 6. Oct. bemerkte man ihn gar nicht. Dagegen beschuldigte man ihn später, daß er damals heimlich nach der Regentschaft gestrebt habe. In den Prozeß des Marquis von Fabras (s. d.) verwickelt, rechtfertigte er sich zwar persönlich zu Paris und es schien, als hätte er für seine Person das Volk zufrieden gestellt, indeß hielt er es für gerathener, am 21. Juni 1791 mit dem König zu flüchten. Monsieur entkam glücklich mit seiner Gemahlin unter Verkleidung eines engl. Lords über die Grenze. Zu Mons in den österreich. Niederlanden nahm er sein erstes

Digitized by Google

Nachtlager, reiste von hier nach Brüssel, von da aber, auf die Nachricht von der unglücklichen Gefangennehmung des Königs, nach Coblenz. Hier hielt er, umgeben von den mit ihm ausgewanderten franz. Adeligen, als Regent von Frankreich einen eigenen Hofstaat. Er ernannte Minister und Gesandte, seinen Staatsschatz bildete eine Almosenkasse, wozu einige europäische Fürsten reiche Beiträge lieferten, nur fehlte ihm die Hauptsache, Land und Leute, und der gesammte, außerhalb Frankreich lebende Adel mit Inbegriff des regierenden Hofes zu Coblenz mußte sich deshalb noch vor der Hand mit dem Titel: La France extérieure (das auswärtige Frankreich) begnügen. Von hier aus protestirte Monsieur gegen die Beschlüsse der Nationalversammlung, erklärte alle erzwungenen Schritte des Königs für ungültig, dessen Annahme der Constitution für null und nichtig, und wurde deshalb von der Nationalversammlung, am 16. Jan. 1792, seines Rechtes auf die Regentschaft für verlustig erklärt. Der unglückliche Ausgang des preußischen Feldzugs gegen Frankreich, woran er Theil nahm und das schnelle Vordringen der Franzosen machte seinen Aufenthalt in Deutschland unsicher, und Monsieur mußte nach König Ludwig's XVI. Tode lange unstät und flüchtig bald hier, bald da, oft mit der größten Lebensgefahr umherirren, ehe er in England auf seinem erkauften Schlosse zu Hartwell in Buckingham eine sichere Freistätte fand. Unter dem Titel eines Grafen von Lille lebte er eine Zeit lang zu Verona, flüchtete, als endlich der venetianische Senat, Bonaparte's Rache fürchtend, ihm den längern Aufenthalt hier versagen mußte, zuerst an den Rhein, diente hier als Freiwilliger in Condé's Heere, ging von da nach Dillingen in Schwaben, wo die für ihn bestimmte Kugel eines Meuchelmörders, als er am Fenster stand, nur seine Schläfe streifte, lebte einige Zeit auch unter dem Schutze des Herzogs von Braunschweig zu Blankenburg, später zu Mitau und als er auf Paul's I. Befehl auch die russ. Staaten meiden mußte, zu Warschau. Den ihm hier von Bonaparte gemachten Antrag, seiner Krone zu entsagen, wies er eben so bestimmt als männlich zurück, konnte aber keinen der Plane, an welchen er mit den Royalisten in Frankreich fortwährend arbeitete, zur Reife bringen. Als endlich der Tilsiter Friede die Fahnen des großen Welteroberers über das ganze europäische Festland entfaltet hatte, schiffte L. 1807 nach England ein und lebte hier von 1809 bis zum großen Wendepunkte, wo Bonaparte's Glücksstern verloschen war, auf seinem Schlosse zu Hartwell mit classischen und politischen Studien beschäftigt. Nach Napoleon's Abdankung schlug für ihn die Stunde, wo er aus dem Dunkel hervortreten konnte. Seltsame Gefühle mochten in ihm sich regen, als er, um den sich kurz vorher Niemand bekümmert hatte, plötzlich wie durch Zaubermacht auf den Thron seiner Väter gerufen und als ein Gegenstand festlicher Behandlung und der regsten Neugier betrachtet wurde. Aus allen Straßen Londons scholl ihm der Jubelruf, „Gott segne den guten König Ludwig!" entgegen. Unter beständigem Kanonendonner machte er die Ueberfahrt von Dover nach Calais (26. April 1814), aller Orten bewillkommnete ihn stürmischer Volksjubel, aber die Anrede des armen, durch Gicht und Podagra gedrückten Fürsten an die alten, zu seinem Empfange in Compiegne versammelten Marschälle des gewaltigen Napoleon's, Berthier, Ney, Marmont, Mortier, Lefèbre ꝛc.: „Auf Sie will ich mich stützen, denn Sie waren stets gute Franzosen", war in seinem Munde lächerlich und Spott auf ihn selbst. Kurz vor seinem Einzuge in Paris erließ er ein Manifest, worin er zwar die Grundlagen der neuen, bald nach Napoleon's Abdankung entworfenen Constitution, als gut anerkannte, die einzelnen Artikel aber einer unabläßigen Umänderung unterwarf. Am 3. Mai hielt L. seinen feierlichen Einzug in Paris. Das Volk erschöpfte sich in Freudenbezeigungen und war wie rasend, als er sich auf dem Altane der Tuilerien mit ausgebreiteten Armen gegen die Menge wandte, als wollte er sagen: Ihr seid Alle meine Kinder! Ich trage Euch in meinem Herzen! Blücher, der alte, wahre Mann, hatte wohl Recht, wenn er ein Jahr später, voll edlen Unwillens über den Pariser Pöbel aus allen Ständen in die Worte ausbrach: „Ja, miserabel seid Ihr Alle!" — Zu Paris wagte zwar der Senat, der gerade in dem, was für ihn die Hauptsache war, seinen Constitutionsentwurf verworfen sah, keine Opposition zu bilden, allein schon die lange Anwesenheit fremder Truppen, mehr aber noch der am 30. Mai

Digitized by Google

zwischen Oesterreich, Rußland, England und Preußen mit Frankreich abgeschlossene Friedenstractat (s. Frankreich) hatte den französischen Stolz viel zu sehr gekränkt und besonders die alten Napoleon'schen Krieger zeigten sich über die nach ihrer Meinung feige und verrätherische Abtretung der glänzendsten Eroberungen höchst erbittert, so daß L. bei allem guten Willen doch die Zukunft nicht freundlich entgegenschimmern konnte.

Die verbündeten Mächte hatten bald nach Abschluß des Friedens Paris verlassen, Frankreich schien sich selbst überlassen zu sein, und zwischen einem seltsamen Gegeneinanderstreben von drei Hauptparteien, der constitutionellen, der Anti- und der Ultra-Royalisten, sollte der unglückliche L., von neuen und alten Ministern berathen, das Staatsschiff in den sichern Hafen steuern. Welch eine schwierige Aufgabe für einen alten, kränklichen und nach Ruhe sich sehnenden Mann! Besonders brachte die am 4. Juni publicirte, von L., wie es hieß, mit seinen Räthen ausgearbeitete und von erwählten Abgeordneten aus dem Senate und dem gesetzgebenden Körper geprüfte Constitution („La charte constitutionnelle") nicht die beste Stimmung hervor. Anti- und constitutionelle Royalisten erhoben ihre Stimme gegen dieses seltene Machwerk, das ihnen zu wenig liberal schien (vgl. des Advocaten Duchesne von Grenoble Schrift: „Réflexion d'un royaliste constitutionnel sur l'ordonnance de reformation du 4. Juin 1814"), und den Ultra-Royalisten, den Häuptern der Vendée und dem ganzen Troß von Emigranten war dagegen die neue Constitution viel zu liberal. Ueberhaupt verstand L.'s Ministerium zu wenig den Geist der öffentlichen Meinung, noch wußte es die Unzufriedenen durch Weisheit und Festigkeit in Ordnung zu erhalten. Es neigte sich zu alten Vorurtheilen hin und erfüllte keine von den gerechten Erwartungen der Nation. Zwar ordnete der schlaue Talleyrand mit gewohnter Feinheit, ohne der Würde Frankreichs auch nur das Mindeste zu vergeben, die neuen auswärtigen Verhältnisse, dagegen verfehlte der Minister des Innern den rechten Weg, die Meinung des Volkes für die Bourbonen günstig zu stimmen. Man begünstigte den Adel zu sehr auf Kosten verdienter bürgerlicher Staatsmänner, verbreitete, während man auf der einen Seite die Preßfreiheit eng beschränkte, auf der andern Schmähschriften gegen Männer, denen die Regierung übel wollte, und obwohl man mit den gänzlich zerrütteten Finanzen des Landes und der gesunkenen Moral seiner Bewohner die Napoleon'sche Regierung belastete, so mußten endlich auch noch vor Allem die Mittel, den Finanzen wieder aufzuhelfen, indem man die verhaßtesten und drückendsten Auflagen (die droits réunis und die Tabaksregie) unverändert ließ, die große Masse des Volkes erbittern. Dabei blieb die größte aller Aufgaben, wie man das Militär für die königl. Regierung gewinnen und den Kriegsetat wieder in ehrfurchtgebietende Stellung nach Außen bringen wollte. Alle künstlichen Vorkehrungen, Ordenstheilungen und Versprechungen vermochten nicht, die drohende Stimmung der alten Napoleon'schen Krieger zu beschwichtigen. Thatsachen bewiesen dies zur Genüge. 12,000 aus England zu Morlaix angelangte Kriegsgefangene riefen ihr Vive l'Empereur! laut mit Erbitterung und das zweite Artillerieregiment empfing den Herzog von Angoulême mit demselben Geschrei und machte Miene auf Paris zu marschiren. Nur Oudinot brachte durch Ernst und Strenge Ordnung in die verwegenen Kriegerhaufen. Kurz, ein für L. böser Geist spukte durch ganz Frankreich und der gute König hatte Recht, wenn er seine Krone eine Dornenkrone nannte.

In solcher Zeit der Gährung stand urplötzlich wie ein Schrecken Gottes Elba's Beherrscher auf Frankreichs Boden (s. Bonaparte). Der alte schwächliche L. XVIII. mußte, auf die alten Gefährten sich stützend, die ihm schon einmal dahin gefolgt waren, abermals den Weg in das Exil einschlagen. Am 22. Juni kam er in Lille an und begab sich von hier eiligst nach Gent. Vor ihm war der Herzog von Bourbon abgereist. Vergebens hatte dieser die Vendée zum Aufstande zu bringen gesucht und sich am 22. bei der Brücke von Cé auf der Loire eingeschifft. Der Herzog und die Herzogin von Angoulême befanden sich noch in Frankreich. Die Prinzessin war zu Bordeaux und der Prinz zu Toulouse. Madame, von männlichem Muthe beseelt, versuchte die erstere dieser bedeutenden Städte zu vertheidigen, mußte sich aber zuletzt auf ein englisches Schiff flüchten. Der Herzog von

Digitized by Google

Angoulême seinerseits wollte an der Spitze von 10,000 Mann, theils Linien-, theils Nationaltruppen den Süden für L. enthusiasmiren, sah sich aber bald durch die reißend schnellen Bewegungen der Napoleon'schen Truppen zwischen der Drome, dem Rhone, der Durance und den Gebirgen eingeschlossen, zur Capitulation genöthigt und schiffte sich zu Cette nach Barcelona ein. Zu Wien war indeß für L. thätig gearbeitet worden und ihm die nochmalige Wiedereroberung seines Landes und Thrones zugesichert. Schon nach Cambrai's Erstürmung durch die Engländer lud Wellington L. XVIII. ein, dorthin zu kommen, wo er völlig sicher sei. Hier hielt der König wirklich am 26. Juni und schon am 9. Juli in der Hauptstadt unter Wellington's Schutz seinen feierlichen Einzug. Obgleich die Folgen des zweiten Pariser Friedens (20. Nov.), namentlich die Besetzung eines beträchtlichen Theiles von Frankreich durch die Verbündeten, und die großen Opfer, welche dasselbe an Geld und Land bringen mußte, L. wünschen ließen, die hohen Alliirten möchten so viel als möglich Alles beim Alten lassen, so lag doch klar am Tage, daß Frankreich wieder ein Raub innerer Unruhen sein würde, sobald die verbündeten Truppen das Land verließen. Die königliche, die republikanische, die Bonaparte'sche Partei befanden sich in größter Spannung. Der König, den man nicht gerade haßte, hatte doch schlechterdings kein Ansehen. Die Pariser nannten ihn Louis deux fois neuf und Roi de France par la grâce de 600,000 baïonettes étrangères. Wie über ihn, so wurde auch über seine neuen Minister gelacht, weil der Kriegsminister keine Armee — denn alle Truppen seit 1803 waren abgedankt oder sollten es theilweise erst werden, der Finanzminister kein Geld, der Minister der auswärtigen Angelegenheiten keine Gesandten und der Minister des Innern keine Präfecten hatte. Die Frivolität trug sich dabei ganz öffentlich zur Schau und den beiden fremden Kaisern rief man nur darum ein Vive l'empereur zu, um ungescheut das Loosungswort der Religionsfreunde erschallen lassen zu können. Dabei sah es besonders im Westen und Süden Frankreichs höchst mißlich aus. Hier hausten die ehemaligen, von Bonaparte organisirten schwarzen Bataillone, die aufgelöst jetzt furchtbare Räuberbanden bildeten und in Verbindung mit der noch umherschwärmenden Freipartei Schrecken um sich her verbreiteten. Diese Banden auf der einen Seite und auf der andern die von fanatischen Priestern aufgehetzten Katholiken entzündeten den furchtbarsten Bürgerkrieg. Zu Toulouse, Avignon, Montpellier und am fürchterlichsten zu Nimes brach die lange verhaltene Gährung endlich aus. L. suchte vergeblich durch ein Proclam, welches jede Privatrache streng untersagte, später auch durch die nachdrücklichsten Verordnungen gegen Mörder und Aufrührer diesen Gräueln zu steuern. Ein Mittel schien dem bedrängten Fürsten vielleicht Frankreich retten zu können, und zwar die Ernennung eines neuen Ministeriums, denn Fouché und Talleyrand, obgleich dem Könige ergeben, standen doch in den Augen aller Royalisten als Männer da, deren Politik sich mit dem jetzigen Stande der Dinge nicht wohl vereinigen ließ. An die Spitze des neuen Ministeriums (25. Sept. 1815) trat Richelieu; ob er fähig war, diesen Posten gegenwärtig ganz auszufüllen, schien Vielen zweifelhaft. Gewiß konnte dennoch die Schöpfung dieses neuen Ministeriums als ein vollständiger Sieg der alten royalistischen Grundsätze über die Ideen der Revolutionsmänner betrachtet werden und die Reaction zeigte sich auch dem zu Folge unverhohlen in der gegen seine vormalige Milde grell abstechenden Strenge L.'s XVIII. „Ich muß," hatte er bereits in seiner Proclamation aus Cambrai vom 28. Juni verkünden lassen, „der Würde meines Thrones, des Besten meines Volkes, der Ruhe Europens wegen, von der allgemeinen Verzeihung, die ich versprach, die Anstifter und handelnden Personen der schrecklichen Verschwörung ausnehmen. Sie sollen der Rache der Gesetze bezeichnet werden." Ney und Labédoyère fielen als Opfer einer ebenso einseitigen als parteiischen Gerechtigkeit, Lavalette entkam. Nicht unter den günstigsten Auspicien eröffnete L. also am 7. Oct. die Sitzung der Kammern. Man sprach von einer Abänderung der Constitution. Die Ultra-Royalisten, welche überhaupt trotz L.'s öfterem Ministerwechsel während der ganzen Zeit seiner Regierung, neben den Constitutionellen oder Liberalen eine furchtbare Stimme führten und allen Ministern nicht wenig zu schaffen machten, erhoben sich dagegen und erkannten allein den Zustand vor

Digitized by Google

1789 für den allein rechtmäßigen an. Sie verwarfen das Amnestiegesetz; es wurde gegen alle Verwandte Napoleon's ein Verbannungsurtheil ausgesprochen, nach welchem sie ebenso wie die Königsmörder (régicides) oder Alle, die für L.'s XVI. Tod gestimmt hatten, das Land meiden mußten; während man da, wo politischer und religiöser Fanatismus die unglücklichen Protestanten mordete, weit milder verfuhr. Die Stimme des edlen d'Argenson, so kräftig sie sich auch für die Verfolgten erhob, verhallte ungehört und der Bluttiger Trafstillon starb 1827, ohne je vor Gericht gestellt worden zu sein.

Endlich waren zu Ende des Jahres 1816 aus dem Streite der Kammern die Constitutionellen als Sieger hervorgegangen. Die Kammer der Deputirten wurde in Folge dessen aufgelöst, an der Stelle der 25jährigen Mitglieder nur Männer von 40 Jahren gewählt und die Verfassungsurkunde für unabänderlich erklärt. Dennoch aber konnte das Haupt jener Partei, Chateaubriand mit seinen Vorschlägen zur Wiederherstellung der individuellen Freiheit und der freien Presse nicht völlig durchdringen; das alte Censurgesetz wurde nur dahin abgeändert, daß allein größere Schriften für censurfrei erklärt wurden. Die Constitutionellen hatten also bei Anfang des Jahres 1817 doch wenigstens Manches gewonnen, indeß brannte der Zunder des Aufruhrs in allen Provinzen, in der einen schwächer, in der andern stärker, je nach der Stimmung der gerade vorherrschenden Partei, fort; herrschte doch am Hofe unter den Gliedern der königl. Familie selbst Uneinigkeit, so daß der König den Prinzen wegen ihrer Widersetzlichkeit gegen das neue System die Weisung gab, in Zukunft nicht in der Pairskammer zu erscheinen. Zwar wurden durch die geheimen Spione des schlauen Polizeiministers Décazes mehrere Verschwörungen entdeckt und unterdrückt. Dennoch aber lag den neu eröffneten Kammern (Nov. d. J.) eine schwere Aufgabe vor. An der Spitze der verschiedenen Materien stand der zerrüttete Finanzzustand. Wegen Wiederherstellung aller vor der Revolution existirenden bischöfl. Sitze kam der mit dem Papste abgeschlossene Concordat am 11. Jan. zu Stande, und für wissenschaftliche Cultur wurde gesorgt durch Gründung eines akademischen Instituts. Nach Außen war durch Richelieu unterdeß ein wichtiger Schritt auf dem Felde der Diplomatik gethan, der zu größeren Hoffnungen berechtigte, dadurch daß er die verbündeten Mächte zu einer Veränderung der Occupationsarmee hatte bewegen können, indeß wurden L.'s Versuche, St. Domingo wieder unter französische Botmäßigkeit zu bringen, vereitelt. Auch im J. 1818 zeigte Frankreich einen wüthenden Parteikampf und gleichsam in der Mitte dieses wogenden Meeres schwamm bald links, bald rechts steuernd, das lecke Staatsschiff. L. war zwar der Vernünftigste von Allen, nur fehlte es ihm an Energie, und hierdurch entstand eben das Schwankende und Wellenförmige der Parteien. Ihm zur Seite standen Richelieu, Décazes, Lainé, des Sturmes kaum mächtige Steuermänner. An der Spitze der Parteien Chateaubriand, der beredteste Wortführer der Ultra's, und Benjamin Constant, der Verfechter liberaler Ideen. In den Kammern gab es wichtige Debatten über das Wahl- und Preßgesetz, doch setzten in den Hauptsachen die Minister ihren Plan und Willen jedes Mal durch. Hierüber erbittert, bildeten die Ultra's die sogenannte „weiße Verschwörung", suchten das Zurückziehen des Occupationsheeres aus Frankreich zu verhindern, verloren aber ihr Spiel und Frankreich wurde von den fremden Truppen befreit. Hiermit war allerdings sehr Viel gewonnen und ein großer Theil Unzufriedener zufrieden gestellt. Aber traurig sah es um den sittlichen Zustand des Landes aus, denn man mußte ja an Kindern jetzt Verbrechen bestrafen, vor denen selbst der durch alle Stürme des Lebens gegangene Mann zurückschauderte. Die Landschulen waren erbärmliche Institute und selbst in den Städten hatte die Bell- Lancaster'sche Methode nur sehr geringe Fortschritte gemacht. Von Frankreichs Finanzzustande machte der berühmte Banquier Lafitte ein ungleich schreckenderes Bild, doch half man dem Uebel durch bedeutende Anleihen ab und Frankreichs Credit stieg mit jedem Tage wunderbar. Unter somit fröhlichen und traurigen Auspicien gingen für dieses Jahr die Kammern auseinander, die Parteien rüsteten sich zu Ende des Jahres zum neuen Wahlkampfe, und ein abermaliger Ministerwechsel, angeblich auf Verlangen der hohen Mächte, machte den Beschluß. Richelieu, Lainé, Molé und Roy wurden am 29. Dec. in

Digitized by Google

Gnaden entlassen. Décazes erhielt 1819 das Ministerium des Innern, St. Cyr blieb Kriegsminister und Baron Louis wurde Finanzminister. Das Finanzgesetz, die Reform der Armee und die Abänderung des Wahl- und Preßgesetzes waren und blieben üble Punkte, mit deren Berichtigung sich dieses und alle folgenden Ministerien beschäftigten. Zwischen der Partei der Liberalen, welche bisher das Uebergewicht gehabt hatte und dem neuen Ministerium kam es jetzt gänzlich zum Bruche, L. gewann die öffentliche Meinung für sich und der strenge Royalismus nahm zu an Macht und Einfluß, obwohl die Ermordung des Herzogs von Berry durch Louvel den Ultra's ein günstiger Zeitpunkt schien, ihre Stimme noch einmal zu erheben. Indeß erlangte durch die Abänderung des Wahlgesetzes im Juni 1820 der erstere einen vollständigen Sieg. An der Spitze des abermals neuen Ministeriums stand Villèle. Betrachtet man die fortdauernden Erneuerungen der Formen der französischen Staatsverwaltung, die oft wiederholten Veränderungen des Wahlsystems, die bitteren Streitigkeiten, welche darüber geführt wurden und den häufigen Ministerwechsel: so muß sich jedem Unbefangenen die Ueberzeugung aufdringen, daß die franz. Staatsverwaltung im J. 1823 noch keine Festigkeit und Sicherheit erlangt hatte. Finanzen, Budget, Veränderungen im Steuerwesen, Gesetzgebung und Verwaltung und Verbindung mit dem fortwährenden Parteienkampfe, namentlich mit den Ultra's, die sich auf keine Weise werfen ließen, das Militärwesen und ähnliches Andere blieben bis zum J. 1824 Steine des Anstoßes. Und unter diesen mannichfaltigen Stürmen fand endlich auch Ludwig XVIII. das Ziel seiner Leiden, die er besonders in seiner letzten Lebensperiode mit großer Ruhe und Seelenstärke getragen hatte. Seit mehreren Jahren schon war er des Gehvermögens beraubt. Es mußten ihm drei Zehen abgenommen werden und die Beine und alle fleischigen Theile oberhalb der Kniee waren voll Wunden. Dabei litt er an der schmerzhaftesten Steinplage, an Verknöcherungen im Magen und Gehirn, wie die Leichenöffnung bewies, und dieser jammervolle Zustand hatte seine Lebenskräfte im Anfange des Septembers so völlig zerstört, daß schon am 12. Sept. keine Hoffnung mehr vorhanden war, den großen Leidenden zu retten. Das Leben kämpfte gegen den Tod bis 4 Uhr Morgens am 16. Sept. Da starb L. Die undankbaren Priester verweigerten dem Todten die kirchlichen Ehren, weil er den Wunsch gehegt hatte, nach der Charte zu regieren. In seinem Privatleben war L. liebenswürdig, nur besaß er die Schwachheit, Dichter und Gelehrter sein zu wollen. Er schrieb anonym in die Zeitschriften, gab eine Menge Schriften und Gedichte heraus, die jetzt ohne Bedeutung sind, und corrigirte gern jungen Schriftstellern, die sich an ihn wandten, die Manuscripte. Vgl. „Mémoires de Louis XVIII." (Par. 1832), als deren Verfasser der Herzog von Doudeauville genannt worden ist, der aber die Autorschaft abgelehnt hat.

Ludwig Philipp, König der Franzosen 1830—48, zuerst bekannt unter dem Namen des Herzogs von Valois, sodann Herzog von Chartres, während er der Revolution angehörte, Egalité genannt, und endlich bis zu seiner Thronbesteigung Herzog von Orleans, ward geb. zu Paris am 6. Oct. 1773. Sein Vater war Ludwig Philipp Joseph, Herzog von Orleans, welcher am 6. Nov. 1793 unter dem Beil der Guillotine endete, seine Mutter, Marie Louise Adelaide von Bourbon, Tochter des Herzogs von Penthièvre. Die Erziehung des Prinzen leiteten der Chevalier de Bonnard und Madame de Genlis. Nichts ward außer Acht gelassen, was dazu dienen konnte, sein Herz zu bilden, seinen Geist zu bereichern oder selbst die Entwickelung seiner körperlichen Fähigkeiten zu fördern. Der Prinz zählte kaum 16 Jahre, als die Revolution ausbrach; dennoch stand er keinen Augenblick an, sich mit der ganzen Leidenschaftlichkeit seines jugendlichen Gemüthes für dieselbe Partei zu erklären, welche auch sein Vater ergriffen hatte. Er war bereits Oberst des ihm gehörenden 14. Dragonerregiments, und als nun zu Folge der Decrete der constitutionellen Versammlung es ihm freigestellt wurde, entweder den Abschied zu nehmen oder in active Dienste zu treten, hießen Patriotismus und Ehrgefühl ihn das Letztere wählen. Er begab sich an seinen Posten bei der Besatzung von Vincennes, und wußte sich in kurzer Zeit durch mehrere um das Wohl der Bewohnerschaft höchst verdienstliche

Digitized by Google

Handlungen die Bürgerkrone zu erwerben. Im J. 1791 ging er nach Valenciennes, kam daselbst unter den Oberbefehl Biron's, gab die ersten Proben kriegerischen Talentes und persönlicher Tapferkeit in den Gefechten von Bouffu und Quaragnon 1792 und war Derjenige, dem es in den Ebenen von Quiévrain gelang, die nur durch panischen Schrecken plötzlich in die Flucht geworfenen Truppen wieder zum Stehen zu bringen. Noch in demselben Jahre empfing er vom Kriegsminister das Patent eines maréchal de champ, kämpfte in der Folge an der Spitze einer Dragonerbrigade unter Luckner's Befehlen und trug namhaft zu der Einnahme von Courtray mit bei. Am nächstfolgenden 11. Sept. ward er zum Generallieutenant und Commandanten von Straßburg ernannt. Den letztern Posten nahm er nicht an, sondern blieb im activen Dienste, wo er schon am 20. desselben Monats sich bei Valmy mit neuem Ruhme bedeckte. Den ganzen Tag über vertheidigte er daselbst mit seltener Unerschrockenheit eine der schwierigsten Stellungen, welche noch dazu unaufhörlich den mörderischsten Angriffen des Feindes ausgesetzt war. Hierauf schloß er sich der Heeresabtheilung Dumouriez's an und gewann mit demselben gemeinschaftlich am 6. Nov. die wichtige Schlacht bei Jemappes. Unterdessen hatte die republikanische Regierung das Verbannungsdecret gegen alle Glieder des Hauses Bourbon, ohne Ausnahme, erlassen, weshalb der Prinz sich nach Paris begab, um mit den Seinigen Rath zu halten, welches Land für sie als Zuflucht zu wählen sei. Dem Einflusse seines Vaters gelang es jedoch noch dies Mal, daß jener Ausspruch, in Bezug auf die Linie Orleans, zurückgenommen wurde, und Ludwig Philipp griff nun wieder ohne Säumen zum Schwerte. Bei der Belagerung von Maestricht zeichnete er sich unter dem Befehl des Generals Miranda aufs Neue rühmlich aus. Am 18. März 1793 commandirte er bei Neerwinden das Centrum der Franzosen, zog sich, als das Glück des Tages nicht mehr war, in bester Ordnung zurück und wußte es bei Tirlemont durch seine vorzügliche Haltung zu bewerkstelligen, daß dieser Schlag für seine Landsleute nicht noch verderblicher wurde, als er es schon war. Bald darauf in Dumouriez's Anklage mit verflochten, sah sich der Herzog von Chartres gezwungen, aus Frankreich zu entfliehen. Er ging zuerst nach Mons, in das Hauptquartier der Oesterreicher, dort sich die zu seinem Weiterkommen nöthigen Pässe zu verschaffen. Der Prinz Karl forderte ihn auf, unter seinen Truppen Dienste zu nehmen, allein der Herzog zog es vor, lieber dem ungewissesten Schicksale anheim zu fallen, als gegen das eigene Vaterland die Waffen zu kehren. Er begab sich nun mit seiner Schwester, Mademoiselle d'Orleans, und Madame de Genlis, nach der Schweiz; den beiden Damen gelang es, auf Verwendung des Generals Montesquiou, im Kloster der heil. Clara zu Bremgarten vorläufig ein Unterkommen zu finden; ihm selbst aber, dem keine der darum angegangenen Behörden, aus Furcht vor den schonungslosen franz. Republikanern, dauernden Schutz wollte angedeihen lassen, mußte unstät und flüchtig in den Gebirgen umherirren, nur von einem alten Diener, der ihn nicht hatte verlassen wollen, begleitet, bis es ihm endlich gelang, auf Empfehlung Montequiou's, am Gymnasium von Reichenau eine Anstellung als Lehrer zu erhalten. Die Gegenstände, in denen er unterrichtete, waren Geographie, Geschichte, Mathematik und englische und französische Sprache. Acht Monate lang stand er diesem Amte auf das Rühmlichste vor, und die Liebe seiner Schüler, wie die Achtung seiner Vorgesetzten wurde ihm dafür in den unzweideutigsten Beweisen zu Theil. Er ging endlich von Reichenau nach Bremgarten und lebte hier als Adjutant des Generals Montesquiou bis zum Jahre 1795.

Um diese Zeit entschloß er sich, einen schon länger gehegten Plan, nämlich in Amerika eine neue Heimath zu suchen, in Ausführung zu bringen und reiste nun nach Hamburg, sich daselbst einzuschiffen. Allein die Unterstützung mit dem nöthigen Reisegelde, welche er hier zu finden gehofft hatte, blieb aus und der Herzog sah sich genöthigt, jenen Gedanken aufzugeben. Er wandte sich nun nach Kopenhagen, wo ihm ein Kaufmann, dem er von seinen Freunden aus der Schweiz empfohlen worden, sowohl Geld als auch einen Paß verschaffte. Er durchwanderte jetzt Dänemark, Norwegen, Schweden, Lappland, bis zum Nordcap hinauf, kehrte darauf nach Hamburg zurück und lebte dort, so gut es gehen wollte,

Digitized by Google

von dem, was ihm ſeine Feder und ſeine ſprachlichen Kenntniſſe erwarben. Da empfing er einen Brief von ſeiner Mutter, worin ihm dieſelbe ſchrieb, daß die franz. Regierung geäußert habe, nur unter der Bedingung, wenn ihr älteſter Sohn ſich aus Europa entferne, von der bisher gegen die Familie Orleans ausgeübten Strenge nachlaſſen zu wollen, weshalb ſie ihn bitte, auch dieſes große Opfer noch den Seinigen zu bringen. „Wenn meine theuere Mutter dieſe Zeilen empfängt," lautete des Herzogs Antwort, „iſt ihrem Befehle ſchon Genüge geſchehen; das erſte Schiff, welches nach Amerika unter Segel geht, wird mich an Bord nehmen." — Und es geſchah, wie er verſprochen. Am 24. Sept. 1796 verließ der Prinz Hamburg und am 21. Oct. ſtieg er bei Philadelphia ans Land. Hier vereinigte er ſich im Februar des folgenden Jahres mit ſeinen beiden Brüdern, den Herzogen von Montpenſier und Beaujolais, die ebenfalls bald nach ihm Europa verlaſſen hatten. Mit einander durchwanderten ſie nun die Staaten der Union, wo ihnen bei allen Edeldenkenden, namentlich bei Waſhington ſelbſt, die freundlichſte Aufnahme wurde. Die Nachricht, daß ihre Mutter jetzt in Spanien im Exil lebe und die Möglichkeit, dort fortan in der Nähe derſelben leben zu können, veranlaßten endlich (zu Anfang des Jahres 1800) die drei Brüder, ſich nach Europa zurückzuwenden. Nach zahlloſen Schwierigkeiten und Hinderniſſen aller Art gelang es ihnen zuletzt, ein engliſches Schiff zu ihrer Aufnahme bereit zu finden; allein die feindſeligen Verhältniſſe zwiſchen den Höfen von Madrid und London waren Urſache, daß man ihnen an der cataloniſchen Küſte die Landung unterſagte, und mithin nichts Anderes zu thun übrig blieb, als auf Englands gaſtfreundlichem Boden von Neuem eine Freiſtatt zu ſuchen. Es geſchah und Twickenham war der Ort, wo die drei vom Schickſal ſo hart verfolgten Fürſten zum erſten Male wieder auf längere Zeit ein ungeſtörtes Aſyl und eine Muße fanden, die, wie ſie nur geiſterhebenden Studien und den beſten Erinnerungen vergangener Tage gewidmet war, manchen Schmerz der Gegenwart zu lindern wußte. Im J. 1807 jedoch ward das ſtille Glück dieſes Lebens durch einen neuen harten Schlag des Schickſals getrübt; der Herzog von Montpenſier ſtarb in Folge eines unheilbaren Bruſtübels. Aber auch hiermit war das Maß der Leiden noch nicht gefüllt; bald nachher zeigte ſich, daß der Herzog von Beaujolais an einer ähnlichen Krankheit leide. Eine Reiſe nach Malta, die der Herzog von Orleans, auf den Rath engliſcher Aerzte mit ſeinem Bruder unternahm, um ihn dem wohlthätigen Einfluſſe eines milderen Klimas auszuſetzen, war vergeblich. Kurze Zeit nach ihrer Ankunft daſelbſt verſchied der Kranke. Jetzt wandte ſich der Herzog von Orleans nach Palermo, wo er bei Ferdinand IV. eine gaſtliche Aufnahme fand. Eine Landung, die er auf den Wunſch desſelben bald darauf in Spanien verſuchte, um dort für das Bourboniſche Königshaus die Waffen gegen Napoleon's Dynaſtie zu ergreifen, wurde auf Betrieb des engliſchen Cabinets vereitelt; er kehrte deshalb nach Palermo zurück, um hier ſeine ſchon früher beabſichtigte Vermählung mit des Königs von Sicilien Tochter, Marie Amalie, geb. den 26. April 1782, zu vollziehen, was auch im Beiſein ſeiner Mutter und Schweſter am 25. Nov. 1809 geſchah. Ein Jahr ſpäter forderte ihn die Regentſchaft von Cadix auf, in den cataloniſchen Gefilden den Oberbefehl gegen die Franzoſen zu übernehmen; allein auch diesmal erſparten ihm die widerſtrebenden Maßregeln des engliſchen Hofes die Erfüllung der traurigen Pflicht, gegen ſeine eigenen Landsleute das Schwert ziehen zu müſſen. Nach Palermo zurückgekehrt, lebte nun der Herzog einzig und allein der Sorge um ſein häusliches Glück und der Erziehung ſeiner Kinder.

Die Reſtauration von 1814 rief ihn nach Paris. In der Uniform eines franz. Generallieutenants erſchien er in den Tuilerien, wurde von Ludwig XVIII., deſſen Wohlwollen er ſich ſchon bei ſeinem frühern Aufenthalte in England erworben hatte, beſtens empfangen, holte bald darauf ſeine Familie von Palermo herüber und bezog das Palais Royal. Allein noch war kein Jahr verfloſſen, als Napoleon's Landung von Elba auch ihn ſchon wieder aus der kaum noch gewonnenen Ruhe emporſcheuchte. Da die Dinge ſich ſo unerwartet ſchnell zu Gunſten des Kaiſers entſchieden, ſah auch der Herzog ſich genöthigt, von dem Verſuche, Jenem mit gewaffneter Hand die Spitze zu bieten, abzuſtehen; ja

Digitized by Google

er hielt es, nachdem er das ihm übertragene Commando der Nordarmee in die Hände des Marschalls Mortier niedergelegt hatte, am geeignetsten, abermals mit den Seinigen ein Land zu verlassen, welches den Sprößlingen des Hauses Bourbon so unverkennbar seine Abneigung zu verstehen gab. Twickenham in England wurde aufs Neue der Ort, wo der Herzog mit seiner Familie Zuflucht suchte und fand. Nach der Schlacht von Waterloo kehrte er ins Vaterland zurück und nahm bald darauf seinen Sitz in der Pairskammer ein, wo er sich so energisch als unumwunden gegen die reactionären Tendenzen der Majorität aussprach. Allein sein Wort gefiel der Partei, welche damals die Oberhand hatte, keineswegs, man suchte ihn auf alle mögliche Weise zu verdächtigen, der Hof selbst begann mit argwöhnischen Augen auf ihn zu sehen und so geschah es denn, daß der Herzog, dem förmlichen Ausbruche einer höchsten Ungnade aus dem Wege zu gehen, sich lieber in eine Art freiwilliger Verbannung nach England begab, bis mit der Ordonnanz vom 5. Sept. ihm die Aussicht ungetrübterer Tage für die Zukunft wurde und er es wagen mochte, in den Kreis der Seinigen heimzukehren. Seine völlige Aussöhnung mit L. XVIII. hatte der Herzog vielleicht, wenn auch nur mittelbar, dem englischen Hofe zu danken, dessen Achtung und Theilnahme er sich im höchsten Grade zu erwerben gewußt hatte. Fortan lebte er nun abwechselnd in Paris oder auf seinen Gütern; Künste und Wissenschaften fanden in ihm einen Beschützer, die Schlachtopfer der Gewalt in seinem Hause stets ein Asyl und er scheute sich nicht, so sehr er selbst auch allen Parteibestrebungen fremd blieb, dennoch die ausgezeichneten, wahrhaft verdienstvollen Mitglieder der Opposition mit seiner Freundschaft zu beehren und sie seines Umganges zu würdigen. Je weiter ein den wahren Interessen des Volkes entgegenstrebendes System am Hofe sich ausbreitete, desto mehr entfernte sich der Herzog vom öffentlichen Schauplatze und die von einigen Republikanern später aufgestellte Behauptung, als habe schon lange vor der Katastrophe des Julius eine Partei Orleans existirt, mit der Absicht, dereinst Ludwig Philipp auf den Thron von Frankreich zu erheben, findet in Allem, was man von des Herzogs geheimem Leben bis jetzt kennt, so wenig Bestätigung, daß man nicht umhin kann, sie für eine bloße Erfindung Uebelgesinnter anzusehen. Nur Lafitte (s. d.) hatte ihn seit dem 28. Juli ermuntert, die Gelegenheit zu ergreifen. Als nun am 29. auf dem Stadthause die Absetzung Karl's X. ausgesprochen worden war, beschloß die provisorische Kammer am 30. auf Lafitte's Vorschlag, dem Herzog von Orleans die Regentschaft als Generallieutenant des Reichs anzutragen. Der Herzog kam in der Nacht vom 30. zum 31. nach Paris, nahm die Würde an und trat auf dem Stadthause, wo die republikanische Partei unter Lafayette (s. d.) ihren Sitz hatte, dem sogenannten Juliprogramm bei, welches einen mit republikanischen Institutionen umgebenen Thron versprach. Nachdem der Regent am 3. Aug. die Kammern berufen und durch diese die Charte hatte umarbeiten lassen, die aber freilich durch Fürsorge der Doctrinaires (s. d.) nur in den einleitenden Grundsätzen eine Umgestaltung erhielt, beschwor Ludwig Philipp am 9. Aug. die reformirte Charte und bestieg als König der Franzosen den Thron. Doch wenn er auch nur aus den Händen der Nation die Krone empfangen hatte, machte er bald, besonders dem Auslande gegenüber, sein legitimes Anrecht darauf als nächster Thronerbe und Mitglied der Bourbons geltend und suchte, gestützt auf die mittlere Bürgerklasse, den demokratischen Bewegungen im Innern eine Grenze zu setzen. Dies, besonders sein Bestreben, selbst zu regieren, entzog ihm gar bald die Gunst des Volkes wieder. Mehrere Emeuten in Paris und den Provinzen, wiederholte Versuche gegen sein Leben gaben davon Zeugniß und als er, verführt durch das Glück, welches seinen Plänen bisher zur Seite gestanden hatte, endlich mit seinen absolutistischen Grundsätzen immer deutlicher hervortrat, machte die Revolution vom 23. bis 26. Febr. 1848 seiner Herrschaft ein plötzliches Ende (s. Frankreich). Mit Mühe und unter großen Gefahren gelang es ihm aus Paris zu entfliehen und nachdem er Tage lang verkleidet umhergewandert war, an die Küste und auf ein Schiff zu kommen, das ihn an die englische Küste brachte. Hier, wohin sich nach und nach sämmtliche Mitglieder seiner Familie begaben, mit Ausnahme der Herzogin von Orleans, welche mit ihren Kindern nach Deutschland floh, wählte er Claremont, den Landsitz

Digitized by Google

seines Schwiegersohnes, des Königs von Belgien, zum Aufenthalt. Aus seiner Ehe mit Marie Amalie von Sicilien entsprangen 1) der älteste Sohn, Ferdinand, Herzog von Orleans (s. d.) gest. am 13. Juli 1842; 2) Ludwig, Herzog von Nemours, geb. am 25. Oct. 1814; 3) Franz, Prinz von Joinville, geb. am 14. Oct. 1818; 4) Heinrich, Herzog von Aumale, geb. am 16. Jan. 1822; 5) Anton, Herzog von Montpensier, geb. am 31. Juli 1824; 6) die Prinzessin Louise, geb. am 14. Oct. 1812, Gemahlin des Königs der Belgier, Leopold; 7) die Prinzessin Maria, geb. am 3. April 1813, gest. 1839 als Gemahlin des Herzogs Alexander von Würtemberg; 8) die Prinzessin Clementine, geb. 1817, vermählt mit dem Prinzen August von Sachsen-Koburg-Gotha. Der Herzog Ferdinand von Orleans hat aus seiner Ehe mit der Prinzessin Helene von Mecklenburg-Schwerin hinterlassen: 1) Ludwig Philipp, Grafen von Paris, geb. am 24. Aug. 1838 und 2) Robert, Herzog von Chartres, geb. am 9. Nov. 1840; die Prinzessin Marie einen Sohn, den Herzog Alexander Philipp, geb. 1838. Der Herzog von Nemours, der sich mit der Prinzessin Victoria von Sachsen-Koburg-Gotha vermählte, erzeugte mit ihr zwei Söhne: Ludwig, Grafen von Eu, geb. 1842, und Ferdinand, Herzog von Alençon, geb. 1844, sowie eine Tochter Margarethe, geb. 1846; der Prinz von Joinville, vermählt mit Donna Francisca von Brasilien, ist Vater einer Tochter Francisca, geb. 1844, und eines Sohnes, Peter, Herzogs von Penthièvre, geb. 1845, und der Herzog von Aumale, vermählt mit der Prinzessin Caroline von Neapel, ist Vater eines Sohnes, Ludwig Philipp, Prinz von Condé, geb. 1845. Die Schwester des Königs, Prinzessin Adelaide, geb. 1777, starb am 31. Dec. 1847. Vgl. Birch „Ludwig Philipp I., König der Franzosen" (2 Bde., Stuttg. 1841—43).

Ludwig I., Karl August, König von Bayern, ist der älteste Sohn des Königs Maximilian und dessen Gemahlin Marie Wilhelmine Auguste, einer geborenen Prinzessin von Hessen-Darmstadt, und wurde geboren am 25. Aug. 1786. Nachdem seine häusliche Erziehung durch Hofmeister beendet war, studirte er auf den Universitäten Landshut und Göttingen, vermählte sich im J. 1810 mit Therese, einer Prinzessin von Sachsen-Hildburghausen und folgte am 13. Oct. 1825 seinem Vater in der Regierung. Der junge Regent erregte die schönsten Hoffnungen und, wenn es gleich stets höchst schwierig bleibt, über das Verdienst oder Nichtverdienst noch lebender Fürsten ein richtig würdigendes Urtheil abzugeben, so darf man doch hier sagen, daß L. in der That manche Verbesserung hat ins Leben treten lassen. Er hatte von früh auf eine besondere Vorliebe für die schönen Künste offenbart, und Beweise davon, daß diese Neigung nicht bei ihm erlosch, sondern sich auf das Glänzendste geltend machte, sind die unter seiner Regierung unternommenen und ausgeführten prächtigen Bauten, als z. B. das Odeon, die Pinakothek, das Walhalla, mehrere Kirchen, der Ludwigskanal ꝛc. Auch die Wissenschaften fanden an ihm, wie von jeher, so noch mehr, nachdem er die Regierung angetreten, einen freigebigen Beschützer. Seinen Wohlthätigkeitssinn bewährte der König fast bei jeder sich ihm darbietenden Gelegenheit, so namentlich außer vielem Andern durch seine Beiträge zu den von ihm selbst begründeten Kreishülfskassen, durch die aus seiner Privatkasse errichtete Blindenanstalt zu Freising, wie auch endlich durch seine Unterstützung der Griechen, welchen er, wie es scheint, dadurch, daß er ihnen seinen Sohn Otto zum Könige gab, die Vollendung zu geben glaubte. Auch trat er selbst als Dichter auf und seine „Gedichte" (München 1829; 4. Aufl., 3 Bde., 1845) geben ein schönes Zeugniß von seinem trefflichen Gemüth, wenn sie auch häufig gegen die Form verstoßen. Ihnen schlossen sich „Walhalla's Genossen" (München 1843) an. Während so der Anfang und die ersten Jahre seiner Regierung zu den schönsten Hoffnungen berechtigte und die Aufmerksamkeit von ganz Deutschland erregte, wendete sich später die öffentliche Meinung mehr und mehr von ihm ab, in Folge seines übertriebenen Eifers für die Wiederherstellung von Klöstern, sowie wegen seiner Maßnehmungen in politischer wie in kirchlicher Hinsicht. Eine andere Ursache zur Unzufriedenheit gab in jüngster Zeit sein Verhältniß zu der berüchtigten spanischen Tänzerin Lola Montez, die er zur Gräfin von Landsberg erhob. Diese Mißstimmung, welche noch vor der Februarrevolution in Paris

Digitized by Google

ſehr ernſte Unruhen in München hervorrief, gab den Bewegungen, welche jenes Ereigniß im März veranlaßte, eine größere Intenſität, als ſie vielleicht ohnedem erhalten hätten, ſcheint aber auch in König Ludwig den Entſchluß gereift zu haben, die Krone zu Gunſten ſeines älteſten Sohnes niederzulegen, was er am 20. März 1848 that. Mit ſeiner Gemahlin zeugte er vier Söhne und eben ſoviel Töchter: 1) den jetzt regierenden König Maximilian II., geb. am 28. Nov. 1811, vermählt ſeit 1842 mit der Prinzeſſin Maria von Preußen, die am 25. Aug. 1845 von einem Sohne, Otto Ludwig, entbunden wurde; 2) den Prinzen Otto, König von Griechenland (ſ. d.); 3) Luitpold, geb. 1821, vermählt 1844 mit der Erzherzogin Auguſte von Toscana, dem 1845 ein Sohn, Ludwig, geboren wurde; 4) Adelbert, geb. 1828; 5) Mathilde, geb. 1813, ſeit 1833 Gemahlin des jetzt regierenden Großherzogs Ludwig III. von Heſſen; 6) Adelgunde, geb. 1823, vermählt ſeit 1842 mit dem Erbprinzen Franz von Modena; 7) Hildegard, geb. 1825, ſeit 1844 Gemahlin des Erzherzogs Albrecht von Oeſterreich; und 8) Alexandra, geb. 1826.

Ludwig I., Großherzog von Heſſen-Darmſtadt, wurde geboren am 14. Juni 1753 zu Prenzlau in der Uckermark, wo ſein Vater, der nachmalige Landgraf Ludwig VI., als preuß. Generallieutenant in Garniſon ſtand. Seine Mutter war Henriette Karoline Louiſe, Prinzeſſin von Zweibrücken-Birkenfeld, eine an Bildung und Kraft des Geiſtes und Herzens ausgezeichnete Fürſtin. L. ſtudirte zu Leyden, beſuchte England und Frankreich, focht als ruſſ. Generallieutenant in Katharina's II. Heere gegen die Türken und kehrte, in jeder Hinſicht vielſeitig gebildet, ins Vaterland zurück. Am 29. Febr. 1777 vermählte er ſich, nicht aus Convenienz, ſondern aus Neigung, mit Louiſe Karoline Henriette, Tochter des Landgrafen Georg Wilhelm von Heſſen-Darmſtadt, die wegen ihrer großen Schönheit und Liebenswürdigkeit, ihres reichen Geiſtes und gütigen Herzens allgemein geprieſen wurde. Am 6. April 1790 ſtarb ſein Vater, und L. trat nun die Regierung an. Bei ſeinem Regierungsantritte zählte die Bevölkerung 300,000 Menſchen auf 100 QM. Durchdrungen von den Pflichten eines deutſchen Reichsfürſten und von treuer Anhänglichkeit an Oeſterreich, verſtärkte Ludwig ſein Militär, ſetzte es auf den Kriegsfuß und erhielt es in fortwährender Uebung. Als im J. 1792 Cuſtine Mainz genommen hatte, zog er ſeine Truppen bei Gießen zuſammen und ließ ſie an den Unternehmungen gegen Königſtein und Frankfurt Theil nehmen. Im Frühlinge 1793 wohnte er mit 5000 M. ſeiner Heſſen der Belagerung von Mainz bei, während die übrigen am Rheine und im Elſaß mit gewohnter Tapferkeit ſtritten. Allein das Glück des Kriegs wurde ihm immer mehr abhold, und er ſah ſich zuletzt genöthigt, ſein Land zu verlaſſen und eine Zuflucht in Dresden beim ſächſ. Hofe zu ſuchen. Nach ſeiner Rückkehr von da in die Heimath (1797) bemühte er ſich nun, die ſeinem Lande durch den Krieg geſchlagenen Wunden zu heilen. Durch den Lüneviller Friedensſchluß hatte er Hanau-Lichtenberg an Frankreich verloren; der Deputationshauptſchluß von 1803 nahm ihm ebenfalls noch mehrere ſeiner Beſitzungen, gab ihm aber dafür als Entſchädigung Weſtfalen und andere Landestheile, im Ganzen ungefähr eine Vermehrung von 200,000 Einw. Im J. 1805 brach der Krieg zwiſchen Oeſterreich und Frankreich aus. Feſt in ſeinen Verpflichtungen bis zum Gebot abſoluter Noth, mit Charakterſtärke und Treue an Oeſterreich hängend, bis das Wohl des Landes höhere Pflichten in die Wagſchale legte, wich er nicht eher vom deutſchen Reichsverbande, als bis dieſer in allen Zuſammenhängen aufgelöst war, und Augereau bereits das Land beſetzt hatte, dann erſt trat er (12. Aug. 1806) dem rheiniſchen Bunde bei. Es erfolgte nun die Annahme der königl. Würde als Großherzog von Heſſen. Mit Aufopferungen erfüllte er nun ſeine gegen Frankreich eingegangenen Verpflichtungen. Im Oct. 1806 mußten die heſſiſchen Truppen gegen Preußen mit ſtreiten, darauf im Kriege mit Spanien und im J. 1809 wieder in dem öſterreichiſch-franzöſiſchen Kriege. Im J. 1812 fochten die Heſſen im Kriege gegen Rußland und noch im J. 1813 ſtritten ſie in der Völkerſchlacht bei Leipzig auf Frankreichs Seite. Erſt als Napoleon's Sache ihm unhaltbar verloren ſchien, und faſt dazu gezwungen durch den Einmarſch der Ruſſen in ſeine Reſidenz, ſchloß er ſich

Digitized by Google

den Alliirten an, durch die Frankfurter Convention. An dem Congresse in Wien nahm L. durch den Erbprinzen Theil und trat dem deutschen Bunde bei. Er mußte nun zwar, was ihm sehr leid that, Westfalen wieder abgeben, erhielt dafür aber anderweit Entschädigung, so daß er jetzt ein Gebiet von 185 QM. mit 680,000 Einw. besaß. Hatte er früher mit aller Kraft die Würde seines Landes nach Außen hin zu vertheidigen gesucht, so waren nun, nach gewonnenem Frieden, seine Bestrebungen für das innere Wohl derselben nicht minder großartig. Ackerbau und Viehzucht wurden verbessert, das Forstwesen umgestaltet, neue Kunststraßen wurden angelegt, Flußbauten vorgenommen, Institute für Kunst und Wissenschaft, Militär- und Civil-Witwenkassen wurden errichtet, Hospitäler, milde Stiftungen, Armenhäuser erweitert, zweckmäßigere Straf- und Besserungsanstalten errichtet. Ein neues bürgerliches Strafgesetzbuch wurde vorbereitet und endlich setzte er durch die am 7. Dec. 1820 freiwillig gegebene Verfassung seinem segensreichen Wirken die Krone auf. Politische Verketzerungen beachtete er nicht, religiöse Intoleranz war ihm ein Gräuel, und so lange L. regierte, hat man in seinem Lande nicht gewußt, was das Wort „geheime Polizei" zu bedeuten habe. Er war ein rechter Vater seines Volkes, das, bei seinen hohen seltenen Fürstentugenden, gern die kleineren Schwächen, die jedoch stets rein menschlich waren, übersah. Hierzu möchte man namentlich seine große Vorliebe für das Theater rechnen, die ihm starke Summen kostete. Doch nahm er diese nur aus seinem Privatvermögen. Er selbst lebte sonst einfach und sparsam und stand bis an sein Ende mit gleichbleibender Thätigkeit den Regierungsgeschäften vor. Ganz Darmstadt ist ein Denkmal seiner väterlichen, wohlthätigen Regierung. Im J. 1790 zählte es 9500 Einw., jetzt über 20,000. Durch Vergünstigungen, Unterstützungen, Aufmunterungen aller Art wurde es eine der freundlichsten schönsten Städte Deutschlands. Tief betrauert von seinem Volke und von vielen Augen beweint, beschloß er am 6. April 1830 sein mit den schönsten menschlichen Tugenden so reich geschmücktes Leben; seine edle Lebensgefährtin war ihm schon am 24. Oct. 1829 in jene bessere Welt vorausgegangen. Ihm folgte in der Regierung sein Sohn Ludwig II. (s. d.). Ein großartiges Denkmal wurde ihm im J. 1844 auf dem Louisenplatz in Darmstadt errichtet.

Ludwig II., Großherzog von Hessen-Darmstadt, der älteste Sohn Ludwig's I., geb. am 26. Dec. 1777, genoß, was gewiß einem Fürsten nur frommen kann, eine öffentliche Erziehung und studirte unter Aufsicht seines Hofmeisters v. Petersen in Leipzig. Im J. 1804 vermählte er sich mit der Tochter des Erbprinzen Karl Ludwig's von Baden, Wilhelmine Louise, mit welcher er ein ziemlich stilles Privatleben, fern von jedem Einmischen in das öffentliche Treiben, führte. Nach dem Tode seines Vaters übernahm er (6. April 1830) die Regierung und das Lob, was ihm gebührte, war eben, daß seine Leidenschaftlosigkeit keine Besorgnisse errege, vielmehr seine Privattugenden, namentlich seine Milde, Hoffnungen machten. Es würde darum hier auch wenig von dem kleinen Landesfürsten zu sagen sein, wenn nicht die neue, bewegte Zeit auch auf Hessen ihren Einfluß geäußert hätte und nicht auch hier die Hof- und die Volkspartei in Opposition getreten wäre. Eine Privatsache war es, daß der neue Herzog seine, trotz einer Apanage von 207,000 Gulden, als Thronerbe gemachten Schulden, die sich über 2 Mill. Gulden beliefen, dem Lande vermachen wollte, deren Uebernahme selbst die erste Kammer wenigstens vor der Hand verweigerte. Aber die beim Regierungsantritte erlassene Bekanntmachung, die sich wenig um die Verfassung kümmerte und mehrere andere unpopuläre Maßregeln, konnten durchaus keinen großen Enthusiasmus unter dem Volke bewirken. Versuchte Ersparungen, die theilweise selbst am unrechten Orte waren, konnten wenig schlagende Beweise für durchgreifende Reformen liefern und Hessen folgte dem Strome der allgemeinen Erregtheit; die daselbst ausgebrochenen Unruhen sind bekannt. Die Maßregeln dagegen sind nicht auf Rechnung eines kleinen Großherzogs zu setzen, er folgte dem Willen der gesammten Bundesherrschaft; aber die doppelte Verpflichtung gegen dieses Bündniß und gegen das mit dem Volke geschlossene, mußte auch Ludwig II. in Collisionen bringen, die nur seine persönliche Gutmüthigkeit ausgleichen konnte und deren unangenehmen Einflüsse nur die Verantwortlichkeit seiner

Digitized by Google

Minister von seiner Person abzuwenden vermochte. Großen Jubel erregte sowohl in Hessen, wie im übrigen Deutschland, die von ihm im J. 1839 ausgesprochene Begnadigung der verurtheilten politischen Gefangenen. Die in Folge der Februarrevolution in Frankreich auch in Hessen entstandenen politischen Bewegungen bewogen ihn schon am 8. März seinen ältesten Sohn zum Mitregenten anzunehmen. Das war der letzte Act seines öffentlichen Wirkens, denn eine Krankheit, die ihn schon vor den Märztagen ergriffen, machte seinem Leben am 12. Aug. 1848 ein Ende. Von seiner am 27. Jan. 1836 verstorbenen Gemahlin hatte er drei Söhne und eine Tochter erhalten: 1) der jetzt regierende Großherzog Ludwig III., geb. am 9. Juni 1806, vermählt seit 1833 mit Mathilde, Tochter des Königs Ludwig von Bayern, geb. am 30. Aug. 1813; 2) Karl, geb. am 23. April 1809, vermählt seit 1836 mit Elisabeth, Tochter des Prinzen Wilhelm von Preußen, geb. am 18. Juni 1815, mit der er die Prinzen Ludwig, geb. 1837, Heinrich, geb. 1838, und Wilhelm, geb. 1845, und die Prinzessin Maria Anna, geb. 1843, gezeugt hat; 3) Alexander, geb. am 15. Juli 1823, und 4) Marie, geb. am 8. Aug. 1824, seit 1841 die Gemahlin des Großfürsten und Thronfolgers von Rußland, Alexander Nikolajewitsch. Außerdem leben noch drei Brüder des Großherzogs, Georg, geb. 1780, Friedrich, geb. 1788, und Emil, geb. 1790.

Ludwig I.—VI. Landgrafen von Thüringen (s. d.).

Ludwig Wilhelm I., Markgraf von Baden-Baden, einer der ausgezeichnetsten Generale seiner Zeit, der Sohn des Erbprinzen Ferdinand Maximilian und der Prinzessin Louise Christiana von Carignan und der Enkel des Markgrafen Wilhelm's I. von Baden-Baden, wurde in Paris am 8. April 1655 geb. und von Ludwig XIV. aus der Taufe gehoben. Die Mutter wollte ihn in Paris, wo sie getrennt von ihrem Gatten lebte, erziehen, aber Vater und Großvater nahmen ihn in einem Alter von drei Monaten heimlich weg, damit er unter dem Volke aufwachse, über das er einst regieren sollte. Seine ersten Kriegsdienste that er unter Montecuculi gegen Turenne in dem Feldzuge im Elsaß. Auch als der Herzog von Lothringen an Montecuculi's Stelle getreten war, behielt er unter diesem ein Commando. Nach dem Frieden von Nimwegen kehrte er 1678 nach Baden zurück und übernahm, da sein Vater bereits 1669 verstorben, an seines 1677 verstorbenen Großvaters Stelle die Regierung. Als 1683 der Krieg zwischen Oesterreich und der Türkei ausbrach, warf er sich mit einem Truppencorps nach Wien, und als die Stadt durch den Herzog von Lothringen und den König von Polen, Sobieski, entsetzt war, errang er mehrfache Vortheile über die geschlagenen Türken. Er behielt hierauf den Oberbefehl an der Donau und schlug die Türken am 24. Sept. 1689 bei Nissa und am 19. Aug. 1691 bei Salankemen. Im J. 1693 wurde ihm der Oberbefehl über die Reichsarmee in Deutschland gegen die Franzosen übertragen; er nahm Heidelberg wieder und ging sodann nach England, um sich mit dem König Wilhelm wegen der Kriegsunternehmungen gegen Frankreich zu vereinigen. Nach Eröffnung des Feldzugs im Frühjahre 1694 fiel er in das Elsaß ein, wo er die größte Thätigkeit bewies, ungeachtet er an der heftigsten Gicht litt. Nach Sobieski's Tode bewarb er sich 1697 um den erledigten poln. Thron; mußte aber dem Kurfürsten Friedrich August I. von Sachsen nachstehen. Im span. Erbfolgekriege befehligte er die kaiserliche und Reichsarmee und eroberte 1702, ungeachtet des tapfern Widerstandes, Landau. Sein Talent in der Befestigungskunst bewährte er durch die Anlegung der berühmten Linien, die sich von dem Schwarzwalde durch Bühl bis Stollhofen an den Rhein ausdehnten. Doch war ihm in der letzten Zeit das Kriegsglück weniger günstig. Er starb zu Rastadt am 4. Jan. 1707.

Ludwig, Jos. Ant., Erzherzog von Oesterreich, jüngster Bruder des Kaisers Franz, geb. zu Florenz am 13. Dec. 1784, widmete sich frühzeitig dem Militärdienste und stand schon in dem Feldzuge von 1809 an der Spitze eines österreich. Truppencorps, mit welchem er aber in der Schlacht bei Abensberg (s. d.) am 20. April von Napoleon geschlagen wurde. Als er hierauf das Commando verlor, wendete er sich mit Eifer dem Studium der mathematischen und Naturwissenschaften zu und machte zur Erweiterung sei-

Digitized by Google

ner Kenntnisse Reisen durch England und einen großen Theil des Continents. Nach dem Tode des Feldmarschalllieutenants Grafen Hieronymus von Colloredo-Mansfeld wurde er 1822 zum Generaldirector der Artillerie ernannt. Obwohl im Charakter ganz verschieden, hatte er sich doch des besondern Vertrauens seines Bruders, des Kaisers, zu erfreuen, der ihm sogar die Erledigung eines Theils der Regierungsgeschäfte übertrug und sich auch anderweitig von ihm oft vertreten ließ. Noch größern Einfluß gewann L., als er nach der Thronbesteigung seines Neffen, des Kaisers Ferdinand, im J. 1635 Chef der aus dem Erzherzoge Franz Karl, dem Fürsten Metternich und dem Grafen Kolowrat zusammengesetzten geheimen Staatsconferenz wurde. In dieser Stellung bewährte er zwar fortdauernd eine feste Anhänglichkeit an die von Kaiser Franz befolgten Maximen des Stabilitätssystems, dabei aber zugleich eine stets sich gleichbleibende und durch nichts zu beeinträchtigende strenge Gerechtigkeitsliebe, die ihm das Vertrauen aller Parteien erwarb. Ueberhaupt birgt der Prinz, trotz dem, daß ihm die den Habsburgern eigenthümliche offenherzige Leutseligkeit fehlt, unter dem zurückhaltenden Ernste seines Wesens einen hohen Grad von Herzensgüte, und seinem Billigkeitsgefühle vorzüglich verdankt man mehrere Wendepunkte in den Verwaltungsmaßregeln, die von wohlthätigen Folgen für das Ganze des Staates waren.

Ludwig Friedrich Christian, gewöhnlich Louis Ferdinand geheißen, Prinz von Preußen, Sohn des Prinzen Ferdinand und Neffe Friedrich's II., geb. am 18. Nov. 1772, erhielt eine treffliche Erziehung, wodurch seine vielfachen Talente ausgebildet wurden. Ebenso zeigte er im Kriege vielfaches Talent, diente mit Auszeichnung 1792 in der Champagne und 1793 bei der Belagerung von Mainz. Nach dem geschlossenen Frieden dürstete sein leidenschaftliches, stets schaffendes Gemüth nach Thaten, er gab sich der Kunst hin und beschäftigte sich als tüchtiger Clavierspieler besonders mit Musik, componirte mehrere Werke, größtentheils von Dussek, seinem Lehrer, aufgeschrieben und nach seinem Tode herausgegeben. L's. Phantasie war kühn und schwärmerisch, ein Abbild seines Charakters, der Schwung des Genies fühlt sich überall durch bei allen Mängeln der Kunst. Zu nennen sind besonders: Trios, Quartett und Quintett für das Pianoforte. Er stand in dieser Epoche als Generallieutenant zu Magdeburg, erregte aber, indem er einer Geliebten wegen ohne Urlaub mehrere Male nach Hamburg reiste, die Unzufriedenheit des Königs, welche noch dadurch gesteigert wurde, daß er sich zu Berlin mancherlei Ausschweifungen erlaubte. Bei dem Ausbruche des Krieges gegen Frankreich 1806 befehligte L. die Avantgarde, ward den 10. Oct. bei Saalfeld mit Uebermacht angegriffen, sein Corps in die Flucht geschlagen und er von einem franz. Wachtmeister, dem er sich nicht gefangen geben wollte, erschossen. Er liegt zu Berlin begraben. Seine beiden natürlichen Kinder erhob der König unter dem Namen Wildenbruch in den Adelstand. Am 19. Oct. 1823 wurde ihm am Orte, wo er gefallen, ein Denkmal gesetzt.

Ludwigsburg, im Neckarkreise, die zweite Residenz des Königs von Würtemberg, wurde seit 1706 vom Herzoge Eberhard Ludwig nach einem großartigen Plane, mit regelmäßigen breiten Straßen angelegt. Sie hat vier Kirchen, sieben öffentliche Plätze, acht Thore und ein prachtvolles königl. Schloß, welches mit reizenden Gartenanlagen und den künstlichen Ruinen der Emichsburg geziert ist und in seinem Innern die Familiengalerie, eine Bildersammlung aller würtemb. Regenten nebst einem großen Theil der Fürstinnen, den Ritter- oder Ordenssaal, die Ordenskapelle, die Gemäldegalerie und die fürstliche Gruft enthält. Auch befinden sich daselbst das Arsenal, die Stückgießerei und eine militärische Lehranstalt. Die Stadt zählt 10,000 Einw., welche sich hauptsächlich mit Tuch-, Porzellan-, Steingut- und Fayencefabrikation beschäftigen. Auch besitzt die Stadt ein Lyceum, zwei Waisenhäuser, eine Kinderrettungsanstalt und ein Zuchthaus. In den Umgebungen sind die Lustschlösser Monrepos, an einem künstlich geschaffenen See, mit Gartenanlagen und zwei Inseln, auf deren einer sich eine im goth. Stile gebaute Kapelle befindet; Favorite und Salon, beide gleichfalls mit Gartenanlagen, und Solitude, mit einem vom Herzoge Karl 1763 angelegten, jetzt größtentheils abgebrochenen königl. Lustschloß und Garten auf einem Berge am Walde.

Digitized by Google

Ludwigskanal, zur Verbindung zwiſchen der Donau und dem Rhein, iſt unſtreitig eine der großartigſten Unternehmungen der neueſten Zeit, wenn auch ſeine praktiſche Bedeutung nicht ſo groß ſein ſollte, als man bei dem Beginne ſeines Baues glaubte. Schon Karl der Große hatte die Idee, den Main durch die Altmühl mit der Donau zu verbinden, allein die höchſt mangelhaften Kenntniſſe damaliger Zeit in den mechaniſchen und hydrotechniſchen Wiſſenſchaften hinderten die Ausführung. Endlich faßte König Ludwig von Bayern den Entſchluß, jenen großartigen Gedanken zu verwirklichen. Nach den nöthigen Vorarbeiten lieferte der Oberbaurath von Pechmann einen Entwurf, der 1834 genehmigt wurde. Damals waren die Koſten auf 8,350,000 Fl. veranſchlagt, doch dürften ſie wohl mehr als das Doppelte betragen haben. Das veranſchlagte Capital wurde durch Actien aufgebracht, deren vierten Theil der Staat übernahm. Die jährlichen Unterhaltungskoſten ſind wohl viel zu niedrig auf 556,200 Fl. berechnet. Der eigentliche Bau des Kanals begann bei Nürnberg im J. 1836 und gedieh in den erſten ſieben Jahren ſchon ſo weit, daß man die Strecke von Wandelſtein nach Nürnberg und von da nach Bamberg fahrbar machen konnte. Der Kanal beginnt bei Kelheim und erreicht ſeinen höchſten Punkt, 630½ F. über dem Mainſpiegel und 270¾ F. über dem Donauſpiegel bei Neumarkt. Er hat auf ſeiner Länge von 23½ M. 91 Kammerſchleuſen, deren jede 120 F. lang und 16 F. breit iſt und auf 90 F. ein Zwiſchenthor hat, da die ganze Länge nur für die Bauholzſchiffe benutzt werden ſoll. Die Breite der Schiffe iſt an der Oberfläche 14½, im Boden 14 F. und voll beladen gehen dieſelben 4 F. im Waſſer. Bei günſtigem Winde kann ein Pferd bis zu 2000 Ctnr. ziehen. Die Leinpfade ſind mit Obſtbäumen bepflanzt. Der Kanal ſelbſt iſt oben 54, in der Sohle 34 F. breit, die Tiefe iſt 5 F.; doch kann ſie, wenn die Verſchlämmungen eintreten, auf 7 F. gebracht werden. Der Kanal durchſchneidet die Nürnberg-Fürther Eiſenbahn und wird durch eine 150 F. lange Brücke über die Pegnitz geleitet. Gegen Anſchwellungen der Waſſermaſſe iſt der Kanal durch Durchläſſe geſchützt, deren Zahl ſich auf 99 beläuft; 12 Brücken führen ihn über Flüſſe und Bäche und 105, theils hölzerne, theils ſteinerne Brücken führen über ihn. Die ganzen Bauten, vom erſten Spatenſtich bei Nürnberg an, haben neun Jahre gedauert und wenn auch mancher Mißgriff bei dem gewaltigen Unternehmen gemacht wurde, wenn man auch bei der Ausführung einſah, daß Vieles auf dem Plane ganz leicht ausſah, dem ſich dann in der Praxis faſt unüberſteigliche Hinderniſſe in den Weg ſtellten, ſo iſt doch das Ganze, jetzt vollendet, im eigentlichſten Sinne ein ſprechendes Bild deutſchen Unternehmungsgeiſtes und deutſcher Beharrlichkeit.

Ludwigslied heißt ein althochdeutſches Gedicht auf den Sieg, den der weſtfränk. König Ludwig III., ein Sohn Ludwig's des Stammlers, bei Saucourt in der Picardie im J. 881 über die Normannen erfocht. Es ſchließt ſich dem Volkston an, iſt aber ohne Zweifel von einem fränk. Geiſtlichen verfaßt. Herausgegeben wurde es zuerſt von Schilter (Straßb. 1696) in ſehr verderbtem Text nach einer Abſchrift, die Mabillon von der Handſchrift genommen hatte. Dieſe galt lange für verloren, bis Hoffmann von Fallersleben ſie zu Valenciennes wieder auffand und aus ihr das Gedicht in dem von ihm und Willems herausgegebenen „Elnonensia" (Gent 1837) in treuem Abdruck bekannt machte, das ſpäter W. Wackernagel in die zweite Ausgabe ſeines „Altdeutſchen Leſebuchs" (Baſ. 1839) aufnahm.

Lübben, eine Stadt im Regierungsbezirk Frankfurt der preuß. Provinz Brandenburg mit 4000 Einw., welche Gartenbau, viel Tuch-, Leinwand- und Tabaksfabrikation unterhalten, liegt auf einer Inſel der Spree und Berſte, hat ein Schloß, ein ſchönes Landſchaftshaus, eine höhere Bürgerſchule und ein Hebammeninſtitut und war früher der Hauptort der Niederlauſitz.

Lübeck, ein zum Großherzogthum Oldenburg gehöriges Fürſtenthum, längs der Trave und um den Eutinerſee, in der holſtein. Landſchaft Wagrien, wurde als Bisthum von Kaiſer Otto I. in Holſtein gegründet; die Reſidenz des Biſchofs verlegte man aber 1162 nach Eutin. Im J. 1530 traten Biſchof und Stift der Reformation bei und Er-

Digitized by Google

sterer blieb Reichsfürst. Da das fürstliche Haus Holstein dem Bisthum manchen Dienst erwiesen hatte, so wurde 1647 zwischen beiden ein Vergleich geschlossen, zufolge dessen die nächsten sechs aufeinanderfolgenden Bischöfe aus dem holstein. Hause erwählt werden sollten. Die Streitigkeiten, welche deshalb mit Dänemark entstanden, wurden 1667 im Frieden zu Glückstadt beigelegt, indem Dänemark jetzt jedem Vergleiche seine Zustimmung gab. Ein neuer Streit erhob sich in Folge einer Bischofswahl im J. 1701, bei der zwölf Stimmen auf den dän. Prinzen Karl, neun aber auf den holstein. Administrator, den Herzog Christian August, gefallen waren. Durch Vermittelung Englands und Hollands kam indeß doch endlich ein Vergleich zu Stande, vermöge dessen der Administrator von Holstein im Besitze des Bisthums verbleiben, der Prinz Karl von Dänemark aber durch eine Summe Geldes abgefunden werden sollte. Nachdem dem Vertrage von 1647 schließlich durch die Wahl des Herzogs Friedrich August von Holstein-Gottorp volle Genüge geschehen, wählte das Domcapitel 1756 den dän. Prinzen Friedrich, einen Sohn König Friedrich's V., zum Coadjutor. Dieser entsagte 1772 seinen Ansprüchen zu Gunsten Peter Friedrich's, eines Sohnes des erwähnten Bischofs Friedrich August, und dieser trat sie wiederum 1776 an seinen Vetter, den Herzog Peter Friedrich Ludwig, ab, der 1785 die bischöfliche Regierung übernahm, während er zugleich Administrator des Herzogthums Oldenburg war. Im J. 1802 wurde nicht nur das ganze Bisthum, sondern auch das fast ebenso beträchtliche Domcapitel dem Herzoge von Oldenburg für gebrachte Opfer als Fürstenthum zur Entschädigung gegeben, wobei man jedoch der Reichsstadt Lübeck (s. d.) einen Theil der Capitelsdörfer zum eigenthümlichen Besitze zuerkannte. Vermöge des am 14. Febr. 1842 zu Plön mit der Krone Dänemark abgeschlossenen Vertrags hat zur Arrondirung der beiderseitigen Gebiete ein Ländertausch stattgefunden, vermöge dessen das Kirchspiel Ratekau an das Herzogthum Holstein, das Kirchspiel Gleschendorf aber an das Fürstenthum L. übergegangen ist. Das Fürstenthum L. zählt nach der letzten Zählung von 1840 auf etwa 8 QM. 20,749 Einw. in der Stadt Eutin (s. d.), einem Marktflecken und 82 Dörfern. Seit 1845 sind das Consistorium, die Rentenkammer und das Directorium des Armenwesens aufgehoben und die Geschäfte dieser Collegien der Regierung überwiesen, der für die geistlichen und Schulangelegenheiten ein Mitglied vom Fach beigeordnet ist.

Lübeck, freie Stadt in Deutschland, die mit ihrem Gebiet im Mecklenburgischen, an der Mündung der Trave, eines kleinen Küstenflusses der Ostsee, liegt. Im Anfange des 9. Jahrh. wurde an der Stelle des heutigen Lübeck von einem uralten Volksstamme der Slaven, den Wilzen, ein Waffenplatz errichtet, der den wilden Andrang der gewaltigen Obotriten aufhalten sollte. Der Platz wurde aber bald von den Obotriten genommen und von ihrem Könige Heinrich zur Residenz gewählt, 1139 jedoch wieder von den Rugiern behauptet und von Grund aus zerstört. Darauf (1140) gründete Graf Adolf VI. von Holstein an den Ufern der Trave das heutige Lübeck und überließ es 1167 an Heinrich den Löwen, der Sachsen Herzog, unter dem seine Blüthe und sein Wohlstand beginnt und der zu hoher Größe stieg, als 1241 Lübeck und Hamburg, und in der Folge bald mehrere Städte, zur Beschützung ihres wechselseitigen Verkehrs und zu besserem Gange ihres Handels einen Bund, Hansa oder hanseatischen Bund (s. d.), schlossen. Mit dem Ansehen des Bundes sank zu Ende des 16. Jahrh. auch der Reichthum der Hansestädte und Lübeck ist seitdem nicht wieder zu der Blüthe und der Macht gekommen, als zur Zeit dieses Bundes, wenn es schon für den deutschen Handel von hoher Bedeutsamkeit geblieben ist. Der Deputationsreceß von 1802 gab Lübeck sein heutiges Gebiet; außer der kleinen Halbinsel Priderol noch den Besitz der Domkirche und aller dem Hochstift Lübeck in der Stadt zugehörigen Gebäude und Vorrechte. Im J. 1810 ward L. sammt den beiden andern Hansestädten mit Frankreich vereinigt und zu dessen Departement der Elbmündungen geschlagen. Nach der Restauration 1815 wurde es wieder eine der vier freien Städte des deutschen Bundes. Das Gebiet ist etwa 5½ QM. groß mit 16,200 Bewohnern, worin etwa 500 Juden. Es ist eben, besteht theils aus Marsch, meist aber aus fruchtbarer Geest und bringt in reichen Maßen Getreide, Hülsen- und Gartenfrüchte, Rübsamen und Flachs

Digitized by Google

hervor. Die Landwirthschaft, darunter besonders die Viehzucht und die Fischerei beschäftigen vorzüglich die Bewohner. Die Verfassung der Stadt und des Gebietes ist republikanisch mit gemeinschaftlicher Theilnahme des Senats und der Bürgerschaft. Das Gebiet ist in diese fünf Districte getheilt, den Burgthor-, den Mühlenthor-, den Holsteinthor-, den Ritzeränte- und den Travemünderbezirk. Die Stadt L. nun liegt auf einem länglichen Hügel an der Trave, welche die Steckenitz und Wackenitz aufnimmt und Schiffe aus der zwei Meilen entfernten Ostsee bis an die Kaien führt, zählt jetzt 3485 Häuser, wozu noch 79 Säle, 74 Wohnkeller und 1700 Buden in den Gängen und auf den Höfen kommen; die Zahl der Einwohner beträgt 26,000, darunter 400 Reformirte und 700 Katholiken. Sie umgeben schöne Gartenanlagen und Wohnungen. Als merkwürdige Bauwerke zeichnen sich aus: die Marienkirche, gebaut von 1163—76, mit ihren beiden 430 Fuß hohen Thürmen und dem kleinen, mit Stunden- und Spielglocken versehenen Thurm, dem astronomischen Uhrwerke, dem sogenannten Todtentanz und den beiden merkwürdigen Granitsäulen. Von ihren Thürmen herab ertönt alle halbe und ganze Stunden eine halbe oder ganze Strophe aus einem Choral, und auf einer Gallerie ist der Heiland abgebildet, vor dem allemal um die 12. Stunde die Apostel vorübergehen und sich verbeugen, welches zwei Engel durch Posaunenton kundthun. Ferner die alte Domkirche mit vielen Monumenten, das Rathhaus mit dem Hansesaale und der Börse, die Wasserkunst, das Opernhaus, der Bauhof ꝛc. Nicht leicht hat eine andere deutsche Stadt so viele Wohlthätigkeitsanstalten als L.; es besteht hier das Johannesstift, das Hospital zum heiligen Geist für 138 abgelebte Personen, das St. Annenkloster oder Armen- und Werkhaus, worin über 500 Personen, darunter 200 Kinder beschäftigt und versorgt werden, das neue und alte Waisenhaus, das Irrenhaus, das Görgens-Hospital, sechs Höfe für Witwen und alte Jungfrauen, vier Conventе für alte Frauen, ein Caland, worin täglich 20 arme Leute reichliche Nahrung erhalten, 11 Armenhäuser für alte Frauen, 11 Armengänge zum lebenslänglichen freien Aufenthalte bedürftiger Personen, eine Anstalt, die warme Gemüse unter die Armen vertheilt (im J. 1813 178,969 Portionen), womit zugleich eine Krankenverpflegung verbunden ist, ein Gasthaus zur Beherbergung reisender Handwerksgesellen, das Pockenhaus, eine Rettungsanstalt für ertrunkene und scheintodte Personen, eine Spar- und Anleihkasse u. m. A. Uebrigens ist hier eine patriotische Gesellschaft zur Beförderung gemeinnütziger Thätigkeit, welche die Creditkasse für Professionisten, und die Versorgungsanstalt für bejahrte Personen, den Gewerbeausschuß für Veredlung der Gewerbe, die freie Zeichnenschule, die Industrieschule für Mädchen aus niedern Ständen, die Schifffahrtsschule, die Pflanzschule für Lehrer, Sonntagsschule, wöchentliche Vorlesungen ꝛc. unterhält; das Katharinengymnasium, die Domschule, mehrere Elementarschulen, die Schröder'schen Armenschulen ꝛc. Einen beträchtlichen Theil der Einwohner beschäftigt der Handel und die Schifffahrt; die Stadt selbst unterhält 72 eigene Schiffe, davon die meisten nach den russ. Häfen gehen. Große Geschäfte werden besonders in Wein, Korn, russ. Producten, Colonialwaaren, deutschen, englischen und französischen Manufakturen, eigenen Fabrikaten ꝛc. gemacht. An Fabriken aber bestehen zumal: Tabak-, Hut-, Tuch-, Seiden-, Bernstein-, Karten-, Gold- und Silber-, Amidon-, Puter-, Woll- und Leingarnfabriken; außerdem Roth-, Weiß- und Korduangerbereien, Leimsiedereien, Essigbrauereien u. s. f. Für Unterhaltung wird durch Schauspiele, Concerte, Bälle, Clubs, Kaffeehäuser, Gärten und Freimaurerlogen ꝛc. gesorgt. Vgl. Becker, „Geschichte der Stadt L." (3 Bde., Lübeck 1782—1805); Zietz, „Ansichten der freien Hansestadt L. und ihrer Umgebung" (Frankf. 1822); Behrens, „Topographie und Statistik von L." (Lübeck 1844).

Lübisches Recht ist eins der wichtigsten Stadtrechte des deutschen Mittelalters. Das älteste noch vorhandene deutsche lübische Rechtsbuch ist vom J. 1235; die letzte publicirte Revision desselben aber vom J. 1586.

Lücke, Gottfried Christian Friedrich, ordentlicher Professor der Theologie und Consistorialrath zu Göttingen, geb. zu Egeln bei Magdeburg am 23. Aug. 1792, erhielt seine wissenschaftliche Bildung auf der Domschule zu Magdeburg und ging von dort 1810 auf

Digitized by Google

die Universität Halle. Mit tüchtigen Schulkenntnissen ausgestattet, brachte er zugleich Lust und Liebe zu den theologischen Wissenschaften mit auf die Universität, und darum konnte es nicht fehlen, daß er unter den berühmten Kämpen der dortigen Universität auf der theologischen Arena zum wackern Vorstreiter erstarkte. Von hier ging er nach zwei Jahren nach Göttingen, um Planck zu hören und ward nach einem Jahre Privatdocent. Die politischen Mißverhältnisse der damaligen Zeit berührten ihn hier gewaltthätig und nur die Gönnerschaft Planck's konnte ihn von der westfälischen Conscription befreien und nach Göttingen befördern. Im J. 1816 verließ er Göttingen, um in Berlin sein Glück zu versuchen, und fand hier in der Bekanntschaft mit Neander, Schleiermacher und de Wette neue Anregungen zu seiner theologischen Thätigkeit. Im J. 1818 ward er nach Bonn versetzt, folgte aber 1827 einem Rufe nach Göttingen. Seine Schriften sind: „Grundriß einer neutestamentlichen Hermeneutik" (Gött. 1817), „Commentar über den Joh." (Bonn 1820), ferner zerstreute Aufsätze in das Blatt: „Christliche Zeitschrift" und in Ullmann's und Umbreit's „Studien und Kritiken", endlich mehrere Denkschriften über Schleiermacher (Hamb. 1834) und die evangel. Flugschrift „Strauß und die Züricher Kirche" (Bas. 1839).

Lüder, August Ferdinand, geb. 1760 zu Bielefeld, lebte Anfangs als Professor der Geschichte am Carolinum zu Braunschweig, seit 1810 als ordentlicher Professor der Philosophie zu Göttingen, von wo er 1817 einen Ruf nach Jena annahm und hier 1819 starb. Von seinen Schriften, welche in mehrfacher Hinsicht von Werth sind, nennen wir nur: „Einleitung in die Staatskunde" (Lpz. 1791); „Ueber Nationalindustrie und Nationalreichthum" (nach dem Engl. von Smith, Berl. 1800—1804, 3 Bde.); „Entwickelung der Veränderungen des menschlichen Geschlechts" (Braunschw. 1810); „Kritische Geschichte der Statistik" (Gött. 1817); „Nationalökonomie oder Volkswirthschaftslehre (Jena 1820).

Lüge (auch Lug) heißt eine in böser Absicht ausgesprochene Unwahrheit, die aber der Absichtlichkeit wegen zu den schändlichsten und niedrigsten sittlichen Vergehen gehört. Es bleibt sich ganz gleich, ob der Lügner die Initiative ergreift und um ein Bestreben, ein Complot, eine Beeinträchtigung auszuführen, nicht nur die Wahrheit absichtlich verbirgt, sondern sogar das Gegentheil feststellt und behauptet, oder wenn derselbe eine wahrhafte Erklärung zu geben schuldig ist und sie ablehnt. Die sogenannte jesuitische Lüge, die als Mittel zu irgend einem guten Zwecke absichtlich geschmiedet wird; die Judas-Lüge, die zwar den Lug nicht ausspricht, aber doch durch Zweideutigkeit, Mienen, Gebehrden zur Täuschung und mithin zur Lüge wird; die unbedachtsame Lüge, welche Einer zwar absichtlich, aber doch nur in Meinung, es führe nichts Anderes zum guten Zwecke, ausspricht, alle diese sind gleich pflichtwidrig und gegen die Sittlichkeit. Eine Lüge im Scherz, die auch als Scherz aufgenommen wird, die Lüge im Witze, im Humor, im komischen Spiele, in der Dichtung gehören durchaus nicht zu der Entsittlichung der Lüge, so wenig als die Pseudomenos in der Verirfrage der alten Dialektiker: „wenn ich lüge, und gestehe, daß ich gelogen, habe ich dann gelogen?" eine Lüge genannt werden kann. Eine Nothlüge zeigt zwar, daß der Charakter minder fest, die Sittlichkeit minder rigoristisch, keineswegs aber zeigt sie von einer Pflichtwidrigkeit der Handlung.

Lüneburg, jetzt eine hanöv. Landdrostei, ehemals das Fürstenthum L., hat 204 QM. mit 310,000 Einw. Es ist das eigentliche Stammland der belling'schen Fürsten, denen 966 die Herzogswürde in Sachsen übergeben wurde und deren Güter auf die Guelfen vererbten, daher ältestes Allodium des Landesherrn, 1235 unter Herzog Otto dem Kinde nebst Braunschweig und den andern alten Provinzen Reichslehn geworden und als ein seit dessen Tode vom Gebiete der Wolfenbüttel'schen Linie getrenntes Herzogthum, seit 1705, nach Herzog Georg Wilhelm's Tode, mit Rodenberg und 1816 mit den beiden lauenburg'schen Aemtern Neuhaus und Attlenburg vereinigt. Es ist fast völlige Ebene; kahle Sandflächen sind selten, desto häufiger Waldungen aus Nadel- und schönem Laubholze und große Moore. Zwei Drittel des Bodens ist Heide, Bruch und Moor, ein Ach-

Digitized by Google

tel Waldung. Hügelketten bis über 300 Fuß Höhe durchziehen in vielen Gegenden diese Fläche. Meilengroße Strecken sind ohne allen Anbau, doch dehnt sich derselbe von den Dörfern und Höfen von Jahr zu Jahr immer weiter aus. Sehr fruchtbar sind die Elbufer. Das Land ist theils Elb-, theils Wesergebiet, eine von Bodenteich nach Bispingen gezogene Linie bildet die Wasserscheide. Hauptgewerbe der Lüneburger ist Ackerbau, wichtig auch der Flachs-, Hopfen- und Hanfbau. Torf, Holz, Heidel-, Krons- und Wachholderbeeren in Ueberfluß. Die reichen Salzquellen in L. versorgen das ganze Fürstenthum, die benachbarten Provinzen und selbst das Ausland. Sehr bedeutend und ausgezeichnet ist die Pferde-, Rindvieh- und Bienenzucht. Die wichtige Durchfuhr von den Hansestädten, besonders über L., Harburg und Zelle macht einige Gegenden sehr lebhaft. Im Ganzen herrscht unter den Lüneburgern ziemlicher Wohlstand. Bis auf zwei kleine katholische und reformirte Gemeinden sind sämmtliche Einwohner des Fürstenthums Lutheraner.

Lüneburg, Hauptstadt des Fürstenthums, liegt an der Ilmenau, hat 11,300 E., ist alt, liegt aber in freundlichen Umgebungen. Bemerkenswerth ist in ihr das alte 1695 erbaute Schloß, 1706—20 von der Witwe des letzten Herzogs von L. bewohnt, das große alterthümliche Rathhaus, die Gebäude der Ritterakademie, das geschmackvolle Gymnasium ꝛc. Sie ist Sitz der Landdrostei. Im Michaeliskloster (955 von den Bellingern gestiftet), dessen Abt erster Landstand des Fürstenthums ist, befindet sich die 1655 gestiftete Ritterakademie (ehemals Erziehungsanstalt für den Adel, seit 1821 für höhere Stände überhaupt) mit einer Bibliothek von 14,000 Bänden. Das Salzwerk vor Lüneburg, dessen Quellen zu den reichsten und stärksten von Europa gehören, liefert jährlich an 300,000 Centner. Der unmittelbar an L. liegende, über 190 Fuß hohe sogenannte Kalkberg trug ehemals eine alte herzogliche Burg, die schon 1371 zerstört wurde, und war noch bis 1763 befestigt, ist jetzt Gipsbruch, durch die Gefangenen der Karrenanstalt bearbeitet und durch den hier sich findenden Borazit bemerkenswerth. Bis 1369 war L. der Sitz der Herzöge. Am 2. April 1813 wurde L., welches in den Händen der Franzosen war, von den Russen und Preußen erstürmt, jene blutig in die Flucht geschlagen und mit diesem Siege der Verbündeten der Freiheitskrieg in Deutschland eröffnet.

Lüneville, nächst Nancy die zweite Stadt im franz. Departement der Meurthe, liegt an der Meurthe, hat 12,000 Einw., verdankt so manche Verschönerung, gleich Nancy (s. d.), dem König von Polen, Stanislaus Leszinski, der, nachdem er 1735 zum Besitz von Lothringen gelangt, hierher seine Residenz verlegte. Die Stadt hat ein prächtiges Schloß, schönen Markt mit Springbrunnen, nicht unbedeutende Stahl-, Fayence- und Thonpfeifenfabriken, und ist der Geburtsort des österreich. Feldherrn, Prinz Karl von Lothringen (starb 1780). Hier fand ein wichtiger Friedensschluß am 9. Febr. 1801 statt zwischen Oesterreich (zugleich im Namen des deutschen Reiches) und der franz. Republik; in der Hauptsache mit jenem von Campoformio (s. d.) und mit den von der Reichsdeputation von Rastadt bereits ausgesprochenen Bewilligungen übereinstimmend. Er überließ Belgien das linke Rheinufer und Oberitalien bis an die Etsch der siegenden Republik. Dagegen wurden die venetianischen Provinzen mit der Etsch, als Grenze von Neuem Oesterreich bestätigt, die dadurch in Verlust gerathenen Erbfürsten des linken Rheinufers, auch jene von Toscana und Modena, sollten auf dem rechten Ufer auf Unkosten der geistlichen Länder und der freien Städte Ersatz erhalten. Die Festen des rechten Rheinufers, das die Franzosen räumten, sollten in dem geschleiften Zustande bleiben, worin sie sich befanden. Zugleich wurde die Unabhängigkeit der batavischen, helvetischen, cisalpinischen und ligurischen Republik in dem Frieden anerkannt und gesichert. Das deutsche Reich nahm seufzend den Friedensschluß an und der Reichstag in Regensburg bestätigte ihn ohne Säumen noch Widerspruch, (den 9. März).

Lünig, Joh. Christian, ein verdienter publicistischer Schriftsteller, geb. zu Schwalenberg in der Grafschaft Lippe am 14. Oct. 1662, studirte in Helmstedt und Jena und machte dann als Führer eines jungen Mannes Reisen nach Italien, England, Holland, einen großen Theil Deutschlands, Dänemark und Schweden. Später trat er in die Dienste

Digitized by Google

eines kaiserlichen Generals und machte den Feldzug gegen Frankreich mit. Hier lernte ihn der General Flemming kennen und verschaffte ihm durch seine Empfehlung die Stelle eines Amtmanns in Eilenburg. Fünf Jahre später kam er als Stadtschreiber nach Leipzig und starb daselbst als solcher am 14. Aug. 1740. Er war ein überaus fleißiger Arbeiter; seine hauptsächlichsten Schriften sind „Das deutsche Reichsarchiv" (20 Bde., Lpz. 1710—22, Fol.); „Deutsche Reichskanzlei" (8 Bde., Lpz. 1714, Fol.); „Europ. Staatsconsilia" (2 Bde., Lpz. 1715, Fol.); „Theatrum caeremoniale hist. — polit." (2 Bde., Lpz. 1719—20, Fol.); „Codex juris militaris" (Lpz. 1723, Fol.); „Codex Augusteus" (2 Bde., Lpz. 1724, Fol.); „Codex Italiae diplomaticus" (4 Bde., Lpz. 1725—35, Fol.); „Corpus juris feudalis german." (3 Bde., Lpz. 1727, Fol.) nebst Fortsetzung (2 Bde., Lpz. 1730, Fol.), und „Codex Germaniae diplomaticus" (2 Bde., Lpz. 1732—33, Fol.).

Lütke, Fedor Petrowitsch, aus deutscher Familie stammend, gegenwärtig russ. Contreadmiral und Erzieher des Großfürsten Konstantin, ist besonders durch seine in den Jahren 1826—29 ausgeführte Weltumsegelung bekannt worden. Am 20. Aug. 1826 ging er, damals noch Flottencapitän, auf der Kriegssloop Sfenjawin gemeinschaftlich mit dem Capitänlieutenant Stanjukowitsch, der ihm auf der Kriegssloop Moller beigegeben wurde, aus Kronstadt ab, um die Rußland zugehörigen Küsten Asiens und Amerikas und die im Norden des Stillen Oceans zerstreut liegenden Inselgruppen zu untersuchen. Er entdeckte drei Inselgruppen, die er nach seinem Schiffe die Sfenjawininseln benannte, durchforschte das Beringsmeer, beschrieb die bisher unbekannten Koraginsinseln, die Insel des heil. Matthias und die Küste von Tschukotien von dem Ostcap bis nahe zur Anadyrmündung, und bestimmte die Lage der Pribylowsinseln; auch untersuchte er den großen Archipel der Karolineninseln von der Insel Yualan bis zur Gruppe Ulyuthy, sowie die Bonin-Simainseln, während Stanjukowitsch gleichzeitig einen Theil der Küsten der Halbinsel Alaschka, die Inseln Lito und Laforew aufnahm und die Insel Moller entdeckte. Die eigentliche Wissenschaft trug reichlichen Gewinn von dieser Expedition, denn außerdem, daß L. viele geographische Ortsbestimmungen, besonders auf Kamtschatka, ferner viele Höhenmessungen, Untersuchungen über die Strömungen, Beobachtungen über Ebbe und Fluth in den Häfen, über die Temperatur des Seewassers an der Oberfläche, über die Magnetnadel und die stündlichen Schwankungen des Barometers u. s. w. machte, war er auch der Erste unter allen russ. Weltumseglern, der eine Reihe der sorgfältigsten Pendelversuche anstellte. Nicht minder gewährte diese Reise in naturwissenschaftlicher Beziehung eine herrliche Ausbeute. Am 25. Aug. 1829 kehrte er zurück und widmete die nächsten sieben Jahre der Ordnung und Ueberarbeitung des angesammelten Stoffs. Sein Reisewerk erschien in russ. Sprache (3 Bde., Petersb. 1834—36, mit Atlas). Auch enthalten die „Memoiren" der Petersburger Akademie eine Menge interessanter Berichte von ihm selbst und von den Theilnehmern der Expedition, von denen einige, z. B. Postels, auch selbständige Reisewerke erscheinen ließen. Zugleich übergab er dem Museum der Akademie ein überaus werthvolles Portefeuille von 1260 Zeichnungen und eine reiche Sammlung von Kleidungsstücken, Waffen, Werkzeugen und Zierathen der Südseeinsulaner. Sein Werk ist in mehrere Sprachen übersetzt. Dieser Expedition verdankt L. seine gegenwärtige einflußreiche Stellung. Uebrigens zeichnet er sich durch seine edle, freie Denkart und sein leutseliges Wesen aus.

Lüttich, gegenwärtig eine belgische Provinz, grenzt östlich an das Königreich Preußen, südlich an das Großherzogthum Luxemburg, westlich an die Provinzen Namur und Brabant und nördlich an die Provinz Limburg und enthält 53 geogr. QM. Die Provinz ist im Ganzen gebirgig, besonders der südliche Theil, wohin die Ardennen ihre Vorgebirge senden. Fruchtbare Striche sind nur im N., im S. Wald und Gebirge. Die schiffbare Maas ist der Hauptstrom der Provinz. Das Klima im Ganzen gemäßigt und gesund, im nördlichen Theile feucht und nebelig, rauher im Süden als an den Ufern der Maas. Die Bevölkerung der Provinz betrug im J. 1833 über 369,900 Seelen. Die Bewohner sind größtentheils Wallonen, sprechen ein aus wallonischen, deutschen und fran-

Digitized by Google

zösischen Wörtern zusammengesetztes Patois. Ackerbau und Viehzucht sind Hauptnahrungszweige. Einen wichtigen Reichthum der Provinz machen die Waldungen aus. Die Lütticher Steinkohlengruben, in der Nähe der Stadt Lüttich, gehören zu den ergiebigsten der Welt, und an Eisen werden jährlich etwa 2000 Centner gewonnen. Die vielen Steinbrüche liefern besonders Bau-, Wetz-, Mühlsteine und Kalk, auch ausgezeichneten Marmor, besonders bei Visé. Der Kunstfleiß umfaßt vorzugsweise Tuch-, Leder-, Gewehr-, Eisen-, Filz- und Strohhutfabriken, Branntweinbrennereien, Bierbrauereien ꝛc. Die Provinz wird in vier Bezirke getheilt: Lüttich, Huy, Verviers und Waremme. L. war ehemals ein zum westfälischen Kreise Deutschlands gehöriges Bisthum, dessen Bischof unter dem Erzbisthume Köln stand, ein Fürst des Reichs war und den Titel eines Herzogs von Bouillon führte. Im J. 1789 besetzten in Folge entstandener innerer Unruhen die Franzosen das Land, und vertheilten es in Folge des Lüneviller Friedens unter die Departements Niedermaas, Ourthe, Sambre und Maas. Der Wiener Congreß verband es mit dem Königreich der Niederlande und bei der neuesten Theilung desselben kam es an Belgien. — Die Hauptstadt der Provinz ist **Lüttich**, der Sitz eines Bischofs, eines Gouverneurs und einer Universität, mit 71,900 Einw., liegt in einem fruchtbaren Thale an der Maas, in welche oberhalb der Stadt die Ourthe mündet, zwischen zwei Bergen, von denen der St.-Walburgisberg auf der Nordseite die nach einem neuen Plane wiederhergestellte starke Citadelle trägt. Sie hat meist enge und finstere Straßen, von Steinkohlenrauch geschwärzte Häuser, aber einen schönen Quai mit gutgebauten Häusern an der Maas. Dieser Fluß theilt L., abgesehen von den zehn Vorstädten, in die alte oder obere und in die neue oder untere Stadt; über ihn führen 17 Brücken, unter welchen sich die alte Brücke (Pont des Arches), welche 1657 erbaut wurde, die neuerdings auf Actien hergestellte Boveriebrücke und die schöne Eisenbahnbrücke (Pont du Val-Renoit) auszeichnen. Den Markt mit einem Springbrunnen ziert seit 1842 die Statue des Componisten Grétry. Von den zahlreichen Kirchen nennen wir besonders die Jacobskirche, gegründet 1016, erneuert 1522—38, mit prachtvollen Glasmalereien in den Fenstern des hohen Chors; die St.-Paulskirche, zum Theil aus dem 13. Jahrh., vollendet in der Mitte des 16. Jahrh., mit einer unter Geef's Leitung in Holz geschnitzten herrlichen Kanzel; die Bartholomäuskirche, eine Basilica aus dem 12. Jahrh., mit zwei byzant. Thürmen und einem merkwürdigen ehernen Taufbecken aus dem 12. Jahrh.; die Martinskirche, aus der Mitte des 16. Jahrh., mit guten Glasgemälden und herrlicher Aussicht auf die Stadt und die Kirche des heil. Kreuzes. Unter den öffentlichen Gebäuden ist sehenswerth der Justizpalast, zum Theil aus dem 16. Jahrh., früher die Residenz der Fürstbischöfe. Die Universität, die 1817 von der niederländ. Regierung gegründet wurde, zählt über 500 Studirende und ist im Besitz eines schönen Universitätsgebäudes, welches nächst den Hörsälen alle akademischen Sammlungen umfaßt, die aber mit Ausnahme des physikalischen Apparats nicht von großer Bedeutung sind. Auch hat die Universität einen botanischen Garten. Außerdem bestehen in L. eine Gesellschaft für Wissenschaften und Künste, eine Malerakademie, ein musikalisches Conservatorium, ein theologisches Seminar, ein Lyceum und eine Taubstummenanstalt. Unter den Fabriken sind die Tuch- und Wollenzeugfabriken und die Gewehrfabriken die ansehnlichsten. Nächstdem hat L. eine große Geschützgießerei und Bohrerei, die mit zwölf Oefen arbeitet, eine Zinkfabrik, Gerbereien, Leimsiedereien, Cichorienfabriken, eine Feilen- und Ambosfabrik und viele Nägelfabriken. Zwölf Schwarzblechmühlen in der Umgegend bereiten jährlich 90—100,000 Ctr. Blech. Die Steinkohlenbrüche in der Nähe ziehen sich zum Theil 900 Fuß tief unter der Erde fort und liefern jährlich über 9 Mill. Ctr. Steinkohlen. Der Handel mit Fabrikerzeugnissen und der Speditionshandel sind ansehnlich; ihn unterstützen eine Börse und ein Handelsgericht. Sehenswerth ist die Passage Lemonnier, ein großartiger Bazar mit Kaufläden. Die Stadt wird bereits im 8. Jahrhundert genannt. Damals verlegten die Bischöfe von Tongern ihren Sitz von Maastricht dahin. Bald erwuchs L. zu bedeutender Größe, und seine Bewohner, reich und freiheitsliebend, führten wiederholte Kriege mit den Bischöfen, wobei sie von dem benachbarten Frankreich bereit-

willig unterstützt wurden. Karl der Kühne, im Einverständniß mit dem Bischofe, eroberte sie 1467, schleifte ihre Mauern und führte ihr Geschütz fort; auch Maximilian I. mußte als Erzherzog zweimal sie mit Gewalt zur Unterwerfung bringen. In den Jahren 1675, 1684 und 1691 wurde sie von den Franzosen, 1702 von Marlborough im span. Erbfolgekriege erobert. Im Nov. 1792 besetzten die Franzosen die Stadt, räumten sie wieder im März 1793 und eroberten sie erst am 27. Juli 1794 unter Pichegru und Jourdan von Neuem. In der Revolution von 1830 gehörte L. zu den ersten Städten des Landes, die von Holland abfielen.

Lützen, eine Stadt mit etwa 1800 Einw. im Regierungsbezirk Merseburg des preuß. Herzogthums Sachsen, ist berühmt durch die zwei Schlachten, die dort den 6. Nov. 1632 und den 2. Mai 1813, d. i. im 30jährigen Kriege und im Kriege Europas gegen Napoleon, geliefert worden. Erste Schlacht den 6. Nov. 1632, 30jähriger Krieg. Lange hatten sich die Heeresmassen der beiden größten Feldherren Europas, Gustav Adolf und des gewaltigen Friedländers Wallenstein, bei Nürnberg gegenübergestanden und nicht ihre Kräfte messen können, denn Beide befanden sich in einer festen, uneinnehmbaren Stellung. Da zog Gustav Adolf, nachdem er am 24. Aug. 1632 mit großem Verluste einen Sturm auf die Wallenstein'schen Verschanzungen unternommen hatte, nach Schwaben und Wallenstein folgte ihm nach fünf Tagen, wandte sich aber bald nach Sachsen, um den Kurfürsten Johann Georg zu einem Frieden mit dem Kaiser zu zwingen. Er übte in diesem Lande große Grausamkeit und Verwüstung, er selbst in der Gegend von Leipzig, seine Generale Holk und Gallas in dem Vogtlande. Da gab Gustav Adolf Schwaben auf und eilte seinen bedrängten Bundesgenossen zur Rettung herbei, zumal auch, da er durch etwanige günstige Operationen des Friedländers hätte von der Ostsee abgeschnitten werden können. Er traf das feindliche Heer in den Winterquartieren zwischen Lützen und Weißenfels und erfuhr durch einen aufgefangenen Brief, daß Pappenheim mit einer Heeresabtheilung nach dem Rheine entsendet sei. Sogleich wurde der Angriff beschlossen und der frühere Plan, sich mit dem Kurfürsten von Sachsen zu vereinigen, aufgegeben; Gustav Adolf verließ plötzlich sein Lager, den Friedländer mit seiner ganzen Macht anzugreifen. Drei Kanonenschüsse, welche der kaiserliche General Colloredo auf dem Schlosse zu Weißenfels abbrannte, verkündigten den Anzug des Königs. Der Friedländer ordnete die Schlacht und schickte Eilboten aus, Pappenheim zurückzurufen; er stellte sein Heer, etwa 40,000 Mann zählend, in der Nacht zum 6. Nov. 1632 auf der Landstraße von Lützen nach Leipzig auf, die er vortrefflich benutzte. Die aufgestellten Linien unterhielten ein dreifaches Feuer. Die Straße nämlich war auf beiden Seiten durch Gräben vom Felde getrennt, eine Reihe Musketiere stand in den ersten Gräben und schoß über Bank, denn die Erde war nach der Feldseite aufgeworfen, die zweite Reihe stand hinter diesem Erdauwurfe, den man bis zur Höhe einer Brustwehr aufgeworfen hatte, auf dem Felde. Auf diese Art feuerte sie über die Köpfe der Ersten weg. Hinter diesen waren Kroaten aufgestellt, die wegen der Höhe des Pferdes über beide Linien ihre mörderischen Kugeln entsandten. Dazu war noch eine Batterie von 7 großen Kanonen aufgefahren, das Musketenfeuer aus den Gräben zu unterstützen und an den Windmühlen, nahe hinter Lützen, 14 kleinere Feldstücke auf einer Anhöhe, durch die ein großer Theil der Ebene beherrscht wurde. So hatte Wallenstein seine Fronte gewaltig gedeckt, seine Flanken lehnte er an Lützen, welches er anzündete, die linke aber an den Floßgraben, der unweit dem Dorfe Quesitz von Süden nach Norden läuft. Dreihundert Schritte von der Landstraße stand die Infanterie, in fünf große unbehülfliche Brigaden getheilt, in Schlachtordnung; die Reiterei deckte die Flanken. Die Schlachtordnung geschah in der Nacht zum 6. Nov. Schon an eben diesem Abend erschien Gustav Adolf auf der gegenüber liegenden Ebene und stellte seine Völker zum Treffen auf, etwa 1000 Schritte dem Feinde gegenüber, seinen linken Flügel lehnte er an Lützen, mit dem rechten reichte er weit über den Floßgraben hinaus. Auf beiden Flügeln hielt die Reiterei, in der Mitte das Fußvolk in acht Abtheilungen unter den Befehlen des Grafen von Brahe, vor der Fronte das Geschütz. Der Herzog Bernhard von Weimar führte den linken Flü-

Digitized by Google

gel, der König selbst den rechten, die Mitte Kniphausen. Der verhängnißvolle 6. Nov. brach an, ein undurchdringlicher Nebel lag auf der Erde und machte einen Angriff unmöglich. Erst als um die Mittagsstunde das Licht der Sonne den Nebel durchbrach und über die weite Ebene leuchtete, begann Gustav Adolf mit den Worten: „Nun wollen wir dran, das walt' der liebe Gott! Herr Jesu, hilf mir streiten zu deines heiligen Namens Ehr'!" den Angriff und drang selbst mit den stärksten Haufen ein auf den Feind bei den Windmühlen; das Fußvolk war in Anmarsch gegen die Gräben. Das Feuer der Musketen und des dahinter aufgefahrenen groben Geschützes wüthete mörderisch in den Reihen der Schweden, aber die Tapfern setzten mit heldenkühnem Muthe den Angriff fort, die feindlichen Musketiere wichen, der Graben der Landstraße wird übersetzt, die Batterie selbst genommen und auf den Feind gerichtet. So ging die blutige Arbeit rasch vorwärts, die erste der fünf friedländischen Brigaden wird gleichfalls niedergeworfen, bald darauf die zweite und schon will die dritte weichen, als der überall gegenwärtige Friedländer erscheint und mit der Gewalt seines Geistes in die Seelen der Davoneilenden die Zuversicht zurückbringt. Die drei geschlagenen Brigaden machen aufs Neue Fronte gegen den Feind und dringen mit heftigem Ungestüm, unterstützt von drei Reiterregimentern in die losen Reihen der Schweden ein: es kämpft Mann gegen Mann mit beispielloser Erbitterung, endlich müssen die Schweden der Ueberzahl das Feld räumen. Während das hier geschah, hatte der rechte Flügel des Königs den linken feindlichen angegriffen. Der König befehligte hier selbst und brachte in die feindlichen leichten Reiter mit seinen schweren finnländischen Küraſſieren Verwirrung und Unordnung. Da dringt zu ihm die Nachricht, daß seine Infanterie über die Gräben zurückweiche, auch sein linker Flügel hart bedrängt werde, zumal von der großen kaiserlichen Batterie an den Windmühlen. Der General Horn muß den schon geschlagenen linken Flügel des Feindes verfolgen, während er selbst an der Spitze des finnländischen Reiterregiments hin nach seinem linken Flügel zur Rettung eilt. Er erneuert heftiger den Angriff und sein muthiges Roß trägt ihn schnell über die Gräben, aber nicht so leicht können ihm seine Reiter folgen; er eilt gerade dem Orte zu, wo die Arbeit am blutigsten ist, und indem er seine Blicke umhersendet, wo der Feind mit Nachdruck anzugreifen sei, trägt ihn sein kurzes Gesicht zu nahe an die friedländischen Reihen. Ein feindlicher Soldat bemerkt, daß diesem Reiter Alles ehrfurchtsvoll Platz macht, er glaubt, das muß ein vornehmer Mann sein und schlägt auf ihn an: das Pferd des Königs wird durch den Hals geschossen, er selbst aber am linken Arme getroffen. Um seine Schweden nicht zu entmuthigen, dringt er immer noch vorwärts, aber überwältigt von der Ohnmacht und dem Schmerze, muß er aus der Schlacht zurückkehren. Da ereilt ihn ein Kaiserlicher und schießt ihn durch den Rücken, worauf er mit den Worten: „Mein Gott, mein Gott!" vom Pferde sinkt. Seine Getreuesten mußten ihn verlassen, bedrängt von den heranstürmenden Feinden. Unter diesen mörderischen Händen, die keine Erbarmung kennen, verhauchte der große König sein Leben um die erste Stunde des Nachmittags. Die erschütternde Nachricht verbreitete sich bald über das ganze schwedische Heer und goß, wie solche Schreckenspost immer diese wundersame Gewalt auf die Herzen der Männer ausübt, den Zorn und die Rache in die Herzen der muthigen Schaaren. Der Herzog Bernhard von Weimar wurde dem verwaisten Heere ein fähiges Oberhaupt. Schnell ist der linke Flügel wieder geordnet und stürmt in heftigerem Anlauf auf den rechten kaiserlichen, das mörderische Geschütz an den Windmühlen wird genommen und auf die feindlichen Reihen gerichtet. Die Mitte, geführt von Bernhard von Kniphausen, macht eben so rasche blutige Fortschritte, die Gräben der Heerstraße werden aufs Neue übersetzt und die Batterie der sieben Kanonen abermals erobert und mit heldenmüthigem Ingrimm stürzen sich die upländischen, seeländischen, finnischen, ost- und westgothischen Regimenter auf den linken Flügel der Feinde und führen fast seine vollständige Niederlage herbei; da erscheint Pappenheim mit seinen Reitern auf dem Schlachtfelde, es beginnt eine ganz neue Schlacht. Sein immer guter Muth bringt in die flüchtigen Völker die Zuversicht des Sieges zurück: in den Herzen einen wilden Muth machen sie wieder Fronte gegen die heranstürmenden Schweden: Der Friedländer benutzte diesen

Digitized by Google

Augenblick der neuen Zuversicht und ordnete aufs Neue die ganze Schlacht. Die Schweden, die durch die Arbeit des Sieges ermattet auch der feindlichen Uebermacht nicht gewachsen sind, werden mit blutigem Verluste über die Gräben zurückgetrieben, ja ihnen alle bereits gewonnenen Vortheile wieder aus den Händen gerissen. Und das vermochte ihre männliche Tapferkeit nicht zu ändern; unter Allen am ausgezeichnetsten hatte das gelbe Regiment gefochten, das auch noch im Tode in derselben Ordnung, wie es lebend zusammengehalten, den Wahlplatz bedeckte. Es gab eine blutige Arbeit. Der Herzog selbst war überall zugegen und sah mit kühler Seele um und neben sich seine Völker entseelt dahinstürzen. Seinen Mantel durchbohrten unzählige Kugeln, keine sein Herz. Nicht so glücklich war Pappenheim, der furchtbarste Soldat des Hauses Oesterreich und der Kirche; er stürzte sich mit männlichem Muthe in das blutigste Schlachtgewühl und verhauchte, durchbohrt von zwei Musketenkugeln, den Geist. In dem Grade aber wie der Fall Gustav Adolf's die Schweden zu Muth und Zorn entflammte, ergriff die Kaiserlichen durch den Tod ihres siegreichen Führers ein jämmerlicher Schrecken, eine muthlose Verzweiflung. Der linke und rechte Flügel der Kaiserlichen suchen in wirrer Bestürzung das Weite; das bringt in die Herzen der Schweden die Hoffnung des Sieges zurück, sie ordnen von Neuem das Treffen, setzen zum dritten Male über die Gräben und zum dritten Male wird das dahinter aufgefahrene Geschütz erbeutet. Doch schon neigt sich der Tag zu Ende und kaum, daß die Arbeit blutiger begonnen hat, setzt ihr der hereinbrechende Abend eine Grenze. Der Mann findet seinen Mann nicht mehr und fast in einem Augenblicke ließen beide Theile zum Rückzuge blasen; jeder erklärte sich für unbesiegt und das nur entscheidet für den Sieg der Schweden, daß sie das Schlachtfeld behaupteten, denn Wallenstein machte sich in hastiger Eile auf nach Leipzig und verließ bald darauf ganz Sachsen. Durch die protestantischen Lande aber ertönte wieder mächtig der Ruf der Gewissensfreiheit. Beide Theile hatten über 9000 Todte und schwer Verwundete, unter den erstern war Gustav Adolf, unter den letztern Pappenheim, der zu Leipzig an seinen Wunden starb. Gustav Adolf's Leichnam wurde durch Bernhard's ausgesandte Kundschafter unweit eines großen Feldsteins unter einem Haufen Todter gefunden, entkleidet und von den Hufen der Pferde fast bis zur Unkenntlichkeit zertreten. Jener Stein, bekannt unter dem Namen Schwedenstein, wurde später mit Pappeln umkränzt und mit steinernen Bänken umgeben. Jetzt erhebt sich über ihm ein im J. 1832 aus gesammelten Beiträgen errichtetes gothisches Denkmal von Gußeisen, das von einem Invaliden, welcher in einem kleinen Hause daneben wohnt, bewacht wird. Vgl. Curth „Die Schlacht bei Breitenfeld und die Schlacht bei L." (Leipz. 1814) und Vincke „Die Schlacht bei L. am 6. Nov. 1632" (Berl. 1832).

Zweite Schlacht, den 2. Mai 1813. Napoleon hatte nach dem Mißgeschick an der Moskwa bald eine neue gewaltige Armee geschaffen. Er brach damit in der Mitte des April vom Rheine auf in das Herz von Deutschland, setzte nach einigen Gefechten über die Saale und drang auf verschiedenen Wegen in die Ebenen von Leipzig vor. Er wollte die Verbündeten von ihrer Operationsbasis abschneiden, sein Heer aufs rechte Elbufer hinüberführen und so seine Feinde zu einer Hauptschlacht zwingen, die glorreich den neuen Feldzug eröffnen sollte. Doch die Verbündeten wollten dem gewaltigen Kaiser sein altes Spiel nicht lassen, nach welchem er sich das Schlachtfeld immer selbst wählte und beschlossen, ihn unerwartet auf seinem Zuge anzugreifen. Die Kräfte waren ungleich; die franz. Armee soll 120,000 M., die verbündete nur 85,000 M. gezählt haben; aber bei den Verbündeten war die Begeisterung für die Freiheit, die immer siegreich ist, und der Ingrimm und der Vortheil einer bedeutenden Reiterei, die den Franzosen ganz abging; Napoleon nannte daher diese Schlacht eine ägyptische, weil seine Infanterie nur durch Artillerie habe unterstützt werden können. In der Nacht vom 1. auf den 2. Mai ging daher die preußische und russische Armee unter Blücher und Wittgenstein bei Zwenkau und Pegau über die Elster, um Napoleon wo möglich in den Ebenen von Lützen anzugreifen, ihn von Weißenfels und Naumburg ganz abzudrängen und gegen die sumpfigen Arme der Elster und Pleiße zu treiben. Der General Miloradowitsch ging über Zeitz, um die Wege von Naumburg

Digitized by Google

und Gamburg zu decken und hinter der Wittgenstein-Blücher'schen Armee stand der übrige Theil der russischen Hauptarmee als Reserve. Napoleon hatte in dieser Nacht sein Hauptquartier zu Lützen gehabt, während sich seine Marschcolonne vom Defileeposten bis nach Markranstädt erstreckte; er hielt eine Schlacht für unvermeidlich, glaubte jedoch, seine Feinde könnten erst am folgenden Tage zur Schlacht fertig sein, als um Mittag dieses Tages bei den Dörfern Groß- und Kleingörschen, Rhana, Kaja und Starsiedel unerwartet der Kampf entbrannte; Blücher stürmte zuerst auf das Dorf Großgörschen los und griff die vorrückenden franz. Colonnen unter dem Marschall Ney im Rücken an. Der Kampf wurde bald überaus blutig und mörderisch bei diesen Dörfern, besonders wüthete der Verbündeten grobes Geschütz tödtlich auf die franz. Bataillone in und bei dem Dorfe Großgörschen; es wurde lange heldenkühn vertheidigt, doch endlich nicht länger vor dem feindlichen Ungestüm behauptet, die Franzosen mußten es räumen, kehrten jedoch bald wieder mit neuen Massen verstärkt zurück und erneuerten grimmiger den Kampf. Doch zu gleicher Zeit war auch eine frische preußische Brigade gekommen und trat den anstürmenden Feinden in den Weg; diese konnten nun nicht blos Großgörschen nicht wieder gewinnen, sondern verloren auch Kleingörschen und Rhana. In diesem Augenblicke der Noth erschien Napoleon selbst, der mit seinen Garden und andern Haufen vom Wege nach Leipzig umgekehrt war, auf dem Schlachtfelde. Der große Geist dieses Mannes übte auf seine Krieger immer eine wundersame Gewalt aus, er brachte ihnen immer in die Herzen die Zuversicht zurück, wenn sie je daraus geschwunden war; er durchschritt jetzt alsbald die Reihen und setzte sich dem feindlichen Feuer mehr als je aus und es begann von Neuem mit unsäglichem Ingrimme um die verlorenen Dörfer der Kampf, so daß bald der eine, bald der andere Theil in ihren Besitz kam. Oft konnte das Dorf nur zum Theil erobert werden und mit Bajonett oder Schwert kämpfte der Einzelne dann gegen den Einzelnen in den engen Wegen, in Häusern und Gärten. Es war keine Partei zu irgend einem Vortheil gekommen, als zum vierten Male die Preußen, besonders die Garden, auf das eigentliche Centrum der Franzosen, die Höhen hinter Rhana nach Kaja zu, einen gewaltigen Anlauf machten. Die franz. Mitte erhielt einen merklichen Stoß, es entstand Unordnung, wilde Verwirrung darin. Napoleon selbst soll, als diese Nachricht zu ihm gedrungen, mit scheuem Blick auf seine Umgebung gesehen haben, der zu fragen geschienen: Glaubt ihr, daß mein Stern untergeht? Aber ja eben in unzuverlässigen Augenblicken zeigt sich zumal des großen Mannes Kraft und Größe; durch Fassung, wie immer, durch blitzesschnelle Entschlüsse brachte Napoleon seine Feinde in Bestürzung: er ließ jetzt seinen Artilleriegeneral Drouet 80 Stück Geschütz auf einen Fleck versammeln und durch ein unaufhörliches Feuer die Reihen der tapfern Feinde niederschmettern; zugleich mußten 10 Gardebataillone auf die Höhen hinter Kaja vordringen. Es entstand eine neue mörderische Schlacht und ganze Reihen wurden zu Boden gestreckt, mehrere Dörfer geriethen in Brand. Die Franzosen hatten die Verbündeten hart gedrängt und waren entschieden im Vortheil, als die Infanterie des Generals Winzingerode unter dem Prinzen Eugen von Würtemberg dem Feinde in die Flanke gehen sollte; aber bereits war auch der Vicekönig Eugen mit 30,000 M. frischen Kriegern von Markranstädt auf dem Schlachtfelde angekommen, drohte den rechten Flügel der Verbündeten in Rücken zu nehmen. Dazu vermochte auf dem linken Flügel der Verbündeten die bedeutende und treffliche Reiterei nicht das zu wirken, was man gehofft hatte, denn Napoleon hatte seine ganze Schlachtordnung auf die Ueberlegenheit der feindlichen Reiterei klug berechnet und in der Mitte unterhielten die Franzosen ein immerwährendes mörderisches Feuer. Die Verbündeten mußten weichen, obschon sie standhaft jeden Ort hielten, der irgendwo zu behaupten war; die Franzosen konnten trotz ihrer Uebermacht kaum bis in die Stellung vordringen, die sie beim Beginn der Schlacht behauptet hatten. Ueber dem Kampfe war die Nacht hereingebrochen. Der heiße Tag hatte unsägliche Opfer gekostet, der Verlust der Preußen wird auf 8000 M. berechnet; unter ihnen war der Prinz Leopold von Hessen-Homburg, der beim Sturme von Großgörschen fiel, Scharnhorst war dabei schwer verwundet worden; der der Russen auf 2000 M. und der Franzosen auf 12,000 M. angeschlagen. Waren

Digitized by Google

schon die Verbündeten nicht geschlagen worden, so mußten sie doch die Ueberlegenheit ihres Feindes anerkennen und durften darum am nächsten Tage die Schlacht nicht erneuern, sondern mußten vielmehr an einen ehrenvollen Rückzug denken. Er war ihnen geblieben, doch wollten sie zuvörderst noch einen Versuch machen, ob durch einen raschen Angriff der Reiterei auf den rechten franz. Flügel nicht noch ein entscheidender Vortheil zu erzwingen sei. Um 10 Uhr des Abends stürmte daher der nie rastende Blücher noch einmal mit 9 Reitergeschwadern auf die vordersten Truppen des Feindes ein. Doch ohne mehr zu erreichen, als ihm den Glauben lebendig zu erhalten, daß ihre Kräfte und ihre Begeisterung unbesiegt wären. Die Verbündeten traten noch in derselben Nacht in Ruhe und Ordnung über Borna und Altenburg ihren Rückzug nach der Elbe an. Dies entschied für den Sieg Napoleon's, der hochbedeutsam in seinen politischen Folgen war: Sachsen kam in die Hände des Siegers und der Ruhm und die Ehre des alten Kriegsmeisters tönte wieder mächtig durch die Lande und brachte seinen Soldaten und seinen Verbündeten das Vertrauen und die Zuversicht in die Herzen zurück.

Lützow, Ludwig Adolf Wilhelm, Freiherr von, geb. 1782, trat früh in preußische Dienste, machte die Feldzüge von 1792—94 und 1806 mit und stieg bis 1813 zum Major. Nach den Feldzügen von 1814 ward er Oberstlieutenant, blieb Commandant des 6. Uhlanenregiments, ward 1815 Commandeur einer Cavaleriebrigade der Reservecavalerie des ersten Armeecorps und als solcher bei Ligny am 16. Juni gefangen. Nach dem Kriege ward er Oberst und trat als Commandeur seines Regiments wieder ein. Im J. 1816 erhielt er das Comytando der Cavaleriebrigade zu Münster und stieg 1822 bis zur Würde eines Generals. L. starb als Generalmajor in der Nacht vom 5. auf den 6. Dec. 1834 zu Berlin im 62. Lebensjahre am Nervenschlage.

Lützow'sche Freischaar, die, in dem Befreiungskriege 1813. War schon die große franz. Armee in den Eisgefilden Rußlands zum Theil gänzlich vernichtet worden, so schuf doch Napoleon bald eine neue gewaltige Macht und schrieb Deutschland, ja der Welt vor wie nach Gesetze vor. Es war diese franz. Herrschaft in Deutschland weniger eine Demüthigung des deutschen Volkes als der deutschen Fürsten, denn im Grunde wurden dieselben Gesetze jetzt nur von anderer Hand geschrieben und vollzogen. Aber die deutschen Throne wankten und darum gab es eine franz. drückende Herrschaft, eine Willkürherrschaft und darum sollte es eine deutsche Freiheit geben; die Franzosen aber haben von jeher die Freiheit mehr geliebt als die Deutschen. Der Haß gegen die Franzosen wurde entzündet und genährt in Schriften und Liedern, die zu den herrlichsten gehören, was die deutsche Literatur je hervorgebracht hat, von den deutschen Regierungen die größten und heiligsten Versprechungen für die Freiheit gegeben. Es war eine wundersame Stimmung in den deutschen Gemüthern von Haß und Liebe. Der Aufruf Preußens des Jahres 1813 zum Kampfe für die Freiheit erscholl und mußte daher einen mächtigen Anklang in Aller Herzen finden; besonders die kühnen Jünglinge auf den deutschen Universitäten ergriff ein wundersam süßes Gefühl und sie umfingen den Gedanken der Freiheit wie eine Heißgeliebte, der sie lange ihre Liebe verschweigen mußten. „Deutschland steht auf," schrieb einer der muthigsten freiwilligen Kämpfer für die Freiheit, der Poet Körner an seinen Vater, „der preußische Adler erweckt in allen treuen Herzen durch seine kühnen Flügelschläge die große Hoffnung einer deutschen Freiheit. Meine Brust seufzt nach ihrem Vaterlande — laß mich ihr würdiger Jünger sein!" Man kann daraus die damaligen Hoffnungen sehen. Es ist eine seltene große Erscheinung in der Geschichte dieser Begeisterung der Deutschen im Jahre 1813, wie durch einen Lichtstrahl vom Himmel selbst war in alle Herzen die Freiheit gekommen, und keine Begeisterung ist größer und mächtiger als die für das heiligste Interesse der Erde, die Freiheit; ihr hat Napoleon mehr seine Niederlage als den russischen Kanonen zuzuschreiben; sie ist ein Beweis, daß die Macht der Idee unbezwinglich und allerwege siegreich ist, sie ist ferner ein Beweis, wie unzulänglich die Kräfte eines sonst wohldressirten stehenden Heeres in solchen schweren Zeitläufen sind; ein Krieg, will er gut enden, muß immer ein volksthümlicher sein. Der Major von Lützow kündigte im Auftrage des preu-

Digitized by Google

ßischen Königs die Errichtung der unter seinem Namen bekannten Freischaar an. Auf seinen Hülferuf eilten von allen Seiten gebildete Jünglinge und Männer herbei zum Kampfe für die Freiheit, diese köstlichste Gabe des Himmels, zumal Studenten, Gelehrte, Offiziere, die schon mit Auszeichnung gedient hatten, Künstler, angesehene Staatsbeamte und vermögende Gutsbesitzer. Die Bemittelten brachten Kleider und Waffen mit, die Unbemittelten erhielten sie von der großen Anzahl der Vaterländischgesinnten. Der Major von Petersdorf und der Hauptmann von Helmenstreit sorgten für die Organisirung der Schaar; nach ihrer inneren Einrichtung bestand sie aus drei Jägerabtheilungen mit einer Schwadron und drei Fahnen oder Bataillonen mit vier Schwadronen; Alle mußten als Gemeine eintreten, die Führer wählten sie unter und aus sich selbst. In der Mitte des März des Jahres 1813 war die Schaar schlagfertig und wurde in der Kirche zu Rochod, unweit Zobten feierlich eingesegnet. Sie sollte in Verbindung mit zwei andern fliegenden Corps im Rücken der feindlichen Armee gebraucht werden, Volksaufstand in Thüringen, Hessen, Westfalen ꝛc. erregen und so durch den kleinen Krieg den Franzosen ein gefährlicher Feind werden. Sie zog daher schon Anfang Aprils in Sachsen ein. Es waren jedoch die erwähnten zwei fliegenden Corps durch eingetretene Hindernisse nicht im Stande, gemeinschaftlich mit der Freischaar zu operiren; aber dennoch versuchte der Major von Lützow am 26. April bei Scopau über die Saale zu gehen und nach dem Harze vorzudringen. Der Uebergang wurde zwar bewirkt, aber es bewegte sich auch bereits schon nach diesen Gegenden unter dem Vicekönig von Italien ein bedeutendes franz. Armeecorps und trat der Freischaar in den Weg. Es war daher das einzig ausführbare Mittel, um der ersten Bestimmung nachzukommen, auf dem rechten Elbufer sich einem der mehr unterhalb aufgestellten Truppencorps zu nähern und mit ihm in Verbindung dem nördlichen Deutschland, welches des fremden Joches müde war, zur Freiheit die Hand zu bieten. Der Major von Lützow rückte daher über Dessau, Zerbst und Havelberg bis in die Gegend von Lenzen vor und ging hier mit dem General von Wallmoden über die Elbe. Die Freischaar wurde nun von den verschiedenen commandirenden Generalen, in deren Nähe sie kam, ganz ihrer ersten Bestimmung zuwider, zu Deckung von Uebergängen, Brückenköpfen ꝛc. angewendet; nur als in der Mitte des Mai in Preußen der Landsturm organisirt wurde, suchten die Lützower, wie einst die Guerillas in Spanien, den Franzosen durch den kleinen Krieg verderblich zu werden. Es wurde fortdauernd für ihre regelmäßige Organisation und Verstärkung gesorgt, doch fand seitdem eine immerwährende Trennung des Corps statt und es hat gerade deshalb ebensowohl wie durch eingetretene Verhältnisse die frühere Idee nie recht können verfolgt werden. Lützow begab sich Ende Mais mit der Cavalerie des Corps in die Altmark und unternahm von hier einen Streifzug nach Thüringen, während die Infanterie in lästiger Unthätigkeit unter dem Major von Petersdorf an der Elbe auf- und abschwärmte. Der kühne Zug Lützow's ging in zehn Tagen über Halberstadt, Eisleben, Buttstädt, von Schleitz nach Plauen mitten durch die Feinde hindurch; Erkundigungen wurden eingezogen, Kriegsvorräthe erbeutet, Couriere mit wichtigen Briefschaften aufgefangen, die feindliche Communication unterbrochen. In Plauen erhielt Lützow Nachricht von dem geschlossenen Waffenstillstande, er wählte daher den kürzesten Weg, um sich mit der Infanterie seines Corps zu vereinigen, die zum Theil mit vor Leipzig lag und den Herzog von Padua eingeschlossen hielt, der durch den Waffenstillstand allein gerettet wurde. Lützow gelangte ungehindert auf die Landstraße bis nach Kitzen, einem Dorfe in der Nähe von Leipzig, hier aber wurde er plötzlich von einer bedeutenden Ueberzahl Franzosen und Würtemberger überfallen und drei Schwadronen seiner Reiterei fast gänzlich niedergehauen. Lützow selbst entkam durch einen glücklichen Zufall den erbarmungslosen Feinden. Man glaubt, diese Rache sei absichtlich von den Franzosen an der kühnen verwegenen Schaar genommen worden. Nach dem Waffenstillstande kam die Freischaar, die indessen bis zu 4000 Mann angewachsen und weit stärker als vorher mit Reiterei und schwerem Geschütz versehen war, unter den Befehl des Generals von Wallmoden und zeigte zunächst in dem Treffen beim Gördenwalde (16. Sept.) einen heldenkühnen Muth, sowie nachher in den vielen Vorpostengefechten, die jetzt an der

Digitized by Google

Elbe und Weser fast täglich und gewöhnlich gegen eine große Ueberzahl der Feinde vorfielen. Das Corps war jedoch auch jetzt immerwährend getrennt und konnte darum auch jetzt nichts Bedeutendes unternehmen, erst im December sammelte es sich wieder in Boitzenburg und ging nach Holland. Hier traf es mit dem schwedischen Heere zusammen und bildete eine Zeit lang den Vortrab des Kronprinzen von Schweden, darauf stand es vor Hamburg und Glückstadt, während seine Waffenbrüder in Frankreich rasch auf der Bahn des Sieges und der Ehre fortschritten. Beim Rückzuge Blücher's deckte Lützow mit einem kleinen Theile seiner Reiterei eine Abtheilung des schweren Geschützes, fiel aber in die Hände der Bauern und verlor einen großen Theil seiner Reiterei, er selbst wurde schwer verwundet. Der übrige Theil des Lützow'schen Corps brach Ende Januars des Jahres 1814 von der Nordsee nach dem Rheine auf und kam vor der Festung Jülich zu stehen. Die kleine Anzahl von 1300 Mann hatte hier an drei Wochen fast täglich die Ausfälle eines beinahe sechsmal stärkern Feindes zurückzuschlagen. In Frankreich kamen sie zu spät an, um mit als Sieger in Paris einzuziehen. Der Feind war aus dem Lande geschlagen und die Jünglinge kehrten zurück aus dem Felde des Ruhmes und der Ehre zu den friedlichen Beschäftigungen. Dieses Lützow'sche Freicorps war eine wilde verwegene Schaar mit einer glühenden Begeisterung und einem heldenkühnen Muthe, aber durch Umstände ist es nie recht an seinem Platze gewesen. Vgl. „Geschichte des Lützow'schen Freicorps" von Ad. S. (Berl. 1827).

Lufft, Hans, Buchdrucker und Buchhändler zu Wittenberg von 1525—84, machte sich besonders durch den Druck der verschiedenen Erstlingsausgaben der Luther'schen Bibelübersetzung bekannt, weshalb er schon zu seiner Zeit vorzugsweise der Bibeldrucker hieß. Er wurde 1495 geboren, doch weiß man nicht wo, und starb zu Wittenberg am 2. Sept. 1584, als ein auch in seiner bürgerlichen Stellung geehrter Mann, denn er hatte in Wittenberg von 1550 an das Amt eines Rathsherrn und von 1563 an das des Bürgermeisters bekleidet. Aus einigen Briefen Luther's sieht man, daß er früher als wandernder Buchdruckergehülfe von dem Prior des Augustinerklosters zu Wittenberg, Eberhard Brißger, bald hier bald dorthin, wahrscheinlich zur Ausführung kleiner Drucke, geschickt wurde. In Wittenberg, wo im 16. Jahrh. die Buchdruckerkunst lebhaft betrieben wurde, wie denn schon vor ihm Johannes Grunenberg, Melchior Lotther der Jüngere und Georg Rhau bekannte Buchdrucker daselbst waren, gründete er 1525 eine Druckerei, nachdem er wahrscheinlich bei dem zweiten der genannten Druckerherren eine Zeit lang gearbeitet hatte. Sein Geschäft wollte Anfangs nicht recht gedeihen, bis es von 1529 an einen sehr bedeutenden Aufschwung erhielt durch den Druck der Bibelübersetzung Luther's, sowie der Haus- und Kirchenpostille und anderer Schriften desselben. Während Luther für die Bibelübersetzung nicht einmal Honorar bekam und suchte, erwarb sich der vom Verfasser auf alle Weise begünstigte und bevorzugte Drucker des mühsamen Werks Ansehen und Reichthum. Die Bibel erschien, nachdem einzelne Bücher derselben schon vorher gedruckt worden waren, vollständig im J. 1534, sodann 1541, 1545 und 1546. In einem Zeitraume von ungefähr funfzig Jahren gingen gegen 100,000 Bibeln aus L.'s Officin hervor. Vgl. Zeltner „Historien der gedruckten Bibelversion und anderer Schriften D. Martini Lutheri in der Beschreibung des Lebens Hanns L.'s" (Nürnb. und Altdorf 1727, 4.).

Luft heißt im Allgemeinen jeder elastisch-flüssige oder gasförmige Körper, weshalb man auch von Luftarten spricht. Gewöhnlich versteht man aber im engern Sinne nur das aus 79 Theilen Stickstoff, 21 Theilen Sauerstoff, etwas Kohlensäure und Wasserdünsten bestehende Gasgemenge darunter, welches die Atmosphäre der Erde bildet. (S. Atmosphäre und Gas.)

Luftballon, s. Aërostat.

Luftbetten waren schon im Anfange des 18. Jahrh. bekannt, wurden damals aber nur aus Leder verfertigt und waren deshalb sehr kostbar. Später machte der Engländer Clark die Erfindung, auch gewebte Stoffe luftdicht zu machen und führte dadurch eine große Verbesserung und einen billigern Preis dieser Luftkissen herbei. Die Einrichtung derselben ist

Digitized by Google

folgende. Ein Sack, in der Form eines Kissens oder auch einer Matratze, wird auf eigenthümliche Weise genähet und auf der innern Seite mit einem Kautschukpräparat überzogen, welches denselben luftdicht macht. In einer Ecke desselben ist ein Ventil angebracht, durch welches man mittels eines Blasebalgs die Luft einbläst, die man nach Befinden herauslassen oder erneuern kann, wenn man das Ventil wieder öffnet. Die Vorzüge dieser Betten bestehen besonders darin, daß sie Elasticität, Leichtigkeit und große Reinlichkeit vereinigen, der Gesundheit förderlich sind, durch Ein- und Auslassen der Luft härter und weicher, zu jeder Zeit frisch und kühl gemacht werden können, keine Feuchtigkeit aufnehmen, keine Auflockerung erfordern, keinen Staub verursachen und entleert einen sehr geringen Raum einnehmen. Die besten Luftbetten liefert die Wetzlar'sche Fabrik in Leipzig, welche ihr Fabrikat selbst nach England und Amerika sendet.

Luftheizung nennt man die künstliche Erwärmung der Gemächer durch erwärmte Luft, die durch eigene Kanäle von einem abgesonderten Raume (die Heizkammer), in welcher sich der Ofen befindet, in die Zimmer ꝛc. geleitet wird. Vor der gewöhnlichen Ofenheizung hat die Luftheizung den Vorzug, daß sie die Gemächer gleichmäßiger erwärmt, die oft lästige Wärmestrahlung vom Ofen aus vermieden wird und daß die Wärme leichter zu regieren ist, indem man nur die Röhren zu verschließen nöthig hat, welche die erwärmte Luft zuführen, um eine weitere Erwärmung zu verhindern. Auch sind andere Röhren angebracht, welche geöffnet die erwärmte Luft ableiten, so wie verschließbare Zugänge für die frische Luft der Atmosphäre. Die erkältete Luft wird in die Heizkammer zurückgeführt und dort aufs Neue erwärmt. Man wendet die L. gewöhnlich nur im Großen an, da wo eine Reihe von Gemächern in einer fortdauernden erhöhten Temperatur erhalten werden soll, in Lehrgebäuden, Fabrikgebäuden, Treibhäusern u. s. w. Sie ist bei uns in größerer Anwendung, namentlich durch die (vielfach übertriebene) Empfehlung von Meißner „Die Heizung mit erwärmter Luft ꝛc." (3. Aufl., Wien 1826) gekommen, obgleich sie schon in den ältesten Zeiten (der Römer), wenn auch eigenthümlich modificirt, in Anwendung gewesen ist. Der Verein zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen hat durch eine eigene Commission theoretisch und praktisch das Problem der Luftheizung untersuchen lassen und den darüber abgestatteten Bericht öffentlich bekannt gemacht. Wagenmann „Ueber die Heizung mit erwärmter Luft" (Berl. 1827).

Luftpumpe. Diesen Namen führt ein physikalisches Instrument, das Otto von Guerike, Bürgermeister von Magdeburg, 1650 erfunden hat. Die Experimente, die damit angestellt werden, gründen sich auf die Eigenschaft der Luft und zwar nicht blos der atmosphärischen, sondern auch jeder andern Luftart, sich nach der Größe des Raumes, der sie einschließt, auszudehnen oder zu verdichten. Das Ansehen einer gewöhnlichen L. hat viel Aehnliches mit dem einer Klystierspritze, und selbst in ihrer innern Einrichtung haben beide Vieles mit einander gemein. So hat die L., wie die Spritze, einen hohlen Cylinder von Glas oder Metall (den Stiefel), in welchem ein Kolben auf- und abgezogen werden kann und auf welchem sich eine Röhre, wie dort eine hohle Spitze, befindet. Natürlich muß der Kolben die Höhlung des Cylinders luftdicht schließen, und eine L., die beim Herausziehen oder Hineinstoßen des Kolbens einen Ruck verspüren läßt, ist schlecht gearbeitet. Die Röhre kann mittels eines Hahnes geöffnet oder geschlossen werden. Auf das äußerste Ende der Röhre wird eine in der Mitte durchbohrte, glatte Scheibe von Metall (der Teller) luftdicht aufgeschraubt, so daß die Spitze noch einige Linien über die Fläche des Tellers hinausragt, und auf den Teller endlich wird irgend ein hohler Körper (der Recipient), am besten eine Glasglocke, luftdicht gesetzt. Der Hahn in der Röhre hat eine solche Einrichtung, daß er bei einer Stellung die Communication zwischen Recipienten und Stiefel bewerkstelligt, bei einer andern Stellung dagegen die Luft im Recipienten absperrt, aber dabei die Communication zwischen Stiefel und der äußern atmosphärischen Luft herstellt. Ist nun der Hahn so gestellt, daß er die Communication zwischen Recipienten und Stiefel bewerkstelligt und wird der Kolben so weit als möglich im Stiefel zurückgezogen, so nimmt die Luft unter dem Recipienten auch den jetzt frei gewordenen Raum im Stiefel ein, und es muß daher die

Digitized by Google

ganze Luftmasse verdünnt werden. Wird hierauf der Hahn so gedreht, daß er die unter dem Recipienten verdünnte Luft absperrt, dagegen die Communication zwischen der äußern atmosphärischen Luft und Stiefel frei macht, so kann der Kolben wieder in den Stiefel hineingestoßen, sodann der Hahn wieder in seine vorige Stellung gebracht und nun das Experiment erneuert und zwar so oft erneuert werden, bis die Luft den gewünschten Grad von Verdünnung erreicht hat. In neuern Zeiten hat man mancherlei Abänderungen, welche die neuen Erfinder ohne Unterschied Verbesserungen genannt haben, an dem Instrumente angebracht. So werden z. B. statt des Hahnes Ventile angewendet. Andere Luftpumpen haben 2 Stiefel, bald in schräger, bald in verticaler Stellung u. s. w.; das Wesentliche an dem Instrumente ist indessen sich immer gleich geblieben. Soll die Luft nicht verdünnt, sondern verdichtet werden, so versteht es sich von selbst, daß das Verfahren dabei gerade das entgegengesetzte ist und daß man, anstatt Luft aus dem Recipienten abzuziehen, deren immer neue hinzudrückt. Nach Verschiedenheit dieses Zweckes nennt man auch die Luftpumpen entweder Saug- oder Compressionspumpen. Letztere müssen noch besonders mit einer Vorrichtung versehen sein, den Recipienten zu befestigen. Die Versuche, die man mit unserm Instrumente anstellen kann, sind eben so interessant als belehrend. So sieht man in verdünnter Luft ein brennendes Licht verlöschen; Thiere hören unter den Symptomen der größten Angst auf zu athmen; eine zugebundene, zusammengedrückte Blase schwillt auf und zerplatzt endlich; eben so zerspringt darin ein schwaches, geschloßnes, mit Luft gefülltes Gefäß; eine zarte Feder fällt eben so schnell darin herab, als eine Bleikugel u. s. w.; kurz über fast alle Eigenschaften aller Luftarten oder Gase hat die Physik und Chemie durch unser Instrument Aufschluß erhalten.

Luftröhre (Arteria aspera oder Trachea) ist der größte Kanal unter den Luftwegen, der aus einer Schleimmembran besteht, welche von knorpeligen Ringen umfaßt wird, so zwar, daß sie gleichsam ihr eigenes Skelett besitzt. Diese Ringe sind aber nicht vollständig, sondern haben eine Lücke, welche durch Muskelsubstanz ausgefüllt wird. Sie beginnt im Schlunde mit dem Luftröhrenkopfe (Larynx), der im schneidendsten Contrast zum Speiseröhrenkopfe steht, mit dem er genau verbunden ist; wie in diesem die Einführung von Materie zur Ernährung des Körpers vor sich geht, so erfolgt in jenem die Ausstoßung von Luft zur Offenbarung der Psyche im Aeußern. Den Luftröhrenkopf (Kehlkopf) bilden fünf Knorpel, der schildförmige Knorpel oder sogenannte Adamsapfel, der ringförmige, die beiden gießkannenförmigen und der Kehldeckel (epiglottis) mit seinen Bändern und Drüsen. An diese Knorpel sind 7 Paar Muskeln befestigt, von denen die einen den Kehlkopf in die Höhe, die andern herunterziehen, 3 Paar zur Oeffnung der Luftröhre beitragen und die letzten Paare die Luftröhre zuschnüren. Der Stamm der Luftröhre reicht bis zur Lunge, dessen Vordertheil hat ungefähr zwanzig halbringförmige Knorpel, den Hintertheil bildet eine muskulöse Haut, durch die Spannkraft dieser halbringförmigen Knorpel wird die Luftröhre in jeder Stellung, die der Körper auch immer annimmt, offen erhalten. Die Aeste der Luftröhre (Bronchia) bilden den dritten Theil derselben, sie verzweigen sich als unendlich feine Röhrchen in alle Theile der Lunge. Der oberste Theil, der Kehlkopf, leistet als Sitz der Stimme den Menschen einen beträchtlichen Nutzen.

Luftröhrenentzündung, s. Croup.

Luftröhrenschnitt (bronchotomia oder tracheotomia) nennt man diejenige chirurgische Operation, durch welche man von der vordern Fläche des Halses aus mit dem Messer den Kanal der Luftröhre eröffnet. Diese Operation hat entweder den Zweck, Luft in die Luftröhre und die Lungen einzulassen, wenn die oberhalb der Luftröhre liegenden Respirationsorgane mehr oder weniger verschlossen sind, oder einen in die Luftröhre eingesenkten fremden Körper zu entfernen. Nach diesem doppelten Zwecke weichen auch die Operationsarten von einander ab, besonders was die Größe des Einschnittes in die Luftröhre selbst anlangt. Ungeachtet der Gefährlichkeit dieser Operation wurde der Luftröhrenschnitt doch schon im Alterthum unternommen und hat, mit gehöriger Umsicht und Gewandtheit ausgeführt, bis auf die neueste Zeit viele glückliche Erfolge herbeigeführt.

Digitized by Google

Luftspiegelung, s. Fata Morgana.

Luganersee (Lago di Lugano), ein Landsee an der lombardischen Grenze im schweizerischen Canton Tessin, hat seinen Namen nach dem daran liegenden gewerbfleißigen Städtchen Lugano erhalten und ist etwa zehn Stunden lang, eine Stunde breit, 882 Fuß über dem Meere gelegen und reich an Fischen, besonders an Forellen. Ringsum erheben sich an seinen Ufern steil aus dem Wasser Felsenmassen, die ihm ein höchst romantisches Ansehen geben, sowie eine Menge Buchten die abwechselndsten Aussichten gewähren.

Lugdunum, s. Lyon, Lugdunum Batavorum, s. Leyden.

Lugger oder Logger heißt in England ein Fahrzeug mit 2 Masten und 8—16 Kanonen, welches wegen seiner Bauart im Stande ist schnell zu segeln und deshalb als Postschiff gebraucht wird.

Luini oder Luvino, Bernardino, der vorzüglichste Maler der mailändischen Schule, ist wahrscheinlich in dem gleichnamigen Flecken, am Lago Maggiore, in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. geboren. Von seinem Leben weiß man nur, daß seine Arbeiten meist in die Zeit von 1500—30 fallen und daß er wahrscheinlich nie in Rom war. In seinen Werken verband er die milde und weiche Darstellungsweise der ältern mailändischen Schule mit der Darstellungsweise Leonardo da Vinci's, dessen vorzüglichster Schüler er wurde; Leonardo's hoher Ernst, theilweise auch seine feurige Kraft und die Größe und Freiheit seiner Formen gingen auf L. über, wie auf keinen andern seiner Nachfolger, auch werden Leonardo noch fortwährend, selbst in den vorzüglichsten Galerien, z. B. in Florenz, Werke L.'s zugeschrieben. L.'s Verdienst ist erst in der neuesten Zeit nach Gebühr anerkannt worden; jetzt aber wird sein Name neben den Heroen der übrigen Schulen genannt und zwar mit Recht, weil bei ihm noch die zarteste Naivetät und Innigkeit mit der höchsten Schönheit gepaart sind. Sein Colorit ist warm und reich, auch in den Freskobildern, seine Composition und Zeichnung untadelhaft, der Ausdruck oft hinreißend und großartig. Er war einer der fleißigsten Maler seiner Zeit. Zu seinen frühesten Leistungen gehören eine Anzahl von Fresken zu Saronno im Mailändischen und einige Bilder in der Brera zu Mailand. Die höchste Vollendung der Technik zeigen sein mit dem Lamme spielender Johannesknabe (in der Ambrosiana zu Mailand) und seine Herodias (in der Tribuna zu Florenz), die beide lange Zeit als Meisterwerke Leonardo's galten. Seine Fresken finden sich sämmtlich in Mailand und in der Umgegend; Christi Geißelung in San Giorgio, eine Dornenkrönung in San Sepolcro (in 38 Tagen vollendet), eine Anbetung der Weisen in San Eustorgio, eine Madonna in San Maria della Grazie, endlich eine Anzahl von ausgesägten Fresken in der Brera und beim Duca Litta, vor Allem aber eine Madonna und eine colossale Kreuzigung in San Maria degli Angeli zu Lugano sind seine Hauptarbeiten. — Sein Sohn, Aurelio L., war ebenfalls ein tüchtiger Maler, aber in jeder Beziehung minder bedeutend als der Vater.

Luisenburg, ein häufig besuchter Berg, drei Viertelstunden von Wunsiedel im bayerschen Kreise Oberfranken, gehört zur Mittelgruppe des Fichtelgebirges und besteht zum Theil in einem Felsenlabyrinth, das in drei Absätzen hoch emporsteigt. Ungeheure mannichfach geformte Granitmassen in den verschiedenartigsten Stellungen bilden steile Wände, Schluchten, Grotten und Gänge. Daraus hat man mit Nachhülfe der Kunst Anlagen gemacht, die ein mannichfaltiges Ganze von 56 merkwürdigen, zum Theil nach ausgezeichneten Personen benannten Plätzen und Punkten mit herrlichen Aussichten und zwei Wasserfällen bilden. Sonst hieß der Berg die Luchsenburg, nach einem alten Raubschlosse, von dem man nur noch einiges Mauerwerk sieht; seinen gegenwärtigen Namen erhielt er 1805 zu Ehren der Königin Luise von Preußen. Vergl. Sommerer „Beschreibung der L." (Wunsied. 1833).

Luisiana. Bis zum Jahre 1803 verstand man unter diesem Namen das ganze Land von den Mündungen des Mississippi, bis an die Grenzen Mexiko's und das große Weltmeer, also einen Flächenraum von mehr als 1,300,000 engl. QM., der jetzt die

Digitized by Google

Staaten L. und Missuri und die Gebiete Arkansas, Missuri und Columbia bildet. Das damalige L. wurde zuerst 1682 von französischen Ansiedlern, die sich an der Mississippimündung niederließen, in Besitz genommen und zu Ehren König Ludwig's XIV. von Frankreich L. genannt. Allein die französischen Colonien mißglückten gänzlich, die Colonisten wurden durch das gelbe Fieber hingerafft und ihre Colonien durch die Neger zerstört. Dieses Schicksal hatten unter andern auch die Colonisten, die auf Kosten des reichen Kaufmanns Crozat, welcher den Alleinhandel an dem Mississippi (1712) von Frankreich gekauft hatte, sich dort ansiedelten. Als der Mississippihandel in die Hände des berüchtigten Law (s. d.) kam, welcher an der Spitze einer Handelsgesellschaft nach dem Mississippi, durch Vorspiegelung wichtiger, angeblich bereits in jenen Ländern gemachter, Entdeckungen das Publikum zur Vorstreckung bedeutender Summen auf Actien, zu überreden gewußt, durch diesen Actienhandel eine Summe von beinahe 100 Millionen Livres zusammengebracht und als seine Speculationen an Ort und Stelle gänzlich fehl schlugen, mehr als 15 Millionen verloren hatte, da blieb die Colonisation L.'s lange Zeit gänzlich unbeachtet. Als Frankreich 1762 L. an Spanien abtrat, kamen Colonien und Handel nach dem Mississippi wieder etwas in Aufnahme; Frankreich erhielt das Gebiet 1800 wieder zurück und 1803 trat es der damalige erste Consul der französischen Republik, Bonaparte, an die Vereinigten Staaten gegen die Summe von 15 Millionen Dollars ab. Als geographischer Schlußstein dieses ganzen Staatsgebäudes hat L. in die Verhältnisse desselben einen ungeheuren Umschwung gebracht; und nebenbei erhält durch den Mississippi, den Hauptfluß L.'s, der als der größte und wichtigste Fluß der ganzen Union im Gebiete desselben entspringt und mündet, der Binnenhandel den weitesten Spielraum. Das jetzige L. sonderte sich zuerst 1808 als Gebiet vom Ganzen ab, war aber schon 1811 so bevölkert, daß es in die Reihe der Staaten treten konnte, wobei es den Namen L. beibehielt. Es wird von den Staaten Arkansas, Mississippi und Mexiko begrenzt und enthält 49,000 engl. (2268 geogr.) QM. und gegen 352,000 Bewohner, worunter sich 168,000 Weiße befinden. Der größte Theil des Landes bildet eine ungeheure Ebene, wovon $^3/_4$ aus urbar gemachtem Boden, alles übrige Land aus Wald, Sümpfen, Seen und Flüssen besteht. Westlich vom Mississippi, der durch seine Anschwemmungen den südlichen Theil des Landes, ebenso wie der Nil in Aegypten sein Delta, gebildet hat, liegen die meisten Sümpfe, gegen Osten große Nadelwälder. L. ist bei seinen unzähligen Morästen die wahre Heimath des gelben Fiebers, welches zwar nicht jedes Jahr, aber, wenn es erscheint, hauptsächlich vom Juli bis October wüthet. New-Orleans, die Hauptstadt L.'s, verlor im Jahre 1822 in diesen drei Monaten allein über 8000 Bewohner. Der Boden L.'s ist fruchtbar. Das Klima ist im Ganzen mild, selten fällt Schnee und eine zweimonatliche Regenzeit im December und Januar vertritt die Stelle des Winters, aber gesund kann man es, so lange die Sümpfe ihren Pesthauch aushauchen, nicht nennen. Reis, Zucker, Tabak und Baumwolle sind die Hauptausfuhrartikel, auch Thee und Indigo baut man. Die Produkte des Mineralreichs sind Eisen, Silber und Steinkohlen, Alaun, Kalk, Mühlsteine und Salz. Eine große Plage für die Menschen und Thiere sind die Muskitos, eine Insectenart, die besonders mit Anfang Juni, wenn die Hitze drückend zu werden anfängt, in Millionen ankommen. L. hat seine alte Eintheilung in Kirchspiele beibehalten, diese sind in neuerer Zeit zu Districten vereinigt, und noch durch einige Countys vermehrt worden. Vgl. Brackenbridge „Ansichten von L." (deutsch, Weim. 1819); Steddart „Sketches of L." (Philadelphia 1818) und Barbé Marbois „Histoire de la L." (Par. 1828).

Luken heißen diejenigen viereckigen Oeffnungen in den Verdecken der Schiffe, durch welche man die Ladung in den Raum bringt. Nach ihrer Lage erhalten sie die Namen große Luke (die in der Mitte der Schiffe befindlich), Vor- oder Kist- und Hinterluke. Ein Rand, Sill genannt, faßt sie ein, sie werden mit den Lukendeckeln geschlossen, über die man noch zu größerer Sicherheit getheertes Segeltuch legt, das man mit Latten und Nägeln befestigt.

Lullus, Raimundus, einer der seltsamsten und ausgezeichnetsten Geister des 13.

Digitized by Google

Jahrh., ein großer Alchemist, geboren in Palma auf der Insel Majorca 1234, widmete sich Anfangs dem Kriegshandwerk, wie sein Vater und führte ein sehr wüstes Leben. Von seinen Ausschweifungen führte ihn, wie erzählt wird, der gräßliche Anblick der Folgen des Lasters zurück, und er ergab sich nun dem strengen Leben und der Einsamkeit. Hier erschien ihm Christus, der ihn zur Nachfolge aufforderte. L. theilte sein Vermögen unter die Armen aus und bereitete sich durch anhaltendes Studium zum Missionär vor. Von einem Sclaven lernte er Arabisch. Dann bat er den König Jacob um die Errichtung eines Minoritenklosters in Majorca. Gleichzeitig scheint er seine große Kunst, wie er sie selbst nannte, erfunden zu haben; eine himmlische Erscheinung soll ihm befohlen haben, sie niederzuschreiben und bekannt zu machen. Er reiste nun nach Rom, Paris und wieder nach Italien, um sein Reformationswerk in den Gang zu bringen, und von da nach Asien und Afrika. Nachdem er in Tunis durch sein Disputiren mit einem Muselmanne, den er bekehren wollte, in Lebensgefahr gekommen war, verließ er Afrika wieder. Bei einem zweiten Bekehrungsversuche gerieth er in Afrika ins Gefängniß, aus welchem ihn ein genuesischer Kaufmann errettete. Nachdem er noch einmal nach Italien zurückgegangen war und dort von Neuem zur Bekehrung der Ungläubigen vergebens aufgemuntert hatte, ging er zum dritten Male nach Afrika und starb an den Folgen der dort erlittenen Mißhandlungen auf seiner Rückfahrt 1315. Die ars magna Lulli oder Lullische Kunst, welche später von Bruno (s. d.) wieder aufgenommen und bearbeitet wurde, ist ein Versuch zu schematischer Anordnung der Begriffe zum Behuf einer übersichtlichen Erkenntniß und einer leichten Mittheilung. Die Mittel dieser Logik sind Buchstaben (alphabetum artis) zur Bezeichnung der Grundbegriffe, Figuren (Dreiecke, Vierecke, Kreise), womit die Beziehungen derselben bezeichnet werden, und Abtheilungen (camerae), welche durch Zusammensetzung dieser Figuren entstehen. Sowohl die ausgewählten Begriffe, als die Verbindung und Anordnung derselben haben viel Willkürliches und der Gebrauch dieses Schematismus, um aus solcher mechanischen Combination zu finden, was sich über einen Gegenstand sagen lasse, konnte nur ein oberflächliches Denken befördern. Indessen lag doch dieser Erfindung das Bedürfniß einer logisch bessern Behandlung der Gegenstände zum Grunde, als bis dahin in der scholastischen Dialektik zu finden war. Seine „Opera omnia" gab Salzinger heraus (10 Bde., Mainz 1721—42, Fol.).

Lully, Giov. Batt., geb. 1633 zu Florenz, ein originelles Genie, das sich aus sich selbst herangebildet hat, war Anfangs Küchenjunge bei Mlle de Montpensier. Er hatte sich aus Toscana eine Kleingeige, petit violon mitgebracht und reizte andere Diener an Ludwig's XIV. Hofe zum Spiel dieses Instruments; von diesen brachte er eine Bande von petits violons zusammen, welche die 24 Capellisten des Königs (die berühmteste jener Zeit) übertrafen. Der König nahm sie in seine Dienste. L. ward Director, stieg durch seine Compositionen, in denen er Erweiterung der Harmonie und neue Behandlung der Instrumente zeigte (gewöhnlich 2 Viol. und Baß), in der Gunst des Königs, ward Ritter, Rath und Intendant, in den Adelstand erhoben und Schöpfer der franz. Oper. Er erhielt das Privilegium des Theaters. Nie hat ein Musikus größere Gewalt aufs Publikum ausgeübt; er besaß bei seinem Genie die größte Thätigkeit und Sparsamkeit. Er mußte sich Alles selbst schaffen, Opern componiren, Orchester bilden und dirigiren, seine Operisten singen und tanzen lehren. Die Oper empfing von ihm eine ganz neue Gestalt. Das Orchester bestand gewöhnlich aus 1 und 2 Viol., Baß und Flöte oder Fagott, bei besondern Stellen mit Einsatz von Trompeten. Die erste Violine ging mit der obersten Singstimme, beim Männergesang contrapunktirten beide Violinen über die Melodie. Die Harmonie ist zwei- bis dreistimmig. Die Zwischenspiele heißen Rondeaux oder Sarabanden. Der Vortrag ist mit doux oder forte selten bezeichnet. Die erste Violine steht im G-Schlüssel auf der untersten Linie und geht nie über h hinaus. Außer 19 Opern, wozu Quinault prosaische Texte verfertigte, setzte er innerhalb 5 Jahre viele Vaudevilles, Chansons à danser, 400 Menuets-chantans und unzählige Handstücke fürs Clavecin. Seine Compositionen lagen noch 1760 auf allen Clavecins. Er starb 1687 und hinterließ eine halbe Mill.

Digitized by Google

Franken, und sein Nachfolger bezahlte seiner Witwe noch 10,000 Franken jährliche Renten.

Luna heißt das Gestirn, welches den Mond bezeichnet, 2) eine Göttin der Römer, bei den Griechen Selene, Tochter des Titanen Hyperion's und der Rhea, Schwester des Helios und der Eos. Der Homerische Hymnus auf den Hermes nennt sie die Tochter eines Pallas; ein anderer Hymnus an Selene sagt, daß sie mit einer leuchtenden Strahlenkrone umgeben von den Sternen, gebadet im Oceanus und in schimmernde Gewande gehüllt, bei ihrer Beflügelung auf einem Wagen fahre, mit glänzenden Rossen bespannt, daher ihre Abbildung; öfters findet man sie auch mit einem in die Höhe stehenden halben Monde auf dem Haupte und einer Fackel in der Hand. Dem Jupiter gebar sie die Pandeia und Erse (den Thau); auch war sie die Geliebte des Endymion; Pan überlistete sie, indem er unter der Gestalt eines weißen Widders die Göttin in einen Wald lockte. Wenn Probus die Fabel so erzählt, daß Pan für ihre Gunst der Göttin einen weißen Widder versprochen, ihr aber einen mit schwarzer Zunge gegeben habe, so deuten dies Einige auf die Mondfinsterniß. Oefters verschmilzt ihr Mythus mit dem der Diana und der Hekate. Den Namen Selene erklärt Anaragoras durch *σελας νεον* (neuen Glanz), weil sie mit fremdem Abglanz leuchte. Man nahm auch eine männliche Mondgottheit, Dius Lunus, an, wozu vorzüglich mehrere asiatische Kaisermünzen, auf welchen man den Kopf eines jungen Menschen mit phrygischer Mütze, neben ihm einen Halbmond oder Sterne erblickt, Anlaß gaben. Auch findet man ihn als ganze Figur mit einer Lanze, einem Kranze und andern Attributen. In der Chemie bezeichnet Luna das Silber und hat das Zeichen ☽.

Lund (Londinum Gothorum), der Sitz einer Universität und eines Bischofs, in der Provinz Schonen im schwedischen Gothland, mit 4500 E., liegt in einer nicht sehr angenehmen Gegend und hat enge und krumme Straßen. Unter den öffentlichen Gebäuden ist besonders die Domkirche berühmt, aus dem 10. Jahrh., eines der prächtigsten Gebäude dieser Art in ganz Skandinavien. Ein anderes herrliches Gebäude ist die 1845 eingeweihte neue Residenz des Bischofs im byzantinischen Stile. Die Universität mit zwei schönen Gebäuden wurde 1668 erbaut und die Zahl der Studirenden hält sich zwischen 400—500. Mit ihr stehen in Verbindung ein Predigerseminar, eine Bibliothek von 50,000 Bänden und 1000 Handschriften, ein Naturalien-, Münz-, Modell- und physikalisches Instrumentencabinet, eine Sternwarte, ein botanischer Garten, ein anatomisches Theater und mehrere nicht unbedeutende Privatsammlungen. Ein Erzbisthum wurde in L. schon 1104 gegründet. Wie schon zu Anfange des 13. Jahrh. kam L. auch später wieder an Dänemark, welches es erst im Frieden von 1658 an Schweden abtrat. Der Schlacht bei L. zwischen den Dänen und Schweden im J. 1676 folgte der daselbst am 26. Sept. 1679 zwischen den genannten Mächten abgeschlossene Friede.

Lunetten, s. Brillen.

Lunge, das zum Leben so nothwendige Organ, liegt frei in der Brusthöhle, nur durch Blutgefäße mit dem Herzen und durch die Luftröhrenäste mit der Luftröhre verbunden. Sie theilt sich in den rechten und linken Flügel oder die rechte und linke Lunge. Beide sind kugelförmig gestaltet: ihre untere, auf dem Zwerchfell ruhende Fläche ist flach oder vielmehr concav und ihr vorderer Rand ist scharf, der hintere stumpf; die Seitenflächen sind convex (die vordere mehr, die hintere weniger) und laufen nach oben schmäler zu; die obere Fläche ist eine stumpfe Spitze, die bei völliger Ausdehnung der Lunge bis an das fünfte Halswirbelbein hinaufritt. Zwischen beiden Flügeln liegt das Herz und daher ist die innere Seitenfläche eines jeden Flügels concav. Der linke Flügel ist schmäler als der rechte, weil links der größere Theil des Herzens liegt; er ist daher nur in zwei Lappen getheilt, während der rechte drei Lappen hat. Dagegen ist der rechte Flügel kürzer, als der linke, weil das Zwerchfell auf der rechten Seite mehr gewölbt ist und durch die Leber mehr in die Brusthöhle heraufragt. Die Lunge ist mit einer serösen Membran (Pleura) umkleidet, welche zwischen jeden ihren Lappen sich einsenkt. Für jeden Lungenflügel bildet aber die Pleura einen eigenen Sack. Die eine, eingeschobene Hälfte eines solchen Sacks ist

Digitized by Google

nämlich an den zu ihm gehörigen rechten oder linken Lungenflügel angeheftet, so daß die ausdünstende Seite convex und nach außen gekehrt ist. Die andere umgebende Hälfte jedes Sackes heftet sich nach oben oder außen an Rippen und Brustbein und ihre Muskeln nach unten an das Zwerchfell. Beide Hälften hängen da, wo die Gefäße und Luftröhrenzweige mit den Lungen verbunden sind, unter einander zusammen. Beide Säcke hängen aber unter einander zusammen mit den inneren Flächen ihrer äußern Hälfte; diese beiden an einander stoßenden Flächen bilden eine Scheidewand, welche senkrecht ausgespannt, durch die Brusthöhle von vorn nach hinten geht. Diese Scheidewand ist aber an drei verschiedenen Stellen unterbrochen, indem die beiden Säcke von einander abweichen, um andern Gebilden Raum zu geben. Nachdem sich die beiden Säcke mit der äußern Fläche ihrer umgebenden Hälfte am Rande des Brustbeines angeheftet haben, gehen sie schräge nach hinten und lassen einen dreieckigen Raum (Mediastinum anticum) hinter diesen Knochen, worin die Thymusdrüse, die Glandulae sternales und die Vasa mammaria interna liegen. Weiter hinten liegt das Herz. Hinter diesem vor den Brustwirbelbeinen weichen die Blätter der Scheidewand wieder von einander ab, indem jedes schräg seitwärts läuft; so bleibt hier ein Raum (mediastinum posticum), worin die Aorta, die Vena azygos, die Lungenarterie und Lungenvene, die Luftröhre, die Speiseröhre und der Saugaderstamm liegen. An den beiden einander zugewendeten Flächen der Säcke der Pleura bildet sich ein seröser Dunst, welcher die Lungenatmosphäre bildet, da dieser Raum immer noch groß genug bleibt, um den Lungen eine freie Bewegung zu gestatten. Was die Structur der Lungen anlangt, so hat Malpighi zuerst richtigere Ansichten über den inneren Bau der Lunge aufgestellt, nach ihm ist das Wesen der Lunge häutig und aus lauter Bläschen von verschiedener Größe und Gestalt zusammengesetzt, welche durch die Oeffnung des Endes der Luftröhrenäste (Bronchien) von der Luft nach einander ausgedehnt werden und sich an der äußeren dünnen Haut der Lunge endigen. Man hat nun die Structur und Substanz der Lunge immer genauern Untersuchungen unterworfen, deren Resultate jetzt ungefähr folgende sind: die Masse der Lunge ist zellig, schwammig, von graublauer Farbe und besteht aus einer Menge kleiner Abtheilungen (Läppchen), deren zarte, häutige Wände sich so berühren, daß sie zusammen ein Ganzes ausmachen. Jedes dieser Läppchen ist wieder durch viele, noch kleinere, häutige Scheidewände in mehrere Zellen, Lungenbläschen, getheilt. Diese sind eigentlich die Enden der feinsten Zweige der Luftröhrenäste, welche durch immer sich wiederholende Theilungen endlich zu den feinsten, zartesten Röhrchen werden. Diese große, bis ins Unendliche gehende Vertheilung dieser Enden bildet die schwammige Substanz der Lunge. Die eingeathmete Luft geht nun in ihrer Strömung ununterbrochen durch die Luftröhre in die beiden Lungen über, durch die größern Aeste in die kleinern und kleinsten bis in die letzten feinsten Röhrchen und Luftzellchen. Es besteht aber die Lunge noch außer dieser Masse von Luftzellchen aus einem sehr verbreiteten und feinen Gewebe von Blutgefäßen von vier verschiedenen Systemen. Die Verzweigungen der Luftröhrenarterien begleiten die Luftröhrenäste bis auf ihre kleinsten Verzweigungen und dienen zur Ernährung der Luftröhrenäste und zur Absonderung der Feuchtigkeit in dem Innern derselben. Sie gehen in die rücklaufenden Blutadern über, welche sich zum Theil in einen Stamm, die Vena bronchialis, vereinigen, zum Theil in die Lungenvenen übergehen. Einen Haupttheil der Lungensubstanz machen aber die Lungenarterien und Lungenvenen aus. Der große Stamm der Lungenarterien kommt aus der rechten Hälfte des Herzens und theilt sich sogleich in zwei Arme, für jede Lunge einen, welche sich nun wieder ein jeder in Aeste und immer kleinere Aestchen vertheilen. Die feinsten Zweige der Lungenarterie umgeben als ein äußerst feines Haargefäßnetz die Lungenläppchen und Luftzellchen, öffnen sich zum Theil in die Luftröhrenzellchen und gehen zum andern Theil in Venen über, die sich dann rückwärts wieder zu immer größern Aesten vereinigen, bis sie endlich aus jeder Lungenhälfte in zwei Stämme vereinigt, als die Lungenvenen zur linken Hälfte des Herzens zurückgehen. Auch dürfen wir bei der Substanzbeschreibung der Lunge die Nerven nicht übergehen, welche theils die Luftröhrenäste, theils die Blutgefäße begleiten. Dieses ganze äußerst feine Gewebe

Digitized by Google

nun wird von der Lungenhaut zusammengehalten. Sehr abweichend von dieser eben angegebenen Structur der Lunge in dem erwachsenen Menschen stellt sie sich in dem Fötus (Kinde im Mutterleibe) dar; hier sind die Lungen sehr klein, von Farbe dunkelviolettbraun und in ihrem Parenchym ohne alle Bläschen, der Substanz der Leber nicht ganz unähnlich. Hier, wo kein wirklicher Athmungsprozeß stattfindet, vertritt die placenta foetalis (s. Mutterkuchen) die Function der Lunge und sie kann man als eigenthümliche Lunge des Fötus annehmen, die aber nur ein-, keineswegs aber ausathmet und den Blutlauf für den gesammten Eiorganismus bestimmt. Was dieses Organ in seinen verschiedenen Abstufungen der Thierwelt betrifft, so sehen wir, daß zwar jedes Thier zu seiner Erhaltung der atmosphärischen Luft bedarf und daher bei allen Thieren zur Aufnahme der Luft eine besondere organische Vorrichtung sich vorfindet, die Organismen aber, welche auf der niedrigsten Stufe des Lebens stehen, mehr im Wasser, welches zugleich den Stoff ihrer Ernährung abgiebt, oder in einem kleinen Raume eingeschlossener Luft innerhalb der Erde leben. Während die Akotyledonen, die Zoophyten und weißblütigen Thiere und selbst noch Amphibien und Fische mehr oder weniger an Wasser und Erde gebunden sind, bedürfen die höhern Thierklassen der Luft. Nach diesem Luftbedürfnisse finden wir also auch eine gradweise Ausbildung der Respirationsorgane unter den Thieren. Bei den Insecten sind es die Luftkanäle (Tracheen), bei den Fischen die Kiemen, die zu diesem Zwecke bestimmt sind. Bei den Amphibien zeigt sich jedoch schon die Bildung einer abgesonderten Lunge, die bei den vollkommenen Thierklassen, den Vögeln und Säugethieren sowie bei den Menschen dann völlig und in ihrer höchsten Ausbildung hervortritt. Als vorherrschend vor allen andern Systemen des Körpers finden wir das Lungensystem bei den Luftbewohnern, bei den Vögeln; hier ist es am ausgedehntesten, die Brusthöhle ist im Verhältniß gegen den Unterleib viel größer, die Luftzellen setzen sich fast durch den ganzen übrigen Körper fort, wir finden sie um den Magen, um die Leber, um das Herz und die größeren Gefäße, sogar in den Zwischenräumen der Muskeln und in den Röhren der hohlen Knochen. Bei den Säugethieren finden wir es zwar ebenso ausgebildet, aber nur auf die eigentlichen Lungen beschränkt und in seinem Baue wenig von dem des Menschen, wie wir es oben beschrieben haben, abweichend.

Es sei mir noch vergönnt, etwas Weniges über die Krankheiten der Lungen des Menschen beifügen zu dürfen. Vor Allem nenne ich zuerst die Lungenentzündung (Pneumonitis, pneumonia, peripneumonia), sie ist eine in kalten und trocknen Wintern vorzüglich häufig vorkommende und in rauhen Gebirgsgegenden ziemlich einheimische Krankheit. Sie hat bald in der rechten, bald in der linken Lunge ihren Sitz, selten in beiden zugleich und ist oft mit Entzündung des Brustfelles oder des Herzblattes als Nachbartheilen verbunden. Sie beginnt gewöhnlich plötzlich ohne große Vorboten mit Frost, der oft von ziemlicher Dauer ist, geht dann in anhaltende Hitze über, in deren Begleitung alle wesentlichen Fieberzufälle sich befinden. Hierzu gesellen sich noch und zwar sehr bald ein Gefühl von Schwere in der Brust; beschwerliches, kurzes, sehr beschleunigtes Athemholen mit heißem Hauche; häufiger, kurzer, abgebrochener Husten, welcher bei jeder Bewegung leicht erregt wird, große Beklommenheit selbst bis zu einem Erstickung drohenden Grade erzeugt und im Anfange gewöhnlich mit keinem (peripneumonia sicca), dann mit einem schleimichten, schaumichten, eiterartigen, mit Blutpunkten versehenen oder sehr mit Blut gemischten, röthlichen, dunkelbraunen oder schwärzlichen Auswurfe verbunden ist (peripneumonia humida), Unruhe und Beängstigung, Herzklopfen; augenblickliche Zunahme aller dieser Beschwerden bei dem Versuche auf der rechten oder linken Seite (je nachdem die rechte oder linke Lunge entzündet ist) zu liegen; Vollblütigkeit des Kopfes und deshalb deutliche Auftreibung und Röthe des Gesichtes, Eingenommenheit des Kopfes, Phantasiren, Schläfrigkeit, oder vielmehr Betäubung in verschiedenem Grade ꝛc. Dem Entzündungsgrade nach sind nun diese Zufälle bald schwächer, bald sogar stärker. Ist aber mit der Lunge zugleich die Brusthaut entzündet (pleuroperipneumonia), so tritt noch ein bald stumpfer, bald heftiger, stechender, reißender Schmerz hinzu. Wird diese Krankheit günstig entschie-

Digitized by Google

den, so erfolgt Zertheilung, was bei einer zeitigen und richtigen Behandlung, sowie unter anderweitigen günstigen Umständen, sich wohl erzielen läßt; im ungünstigen Falle kann sie in andere gefährlichere Krankheiten der Brust und besonders der Lungen übergehen. Lungenschwindsucht (phthisis pulmonalis), sie besteht in einer Auszehrung des ganzen Körpers mit Keuchen und kurzem Athem, besonders nach dem Essen und jeder etwas stärkeren Bewegung, Heiserkeit, schwacher Stimme, Fieberbewegungen, besonders Hitze des Abends, Husten, stinkendem, eiterigem Auswurf, oder ganz trockenem Husten, fliegender Hitze, die sich besonders auf den Backen als begrenzte Röthe zeigt; sie hat ihren Grund in Geschwüren oder Verhärtungen der Lunge. Die Verhärtungen oder Knoten in der Lungensubstanz bilden sich oft nach vorausgegangener Lungenentzündung; beschwerliches kurzes Athmen, Beängstigung, flüchtige Stiche in der Brust ꝛc. zeigen ihr Dasein an, eine spätere gelegentliche Reizung macht, daß sie in Entzündung und Eiterung übergehen, und so die knotige Lungenschwindsucht (phthisis tuberculosa) darstellen. Die Eiterung kündigt sich gewöhnlich mit Gefühl von Schauder in der Brust an, hierzu gesellen sich die mannichfaltigsten Athmungsbeschwerden, ein trockner oder mit eiterartigem, blutigem Auswurfe verbundener Husten; es entwickelt sich ein Zehrfieber, und nun ist eine eiterige Lungenschwindsucht (phthisis pulmonum ulcerosa) vorhanden. Der Eiter bleibt entweder in Abcessen verschiedener Größe (vomicae) eingeschlossen, oder ergießt sich früher oder später aus den durchbrochenen Abscessen in die Luftröhrenverzweigungen, aus denen er, wenn er nicht zu häufig und plötzlich ergossen durch Erstickung tödtet, ausgehustet wird; oder in die Brusthöhle, wo er ein Enchyma bildet; oder bahnet sich zuweilen einen Weg nach Außen oder in die Spalten des Mittelfelles oder in den Herzbeutel oder durch das Zwerchfell in die Bauchhöhle; oder es erfolgt der Tod durch Abnahme der Kräfte, bei übermäßigen Schweißen, besonders des Nachts gegen Morgen, Geschwulst der Füße, Durchfälle ꝛc. Von den gegen diese Krankheiten angewendeten sehr verschiedenen Mitteln ist hier nur als speciell auf die Lunge sich beziehend das Lungenbad zu erwähnen, welches in dem Einathmen einer von der atmosphärischen, durch Zusatz von andern Gasarten oder von gewissen Dämpfen verschiedenen Luft besteht und entweder von der Natur selbst, namentlich in der Nähe gewisser Mineralquellen und anderer vulkanischer Producte, in Kuhställen ꝛc. geboten oder künstlich bei Salinen oder in besonders dazu eingerichteten Anstalten bereitet wird; ferner hat das Lungenkraut (pulmonaria officinalis oder maculata) seinen Namen davon, daß die davon gefertigte Abkochung durch ihren Schleimgehalt bei Reizung der Lunge besänftigend, geschmeidig machend wirkt.

Lungenprobe, hydrostatische Lungenprobe, ist ein von den Aerzten den Rechtsgelehrten an die Hand gegebener Versuch, um in zweifelhaften Fällen zu wissen, ob ein Kind wirklich todt auf die Welt gekommen sei, oder schon gelebt habe; wenn nämlich die Lungen im Wasser untersinken, so wird angenommen, daß das Kind nicht gelebt habe, schwimmen sie aber obenauf, so habe es gelebt. Die Anwendung der hydrostatischen Lungenprobe in foro fällt ungefähr um das Jahr 1682. Sie beruht im Ganzen darauf, daß sobald das Kind Athem geholt und also gelebt hat, auch gewiß alle Luftröhrenästchen und Zellen der Lunge so ausgedehnt werden, daß sie nachher in dem Wasser obenauf schwimmen muß, sobald aber das Kind nicht gelebt und folglich keine Luft in die Lungen dringen konnte, sie gewiß zu Boden fallen muß. Dieser Versuch erfordert aber die genaueste Pünktlichkeit, daß nämlich nicht das Geringste während der Untersuchung und bei dem Ablösen verletzt werde; auch muß vorher noch ausgemittelt werden, ob die Lunge gesund und keinen organischen Fehler habe; überhaupt zeichnen sich noch die Lungen eines todtgeborenen Kindes vor einem, das schon geathmet, durch Folgendes aus: sie sind sehr klein, von Farbe dunkelviolettbraun und in ihrem Parenchym ohne alle Bläschen und der Structur der sehr räthselhaften Thymusdrüse sehr ähnlich. Gegen die Gewißheit der Lungenprobe hat man noch Mehreres eingewendet: 1) daß Luft in den Lungen gefunden werden könne, ohne daß das Kind geathmet habe. Dies könnte auf zweifache Weise geschehen, entweder durch Einblasen oder durch Fäulniß; im erstern Falle ist die Brust des Kindes nicht gewölbt,

Digitized by Google

es ist nur sehr wenig Blut in den Lungen vorhanden und dies ist nicht hellroth und schaumig, durch Fäulniß, hier müßten auch alle übrigen Theile davon ergriffen sein, von dieser Luft, die sich durch die Fäulniß entwickelt, sind die Lungen nicht ausgedehnt, nicht blaßroth und die Luftbläschen zeigen sich bald an der Oberfläche, nicht in der Substanz der Lunge. 2) Behauptet man, das Kind könne geathmet, folglich gelebt haben, ohne daß Luft in den Lungen vorhanden zu sein brauche. Dies widerlegt sich von selbst. 3) Es könne ein Theil der Lunge schwimmen, ein anderer untersinken; dieser Fall ist nur bei krankhafter Lunge, worin Knoten, Geschwüre vorhanden, denkbar, oder man müßte annehmen, daß blos ein schwacher Versuch zum Athemholen von dem Kinde geschehen sei, zur Fortsetzung aber die nöthige Kraft gemangelt habe.

Lungenseuche oder Lungenfäule ist eine sehr gefürchtete Krankheit des Rindviehes. Ihr Verlauf ist ziemlich rasch, sie greift schnell um sich und ist vermöge ihrer bösartigen, fauligen Natur in den meisten Fällen tödtlich. Ihren Grund findet sie in einem zu großen Gehalt des Blutes an plastischen Stoffen in Folge fehlerhafter Fütterung mit staubigem, verschlemmtem Futter, faulem Wasser ꝛc.; Erkältung kann den Ausbruch der Krankheit befördern, aber nicht selbständig erzeugen. Im zweiten und dritten Stadium ist die Krankheit ansteckend. Sie dauert drei bis vier Wochen, nach welcher Zeit das Thier entweder fällt oder gesund wird, oder es geht die Krankheit in ein langwieriges Leiden über. Die Entstehungsursachen sind sehr mannichfacher Art und können nie ganz vermieden werden; daher hat man vorzüglich nur darauf hinzuarbeiten, die Prädisposition durch mäßige Aderlässe, Gaben von Koch- und Glaubersalz, Application von Haarseilen und Fontanellen zu zerstören. Daneben sind die Polizeimaßregeln gegen die Ansteckung zu beobachten. Man trenne die kranken Thiere von den gesunden, sorge für Reinlichkeit des Stalles, treibe die Thiere nicht auf nasse, sumpfige Weideplätze, halte sie während der Mittagshitze und bei ungünstiger Witterung im Stalle und striegle und bürste sie oft, um die Ausdünstung zu unterhalten.

Lunte nennt man einen von Flachswerg lose zusammengesponnenen Strang, der, in einer Lauge von Buchenasche und Kalk, auch wohl noch mit Salpeter, Bleizucker ꝛc., gekocht, nach dem Trocknen langsam fortglimmt, wenn er an dem Ende angezündet wird, wohin der Strich geht. Die Lunte bildet dann eine spitz-glühende Kohle, welche zur stets bereiten Entzündung der Geschützladungen so lange im Gebrauch bleiben wird, bis es gelingt, eine gute Percussions- oder Frictionszündung zu erfinden. Zum Gebrauch wird sie auf einen Luntenstock gewickelt, dessen obere Klemme das Ende der Lunte festhält. Um ihr Auslöschen bei Regenwetter zu verhindern, ist sie mit einem pfundledernen Luntenverberger umgeben; bei anhaltender Nässe reicht aber auch dieser nicht aus und man muß dann zu den Zündlichten greifen. In England wird die Lunte aus starkem, in Salpeterlauge getränktem Papier rollirt.

Luntenschloß. Bei der ersten Anwendung der Handfeuerwaffen kannte man keine andere Entzündungsart der Ladung, als mit der Lunte. Anfänglich wurde sie mit der Hand auf das Pulver der Pfanne gehalten; dann brachte man einen Bügel an, dessen vorderes Ende am Schaft befestigt, dem hintern Ende, in welches die Lunte eingeklemmt war, eine Bewegung nach der Pfanne und zurück erlaubte, wozu ein sehr einfacher Mechanismus mit einem Drücker für den Finger der rechten Hand diente. Noch sehr lange Zeit nach Erfindung des Radschlosses (s. d.) war außer demselben auch noch das vorbeschriebene Luntenschloß angebracht.

Lupercalia, ein uraltes Fest der alten Römer, welches man auf dem palatinischen Berge am 15. Febr. dem Pan Lupercus zu Ehren feierte. Lupercus nämlich hieß Pan als der Beschützer der Heerden gegen die Wölfe (lupos arceo) und man glaubte, daß unfruchtbare Weiber, welche sich an diesen Tagen mit Ziegenfellen schlagen ließen, dadurch ihren Fehler verloren. Diese Ziegenfelle aber waren in den Händen von Jünglingen. Die feiernden Priester, Luperci genannt, wanderten zu einer dem Gotte geweiheten Grotte Lupercal am Fuße des palatinischen Berges, opferten mit den sie begleitenden Römern dem

Digitized by Google

Gotte eine weiße Ziege, deren Fell sich die Jünglinge vorbanden und dann zu Ehren Pan's Wettläufe anstellten, bei denen sich besonders die alten Geschlechter der Julier, Fabier und Quinctilier berühmt machten. Diese L. dauerten noch lange Zeit nach Roms Verfalle fort und wurden erst unter der Regierung des Kaisers Anastasius, um 516 nach Christus, abgeschafft.

Lupin, Friedr., Freiherr von, auf Illerfeld, Mitglied der bayrischen Akademie der Wissenschaften, als mineralogischer Schriftsteller, sowie als Humorist in Jean Paul's Manier bekannt, geb. am 11. Nov. 1771 in der damals freien Reichsstadt Memmingen, aus einer alten Familie, kam 1789 zu seiner weitern Ausbildung nach Straßburg, wo er sehr bald als Nationalgardist in die Wirren der Revolution hineingezogen wurde. Von 1790 bis 1792 studirte er in Göttingen mit besonderm Eifer Mineralogie, ging dann nach Erlangen und bereiste darauf Deutschland, Schweden und Polen. Nach seiner Rückkehr wurde er in seiner Vaterstadt 1794 als Stadtgerichtsassessor und 1801 als Kanzleidirector angestellt. In dieser Eigenschaft fungirte er zur Zeit der Mediatisirung der Reichsstädte als reichsstädtischer Abgeordneter in Paris, sowie bei dem letzten Reichstage zu Regensburg und auf dem letzten Städtetage zu Ulm. Nachdem Memmingen an die Krone Bayern gekommen, ernannte ihn der König 1804 mit Berücksichtigung seines Lieblingsfachs, der Mineralogie, zum Bergcommissar, 1809 zum Oberbergcommissar und sodann zum Oberbergrath. In diesem Wirkungskreise unternahm er nicht nur mehrjährige Untersuchungsreisen in die bayrischen Gebirge, sondern bereiste auch die Hochalpen nach ihrer ganzen Ausdehnung. In Folge der Aufhebung der Oberbergcommissariate zog er sich auf sein Landgut Illerfeld zurück, das er durch Cultur, Bauten und Gartenanlagen verbesserte und verschönerte und wo er nun seine Sammlungen für Kunst und Wissenschaft, namentlich sein höchst instructives Naturaliencabinet aufstellte. Außer seinen mineralogischen und andern Schriften gab er auch „Biographie jetzt lebender oder im Laufe des gegenwärtigen Jahrhunderts verstorbener Personen" (Bd. 1, Stuttg. 1826) heraus. Erst am Abend seines Lebens und gleichsam zur Aufheiterung versuchte er sich mit glücklichem Erfolge im humoristischen Fache und ließ die „Schulrede, gehalten am Sylvesterabend 1837 von Florian Felbel" (Lpz. 1838) und die „Erneuerte Schulrede am Sylvesterabend 1839" (Weimar 1840) erscheinen, in denen er in Jean Paul'scher Weise mit gutmüthiger Schalkheit den Ereignissen der betreffenden Jahre in der sittlich-politischen Geschichte Deutschlands entgegentrat. Sein umfassendstes Werk ist seine an interessanten Partien sehr reiche und im Allgemeinen sehr unterhaltende „Selbstbiographie" (4 Theile, Weim. 1844).

Lupine, Lupinus, ursprünglich eine Zierpflanze, ist auch für den Feldbau wichtig, da sie nicht nur zu Grünfutter benutzt werden kann, sondern auch die passendste Pflanze zur Gründüngung ist und in ihrer Wirkung dem Schafmist gleichkommt. Daneben dienen die durch Einweichen von ihrer Bitterkeit befreiten Samen als Gemüse, oder geröstet zur Nahrung und als Kaffeesurrogat. Die L. war schon von den Alten gekannt und gerühmt. Man baute sie theils zur Vertilgung des Unkrauts, theils zur Düngung der Aecker und Weinberge an. Auch um die Wurzeln kranker Bäume pflanzte man sie, weil jene dadurch wieder gesund wurden. Die Samen der L. werden vorzugsweise zur Fütterung der Zugochsen und zur Vertreibung der Würmer bei Rind- und Schafvieh verwendet. Bei Mangel an Korn dienten sie jedoch auch zur Nahrung der Menschen.

Lupulin ist das nur den weiblichen Hopfenpflanzen eigene gelbe Pulver, welches wie Staub die Samenkörner des Hopfens überzieht. In dem Lupulin liegt die meiste aromatische Kraft des Hopfens, weshalb man bei der Ernte des Hopfens (s. d.) dafür sorgen muß, daß dieser nicht überreif werde und dadurch das Lupulin verloren geht. Das Lupulin enthält ein sehr feines Aroma, Gallussäure, Gerbestoff und ein bitteres, in Wasser und Alkohol lösliches Princip.

Lusiade, s. Camoens.

Lusitania, s. Portugal.

Digitized by Google

Lustrum (von luere, d. i. reinigen oder sühnen) hieß das feierliche Sühn- und Reinigungsopfer, das nach Beendigung des Census (s. d.) durch einen der Censoren im Namen des röm. Volkes dargebracht wurde. Die Opferthiere, ein Schwein (sus), Schaf (ovis) und Stier (taurus), daher die Benennung Suovetaurilia, wurden vor der Schlachtung um das auf dem Marsfelde centurienweise versammelte Volk herumgeführt und dieses dadurch gleichsam gereinigt oder entsühnt. Weil das Lustrum mit dem Census in der Regel alle fünf Jahre wiederkehrte, wurde mit dem Worte Lustrum auch ein fünfjähriger Zeitraum bezeichnet.

Lustseuche, s. Syphilis.

Lustspiel, s. Schauspiel.

Lutatius ist der Name eines röm. plebejischen Geschlechts. — Cajus L. Catulus war Consul 242 v. Chr. und erfocht mit einer durch freiwillige Beiträge der Bürger ausgerüsteten Flotte bei den ägatischen Inseln den Sieg über die karthag. Flotte, die unter Hanno dem Hamilkar nach Sicilien Zufuhr bringen sollte, worauf der Friede, der den ersten punischen Krieg endigte, erfolgte. — Quintus L. Catulus verwaltete im J. 102 v. Chr. mit Marius das Consulat, besiegte mit diesem als Proconsul im J. 101 die Cimbern auf den raudischen Feldern, wurde aber, da er im J. 87 mit Cinna nach Rom zurückkehrte, trotz der Verwendung seiner Freunde von Marius geächtet und gab sich selbst den Tod. Er wird als einer der edelsten, weisesten Bürger gefeiert, zeichnete sich als Redner aus und beschrieb die Thaten seines Consulats. — Sein gleichnamiger Sohn schloß sich an Sulla an, dessen Einrichtungen er als Consul im J. 78 gegen seinen Amtsgenossen M. Aemil. Lepidus (s. d.), der sie stürzen wollte, mit Cnejus Pompejus verbunden aufrecht erhielt. Er galt als einer der Führer der optimatischen Partei, war dem Cicero befreundet und feindlich gegen Cäsar gesinnt, unterlag demselben aber im J. 63 bei der Bewerbung um die Würde des Pontifex Maximus. Er starb im J. 60.

Luther, Martin, geb. den 10. Nov. 1483 zu Eisleben, gest. ebendaselbst den 18. Febr. 1546, der Mann, welchem Deutschland, ja Europa seine ganze geistige Größe verdankt, indem er es aus allen den geistigen Banden befreite, die bis dahin die freie Bildung gehindert hatten. Er war ein Reformator der Religion, der Kirche, der Wissenschaft, der Kunst, der Sprache, der Schöpfer einer neuen Welt, denn er war es, welcher mit dem Lichte seines Geistes die Nacht des Mittelalters erhellte, einen Brand entzündete, welcher im Laufe der Jahrhunderte immer weiter um sich gegriffen, das Lebensprincip dieser Jahrhunderte geworden ist. Kräftig im Willen, muthig in der Rede, rüstig zur That, sich selbst aufgebend im Dienste der Idee, so war der Mann, der ein Reich zu stürzen unternahm, welches in dem Aberglauben und der Dummheit der Menge, in der Klugheit und dem Eigennutze der in seinem Interesse Erzogenen und Gebildeten — und außer diesen gab es fast keine Gebildeten — seine festesten, wie es schien, unerschütterlichen Wurzeln hatte. Das Aeußere des Mannes entsprach dem Geiste desselben. Eine freie heitere Stirn, kräftige vorspringende Nase, blitzende Augen, etwas aufgeworfene Lippen, eine klare volltönende Stimme. M. L.'s Vater, Hans Luther, ein Bergmann, und seine Mutter Margaretha, geb. Lindemann, lebten zu Möhra, einem Dorfe im Amte Salzungen, ließen sich aber später (1484) in Mansfeld nieder. M. L. war geboren worden, als seine Aeltern zum Jahrmarkte in Eisleben waren. Sein Vater erzog ihn streng, that ihn früh in die Schule und wünschte, daß er studiren möge. Deshalb wurde der 14jährige Knabe auf die Schule zu Magdeburg gethan, doch schon im folgenden Jahre mußte er, wegen Mangels an Unterstützung, diese Schule wieder verlassen und kam nun auf das Gymnasium zu Eisenach, wo er Anfangs als Currentschüler, später durch Unterstützung, die ihm namentlich eine Anverwandte mütterlicher Seite darbot, ein dürftiges Auskommen fand. Im J. 1501 bezog L. die Universität Erfurt, um nach dem Wunsche seines Vaters die Rechte zu studiren; 1503 wurde er Baccalaureus und 1505 Magister der Philosophie. Auf der Universitätsbibliothek hatte L. eine lateinische Bibel gefunden und da er mehr in ihr als die Evangelien und Episteln fand, so machte er sie zum Gegenstande eifriger Studien. So hatte

Digitized by Google

das reine Intereſſe an der Wahrheit L. ſchon auf den Weg geleitet, auf dem er der Welt vorangehen ſollte, als ein Zufall, oder vielmehr ein Geſchick Gottes, die Richtung ſeines Lebens völlig entſchied. Auf der Rückreiſe von Mansfeld nach Erfurt wurde nämlich L.'s Freund, Alexius, an ſeiner Seite vom Blitze getroffen und getödtet. Der ſchnelle erſchreckende Tod des geliebten Freundes, der noch eben in friſcher Jugendkraft blühend, durch einen Augenblick aus der Reihe der Lebendigen geſtrichen war, erſchütterte L.'s Gemüth ſo tief, daß er noch in demſelben Jahre (1505) als Mönch in den Auguſtiner Barfüßerorden trat. L. bewohnte nun eine Zelle des Auguſtinerkloſters in Erfurt. Er widmete ſich aufs Eifrigſte den Studien und den klöſterlichen Religions- und Bußübungen, aus ängſtlicher Beſorgniß für das Heil ſeiner Seele, daß er in eine gefährliche Krankheit fiel. Ein alter Ordensbruder tröſtete ſeine zagende Seele mit der Gnade vor Gott, die wir durch den Glauben an Chriſtus finden. So eifrig, wird erzählt, ſoll einſt L. in Studien oder in Schwermuth vertieft geweſen ſein, daß er in ſeiner Zelle eingeſchloſſen durch kein Klopfen und Rufen zu erwecken war. Die Zelle wurde geſprengt, aber erſt der Muſik gelang es, L. die Empfänglichkeit für das äußere Leben zurückzugeben.

Im J. 1507 wurde L. zum Prieſter geweiht und erhielt 1508, namentlich auf Verwenden ſeines ihn ſehr begünſtigenden Ordensprincipals, J. von Staupitz, berufen, die Profeſſur der Dialektik und Phyſik bei der Univerſität Wittenberg. Bald darauf berief ihn auch der Rath zu Wittenberg zum Prediger. Nachdem L. 1509 Baccalaureus der Theologie und hierdurch öffentlicher Lehrer derſelben geworden war, mußte er in Angelegenheiten ſeines Ordens nach Rom reiſen. Hier hatte er Gelegenheit, die grenzenloſe Laſterhaftigkeit der italieniſchen Geiſtlichkeit, die weltlichen Intereſſen, die Zügelloſigkeit, Schwelgerei, Prachtliebe des römiſchen Hofes kennen zu lernen, welche er ſpäter ſo laut angriff und welche die ſtärkſten Waffen gegen die römiſch-katholiſche Kirche in die Hände lieferte. Nach L.'s Rückkehr bewog Staupitz den Kurfürſten von Sachſen, Friedrich den Weiſen, dem gelehrten Manne die Koſten zur Erlangung der theologiſchen Doctorwürde zu ſchenken, welche ihm denn auch 1512 ertheilt wurde. Im J. 1516 mußte L. als Untervicarius die 40 Auguſtinerklöſter viſitiren und empfahl bei dieſer Gelegenheit ſeinen Ordensbrüdern angelegentlich das Leſen und Studium der heiligen Schrift. Die Gelehrſamkeit und die Kanzelberedtſamkeit L.'s war ſchon berühmt, ehe er noch irgendwie in offenen Gegenſatz mit Rom getreten war; wir erfahren, daß er 1517 in der Schloßkapelle zu Dresden vor Herzog Georg und ſeinem ganzen Hofſtaate predigen mußte. Die erſte Veranlaſſung ſeines öffentlichen Heraustretens gegen kirchliche Mißbräuche war der Ablaßkram, den der Dominikanermönch Tezel, ſelbſt ein laſterhafter Menſch, mit abſcheulicher Unverſchämtheit trieb. Derſelbe war nach Jüterbock gekommen und wies die Pfarrer an, ihre Gemeinden zum fleißigen Kauf der Ablaßzettel anzuhalten. L. wendete ſich an die benachbarten Biſchöfe, mit der Aufforderung, dem Unweſen entgegenzuwirken, aber vergebens; keiner wagte gegen den von Rom privilegirten Dominikanermönch aufzutreten. Da faßte L. den Entſchluß, dies mit allen ihm zu Gebote ſtehenden Mitteln zu thun; vor ſeinen Kirchkindern hielt er eine warnende Predigt („Sermon vom Ablaß und der Gnade", Wittenb. 1518) und um mit den Waffen der Gelehrſamkeit gegen den Unfug zu kämpfen, ſchlug er (ſo brachte es die Sitte der Zeit mit ſich) den 31. Oct. 1517 an die Thüren der Schloßkirche zu Wittenberg 95 lateiniſche Theſes (Streitſätze) an, betreffend die Nothwendigkeit wahrer Reue, Mißbrauch und Kraft des päpſtlichen Ablaſſes ꝛc. Dieſe Sätze verbreiteten ſich bald über Deutſchland, ja bis nach Rom. L. ſelbſt ſchickte ſie an den Erzbiſchof zu Mainz und an den Biſchof zu Brandenburg. Der letztere ſuchte ihn zu beruhigen: er möge kein Feuer anzünden. Aber das Feuer brannte ſchon. Tezel, Dr. Eck, Hoogſtraten u. A. traten in heftigen Schriften gegen L. auf und die Dominikaner klagten ihn zu Rom an.

L. hatte das Recht des Ablaſſes dem Papſte nicht abgeſprochen, hatte nur den Unfug der Ablaßverkäufer gerügt und ſchrieb, um ſich gegen die Anklagen ſeiner Feinde zu vertheidigen, einen demüthigen Brief nach Rom; erhielt aber ſchon im Juli 1518 den Befehl, binnen 60 Tagen in Rom zu erſcheinen und ſich wegen ſeiner Angriffe gegen den Ablaß

Digitized by Google

zu vertheidigen. Nach Verwendung des Kurfürsten und der Universität blieb es jedoch für jetzt dabei, daß der Cardinal Cajetan ihn nach Augsburg zur Verantwortung citirte. L. erhielt sicheres kaiserliches Geleit und machte die Reise auf Kosten des Kurfürsten, begleitet von mehrern seiner Freunde und Anhänger. Den 12. Oct. erschien er das erste Mal vor dem Cardinal, bekannte sich zu den Thesen, bat, so er geirrt, um Widerlegung und Belehrung. In Allem, worin seine Ansicht von der gemeinen abwich, berief sich L. auf die Bibel, wie er denn sogleich bei der ersten Veröffentlichung der Theses die Erklärung abgegeben habe: er wolle nichts behaupten, als was sich aus der heiligen Schrift und den Kirchenvätern beweisen ließe. Cajetan aber ließ sich nicht auf Widerlegung ein, sondern forderte ohne Weiteres Widerruf. L. bat sich Bedenkzeit bis zum folgenden Tage aus und erhielt sie. Nun aber erklärte er, er könne nicht widerrufen, wenn man ihn nicht aus Gottes Worte überführe, er erbot sich aber vor Zeugen und Notarien, daß er weiter schriftlich antworten und sich dem Ausspruche der Universitäten Basel, Freiburg, Löwen und Paris unterwerfen wolle. Er erhielt endlich die Erlaubniß zu schriftlicher Antwort. Schon den folgenden Tag überreichte er seine Schrift, in welcher er die Fragen des Cardinals erwiderte. L. bat, seine Schrift nach Rom an den Papst zu schicken. Der Cardinal aber entließ heftig zürnend den nicht zum Widerruf zu bewegenden L., welcher Augsburg alsbald verließ. Es wird erzählt, der Cardinal habe den Befehl gehabt, L. gefangen nach Rom zu bringen, wo ihm dann ein ähnliches Schicksal wie Joh. Huß bevorgestanden, auch habe Cajetan bereits Anstalten gemacht, diesen Befehl auszuführen; die schnelle Entfernung habe L. jedoch gerettet. Indeß mochte man in Rom damals noch überhaupt kein großes Gewicht auf das Geschrei des deutschen Mönchs legen, auch waren bis jetzt die Grundfesten des Papstthums und der römischen Kirche nicht von L. angegriffen worden, es erschien vielmehr der ganze Ablaßstreit, um den es sich allein noch handelte, eine Zwistigkeit der Bettelmönchsorden (Augustiner und Dominikaner) unter einander zu sein, wie es denn noch mancherlei andere Zwistigkeiten gab, um derentwillen die verschiedenen Orden sich heftig angriffen. Durch die Zusammenkunft L.'s mit dem Cardinal gewann aber allerdings der Streit eine tiefere Bedeutung. Es kam nur darauf an, wer entscheiden solle in kirchlichen Angelegenheiten: ob Papst, ob Bibel, beide traten nun erst für das klare Bewußtsein in Gegensatz gegen einander. L. kehrte nach Wittenberg zurück und appellirte, um die Form Rechtens zu beobachten, im Karmeliterkloster vor Notarien und Zeugen: „a Papa male informato ad Papam melius informandum" (vom schlechtunterrichteten zum besser zu unterrichtenden Papste), und diese Appellation wurde am Thore des Domes angeschlagen. Der Cardinal suchte vergebens beim Kurfürsten von Sachsen die Vertreibung L.'s zu bewirken, man ließ ihn ungehindert lehren und predigen. L. erwarb sich Anhänger und appellirte den 28. Nov. 1518 an eine Kirchenversammlung. Da die päpstliche Bulle ohne Erfolg blieb, versuchte der päpstliche Kammerherr Karl von Miltitz auf dem Wege der Güte L. zum Schweigen, wo möglich zum Widerruf zu bringen. L. willigte ein, daß er schweigen wolle, wenn auch die Gegner schwiegen. Der Streit solle zur Entscheidung einem gelehrten Bischofe Deutschlands vorgelegt werden. Aber Dr. Eck schrieb 13 Sätze gegen Luther und in Folge hiervon kam es in Leipzig im Juni 1519 zu einer feierlichen Disputation. Es wurden Acten über dieselbe geführt und diese sollten den Universitäten Erfurt und Paris zum Urtheil vorgelegt werden. L. hatte noch mehrere Unterredungen mit Miltitz, schrieb im Januar 1520 an Kaiser Karl, er möge ihn nicht ungehört verdammen, und am 6. Sept. d. J. nochmals an den Papst. Bald darauf aber erhielt er die schon am 15. Juni gegen ihn abgefaßte Bulle, in der 41 Artikel aus seiner Schrift als ketzerisch verurtheilt, er selbst gebannt wurde. Auch mehrere Universitäten verdammten ihn, seine Schriften wurden zu Köln, Löwen und Rom öffentlich verbrannt.

Nun war der Kampf offen erklärt und L. trat durch einen feierlichen Act aus der römisch-katholischen Kirchengemeinschaft, indem er am 10. Dec. 1520 öffentlich vor Wittenberg (wo noch jetzt der Platz abgezeichnet ist) die päpstliche Bulle, sammt dem kanonischen Rechte des Papstes verbrannte. Eine noch heftigere Bulle erließ nun der Papst im

Digitized by Google

Januar 1521, die Bulle „in coena domini“; L. übersetzte sie: „Abendfreßbulle des römischen Stuhles“. Nun ward L. auf Vorstellung des päpstlichen Legaten vor den Reichstag zu Worms geladen. L. hatte namentlich unter dem wackern deutschen Reichsadel, dem der pfäffische Unfug längst ein Gräuel war, Beifall und Anhang gefunden. Noch jetzt hochgeachtete Männer, als Hutten, Sickingen, standen auf seiner Seite und boten ihm Hülfe und Beistand an. Denn allerdings war jetzt sehr zu fürchten, man möge mit ihm, der dem Papste offenen Trotz geboten, ähnlich wie einst mit Joh. Huß verfahren. Aber was einst Huß noch auf dem Scheiterhaufen geweissagt haben soll, das ging in Erfüllung: „Jetzt bratet ihr eine Gans (Huß), aber in hundert Jahren wird ein Schwan kommen, den werdet ihr ungebraten lassen!“ Ein Muth beseelte L., wie ihn nur die Gewißheit des Geistes giebt, und so ging er im Namen Gottes nach Worms. Vergebens warnten ihn seine Freunde, „und wenn in Worms so viel Teufel wären als Ziegel auf den Dächern, er wollte doch hinein,“ war die Antwort. Tausende zu Roß und zu Fuß kamen ihm von Worms aus entgegen und am 17. April stand der arme Bettelmönch unerschrocken vor einer Versammlung, in welcher der Kaiser Karl V., Erzherzog Ferdinand, 6 Kurfürsten, 24 Herzöge, 8 Markgrafen, 30 Bischöfe, Fürsten, Prälaten ꝛc. saßen, und bekannte männlich, daß die ihm vorgelegten Schriften von ihm verfaßt seien. Nachdem man ihm einen Tag Bedenkzeit zum Widerruf gegönnt, erklärte L. nach einer zwei Stunden währenden Rede zuletzt klar und bündig: „Es sei denn, daß ich mit Zeugnissen der heiligen Schrift, oder mit öffentlichen, klaren und hellen Gründen und Ursachen überwunden und überwiesen werde, so kann und will ich nicht widerrufen, weil weder sicher noch gerathen ist, etwas wider Gewissen thun. Hier stehe ich, ich kann nicht anders; Gott helfe mir, Amen.“ Die lautere Lehre des Evangeliums konnte keinen herrlichern Triumph feiern, als hier in dem freudigen muthigen Bekennen der Wahrheit. Vielen ergriff es das Herz in Bewunderung und Viele mochten denken wie der wackere Ritter Fronsberg, welcher zu Worms L. auf die Schulter klopfte, mit den Worten: „Mönchlein, Mönchlein! Du gehst einen Gang, dergleichen ich und mancher Oberste in der hitzigsten Schlacht nicht gethan haben! bist Du auf rechtem Wege, so wird Dich Gott nicht verlassen!“ Und Gott verließ ihn nicht. Vergebens suchten, auf Antrag der meisten Stände hierzu ernannt, die Kurfürsten von Trier und Brandenburg, Herzog Georg von Sachsen, die Bischöfe von Augsburg und Brandenburg und der gewandte badensche Kanzler Rabus L. zu bewegen, einen gütlichen Vergleich einzugehen, oder dem Urtheile des Kaisers und der Reichsversammlung seine Schriften zu unterwerfen; L. willigte nur in eine Beurtheilung durch ein Concil, aber unter dem ausdrücklichen Vorbehalt, daß dieses nur nach der heiligen Schrift entscheide. „Ist das Werk von Menschen,“ sagte er, „so wird es untergehen, ist es aber aus Gott, so werdet ihr es nicht dämpfen!“ Eck und Maximilian Transsylvanus brachten ihm amtlich Bescheid, daß er mit freiem Geleit heimziehen dürfe, unterwegs aber nicht predigen noch schreiben solle; er aber antwortete: „er wolle sich weder im Leben, noch im Tode, in Ehre oder Schande nichts vorbehalten haben, als allein Gottes Wort frei zu treiben und zu bekennen.“ Am 26. April trat L. seine Rückreise an; der kaiserliche Herold brachte ihn bis an das hessische Gebiet. Von da reiste er nur noch von Amsdorf begleitet weiter, besuchte seine Großmutter zu Möhra und wollte nun nach Wittenberg zurückkehren. Aber am 4. Mai wurde er bei Altenstein im Thüringer Walde von verkappten Reitern überfallen und ohne daß er wußte, wer sie wären und wohin es mit ihm gehe, auf Umwegen nach der Wartburg bei Eisenach gebracht. So hatte es Kurfürst Friedrich der Weise veranstaltet, um ihn den Verfolgungen zu entziehen, die durch das Edict von Worms über ihn verhängt waren. Auf der Wartburg lebte nun L. unter dem Namen Junker Georg in ritterlicher Kleidung, ungefährdet von der vom Kaiser über ihn ausgesprochenen Reichsacht. Seine Feinde verbreiteten eifrig das Gerücht, er sei gestorben und nicht wenig triumphirten sie und trauerten die Freunde L.'s und der Wahrheit. Aber bald erschienen sprechende Zeugen vom Leben des Reformators. Von der Wartburg aus erließ nämlich L. mehrere Briefe und Schriften, welche durch Spalatinus Hände gingen, ohne daß sein Aufenthalt verrathen wurde.

Digitized by Google

Hier auf der Wartburg war es auch, wo Luther das Werk begann, welches allein seinen Namen unsterblich gemacht haben würde, und welches die festeste Säule der neuen Kirche wurde, die Bibelübersetzung.

Nur zehn Monate rastete aber L. auf der Wartburg, da erfuhr er den Unfug der Bilderstürmerei, welche Karlstadt veranlaßt hatte, und von der Sorge, daß sein nur erst begonnenes großes Werk der Reformation durch unzeitige Schwärmerei gefährdet werde, hingerissen, verließ er trotz der ihm von allen Seiten drohenden Gefahren, trotz des Abrathens Spalatin's, trotz des entgegengesetzten Willens des aus Freundschaft für ihn zu ängstlich besorgten Kurfürsten, trotz neuer Achtserklärung, die der Kaiser zu Nürnberg gegen ihn erließ, seinen heitern Zufluchtsort und eilte nach Wittenberg. Hier stellte er durch eifriges Predigen die Ordnung der Kirche wieder her, und dem Kurfürsten Friedrich, welcher wegen seiner Entweichung eine Erklärung von ihm forderte, schrieb er in einem muthigen Briefe im Gefühl der ganzen Würde seines Werkes: „er kehre unter einem viel höheren Schutze, als dem seinigen zurück". In Wittenberg vollendete L. nun die Uebersetzung des neuen Testaments, schrieb mehrere die Reformation fördernde Schriften und ließ 1524 das erste evangelische Gesangbuch drucken. Mit Karlstadt, früher seinem vertrauten Freunde, vereinigte sich L. 1524 bei einem Religionsgespräche über die Abendmahlslehre. In diesem Jahre legte L. auch die Mönchskutte, nachdem er schon vorher in mehreren Schriften gegen die Unvernunft, Sittenwidrigkeit und Unchristlichkeit des Klosterlebens geeifert hatte. Mehrere Mönche und Nonnen hatten die Klöster verlassen, unter den letzteren befand sich auch Katharina v. Bora (s. d.). L. lernte die letztere kennen und lieben und ehlichte sie im Jahre 1525. Schon vor L. hatten andere Geistliche Weiber genommen; und so war wiederum eine der drückendsten, die Menschheit entwürdigenden Fesseln des Papstthums, welche zum Aberglauben geworden, abgeworfen. Wider den ausgebrochenen Bauernkrieg erklärte sich L. nachdrücklich und forderte die Fürsten zu kräftigen Maßregeln gegen ihn auf. Um der neuen Kirche eine würdige Ordnung zu geben und mancherlei Unordnungen abzuschneiden, die sich im Eifer gegen die alte Ordnung eingeschlichen, schrieb L. 1526: „Deutsche Messe oder Ordnung des Gottesdienstes", welche zunächst in Kursachsen eingeführt wurde. Eine gründliche Kirchenvisitation wurde 1528 vorgenommen und ihr zu Folge schrieb L. den großen und kleinen Katechismus, welcher noch jetzt die Grundlage des religiösen Unterrichts bei den Lutheranern ausmacht. Im Jahre 1529 rieth L. seinem Landesherrn zur Protestation auf dem Reichstage zu Speier, wovon die Evangelischgesinnten den Namen der Protestanten erhielten. Während des Reichstages zu Augsburg hielt sich L. in Koburg auf, beschäftigt mit Uebersetzung der Propheten des alten Testaments. Zugleich nahm er aber auch den lebhaftesten Antheil an den Verhandlungen des Reichstages, die evangelischen Fürsten unternahmen nichts ohne seinen Rath. L. hatte mit Zuziehung seiner Collegen, unter denen Melanchthon die vornehmste und würdigste Stelle einnimmt, die 17 Artikel aufgesetzt, welche unter dem Namen der Torgauschen bekannt sind, weil er sie an den Kurfürsten nach Torgau schickte. Diese Artikel wurden die Grundlage des sogenannten Augsburgschen Glaubensbekenntnisses, welches Melanchthon aufsetzte, L. genehmigte und das auf dem Reichstage abgelesen und übergeben wurde (s. Melanchthon u. Augsburgsche Confession).

Durch den Reichstag wurden die päpstlichen und kaiserlichen Edicte gegen L. so gut wie aufgehoben, aber die Feindseligkeiten der Papisten, welche ihn bald durch listige Unterhandlungen von dem unternommenen Werke abbringen wollten, dauerten fort. Unerschrocken und standhaft wies sie L. zurück. Den Religionsconvent der Protestanten zu Schmalkalden im Jahre 1537 weihte Luther mit einer Predigt ein und schrieb mit Zuziehung Amsdorf's und Spalatin's die schmalkaldischen Artikel, als Erläuterungen und Ergänzungen der Augsburgischen Confession. Die 1541 an ihn vom Reichstage zu Regensburg gesendeten anhaltinischen und brandenburgischen Gesandten wies er mit Festigkeit zurück, schlug auch die Theilnahme an der Kirchenversammlung zu Trident ab. Gegen die Feinde der Reformation trat er wiederholt in heftigen Schriften auf. Das große Werk

Digitized by Google

der Bibelüberſetzung war 1534 vollendet. Zu den Feinden der Reformation im Sinne L.'s hatten ſich auch die ſchweizeriſchen Reformirten geſellt. Die Abendmahlslehre, überhaupt das Feſthalten L.'s am Auguſtiniſchen Lehrbegriffe waren die Urſache zu den Streitigkeiten, wie früher mit Karlſtadt, ſo mit Zwingli (ſ. Abendmahl und Zwingli). Zwar fand 1538 eine Vereinigung ſtatt, aber ſchon 1543 trat eine völlige Trennung ein. Auch in Wittenberg ſelbſt hatte L. mit mancherlei Widerwärtigkeiten zu kämpfen, zweimal faßte er den Entſchluß, Wittenberg zu verlaſſen und ſein Leben an einem ruhigen Aufenthaltsorte zu beſchließen. Das erſte Mal begab er ſich nach Merſeburg und hielt ſich dort bei dem frommen Fürſten Georg von Anhalt auf, aber eine Deputation der Univerſität Wittenberg bewog ihn 1543 zur Rückkehr. Im J. 1545 ging er zu ſeinem Freunde Amsdorf nach Zeitz, aber einer Aufforderung des Kurfürſten Johann Friedrich von Sachſen Folge leiſtend, kehrte er nach Wittenberg abermals zurück. Die gewaltige Kraft ſeines Geiſtes war in den letzten Jahren ſeines Lebens vorzüglich darauf gerichtet, Ordnung in der Gemeinde und Friede in der ganzen Chriſtenheit zu erhalten und unter unſäglichen Mühen gelang ihm dies, ſo lange er lebte. Hieraus beſonders haben wir die Reinheit des Feuereifers erkannt, welcher ihn beſeelte, wie bei allen ſeinen harten, nach den Anſichten der modernen Zeit ſogar unanſtändig heftigen Reden gegen ſeine Widerſacher nur der Wille, die Ehre Gottes nach aller Kraft zu fördern, nicht aber irgend ein irdiſches und perſönliches Intereſſe ihn leitete. Das Glück des Lebens fand L. nur in den Armen ſeiner Familie, ſeines treuen Weibes Katharina, mit treueſter Liebe hingen ſie bis zum Tode an einander. Der vielgeplagte Mann war endlich der Drangſale des Lebens herzlich müde, eines Lebens, das ihm auch noch durch ſchwere körperliche Leiden (Steinſchmerz und Schwindel) verbittert wurde, und ſo ſchrieb er in ſeinem 53. Jahre, als ihn die Grafen von Mansfeld zur Schlichtung einer Streitigkeit nach Mansfeld beriefen: „Ich alter, abgelebter, fauler, müder, kalter und nun auch einäugiger Mann hoffte doch nun ein wenig Ruhe zu haben; ſo werde ich aber dermaßen überhäuft mit Schreiben, Reden, Thun und Handeln, als ob ich nie etwas gehandelt, geſchrieben, geredt oder gethan hätte. Ich bin der Welt ſatt und die Welt meiner, wir ſind alſo leicht zu ſcheiden, wie ein Gaſt, der die Herberg quittirt. Darum bitte ich um ein gnädiges Stündlein und begehre des Weſens nicht mehr". Dennoch ging er nach Eisleben und vollendete das letzte Geſchäft ſeines Lebens, nach 20 Tage währender angeſtrengter Beſchäftigung fand er die erſehnte Ruhe für ſein langes, thaten- und ſegensreiches Leben. Er ſtarb den 18. Febr. 1546 früh Morgens zwiſchen 2 und 3 Uhr, nachdem er vorher gebeichtet und ſein Glaubensbekenntniß abgelegt hatte. Er wurde in der Kloſterkirche zu Wittenberg nicht weit von der Kanzel feierlich begraben. So ſtarb er an demſelben Orte, ja in demſelben Hauſe, in welchem er geboren wurde und liegt begraben an demſelben Orte, von welchem das große Werk der Reformation ausging. Seine Ehefrau Katharina hinterließ er mit einer Tochter und drei Söhnen. Von dieſen wurde der älteſte, Johannes, kurfürſtlicher Rath und Kanzleiſecretär, der zweite, Martin, wurde Theolog und ſtarb verheirathet ohne Kinder zu hinterlaſſen, der dritte, Paul, ſtarb als Leibarzt des Kurfürſten von Sachſen. L.'s männliche Nachkommenſchaft erloſch mit Martin Luther 1759, welcher Rechtsconſulent in Dresden war.

Viele haben die Feſtigkeit L.'s, welche ſie Starrſinn nennen, ſowie ſeine Feſtigkeit gegenüber ſeinen Feinden getadelt. Ohne den höchſten Grad der Begeiſterung, welche ſich in unerſchütterlicher Gewißheit und Sicherheit in allen Dingen äußert, hätte L. aber nimmermehr das Rieſenwerk ausgeführt, was er unternommen; ſeine Feinde waren nicht die Feinde ſeiner Perſönlichkeit, ſondern der Sache, für welche L. kämpfte, und dieſe war die Sache Gottes. Die derbe, ſcharfe Sprache war nöthig, um durchzudringen. L. iſt ein durchaus großartiger, ſtandhafter, kühner Charakter, wie ihn unſer verweichlichtes Zeitalter, wenigſtens dem äußern Gepräge nach, nicht mehr hervorzubringen vermag, die moderne Bildung hat alle kantigen und eckigen Außenſeiten abgeſchliffen, und Die an ſolcher geſchliffenen Aeußerlichkeit als an dem Echten und Vorzüglichſten feſthalten, ſind nicht im Stande, einen Mann, wie L. war, zu begreifen, geſchweige denn zu würdigen. Dieſe mögen ſich denn

Digitized by Google

weniger an die scharfausgeprägte Persönlichkeit L.'s halten, als vielmehr an die Früchte, welche aus der Saat erwachsen sind, die L. gesäet hat. Alle Freiheit des Gedankens, dabei die Riesenfortschritte der Wissenschaften und was damit innig zusammenhängt, die bürgerliche und gewerbliche Freiheit sind diese Früchte. Um sich einen Begriff von der gewaltigen Thatkraft des Mannes zu machen, bedenke man Folgendes. In der Fortsetzung von Jöcher's Gelehrtenlexikon werden 400 Schriften L.'s angeführt, und diese sind keineswegs alle Gelegenheitsschriften, Predigten u. dgl., sondern großentheils tiefgelehrte, alle gedankenreiche Werke. Zu denselben gehört die Bibelübersetzung, welche trotz der Mangelhaftigkeit der Hülfsmittel und Vorarbeiten doch eine Vollendung in Wortfassung und Gedankenrichtigkeit hat, welche von keinem spätern Versuche übertroffen worden ist, ja es dürfte nicht eine Uebersetzung aus fremder in deutsche Sprache geben, welche der Verdeutschung L.'s an die Seite zu stellen wäre. Die größten Dichter und Prosaiker unserer Nation haben an diesem Werke die Richtigkeit der Sprache, den entsprechenden Ausdruck des Gedankens studirt. Durch dasselbe ist L. der Begründer unserer jetzigen hochdeutschen Schriftsprache geworden. Wir besitzen von L. auch eine Sammlung von Liedern, die sich durch Einfachheit, Kraft und Wohllaut auszeichnen. L. hatte ferner einen ausgebreiteten Briefwechsel zu führen, Hunderte wollten von ihm Erwiederung, Rath, Ermahnung, Trost, Ermuthigung; gegen seine Widersacher mußte er sich vertheidigen, mit ihnen vielfach unterhandeln; seine Freunde mußte er auf der rechten Bahn leiten, daß sie weder nachließen in der Arbeit für das begonnene Werk, noch durch Schwärmerei, in der Meinung es zu fördern, es vielmehr hemmten und zerstörten. Noch Mehrere wollten von L. mündliche Belehrung. Zu Allem dem kam seine Thätigkeit als akademischer Lehrer und als Prediger. Seit 1522 predigte L. wöchentlich mehrere Male, öfters sogar täglich und verwaltete auch im Beichtstuhle und am Altare das geistliche Amt. Bei aller dieser Arbeit, der er sich niemals entzog, fand L. doch noch Zeit zu einem glücklichen Familienleben. Obgleich stets in ärmlichen Vermögensumständen, pries er sich doch durch „seine Katharina" bei seiner Armuth reicher denn Krösus. Im Kreise seiner Familie und Freunde war er ein heiterer, liebenswürdiger Gesellschafter. Er liebte Gesang und Musik, spielte selbst die Flöte und die Laute und erwarb sich namentlich auch um die Verbesserung der Kirchenmusik Verdienste. So rauh und scharf er gegen die Feinde der Reformation war, so liebenswürdig war er im persönlichen Umgange mit seinen Freunden; seine eigenen Fehler gestand er offen und rügte sie wie die seiner Gegner. — Die Nachwelt hat die Verdienste L.'s anerkannt und geehrt. Fast jedoch wäre noch seine Ruhe im Grabe von seinen Feinden gestört worden. Als Karl V. nach Wittenberg kam, besuchte er das Grabmal L.'s. Die Spanier drängten ihn, dasselbe einreißen, L.'s Leichnam herausnehmen und den Ketzer verbrennen zu lassen, aber der Kaiser sprach die mehr ihn selbst als L. ehrenden Worte: „Ich habe nichts mehr mit Luther zu schaffen, er hat schon einen andern Richter, in dessen Gerechtsame einzugreifen mir nicht zukommt; wisset, daß ich nicht Krieg führe mit den Todten, sondern mit den Lebendigen, welche gegen uns die Waffen führen". Bei Gelegenheit des dritten Reformationsjubelfestes hat der Rath Becker in Gotha durch gesammelte Beiträge ein Stipendium für die noch lebenden armen Seitenverwandten L.'s gestiftet. Nach Aussterben der ganzen Luther'schen Nachkommenschaft soll der Genuß des Stipendiums dem Pfarrer und dem Schullehrer des Dorfes Möhra zufallen. Seit dem Jahre 1801 hatte die Mansfeld'sche literarische Gesellschaft Beiträge zu einem Denkmale Luther's gesammelt, und so ein Capital von mehr als 4000 Thalern zusammengebracht. Zu diesem Denkmale wurde am 1. Nov. 1817 vom Könige von Preußen auf dem Marktplatze zu Wittenberg der Grundstein gelegt, und am 31. Oct. 1821 wurde es errichtet. In Eisleben zeigt man noch das Haus, in welchem L. geboren wurde und starb und in dem sich eine Armenfreischule befindet. Auch auf der Wartburg wird noch das Zimmer gezeigt, welches einst der Junker Georg bewohnte, sowie in Möhra das Haus der Aeltern L.'s. Die Schriften über Luther und das Reformationswerk sind von Freunden und Feinden unzählige; Biographien L.'s von Mattheſius, Motz, Fröbing, Schröckh u. A. Zu dem Trefflichsten, was über L. gesagt worden, gehört die Ode „Luther" von Cramer.

Digitized by Google

L.'s Schriften sind sowohl einzeln als in Sammlungen wiederholt erschienen. Einzelne Schriften wurden noch während L.'s Leben wohl 10 Mal neu aufgelegt. Unzählige Male sind die Bibelübersetzung und der Katechismus erschienen. Aeltere Ausgaben von Sammlungen sind: eine Wittenbergsche auf Befehl des Kurfürsten von Sachsen Johann Friedrich veranstaltet, deutsche Schriften (12 Bde., 1539—59) und lateinische (7 Bde., 1545 bis 1558, Fol.); „Index" (Breslau 1563); eine Jena'sche in 8 deutschen und 4 lateinischen Bänden (1556—1558); „Index" (1573 und 1592), ergänzt durch Aurifaber (2 Bde., Eisleben 1564 und 1565, Fol.); eine Altenburger auf Befehl des Herzogs Friedrich Wilhelm durch J. Ch. Sagittarius, neue deutsche Schriften enthaltend (10 Bde., 1661—64, Fol.), zu allen drei Ausgaben noch ein Supplementband von J. G. Zeidler (Halle 1702); eine Leipziger, nur deutsche Schriften (22 Theile und ein Registerband 1720—40, Fol.); eine Halle'sche von J. J. G. Walch (die beste) in 24 Bänden (1736—53, 4.). Neuere Ausgaben sind: L.'s deutsche Schriften, zum Theil im Auszuge von F. W. Lommler (3 Bde., Gotha 1816—17); L.'s Werke in einer das Bedürfniß der Zeit berücksichtigenden Auswahl (v. Vent.) in 10 Bändchen (Hamburg 1826—27); L.'s sämmtliche Werke (60 Bde., Erlangen seit 1826). Noch zu erwähnen sind: Luther's geistliche Lieder nebst dessen Gedanken über die Musica (Berl. 1817), die Lieder Luther's gesammelt von Kosegarten und Rambach; über Luther's Verdienst um den Kirchengesang (Hamburg 1813); Weisheit Luther's von Niethammer (Nürnberg 1816, 3 Bde., 12., neue Ausgabe, 1817. 2 Bde., 8.). Mit Matthesius Lebensbeschreibung Luther's; Luther's Briefe von de Wette (Berlin 1828, 5 Theile); Geist aus Luther's Schriften oder Concordanz von Lommler, Lucius, Rust, Sackreuter u. Zimmermann (Darmst. 1827, ff.).

Lutheraner oder Altlutheraner ist der Name einer Partei, welche die Fortbildung der Kirchenlehre seit Luther als Entartung verwirft und nur im buchstäblichen Festhalten an dem lutherischen Lehrbegriffe Heil erblickt. Diese Ansicht entstand aus der Reaction wider den Rationalismus im Allgemeinen und hat sich namentlich im Gegensatze gegen die Union (s. d.) und Agende (s. d.) in Preußen consolidirt. Zuerst nämlich trat im Jahre 1830 in Breslau auf Scheibel's (s. d.) Anregung eine Gemeinde zusammen, welche die Union als einen Bund Christi mit Belial verschrie und in ihr, sowie in der Agende, die Aufhebung der lutherischen Kirche sah. Auch sammelte sich ein Häuflein Gleichgesinnter 1834 um Guerike (s. d.) in Halle. Wohl suchte nun die Regierung, theils durch Entsetzung der Stimmführer, theils durch gütliche Vorstellungen entgegen zu wirken; allein der blinde Eifer erfaßte hierauf auch mehrere Landgemeinden Schlesiens, unter diesen Hönigern (s. d.) und ging so weit, daß man den Besuch unirter Schulen und den Gehorsam gegen unirte Kirchenobere für heilsgefährlich erklärte. Unter solchen Umständen schritt der Staat endlich zu ernstern Maßregeln und wendete, als diese wenig fruchteten, die Gesetze gegen Schulversäumniß, Laientaufe und Conventikel auf die lutherischen Separatisten an. Trotzdem erhielten sie sich, bis ihnen Friedrich Wilhelm IV. die Bildung selbständiger Gemeinden gestattete. Uebrigens hat die Partei durch die Art und Weise, wie sie gegen den Staat auftrat, selbst Diejenigen sich entfremdet, die gleich ihr am Systeme Luther's festhalten, wie Harms (s. d.), Grundtvig (s. d.), Rudelbach (s. d.) und Andere.

Lutter am Barenberge, Marktflecken im Harzdistricte des Herzogthums Braunschweig an der Lutter mit 1300 Einwohnern; merkwürdig durch den Sieg, welchen hier Tilly am 27. August 1626 über den Herzog Christian IV. von Braunschweig erfocht.

Luv ist der Gegensatz von Lee, folglich die Seite eines Schiffes, die den Wind zuerst empfängt, daher Luf das Commando an den Steuernden, das Vorderende mehr gegen den Wind zu drehen.

Luxembourg, François Henri de Montmorency-Bouteville, Herzog von, der neben Turenne, Condé und Montecuculi von ganz Europa anerkannte Meister in der Kriegskunst, war geboren am 8. Jan. 1628 und der Sohn des Grafen von Bouteville,

Digitized by Google

den Ludwig XIII. hinrichten ließ, weil er den Grafen von Beuvron im Duell erstochen hatte. Der große Condé (s. d.) war sein Lehrer, mit ihm machte er den ersten Feldzug 1647 in Catalonien, und Muth und seltenes Talent erhoben schon im folgenden Jahre, in der Schlacht bei Lenz, den kaum 20jährigen Jüngling zum Feldmarschall. Innige Freundschaft fesselte ihn in den durch Mazarin's (s. d.) tyrannische Regierung herbeigeführten bürgerlichen Unruhen während Ludwig's XIV. Minderjährigkeit stets an Condé's Seite. Nach mehreren vergeblichen Versuchen, diesen aus seiner Haft auf dem Schlosse zu Vincennes zu befreien, warf er sich nach Burgund, konnte sich aber hier nicht halten und verband sich mit Turenne, der ein spanisches Heer in den Niederlanden befehligte. Von Turenne zum Generallieutenant ernannt, nahm er Theil an der unglücklichen Schlacht bei Rethel (1650), wurde verwundet, gefangen und auf Betrieb Mazarin's, als treuer Anhänger Condé's auf das Schloß Vincennes gefangen gesetzt. Den allmächtigen Minister zwangen indeß bald neue Stürme, zum zweiten Male das Staatsruder niederzulegen. L. wurde frei und erkämpfte mit Condé die glänzenden Siege bei Valenciennes (1652), bei Cambrai (1653). Beim Wiederausbruch des Krieges mit Spanien 1667 machte er als Freiwilliger unter Turenne den Feldzug in Flandern mit. Im J. 1672 gab ihm Ludwig XIV. den Oberbefehl einer Armee gegen Holland. L. führte ihn mit seltenem Glück. Sein von Utrecht nach Charleroi mit 16,000 Mann durch 70,000 Feinde ohne den geringsten Verlust unternommener Rückzug bleibt ein Meisterstück der Kriegskunst. Während der glücklichen Schlacht von Senef (1674) commandirte er Condé's rechten Flügel. Nach dem Tode Turenne's (1675) wurde er Marschall, commandirte eine Zeit lang den linken Flügel beim Heere des Herzogs von Orleans, trug das Meiste zum Siege bei Cassel und Charleroi bei, bereitete die Uebergabe von Gent vor, schlug den Prinzen von Oranien (1678) bei St. Denis in der Gegend von Mons, ließ sich aber Philippsburg nehmen. Um dieselbe Zeit entzweite er sich mit dem Minister Louvois, welcher ihn in einen gefährlichen Criminalprozeß verwickelte, er wurde eine Zeit lang exilirt, trat 1681 als Capitän der Garde wieder in Dienst und erhielt erst nach 10 Jahren 1690 das Obercommando eines französischen Heeres nach Flandern. Die Bataillen bei Fleurus, bei Leuze (1691), bei Steinkirchen (1692) und bei Neerwinden (1693) waren L.'s letzte Waffenthaten. Er beschloß die lange Reihe seiner glänzenden Siege mit dem meisterhaften und im Angesichte der Feinde höchst beschwerlichen Marsch von Vignamont bis an die Schelde bei Tournai. Hier erkrankte der Sieger zu Ende des Jahres 1694 und starb am 4. Jan. 1695. Sein Leben befindet sich im 4. und 5. Theile der: „Histoire de la maison de Montmorenci par Desormeaux" Man hat von ihm: „Mémoire pour servir à l'histoire du maréchal de L. etc." (Paris 1728); Vgl. Beaurain „Histoire militaire du duc de L." (Haag 1756, Potsd. 1783, 5. 4.).

Luxemburg, Großherzogthum, Theil des deutschen Staatenbundes, hatte früher eigene mächtige Grafen, deren Stamm dem deutschen Reiche mehrere Kaiser gegeben, wurde 1354 zum Herzogthum erhoben, fiel durch Erbschaft 1713 dem Hause Oesterreich zu, wurde wie später alle, auf dem linken Rheinufer gelegenen deutschen Länder, in Folge der französischen Revolutionskriege schon 1794 Frankreich einverleibt, wo es bis zum Jahre 1814 größtentheils die beiden Departements der Wälder (des forêts) und der Ardennen bildete, nach Napoleon's Sturz aber durch die Wiener Congreßacte unter dem Titel eines Großherzogthums, mit Ausnahme eines kleinen Theils, der an Preußen fiel, dem Könige der Niederlande als Entschädigung für die 1807 ihm entrissenen deutschen Stammländer des Hauses Nassau Oranien überlassen. Der König der Niederlande hat dafür vermöge eines Tractats vom 31. Mai 1815 auf zwei deutsche Länder verzichtet, doch hat L., wenn gleich hiernächst einen Theil des Königreichs der Niederlande bildend und mit diesem gleiche Verfassung genießend, nie aufgehört, als deutsche Provinz dem deutschen Staatenbunde zuzugehören, es sind zugleich die alten Hausverträge von 1783, welche in Bezug auf die Regierungsfolge zwischen den beiden Linien des Hauses Nassau, der Ottonischen und Walramischen obwalten, auf L. übergetragen und der König der Niederlande als Souverän von L. führt den Titel Großherzog von Luxemburg und ist Mitglied des deutschen Bundes.

Digitized by Google

Nach obigem Tractate begreift das Großherzogthum L. die Länderfläche, welche nördlich und nordwestlich an das Königreich Belgien, südlich und südwestlich an Frankreich, östlich an die preußischen Rheinprovinzen grenzt, stellt sich rein als Gebirgsland dar, wird von den waldigen Ardennen von Westen nach Osten durchzogen und führt auch wohl im Allgemeinen den Namen des Ardennerwaldes. Der Boden ist größtentheils sehr unfruchtbar, steinig und schieferreich. Nur die Gegend um die Hauptstadt, das Thal der Mosel und der Alzette sind fruchtbar. Die Bevölkerung des Landes betrug im Jahre 1841 gegen 367,000 Seelen, die auf einem Areal von 126¼ QM. (nach A. 109 QM.) leben, größtentheils aus Deutschen und Wallonen bestehen und noch sehr in der Cultur zurück sind. Der Wallone ist, obgleich ohne Bildung, klug, lebhaft, unternehmend, muthig, zum Soldaten geboren und einer unglaublich schnellen militärischen Bildung fähig. Hier wurde das österreichische Regiment Latour geworben. Die Industrie des Landes steht auf einer sehr niedrigen Stufe, und auf Ackerbau und Viehzucht, die zur Existenz nothwendigsten Erwerbzweige, ist der größte Theil der Bewohner angewiesen. Hafer und Gerste wird in hinreichender Menge gezeugt, aber um Roggen und Weizen produciren zu können, muß in manchen Gegenden der Boden 20 bis 30 Jahre ruhen. Am Besten gedeihen Hülsenfrüchte, Flachs, Hanf und Futterkräuter, an 10,000 Morgen werden mit Klee bestellt und die Rindviehzucht ist daher, sowie die Schweinezucht, bedeutend. Die Pferde sind klein, haben einen unförmlichen Kopf, sind aber dauerhaft, die Schafe geben nur ordinäre Wolle, aber ein sehr schmackhaftes Fleisch. Untergeordnete Erwerbzweige sind Wein- und Obstbau, ersterer an den Ufern der Mosel und Sure. Die Bienenzucht, besonders im Bezirke Diekirch, ist im Flor; Hauptproducte des Mineralreichs sind Eisen und Schiefer. Man zählt im Großherzogthume 29 Eisenschmelzen und 21 Hammerwerke. Außerdem beschränkt sich die Industrie größtentheils auf Leder- und Papierfabrikation und mit letzterer sind 15 Papiermühlen beschäftigt. Mit Einschluß des unter der Souveränetät des Großherzogs von Luxemburg als eine Standesherrschaft stehenden Herzogthums Bouillon, Eigenthum des Hauses Guéméné, war L. in 8 Bezirke, 25 Cantone und 290 Gemeinden eingetheilt. Es nahm in den Generalstaaten des Königreichs der Niederlande den 18. Rang ein, hatte 4 Deputirte zu ihnen zu senden, und seine Provinzialstände waren aus 60 Mitgliedern zusammengesetzt, aus der Ritterschaft, dem Bürger- und dem Bauernstande. Ferner hat er als integrirender Theil des deutschen Bundes zum deutschen Bundesheere ein Contingent von 2556 Mann zu stellen. Durch die belgische Revolution, welche sich auch über den größten Theil von L. erstreckte, hat es sowohl in seiner innern Verwaltung, als auch in seiner Verfassung eine totale Veränderung erlitten, ohne daß dadurch ein fester normaler Zustand für die Zukunft bisher erwachsen wäre. Die Londoner Conferenz (s. d.) der Großmächte hatte entschieden, Holland und Belgien sollte fortan getrennt bleiben, allein über L., was denn dabei auch nothwendig zur Sprache kommen mußte, und worauf sich die Bestimmungen der Conferenz endlich auch wirklich ausdehnten, konnte man nicht verfügen, ohne die Rechte des deutschen Bundes in Berathung zu ziehen. Dennoch wollte man die Trennung Belgiens und Hollands rein durchführen und um beiden Gebieten Zusammenhang zu verschaffen, mußte nothwendig ein Theil von L. nach den Ansichten der Conferenzmitglieder zu London gegen einen Theil von Limburg ausgetauscht werden. Mittelst Tractats v. 15. Nov. 1831 hat indeß die Londoner Conferenz demnach neben der Trennung Hollands und Belgiens auch eine Theilung L.'s in der Art decretirt, daß der dem Königreiche Belgien zugeschiedene Theil desselben 80 QM., mit 186,000 Einw., der andere, welcher dem königlich nassauischen Hause, als selbständiger deutscher Bundesstaat, verbleibt, 46 QM. mit 183,600 Einw. beträgt, Stadt und Festung Luxemburg sollte übrigens dem deutschen Bunde unbedingt verbleiben. Der König der Niederlande sollte für die Abtretung einiger Theile von L. eine Territorialentschädigung in Limburg erhalten, sei es nun in seiner Eigenschaft als König, oder als Großherzog von Luxemburg. Diese Beschlüsse wurden vorerst den conferirenden Mächten zur Genehmigung vorgelegt. Von Seiten Großbritanniens und Frankreichs erfolgte diese unbedingt, von Oesterreich, Preußen und Rußland aber nur mit Vorbehalt

Digitized by Google

der Rechte des deutschen Bundes in Bezug auf L. Von Seiten des deutschen Bundes konnte indeß die Zustimmung nicht erfolgen, weil der Großherzog von L. diese zurückhielt, bei Verhandlungen aber, welche sich auf einzelne, als selbständig auftretende Bundesstaaten beziehen, nur Einhelligkeit, nicht Mehrheit der Stimmen entscheidend ist. So blieben vor der Hand die Unterhandlungen bis 1839, wo man endlich von Seiten Belgiens und Hollands sich dazu verstand, die Bestimmung, daß für den an Belgien abgetretenen Theil von L. ein gleich großer Theil von Limburg mit L. als deutsches Bundesland vereinigt werde, anzunehmen und in Ausführung zu bringen. — Der bedeutendste Ort des Großherzogthums ist Luxemburg, einer der festesten Plätze in Europa und deutsche Bundesfestung. Das Recht der Ernennung eines Militärgouverneurs und Militärcommandanten hat 1816 der Großherzog an Preußen abgetreten, und ist zugleich bestimmt worden, daß die Besatzung mit Ausnahme von 1/4 niederländischen Truppen aus preußischem Militär bestehen solle. Die wichtigsten Festungswerke sind ganz in Felsen gehauen und die Natur des Bodens überhaupt sehr kunstvoll benutzt worden. Die Stadt hat 1500 Häuser und 11,300 Einw. Berühmt sind die dasigen Gerbereien.

Luxor, ein ärmliches, von einigen Tausend armer Fulahs bewohntes Dorf am rechten Ufer des Nil in Oberägypten, auf der Stelle des alten Theben (s. d.), ist wichtig wegen der bedeutenden Reste altägyptischer Denkmale, die sich daselbst noch vorfinden. Von hier stammen unter andern auch die beiden schönen Obelisken von rosenrothem Granit, von denen der größere von 75 F. nach London, der kleinere von 72 F. nach Paris geschafft und daselbst auf dem Eintrachtsplatz aufgestellt wurden.

Luxus ist der reiche Aufwand im Leben, die Pracht in der äußern Erscheinung über die Grenzen des Gewöhnlichen, des Nothwendigen hinausgehend. L. ist gewöhnlich eine Folge von Wohlhabenheit und Ergebniß eines Gemüthes, welches das Geld nicht als Geld verehrt, sondern nur als brauchbares Mittel ansieht, wodurch das Leben schöner wird. Daher giebt es keinen reichen Geizigen, der luxuriös wäre, sowie im Gegentheil der weniger Bemittelte luxuriösen Aufwand machen kann, wenn er jene Ansicht vom Gelde und vom Leben hat. Denn Jeder macht in seinem Stande L., wenn er über die Grenzen der Nothdurft hinausschreitet, wenn er mehr Aufwand macht, als seinem pecuniären Zustande nach zulässig ist. Daher kann bei der so nachtheiligen ungleichen Vertheilung der Güter bei dem Einen schon Luxus sein, was bei dem Andern einfaches Leben ist. Der L. äußert sich besonders, was schon den Grund in des Menschen Eitelkeit hat, in der äußern Erscheinung, in der Pracht der Wohnung, der Hausgeräthe, der Bedienung, der Tafel, der Kleidung, in Bequemlichkeiten und Annehmlichkeiten, Pferden, Wagen ꝛc. Er ist an und für sich ebensowenig ein Laster, als er eine Tugend ist, wird nur durch Umstände, die hinzutreten, verderblich und häßlich; er wird Unklugheit, wenn darüber das geistige und leibliche Leben oder der physische Wohlstand zu Grunde geht, wenn er also eine geistestödtende wüste Verschwendung ist; eine häßliche Selbstsucht, wenn bei dieser Freigebigkeit gegen den eigenen Leib der Andere leidet. Die Aufwandsgesetze, die der Staat zu allen Zeiten erlassen hat, sind immer vergeblich gewesen. Wenn der L. überhaupt verderblich wird, ist er ein Laster, und Untugenden zu verbieten ist fast immer so unfruchtbar gewesen wie Tugenden zu gebieten.

Luynes, Charles Albert, Herzog von, Günstling, Connetable und erster Minister Ludwig's XIII., geb. zu Pont-St. Esprit 1578. Seine Familie wanderte 1414 aus dem Florentinischen ein, hieß eigentlich Alberti und erwarb durch Kauf die Besitzung Luynes oder Maillé, im frühern Touraine, mit welcher der Grafentitel verbunden war. Mit seinem Bruder kam L. als Page an den Hof Heinrich's IV., wo er durch seine Schönheit Aufsehen machte. Er erwarb sich als Gespiele des Dauphin dessen Gunst besonders dadurch, daß er dem Prinzen Dohlen abrichtete, die gleich Falken auf Sperlinge stießen. Kaum hatte Ludwig den Thron bestiegen (1610), so erhielt auch sein Günstling L. die Titel eines Grand fauconnier und ersten Kammerherrn. Mit den Jahren wuchs L.'s Ehrgeiz und eine Ministerialrevolution klüglich benutzend, bahnte er sich den Weg zu den ersten Ehrenstellen, und

Digitized by Google

wußte seine Macht über den schwachen und charakterlosen König geltend zu machen. Zuerst wurde auf seinen Betrieb der Alles geltende Marschall d'Ancre ermordet; Vermögen, Aemter und Titel desselben bekam L., und bereits in Jahresfrist hatten sich unter seinem Regiment die in 17 Jahren zusammengescharrten Millionen seines unglücklichen Vorgängers verdoppelt. Die Königin, seine erklärte Gegnerin, mußte seinetwegen eine Zeit lang den Hof verlassen und L. stieg endlich zur Würde eines Connetable, ein Posten, der seine Kräfte weit überstieg. Sein Stolz, Geiz, seine unersättliche Habsucht und sein seichter Kopf war aber dem Volke und manchem Großen zuwider, und als Richelieu auf Verwenden der Königin, deren Rückkehr an den Hof er als Bischof zu Luçon vermittelt hatte, bei Hofe stieg und sein Talent dem König bald unentbehrlich zu machen wußte, kam L. auch bei Hofe in Vergessenheit und starb endlich, aus Aerger darüber, daß seine Kriegstalente bezweifelt wurden, weil er Montauban, welches die Protestanten vertheidigten, nicht zur Uebergabe hatte zwingen können, am 15. Dec. 1621 in seinen besten Jahren.

Luzac, Jean, Philolog und Publicist, geb. am 2. Aug. 1746 zu Leyden, wo sein Vater, Jean L., Buchdruckereibesitzer war, stammt aus einer der Religion wegen aus Frankreich gewanderten Familie. Er studirte die Rechte, zugleich aber unter Valckenaer und Ruhnken Philologie. Nach vollendeten Studien und nachdem er als Doctor der Rechte promovirt hatte, wandte er sich nach dem Haag und widmete sich hier der juristischen Praxis. Den Ruf als Professor der griechischen Sprache nach Gröningen und einen andern, den er zwei Jahre später als Professor der Rechte erhielt, lehnte er ab; ging aber 1772 nach Leyden zurück, um daselbst an der Herausgabe der 1738 von seinem Vater und seinem Onkel, Stephan L., gestifteten „Nouvelles extraordinaires de divers endroits" Theil zu nehmen, die er nach des Onkels Tode seit 1787 selbst redigirte. Er erhielt in Leyden die Professur der vaterländischen Geschichte bei der Universität, auch übernahm er nach Valckenaer's Tode 1785 den Lehrstuhl der griechischen Sprache. Obschon ein eifriger Freund gesetzmäßiger Freiheit, wurde er doch, als die Unruhen in Holland ausbrachen, auf Antrieb mehrerer der heftigsten Neuerer, die ein Aergerniß an seinen Vorträgen der vaterländischen Geschichte genommen hatten, der Professur der Geschichte enthoben. Aus Unmuth darüber legte er auch seine philologische Lehrstelle nieder und gab im Jahre 1800 selbst seine Zeitschrift auf. Gleich nach seiner Entsetzung als Professor der Geschichte hatte ihm Washington die größten Versicherungen seiner Hochachtung gegeben. Auch die brieflichen Verbindungen, in welchen er mit Adams, Jefferson, Hertzberg, von Dohm, Stanislaw Poniatowski und Leopold II. stand, beweisen, wie allgemein geschätzt er war. Als 1802 die Ruhe in den Niederlanden wiederhergestellt war, wurde er in seine frühern Aemter bei der Universität wieder eingesetzt. Bei der Pulverexplosion am 12. Jan. 1807 fand er seinen Tod.

Luzan, Don Ignacio de, ein bemerkenswerther spanischer Dichter, geb. am 28. März 1702 zu Saragossa, wo sein Vater als Gouverneur von Aragonien residirte, verlor durch den frühen Tod seiner Aeltern und durch die Unruhen des Erbfolgekrieges alle Vortheile seiner hohen Geburt. Mit vier Jahren verwaist kam er zunächst zu seiner Großmutter väterlicher Seits in Barcelona, studirte dann, von seinem Oheim, Don José Luzan, einem Geistlichen, zu Mallorca und Valermo und wurde darauf auf der Universität zu Catana 1727 Doctor der Rechte. Anlagen und Neigung hatten ihn von jeher zum Studium der Poesie und Sprachen geführt und frühzeitig hatte er sich im Verfertigen lateinischer und italienischer Verse geübt, auch brachte er es außerdem zu großer Fertigkeit im Französischen, Deutschen und Griechischen. Der Tod seines Oheims im Jahre 1729 nöthigte ihn, sich nach Neapel in den Schutz seines Bruders, des Grafen von Luzan und Gouverneurs von Sant-Elmo, zu begeben, der ihn vier Jahre später nach Spanien schickte, um seine Güter zu verwalten. Er lebte einige Zeit zurückgezogen in Monzon, begab sich aber, um sich ein besseres und unabhängiges Loos zu verschaffen, nach Madrid, wo seine Talente und Kenntnisse sehr bald solche Anerkennung fanden, daß er 1741 Ehrenmitglied, im folgenden Jahre wirkliches Mitglied der königlichen Akademie und bald auch Mitglied der Akademie der Geschichte wurde. Wegen seiner Kenntnisse in den Staatswissenschaften und seiner ein-

Digitized by Google

nehmenden Persönlichkeit ward er 1747 zum Botschaftssecretär in Paris, im folgenden Jahre zum Geschäftsträger daselbst und nach seiner Rückberufung nach Spanien im Jahre 1750 zum Finanz- und Commerzienrathe, Oberaufseher der Münze von Madrid und zum Schatzmeister der königlichen Bibliothek ernannt. Der Minister Don José de Carvajal führte ihn in die engern Zirkel der Akademie del Buen Gusto ein, die sich damals zur Hebung des guten Geschmacks in dem Hause der Gräfin von Lemos gebildet hatte, wo er viele von seinen poetischen Compositionen mit großem Beifall vortrug. Auch hatte er mit Carvajal bedeutenden Antheil an der Errichtung der Akademie von San Fernando. Der König wollte ihn zu einem der ersten Staatsposten erheben, als er am 19. März 1754 starb. L. hatte auf die Umgestaltung der spanischen Poesie durch seine kritische „Poetica" (Sarag. 1737, Fol.; 2 Bde., Madr. 1783 u. 1789) großen Einfluß, indem er in diesem Werke dem französisch-classischen Geschmack mit Glück das Wort redete. Seine eigenen Dichtungen sind von geringer Bedeutung und bestehen hauptsächlich aus Uebersetzungen, Nachbildungen und Gelegenheitsgedichten, die sich besonders durch Correctheit, Eleganz und technische Fertigkeit auszeichnen. Außerdem haben wir von ihm einige gelehrte und gutgeschriebene Abhandlungen über Politik und vaterländische Geschichte und „Memorias literarias de Paris" (1751).

Luzern, ein in der Mitte der Schweiz gelegener Canton, hat auf einem Flächenraum von ungefähr 28 QM. gegen 132,000 Einw. und ist fruchtbar an Getreide und Obst. Die Einwohner treiben viel Viehzucht und im Entlibuch und einigen andern höhern Gegenden Alpenwirthschaft. Das Staatseinkommen beträgt etwa 100,000 Thlr.; das eidgenössische Mannschaftscontingent 2490 Mann und das Geldcontingent 31,350 Schw. Frcs. Die Bewohner sind Deutsche und bekennen sich zur katholischen Kirche bis auf etwa 100 Reformirte, die erst 1828 freie Religionsübung erhielten. L. trat schon im Jahre 1332 dem Bunde der drei Länder bei, gehörte aber in der neuern Zeit zu den sogenannten regenerirten Cantonen und seine Staatsverfassung vom Jahre 1831 trug den Charakter einer gebildeten Repräsentativdemokratie. Später gewann die ultramontane Partei mehr und mehr das Uebergewicht und setzte endlich mit Beibehaltung mancher Hauptformen der frühern Constitution eine Verfassung (vom 1. Mai 1841) durch, welche durch Einführung des Veto, durch Beschränkung der frühern städtischen Repräsentation, durch blos nominelle Beibehaltung der Preßfreiheit und durch einseitige Begünstigung des Clerus zu den theokratisch-ochlokratischen gehört. Die Berufung der Jesuiten im Jahre 1844 stürzte den Canton und die ganze Schweiz in eine Reihe von Zerwürfnissen, die endlich im Jahre 1847 zu einem förmlichen Krieg führten, indem der Vorort den sogenannten Sonderbund, an dessen Spitze L. stand, mit militärischer Gewalt stürzte. (S. Schweiz.)

Luzern, die Hauptstadt des gleichnamigen Cantons am nördlichen Ufer des Vierwaldstadtersees, in der herrlichsten Naturumgebung gelegen, zählt 8500 Einwohner in 620 freundlich gebauten Häusern. Das Fabrikwesen in L. ist unbedeutend, am Ansehnlichsten sind die Arbeiten in Floretseide. Außerdem giebt es Leinwandbleichen, Eisen- und Kupferhämmer, Gerbereien und Bierbrauereien. Unter den 5 Kirchen L.'s sind die schöne Stiftskirche St. Leodegar mit der größten Orgel der Schweiz und einem herrlichen Altargemälde von Lanfranc, die prächtige Jesuitenkirche mit einem vorzüglichen Altarblatte von Francesco Torriani und die St. Peterskirche mit dem hohen Altare bemerkenswerth. Zu den ausgezeichnetsten Gebäuden gehören das Rathhaus, Zeughaus, wo unter Anderm auch das Panzerhemde des in der Sempacher Schlacht gefallenen Herzogs Leopold von Oesterreich gezeigt wird — das ehemalige Collegium der Jesuiten u. a. m. Das mit 8 Professoren besetzte Lyceum, das Gymnasium und andere Unterrichtsanstalten sind gut eingerichtet. Nahe bei der Stadt, an der Straße nach Zürich steht das am 7. August 1821 den in Paris beim Angriffe auf die Tuilerien (10. August 1792) gefallenen Schweizergarden errichtete Denkmal, einen 29' langen, 18' hohen sterbenden, in eine platte Felswand eingehauenen Löwen darstellend, ein Meisterstück des Dänen Thorwaldsen und Lukas Ahorn's aus Konstanz.

Digitized by Google

Luzerne, Medicago sativa, ist eine der schätzbarsten Futterpflanzen, die namentlich im südlichen Frankreich und in Italien in großer Ausdehnung, aber auch in manchen Gegenden Deutschlands, z. B. in Thüringen und in den süddeutschen Ländern, angebaut wird. Sie verträgt Hitze und Trockenheit, liefert im Frühjahr das zeitigste Grünfutter, giebt 4 bis 5 Schnitte und ist sogar dem Acker sehr zuträglich; nur gedeiht sie nicht überall, da sie zu ihrem Fortkommen einen tiefen, trockenen, humosen oder mergelhaltenden Lehm- oder Thonboden verlangt. Hinsichtlich ihres Futterwerthes steht sie dem Kopfklee und der Esparsette nach, doch wird die geringere Nahrhaftigkeit durch die größern Futtermassen ausgeglichen, welche sie giebt.

Lyceum, vom Griech. Lykeion herstammend, war ein Gymnasium zu Athen, das seinen Namen von dem nahen Tempel des Apollo λύκειος (Wolfsjäger) erhalten hatte und in welchem Aristoteles seine Philosophie lehrte. Ihm zu Ehren nannte Cicero einen Theil seines Landgutes Tusculum und Kaiser Hadrian einen Theil seiner Villa bei Tibur L. Somit war das Zeichen gegeben, den Eigennamen jenes Gymnasiums in weiterer Beziehung zu gebrauchen und man belegte in neuerer Zeit die höheren lateinischen Schulen mit dem Namen Lyceen, welche als Vorbereitungsschulen für Gymnasien oder auch selbst für Universitäten gelten durften, weil damals in diesen Anstalten besonders die Aristotelische Philosophie in der scholastischen Form vorgetragen wurde. Jetzt unterscheiden sich Lyceen von Gymnasien durch kaum etwas Anderes als durch den Namen.

Lydien, Lydia, alte Geogr., eine Landschaft des alten Kleinasiens, hieß in den ältesten Zeiten Mäonien und grenzte östlich an Phrygien, nördlich an Mysien, westlich an Jonien, südlich an Karien, von welchem es der Fluß Mäander (jetzt Minder) trennte. Es gehört jetzt, wie die sämmtlichen ehemals umliegenden kleinasiatischen Landschaften, zur türkischen Statthalterschaft Anadoli (Natolien). Das alte L. war seiner Fruchtbarkeit und des Reichthums seiner Könige wegen berühmt. Hier herrschte einst Krösus, dem die goldreichen Flüsse Hermos und Paktolos unermeßliche Schätze lieferten. Er war der letzte lydische König, unter ihm hatte das Land den höchsten Gipfel des Wohlstandes erreicht, aber in Ueppigkeit versunken, entnervt und kraftlos mußten seine Bewohner, die Lydier, dem Perserkönig Cyrus unterliegen. Daß die Lydier lange vor den Griechen schon eine bedeutende Stufe der Cultur erreicht hatten, war bei ihrem ausgebreiteten Handel und den namentlich unter Krösus gemachten Eroberungen, der die Handelsstädte ganz Vorderasiens plünderte, natürlich. Zudem mußten sie auch, bei ihrem Luxus und ihrer Weichlichkeit auf manche Erfindung fallen, die mit dem Geschmacke anderer kräftigen Völker sich nicht wohl vereinigen ließen. So finden wir bei den Lydiern zuerst die kostbarsten Kleider und Tapeten, die köstlichsten Salben und reichbesetzten Tafeln. Wir finden aber auch schon künstliche musikalische Instrumente, die ersten Gold- und Silbermünzen, die ersten Anfänge der Malerei, die Kunst Erz zu verarbeiten und Wolle zu färben. Ihre Hauptstadt Sardes war der Centralpunkt des Tauschhandels mit den kleinasiatischen Völkern, und der Hauptmarkt für den Sclavenhandel nach Persien (s. Sardes). Vergl. Menke „Lydiaca" (Berl. 1843).

Lyell, Charles, einer der ersten Geologen unsers Jahrhunderts, wurde 1797 auf dem Landgute Kinnordy in der Grafschaft Forfar in Mittelschottland geboren. Leidenschaftliche Liebe zur Botanik, Entomologie und Geologie war ein Erbtheil seines in diesen Fächern hochgelehrten Vaters. L. studirte zu Oxford die Rechte, Geologie füllte seine Mußestunden und mehrere über diese Wissenschaft von ihm geschriebene Abhandlungen verschafften ihm nach seiner Ankunft in London (1820), wo er sich nach beendigten Studien häuslich niederzulassen beschloß, Eintritt in die dasige geologische Gesellschaft. Im J. 1824 wurde er Secretär derselben. Um diese Zeit beginnt die Herausgabe seiner gelehrten: „Transactions of the geological society" und „Annales des sciences naturelles". Er wurde 1828 Vicepräsident, 1829 Secretär der auswärtigen Correspondenz und 1832 Professor der Geologie am Königs-Collegium. Mit seinem großen geologischen Werke: „Principles of geology" (Lond. 1830—33, 3 Bde., übersetzt von K. Hartmann, Weim. 1842),

Digitized by Google

hat diese Wissenschaft eine ganz neue systematische Gestalt gewonnen. Der Verfasser sucht nämlich hier die Veränderungen der Erdoberfläche aus noch jetzt wirksamen Ursachen, ohne Annahme ganz besonderer, qualitativ und quantitativ wunderbarer Umwälzungen zu erklären. Conybeare, Sedgwick u. A. haben zwar viele Einwürfe gegen seine Ansichten erhoben, demungeachtet bleibt L. das Verdienst, auf sehr wichtige Gesichtspunkte für geologische Beobachtung aufmerksam gemacht und ein sehr consequentes geologisches System aufgestellt zu haben. Noch gab er „Elements of geology" (Lond. 1838; deutsch von Hartmann, Weim. 1839) heraus.

Lygdamus war wahrscheinlich ein römischer Sclave oder Freigelassener, über dessen Lebensumstände etwas Näheres durchaus nicht bekannt ist. In neuester Zeit haben ihn Einige für den Verfasser des dritten Buchs der dem Tibullus (s. d.) gewöhnlich zugeschriebenen „Elegien" gehalten, da L. selbst am Schlusse der zweiten Elegie als solcher genannt wird und dieses Buch gerade durch Sprache, Ton und Färbung von den übrigen sich merklich unterscheidet. Diese Behauptung stellte zuerst J. H. Voß (s. d.) im „Musenalmanach" vom Jahre 1786 auf, führte sie später in der Vorrede zur deutschen Uebersetzung des Tibullus und L. (Tübing. 1810) weiter aus und unterstützte sie mit neuen Gründen, worauf sie von mehreren Gelehrten theils Zustimmung, theils Widerspruch erfahren hat. Vgl. Eichstädt „De Lygdami carminibus" (3 Abhandlungen, Jena 1329—34) und Gruppe „Die röm. Elegie" (Bd. 1, Lpz. 1838).

Lykabettos war der alte Name eines Berges in der Nähe von Athen, nämlich des großen Felskegels in nordöstlicher Richtung der Stadt, der jetzt St. Georg heißt. Leake hielt ihn irrthümlich für den Anchesmos, wie dies Forchhammer in der Schrift „Zur Topographie Athens" (Gött. 1833) bestimmt nachgewiesen hat. Früher glaubte man den L. in dem kleinen Felshügel nördlich von der Pnyx, dem heutigen Nymphenhügel, oder in der Hügelreihe, welche die Thäler des Kephissos und Ilissos trennt, aufgefunden zu haben.

Lykanthropie ist eine Art Wahnsinn, welcher vorzüglich im Alterthum in Griechenland und im 14—16. Jahrhundert im übrigen Europa vorkam. Er bestand darin, daß die Geisteskranken sich in Wölfe verwandelt glaubten und demgemäß betrugen. Der Ort, wo sich die L. im Alterthum fand und die Zeit, in der sie sich später weiter verbreitete, lassen leicht erkennen, daß auch diese Art des Wahnsinns eine Folge des Aberglaubens und besonders der Annahme von sogenannten Wehrwölfen war.

Lykaon, der Sage nach einer der ältern Könige von Arkadien, der die nach ihm benannten lykäischen Kampfspiele stiftete und die von seinem Vater Pelagos abgeschafften Menschenopfer wieder eingeführt haben soll. Wahrscheinlich war L. ein Einwanderer, der sich um die Cultur in Arkadien verdient machte. Nach Ovid war zu L.'s Zeit das Menschengeschlecht so verdorben, daß Zeus vom Olymp herabstieg, um die Sache zu untersuchen. Er kam in L.'s Palast, ward von dem Könige erkannt, aber in Versuchung geführt, indem ihm der Letztere Menschenfleisch zu essen vorsetzte, worauf Zeus im Zorne den Palast vernichtete und den König mit seinen Söhnen in Wölfe verwandelt wegjagte, worauf die Erde durch die Deukalionische Fluth von den schlechten Menschen gereinigt ward. — Lykaon, der Sohn des Priamos und der Laothoe, ein Bruder des Polydorus, wurde von Achilles getödtet.

Lykaonien, eine Landschaft des alten Kleinasiens, welche von Galatien, Kappadocien, Pisidien, Cilicien und Isaurien begrenzt ward, ungefähr 21 Meilen lang, war größtentheils gebirgig, rauh und unfruchtbar, doch der Viehzucht, besonders der Schafzucht günstig. L. mit der Hauptstadt Ikonion, bildete erst seit dem 4. Jahrh. n. Chr. ein ungetheiltes Ganzes, indem es zu einer Provinz des griech. Reiches gemacht ward. In den frühern Zeiten bemächtigten sich abwechselnd die Nachbarn einzelner Theile des Landes, daher es bis auf die genannte Zeit immer zerstückelt blieb. Die Sprache der Eingebornen war ein Gemisch aus dem Griechischen und dem Assyrischen.

Lykäos, ein Beinamen des Zeus, vom Berge Lykäos in Arkadien, auf welchem Zeus erzogen ward. Den auf dem Berge befindlichen heiligen Hain betrat kein Mensch,

Digitized by Google

denn eine alte Sage ging, daß kein lebendiges Wesen darin einen Schatten würfe, und wer ihn beträte, in diesem Jahre sterben müßte. Nur arkadische Priester opferten dem Gotte geheimnißvoll auf dem dort errichteten Altare. Außerdem ist L. ein Beiname des Pan, welchem ebenfalls auf dem Berge Lykäos ein Tempel geweihet war. Diesem Gotte zu Ehren feierte man hier die lykäischen Kampfspiele, nach welchen wahrscheinlich die Römer ihre Lupercalien bildeten.

Lykastus, ein Sohn von Minus I. und der Itone, der Tochter des Lyktios, war König von Kreta, Gemahl der Ida, einer Tochter des Korybas, und Vater von Minus II.

Lykien hieß eine Landschaft im Süden Kleinasiens. Sie grenzte im Osten an Pamphylien, im Norden an Pisidien und Phrygien, im Westen an Karien, im Süden an das Mittelländische Meer und soll nach Lykos genannt sein. In ihr lagen die berühmten Städte Xanthos und Patara.

Lykomedes hieß der Sohn des Apollon und der Parthenope, des Ankäos Tochter. — Der König Lykomedes von Skyros, einer Insel bei Euböa, war der Vater der Deidameia. Zu ihm brachte Thetis den Achilles (s. d.), welcher mit der Deidameia den Pyrrhus zeugte. Als Theseus (s. d.) aus Athen geflohen war und auf der Flucht nach Skyros zu L. kam, stürzte ihn dieser von einem Felsen herab, entweder weil er dessen Einfluß auf seine Unterthanen fürchtete oder dessen auf Skyros liegende Güter nicht herausgeben wollte.

Lykophron, griechischer Dichter und Grammatiker aus Chalkis in Euböa, lebte um 250 v. Chr., unter der Regierung des Ptolemäus Philadelphus und wurde nach Ovid von einem seiner Gegner mit einem Pfeile erschossen, als sie sich über die Vorzüge der alten Dichter stritten. Er hat viel geschrieben und Suidas nennt die Titel von 20 Tragödien, von denen jedoch nur die einzige: „Kassandra" oder „Alexandra" erhalten ist. Sie enthält eine lange Reihe von Weissagungen der Kassandra über den Untergang der Stadt Troja in jambischen Versen und ist die Frucht eines jahrelangen, mühsamen Fleißes, was man ihr ansieht, dunkel und unverständlich und schwer zu genießen. Die bekannteste Ausgabe davon ist die von Johann Potter (Oxford 1697) mit einem Commentar von Isaac Tzetzes, die 1702 vermehrt und verbessert wieder aufgelegt ist. Neuere Ausgaben haben wir von Sebastiani (Rom 1803) und von O. G. Müller (Lpz. 1811, 3 Bde.).

Lykos ist der Name mehrerer Flüsse im Alterthume. Die bekanntesten Flüsse dieses Namens sind der Lykos in Assyrien, welcher in den Tigris mündet, der in Paphlagonien, welcher bei Heraklea in den Pontus strömt, der in Großphrygien, ein Nebenfluß des Mäander, und endlich der in Phönizien oder im südlichen Syrien, welcher zwischen Byblos und Berytos in das Mittelmeer sich ergießt.

Lykos hieß der Sohn des Poseidon und der Plejade Kelänо, den sein Vater auf die Inseln der Seligen versetzte; ferner der Sohn des Ares, der als König von Libyen alle Fremde seinem Vater opferte, den Diomedes (s. d.) ausgenommen, der von des L. Tochter gerettet wurde; dann der Sohn des Hyrieus und Bruder des Nykteus. Letzterer bemächtigte sich, während Hercules seine zwölf Arbeiten verrichtete, der Herrschaft von Theben, behandelte hierbei die Gemahlin jenes, Megara (s. d.), sehr übel und wurde deswegen von ihm nach seiner Rückkehr getödtet. — Lykos hieß auch einer von den Telchinen, welcher nach Lykien gekommen sein und dort am Xanthos dem lykischen Apollon den ersten Tempel erbaut haben soll, sowie der Sohn Pandion's II., der von seinem Bruder Aegeus aus Athen vertrieben, sich zu dem Sarpedon (s. d.) in das Land der Termilen begab, welches von ihm den Namen Lykien bekommen haben soll. Außerdem wird noch von ihm erzählt, daß er von den Nymphen die Sehergabe erhalten und den Dienst der großen Göttinnen (Demeter und Persephone) aus Attika nach Andania in Messenien gebracht habe. Von ihm leitet man auch das alte berühmte Priestergeschlecht der Lykomeden her, welches in der Landgemeinde Phlyä und zu Andania eigene Weihkapellen hatte.

Digitized by Google

Lykurgus, der weise Gesetzgeber der Spartaner, war nach der gewöhnlichen Annahme um das Jahr 926 v. Chr. geboren. Er war der Sohn des spartanischen Königs Eunomus und der Bruder des Polydektes, der nach dem Tode seines Vaters, der in einem Aufstande erfolgt war, das Ruder der Regierung überkam. Auch Polydektes starb bald und L. wäre König geworden, wenn er nicht nach seinem gerechten Sinne seinem Neffen, Charilaus, der erst nach des Vaters Tode geboren wurde, das Leben und den Thron erhalten hätte: nur zum Frommen des Staates führte er die Regentschaft an der Stelle des Unmündigen und erwarb sich schon dort durch die Weisheit seiner Gesetze das Vertrauen und die Liebe der Bürger. Allein die Rachsucht der verwitweten Königin, die Gattin seines verstorbenen Bruders, der die Hoffnung einer Vermählung mit L. geschwunden war, erregte ihm den Verdacht bei den Großen in Sparta, daß er dem Staate und dem künftigen Thronerben gefährlich sei. Darauf verließ L., der das Recht und die Wahrheit liebte, sein Vaterland, und besuchte Kreta, einen Staat, der durch die Weisheit seiner Gesetze blühte und den Nachbarländern ein mustergültiges Vorbild war, denn es regierten hier der verständige König Minos und der weise Staatsmann und Dichter Thaletes. In diesem Staatssysteme fand L. die Grundlagen, worauf er die neue spartanische Gesetzgebung, das neue spartanische Staatsgebäude errichtete. Von Kreta schiffte er nach Jonien über, wo die weicheren Griechen wohnten und lernte auch ihr Leben kennen. Da fand er noch einen herrlichern Schatz für die Erziehung eines Volkes die Gedichte des Homer: er nahm sie mit nach Sparta und darum wird ihm auch die erste Sammlung der Homerischen Gesänge zugeschrieben. Die Sage spricht noch von weiteren Reisen des L. nach Libyen, Iberien (also Hispanien), weil diese Länder unter die damaligen cultivirtesten gerechnet wurden, ja nach Indien unter die Gymnosophisten. Die Aufstände der Spartaner gegen die beiden Könige Archelaus und Charilaus, eine Folge der schlechten Gesetze und die dringenden Bitten des Volkes riefen ihn endlich zurück. Das Volk hatte das Bedürfniß nach Reformen, nach zeitgemäßern Verbesserungen und L. hatte den gewaltigen Geist und den Muth eines Reformators. Er stürzte die ganze alte Ordnung der Dinge, er gab seine Gesetze und schuf einen ganz neuen Staatskörper. Der wahre Gesetzgeber muß zugleich der weise Erzieher des Volkes sein, er muß daher seine Zeit und sein Volk begriffen haben, und gehen wir von diesem Grundsatze aus, so sind L.'s Gesetze im Ganzen weise, kräftig und klar, geschickt diesen Staat zu einer Höhe empor zu führen, von welcher er durch 4 ganze Jahrhunderte hindurch furchtbar und gewaltig herabsah, sie sind dem Geiste des anfänglichen Volkes gemäß, dem sie gegeben worden, sie sind gleichsam aus einer Wurzel mit seinem Wesen erwachsen. Als die Gesetze gegeben waren, ließ sich L. von dem Könige und dem Senat geloben, bei ihnen bis zu seiner Rückkehr zu verharren. L. nahm Abschied von seinen Freunden und seinem Sohne, reiste fort und blieb seinem Entschlusse getreu, nie wieder zurückzukehren, damit seine Mitbürger nie von ihrem Eide entbunden würden. Er soll sich im hohen Alter freiwillig den Tod gegeben, muthmaßlich in Kreta und noch befohlen haben, seine Gebeine ins Meer zu werfen, um auch noch dadurch einen Ausweg zur Entbindung von jenem Eide zu verhüten. Das war eine gutgemeinte Eigenheit des Mannes, die aber schädlich werden konnte und es auch geworden ist, denn L. huldigt damit dem unnatürlichen Stabilitätssystem, dem Belassen beim Alten, was für einen Staat immer die traurigsten Folgen hat, denn die Gesetze, die heute weise sind, sind es für ein strebendes Volk oft über kurz schon nicht mehr und der Fortschritt ist allerwegen, denn er ist der Finger Gottes, das zeigt die Geschichte, aus der wir alle Weisheit lernen. (S. Sparta.)

Lykurgus, Redner in Athen (um 408—323 v. Chr.), Zeitgenosse des Isäus, Freund des Demosthenes und Schüler des Plato und Isokrates. Von seinen 15 Reden hat sich nur eine erhalten, die gegen Leokrates, herausgegeben von J. G. Hauptmann (Lpz. 1753); von Schulze (Braunschw. 1789); von Heinrich Osann und Becker (1821); franz. von Angers (Paris 1783). Auch befindet sich diese Rede noch in der Tailor'schen, Reiske'schen und Becker'schen Sammlung der griechischen Redner. Man muß darin L. als einen ebenso großen Redner, wie strengsittlichen, freisinnigen und wackern Bürger

Digitized by Google

ehren. Vgl. Nissen „De L. vita et rebus gestis“ (Kiel und Hamb. 1833) und Blume „Narratio de L.“ (Potsd. 1834).

Lymphatisches System, systema lymphaticum, nennt man den Inbegriff derjenigen Organe, in welchen die Lymphe (s. d.) theils bereitet wird, theils die ihr zukommenden Veränderungen erleidet. Hierzu gehören die Lymphgefäße oder Saugadern (vasa lymphatica oder absorbentia) und die Lymphdrüsen oder Lymphknoten (glandulae lymphaticae oder conglobatae). Erstere entspringen als feine Kanälchen im Zellgewebe, welches nach einigen Anatomen nur aus feinen Lymphgefäßen und Lymphzellen besteht, vereinigen sich dann zu größern Stämmen und endigen in dem linken oder großen und rechten oder kleinen Brustgang, von denen jeder auf der seinem Namen entsprechenden Seite in den Vereinigungspunkt der Schlüsselbeinvene mit der Drosselvene einmündet. Diese Lymphgefäße sind durch den ganzen Körper verbreitet; nur in der Gehirnsubstanz, dem Rückenmark, den Augen, der Knorpelsubstanz, dem Fruchtkuchen und dem Nabelstrange sind sie noch nicht entdeckt worden, doch werden sie auch in diesen Organen vermuthet. Gebaut sind sie wie Blutadern, nur daß die Haut ihrer Wandungen dünner und mit einem Klappenapparat versehen ist; die kleinsten scheinen jedoch nicht so fein zu sein als die kleinsten Haargefäße (s. d.). In der untern Körperhälfte sind die einzelnen Lymphgefäße von bedeutenderm Umfange als in der obern; im Allgemeinen verlaufen neben den größern Arterien und Venen auch größere Lymphgefäße. Da sie sich fortwährend an und in allen Organen netzförmig ausbreiten, nehmen sie an Zahl nicht so ab, wie die aus dem Haargefäßnetze sich bildenden Venen; doch kommen sie auch jenen an Umfang nicht gleich, wie denn der große Brustgang an seiner Mündung nur ungefähr zwei Linien im Durchmesser hält. Die absorbirenden Gefäße führen jedoch nicht nur Lymphe, sondern die, welche sich im Nahrungskanal befinden, saugen hier den Nahrungssaft (chylus) auf, welcher sich, mit der von andern Theilen zugeführten Lymphe vermischt, dem Blute mittheilt, daher auch die Farbe dieser Gefäße vermöge der Durchsichtigkeit ihrer Wandungen, wenn sie Nahrungssaft enthalten, weiß und, wenn Lymphe in ihnen fließt, gelblich ist. Der zweite wesentliche Bestandtheil des lymphatischen Systems besteht aus den Lymphdrüsen. Diese sind runde, plattgedrückte, röthliche Körper, welche die Größe einer Linse bis zu der einer Haselnuß haben. Sie liegen an der Oberfläche der verschiedenen Organe und bestehen aus einem Knäuel von Lymphgefäßen, deren mehrere in einer derselben zusammenkommen, sich in viele kleine Aeste spalten, nach und nach wieder in weniger und größere Stämme zusammentreten und so ihren Lauf fortsetzen. In der Drüse selbst werden diese von einem dichten Haargefäßnetze umstrickt und das Ganze wird durch ein lockeres Zellgewebe zusammengehalten. Wahrscheinlich tragen auch kleine Nerven zur Bildung dieser Organe bei. Am Rücken, an den Händen, den Füßen, in der Schädelhöhle, der Rückenmarkshöhle und der Substanz der Organe sind noch keine Lymphdrüsen aufgefunden worden. Die größten liegen im Gekröse, an der Stelle, wo die Luftröhrenäste in die Lunge treten, in der Leistengegend, der Achselhöhle, dem Becken und am Halse, die kleinsten im Netze und am Kopfe. Das lymphatische System hat besonders die Aufgabe, die für die Ernährung des Organismus tauglichen Stoffe, mögen sie dem Körper durch die Haut, durch die Respirationsorgane oder den Nahrungskanal zugekommen sein, aufzusaugen, daraus die Lymphe und den Nahrungssaft zu bereiten und beide dem Blute zuzuführen. Daher sind auch Lymphgefäße in den Theilen zu finden, wo die schon ausgeschiedenen Stoffe, wie Urin, Koth u. s. w., bis zu ihrem Austritt aufbewahrt werden und auch aus diesen wird noch das, was zur Erhaltung des Körpers dienen kann, von diesen Gefäßen aufgenommen und zu Lymphe verarbeitet. Ueberhaupt werden viele schon aus dem Blutsystem ausgeschiedene flüssige wie feste Stoffe, wenn sie für den Organismus entbehrlich sind, z. B. Fett, Schleim, abnorme Gebilde, Geschwülste, Eiter u. s. w., bei Mangel an nährenden Stoffen im Blute von den Lymphgefäßen aufgesogen und wieder zur Ernährung der zum Leben unentbehrlichen Theile verwendet, wie besonders die Abmagerung bei auszehrenden Krankheiten, die Hungercuren (s. d.) u. s. w. zeigen. Man nennt diese etwas von einander abweichenden

Digitized by Google

Functionen des Lymphsystems Absorption und Resorption. Die Säugethiere besitzen ein dem des Menschen ähnliches Lymphsystem, bei den Vögeln, Amphibien und Fischen jedoch findet man nur einsaugende Gefäße, aber keine Lymphdrüsen, bei den niedrigern Thierclassen endlich hat man noch keine Organe beobachtet, welche eine der des lymphatischen Systems ähnliche Bestimmung zu haben schienen. Vgl. Breschet „Das Lymphsystem" (deutsch von Martiny, Quedlinb. 1837).

Lymphe, lympha, nennt man im weitern Sinne jede klare, helle Flüssigkeit, welche auf pathologischem Wege aus dem Körper sich ausscheidet und für welche noch keine besondere Bezeichnung vorhanden ist, z. B. die Flüssigkeit, welche durch die Wirkung der Blasenpflaster, bei Verbrennungen der Haut, bei vielen Hautkrankheiten u. s. w. abgesondert wird. Im engern Sinne bedeutet dieses Wort die Flüssigkeit, welche in den Lymphgefäßen (s. Lymphatisches System) enthalten ist. Dieselbe ist klar, hell, schwach gelblich, geruchlos, von etwas salzigem Geschmack, alkalischer Reaction und enthält besonders Eiweiß und Faserstoff. Da man nicht leicht reine, nicht mit Blut vermischte L. aus dem menschlichen Körper erhalten kann, so sind auch chemische Untersuchungen über dieselbe bis jetzt nur spärlich vorhanden und auch diese haben verschiedene Resultate geliefert, weil die L. und ihre Bestandtheile nach Verschiedenheit des Alters, des jeweiligen Körperzustandes u. s. w. auch in einem und demselben Körper mannichfachen Veränderungen unterworfen ist.

Lynchgesetz, Lynch law, nennt man den abscheulichen Gebrauch in einigen der Vereinigten Staaten von Nordamerika, daß das Volk über Diejenigen, welche sich bei demselben verhaßt gemacht haben und da, wo gewisse unsittliche Handlungen unbestraft bleiben, wie etwa das Hazardspielen, vorzüglich das Bankhalten, eigenmächtig Strafen verhängt, die darin bestehen, daß ein Volkshaufe sich zusammenrottet, die Häuser der unglücklichen Opfer überfällt, das bewegliche Eigenthum zerstört, die Häuser in Brand steckt, die Bewohner mißhandelt und nicht selten mit kaltblütiger Grausamkeit und unter den schrecklichsten Qualen mordet. Schauderhafte Beispiele dieser Selbsthülfe und barbarischen Volksrache fallen in allen Theilen Nordamerikas vor, doch häufiger und empörender in den südlichen und neuern Staaten, wo die Leidenschaften heftiger und die Bande der sittlichen Ordnung lockerer sind, als in den ältern und nördlichen Staaten. Das Traurige ist, daß die Beamten diese Greuel ruhig geschehen lassen, die Gerichte die erwiesenen Thäter freisprechen und die Gesetzgebung Denen, welche unter diesen Gewaltthaten von der einen und durch die gewissenlose Nachsicht von der andern Seite gelitten haben, jede Entschädigung und Unterstützung abspricht. Eine der gewöhnlichen Mißhandlungen ist das Bestreichen mit Theer und das dann folgende Wälzen in Federn. Namentlich ist in den südlichen Staaten Jeder solchen Mißhandlungen ausgesetzt, wer nur in entfernten Verdacht kommt, ein Feind der Sclaverei zu sein und die Abschaffung derselben zu fördern. Der Name L. soll von einem gewissen John Lynch herstammen, der gegen das Ende des 16. Jahrhunderts, als der regelmäßige Gang der Colonialgesetze keinen genugsamen Schutz gegen die Verwüstungen gewährte, welche flüchtige Sclaven und Verbrecher, die in der Nähe des Dismal Swamp, eines ungeheuern Sumpfes in Nordcarolina, sich sammelten, an den benachbarten Pflanzungen verübten, von den Bewohnern erwählt und mit unumschränkter Macht als Gesetzgeber, Richter und ausführende Gewalt in Civil- und Criminalsachen bekleidet wurde.

Lyndhurst, John Singleton Copley, Baronet, englischer Staatsmann, wurde am 21. Mai 1772 zu Boston in den Vereinigten Staaten geboren. Im Jahre 1775 ließ sich seine Familie in England nieder. Der Vater, berühmt als Porträt- und Historienmaler, starb 1815. Der junge Copley hatte sich schon als Student zu Cambridge durch Fleiß und Talente ausgezeichnet, betrieb dann noch in London das Studium der Rechtsgelehrsamkeit mit großem Eifer und wurde Advocat. Im J. 1816 gelangte er als Abgeordneter der Stadt Yarmouth ins Unterhaus, wo er sich dadurch namentlich Ruhm erwarb, daß er im Verein mit Wetherell die Vertheidigung der des Hochverraths Angeklagten Thistlewood und Watson führte. Bald suchte die Regierung, auf ihn aufmerksam geworden, ihn in ihr Interesse zu ziehen, was ihr nur zu gut gelungen ist. Im J. 1819 übertrug sie ihm die Stelle

Digitized by Google

eines Solicitor general (Kronanwaltes); 1824 ward er Attorney general und 1826 wieder für die Universität Cambridge ins Parlament gewählt. Anfangs, trotz seiner Freundschaft mit Canning, ein Gegner der katholischen Emancipation, sah er doch später die Nothwendigkeit dieser Zugeständnisse ein. Er wurde nun Lordkanzler und zugleich Baron Lyndhurst. Als ein unzweifelhafter Anhänger der Tories blieb er auch unter Wellington in seinem Posten. So viel als gar nichts hat er jedoch für die Abstellung der unendlichen Mißbräuche gethan, welche schon lange in dem Institut Court of Chancery (Reichskanzlei) vorherrschend, durch seinen Vorgänger, den alten Lord Eldon ebenfalls auf das Sorgsamste gepflegt wurden. Diese Riesenarbeit blieb dem wackern Brougham vorbehalten, der auch darin schon fast Unglaubliches geleistet hat. Gegen die Maßregel der Reformbill hat L. beständig angekämpft; als sie, trotz aller Widerwärtigkeiten, dennoch endlich den Sieg errang, zog er sich auf einige Zeit von dem öffentlichen Schauplatze zurück. Er wurde sodann Chief Baron of the court of exchequer (Lord Oberrichter am Lehnsgerichtshofe), bekleidete während der kurzen Verwaltung, die Peel und Wellington 1834 bildeten, abermals das Kanzleramt und machte nach seinem Rücktritte dem Whigs besonders viel im Parlamente zu schaffen. Im Jahre 1837 veranlaßte er das Haus, den Tadel gegen Lord Durham (s. d.) auszusprechen, der eigentlich auf die Minister zurückfallen mußte und brachte 1839 in den Angelegenheiten der Colonie Jamaica die Verbindung der Radicalen mit den Tories zu Stande, die schon damals die Auflösung des Ministeriums herbeizuführen drohte. Seine große Leidenschaftlichkeit in den Discussionen über Irland zog ihm besonders den Zorn der Irländer zu. Vom Aug. 1841 bis Juli 1846 führte er wieder das Kanzleramt in der Verwaltung Peel's.

Lynkeus, s. Danaiden.

Lyon, nach Paris die größte und wichtigste Stadt Frankreichs, durch ihr Alter, ihre Industrie und ihren Handel berühmt, liegt auf einer von den Flüssen Saone und Rhone gebildeten Halbinsel, in reizender Gegend, die auf den meisten Seiten von Höhen umgeben wird. Zwischen bezaubernden Hügeln und Thälern fließt langsam auf der Westseite der Stadt die Saone, während der Rhone mit reißendem Ungestüm seine Wellen zwischen den sandigen Ufern der östlichen Ebene L.'s dahinwälzt. Der St. Sebastian-Hügel auf der Nordseite der Stadt gewährt eine herrliche Aussicht und an der Westseite prangen auf den Höhen des Tourvières und Saint Just prächtige Landhäuser, Gärten, Rebenpflanzungen und Alleen empor. Die Stadt besteht aus der Rhone-Saonestadt und mehreren Vorstädten, wie la Croix, Serin und Vaisse. Prächtige Brücken über die beiden Flüsse verbinden die einzelnen Stadttheile. Zu der 1560 Fuß langen, steinernen Brücke de la Guillotière von 20 Pfeilern über den Rhone wurde in der Mitte des 13. Jahrhunderts der Grund gelegt. Im Ganzen ist L. nicht schön gebaut; es zählt 8000 Häuser und 160,000 Einwohner. Seine Straßen sind enge, dunkel und oft uneben. Zu den schönern Stadttheilen gehören die Rhone- und Saone-Quais; und der Quai von Saint-Claire mit seinen breiten geraden Straßen und fürstlichen Palästen bildet die Modepromenade der schönen Welt. Unter den öffentlichen Plätzen erwähnen wir den Terreaux, einen länglich viereckigen Platz inmitten der Stadt und dem Königsplatze oder Bellecour, 1048 Fuß lang und 678 Fuß breit, auf dem vor der Revolution die prächtige Reiterstatue Ludwig's XIV. stand. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus: Die Kathedrale St. Jean mit 4 Thürmen, einem prachtvollen Portale, der berühmten astronomischen und musikalischen Uhr, vielen schönen Gemälden; die St. Irenéekirche mit der Katakombe des heiligen Irenäus; die Kirche de notre Dame, merkwürdig durch ihr wunderthätiges Marienbild; der erzbischöfliche Palast; das prächtige, nach dem Amsterdamer erbaute Stadthaus, an dessen Eingange man an der Mauer zwei bronzene Tafeln sieht, die einen Theil der Rede enthalten, die einst Kaiser Claudius im römischen Senate zu Gunsten Lugdunum's (L.'s) hielt; die vormalige Abtei St. Pierre mit einem durch mehrere kostbare antike Monumente des Alterthums ausgezeichneten Museum, welches unter Anderm einen tauroboliſchen Altar, den berühmten 1766 aus der Saone gezogenen Pferdefuß und das vorzüglich kostbare Monument Suove-

Digitized by Google

tauritta von weißem Marmor enthält; das von den Jesuiten erbaute Collège de la trinité mit der 120,000 Bände starken öffentlichen Bibliothek; das große Hospital de la Charité, wo an 9000 Personen Unterstützung finden und das prächtige Hotel de Dieu mit einem jährlichen Einkommen von 400,000 Franken. Auch an wissenschaftlichen Instituten ist L. reich. L. ist eine der wichtigsten Fabrikstädte Frankreichs und Hauptsitz der Seidenfabriken, die gegenwärtig an 26,000 Stühle beschäftigen und jährlich für 130 Millionen Franken Seidenwaaren aller Art liefern. Außerdem fertigt man hier schönes Wollentuch, berühmte Hüte, Eisenwaaren, Draht, namentlich den vergoldeten Silberdraht, der zu den sogenannten goldenen Tressen genommen wird, schöne Bijouterien, treffliche Farben, Kattune, Stickereien und besonders künstliche Blumen. Der Handel der Stadt ist bedeutend und bildet begünstigt durch die Lage derselben den Centralpunkt des Verkehres nach und aus Spanien, Italien, der Schweiz und Deutschland. Nächst Paris ist hier auch der stärkste Buchhandel. An Künstlern war L. von jeher reich, wir nennen nur die Bildhauer Coysevaux, Coustou und Chabey, die Maler Leblanc und Blanchard und die Architecten Delorme, Maupin und Soufflot. Aber in keiner Stadt Frankreichs wurde zur Zeit der Revolution gegen die Meisterwerke der Kunst schrecklicher gewüthet, als hier; und bekannt ist, was die Stadt auch neuerdings von 1831 durch die Stürme der Zeit gelitten hat. L. erhielt bereits 40 Jahre v. Chr. Geburt sein Dasein und hieß damals Lugdunum. Hier wurden die römischen Kaiser Claudius und Caracalla und der römische Dichter Sidonius Apollinaris geboren. In der Umgegend L.'s mahnen noch unzählige Bautrümmer an die alte Römerzeit. An der prächtigen Arkade einer römischen Wasserleitung bei Charonnoſt, anderthalb Stunden von Lyon bewundert man noch jetzt 62 wohl erhaltene hohe und weite Bogen. Die eine Stunde von der Stadt entfernte anmuthige Insel Barbe ist für L., was Longchamp für Paris ist. Vgl. Bochard „Description historique de L." (Lyon 1817) und Clerjon „Histoire de L." (4 Bde., Lyon 1829—35).

Lyonnet, Pierre, einer der größten und scharfsinnigsten Naturforscher des 18. Jahrhunderts, der berühmte Zergliederer der Weidenraupe, war geb. 1708 zu Maſtricht, aus einer aus Lothringen vertriebenen franz. Familie, studirte in Leyden zuerst Theologie, dann die Rechte und wurde Sachwalter des Justizhofes von Holland, Uebersetzer für die deutsche und lateinische Sprache und der Chifferbriefe. L. besaß seltenes Talent. So sprach er schon als achtjähriger Knabe ziemlich fertig 8 Sprachen, später legte er sich auf's Zeichnen und Holzschneiden und sein Basrelief in Burbaum (Apollo und die 9 Musen) sucht seines Gleichen. Ein damals allgemein bewunderter Seiltänzer reizte, weil er nach L.'s Aeußerung „doch nicht mehr Muskeln hatte als er," seinen Künstlerstolz. L. übte sich mit eiserner Beharrlichkeit eine Zeit lang auf dem gespannten Seile und ließ zuletzt den bewunderten Meister weit hinter sich. Was aber L. in seinem Lieblingsstudium, der Naturgeschichte, als tief eindringender Forscher in die Eigenthümlichkeiten der Thierwelt, zu Tage förderte, hat, obwohl als Frucht seiner Muße, seinen eigentlichen literarischen Ruhm begründet. Seine erste, werthvolle Arbeit waren Bemerkungen zu Lesser's „Insectenkunde". Nach ihr erschienen seine „Observations sur l'histoire des insectes"; „L'histoire des insectes des environs de la Haye"; „Histoire des polypes d'eau douce", und endlich ein Werk, zu welchem sich leicht kein Nebenbuhler finden möchte und worin L. etwas in seiner Art Einziges aufstellen wollte, sein „Traité anatomique de la chenille qui ronge le saule" (Haag 1740). Der Untersuchungseifer ist in diesem Werke bis an die äußersten Grenzen der menschlichen Sehkraft und Geduld getrieben. L. entdeckte an der Weidenraupe über drittehalbtausend Muskeln. Die Kupfer zu dem Werke von seltener Feinheit und Genauigkeit sind von L. selbst. Er mußte, da er keinen geschickten Meister dazu finden konnte, die Kunst deshalb erst erlernen. Auch in ihr brachte er es nach einiger Zeit zu erstaunlicher Fertigkeit und dem Titelkupfer, L.'s Bildniß vorstellend, konnte kein besseres Motto beigefügt werden, als die Worte: „Man kann was man will." L. starb zu Haag 1789. Sein hinterlassenes Conchylienkabinet war das reichste in Europa.

Lyra, das älteste Saiteninstrument der Alten, soll der Sage nach vom ägyptischen

Hermes entdeckt worden ſein. Auch die Griechen nennen als Erfinder Hermes. Schon vier Stunden nach ſeiner Geburt, erzählt die Mythe, ſprang der kleine Gott der Mutter vom Schooße und vertauſchte die Wiege mit der freien Natur. Hier fand er einſt eine verweſte Schildkröte im Graſe. Ueber die gewölbte Decke ſpannte er ein Stierfell, in den Rücken bohrte er Löcher, zog ſchilfene Röhren durch, verſah ſie mit Steg und Griffen, ſpannte Darmſaiten darüber und mit dem Plektrum ſie berührend, ſang er die Liebe des Zeus und der Maja, ſeine Geburt, die Nymphen und die mütterliche Grotte. Von ihm erhielt ſie Orpheus und nach deſſen Tode wurde die L. auf Bitten der Muſen an den Himmel verſetzt. Die Lyra der Aegyptier hatte drei Saiten. Der griechiſche Hermes fügte die vierte hinzu und durch die Muſen, Orpheus, Linus, Thamyris, Amphion und Terpander u. A. ward ſie endlich zur ſiebenſaitigen und ſogar zur elfſaitigen Lyra. Ob Lyra und Cither zwei verſchiedene Inſtrumente waren, oder ob beide Namen nur oft mit einander verwechſelt wurden, läßt ſich nicht mit Gewißheit angeben.

Lyrik nennt man techniſch die umfaſſende Theorie der lyriſchen Poeſie, wie Poetik die Theoreme der geſammten Dichtkunſt bezeichnet. Zur Theorie jeder Dichtungsart aber gehört ihre phyſiologiſche Erkenntniß, das Weſen und die Seele derſelben, die Lehre von ihrem Vortrage durch Sprache, Schrift, Töne und Tanz. Die lyriſche Poeſie iſt Mittheilung eines bewegten und erregten Gefühles, Ergießung und Ausſchüttung des innern Lebens, wenn dieſes innere Gefühlsleben äſthetiſch würdig, d. h. groß, eigenthümlich, ergreifend, kühn, harmoniſch iſt. Der lyriſche Dichter zieht die Außenwelt in ſeine innere hinein, in Oſſian's „Fingal" hört man mit ihm die Klage der Wehmuth, die Zauberſtimmen ſüßer Gefühle, man ſieht gleichſam die lebendigen Geſtalten auftreten und träumt mit dem Sänger Entzückung oder Schmerz. Die Benennung ſubjective Poeſie kann durchaus nicht als Rahmen dieſer ganzen Dichtungsart gelten, denn Schilderungen ſubjectiver Zuſtände, Eindrücke und Gefühle ſind nur Theile der lyriſchen Poeſie. Der Lyrik gegenüber ſteht die Epik (ſ. d.) mit den Theorien theils entgegengeſetzter, theils parallellaufender Dichtungsarten. Die Mannichfaltigkeit und der große Umfang der lyriſchen Poeſie führte die lyriſchen Gattungen, als Hymne, Ode, Lied, Sonette, Canzone, Seſtine, Glotte u. a. herbei, von welchen jede durch formelle Begrenzung ſich von den übrigen trennt. Wie die innere Welt des Menſchen überhaupt erſt durch das Chriſtenthum zu ihrer wahren Entwickelung und Bedeutung gelangt iſt, ſo hat ſich auch die lyriſche Poeſie erſt in der chriſtlichen Welt allſeitig und vollſtändig entwickelt. Im Alterthume hat die Lyrik theils eine ſtarke epiſche Beimiſchung, theils neigt ſie ſich dem Lehrgedicht zu. Nur das Liebeslied erlangte, bei den Griechen durch Sappho und Anakreon, bei den Römern durch Catull, Tibull, Properz und Horaz, eine größere Stufe der Vollendung. Aus den erſten chriſtlichen Jahrhunderten ſind uns beſonders herrliche latein. Kirchenhymnen erhalten. Die weltliche Lyrik nahm beſonders ſeit dem 12. Jahrh. einen hohen Aufſchwung, zunächſt in Südfrankreich und Spanien, dann in Italien und ſeit dem 13. Jahrh. in Deutſchland durch den Minnegeſang. In den folgenden Jahrhunderten verfiel die weltliche Lyrik durch handwerksmäßige, ſpäter durch gelehrte Künſteleien und Spielereien. Seit der Reformation entfaltete ſich glänzend das Kirchenlied (ſ. d.), aber erſt in der Mitte des 18. Jahrh. gewann die weltliche Lyrik neues Leben. Von dem Weſen der lyriſchen Poeſie wird die Bezeichnung lyriſch auch auf manche andere Gegenſtände übertragen, die die Beweiſe eines regen Gefühlslebens an ſich tragen.

Lys oder Leye, ein Frankreich und Belgien angehöriger Fluß, merkwürdig namentlich als ehemalige Grenze zwiſchen Deutſchland und Frankreich, entſpringt bei dem Städtchen Lysbourg im franz. Departement Pas de Calais und wird in Frankreich bei Merville ſchiffbar. Er theilt das Departement des Norden in eine nördliche und eine ſüdöſtliche Hälfte, nimmt die Deule, Mandèle und den Kanal von Brügge auf und fällt nach einem Laufe von 22 M. und nachdem er die Städte Aire, Menin und Courtray berührt hat, bei Gent in die Schelde. Am L. ließ Ludwig XIV. 1695 beim Ausbruch des Coalitionskrieges durch 20,000 Bauern in acht Tagen ſeine erſten Linien anlegen, die aber wegen ihrer zu

Digitized by Google

weiten Ausdehnung ſich als unhaltbar erwieſen. Am 13. Sept. 1793 fiel am L. zwiſchen den Holländern unter dem Erbprinzen von Oranien und den Franzoſen unter dem General Houchard ein Gefecht vor, in welchem die Erſtern ſiegten.

Lyſander, ſpartaniſcher Feldherr, aus dem Geſchlechte der Herakliden, beſonders thätig im peloponneſiſchen Kriege. Im höchſten Grade ehrgeizig, wußte er ſich bald durch Schmeichelei die Gunſt des Volkes zu erwerben, um durch dieſes Mittel zur Beförderung ſeiner Begierden zu gelangen, ohne jedoch dabei Redlichkeit und Vaterlandswohl weiter zu berückſichtigen. Da Gewalt nicht zum Werke führte, verſuchte er Liſt und Betrug, immer aber wußte er dabei unter dem Schein der Redlichkeit Aller Augen zu täuſchen. Daher kam es, daß ihn die Spartaner (407 v. Chr.), nachdem ſie unter ihrem Anführer Mindarus mehrere Male geſchlagen worden waren, an deſſen Stelle zum Feldherrn wählten. L. brachte jetzt ſchnell eine Flotte von 90 Schiffen zuſammen und zog, vom jüngern Cyrus mit Mannſchaft und Geld unterſtützt, gegen Athen, um dieſes zu ſtürzen und ſein Vaterland auf den höchſten Gipfel, ſich aber zum Herrſcher über daſſelbe zu erheben. Die Athenienſer wurden unter ihrem Anführer Antiochus geſchlagen und ein großer Theil ihrer Schiffe zerſtört. Der für die Spartaner unglückliche Ausgang der Schlacht bei den Inſeln Arginuſä, wo ſie 70 Schiffe nebſt ihrem Anführer Kallikratidas, welcher nach L. den Heerbefehl übernommen hatte, verloren, gab L. Gelegenheit zum zweiten Male den Oberbefehl übernehmen zu können, ungeachtet dies nach den Geſetzen nicht erlaubt war. Mit einer Flotte von 150 Schiffen eroberte er jetzt Lampſakus am Hellespont, überfiel die Athenienſer bei Aegospotamos, ſchlug die geſammte Flotte von 170 Schiffen und zerſtörte mit ihr die 72 Jahre hindurch behauptete Oberherrſchaft zur See. 3000 Gefangene ließ L. nebſt ihrem Feldherrn Philokles ermorden. Mit leichter Mühe unterjochte er jetzt die Verbündeten Athens, wendete ſich dann gegen Athen ſelbſt, ſchnitt ihm die Zufuhr ab, ſperrte den Hafen Piräus und nöthigte ſo die Athener, welchen, von Seuchen und Hunger gequält, kein anderes Mittel übrig blieb, ſelbſt die härteſten Bedingungen anzunehmen, nach welchen ſie die Feſtungswerke ſchleifen, ihre Schiffe bis auf 12 ausliefern und den Spartanern in Kriegszeiten Truppen ſenden mußten. Zugleich änderte er die frühere Demokratie in die drückendſte Oligarchie um, indem er die ſogenannten 30 Tyrannen an die Spitze der Geſchäfte ſtellte. L. kehrte jetzt nach Sparta zurück und wußte ſich durch Ränke endlich zum eigentlichen Oberhaupte Griechenlands zu erheben. Bei ſeinen Verdienſten um das Vaterland, beſonders aber wegen ſeiner Uneigennützigkeit, überſah man die Flecken ſeines Charakters und ſeine großen und abſcheulichen Verbrechen; doch mißlang ihm ſein Plan, die alte Verfaſſung ſeines Vaterlandes umzuſtürzen und auf ihren Trümmern einen Thron zu gründen, auf welchen jeder Bürger, alſo auch er ſelbſt, ein Recht haben ſollte. An allen weitern Verſuchen dieſer Art hinderte ihn der Ausbruch des böotiſchen Krieges, wo er in dem Treffen bei Haliartos (394 v. Chr.) blieb. Doch war nach ihm Sparta nicht mehr der durch die alten Lykurgiſchen Geſetze in und durch ſich ſelbſt feſt begründete und unerſchütterliche Staat, denn in Folge der Bekanntſchaft mit den Athenern und L.'s erbeuteten Schätzen trat allmälig an die Stelle der alten ſpartaniſchen Tugend, Weichlichkeit und mit dieſer in natürlicher Folge auch Sittenverderbniß aller Art.

Lyſias, ein athenienſiſcher Redner, geb. zu Athen um 458 v. Chr. (geſt. 379), war der Sohn des berühmten Redners Kephalos, nach deſſen Tode er mit Herodot nach Thurii in Griechenland ging und ſich unter der Leitung des Tiſias, Nikias und anderer Rhetoren in der Beredtſamkeit und Philoſophie ausbildete. Zur Zeit der Republik nahm er Theil an Staatsgeſchäften, mußte bei dem ſpätern Unglück der Athenienſer Griechenland verlaſſen, kehrte indeß bald nach Athen zurück, von wo er unter den 30 Tyrannen zum zweiten Male verwieſen wurde und ſich nun nach Megara begab. Anfangs hatte er zu Athen eine Rednerſchule, nach Wiederherſtellung der Demokratie aber fing er an Reden, größtentheils gerichtliche, für Andere zu ſchreiben, deren Zahl nach Einigen auf 200, nach Andern 400 angegeben wird, von denen aber ein großer Theil unecht iſt. Sie zeichnen ſich durch Reinheit, Einfachheit, Klarheit, Kürze, Kraft und Würde aus und gelten als

Digitized by Google

Muſter des attiſchen Stils. Ueber die panegyriſchen Reden kann man mit Sicherheit nicht urtheilen, da von ihnen nur eine, der ſogenannte Epitaphios (Rede zu Ehren der im Kriege Gefallenen) übrig iſt, deſſen Echtheit aber bezweifelt wird. Doch ſoll er nach dem Urtheile des Dionyſius in dieſer Gattung von Reden nichts Ausgezeichnetes geleiſtet haben. Uebrig ſind von den Reden des L. nur 34, herausgegeben zuerſt von Aldus (Venedig 1513), von van der Heyden (Hanover 1615), von Taylor (Lond. 1736), von Auger (Paris 1783), von Reiske und von Bekker („Sammlung der Redner"), von Alter (Wien 1785), franz. von Auger (Paris 1783), der „Epitaphios" nebſt einigen andern Reden deutſch von Wieland (att. Muſeum und neues att. Muſeum) und in „Fr. Schlegel's Werken".

Lyſimachus, gleich ſeinem Vater Agathokles, ein berühmter Feldherr Alexander's des Großen. Bei der nach des Königs Tode erfolgten Theilung des Reiches unter ſeine Generale, erhielt L. Thracien, mußte ſich aber dieſes Land, deſſen Einwohner ihm den Gehorſam verweigerten und in Verbindung mit den Scythen und Gallatiern lange widerſetzten, erſt völlig erobern, gründete hierauf (309) die Stadt Lyſimachia, nahm den königl. Titel an, ſchloß ſich gegen Antigonus und Demetrius an die Partei Kaſſander's und erhielt in Folge der Schlacht bei Ipſus (301 v. Chr.), in welcher Antigonus fiel, ganz Kleinaſien, das eigentliche Kappadocien und einige andere Länder, wozu er ſich auch Macedonien eroberte. Im Kriege gegen die Geten, jenſeits der Donau, war L. weniger glücklich, dieſer koſtete nicht nur ſeinem Sohne Agathokles, ſondern auch ihm ſelbſt die Freiheit, und nur die Milde und edle Denkungsart des Getenkönigs rettete Beide vom Tode. Gerührt von ſolchen Geſinnungen gab L. dem König alle eroberten Länder jenſeits der Donau zurück und ſeine Tochter zur Gemahlin. Von nun an ſtieg L.'s Macht und Anſehen immer mehr und mehr, doch führten innere Unruhen und Empörungen, zu welchen viele, von L. ſelbſt verübte Thorheiten und Grauſamkeiten aller Art, ſogar am eigenen Sohne erſter Ehe, den er auf Antrag ſeiner zweiten Gemahlin, Arſinoe, hinrichten ließ, die Veranlaſſung gaben, bald ſeinen Sturz herbei. Die zahlreichen Anhänger ſeines edlen Sohnes Agathokles ſchworen jetzt dem unnatürlichen und grauſamen Vater die fürchterlichſte Rache, ſchlugen ſich zur Partei des Seleukus, eroberten mit ihm ganz Kleinaſien und erfochten bei Korupedion in Phrygien (282 v. Chr.) einen vollſtändigen Sieg, welcher dem L. das Leben koſtete, nach einer 10jährigen Herrſchaft, im 74. Jahre ſeines Alters.

Lyſippus, berühmter Bildhauer von Sikyon (330 v. Chr.), Zeitgenoſſe Alexander's des Großen. Die Natur allein wurde ſein Lehrmeiſter und daher kommt es, daß er ſich durch ein ſchönes Ebenmaß, durch Lebendigkeit, ſowie durch Rundung und Weichheit aller Theile ſeiner Statuen von ſeinen Vorgängern auszeichnet. Seine Kunſt tritt beſonders in Schlankheit des Körpers, Schönheit des Kopfes und Haares hervor; ein vorzüglicher Meiſter war er in der Porträtbildung. Von ſeinen vielen Werken, deren Zahl gegen 600 angegeben wird, zeichnen ſich vorzüglich aus: eine Geſellſchaftsgruppe (Hippomachia), ein Viergeſpann des Helios, ein im Bade ſich reibender Mann, eine berauſchte Flötenſpielerin, ein Amor zu Thespiä, ein Herkules zu Korinth, die 9 Muſen und Jupiter zu Megara, ein Jupiter zu Tarent in koloſſaler Größe, eine Gruppe von Satyrn (zu Athen), außerdem mehrere gelungene Athleten- und Alexanderſtatuen. Die meiſten ſeiner Werke waren in Erz gebildet, daher eine Aeußerung Alexander's: „Er werde ſich von L. allein in Erz gießen und nur vom Apelles malen laſſen;" ob L. indeß auch in Marmor gearbeitet hat, iſt nicht bekannt.

Lyſiſtratus, ein griech. Bildhauer um 330 v. Chr., aus Sicyon im Peloponnes, ein Bruder des Lyſippus (ſ. d.), ſcheint ſich blos die getreue Nachahmung der äußerlich vorhandenen Geſtalt zum Ziele ſeiner Kunſt geſetzt zu haben, war aber der Erſte, der Geſichter in Gyps abformte.

Lyttleton, George, Lord, ein eleganter Schriftſteller und verdienſtvoller Geſchichtſchreiber, war der älteſte Sohn des Sir Thomas Lyttleton, Baronet, zu Hagley in Worceſterſhire, wo er im Januar 1709 geboren wurde. Nach erreichtem 19. Jahre machte er eine Reiſe auf den Continent, kam 1730 heim und wurde zum Parlamentsglied für Oke-

Digitized by Google

hampton erwählt. Er nahm Theil an der Oppoſition, deren Führer Pitt und Pulteney waren. Im J. 1737 ernannte ihn der Prinz von Wales zu ſeinem Secretär und nach der Vertreibung Walpole's nahm er, als Lordkanzler, den Sitz auf dem Wollſacke ein. Allein, wenn er gleich eine elegante und fließende Sprache hatte, ſo fehlte es doch ſeiner Beredtſamkeit an der rechten Kraft und er hat ſich nie zu der Bedeutung eines politiſchen Stimmführers erheben können. Im J. 1747 gab er ſein Werk „Ueber die Bekehrung des heil. Paulus“ heraus. 1751 erhielt er durch ſeines Vaters Tod deſſen Titel und weitläufige Beſitzungen. Nach Auflöſung des Miniſteriums ſah er ſich zum Lord und Pair des Reiches erhoben und lebte ſeitdem in literariſcher Zurückgezogenheit. Im J. 1760 erſchienen ſeine „Dialogues of the Dead“. Eine Geſchichte Heinrich's II. war ſeine letzte Arbeit. Er ſtarb im Aug. 1773 und hinterließ einen Sohn, der des Vaters Titel und Vermögen erbte, ſpäter große Talente entfaltete, allein eine ganz andere Bahn als jener einſchlug. Lord L.'s Werke kamen 1774 zum erſten Male vollſtändig geſammelt heraus.

Lytton, Edward, ſ. Bulwer, Baronet.

M.

M, der dreizehnte Buchſtabe des Alphabets, gehört, da er durch Schließung der Lippen und einen leichten dabei ausgeſtoßenen Hauch hervorgebracht wird, zu den ſogenannten Halblautern, flüſſigen oder Lippenbuchſtaben. Als Zahlzeichen bedeutet der römiſche Buchſtabe M. (Anfangsbuchſtabe von Mille, tauſend) ſ. v. a. 1000, im Buchhandel M = 12 Thlr. m = 12 gr. Als Abkürzung in römiſchen Inſchriften, Handſchriften ꝛc. ſ. v. a. Marcus, Magiſter ꝛc. Ebenſo findet man das vielen ſchottiſchen Namen vorgeſetzte Wort Mac, ſ. v. a. Sohn (daher Mac Donald, der Sohn Donald's, eine Gewohnheit der Schotten, wodurch ſie das Andenken berühmter Ahnen erhalten und zugleich an eine ehrenvolle Abkunft erinnern wollen) in M' abgekürzt, wie M'. im römiſchen = Manius. In der Muſik wird m für meno, weniger, mezzo, mäßig ꝛc. auf Recepten für misce, misceatur, miſche, man miſche, geſetzt.

Maanen, Cornelis Felix, van, geb. 1769 im Haag, wo ſein Vater beim Gerichtshof für die Provinz Holland als Rath angeſtellt war, ſtudirte zu Leyden, wurde Advokat, ſpäter Adjunct des Generalprocurators, ſeines Schwiegervaters, und erhielt nach deſſen Tode ſeine Stelle. Er zeigte viele Kenntniſſe und Talente in dieſem wichtigen Poſten, aber auch oft, wie gegen den unlängſt verſtorbenen Staatsminiſter Repelaer, eine ungerechte Strenge, die aus der Uebertreibung ſeiner politiſchen Grundſätze, die ihm bisweilen Eigennutz eingab, da er ſie ſtets der Meinung der jedesmaligen Machthaber anpaßte. Nachdem er zur Zeit der Republik der beredteſte Vertheidiger der Volksſouveränetät geweſen war, gewannen nach der Gründung des Königreichs Holland ſeine monarchiſchen Anſichten ihm das Zutrauen des Königs Ludwig, der ihn zum Juſtizminiſter ernannte. Bei der Vereinigung Hollands mit Frankreich 1810 machte ihn der Kaiſer zum Staatsrath, Großkreuz des Reunionsordens und bald darauf zum Oberpräſidenten des Appellationsgerichts im Haag. In dieſem Amte zeigte er ſich im vortheilhafteſten Lichte. Scharfblick in der Beurtheilung und Entſcheidung verwickelter Streitſachen zeichnete ihn ebenſo aus als Unparteilichkeit; ſeine Beſcheidenheit erhöhte den Glanz ſeiner Verdienſte. Während der Kriſis 1814 blieb er angeblich krank in ſeinem Hauſe eingeſchloſſen. Als die Errichtung der conſtitutionellen Monarchie in dem wiedergeborenen Holland entſchieden war, trat er von Neuem hervor und wurde vom Prinzen von Oranien nicht nur in ſeinem Amte beſtätigt, ſondern auch mit der oberſten Leitung der Juſtiz beauftragt. Sowie er erſt der Republik und dann der abſoluten Macht gehuldigt hatte, waren nun ſeine Geſinnungen ganz conſtitutionell. In der Verſammlung, welche 1814 zur Abſtimmung über die neue Verfaſſung

Digitized by Google

berufen war, erschien er als Stellvertreter des Königs. Nach der Gründung des Königreiches der Niederlande ward er im September 1815 Justizminister. Obgleich er durch seine Arbeiten als Präsident mit dem Entwerfen der neuen Gesetze sich große Verdienste erwarb und in der Anwendung der Gesetze ungemeine Einsicht bewies, so wurde doch sein Name ganz unpopulär. Gleichwie er in der Sitzung der Reichsstände von 1817—1818 auf Einschränkung der Preßfreiheit in Bezug auf die innern Angelegenheiten, wiewohl vergeblich, angetragen hatte, so war er es auch, welcher aus eigennützigen Absichten dem König rieth, das in der Constitution gegebene Versprechen in Bezug auf die Einheit und Unabhängigkeit der richterlichen Gewalt unerfüllt zu lassen; und so gab er zu der Zwietracht zwischen den südlichen und nördlichen Provinzen die erste Veranlassung. Sein widerrechtliches Verfahren im Processe gegen Ducpetiaux und Potter machte ihn beim ganzen Volke verhaßt. Immer tyrannischere Maßregeln des Königs rief er hervor; sein eigenes schroffes hochfahrendes Benehmen im öffentlichen und Privatleben ward immer empörender. Der thörichte Befehl wegen des Gebrauches der holländischen Sprache, welcher das Nationalgefühl der Belgier so tief verletzte, war auf seinen Betrieb ergangen. Die Erklärung des Königs vom 11. Dec. 1829 über die Verantwortlichkeit der Minister ist ebenfalls sein Machwerk. Durch alle diese Maßregeln machte er sich und den König in Belgien sehr verhaßt und kann als die nächste Veranlassung der Trennung Belgiens von Holland angesehen werden. Beim Ausbruche der belgischen Revolution brannte das Volk sein Hotel in Brüssel ab und litt nicht, daß das Feuer gelöscht wurde, bis das Haus sammt allen Mobilien zerstört war. Der König von Holland, durch die Schuld seines Ministers der Hälfte seines Staates beraubt, beeilte sich, ihn ins Ministerium zurückzurufen, damit man nicht sagen sollte, er bereue die Maßregeln, zu welchen er durch Jenen sich hatte verleiten lassen. So blieb er denn eine Hauptstütze der Regierung König Wilhelm's I. Allein nach der Abdankung desselben sah sich auch M. sehr vernachlässigt. Er nahm deshalb 1842 seine Entlassung und starb am 14. Febr. 1846. Große Geschäftserfahrung, Klugheit, Charakterfestigkeit und Beredtsamkeit zeichneten ihn während seines ganzen öffentlichen Wirkens aus.

Maas, franz. Meuse, lat. Mosa, ein beträchtlicher Strom im Departement der Obermarne, entspringt aus den Vogesen in Frankreich, nimmt bei Namur die Sambre, bei Lüttich die Ourthe und bei Roermonde die Roer auf, wird bei Thiebaut schiffbar, bekommt nach ihrer Vereinigung mit der Waal den Namen Meerwe, theilt sich dann wieder, so daß die alte Maas zum Biesbosch geht, und die Meerwe, welche die Rheinarme Waal und Leck aufnimmt, in ihren Mündungsarmen mannichfaltig verschlungen und benannt wird und endlich bei Briel in einer ansehnlichen Breite in die Nordsee strömt.

Maaß, Joh. Gebh. Ehrenreich, ein besonders als Physiolog verdienter deutscher Philosoph, geb. zu Krottendorf im Halberstädtischen am 26. Febr. 1766, besuchte seit 1784 die Universität zu Halle, wo er nach seines Vaters Wunsche Theologie, mit besonderer Vorliebe aber Philosophie studirte und sich 1787 habilitirte. Er wurde daselbst 1791 außerordentlicher, 1798 ordentlicher Professor der Philosophie und starb am 23. Dec. 1823. In seiner philosophischen Ueberzeugung folgte er besonders Eberhard; doch eignete er sich später Manches von Kant an. Unter seinen Schriften erwähnen wir die „Ideen zu einer physiognomischen Anthropologie" (Lpz. 1791); „Versuch über die Einbildungskraft" (Halle 1792; neue Aufl. 1797); „Ueber Rechte und Verbindlichkeiten" (Halle 1794); „Grundriß der reinen Rhetorik" (Halle 1798; 4. Aufl. von Gruber, 1827); „Versuch über die Leidenschaften" (2 Bde., Halle und Lpz. 1805—7); Grundriß des Naturrechts" (Lpz. 1808); „Versuch über die Gefühle, besonders über die Affecten" (Halle und Lpz. 1811); seine Fortsetzung und neue Auflage von Eberhard's „Synonymik" (6 Bde., Halle und Lpz. 1820) und seine „Familiengemälde" (4 Bde., Halle und Lpz. 1813—14). M. war auch ein sehr tüchtiger theoretischer Musiker und hat namentlich mehrere Lieder componirt.

Maaßen, Karl Georg, preuß. Staats- und Finanzminister, ward 1769 zu Kleve geboren. Nach Vollendung seiner Studien wurde er Referendar, dann Rath und hierauf

Digitized by Google

Director der zweiten Abtheilung der Regierung zu Potsdam. Im J. 1815 ward er nach Berlin berufen, um an den Berathungen über die neue Errichtung der indirecten Steuern Theil zu nehmen. Er bearbeitete ebenso einsichtsvoll die Verbrauchssteuer- und Zollgesetze von 1818 und zeigte als Chef der Generalverwaltung, daß er diesem schwierigen Posten gewachsen war. Die Finanzminister von Klewitz und von Motz schenkten dem vielfach ausgezeichneten Manne ihre Freundschaft und von Motz empfahl ihn dem König zu seinem Nachfolger im Finanzministerium. Wirklich erhielt er nach dieses Ministers Tode dessen Stelle und hat seitdem durch seine musterhafte Verwaltung der Finanzen den Credit des Staates erhöht und den Wohlstand der Nation befördert. Er war der thätigste Verbreiter des preußischen Zollverbandes und starb am 2. Nov. 1834.

Mabillon, Jean, einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit in Frankreich, der Vater der Diplomatik, geb. den 23. Nov. 1632 zu St. Pierremont in der Champagne, trat 1654 in den Orden der Benedictiner, der ihn nach St. Denis schickte, wo ihm das Geschäft oblag, den Fremden die Merkwürdigkeiten der Abtei zu zeigen und zu erklären. Da er sich durch Gelehrsamkeit und großen Forschungsgeist bald vortheilhaft auszeichnete, wurde ihm bei einer neuen Ausgabe der Kirchenväter, welche seine Congregation veranstaltete, die Bearbeitung der Werke des heiligen Bernhard übertragen. Durch deren 1667 vollendete Herausgabe erhielt er einen solchen Ruf, daß ihn Colbert 1683 nach Deutschland sandte, um in den wichtigsten Bibliotheken Materialien zu einer Geschichte Frankreichs zu sammeln. Eine ähnliche Reise machte er später nach Italien. Wie uneigennützig M. war, bewies er dadurch, daß er eine von Colbert ihm angebotene bedeutende Pension ausschlug und nur für seinen Orden den Schutz des allmächtigen Ministers erbat. Er starb allgemein geachtet 1707 am 27. Dec. zu Paris. Sein wichtigstes Werk ist „De re diplomatica" (Paris 1681, Fol.), „Supplementa" (1702, Fol.). Von seinen übrigen Werken sind die vorzüglichsten „Museum italicum" (Paris 1687); „Traité des études monastiques" (ebend. 1691); „Annales ordinis S. Benedict." (ebend. 1713—39, 6 Bde., Fol.); „Acta sanctorum ordinis S. Benedict." (ebend. 1668—1702, 9 Bde., Fol.).

Mably, Gabriel Bonnot de, Abbé, ältester Bruder des Abbé de Condillac, geb. zu Grenoble 1709, studirte im Jesuitencollegium zu Lyon, kam dann nach Paris und brachte einige Zeit im Seminar St. Sulpize zu, in welches ihn sein Verwandter, der Cardinal Tencin, gebracht hatte. Allein bald vertauschte er seine theologischen Hefte mit Plutarch's „Leben der berühmten Männer" und dem Studium der alten Geschichtschreiber, woraus er jene Liebe zur Unabhängigkeit, jenen Enthusiasmus für die alten Freistaaten schöpfte, welcher in seinen Schriften waltet und welche er sein ganzes Leben lang an den Tag legte. In seiner Jugend hatte er den Titel als correspondirendes Mitglied der Akademie zu Lyon angenommen; allein in der Folge wollte er gar keiner gelehrten Gesellschaft mehr angehören und widerstand dem dringenden Verlangen des Marschalls von Richelieu, daß er eine Stelle in der franz. Akademie annehmen sollte. Reichthum und Vornehmheit verschmähend, beschränkte dieser philosophische Abbé seine Verbindungen auf wenige Auserlesene. Man erzählt, als ein Minister seine Gesellschaft wünschte, habe er geantwortet: „Ich werde ihn besuchen, wenn er nicht mehr Minister sein wird." Es war einst die Rede, ihm die Erziehung des Kronprinzen in einem bedeutenden Staate zu übertragen. „Dann," sagte er öffentlich, „wird die Grundlage meines Unterrichts sein: die Könige sind um der Völker willen da und nicht die Völker um der Könige willen." Sein Jahrgehalt von 3000 Livres war für seine Bedürfnisse hinreichend; und als man ihm später ohne sein Verlangen noch einen ebenso großen geistlichen Jahrgehalt gab, verwendete er diesen Zuschuß zur Unterstützung der Nothleidenden, ohne im Geringsten seine persönlichen Ausgaben zu erhöhen. Durch das Studium der Geschichte aller Zeiten hatte er ein so richtiges Urtheil erworben und der Zusammenhang aller Begebenheiten bis auf die Gegenwart war ihm so wohl bekannt, daß er manche wichtige Ereignisse voraussagen konnte. Mit dem Völkerrecht und der Unterhandlungskunst war er sehr vertraut. Er schrieb, als der Cardinal Tencin Minister geworden war, alle Berichte und Memoiren, welche dieser dem König

Digitized by Google

eingab. Er pflog 1743 die geheimen Unterhandlungen mit dem Minister des Königs von Preußen und faßte den Vertrag ab, welchen Voltaire nach Berlin brachte. Auch die Schriften für die Verhandlungen des Congresses zu Breda 1746 setzte er auf. Er starb zu Paris 1785. Von seinen Werken sind die vorzüglichsten: „Parallele des Romains et des Français", das erste was er herausgab (Paris 1740); „Observations sur les Romains"; „Observations sur les Grecs"; „Le droit public de l'Europe"; „Des principes des negociations"; „Entretiens de Phocion"; „Observations sur l'histoire de France"; „Entretiens sur l'histoire"; „De la manière d'écrire l'histoire"; „Lettre à Mad. la Marquise de P... sur l'opéra". Gesammelt erschienen seine Werke zu Paris (1794, 15 Bde.; neue Ausgabe, 6 Bde., Paris 1818).

Mabuse, Johann von, auch Maboggio und Maubeuge genannt, berühmt als Maler und bekannt wegen seines Humors, ward geb. um 1500, nach Andern schon um 1470, zu Maubeuge oder Mabuse im Hennegau. Um seine herrlichen Anlagen auszubilden, reiste er nach Italien und studirte die großen Italiener und die Antiken. Zurückgekehrt in seine Heimath, war M. einer der Ersten, die eine großartige, ideale Darstellung einführten, ohne jedoch dabei der Wahrheit und Natur untreu zu werden. Auch die rechte Manier, das Nackte zu machen, ward durch ihn in Flandern bekannt, sowie der Allegorien sich zu bedienen bei der Historie. Seine Neigung zur Schwelgerei und Zerstreuungssucht lassen die Reinlichkeit, Treue und den ungemeinen Fleiß seiner Gemälde um so mehr bewundern. Dabei war er der angenehmste, harmloseste und launigste Gesellschafter. Er schloß vertraute Freundschaft mit Lukas von Leyden und begleitete diesen auf seiner Zerstreuungsreise. Später schwelgte und malte er in Utrecht; so auch in Middelburg. Hier fertigte er ein großes Altarblatt, eine Abnahme vom Kreuze, die jedoch untergegangen ist. Dasselbe Schicksal hatten treffliche Zeichnungen, welche M. während einer Haft, in die ihn seine Zügellosigkeit gebracht, entworfen hatte. Nun ging er nach England und malte in London viele Bilder, deren noch jetzt einige dort gezeigt werden; z. B. Heinrich's VII. Vermählung mit Elisabeth von York. Alsdann lebte er eine Zeitlang bei einem Niederländer, dem Marquis van der Veeren, malte, blieb ein lustiger Gesellschafter und setzte seine Völlerei fort. Sein Tod erfolgte 1562, nach Andern schon 1532. Noch sieht man in Amsterdam Verschiedenes von seiner Arbeit, unter andern eine Enthauptung des heil. Jacob, die wegen ihrer Behandlungsart in technischer Hinsicht merkwürdig ist. Die k. k. Gallerie in Wien besitzt von ihm eine Madonna und mit der Boisserée'schen Gemäldesammlung ist von unserm Meister nach München gekommen: eine Kreuzigung, die heil. Jungfrau (ein ausnehmend schönes Bild) und der Erzengel Michael in goldener Rüstung. Vgl. G. F. Waagen „Nachträge zur Kenntniß der altniederländischen Malerschulen des 15. und 16. Jahrh." (Kunstblatt, Jahrg. 1847, Nr. 53).

Mac, s. M'.

Macadamisiren heißt eine besondere Art des Chausseebaues, nach dem Erfinder derselben, einem Amerikaner, John Loudon M'Adam, geb. 1755, gest. am 26. Nov. 1836, so genannt. Dieser veröffentlichte die Grundsätze seines neuen Bausystems in zwei Schriften, „A practical essay on the scientific repair and preservation of public roads" (London 1819) und „Remarks on the present state of road making" (London 1820; deutsch von Vogel. Darmst. 1825). Sein System, das von vielen Seiten Anfechtung gefunden, ist demungeachtet seiner vielen Vortheile wegen auch jetzt noch das anerkannt beste. Zufolge desselben erhalten die Straßen nur eine geringe Wölbung; dieselbe beträgt nicht mehr als $1^1/_4$ Z. auf 10 F. Breite der Straße. Der Untergrund ist minder hart als bei den gepflasterten Straßen und besteht aus einer 6—10 Z. hohen Schicht von Steinen, die in Stücke von $1^1/_2$—3 Z. in Quadrat zerschlagen sind, und bietet der Beschüttung eine regelmäßige Oberfläche dar. Die Beschüttung selbst besteht aus Steinen derselben Art, die aber bis auf etwa einen Zoll in Quadrat zerkleinert sind und durch das Fuhrwerk selbst festgedrückt werden. Man wählt statt des Kiesels, Granits oder Porphyrs, womöglich Kalkstein, da er, obgleich weicher als jene, besser bindet und eine zusammenhängendere,

Digitized by Google

undurchdringliche Schicht giebt. Allerdings sind die macadamisirten Chausseen anfänglich schlecht zu befahren und greifen das Zugvieh bedeutend an. Wenn sie aber erst eben sind und man sie vor eingeschnittenen Gleisen bewahrt, so sind sie bei Weitem besser als gepflasterte. Die Reparatur solcher Chausseen ist leicht, doch muß man dafür sorgen, daß die reparirten Stellen mit den alten in guten Verband kommen, was man dadurch bewirkt, daß man schwere gußeiserne Walzen darüber hinzieht, mit welchen man überhaupt öfters die aufgefahrenen Gleise einebenen muß.

Macao, eine kleine, ungefähr fünf QM. große und von 40,000 Menschen bewohnte Insel an der Mündung des Tiger- oder Perlflusses unterhalb Kanton in China, steht unter chinesischer Oberhoheit und ist gegen Erlegung eines jährlichen Grundzinses im Besitz der Portugiesen. Früher gehörte die Insel nebst den Inseln Solor und Timor zum Generalgouvernement von Goa, bildet aber nebst diesem seit 1844 ein eigenes portugiesisches Gouvernement, das indeß noch von einem chinesischen Mandarin überwacht wird, der die dem chinesischen Kaiser vorbehaltenen politischen und polizeilichen Rechte wahrnimmt. M. ist einer der merkwürdigsten Punkte Asiens, indem es während der Herrschaft der Portugiesen in diesen Meeren, die hier schon seit 1563 eine Niederlassung haben, der Mittelpunkt des orientalischen Handels war und weil man ihn als die Wiege des unermeßlichen Handels betrachten muß, der gegenwärtig sich in Kanton concentrirt hat und seinen Einfluß über die ganze Erde verbreitet. Die auf der Insel liegende Stadt gleiches Namens mit ungefähr 30,000 E., nächst den Chinesen meist Engländer und Portugiesen, ist der Sitz des portugiesischen Gouverneurs und eines katholischen Bischofs, der großen Einfluß auf die Verwaltung hat, hat vier Forts, einen sichern Hafen, fünf christliche Kirchen und mehrere Pagoden, und wird von einer portugiesischen, meist aus Negern oder Mulatten bestehenden Besatzung vertheidigt. Vor dem letzten Kriege zwischen den Engländern und Chinesen war sie von großer commerzieller Bedeutung, weil sie den Vermittelungspunkt zwischen dem europäischen Handel und Kanton bildete, indem der Verkehr hier leichter und ungehinderter war als in letzterer Stadt, wo eine Menge Beschränkungen denselben belästigten. Hierher mußten sich auch die europäischen Handelsleute zurückziehen, wenn der Handel in Kanton geschlossen war, den die chinesische Regierung nur für die Dauer eines halben Jahres gestattete. Allein seit dem letzten Frieden zwischen China und England vom 26. Aug. 1842, insbesondere seit der Gründung der engl. Niederlassung auf Hong-kong und der größern Freiheit, welche die Chinesen dem Verkehr haben bewilligen müssen, hat M. viel von seiner alten Wichtigkeit verloren, obschon der daselbst getriebene Zwischenverkehr, besonders in Betreff des Opiumschmuggels, noch immer von großer Bedeutung ist. Die Engländer besitzen in M. eine Factorei, mit einer Bibliothek und einem Museum naturhistorischer und ethnologischer, besonders auf China bezüglicher Gegenstände. Außerdem ist M. der Sitz der engl. protestantischen Mission für China nebst einer chinesischen Buchdruckerei und dadurch der Mittelpunkt des literarischen Verkehrs zwischen diesem Reiche und dem Abendlande. Auf einer Anhöhe bei der Stadt findet man die Grotte des Camoens, in der dieser seine „Lusiaden" gedichtet haben soll.

Macartney, George, Graf, der Sohn eines Edelmanns von schottischer Abkunft, wurde am 14. Mai 1737 zu Lissanoure in Irland geboren, im Trinity-College zu Dublin erzogen und legte sich nachher in Temple-Bar auf die Rechtswissenschaft. Im J. 1764 ging er als außerordentlicher Gesandter nach Rußland, wurde darauf Secretär des Lordlieutenants von Irland und zugleich Ritter des Bathordens. Im J. 1775 erhielt er den Posten eines Generalcapitäns und Statthalters von den Caraiben, Grenada und Tobago. Allein Grenada wurde von den Franzosen erobert und der Statthalter als Gefangener nach Frankreich geschickt. Nach England zurückgekehrt wurde er erst zum irischen Pair erhoben und sodann mit der Präsidentschaft von Madras bekleidet. Auf seiner Gesandtschaft nach China 1792 entwickelte er große Gewandtheit und erreichte den Hauptzweck dieser Sendung. Die letzte öffentliche Stelle, welcher er vorstand, war die Statthalterschaft auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung, von wo er, seiner geschwächten Gesundheit wegen, 1797 nach Eng-

Digitized by Google

land zurückkam. Er starb am 31. März 1806. Der Titel eines englischen Grafen war ihm für seine Dienste hinsichtlich Chinas geworden. Ueber seine Reise dorthin hat er ein Tagebuch herausgegeben. Vgl. Staunton's „Embassy of China" und Barrow's „Life of Lord Macartney".

Macassar, ein Reich auf der Südspitze der Insel Celebes im ostindischen Archipel, war bis ins 17. Jahrh. die erste Seemacht aller malaiischen Staaten. Die Portugiesen lernten es zuerst 1512 kennen. Im J. 1668 kam es fast ganz in die Gewalt der Holländer. Das noch jetzt sogenannte Reich Macassar unter eigenen Beherrschern ist nur ein kleiner Theil des großen macassarischen Reichs. Das niederländische Gouvernement M. umfaßt etwa 370 QM. mit 50—60,000 E.

Macaulay, Thomas Babington, ein ausgezeichneter engl. Lyriker und Kritiker, geb. im J. 1800, kam 1830 für Calne und 1832 für Leeds in das Parlament, wo er gegenwärtig Edinburg vertritt. Unter Melbourne's Verwaltung wurde er Mitglied des obersten Gerichtshofes in Indien, von wo er 1838 zurückkehrte. Schon früher durch einzelne Lieder und Balladen bekannt, gab er 1842 einen Band Gedichte und 1843, auf Niebuhr's Ansichten über die röm. Geschichte fußend, die „Lays of ancient Rome" heraus, die sich durch schnellen Fortschritt der Handlung, edle und kräftige Sprache und treffliche Schilderungen empfehlen. Als Kritiker hat er sich durch viele ebenso geistreiche als gründliche Aufsätze im „Edinburgh review" über die mannichfaltigsten Erzeugnisse der Literatur bekannt gemacht. Gesammelt wurden dieselben in den „Critical and historical essays contributed to the Edinburgh review" (3 Bde., Lond. 1843). In der neuesten Zeit hat er sich auch als Geschichtsschreiber bekannt gemacht durch einen Versuch über engl. Geschichte.

Macbeth, ein usurpatorischer König der Schotten, von dessen Leben die Geschichte nur wenig, desto mehr aber die Dichtung gesagt hat. Malcolm II., König von Schottland, hatte zwei Töchter, von denen die Aelteste Grynin, Than der Insel, heirathete, die zweite mit Sinel, Than von Glamis, vereint war. Nach Malcolm's Tode bestieg der Sohn seiner ältesten Tochter, Duncan, den Thron, ward aber von dem Sohne der zweiten Tochter, Macbeth, im J. 1030 oder 45 ermordet. M. bestieg den Thron; aber die Söhne Duncan's, die von ihrem mütterlichen Großvater, dem Earl von Northumberland, unterstützt wurden, eroberten ihr väterliches Erbe wieder und M. selbst wurde 1057 oder 1061 erschlagen. Schwerlich würden diese, in jenen Jahrhunderten so gewöhnlichen Ereignisse, größere Aufmerksamkeit erregen, wenn nicht Shakespeare sie zu einer seiner vollendetsten Tragödie benutzt und an M.'s Beispiel gezeigt hätte, daß man der Hölle nur einen Finger darbieten darf, um ihr bald ganz zu verfallen.

Maccaroni oder Macheroni sind eine Art Nudeln, die aus einem Teige durch Pressen in verschiedene Formen dargestellt werden; man hat röhrenförmige, sternartige, gewundene und viereckige. Der Teig wird aus dem Mehle des türkischen Weizens, Käse, mehreren andern Ingredienzien und Wasser bereitet. Die besten kamen sonst aus Italien und sollen schon 1544 daselbst bekannt gewesen sein, jetzt werden sie in mehreren Städten Deutschlands gefertigt.

Macaronische oder **macheronische Verse** heißen gewisse scherzhafte Gedichte, worin man zweierlei Sprachen so mit einander vermengt, daß man die Wörter der einen nach der andern beuget, oder ganze Zeilen bald in der einen, bald in der andern Sprache abwechseln läßt; z. B. Gassatim laufunt Schnurri, iaguntque Studentes etc., oder Occidit, en, Sonnus; jam Mondus scheinit ab Himmlo etc. Der Urheber dieser Verse soll Theophilus Folengi, unter dem Namen Merlino Coccajo sein, ein gelehrter und witziger Benedictiner, geb. 1484 zu Mantua. Er war ein Freund des berühmten Dichters Sannazar und hatte zum Gönner Ferdinand von Gonzaga, bei welchem er lange in Sicilien verweilte. Er verfaßte italienische und lateinische Gedichte, ernsthaften, ja religiösen Inhalts; seinen Ruf aber verdankt er der komischen Muse. Unter dem Titel „Macaronea" (Tusculum 1521 u. öfter; neueste Aufl., 2 Bde., Amst. eigentlich Mantua 1768—71) ließ er ein Gedicht erscheinen, worin er lateinische und italienische Wörter auf oben beschrie-

Digitized by Google

bene Art vermiſchte und das in ſatiriſchen Schilderungen ſeinen Helden durch mancherlei Begebenheiten, zuletzt in die Hölle führt, worin er unter Anderm die Strafen der Dichter ſieht, denen von beſonders dazu angeſtellten Teufeln für jede Unwahrheit oder Uebertreibung, die ſie geſagt haben, ein Zahn ausgeriſſen wird, der aber alle Tage wieder wächſt. Andere ahmten dergleichen Verſe nach, man kurzweilte damit und ſie hießen von jetzt an macaroniſche. Folengi ließ noch mehrere dergleichen Gedichte nachfolgen, die noch jetzt vorhanden ſind; er ſtarb 1544 in einem Kloſter bei Baſſano. Für das älteſte deutſche macaroniſche Gedicht hält man die „Floïa, Cortum versicale de Flois swartibus, illis Deiriculis, quae omnes fere Minschos, Mannos, Weibras, Jungfras etc. behuppere et spizzibus suis schnaflis steckere et bittere solent. Autore Gripholdo Knickknackio ex Flolandia" (1593, 4. u. öfter; deutſch, Kolbe 1830; latein. und deutſch, 2. Aufl., Salzb. 1832). Auch giebt es ein deutſches macaroniſches Gedicht „De lustitate studentica". Franzöſiſche macaroniſche Verſe finden ſich in dem zu Molière's „Malade imaginaire" gehörenden dritten Zwiſchenſpiele. Vgl. Genthe „Geſchichte der macaroniſchen Poeſie und Sammlung ihrer vorzüglichſten Denkmale" (Halle 1829).

Mac Carthy Reagh's berühmte Bücherſammlung verdient hier einen Platz, da ſie zu den Denkwürdigkeiten ihrer Art gehört. Ihr Beſitzer, ein ſchottiſcher Graf, geb. 1744 zu Springhouſe, der in Toulouſe lebte und 1811 daſelbſt ſtarb, hatte durch bedeutende, mühſame Einkäufe eine Sammlung von merkwürdigen und koſtbaren älteren Werken und von Pergamentmanuſcripten zuſammengebracht, die ihres Gleichen ſuchte. Hier ſah man in prächtigen Einbänden die lateiniſchen Koſtbarkeiten des Mittelalters und namentlich der älteren franz. Erzeugniſſe und nichts war geſpart, um dieſe literariſchen Denkmäler ihrer würdig der Mitwelt vorzuführen. Mac Carthy Reagh hatte oft bedeutende Reiſen gemacht, um *eines* Exemplares auf Papier mit breitem Rande habhaft zu werden, und eigene Buchbinder waren dazu beſtellt, um die Seltenheiten geſchmackvoll auszuzieren. Der bekannte Debure hat 1815 in zwei Bänden den Katalog dieſer Sammlung ſehr zweckmäßig angefertigt und ſie wurde, nur theilweiſe, 1817 für nahe an 450,000 Fr. in Paris verſteigert.

Machiavelli, Nicolo di Bernardo dei, 1469 zu Florenz geboren, geſtorben am 22. Juni 1527, ſtammte aus einem edlen Geſchlechte, deſſen Vorfahren die höchſten Würden in der florentiniſchen Republik bekleidet hatten. Seinen Unterricht in den Wiſſenſchaften erhielt er von dem Staatsmanne und Philologen Marcellus Virgilius. Im frühen Mannesalter wurde M. Cancelliere der Republik und bald nachher Staatsſecretär. Nach Vertreibung der Mediceer wurde M. als politiſcher Unterhändler bei 23 diplomatiſchen Sendungen, zuerſt bei Cäſar Borgia, dann viermal am franzöſiſchen und zweimal am päpſtlichen Hofe, ſowie beim Kaiſer Maximilian gebraucht. Als ſpäter der Papſt Julius II. der franzöſiſchen Uebermacht in Italien die Liga santa entgegenſtellte, ſuchte Ludwig XII. zur Entſetzung des Papſtes ein Concilium zu Stande zu bringen und verlangte hierzu Piſa, das damals unter florentiniſcher Botmäßigkeit ſtand. M. rieth, jenen Antrag abzulehnen und ging ſelbſt als Geſandter an den König, jedoch erfolglos. Nach ſeiner Rückkehr wurde er nach Piſa geſendet, um das Concilium zu beobachten und wo möglich deſſen Auflöſung zu bewirken. Der Papſt aber, in Vereinigung mit Ferdinand, König von Arragonien, raubte den Florentinern die Freiheit und ſetzte die Mediceer wieder ein. Lorenzo, der in Folge deſſen die Dictatur über Florenz übernahm, entſetzte M. ſeiner Würden. Bei der Verſchwörung des Boscoli und Capponi gegen den Cardinal Giovanni dei Medici wurde M. als Verdächtiger eingekerkert, der Tortur unterworfen und in die Verbannung geſchickt. Erſt als der Cardinal Papſt wurde, erhielt M. ſeine Freiheit wieder. Nach ſeiner Rückkehr ſchrieb er die „Discorsi (Abhandlungen) über die 10 erſten Bücher des Livius" und ſeinen „Principe", den er dem Lorenzo von Medici widmete. Dafür wieder in Gnaden angenommen, wurde er vom Cardinal Julius, der im Namen Leo's X. Florenz verwaltete, zur Dämpfung mannichfacher Unordnungen als Rathgeber benutzt. Der bei einer neuen Verſchwörung gegen die Mediceer auf ihn gefallene Verdacht nöthigte ihn, ſich

Digitized by Google

in das Privatleben zurückzuziehen. Nachdem Julius und dessen Nachfolger Clemens VII. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, erhielt M. wieder öffentliche Aufträge und wurde besonders zur Vertheidigung Toscana's gegen das Heer Karl's V. zu den vereinigten Truppen des Papstes und der Florentiner gesendet. Von den Florentinern verkannt und verschmäht, starb er nach seiner Rückkehr nach Florenz. Seine hauptsächlichsten politischen Schriften sind die „Discorsi", der „Principe" und „Die florentinische Geschichte". Da nun in dem „Fürsten" allerdings gelehrt wird, wie eine usurpatorische Gewalt durch eine Reihe von Mitteln, die mit tiefer Kenntniß der menschlichen Natur berechnet sind, aber keineswegs den Geist des Rechtes und der Freiheit athmen, zu begründen und aufrecht zu halten sei, so hat M. das Unglück gehabt, als der Erfinder einer verabscheuungswürdigen Politik (Machiavellismus) bezeichnet zu werden, deren Charakter Klugheit ohne Tugend ist. So fand denn seine Schrift viele und selbst in Friedrich II. einen fürstlichen Gegner. Auf der andern Seite veranlaßte die Betrachtung, daß in den übrigen Schriften M.'s sich eine begeisterte Freiheitsliebe, ein antik republikanischer Geist ausspricht, Andere zu der Annahme, es sei ihm mit dem „Fürsten" gar nicht Ernst gewesen und er habe nur in einem recht treuen Gemälde den schrecklichen Charakter des Despotismus zeichnen wollen. Nur oberflächliche Leser können dieser Annahme beipflichten. M. schrieb im Ernst. Es spricht sich aber in allen seinen Schriften wesentlich der Charakter des Beobachters und die seltenste Kenntniß des Menschen aus. Er nahm die Systeme wie sie sind, mit allen ihren nothwendigen Folgerungen; und wie er trefflich gezeigt hatte, durch welche Mittel eine Republik zu erhalten sei, entwickelte er nun auch den Weg, auf welchen eine starke, alle Kräfte vereinigende Gewalt sich in Italien und in der damaligen Zeit erheben und halten könne. Eine solche Gewalt aber mochte ihm als das einzige Mittel erscheinen, zur Einheit Italiens zu gelangen und aus den Bedrängnissen der Zeit zu kommen. Eine Politik, die auf dem Grundsatze beruht: daß dem höhern Gute das geringere zu opfern sei, und die mit der Betrachtung zurückzuweisen ist, daß das wahre Gute solche Opfer nicht fordert. Außerdem sind noch zu erwähnen sein Bericht über den blutigen, sogenannten Staatsstreich zu Sinigaglia; ferner sein „Dialog über die Kriegskunst", sein „Leben des Castruccio Castracani von Lucca." Sein Hauptwerk ist die „Florentinische Geschichte" in 9 Büchern, welche mit dem Jahre 1492 schließt. Der „Dialog über den Zorn" ist eine Jugendarbeit. Ueber seine Komödien s. Italienisches Theater. Sammlungen seiner Werke sind herausgekommen zu Florenz 1782 in 6 Quartbänden und zu Basel 1803 in 8 Bänden. Die vollständigste ist die zu Mailand 1805 in 10 Bänden (in der Sammlung der sämmtlichen classischen italienischen Autoren) und die zu Florenz 1820 in 11 Bänden. Von seinen Schriften ist das Buch vom „Fürsten" am Häufigsten in andere Sprachen, ins Deutsche von Rehberg (Hanover 1810, 2. Ausg. 1824) und neuerlich, in Verbindung mit Friedrich's II. Antimachiavell vom Grafen von Hohenthal-Städteln (Leipz. 1832) übersetzt worden. Ferner hat Professor Heinr. Leo die „Briefe des florentinischen Kanzlers und Geschichtsschreibers Nic. Machiavelli an seine Freunde" übersetzt (Berlin 1826), sowie die vor Kurzem aufgefundenen Noten und Excerpte M.'s u. d. T. „Historische Fragmente von M." (Hanover 1828). Uebersetzungen seiner ganzen Werke sind „Oeuvres complètes de Machiavel traduites par J. V. Péries" (Paris 1823—26, 12 Bde.) und „Niccolo Machiavelli's sämmtliche Werke" (aus dem Italien. übersetzt von Jos. Ziegler, Karlsr. 1832—41). Die letztgenannte Uebersetzung wird ihrer Klarheit und Deutlichkeit wegen gelobt. Eine Charakteristik Machiavelli's sowohl wie eine Darlegung seiner Irrthümer giebt Urtaud in seinem „Machiavel, son genie et ses erreurs" (Paris 1833) und Heinr. Leo in „Naturlehre des Staates" 1. Heft.

M'Culloch, John, ein ausgezeichneter Arzt und Naturforscher, geb. am 6. Oct. 1773 auf der Insel Guernsey, gest. am 21. Aug. 1835, zeigte frühzeitig schon sehr glückliche Anlagen und bildete diese Anfangs auf der Schule zu Guernsey, dann auf der lateinischen Schule zu Loftwithiel in Cornwallis und endlich auf der Universität zu Edinburg so schnell und erfolgreich aus, daß er bereits im 18. Jahre die medicinische Doctorwürde

Digitized by Google

erwarb. Er übernahm darauf die Stelle eines Assistenzchirurgen bei einem Artillerieregimente, wurde 1803 als Chemiker des Artilleriecollegiums angestellt und practicirte zugleich als Arzt in der Nähe von London. Im J. 1811 gab er diese Stelle und Praxis auf, um an den damals von der Regierung angeordneten geographischen und naturwissenschaftlichen Untersuchungen Schottlands Theil zu nehmen, wurde 1820 von dem damaligen Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg zu dessen Leibarzt ernannt und bekleidete in den letzten Jahren seines Lebens die Professur für Chemie und Geologie an der Militärschule der ostindischen Compagnie zu Addiscombe. Im J. 1835 hatte er sich verehelicht, war aber so unglücklich, während eines Besuchs bei einem Freunde in Cornwallis, aus dem Wagen zu fallen, sich das rechte Bein zu zerschmettern und starb an den Folgen der durch diesen Fall nothwendig gewordenen Amputation. Seine geologischen und naturwissenschaftlichen Untersuchungen in Schottland gaben ihm Stoff zu mehreren sehr interessanten Werken, nämlich „A Description of the western islands of Scotland" (3 Bde., London u. Edinb. 1819), „A geological classification of rocks with descriptive synopses" (Lond. 1821), „The Highlands and western islands of Scotland" (Lond. 1824), „A system of geology with a theory of the earth" (Lond. 1831). Zu gleicher Zeit hatte er bis 1826 Materialien für eine mineralogische und geologische Karte Schottlands gesammelt und erhielt von der Regierung den Auftrag, dieses große Werk zu vollenden. Mit dieser Arbeit war er sechs Jahre beschäftigt, indem er den Sommer hindurch Materialien zusammentrug, die er dann im Winter ordnete. Ueberdies schrieb er noch eine Menge kleinerer Aufsätze und Abhandlungen, besonders für die „Edinburgh Encyclopaedia". Die medicinische Literatur bereicherte er mit folgenden zwei Werken: „Malaria, an essay an the production and propagation of this poison" (Lond. 1827) und „An essay an the remittent and intermittent diseases" (2 Bde., Lond. 1828), die beide großes Aufsehen machten und wovon das erstere ihm allgemein den Beinamen Malaria erwarb. — John Ramsey M'C., gegenwärtig Professor an der Universität zu London, geb. 1789 auf der Insel Whithnon in Wigtonshire, bildete sich in Edinburgh, ward 1843 auswärtiges Mitglied der franz. Akademie und ist einer der vorzüglichsten Vertheidiger eines fixen Getreidezolls. In Deutschland ist er besonders durch sein „Dictionary of commerce and commercial navigation" (2 Bde., Lond. 1832; deutsch, 2. Aufl. Augsb. 1842, und von Schmidt, Stuttg. 1836—37) bekannt geworden. Wichtiger sind seine andern Werke, wie „Discourse on the rise, progress etc. of political economy" (2. Aufl. Edinb. 1825), „The principles of political economy" (2. Aufl., 1830; deutsch von Weber, Stuttg. 1831), die Ausgabe von A. Schmidt's „Theory of moral sentiments" (2 Bde., Lond. 1828) und „Nature and causes of the wealth of nations" (2 Bde., Lond. 1828).

Macdonald, Etienne Jacq. Jos. Alex., Herzog von Tarent, Marschall und Pair von Frankreich, wurde am 17. Nov. 1765 zu Sedan im Departement Cher geboren, wohin sein Vater, der aus einem hochschottischen Clangeschlechte stammt und mit 20 Andern seines Stammes 1745 in der Schlacht bei Culloden für den Prätendenten Karl Eduard gefochten hatte, als Jacobit ausgewandert war. Als Lieutenant in dem irischen Regiment Dillon wohnte M. 1784 dem Feldzuge in Holland unter dem Marschall Maillebois bei. Er wendete sich der Revolution zu, focht in der Schlacht bei Jemappes, trat dann als Brigadegeneral in die Nordarmee und zeichnete sich in den Feldzügen von 1793 und 1794 in Holland vielfach aus. In Anerkenntniß der Kühnheit und Thätigkeit, welche er unter Pichegru (s. d.) im Jan. 1795 beim Uebergange über den gefrorenen Waal (den Rhein an der Mündung) bewies, wurde er Divisionsgeneral, befehligte als solcher 1796 erst am Rhein und dann in Italien, wo er unter Bonaparte seinen militärischen Ruf begründete. Im Jahre 1798 erhielt er das Gouvernement in den römischen Staaten, mußte sich aber, als der General Mack mit 50,000 Neapolitanern vordrang, mit seinen Truppen auf das Heer des Obergenerals Championnet zurückziehen, an dessen siegreichen Operationen er nun Theil nahm. Doch sehr bald zerfiel er mit Championnet und nahm seine Entlassung. Nach der Absetzung desselben erhielt er im Frühjahre 1799 den Oberbefehl in Neapel, mußte

Digitized by Google

aber in Folge der Unfälle Scherer's (s. d.) das Land aufgeben. An der Spitze von 35,000 M. trat er den Rückzug an; er warf die Oesterreicher am 12. Juni 1799 bei Modena, wurde aber am 17. Juni von dem weit überlegenen österreichisch-russischen Heere unter Suwarow und Melas über den Tidone gedrängt und am 18. und 19. an der Trebbia unweit Piacenza gänzlich geschlagen. Nur unter dem Schutze Moreau's, mit dem er sich endlich im Genuesischen vereinigte, gelang es ihm die Trümmer seiner Armee zu retten. Verwundet verließ er hierauf das Heer, wurde Commandant von Versailles und unterstützte als solcher Bonaparte sehr kräftig in der Revolution vom 18. Brumaire. Dieser vertraute ihm dafür bei Eröffnung des Feldzuges von 1800 den Befehl über die Reservearmee, mit der M. über den Splügen in das Veltlin eindrang. Der Waffenstillstand von Treviso setzte dieser kühnen Operation, durch welche der Feind zwischen zwei Feuer genommen werden sollte, ein Ziel. Nach dem Frieden von Luneville ging M. als franz. Gesandter nach Dänemark; nach der Rückkehr fiel er bei Bonaparte in Ungnade, weil er im Processe Moreau's muthig dessen Vertheidigung übernahm. Erst 1809 wurde er wieder nach Italien entsendet, wo er mit dem rechten Flügel des Prinzen Eugen über die Piave drang und Laibach nahm. Seine ausgezeichneten Dienste, welche er am 6. Juli 1809 in der Schlacht bei Wagram leistete, brachten ihm den Marschallstab und die Würde eines Herzogs von Tarent. An Augereau's Stelle übernahm er im Mai 1810 den Befehl über das siebente Armeecorps in Spanien, mit welchem er die Verproviantirung von Barcelona ausführte und nach der Vereinigung mit Suchet die Spanier bei Corvera schlug. Im russischen Feldzuge von 1812 führte er das zehnte Armeecorps. Nachdem sich die Preußen unter Yorck (s. d.) von ihm getrennt hatten, mußte auch er den Rückzug antreten und kam am 3. Jan. 1813 zu Königsberg an. Im Mai nahm er Merseburg; dann wohnte er den Schlachten bei Lützen und Bautzen bei; an der Katzbach wurde er von Blücher geschlagen. In der Schlacht bei Leipzig befehligte er das elfte Armeecorps. Er hatte den Rückzug des Heeres zu decken und konnte sich endlich nur dadurch retten, daß er die Pleiße durchschwamm. In dem Feldzuge zwischen der Marne und Seine, auf französischem Boden, machte auch M. noch verzweifelte Anstrengungen. Als er jedoch sah, daß aller Widerstand vergeblich war, rieth er dem Kaiser zur Abdankung und hatte zu dem Zwecke mehrere Conferenzen mit dem Kaiser Alexander. Die Bourbons erhoben ihn dafür zum Pair und gaben ihm den Befehl über die 21. Militärdivision. Bei der Rückkehr Napoleon's stand M. an der Spitze der vom Herzog von Angoulême befehligten Armee im Gardedepartement, welche dem Kaiser den Weg nach Paris abschneiden sollte. Nachdem seine sämmtlichen Truppen zu Napoleon übergegangen, begleitete er Ludwig XVIII. auf seiner Flucht. Nach Frankreich zurückgekehrt, verweigerte er aber während der hundert Tage jede Dienstleistung. Nach der zweiten Restauration übertrug ihm der König die Auflösung des französischen Heeres an der Loire. Im Jahre 1816 wurde er Kanzler der Ehrenlegion, 1819 Generalmajor der Garden. Fortwährend mit Ehren aller Art überhäuft, vertheidigte er dessenungeachtet in der Pairskammer die Grundsätze constitutioneller Freiheit. Nach der Julirevolution zog er sich vom Alter gebeugt von allen öffentlichen Geschäften zurück und lebte auf seinem Schlosse Courcelles bei Guise, wo er am 24. Sept. 1840 starb. Er hinterließ einen Sohn, Alex. M., Herzog von Tarent, geb. am 11. Nov. 1824.

Macedonien, das heutige Makdonia oder Filiba Vilajeti, hieß ursprünglich nur das kleine, schmale Land vom Berge Helikon und Flusse Lydias bis zu den kambunischen Gebirgen. Die Grenzen des Reiches waren vor und nach Philipp, sehr verschieden. Vor demselben hatte es den Pindus, Olympus, die kambunischen Gebirge in Thessalien, zu Grenzpunkten, nach ihm aber eine Ausdehnung vom jonischen bis ägäischen Meere und in den spätern Zeiten gehörte bisweilen ein Theil von Thrazien, Epirus und Thessalien noch dazu. Obschon das Land ein ziemlich rauhes Klima hatte, so erzeugte es doch in den Ebenen, besonders in den Küstenstrichen, Wein, Getreide, Südfrüchte u. s. w. Sein Hauptreichthum war Gold und Silber. Außerdem erfreute sich das Land stets eines bedeutenden Wohlstandes, der durch den Handel herbeigeführt ward, indem dieser sowohl

Digitized by Google

durch die beiden ſchiffbaren Flüſſe Strymon und Axios, als auch durch zahlreiche Meerbuſen begünſtigt ward. Von den letztern waren der ſtrymoniſche, thermaiſche und ſingitiſche die bedeutendſten. Bevölkert ward M. durch thraciſche Völkerſchaften, z. B. den Pelagoniern und Päoniern und von den Doriern. Sie waren früher gebildet als die übrigen Griechen, allein ſie vernachläſſigten die Cultur, ſo daß ſie von den Letztern bald überflügelt, ſich nur mit Jagd, Ackerbau und Handel beſchäftigten. Das rauhe Klima ihres Landes und ihre einfache Lebensart machte ſie zu geborenen Kriegern. Vor der Eroberung M.'s durch die Römer war das Land in folgende Provinzen getheilt: Emathia, Pieria, Ampharitis und Chalkidike, mit den Städten: Methone, Pydna, Aegä, Stagira, Amphipolis, Potidäa, Olynthus u. A. Die Regierungsform war eine eingeſchränkt monarchiſche. Urſprünglich war das Land von vielen kleinen Völkern bewohnt, welche eigene Könige hatten, bis ein Heraklide aus Argos, Perdikkas, mehrere dieſer kleinen Reiche vereinigte. Er indeß wie ſeine Nachkommen waren von den Perſern abhängig, von denen ſie für geleiſtete Hülfe in den Kriegen gegen Griechenland einzelne Länder zwiſchen den Olympus und Hämus erhielten. Die Klugheit Philipps erwarb dem vom perſiſchen Joche befreiten M. die Hegemonie in Griechenland und dieſe benutzte ſein Sohn Alexander der Große zur Begründung einer Weltherrſchaft, die mit ſeinem Tode wieder unterging. Wie in allen Theilen ſeines Reiches, ſo wechſelten auch in ſeinem Erbſtaate die Könige in raſcher Folge. Ihre Unfähigkeit beſchleunigte die Erfüllung der Beſtimmung, die auch ſie der römiſchen Herrſchaft unterwarf. Cäcilius Metellus, der davon den Beinamen Macedonicus erhielt, eroberte 148 v. Chr. M. und führte den letzten König, Perſeus, im Triumphe auf. Die Römer machten das Land zu einer Provinz, trennten Illyrien davon und theilten es in 4 Striche mit den Hauptſtädten Theſſalonice, Amphipolis, Pella und Pelagonia. — Unter der heutigen türkiſchen Regierung enthält M. auf 720 QM. 700,000 Einwohner, iſt in 3 Sandſchackſchaften getheilt und ſteht unter dem Paſcha von Salonichi, der zu Salonichi, dem alten Theſſalonich (70,000 Einwohner) reſidirt. Vgl. K. O. Müller „Ueber die Wohnſitze, die Abſtammung und die ältere Geſchichte des macedoniſchen Volks" (Berl. 1825, mit einer Karte); Couſinéry „Voyage dans le M." (2 Bde., Par. 1831, 4. mit Kupfern); Mennert „Geſchichte der unmittelbaren Nachfolger Alexander's des Großen" (Lpz. 1781) und Flathe „Geſchichte M.'s und der Reiche, welche von macedoniſchen Königen beherrſcht wurden" (2 Bde., Lpz. 1832—34).

Macer, Aemilius, ein röm. Dichter aus Verona, der im Jahre 17 v. Chr. in Aſien ſtarb, wird gewöhnlich als Verfaſſer eines Gedichtes über die Vögel „Ornithogenia" und über die Schlangen „Theriaca" genannt, in welchem letztern er wahrſcheinlich den Nikander (ſ. d.) zum Vorbild hatte. Doch iſt von ſeinen Gedichten keine Spur mehr vorhanden, denn das ihm beigelegte Gedicht „De viribus herbarum" herausgegeben von Choulant (Lpz. 1832), iſt ein Machwerk des Mittelalters. — Ein anderer Aemilius M., war ein Freund des Ovidius und ſchrieb unter dem Titel „Bellum trojanum" oder „Antehomerica" und „Posthomerica" eine Nachahmung des homeriſchen und cykliſchen Epos.

Maceration nennt man die Behandlung einer feſten Subſtanz mit einer Flüſſigkeit in der Weiſe, daß man die Flüſſigkeit kalt über die Subſtanz gießt und damit gewöhnlich unter öfterem Umrühren, mehr oder minder lange in Berührung läßt. Sie hat entweder zum Zweck, die macerirte Subſtanz zu erweichen und aufzulockern, oder ihr irgend einen Beſtandtheil zu entziehen, oder endlich, man will auf dieſe Weiſe gerade den nutzbaren Beſtandtheil ausziehen und dann iſt die von der Subſtanz getrennte geſättigte Flüſſigkeit als das Produkt anzuſehen; ſo z. B. bei Bereitung der Tincturen durch Maceration, bei Ausziehung der Runkelrübenſchnitte mit kaltem Waſſer nach der ſogenannten Macerationsmethode der franz. Rübenzuckerfabriken.

Machaon, der Sohn des Asklepios und der Epione, oder der Koronis, Bruder des Podalirios und Gemahl der Antiklea, nahm mit ſeinem Bruder Theil am trojaniſchen Kriege vorzüglich als Wundarzt beim griech. Heere. Er wurde von Eurypylos, als er den Tod des Nireus rächen wollte, getödtet. Göttliche Verehrung genoß er zu Geronia in Meſſenien,

Digitized by Google

wo ſein Grabmal und Heiligthum waren. Hier ſuchten Kranke Heilung und Glaukos, der Sohn des Apytos, brachte ihm daſelbſt zuerſt Heroenopfer.

Machtſpruch nennt man es, wenn die oberſte Gewalt im Staate ihren Willen in einer Angelegenheit geltend macht, wo dies nicht, oder nicht in dieſer Art, in der geſetzlichen Ordnung begründet iſt. Am öfterſten hat man einzelne Aeußerungen der Cabinetsjuſtiz (ſ. Cabinetsinſtanz), die aber noch ein Mehreres umfaßt, mit jenem Namen belegt, während die Machtſprüche in Verfaſſungsangelegenheiten meiſt den Charakter von Staatsſtreichen (ſ. Coup) annehmen. Machtſprüche kommen in Monarchien wie in Republiken, demokratiſchen und ariſtokratiſchen vor, ſollen aber im geſunden Staatsorganismus weder nöthig noch möglich ſein. Was man als Machtſprüche des engliſchen Parlaments bezeichnet (attainder, bills of penalties), das ſind eigentlich nur Ausflüſſe ſeiner geſetzgebenden Gewalt, angewendet auf Ausnahmefälle und ſchon deshalb nicht Machtſprüche, weil dem Parlament, d. h. der aus König und beiden Häuſern beſtehenden Gewalt, die Omnipotenz verfaſſungsmäßig zuſteht. Sie können aber den moraliſchen Charakter von Machtſprüchen im ſchlechteſten Sinne tragen, wenn ſie eben nur Aeußerungen der ſchlechten Willkür und mit Recht und Sitte im Widerſpruch ſind. Denn nur zum Rechten und Guten hat die Verfaſſung ſolche Gewalt verliehen.

Macias, ein galiciſcher Troubadour, der durch ſeine Liebe und deren tragiſches Ende zum Sprüchwort geworden iſt, ſtand in der erſten Hälfte des 15. Jahrhunderts als Page im Dienſte des Marquis Enrique de Villena und lebte mit demſelben im Königreiche Jaen an der Grenze des mauriſchen Reichs in Spanien. Hier gewann er heimlich die Liebe eines Edelfräuleins aus dem Hofhalte des Marquis, die jedoch durch dieſen gezwungen wurde, ſich mit einem Edelmanne aus Porcuna zu vermählen. Da ſich auch da noch M. trotz aller Ermahnungen und Drohungen des Marquis nicht bewegen ließ, ſeiner Liebe zu entſagen und ſein Verhältniß mit der nun Vermählten abzubrechen, ſo wurde er als widerſpenſtiger Diener von ſeinem Herrn in das Schloß von Arjonilla gefangen geſetzt. Auch hier fuhr er fort, die Geliebte in Minneliedern zu beſingen und dieſe ihr zu ſenden. Unglücklicherweiſe fiel eins dieſer Lieder dem Gemahl in die Hände. Rachbegierig eilt dieſer nach Arjonilla, ſieht den verhaßten Nebenbuhler an dem Fenſter des Gefängniſſes ſtehen, ſchleudert ſeine Lanze nach ihm und durchbohrt ihn. M. ſtarb; doch durch ſein Geſchick und ſeine Lieder lebt er im Munde des Volkes und der Dichter fort und noch jetzt ſagt man von einem Liebekranken: „Er iſt verliebt wie Macias“. Trotzdem ſind nur ſehr wenige ſeiner Liebeslieder, theils in galiciſcher, theils in caſtilianiſcher Mundart gedichtet, auf uns gekommen (im Cancionero de Baena); vollſtändig iſt nur ein einziges bis jetzt im Druck erſchienen (deutſch bei Bellermann, „Die alten Liederbücher der Portugieſen“ Berl. 1840).

Maciejowice, eine Beſitzung des Grafen Zamoyſki in dem Gouvernement Lublin, 10 M. von Warſchau unweit der Weichſel, iſt durch die Schlacht am 10. Oct. 1794 denkwürdig, in welcher mit Kosciuszko's Gefangennehmung Polens Freiheit unterging. Kosciuszko's (ſ. d.) Plan war, dem ruſſiſchen General Ferſen, obgleich dieſer 16000 Mann befehligte, vor deſſen bevorſtehender Vereinigung mit Suwarow eine Schlacht zu liefern; er ſelbſt hatte nur 6000 Mann. General Poninſki ſollte während der Schlacht eintreffen und die Ruſſen von dem linken Flügel her in die Flanke nehmen. Ein Ueberläufer aber verrieth den Plan und Ferſen griff, mit Deniſow's Corps vereinigt, noch vor Tagesanbruch die Polen in ihrer Verſchanzung an. Auf beiden Seiten wurde bis gegen Sonnenuntergang mit gleicher Tapferkeit und außerordentlichem Muthe gefochten, doch Poninſki mit der erſehnten Hülfe traf nicht ein. Kosciuszko, von allen Seiten umringt, ſuchte ſich Bahn zu brechen, fiel aber nebſt Niemcewicz (ſ. d.) und den Generalen Sierakowſki, Kniaziewicz (ſ. d.), Kaminſki und Kopec in ruſſiſche Gefangenſchaft.

Maciejowski, Waclaw Alexander, geboren 1792 im Königreiche Polen, erhielt ſeine erſte Bildung bei den Piariſten in Piowkowo, ſtudirte ſpäter in Krakau, Breslau,

Digitized by Google

Berlin und Göttingen Jurisprudenz und Philologie und ward 1818, nach seiner Rückkehr in sein Vaterland, als Professor der alten Literatur am Lyceum in Warschau, im folgenden Jahre aber als Professor des römischen Rechtes an der Universität angestellt. Im Jahre 1822 ward er zum Mitglied der zur Ausarbeitung eines Gesetzbuches für das Königreich Polen zusammenberufenen Commission ernannt, nach Aufhebung der Universität in Warschau 1831 als Tribunalrichter dem Civilgerichte in Warschau beigegeben. Als Rechtslehrer schloß er sich der deutschen historischen Rechtsschule an, als Mitglied der legislativen Commission aber wandte er sich besonders dem Studium des slawischen, besonders polnischen Rechtes zu und widmete ihm seine ganze schriftstellerische Thätigkeit. Die Resultate seiner Forschungen erschienen in zahlreichen Abhandlungen in polnischen Zeitschriften; daneben schrieb er seine „Slawische Rechtsgeschichte" (Historya prawodawstw Slowianskich, 4 Bde., Warschau 1832—35; deutsch von Bust und Nawrocki, Bd. 1 und 2, Stutg. 1836), ferner die „Beiträge zur Geschichte der Slawen, ihres Schriftwesens und ihres Rechts" (Pamietniki o dziejach, pismiennictwie i prawodawstwie Slowian, 2 Bde., Warschau 1838); 1841 gab er eine Geschichte der ursprünglichen christlichen Kirche bei den Slawen heraus und 1842 ein interessantes Werk über das geistige und politische Leben Polens unter der Regierung der Piasten und Jagellonen (Polska de pierwszej porowy 17 wiekn. 3 Bde.). Obgleich M. Mangel an Gründlichkeit und Vollständigkeit vorgeworfen wird, so sind doch seine Schriften reich an neuen interessanten Aufschlüssen über das frühere bürgerliche und häusliche Leben der Polen.

Mack, Karl Freiherr von, österreichischer Feldmarschall, geb. 1752 zu Neußlingen in Franken, von niederer Herkunft. Er trat frühzeitig als Fourier in österreichische Dienste, wurde durch den Grafen Lascy Offizier, zeichnete sich in dem Türkenkriege unter Loudon so aus, daß er schnell avancirte und schon 1790 nach Loudons Tode von Joseph II. zum Chef des Generalstabes ernannt wurde. In den spätern Kriegen gegen Frankreich 1793 und 94 unter dem Prinzen Josias von Koburg erwarb er sich verdienten Ruhm, entwarf den Plan zur Ueberrumpelung der französischen Cantonnirungen an der Roer, zum Entsatze von Mastricht und zur Stürmung des Lagers bei Famars, wobei er verwundet wurde und sich auf sein Gut in Böhmen zurückzog. Wäre sein Plan zum Feldzuge 1794, mit dem er nach London ging, angenommen worden, so hätte der Feldzug vielleicht für die Alliirten eine bessere Wendung genommen. Nach des Prinzen von Koburg Abgange den 28. Aug. 1794 begab er sich abermals nach Böhmen, ward, da der Erzherzog Karl zur italienischen Armee ging, Feldmarschallieutenant und bei der Rheinarmee angestellt. Im Oct. 1798 übernahm er, nach dem Frieden von Campo-Formio, auf den Wunsch des Königs Ferdinand den Oberbefehl über das neapolitanische Heer, mit dem er den 27. Nov. nach Rom vordrang, es aber den 18. Dec. wieder verlassen mußte. Hierauf schloß er den 10. Jan. 1799 in der Stellung bei Capua mit den Franzosen einen Waffenstillstand, aber ein deshalb unter den Lazzaroni's in Neapel ausbrechender Aufstand nöthigte ihn zu dem französischen General Championnet zu fliehen und sich diesem zu ergeben. Er kam nun als Kriegsgefangener nach Paris, von wo er 1800 heimlich entwich. Im Jahre 1804 erhielt er den Befehl sämmtlicher Truppen in Tyrol, Dalmatien und Italien. Im Jahre 1805 an die Spitze des österreichischen Heeres in Deutschland gestellt, wurde er den 14. und 15. Oct. an der Iller geschlagen, zog sich nach Ulm zurück und übergab diese Stadt mit 20,000 Mann, ohne sich zu vertheidigen, den 17. Oct. Auf sein Ehrenwort entlassen, kehrte er nach Oesterreich zurück, wurde nach Brünn gebracht und hier wegen der Uebergabe von Ulm vor ein Kriegsgericht gestellt und zum Tode verurtheilt; ein Urtheil, das der Kaiser auf Cassation und 20jährige Festungsstrafe milderte. Im Jahre 1808 wurde er aber schon seiner Haft entlassen und lebte seit dieser Zeit zu St. Pölten, in dessen Nähe er eine Besitzung hatte. Seit 1819 durfte er, auf die Verwendung des Erzherzogs Karl, wieder bei Hofe erscheinen, erhielt auch die gesetzliche Pension eines Feldmarschallieutenants und den Marien-Theresienorden zurück und starb den 22. Oct. 1828 zu St. Pölten. Er war ein trefflicher Generalquartiermeister, aber ein schlechter General en Chef.

Digitized by Google

Mehr Theoretiker als praktischer Strateg fehlte ihm die einem Feldherrn nöthige Ruhe und Besonnenheit.

Mackeldey, Ferdinand, königlich preuß. Geheimer Justizrath, Professor der Rechte zu Bonn, Ritter des hessischen Löwenordens, geboren am 5. Nov. 1784 zu Braunschweig, studirte seit 1802 die Rechtswissenschaft auf der vormaligen Universität zu Helmstedt, erlangte 1806 die juristische Doctorwürde und widmete sich hierauf der praktischen Laufbahn, die er jedoch schon im Jahre 1808, in Folge gänzlichen Verlustes des Gehöres, der ihn bei der beabsichtigten Einführung des öffentlichen und mündlichen Verfahrens in den Gerichten des Königreichs Westfalen zu einer Richterstelle unbrauchbar machte, mit einem andern Lebensberufe vertauschte. Er wurde 1808 zum Professor der Rechte zu Helmstedt ernannt, 1809, nach Aufhebung der dasigen Universität, in gleicher Eigenschaft nach Marburg versetzt und daselbst schon 1811 zum ordentlichen Professor ernannt. Im Jahre 1819 erhielt er von der neu errichteten Universität zu Bonn einen Ruf zur ersten Professur der Rechte, wurde 1821 Ordinarius des Spruchcollegiums und 1824 zum Geheimen Justizrath ernannt. Seit Niederlegung des Ordinariats im Jahre 1828 lebte M. einzig und allein seinem Berufe als Rechtslehrer und Schriftsteller; in welcher doppelten Eigenschaft er seine Thätigkeit hauptsächlich dem Ausbaue der Theorie des heutigen römischen Rechtes widmete. Er starb am 20. Oct. 1834. Seine vorzüglichern Schriften sind: die „Theorie der Erbfolgeordnung nach Napoleon's Gesetzbuche" (Marb. 1811); und sein Lehrbuch der Institutionen des heutigen „römischen Rechts" (Gießen 1814), welches in der zweiten gänzlich umgearbeiteten Ausgabe (1818) unter dem Titel: „Lehrbuch des heutigen römischen Rechts" erschien und im Jahre 1842 seine zwölfte Ausgabe zählte. Noch in der sechsten Ausgabe (1825) ist das vom Anfange an zum Grund gelegte System der Institutionen befolgt worden. In Folge seines innern Gehaltes und Werthes dient dieses Lehrbuch nicht nur auf mehreren deutschen Hochschulen zum Leitfaden bei Vorlesungen, sondern ist auch bereits in einige neuere Sprachen übertragen worden. Eine französische Uebersetzung der Einleitung dieses Werkes gab Etienne (Paris 1825) heraus. Vier Jahre später erschien eine spanische Uebersetzung von Collantes Bustamente (Madr. 1829), mit einem Anhange über den Einfluß des römischen Rechtes auf die spanische Jurisprudenz. Auch meldete M. seinen Lesern in der Vorrede zur Ausgabe von 1831 selbst, daß der Nachricht eines seiner Freunde in Dorpat zufolge auch eine russische Uebersetzung seines Lehrbuchs zu Petersburg veranstaltet werde. Im Jahre 1832 erschien sogar eine „Sammlung der im Lehrbuch u. s. w. von M. citirten Belegstellen" von Hermann, in zwei starken Octavbänden, welche den Nutzen des Werkes noch um Vieles erhöht, wie dies früher zu Thibaut's Pandectensysteme und zu von Wening Ingenheims Lehrbuch des Civilrechts geschehen war. Noch ist zu erwähnen sein „Grundriß zu Vorlesungen über das gemeine deutsche Landrecht" (Bonn 1828) und eine 1833 anonym erschienene Schrift: „Rechtliche Erörterung der Frage, ob der §. 71 der kurhessischen Verfassungsurkunde auch auf den Deputirten der Landesuniversität zu beziehen sei oder nicht? Von einem Rhein-Preußischen Rechtsgelehrten" (Bonn). M. hat sich öffentlich als Verfasser dieser Schrift genannt, worin er das kurhessische Ministerium des Innern wegen seines Benehmens in Bezug auf den Marburger Professor Jordan, als den Vertreter der Landesuniversität, zu rechtfertigen sucht.

Mackenzie, Henry, einer der vorzüglichsten englischen Schriftsteller seiner Zeit, geb. 1745 zu Edinburg, lebte als Rechtsgelehrter zu London, zog sich jedoch später nach Edinburg zurück, wo er am 14. Jan. 1831 starb. Er gründete seinen Ruhm durch mehrere Romane, unter denen der „Gefühlvolle" der bekannteste ist. Seine Werke erschienen gesammelt 1818 in 8 Bänden. — Georges Stuart M., frühzeitig für das Studium der Geognosie gewonnen und durch günstige Lebensverhältnisse in den Stand gesetzt, sich ihm ganz zu widmen, unternahm 1810 eine Reise nach Island, um dort, wo die Natur noch immer im Bildungsprocesse begriffen zu sein scheint, die Gesetze ihres Verfahrens zu studiren. In der 1811 erschienenen Beschreibung dieser Reise ist Alles, was geographi-

Digitized by Google

schen, oryktognostischen und geognostischen Inhaltes ist, von M. verfaßt. Dem dadurch erlangten Ruhme verdankt er seine Erhebung zum Präsidenten der naturhistorischen Classe der königlichen Gesellschaft und zum Vicepräsidenten des astronomischen Instituts zu Edinburg. — Alexander M., ein berühmter Reisender. In Schottland geboren, führten ihn Handelsgeschäfte nach dem nordwestlichen Amerika. Derselbe Beweggrund, verbunden mit einem durch außerordentliche Körperkraft unterstützten Thatendurste, veranlaßte ihn 1789 zu einer Entdeckungsreise, die ihn nach unsäglichen Beschwerden an das Nordpolarmeer führte. Auf einer zweiten 1792 begonnenen Reise entdeckte er unter Anderm den Riesenstrom Elk, der, auf dem Rocky Mountains entspringend, nach einem Laufe von 430 Meilen seine unermeßlichen Fluthen in das Eismeer wälzt und bei seiner Mündung einen mit Inseln übersäeten Meerbusen bildet. Letzterer, wie der Fluß selbst, wird mit dem Namen des Entdeckers belegt. Die von ihm selbst verfaßte Beschreibung seiner Reise ist ins Deutsche übersetzt worden (Weimar 1822). Im J. 1802 ward er zum Ritter erhoben. — William Lyon M., das Haupt der Insurrectionspartei in Obercanada, wurde um das Jahr 1794 in Hochschottland geboren. Er genoß eine gute Erziehung, von der er aber in seiner ersten Jugend wenig Nutzen zog, indem er, nach seinem eigenen Geständniß, als Jüngling ein ausgemachter Spieler war und ein zügelloses, verschwenderisches Leben führte. In seinen männlichen Jahren suchte er sich von diesen Flecken seiner Jugend zu reinigen, fing ein kleines Handelsgeschäft an, das aber keinen guten Fortgang hatte, und verließ, von Gläubigern gedrängt, Schottland, um in Obercanada ein besseres Glück zu suchen. Anfangs blieb er der Politik fremd, doch bald führte ihn sein leicht erregbarer Sinn in den Kampf der Parteien. Nachdem er ein von ihm gegründetes Geschäft an einen Andern abgetreten hatte, widmete er sich dem Journalismus und gab seit dem Jahre 1824 unter verschiedenen Namen drei Zeitungen heraus und nebenbei noch einen populär gehaltenen politischen Almanach. Seine Heftigkeit und oft zu weit gehende Rücksichtslosigkeit gegen die conservative Partei und die Verwaltung der Colonie zog ihm den Haß dieser Partei zu, sicherte ihm aber auch großen Einfluß auf die Reformpartei. Im J. 1828 ward er von der Grafschaft York zum ersten Mal zum Mitglied der Assembly erwählt, aber 1831 von der conservativen Partei ausgestoßen, weil er durch eigenmächtige Uebergebung der Protocolle des Hauses zum Druck die Privilegien des Versammlungshauses verletzt hatte. Im folgenden Jahre wählte ihn die Grafschaft York einstimmig von Neuem zum Deputirten und übergab ihm in Anerkennung seiner Verdienste um die liberale Partei eine goldene Ehrenmedaille; doch ein neuer Beschluß des Hauses stieß ihn zum zweiten Male aus. Die Reformer, welche bei ihrer Minorität in der Legislatur nichts ausrichten konnten, beschlossen sich jetzt mit ihren Beschwerden an die Regierung in England zu wenden und M. ging als ihr Bevollmächtigter noch in demselben Jahre 1832 nach London ab, um dem Ministerium eine mit 10,000 Unterschriften versehene Petition vorzulegen. Lord Goderich, damals Colonialminister, nahm ihn sehr zuvorkommend auf und empfahl dem Gouverneur Sir John Colbourne (s. d.) in einer Depesche, deren Veröffentlichung zugleich empfohlen wurde, die größtmögliche Berücksichtigung der aufgestellten Beschwerden; über welchen Schritt des Lord Goderich der gesetzgebende Rath wie das Versammlungshaus ihre Unzufriedenheit in besondern Adressen ausdrückten. Während M.'s Abwesenheit hatte die Grafschaft York ihn zum dritten Male zu ihrem Deputirten ernannt, doch die gesetzgebende Versammlung hatte ihn abermals ausgestoßen und als er nach Canada zurückgekehrt war, widmete er sich von Neuem dem Journalismus und um so gereizter und unermüdeter, je mehr er auf Schwierigkeiten stieß. Endlich im J. 1835 gelangte seine Partei zur Majorität in der Assembly, M. sah sich von Neuem in die gesetzgebende Versammlung berufen und wurde bald das einflußreichste Mitglied des Beschwerdencomites. Die Ernennung Sir Francis Head's zum Gouverneur von Obercanada im folgenden Jahre setzte diesem vorübergehenden Triumphe ein schnelles Ziel, die Reformpartei kam wieder in der gesetzgebenden Versammlung in die Minorität; vergeblich schickte sie von Neuem in der Person des Dr. Duconbe einen Bevollmächtigten nach England, er erhielt bei dem Colonial-

Digitized by Google

minister Lord Glenelg keine Audienz; und als die Oppositionspartei jetzt, ermuthigt durch den Gang der Ereignisse in Untercanada, Vorbereitungen zum Aufstande machte, wurde M. der Mittelpunkt der Unzufriedenen Obercanadas. Head unterstützte ihn hierbei auf alle Weise, unterdrückte dann den Ausbruch mit kräftiger Hand und M. sah sich genöthigt, nach dem vereitelten Anschlag auf Toronto (s. Canada), in die Vereinigten Staaten zu fliehen, worauf ein Preis von 1000 Pfd. St. auf seinen Kopf gesetzt wurde. Er wandte sich nach Buffalo und wurde hier die nächste Veranlassung zur Besetzung der Navyinsel. Als die Insurgenten auch hier ihre Pläne durch Einschreiten der Unionsbehörden aufgeben mußten, zog sich M. nach New-York zurück und gab hier und dann an andern Orten eine Zeitung heraus. Er scheint den spätern Einfällen, welche von den Vereinigten Staaten aus in Canada geschehen sind, nicht fremd gewesen zu sein, da er gefänglich eingezogen und in eine, wiewohl leichte, Polizeistrafe verurtheilt wurde. M.'s Partei hat nicht Unrecht, wenn sie sich über seine voreilige Raschheit und Unklugheit beklagt. Umsichtslos trieb er die Sachen auf das Aeußerste, ließ sich dann schnell in Schrecken jagen und machte es Head sehr leicht, seine Partei zu vernichten.

Mackintosh, Sir James, berühmt als Rechtsgelehrter, Staatsmann und Schriftsteller, gleich ausgezeichnet durch die umfassendste Gelehrsamkeit als durch seine großartigen Ansichten und freisinnigen Grundsätze in Hinsicht auf Gesetzgebung, Politik und Philosophie, stammte aus einer alten schottischen Familie und ward geboren zu Aldouriehouse, Grafschaft Inverneß in Schottland, am 24. Oct. 1765. Von der Schule von Tortrose in Roßshire, kam er auf King's-College zu Aberdeen und studirte darauf ungefähr drei Jahre lang zu Edinburg die Arzneiwissenschaft. Im J. 1781 promovirte er daselbst als Dr. med.; da aber seine Aufmerksamkeit schon früher wie auf Literatur überhaupt, so namentlich auf Geschichte, Moral, politische und speculative Philosophie gelenkt worden war, so entsagte er seinem eigentlichen Berufe bald ganz. Im J. 1789 finden wir ihn in London, wo er ein Pamphlet über die Regentschaftsfrage herausgab, das aber, wegen der plötzlichen Wiedergenesung des Königs, wenig Aufsehen erregte. Ein Besuch auf dem Continent, in jener an den höchsten Interessen so reichen Zeit, trug dazu bei, in ihm Theilnahme für die Franzosen zu erwecken und in Folge hiervon schrieb er als eine Erwiederung auf Burke's berühmte „Reflectionen" seine „Vindiciae Gallicae" oder „Vertheidigung der französischen Revolution" (1792), ein Werk, welches den Grund legte zu seinem Ruhme und ihm sowohl die Freundschaft von Fox als auch von seinem großen Gegner selbst verschaffte. Um diese Zeit legte sich M. zu Lincoln's-Inn auf das Studium der Rechtswissenschaft und trat bald nachher als Anwalt vor Gericht auf. Nachdem er sodann, nicht ohne große Schwierigkeit, die Erlaubniß erhalten hatte, in den Hallen von Lincoln's-Inn Vorlesungen über Völkerrecht zu halten, gab er seine Einleitungen dazu unter dem Titel: „A Discourse on the Law of nature and nations" öffentlich heraus. Er gewann sich hierdurch eine große Zuhörerschaft, darunter die ausgezeichnetsten Männer des Landes. In dem Prozesse Peltier's, wegen eines von demselben gegen Bonaparte (damals noch ersten Consul) abgefaßten Libells, wo der Generalanwalt Mr. Perceval (nachheriger Premierminister) und Mr. Abbot (später Lord Tenterden) die Untersuchung leiteten, vertheidigte M., als alleiniger Anwalt, „in der glänzendsten Rede," sagt Walter Scott, „welche je vor den Gerichtsschranken oder auf dem Forum gehört wurde," den Beklagten und erwarb sich dadurch den Namen eines eben so geschickten Advokaten als gewaltigen Redners. Bald darauf ward M. in den Ritterstand erhoben; diesem folgte die Uebertragung der Stelle eines Recorders von Bombay. Außer durch die gewissenhafteste Erfüllung seiner amtlichen Pflichten, zeichnen sich die neun Jahre, welche M. in Indien verlebte, noch aus durch seine unablässigen Bemühungen für Verbesserungen der dortigen Criminalgesetze, durch die Begründung der Literary Society zu Bombay und seine werthvollen Beiträge zu dem Asiatieregister. Bei Gelegenheit eines Prozesses, der vor dem Admiralitätsgericht verhandelt wurde, erklärte M., daß man verbunden sei, den vorliegenden Fall nach dem Völkerrecht zu entscheiden und nicht (wie einige Richter in England behauptet hatten) nach etwaigen vom König oder dessen

Digitized by Google

Miniſtern ausgehenden Beſtimmungen. Kaum war Sir James nach England zurückgekehrt, als er auch ſchon von der Grafſchaft Nairn in Schottland zum Abgeordneten fürs Haus der Gemeinen erwählt ward. Seit 1813 aber vertrat er, unter dem Einfluſſe des Lord Fitzwilliam, den Flecken Knaresborough in Yorkſhire. Bei ſeinem erſten Auftreten im Parlament, ſchien er den von ihm gehegten Erwartungen nicht ganz zu entſprechen, bald aber gewann er ſich, in den folgenden Sitzungen, ſeine Stelle unter den erſten Parlamentsrednern. Mit der genaueſten Kenntniß des Commonlaw und des Civilrechtes vereinigte er den ſeltneren Charakter eines edelherzigen Politikers und es giebt wenig Beiſpiele eines gewandteren Räſonnements und einer tieferen Gelehrſamkeit, wo es die Erörterung wichtiger Fragen aus dem Gebiet der Völkergeſchichte galt, oder wo mit einer männlichern und kräftigern Beredtſamkeit der Einfluß der Geſetzgebung auf die Gefühle, Leidenſchaften und Intereſſen der Menſchen behauptet, entwickelt und dargethan worden wäre. Seine größten Anſtrengungen richteten ſich auf die Verbeſſerung des Criminalgeſetzbuches, wofür Sir Samuel Romilly die erſten Schritte gethan hatte, dieſe Aufgabe ſeinem Freunde und Erſatzmanne gewiſſermaßen als ein heiliges Vermächtniß hinterlaſſend. Die Flucht Napoleon's von Elba, der Congreß von Laibach, die irländiſchen Katholiken, die Unterdrückung der Griechen, die ſchottiſchen Geſchwornengerichte, der Prozeß der Königin werden hier nur als einige wenige von den Anläſſen genannt, bei welchen er ſeine Beredtſamkeit geltend machte. Auch war Sir James eine Zeit lang Lord-Rector der Univerſität von Schottland. Als Kritiker kennt ihn die Welt aus ſeiner berühmt gewordenen Recenſion (Edinburg Review, vols 27 u. 36) über Stewart's „Discourse on the Progress of Metaphysical Science"; ferner ſchrieb er ſelbſt einen „Discourse on the Progress of Ethical and Political Science", welcher der neuen Ausgabe der „Encyclopaedia Britannica" vorgedruckt, außerdem auch beſonders herausgekommen iſt (4., 1830). Seine „Geſchichte von England" iſt weniger eine ausführliche Aufzählung der Begebenheiten, als ein kurzer, allein klarer, tiefer und philoſophiſcher Ueberblick des Zuſtandes und Fortſchreitens der Geſellſchaft, Geſetze, Regierung und Civiliſation von England, in welchem die Lehren der Erfahrung, der Charakter der Menſchen und Begebenheiten, die Umſtände endlich, welche die ſociale und politiſche Fortbildung der engliſchen Nation befördert, aufgehalten oder überhaupt darauf eingewirkt haben, mit dem Scharfſinn des Philoſophen und der Weisheit des practiſchen Staatsmannes entwickelt und beurtheilt ſind. Sein Stil iſt einfach, klar, einſchmeichelnd und elegant, ja ſteigert ſich oft bis zu wahrhaft redneriſcher Schönheit, wenn der Geſchichtſchreiber den Wachsthum der Freiheit und den Einfluß hochherziger Inſtitutionen zu ſchildern ſtrebt. Im Juli 1831 ſpielte Sir J. M. eine glänzende Rolle zu Gunſten der Reform. Er ſtarb am 39. Mai 1832.

Maçon, die Hauptſtadt des franz. Departements Saone und Loire, an der Saone, über welche hier eine anſehnliche ſteinerne Brücke mit ſchönen Bildhauerarbeiten führt, hat 12,000 E., ſchöne Quais, einen Flußhafen, mehrere Kirchen und anſehnliche Paläſte, ein Seminar, eine Geſellſchaft für Künſte und Wiſſenſchaften, ſowie eine andere für Wiſſenſchaften. Man fertigt daſelbſt Leinwand, Leder, Hüte und vortreffliche Confituren, und der Weinhandel iſt nicht unbedeutend. M. iſt das alte Matisco und wurde frühzeitig der Sitz eines Biſchofs. Früher unter eigenen Grafen kam es unter Ludwig IX. an die Krone Frankreich; von 1435—76 gehörte es zu Burgund.

Macpherſon, James, ein ſchottiſcher Schriftſteller, ausgezeichnet in der Literatur durch ſeine Ueberſetzungen oder Nachahmungen altgäliſcher Lieder, deren eigentlicher Urſprung in das dritte Jahrh. verſetzt wird, war geboren 1738 zu Kirguſſie bei Ruthven in der ſchottiſchen Grafſchaft Inverneß und ſtudirte zu Aberdeen und Edinburg. Nachdem er zuerſt „Fragmente alter Dichtkunſt, aus der Gäliſchen oder Erſiſchen Sprache überſetzt", herausgegeben hatte, wurde eine Subſcription zu Stande gebracht, ihm die Mittel zu weitern Nachforſchungen über Nationalpoeſie zu verſchaffen. Als die Frucht ſeiner Arbeiten erſchien ſodann „Fingal", ein altes epiſches Gedicht, aus dem Gäliſchen überſetzt (1762, 4.), „Temora" und andere Gedichte (1763, 4), angeblicherweiſe übertragen aus den Ori-

ginalen Ossian's, der ein Sohn war von Fingal, einem gälischen Fürsten aus dem dritten Jahrh. und dessen Zeitgenossen. (Man sehe das Weitere hierüber in dem Artikel Ossian.) M. war später Agent des Nabobs von Arcot und wurde in Folge davon Mitglied des Hauses der Gemeinen, von 1780 bis 1790. Er starb 1796 und liegt in der Westminsterabtei begraben. Seine geschichtlichen Werke, höchstens mit Ausnahme der „History of Great Britain from the restoration to the accession of the house of Hanover" (2 Bde., Edinb. 1775, 4.), sowie die Uebersetzung des Homer (1773) sind ohne Werth.

Macrobius, Aurelius Ambrosius Theodosius, ein röm. Grammatiker in der ersten Hälfte des 5. Jahrh. n. Chr., unter der Regierung Theodosius' des Jüngern, war von Geburt wahrscheinlich ein Grieche und veranstaltete nach Art des Gellius (s. d.) aus den Schriften der griech. Philosophen, namentlich der Platoniker, gelehrte Sammlungen. Von seinen beiden noch vorhandenen Werken „Commentariorum in somnium Scipionis libri duo" und „Saturnalium conviviorum libri septem" enthält besonders das letztere, welches in Gesprächsform eingekleidet ist, eine reiche Anzahl historischer, mythologischer und antiquarischer Bemerkungen. Eine dritte Schrift „De differentiis et societatibus graeci latinique verbi", besitzen wir nur noch in einem Auszuge, dessen Verfasser, Johannes Scotus, im 9. Jahrh. lebte. Sämmtliche Schriften sind nach der ersten Ausgabe (Venet. 1472, Fol.) am besten von Jak. Gronov (Leyd. 1670 und Lond. 1694) und Zeune (Lpz. 1774) bearbeitet worden, während die Zweibrückner Ausgabe (2 Bde., 1788) einen correcten Textabdruck darbietet.

Madagaskar, eine 10,500 QM. große Insel, im Südosten von Afrika, erstreckt sich vom 12—25½° südl. Br., in einer Länge von 200 und in einer durchschnittlichen Breite von 50 M. parallel mit der afrikanischen Küste, von der sie nur durch den 75 M. breiten Canal von Mosambique getrennt ist. Es ist ein durch Größe und Productenreichthum ausgezeichnetes Land, welches aber bis jetzt zu den unbekanntesten der Erde gehört. Ein ziemlich ebenes Küstenland umgiebt in Osten 2—7, in Westen 12 bis über 20 Meilen breit die Insel und auf ihm erheben sich im Innern in nordöstlicher Richtung Gebirge, die über 18,000 F. hoch sein sollen. In und zwischen ihnen sind zum Theil herrliche fruchtbare Gegenden, die reich an allen afrikanischen Producten sind; aber ein großer Theil des Bodens der Insel besteht aus Morästen und unbenutzten Einöden. Reis, Ananas, Zuckerrohr, Mais, Südfrüchte, Wein, Seide, Baumwolle, Hanf, Kokosnüsse, Honig, Gummiarten, Rinder, wilde Schweine, im Westen auch (zum Theil ungehörnte) wilde Rinder und Geflügel sind der Hauptreichthum der Insel, auch hat sie Krokodille, Schlangen, Scorpione, Heuschrecken ꝛc. Die großen Thiere des festen Landes sollen sich hier nicht finden; dagegen hat man schon in dem geringen von Europäern betretenen Theile viele höchst merkwürdige neue Bäume und Pflanzen entdeckt. Kaffee ist erst angepflanzt und geräth sehr gut. Metalle und Edelsteine fehlen nicht, namentlich giebt es Eisen, Kupfer und Silber in Menge. Das Klima ist nicht, wie man nach der Lage erwarten sollte, sehr heiß, sondern es wird durch die Gebirge im Innern, sowie durch die Seeluft der Küste abgekühlt und scheint allenthalben, mit Ausnahme sumpfiger Niederungen, gesund zu sein. An der Ostküste herrscht, wie im Caplande, während unsers Sommers der Südost, im Winter der Nordwest Monsun, von denen jener die trockene, dieser die nasse Jahreszeit herbeiführt. Die Einw., deren Zahl man auf 4—5 Mill. schätzt, scheinen von verschiedenen Stämmen zu sein, die sich aber völlig mit einander vermischt haben; aber keiner derselben ist negerartig, wenn gleich namentlich die Küstenbewohner dunkelfarbig, zum Theil selbst schwarz sind und Wollhaare haben. Die Howas im Innern sind hell olivenfarbig mit völlig europäischen Zügen und langem Haar. Auf der ganzen Insel giebt es nur eine Sprache, welche einige Verwandtschaft mit dem Malaiischen zu haben scheint. Vielleicht waren die Urbewohner Neger, zu denen schon im Alterthume Araber und Malaien gekommen sind. Die Madagassen (so werden sie im Allgemeinen genannt) sind kein völlig rohes Volk, sondern sie treiben Ackerbau, Viehzucht, Bergbau, bearbeiten Metalle, weben, bauen ansehnliche Häuser und kennen die Schreibekunst. Man verehrt

Digitized by Google

Götter, bringt den Geistern der Vorfahren Opfer, hat Götzenbilder, Priester und Wahrsager, aber keine Tempel, und allgemein ist der Glaube an Zauberei; Todte werden verbrannt. Das Reich der Howas im Innern ist das bevölkertste und civilisirteste. Die Hauptstadt des Reichs, Tenonarive oder Emirn, erhebt sich mitten in der Hochebene und soll gegen 80,000 E. zählen. Zum Reich der Howas gehören das Land der Seklawen an der Nordwestküste der Insel, mit der Hauptstadt Bombetok, die lebhaften Handel mit der gegenüberstehenden afrikanischen Küste treibt, und Nunzengaye, der bedeutendsten Handelsstadt der Insel auf der Westküste, mit 30,000 E. und einem vielbesuchten Hafen, ferner der nördliche Theil des Landes der Antaweres, an der Nordostküste der Insel, mit der Hafenstadt Wehemare-Bei; dann das Land der Betimsevas, mit dem Handelshafen Foulpeinte in der Mitte der Ostküste der Insel; das Land der Betanimenen, südlich vom vorigen auf der Ostküste, das bevölkertste und fruchtbarste Land auf M.; endlich noch weiter südlich das Land der Antecimen, mit zwei Handelsplätzen. Unabhängig ist das auf der Südostküste der Insel liegende Land Anossy mit dem Hafen Sta. Lucia, das von mehreren den Franzosen befreundeten Häuptlingen beherrscht wird. Die ganze Südwestküste ist in Hinsicht der politischen Eintheilungen ganz unbekannt; ihre Bewohner gelten für ungastlich und sind Feinde des Verkehres mit den Europäern.

Die Portugiesen entdeckten die Insel 1506 und die Franzosen haben seit 1665 zu verschiedenen Zeiten Niederlassungen angelegt und in neueren Zeiten versucht, sich der alten Gebiete wieder zu bemächtigen, was ihnen auf einigen Punkten gelungen ist. Zweiundzwanzig Könige herrschen jetzt über ebenso viele Staaten, in welche die Insel getheilt ist, die meisten derselben aber waren dem 1828 verstorbenen Könige der Hores, Radama, unterworfen, einem Manne, der sich durch Sinn für europäische Cultur weit über seine Landsleute erhob, aus eigenem Antriebe seit 1816 Verkehr mit den Engländern suchte, mit ihnen auf dem freundschaftlichsten Fuße stand und sogar den Sklavenhandel gänzlich abschaffte. Unter Radama's Schutze hatten die christlichen Missionäre 1828 100 Schulen gestiftet, in welchen 5000 Kinder unterrichtet wurden. Verkehr mit den nächsten europäischen Colonien findet statt, die namentlich von hier aus Reis, Vieh, Schildpatt, Ambra ꝛc. holen; sogar mit Arabien stehen einige Küstengegenden in Verbindung. Im J. 1828 wurde Radama von seinem Weibe, Renavento-Mayoke, vergiftet, die darauf auch seine Verwandten umbrachte und sich auf den Thron schwang. Seitdem herrscht sie mit blutigem Despotismus, hat alle Keime der Civilisation ausgerottet, 1835 das Christenthum verboten, die Missionäre vertrieben und allen Verkehr mit den Europäern, so viel sie konnte, streng untersagt. Vergeblich haben bis jetzt Engländer und Franzosen um die Wette sich bemüht, wieder festen Fuß auf der Insel zu fassen, ein blutiges Treffen fiel im J. 1845 zum Nachtheile der Europäer aus.

Madame, d. i. meine Dame, wird in der franz. Umgangssprache jede erwachsene Frau angeredet, welche nicht gerade der allerniedrigsten Volksclasse angehört. Unstreitig ist das Wort, welches dem jetzt nicht mehr gebräuchlichen Dam, d. i. Herr, entspricht, von dem latein. Domina abzuleiten. Ehedem nannte man in Frankreich nur die Frauen der Könige und Großen Damen; ja es stand dieser Titel in so hohem Ansehen, daß man selbst die Mutter Gottes Notre-Dame, d. i. unsere Dame, nannte. Zur Zeit der ritterlichen Galanterie erhielt allmälig das Wort eine weitere Anwendung. In der franz. Revolution wurde die für aristokratisch geltende Anrede mit Madame durch die Anrede mit Citoyenne, d. i. Bürgerin, verdrängt. Zur Auszeichnung führten bis zur Julirevolution die Töchter der franz. Könige (Filles de France) gleich von ihrer Geburt an den Titel Madame und hießen Mesdames de France. Auch erhielt diesen Titel die Frau des ältesten Bruders des Königs von Frankreich. In Deutschland redet man noch bis in die neueste Zeit herab jede Frau des höhern und mittlern Bürgerstandes, besonders wenn der Mann ohne Titel und Würden war, mit Madame an, obgleich man vielseitig diesen Gebrauch angefochten hat.

Mademoiselle, d. i. meine Demoiselle, ist in Frankreich der Titel für jedes

Digitized by Google

anständige, unverheirathete Frauenzimmer. In früherer Zeit nannte man in Frankreich den jungen Adeligen Damoisel oder Damoiseau, die adelige Tochter aber Demoiselle. Das erstere Wort entspricht dem veralteten Dam, das letztere dem Titel Dame. Vorzugsweise führten sonst die Nichten der franz. Könige von ihrer Geburt an den Ehrentitel Demoiselle; seit 1734 aber legte man denselben nur der ersten Prinzessin von Geblüt bei. In Deutschland ist der Titel Demoiselle, den man den Töchtern bürgerlicher Herkunft gab, allmälig durch das einheimische Fräulein verdrängt worden.

Madara, türkisches Dorf in Bulgarien unweit Schumla, war früher nur von Weibern bewohnt, welche jeden Reisenden zwangen einige Zeit bei ihnen zu bleiben und die ausschweifendsten Orgien mit ihnen zu feiern. Der Ort wurde merkwürdig durch die hier den 23. Juni 1829 vorgefallene Schlacht, in welcher das russische Heer unter dem General Diebitsch die Türken unter dem Großvezier Reschid Pascha gänzlich schlug. Die Türken verloren 5000 Todte und Verwundete, 1500 Gefangene und 40 Kanonen, wogegen die Russen nur 1500 Todte und Verwundete zählten. Die Letztern drangen nach Adrianopel vor und überschritten den Balkan.

Madera (Madeira, d. i. Holz), eine den Portugiesen gehörige afrikanische Insel, liegt unter $^1/_2$ bis 1° östl. L. bis 33° nördl. Br., hat 17 QM. Flächenraum und 120,000 E., die von schwärzlicher Farbe, Portugiesen, Mulatten, Neger und katholischer Religion sind, mit zwei unbedeutenden andern Inseln daneben. Schon 1519 wurde sie von den Portugiesen entdeckt und in Besitz genommen und seitdem läßt Portugal sie durch einen Gouverneur regieren und hat 20,000 Pf. St. reine Einkünfte, da das Uebrige (70,000 Pf.) zur Unterhaltung des Gouverneurs, der Festungswerke und Garnison verwendet wird. Der Bischof steht unter dem Erzbischof von Lissabon. Im Innern ist diese Insel gebirgig, voll hoher, schroffer, zum Anbau ganz ungeschickter Felsen (der Pico Pinivo ist fast 5000 engl. F. hoch) aber die Luft ist hier milder, jedoch nicht unter 14°, sowie selten über 20° Réaumur, und die Thäler und Ebenen sind bei einem äußerst angenehmen Klima sehr fruchtbar an Pomeranzen-, Citronen-, Granaten-, Myrrhen-, Rosen- und Obstbäumen, Mahagoniholz (hier Vigniaticoholz), Rosenholz, Wein. Die Weinpflanzungen liefern jährlich 90,000 Ohm, wovon die Hälfte ausgeführt wird. Die beste Sorte ist der Madera oder Malvasier, den man, wie Einige behaupten, damit er den höchsten Grad der Güte erreiche, dreimal die Linie müsse passiren lassen und ihn alsdann Dry-Madera nenne. Ferner wächst hier Getreide, Zuckerrohr, Oelseille, Gummi, Kastanien (vornehmste Nahrung der Einwohner) ꝛc.; man hat auch Rinder, Schafe, Schweine, Pferde, im Innern Kaninchen und wilde Schweine, zahmes und wildes Geflügel, Fische, Bienen, aber auch viel schädliche Eidechsen ꝛc. Der vornehmste Handel der Insel ist in den Händen der Engländer. Der Haupthafen Funchal (Funtschal) mit 20,000 E., dient zur Erfrischungsstation der nach Südamerika und dem Caplande segelnden Schiffe.

Madia (Madia sativa), eine Oelpflanze, hat Chile zum Vaterlande, wo sie sowohl wild wächst, als im Großen zur Gewinnung eines trefflichen Oels angebaut wird, und heißt desbalb auch chilische Oelpflanze. Sie ist schon seit dem Anfange dieses Jahrhunderts in Deutschland bekannt, wurde aber hier als Feldölgewächs erst seit 1839 cultivirt. Die Ergebnisse der Anbauversuche sind jedoch in den meisten Fällen nicht so günstig, als man erwartet hatte. Gleichwohl verdient die Madia alle Beachtung, da sie nichts von Frost und Ungeziefer zu leiden hat, keine großen Ansprüche auf Bodengüte macht und ein vortreffliches Oel liefert. Man kann sie besonders da zum Anbau im Großen empfehlen, wo Raps und Rübsen keine sichern Ernten geben. Das Oel der Madia ist fetter als das Mohnöl, fast ganz geruchlos und von mildem, angenehmen Geschmack, auch zum Einschmieren der Maschinen sehr tauglich, indem es bei einer Kälte von 19° Réaum. noch nicht gefriert, und in Tuchfabriken und Wollmaschinen mit großem Vortheil zu gebrauchen. Die Oelkuchen gewähren ein gutes Viehfutter; Stroh und Spreu haben giftige Eigenschaften; doch giebt ersteres einen guten Brennstoff.

Digitized by Google

Madiſon, James, Präſident der Vereinigten Staaten von Nordamerika 1809 bis 1817, wurde um 1758 in Virginien geboren und widmete ſich nach ſorgfältiger Vorbildung dem Amte eines Sachwalters. Kaum 22 Jahre alt, wurde er ſchon in einem öffentlichen Amte angeſtellt und erwarb ſich bald das Vertrauen ſeiner Mitbürger, die ihn zum Mitgliede des Congreſſes wählten, wo er zu den gewandteſten Rednern gehörte. Nach der Gründung der neuen Verfaſſung der Vereinigten Staaten, zu welcher er viel beigetragen hatte, verband er ſich mit einigen Patrioten, um durch Flugſchriften, die dann unter dem Titel „The federaliſt" geſammelt wurden, das Volk zur Annahme des Grundgeſetzes zu bewegen. Unter Jefferſon's Verwaltung wurde er Staatsſecretär. Zum Präſidenten erwählt, erklärte er ſeinen Entſchluß, die Unabhängigkeit des Vaterlandes feſt zu begründen und die Partei der Föderaliſten, die man einer Hinneigung zu England beſchuldigte, aus allen Kräften zu bekämpfen. Im Geiſte dieſes Grundſatzes verbot er allen Verkehr mit England und Frankreich, ſo lange dieſe Staaten die ſeit 1807 den Handel der Neutralen ſtörenden Verfügungen aufrecht erhalten würden. Als die franz. Regierung die beſchränkenden Verordnungen zurücknahm, eröffnete M. die Verbindung mit Frankreich wieder, während die Verhältniſſe mit England ſich verwickelten, da die brit. Regierung weniger nachgiebig ſich zeigte und durch Anmaßungen zur See, beſonders durch das Preſſen der Matroſen auf amerikaniſchen Schiffen, M.'s ohnehin ungünſtige Stimmung gegen England noch mehr reizte. Dies führte 1812 zu dem Kriege gegen die Briten, welcher den aufblühenden Wohlſtand der Vereinigten Staaten außerordentlich ſtörte. Die Fehler, welche mehrere amerikaniſche Generale begingen, wurden dem Präſidenten zugeſchrieben und das Mißvergnügen über ihn äußerte ſich beſonders bei der Gegenpartei, den Föderaliſten, welche die Abſicht merken ließen, einen andern Präſidenten zu wählen. M. benahm ſich in dieſem kritiſchen Zeitpunkte mit männlichem Muthe, beſonders bei der ſchmählichen Verbrennung der Bundesſtadt Waſhington durch die Engländer. Nach dem Abzuge der Feinde verſammelte er den Congreß, eröffnete die Sitzung desſelben mit einer kriegeriſchen Rede und nahm ſo kräftige Maßregeln, daß die Amerikaner in kurzer Zeit ein Uebergewicht, beſonders durch einige glückliche Vorfälle in Canada und durch die Tapferkeit der amerikaniſchen Seemacht, erhielten. Die Folge war, daß der am 24. Dec. 1814 zu Gent mit England geſchloſſene Friede den Zuſtand vor dem Kriege wiederherſtellte. Hierauf bemühte ſich M. mit dem günſtigſten Erfolge, den Wohlſtand der Vereinigten Staaten zu heben. Am 1. März 1817 unterzeichnete er die Navigationsacte, drei Tage nachher legte er ſeine Stelle nieder. Sein Nachfolger war James Monroe (ſ. d.). Er ſtarb als Friedensrichter in Virginien am 28. Juni 1836.

Madonna, im Italieniſchen gleichbedeutend mit dem franz. Madame, wird vorzugsweiſe die heilige Jungfrau genannt. Dem zu Folge nennt man ein Madonnengeſicht jederzeit ein ſolches, in deſſen Zügen man Schönheit mit Unſchuld und Frömmigkeit vereinigt findet.

Madras, Hauptſtadt und Reſidenz des Präſidenten von Madras und wichtige Handels- und Seeſtadt, in der oſtindiſchen Landſchaft Karnatik, auf der Küſte Koromandel, liegt in einer ebenen, ſandigen Gegend, an der Mündung des Palies in dem Bengaliſchen Meerbuſen. Sie beſteht aus der weißen oder Neu-Madras und aus der ſchwarzen Stadt und hat 500,000 Einwohner. Das wichtige Fort St. Georg, welches 1643 in einem elenden Dorfe gegründet wurde, bildet die weiße oder neue Stadt, welche den Pallaſt des Gouverneurs, die Caſerne, das Zeughaus, aus welchem 40,000 Mann bewaffnet werden können, das Rathhaus, die übrigen Compagniegebäude, den Pallaſt des ehemaligen Nabobs von Arkot und die Wohnungen der Europäer begreift. Dieſer Theil von M. hat ein hübſches Anſehn, indem er mit Mauern umgeben iſt und alle Gebäude marmorartig mit Kalk bekleidet ſind. Ueberdies trifft man auch hier reiche Kaufleute, ungeheure Waarenmagazine, Kaufmannsgewölbe und Kramladen. Die eigentliche ſchwarze Stadt, welche von der weißen durch eine Esplanade getrennt wird, iſt ein Gemiſch von Palläſten und Hütten der Eingebornen, von Moſcheen, Pagoden und Kirchen, darunter die ſchönſte chriſt-

Digitized by Google

liche Kirche Asiens, welche auf Säulen ruht und in einem Palmenhaine liegt und der Sitz der Präsidentschaft und des obersten Gerichtshofes. Sie hat ferner eine Sternwarte, eine Waisenversorgungsanstalt, ein Irrenhaus, ein englisches Collegium zur Bildung von Beamten, verschiedene christliche Schulen, eine lutherische Missionsanstalt, welche 1825 eine Zahl von 167 Missionären unterhielt. In der hiesigen Militärschule, genannt Asylum, begann bald die Methode des wechselseitigen Unterrichts. Außer den Europäern wohnen auch Armenier, Bengalen, Chinesen, Peguaner, schwarze Juden und Mauren (mahomedanische Araber) in M., die wichtige Fabriken haben und bedeutenden Handel treiben. Sie verfertigen weiße und bunte Baumwollenwaaren, Glasarbeiten zum Putz für die Hindufrauen und unterhalten erhebliche Töpfereien, Ziegelbrennereien und Salzsiedereien. Der Boden der Umgegend ist unfruchtbar, aber durch Fleiß so umgeschaffen, daß die ganze Stadt mit den schönsten Gärten und zum Theil pallastartigen Landhäusern umgeben ist. Der Hafen der Stadt ist, wie auf der ganzen Ostküste der starken Brandung wegen, keineswegs sicher. Den Mangel des guten Trinkwassers ersetzt eine in neuern Zeiten angelegte Wasserleitung, welche das Trinkwasser aus der umliegenden Gegend in alle Theile der Stadt führt. Vor ältern Zeiten stand hier das Städchen Tschinnapatnam, welches dem Könige von Bisnagor gehörte, von dem es die Britten 1645 bekamen und hier die Stadt und das Fort St. Georg erbauten. Die Präsidentschaft Madras enthält 7000 QM. und 14 Mill. Einw.; umfaßt die Ostküste und die Südhälfte von Dekan und ist in 8 Provinzen getheilt.

Madrazo y Ayudo, Don Jose de, einer der ausgezeichnetsten jetzt lebenden Maler Spaniens, wurde am 22. April 1781 in Santander geboren, erhielt seine erste Künstlerbildung auf der Akademie zu Madrid, studirte dann in Paris unter David, wo er auch Anatomie in der Gallerie des Louvre und Alterthumskunde bei dem berühmten Millin hörte, später in Rom, ward 1818 zum Director des Colorits und der Composition an der Akademie von San Fernando ernannt, nachdem ihn, noch während seines Aufenthaltes in Italien, die Akademie San Luca zu ihrem wirklichen Mitgliede und der König Karl IV. zum königlichen Kammermaler ernannt hatte. Später erhielt er vom König Ferdinand VII. den Auftrag, die Lothographie in Spanien auf einen höhern Grad der Vollkommenheit zu bringen, weshalb er nach Paris ging und schon nach wenigen Monaten das königliche lithographische Institut zu Madrid gründete. Seine Vaterstadt ehrte den berühmten Künstler, indem sie ihn zum „Regidor perpetuo" ernannte, eine Ehre, die, außer ihm, nur zwei Ministern des Auswärtigen zu Theil wurde, dem Grafen von Floridablanca und Luzano de Torres; die Königin Regentin Christine ernannte ihn zu ihrem Lehrmeister, ob sie gleich selbst eine treffliche Malerin ist. In den zahlreichen Meisterwerken M.'s zeigt sich tiefes Studium der antiken Kunst, besonders in seinen früheren Gemälden: „Lucretia's Tod", „der durch Verrätherhand fallende Viriathus", einfache Erhabenheit in der Composition, kräftige und correcte Ausführung. Später wandte er sich mehr auf kirchlich-religiöse Gegenstände und bewies auch hier wieder den seltenen Reichthum seines Geistes und wie innig er den Geist des Christenthums aufgefaßt habe. Von seinen heiligen Gemälden wird besonders „das Bild von dem heiligen Herzen Jesu mit der schönen Glorie der Engel" gerühmt, das er im Auftrag Ferdinand's VII. für das Kloster der Saleserinnen von Madrid malte. Auch zahlreiche Porträts berühmter und fürstlicher Personen gingen unter seinem Pinsel hervor. — Sein Sohn Don Federigo de M. hat sich bereits als Maler und Kunstschriftsteller einen Namen erworben. Mit seinem Freunde, dem Dichter Don Eugenio de Ochoa, gründete und redigirte er das Kunstblatt El Artisto, in dem sich mehrere kritische Aufsätze über Kunst und viele Lithographien von seiner Hand finden.

Madrid, Hauptstadt Spaniens, in dem Königreiche Neucastilien, in einer Ebene am Manzanores, einem unbedeutenden Flüßchen, über den aber, da er zu Zeiten sehr anschwillt, zwei prächtige Brücken führen, deren eine 1100 Schritt lang ist; hat etwa 188,300 Einw. Die Stadt liegt in einer reizlosen Ebene, ist aber im Ganzen schön ge-

Digitized by Google

baut, besonders in den neueren Theilen, z. B. in der Straße von Alcala, Toledo, dem großen Markte (Placa major) besonders der sogenannten Puerta del Sol, dem Hauptsammelplatz der Einwohner. Das Straßenpflaster so wie die Erleuchtung sind in M. jetzt gut. M. bildet ein unregelmäßiges Viereck, blos mit einer Mauer umgeben, hat ungefähr $3^1/_2$ Stunden im Umfang und in der größten Länge $1^1/_4$ Stunde. Es hat ausgezeichnete öffentliche Gebäude, als: das Schloß Buen Retiro an der Ostseite der Stadt, welches ein großes, altes Gebäude ist, von den Franzosen zu einer Citadelle umgeschaffen und daher sehr verwüstet wurde, das nach dem Brande von 1734 neu erbaute prachtvolle Schloß, von 470 F. Länge, an der westlichen Seite der Stadt. Ueber dem ersten liegt der Hauptspazierplatz, der Prado, welcher $^3/_4$ Stunden lang und mit schönen Gärten und Baumreihen geziert ist; die ehemalige große Porzellanfabrik und der schöne botanische Garten, in welchem eine treffliche Gemäldegallerie ist. Ausgezeichnet sind sonst noch das Zollamtsgebäude, das große Ferdinands Hospital, das Museum, der Pallast des Herzogs von Medina und das Rathhaus. Unter den 133 Kirchenklöstern sind keine durch Größe und Schönheit, wohl aber viele durch herrliche Gemälde bemerkenswerth. M. ist der Sitz eines Bischofs, einer 1770 erneuerten Universität und hat 13 königliche Akademien. Im königlichen Schlosse sind viele Kunstschätze und eine wichtige Bibliothek; außerdem giebt es Sammlungen und Bibliotheken der verschiedenen wissenschaftlichen Anstalten, ein Opernhaus und zwei Theater. Ueber der Stadt ist das Amphitheater zu Stiergefechten, dem noch immer beliebten Nationalvergnügen der Spanier. Zu bemerken ist noch der treffliche Aquäduct, welcher aus dem Gebirge Wasser in die Stadt leitet und in 32 Brunnen vertheilt. Die Stadt hat eine nicht kleine Zahl von Fabriken, zum Theil aber für königl. Rechnung. Hauptstadt ist sie seit 1560 und Residenz seit Karl V.

Madrigal, das, ital. madrigale, gehört, weil in ihm ein vorherrschendes Gefühl (meist die Liebe) in einer gegebenen ästhetischen Form dargestellt wird, zur lyrischen Dichtkunst und es ist der kleine Umfang dieser äußeren Form auf einen bestimmten technischen Mechanismus berechnet, der aber sonst sorgfältiger als jetzt festgehalten wurde. Die vormals genau beachtete Form, das M. nie aus weniger den 6, nie aus mehr denn 11 Zeilen bestehen zu lassen, ist von neueren Dichtern wenig berücksichtigt worden. Seine Verse binden sich jetzt nicht mehr an ein gleiches Sylbenmaß oder eine Verschränkung der Reime; man reimt die Zeilen willkürlich auf einander, auch manche gar nicht und nennt flugs alle kleinere lyrische Ergüsse, die weder Sonett, Rondeau, noch Triolet sind, in denen aber Zartheit des Gefühles, Freiheit der Wendungen und leicht tändelnder Witz ausgedrückt werden: Madrigale. Darin ist man einig, daß das M. eine Erfindung der Italiener ist, ob man gleich die Zeit seiner Erfindung und den Namen des Erfinders nicht bestimmen kann. Es erhielt seinen Namen (die Provençalen sagten in ihrer weichen Mundart: Madrial) daher, weil man es ursprünglich zu materiellen Gegenständen der Liebe brauchte; doch leitet man es auch anders ab. Der Italiener Cassola gab 1544 Madrigale heraus und nach ihm thaten sich auch Tasso (gest. 1595) und Guarin (gest. 1613) darin hervor. Von den Italienern kam das M. zu den Franzosen, welche seine neuere Form dem Clemens Marot (gest. 1544), einem beliebten Dichter unter Franz I., zuschreiben; nach ihm bildeten die Dichter Montreuil, Lainez und Moncrif diese Gedichtsgattung weiter aus. Als den ersten deutschen namhaften Madrigalendichter nennt man Kaspar Ziegler (geboren zu Leipzig 1621); dann C. Stockmann und wir finden sehr ansprechende solcher kleinen Dichtungen bei Hagedorn, Leising, A. W. Schlegel, Tiedge, Goethe u. v. A. Das alte M. ward auch in Musik gesetzt und gesungen und bald trug man den Madrialgesang auch auf Instrumente über; daher man im 16. und 17. Jahrh. Madrigale für die Orgel ꝛc. hatte.

Madwig, Johann Nicolai, berühmter dänischer Philolog, wurde 1804 in einer kleinen Stadt auf der Insel Bornholm geboren, durch die Unterstützung einer wohlhabenden Frau seiner Vaterstadt in Stand gesetzt, auf der gelehrten Schule zu Frederiksborg den Grund zu seiner wissenschaftlichen Bildung zu legen, bezog im Jahre 1817 die Universität, ward 1826 als Docent angestellt und erhielt 1828, nach Thorlacius' Tode, das Lectorat

Digitized by Google

und 1829 das Professorat der lateinischen Sprache und Literatur in Kopenhagen. Seine „Emendationes in Ciceronis libros de legibus et academica" (1826) und seine „Epistola ad Orellium de libris duobus extremis orationum Verrinarum emendandis" (1828), sowie seine Doctordissertation: „De Q. Asconii Pediani et aliorum interpretum veterum in Ciceronis orationes commentariis" (1828) haben ihm einen bedeutenden Platz unter den jetzt lebenden Philologen angewiesen. Sein Streben geht dahin, die höhere Kritik auf eine historische Basis zurückzuführen. Seine akademischen Arbeiten sind unter dem Titel: „Opuscula academica" (1834—42) gesammelt. Unter seinen in verschiedenen Zeitschriften zerstreuten und einzeln gedruckten Forschungen nehmen mehrere, z. B. „Blick auf die Staatsverfassungen des Alterthums" (1840), „Von dem Wesen, der Entwicklung und dem Leben der Sprache" (1842), „Ueber den gelehrten Schulunterricht" und „Ueber die Grundbegriffe der alten Metrik", einen hohen Rang ein; auch seine „Lat. Sprachlehre für Schulen" (deutsch, Braunschw. 1844) bricht eine ganz neue Bahn.

Mäander, jetzt Bujuk-Mindas, nach A. Meinder, Küstenfluß in der asiatischen Türkei, entspringt im Innern der kleinasiatischen Halbinsel auf dem Muradgebirge, westlich von Karahissar und setzt in westlicher Richtung seinen Weg, auf dem er sich mit vielen andern meist von Süden kommenden Flüssen vereinigt, nach dem ägäischen Meer fort, welches er südlich von Aidin erreicht. Der Mäander ist einer der bedeutendsten Flüsse Asiens und besonders wegen seiner vielen Krümmungen merkwürdig. Daher findet man schon bei den Alten mäandrisch sprüchwörtlich von künstlichen Wendungen einer Rede, eines Weges u. s. w. vorzugsweise aber von der labyrinthartig verschlungenen Purpurverbrämung an den Gewändern (jetzt à la Grec) gebraucht.

Mäcenas, C. Cilnius, aus alt etruscischem Geschlecht stammend, war der Günstling und Vertraute des Augustus, dem er sich, ohne ein öffentliches Amt zu bekleiden, durch seine Bildung als Hof- und Staatsmann unentbehrlich gemacht hatte. Als Augustus bei der Größe, die durch ihn sein Reich erlangt hatte, ungewiß war, ob er die Regierung niederlegen sollte, so war es M., der ihm zur Beibehaltung der Herrschaft rieth, da im Gegentheil ein so colossales Reich ohne ein starkes Oberhaupt bald zerfallen würde. Man müsse, rieth er, frei von allem Eigennutze vor Allem bedenken, was dem Vaterlande nützlich sei. Natürlich berücksichtigte M. hier blos seinen Nutzen, weniger seinen Ehrgeiz, den er, geschickter zum Rathen als zum Handeln, nicht genug zu nähren im Stande war. Er konnte daher allein durch das Ansehen, in welchem er beim Augustus stand, Ersatz finden, für die Ehre, die ihm das römische Volk nicht gewähren konnte; diesen fand er auch im höchsten Grade. Augustus hatte ihn nicht allein in den Besitz ungeheurer Reichthümer gesetzt, sondern bewies auch gegen die oft harten und sehr freien Aeußerungen, welche sich M. in seiner Gegenwart erlaubte, eine bewundernswürdige Nachsicht; doch konnte er auch nicht leicht einen Mann finden, der seinen Wünschen in Allem so sehr entsprach wie M.; klug, entschlossen, bedächtig, witzig, gefällig, wußte er sich in alle Launen des Augustus zu schicken, ließ es auch gern geschehen, wenn er von diesem wegen seiner Weichlichkeit, Ziererei und Liebe zum Sonderbaren, als Zielpunkt des Witzes und Scherzes gebraucht wurde. Nach dem Ende der Bürgerkriege lebte M. größtentheils in seinem prächtigen Pallaste auf dem esquilinischen Berge in Ruhe und üppigen Vergnügungen, dennoch aber umgeben von Künstlern und Gelehrten aller Art, die in ihm stets einen mächtigen Beschützer fanden. Müssiggang und Wollust blieben aber nicht ohne nachtheilige Wirkung auf seinen Geist, daher Spätere seine Gedichte und Schriften, von denen nichts auf uns gekommen ist, wegen ihres nachlässigen und theilweise gezierten Ausdrucks nicht sehr lobenswerth fanden. Er starb im J. St. 745, (8 v. Chr.). Eine treffliche Schilderung seines Charakters s. in Wieland zu Horaz' Briefen 1, 1 und Satyren 1, S. 213. Dem Schutz, den er den größten Dichtern seines Zeitalters angedeihen ließ, verdankt er es, daß sein Name synonym mit dem eines Beschützers der Wissenschaften geworden ist.

Mächtig, das ist mit Macht oder Kraft begabt, groß, von einer veralteten Bedeutung des Wortes Macht. So nennt man auch einen Berg mächtig und versteht darunter

Digitized by Google

seine Ausdehnung. Im diesem Sinne gebraucht es vorzüglich der Bergmann. Bei ihm heißt z. B. ein Gang 2 Lachter mächtig, d. i. 2 L. breit; bei Flötzen drückt mächtig dagegen die Stärke oder Dicke aus. Ein Gang wird mächtig heißt: er nimmt mit seiner Länge oder Tiefe an Breite zu. —

Mädler, Joh. Heinrich, seit 1840 Director der Sternwarte in Dorpat, wurde am 29. Mai 1794 zu Berlin geboren, widmete sich dem Lehrerstande und nahm seit 1817 an der Leitung des Schullehrerseminars in Berlin Antheil, bis dieses im Jahre 1828 aufgelöst wurde, worauf er bei dem 1803 errichteten königlichen Schullehrerseminar angestellt wurde. Diesem Kreise seines öffentlichen Wirkens gehören seine Bemühungen um die Kalligraphie an, sein „Lehrbuch der Schönschreibekunst" (Berl. 1826) und die „Allgemeinen kalligraphischen Vorschriften" (4 Hefte, Berl. 1828 und 29, 4.). Eine andere Thätigkeit entwickelte er in dem seit 1828 zu Berlin gestifteten Verein für Erdkunde und machte mit Wilhelm Beer (s. d.) auf der von Letzterem erbauten Sternwarte seit 1829 die fleißigsten Beobachtungen. Die Herausgabe der Mondkarte (Mappa selenographica, 4 Sectionen, Berl. 1834—36, 4.) und die zur Erläuterung derselben dienende „Allgemeine vergleichende Selenographie" (Berl. 1837, 2 Bde., 4.) verschafften M.'s astronomischen Arbeiten größere Anerkennung, indem er seit 1836 auf der unter Enke's Direction stehenden königlichen Sternwarte beschäftigt wurde, nachdem er schon früher 1833 auf der Insel Rügen die Zeitbestimmungen für die russische Chronometerexpedition besorgt hatte. Im November 1837 erschien von ihm eine Generalkarte des Mondes von 12 Zoll Durchmesser. Außerdem beschäftigte sich M. besonders mit Berechnung der Bahnen mehrerer Doppelsterne, sowie der beiden nächsten Saturntrabanten. Von seinen Schriften sind noch zu erwähnen die „Populäre Astronomie" (Berl. 1841), der „Leitfaden zur mathematischen und allgemeinen physischen Geographie" (Stuttg. 1844) und „Astronomische Briefe" (Riga 1845).

Mägdesprung heißt eine schroffe Felsenklippe im Herzogthum Anhalt-Berburg, die den Mittelpunkt des reizenden Selkethales bildet. Am Fuße derselben liegt das gleichnamige Hüttenwerk, wo zu Ehren des Herzogs Friedrich Albert, gest. 1796, ein schöner gußeiserner Obelisk, 58 F. hoch, errichtet ist.

Mähen nennt man das Abbringen der Culturpflanzen und des Grases. Es geschieht theils mit der Sense, theils mit dem Siget, theils mit der Sichel. Der Gebrauch der Sense hat den Vorzug der Schnelligkeit, Arbeitersparniß und des größern Strohgewinnes, die Sichel, deren sich besonders die kleinern Grundbesitzer bedienen, liefert sauberere Arbeit, führt aber Verlust an Stroh herbei. Das Wintergetreide wird mit der einfachen Sense abgehauen und von einer dem Mäher folgenden Person abgerafft; das Sommergetreide dagegen mit der Gestellsense abgehauen und in Schwaden geworfen. In neuerer Zeit hat man auch Mähmaschinen erfunden und zwar gingen England und Amerika damit voran. Besonders zu erwähnen ist die Getreidemaschine des Engländers Belt. In Deutschland construirte Bigazy zuerst eine Fruchtmähemaschine; doch seine, wie des Maschinenbauers Weisse in Dresden später gefertigte Maschinen haben bei den deutschen Landwirthen noch keinen Eingang gefunden.

Mähren, Markgrafschaft und deutsche Provinz des österreichischen Staates, bildet mit dem österreichischen Theile von Schlesien eine Provinz von 481½ QM. mit 2,160,000 Einwohnern. Der Boden des Landes ist wie in Böhmen; an drei Seiten sind Gebirge und das Innere und der S. fruchtbare Hügelebenen. In NO. ist der S. Theil der Sudeten mit dem Altvater von 4500 F. Höhe und, auf der Grenze von Mähren und Schlesien, mit dem Spieglitzer Schneeberge von 4400 F. Höhe; in O. die Karpaten, deren nördlichster Theil an der Grenze von Schlesien, Ungarn und Galizien den Namen der Beskiden trägt, mit dem Babia Gera, von 5400 F. Höhe, und Lissa Nora von 4200 F.; in W. das Böhmische Mährische Grenzgebirge. Gegen S. sind keine natürlichen Grenzen, jedoch kann man die Taya als Grenzfluß betrachten. Fast die ganze Provinz ist Gebiet der Donau welcher die vom Schneeberge herkommende March (Morava) alle Gewässer der W. und O.

Digitized by Google

Gebirge, die Becrwa (betschwa) und Taya, welche die Iglawa mit der Schwarza aufnimmt, zuführt. Nur in M. ist die Quelle der Oder, welche auf ihrem nördlichen Laufe die Sudeten von den Karpaten trennt, auf welchen letzteren die Weichsel entspringt, deren Quellflüsse, die weiße, schwarze und kleine Weichsel sich beim Dorfe Weichsel vereinigen; sie ist also die bemerkenswerthe Wasserscheide dreier Stromgebiete. Das Pflanzenreich liefert alle böhmische Producte, besonders auch guten Wein und Mais, ferner Süßholz, Safran, Galläpfel, Anis, Krapp und Fenchel. Die Viehzucht wird durch fette Wiesen und Weiden begünstigt, daher ist das Rind unter den Hausthieren ausgezeichnet und die Schafzucht berühmt. Die Federviehzucht, besonders die Gänsezucht, wird stark getrieben. Die Bienenzucht ist nicht so einträglich als die Fischerei und das Getreide gedeiht vorzüglich in der Hana am Marchflusse und Brunn und in den südöstlichen Gegenden der znaimer Kreise; auch der Flachs-, Obst- und Gartenbau sind nicht unbedeutend. Die ansehnlichen Waldungen sind mehr Laub als Nadelhölzer. Außer Eisen (jährlich über 60,000 Ctr.) finden sich keine Mineralien von Bedeutung; doch hat Mähren Schwefel, Steinkohlen und Alaun. Die Landwirthschaft ist höchst blühend, Leinen- und Tuchweberei sehr wichtig, auch Fabriken anderer Art sind in nicht unbedeutender Anzahl vorhanden; vorzüglich geschätzt ist das Papier dieser Provinz. Es giebt auch in Mähren zahlreiche Alaun-, Potasche-, Vitriol- und Salpetersiederein und Pulvermühlen, nebst Glashütten. Die Fabriken geben den Einwohnern den meisten Lebensunterhalt und vorzüglich Leinwandmanufacturen, denn diese beschäftigen gegen 200,000 Spinner und 10,000 Webermeister, die Verfertigung der Wollzeuche und Tücher mehr als 100,000 Menschen auf 10 000 Stühlen. Die Ausfuhr ist größer als die Einfuhr; dazu kommt ein wichtiger Transithandel, den die guten Kunststraßen und eine Eisenbahn befördern. Unter den christlichen Einwohnern (man zählt über 30,000 Juden) sind 450,000 Deutsche, die übrigen Slaven (Hanaken, Slowaken, Chrowaten, Zalesaken, Wlachen, Kopanitscharen und Wasserpolaken) sind alle bis auf 74,000 Protestanten, Katholiken. Mähren, welches ohne das österreichische Schlesien 398½ QM. enthält und 1,700,000 Einw. hat, war schon im 8. Jahrhundert ein eigenes slavisches Königreich, welches zwar von Karl dem Großen überwunden, aber erst 908 durch König Arnulf völlig aufgelöst wurde, kam 1056 an Böhmen, ward 1085 eine Markgrafschaft und böhmisches Lehn und ist seit 1611 mit Böhmen stets verbunden gewesen. Die Landstände bestehen aus Prälaten (dem Erzbischof von Olmütz, den Aebten, Pröbsten und Domherrn) aus Herren (die Fürsten, Grafen und Freiherrn) aus Rittern und aus 8 Städten. M. hat 6 Kreise, als Olmütz, Brünn, Znaym, Iglau, Prerau und Hradisch; Schlesien 2, als: Troppau und Teschen.

Mährische Brüder, s. Böhmische Brüder.

Mänaden heißen die Weiber im Gefolge des Bacchus (s. d.), die durch Gebährden taumelnden Rasens und wüthender Begeisterung die Verehrung des Gottes darstellten.

Männerbund, s. Evergeten.

Mäonide, eigentlich Bewohner von Mäonien (s. d.), hieß bei den Alten vorzugsweise Homer, weil Einige Kolophon, das früher zu Lydien oder Mäonien gehörte, für dessen Vaterstadt hielten. Andere wie Lucian, leiten diese Benennung von Mäon, dem Vater des Homer, ab. Später bezeichnete man mit Mäoniden die Musen überhaupt.

Mäonien war ursprünglich eine Landschaft in Lydien, galt aber auch überhaupt für die ältere Benennung von Lydien (s. d.).

Märchen, s. Volksmärchen.

Märtyrer. Die Standhaftigkeit der Christen bei den Verfolgungen war verschieden nach Maßgabe ihrer Charakterstärke und Anhänglichkeit an die Religion. Die, welche bei Erduldung der Martern und des Todes eine schwärmerische Stärke bewiesen, die, welche Alles erduldeten, ehe sie gegen ihre Ueberzeugung auch nur ein Wort gesprochen hätten, die, welche sich selbst zu diesen Leiden hindrängten, hießen M. — Die Schilderung des Lebens,

Digitized by Google

der Verfolgungen und Martern der christlichen Märtyrer findet man in den oft unglaubwürdigen Martyrologien. Der Bischof Clemens I. von Rom soll das erste Martyrologium entworfen haben und das römische blieb unter den vielen Märtyrergeschichten immer das berühmteste. (S. Legende und Acta sanctorum.)

Märtyrerära war eine Jahrberechnung bei den Kopten in Aegypten und im ganzen Orient; sie fällt mit der Aera des Diocletian zusammen. Der Name entstand zuerst bei den Christen, die Diocletian im neunzehnten Jahre seiner Regierung grausam verfolgend austilgen wollte. Abu 'lFaradsch (in Histor. Dynast. p. 133. das arab. Textes) sagt: mit dem ersten Jahre Diocletians fängt die Aera an, nach der die Kopten datiren, die sie Märtyreräre nennen. Das Epochenjahr dieser Aera ist der 13. Juni oder 29. Aug. 284 nach Christ.

Märtyrerfeste kamen zugleich mit den Märtyrern in Gebrauch und bestanden darin, daß man an den Orten, wo diese gelitten hatten und gestorben waren, Gottesdienst hielt und sich dort in freudigen Hymnen an die Gottheit wandte, um ihr zu danken, daß man solche Beispiele von Tugend aufzuweisen habe; man las die Lebens- und Leidensgeschichte solcher Männer vor, und nannte deren Sterbetage ihre Geburtsfeste, ja wir finden schon früh Beispiele, daß man sie um Fürbitte bei Gott anrief. Später erbaute man auf ihren Gräbern Kapellen und Kirchen, die martyria hießen.

Märzfeld (campus Martius, nicht zu verwechseln mit dem altrömischen Marsfeld oder campus Martius, s. Marsfeld) war unter den Merovingern in Franken, bei den Sachsen und im übrigen Deutschland öffentliche und allgemeine Volksversammlung, die im Monat März gehalten wurde, nach der alten Sitte, nie anders als im Freien, unter freiem Himmel, im Walde, unter breitschattigen Bäumen, auf einer Anhöhe, neben einer Quelle u. s. w. zusammen zu kommen zu öffentlicher Berathung; enge Wohnungen hätten die Menge des freien und adeligen Volkes nicht gefaßt. Bis auf 755 wurden die Versammlungen im März gehalten, an einem Orte in der Nähe eines Flusses oder wo die Grenze verschiedener Landschaften zusammenlief. Bei den Franken war es meistens der Niederrhein, z. B. Andernach, Ingelheim; doch auch andere Gegenden. Pipin verlegte aber die Versammlungszeit auf den Mai, daher Maifelder, Majicampus, Magicampus, oder Madii campus, seit 755. Ohne daß sich die Benennung änderte, verschoben die Könige öfters die Versammlungen einige Monate weiter hinaus, wie Karl d. Gr. 781 zu Worms. In den Versammlungen hatte der König, der wahrscheinlich auf einem erhöhten Platze stand, den Vortrag und die Menge gab durch Waffengeräusch, Händeklatschen und lauten Zuruf ihren Beifall zu erkennen, bis zum eigentlichen Stimmensammeln geschritten wurde. Die hauptsächlichsten Geschäfte beschreibt am Ersten und unter Allem am Wichtigsten Tacitus. Zuerst wurden dem Könige Geschenke und freiwillige Gaben gebracht, die später in Abgaben verwandelt wurden. Alsdann begannen öffentliche Berathungen über Gesetze und Herkommen, über die Verwaltung, über Krieg und Frieden; damit war ein Sittengericht verbunden: die Feigheit wurde auf der Stelle bestraft, Verbrechen kurz untersucht und Streitigkeiten geschlichtet, zwischen Personen, Gauen, Marken und Provinzen. (Vgl. Tacitus Germania 11—14). Aus diesen Versammlungen, zu denen das Volk bewaffnet zusammen kam, weil häufig sogleich ein Kriegszug oder eine Kriegserklärung damit verbunden war, gingen in Franken, Sachsen und im übrigen Deutschland — auch die Longobarden hatten ein Maifeld — später die ungebotenen Gerichte (ungebotene Dings) hervor, welche gleich den Versammlungen zwei oder dreimal im Jahr mit den drei jährlichen Opferfesten der Heidenzeit zusammen zu hangen scheinen und meistens im Frühling oder Herbst gehalten zu werden pflegten; daher Maigedinge und Herbstgedinge. Derselbe Gebrauch ging auch auf Britannien über, unter dem beständigen Namen Maifelder. Es ist außer allem Zweifel, daß mit der Nationalzusammenkunft der Alten außerdem Spiele und Festlichkeiten verbunden waren, zunächst Heerschau und vollständige Musterung der Nation. Dieses letztere hat die neue französische Regierung nachgeahmt, ohne nur einen Schein von den alten März- und Maifeldern gelassen zu haben. Bei Paris wird auf

Digitized by Google

einer großen Ebene vom Könige ein Maifeld gehalten, wo Glanz und Pracht, Spiele und Anderes nur die Schauluſt ergötzt. Damit iſt eine partielle Muſterung des Heeres in und um Paris verbunden. Vergl. im Allgemeinen hierüber Jacob Grimm, deutſche Rechtsalterthümer.

Maeſtoſo, ein in der Muſik oft vorkommender italieniſcher Ausdruck, der ſo viel wie würdevoll, erhaben bezeichnet. Oft kommt das Wort auch in Zuſammenſetzungen vor, z. B. Adagio maestoso oder Allegro maestoso.

Mäßigkeitsvereine. Wenn man die Mäßigung im Genuſſe ſinnlicher Freuden und namentlich berauſchender geiſtiger Getränke als einen Beweis der ſich verbreitenden Civiliſation betrachten kann, ſo ſteht es mit der geträumten und ſo oft hochgerühmten Bildung unſerer Zeit und unſerer Völker ſehr bedenklich aus. Ueberblickt man die verſchiedenen Perioden der menſchlichen Geſchichte, ſo möchte Unmäßigkeit und daher Rohheit und Uncultur niemals einen ſo hohen Grad erreicht haben, als eben in der Gegenwart. Wenigſtens ſind die Zahlenverhältniſſe in den Maſſen der verbrauchten geiſtigen Getränke nie ſo hoch geſtiegen. Wohl mögen wir nun zugeſtehen, daß ein ſolcher Schluß ein ſehr irrthümlicher ſein möchte, immer bleibt es eine traurige Erfahrung, daß die größere Maſſe der Menſchen in ihrer Bildung noch nicht weiter geſchritten, oder von ihrer bürgerlichen Lage ſo tief gebeugt iſt, um in ſinnlicher Betäubung ein Vergnügen oder ein Vergeſſen ihrer ſelbſt zu ſuchen und daß auch unſere Zeit wie ſo viele andere zu Vereinen und künſtlichen Mitteln ihre Zuflucht nehmen zu müſſen glaubt, um die Peſt des Menſchengeſchlechts zu bekämpfen. Denn nur bekämpfen, nicht beſiegen läßt ſich die Unmäßigkeit, dieſer Erbfeind menſchlich-geiſtigen Fortſchritts, durch ſolche Mittel, und ſo lange die ſogenannten M. nur äußere Schranken gegen ihn aufzurichten ſuchen, ſo lange ſie nicht in einer geſteigerten Pflege des Geiſtes ihm einen dauernden Damm aufzubauen verſtehen, werden ſie niemals glücklich darin ſein. Die M. ſind eigentlich ſchon ziemlich alt. Die Griechen ſchon errichteten der Sophroſyne Tempel und opferten ihr auf ihren Altären; das Chriſtenthum nahm ſie unter ſeine Haupttugenden auf, ohne daß ſich Völlerei und Genußſucht hätten dadurch abhalten laſſen, unter allen Ständen ihre zahlreichen Opfer zu ſuchen. Namentlich war unter den höhern Ständen dieſes Laſter im Mittelalter ſo gäng und gäbe, daß ſich mehrere Fürſten unter einander verbanden, ihm unter ihren Standesgenoſſen zu ſteuern. So wird von einem Landgrafen von Heſſen gegen das Ende des 14. Jahrhunderts erzählt, daß er einen Mäßigkeitsverein geſtiftet habe, der ſeinen Mitgliedern erlaubte, nur ſieben Humpen Wein zu jeder Mahlzeit zu genießen. Ein anderer Mäßigkeitsverein für den Adel ward am 22. Juni 1517 von Siegmund von Dietrichſtein unter dem Namen St. Chriſtophsorden in Grätz gegründet. Seitdem der Branntwein in immer größerem Maße gebrannt wurde, nahm Völlerei immer mehr zu und in den neuern Zeiten war Nordamerika das erſte Land, welches ſich ernſtlich dieſem verheerenden Gifte entgegenſetzte. In Boſton trat 1803 der erſte Mäßigkeitsverein zuſammen, dem bald viele folgten, ſo daß es ſchon zwei Jahre darauf, 1805, 1600 ſolche Geſellſchaften, beſtehend aus Individuen jeden Standes, Alters und Geſchlechts, im Bereich der Vereinigten Staaten gab. Bald folgte dieſem guten Beiſpiele England, wo Verſuche ſelbſt auf der Flotte gemacht wurden, den Genuß geiſtiger Getränke ganz zu verbannen. Auch in Deutſchland hat man dieſe Vereine nachgeahmt und nach einer Berechnung im Jahre 1843 ſollen in den Ländern des deutſchen Bundes 452 Mäßigkeitsvereine beſtehen, von denen 230 allein auf Hanover kommen. In Schweden hat man gewiſſe Mäßigkeitsvorſchriften geſetzlich gemacht, deren Uebertretung erſt mit moraliſchen, im Wiederholungsfalle mit Geld- und Einſperrungsſtrafen belegt iſt. Der König hat ſich ſelbſt zum Mitglied des Mäßigkeitsvereins in Stockholm aufnehmen laſſen und mehrere der angeſehenen Gutsbeſitzer haben ihre Branntweinbrennereien aufgegeben. Die Wirkſamkeit dieſer Vereine ſcheint im genauen Verhältniſſe mit dem fortſchreitenden Bildungsgange der untern und mittlern Volksklaſſen zu ſtehen und wenn wir erfahren, daß trotz der zahlreichen M. in Nordamerika noch 1828 der Verbrauch des Branntweins bei einer Bevölkerung von 12 Millionen Individuen auf 259,200,000 Quart ſtieg und nach einer durchſchnittlichen

Digitized by Google

Berechnung jährlich gegen 400,000 Perſonen als Opfer der Trunkenheit ihr Leben verloren, wenn wir hören, daß in England der Verbrauch des Branntweins ſich in dem Maße vermehrt hat, als dieſe Vereine zahlreicher werden, daß der Verbrauch von dieſem Getränke 1817 ſich nur auf 9,200,000 Gallonen belief, da müſſen wir doch den Schluß ziehen, daß die Volksbildung in dem gerühmten Lande der Freiheit auf einer ſehr niedern Stufe ſtehen müſſe, was ſich auch aus andern Zeichen als wahr erweist. Die ſegensreichſte Wirkſamkeit ſcheint in Irland der bekannte Mäßigkeitsapoſtel Pater Matthews gewonnen zu haben, denn in Nordirland allein iſt der Ausfall in der Malzſteuer und in der Branntweinaccise in einem Jahre auf 94,000 Pfd. St. geſtiegen. Alles zeigt, daß er das Volk für ſeine Lehre zu begeiſtern weiß und wenn wir auch viel auf den leicht erregbaren Volkscharakter der Irländer und auf die Macht des Katholicismus rechnen müſſen, ſo möchte doch von ihm die Methode wenigſtens zu entnehmen ſein, wie bei Verfolgung eines ſo ſehr empfehlenswerthen Zwecks zu verfahren ſei. Die Hauptſache bleibt freilich immer gründliche Belehrung des gemeinen Mannes über ſeine Menſchenwürde und Menſchenrechte und eine Ermöglichung, ſich ſelbſt als Menſch und Staatsbürger bewußt zu werden. Palliative, wir wiederholen es, werden nie etwas helfen, wo eine Radicalcur nothwendig iſt.

Mäuſethurm, bei Bingen am Rhein. Nach mündlichen Ueberlieferungen ward dieſer im Rhein erbaute Thurm vom ſtrengen Erzbiſchof Hatto von Mainz errichtet. Alle Märchen leiten den Namen von den Mäuſen ab, welche, als er zur Zeit des Kornmangels von Ehrenfels hinüberflüchtete, ſchwimmend ihn bis zu dem Thurm verfolgten, wo ſie ihn dann aufzehrten. Nach urkundlichen Nachrichten entſtand der Thurm erſt zu Anfange des 13. Jahrhunderts unter dem Erzbiſchof Seyfried als Zollthurm, deſſen Geſchütz (Muſerie genannt, daher der Name) die Ausweichenden anhielt. Die Schweden zerſtörten ihn im Jahre 1635.

Maffei, ein berühmtes Geſchlecht, welches urſprünglich aus Verona ſtammt, ſich aber ſpäter in verſchiedenen Zweigen durch Italien verbreitete und mehrere in der Literärgeſchichte ausgezeichnete Männer hervorgebracht hat. — Bernardino, geb. den 27. Jan. 1514 zu Rom, erhielt in Padua ſeine wiſſenſchaftliche Bildung, ward 1549 Kardinal und ſtarb den 16. Juli 1553, gefeiert von ſeinen gelehrten Zeitgenoſſen. Er beſaß eine große Münzſammlung, die einer ſeiner Vorfahren angelegt hatte. Seine Geſchichte von den Münzen iſt verloren gegangen; einige andere ſeiner Werke blieben unvollendet und wir beſitzen nur wenige in Sammlungen zerſtreute Briefe von ihm. — Giovanni Pietro, geb. 1535 zu Bergamo, ſtudirte zu Bergamo, lehrte dann in Genua Beredtſamkeit, wo er auch Secretär der Republik wurde, ging hierauf nach Rom und ward Jeſuit und Profeſſor der Beredtſamkeit. Vom Kardinal Heinrich von Portugal 1570 nach Liſſabon berufen, um eine allgemeine Geſchichte Indiens zu ſchreiben, verließ er daſſelbe 1581 wieder, hielt ſich abwechſelnd in Rom und Siena auf und ſtarb 1603 zu Tivoli. Er ſchrieb: „Historiarum indicarum libri XVI.“ (Florenz 1588, beſſere Ausgabe, Köln 1593); „De vita et moribus St. Ignatii“ (Venet. 1585). — Aleſſandro (Marcheſe) geb. 1662 zu Verona, trat ſehr früh als Edelknabe in die Dienſte des Kurfürſten Ferdinand Maria von Bayern, ſeines Pathen, ward 1696 Obriſt, ſpäter Feldmarſchall und Statthalter von Namur und hatte großen Antheil an den 1717 über die Türken erfochtenen Sieg bei Belgrad. Er ſtarb zu München 1730, Memoiren hinterlaſſend (Verona 1737; franzöſiſch, Haag 1740, 2 Bde., 12.), die ſehr wichtig für die damalige Zeitgeſchichte ſind. Das italieniſche Original iſt von ſeinem Bruder Scipio. — Francesco Scipione, Marcheſe, geb. 1675 zu Verona, ſtudirte im Jeſuitencollegium zu Parma, ging 1698 nach Rom, wo er wegen ſeines Dichtertalents Mitglied der arkadieſchen Akademie und bald darauf der Florentiniſchen della Cruſca wurde, diente ſpäter unter ſeinem Bruder Alexander als Freiwilliger während des ſpaniſchen Erbfolgekriegs in Italien und Deutſchland, wo er bei Donauwerth 1704 mit kämpfte, ging dann nach Rom zurück, von da nach Verona, wurde Mitherausgeber einer kritiſch-literariſchen Zeitſchrift und ſtiftete zu Verona 1725 eine gelehrte Geſellſchaft zur Beförderung des Studiums der griechiſchen Sprache. Durch Auffindung wichtiger Hand-

Digitized by Google

schriften in der Dombibliothek zu Verona, erwarb er sich auch als Diplomatiker Ruhm. Im J. 1732 begab er sich nach Frankreich, wo er vier Jahre lang allgemein geachtet den Wissenschaften lebte, besuchte dann England, Holland und Deutschland und kehrte nach Verona zurück, wo er 1755 starb. Unter seinen Schriften sind bemerkenswerth: „Della scienza chiamata cavalleresca" (Rom 1710, 4.); welches Buch er bei Gelegenheit eines Streites, worin sein Bruder verwickelt war, schrieb und in welchem er beweist, daß das Duell der Religion, der gesunden Vernunft und dem Interesse des bürgerlichen Lebens zuwider sei. „Merope", ein Trauerspiel (Modena 1713); „Rime e prose" (Venedig 1719, 4.); „Teatro italiano" (Verona 1723, 3 Bde.); „Istoria diplomatica" (Mantua 1727); „Degli anfiteatri e singolarmente del Veronese" (Verona 1728); „Verona illustrata" (ebend. 1732, 2 Bde.); „Museum Veronese" (ebend. 1749); eine Gesammtausgabe seiner Werke erschien zu Venedig (1790, 21 Bde., 4.). — Paul Alexander, Alterthumsforscher und Ritter vom Orden St. Stephan, geb. 1653 zu Volterra, brachte die größte Zeit seines Lebens in Rom zu, wo er Hauptmann unter der päpstlichen Garde war. Dabei beschäftigte er sich aufs Eifrigste mit Erforschung römischer Alterthümer, in welchen er die ausgebreitetsten Kenntnisse besaß; wie seine Werke beweisen: „Raccolta di statue antiche e moderne" (Rom 1704, Fol.) mit 163 Abbildungen alter Denkmäler, die in Roms Palästen, Gärten und Sammlungen aufbewahrt wurden. Die neue Ausgabe (Rom 1707, 4 Bde., 4.), der „Gemme antichi figurate colle sposizioni" des Lionardo Agostini, die dieser 1657, 2 Bde., 4. herausgab und die durch schöne Kupferabdrücke ausgezeichnet ist, aber durch M.'s Zusätze und Anmerkungen neuen Werth erhielt. Doch zieht der Bibliograph die ältere Ausgabe, die sehr selten ist, vor.

Mafra, ein Flecken mit 1000 Einw. in der Provinz Estremadura, etwa 5 deutsche Meilen nordwestlich von Lissabon, unfern dem Meere, in einer einsamen Gegend, ist berühmt durch sein großes Klostergebäude, für 300 Mönche bestimmt, von 760 F. Länge, 670 F. Breite und größer als das Eskurial. Das ganze Gebäude hat 860 Zimmer und 5200 Fenster und Thüren. Die Kirche ist ganz von Marmor gebaut, hat 6 Orgeln und viele Kostbarkeiten; an einer Seite der Kirche steht der königliche, an der andern der Patriarchalpallast, der von Johann V., 1717—1731 erbaut, aber noch nicht vollendet ist. In den Thürmen desselben sind 160 Glocken, zwei große Bibliotheken, von denen die eine 70,000, die andere 10,000 Bände hat. — In einer Krankheit gelobte Johann V. den Bau dieses Klosters an die Stelle des schlechtesten seines Reichs und er wurde mit einem Aufwande von 20 Mill. Gulden erfüllt. Ein deutscher Goldschmidt, Friedrich Ludwig, der bei den Arbeiten für die Patriarchalkirche reich geworden war, wurde mit der Ausführung dieses Gebäudes beauftragt, Joseph I. belebte seit 1772 dieses Kloster durch eine Klosterschule. Das ganze Gebäude gehört zu den wichtigsten Denkmälern der Baukunst, der Prachtliebe und des Aufwandes und ist in den Augen der Einzelnen: a Maravilha (das Wunder) de Portugal. Bekannt wurde dieses Kloster besonders durch Murphy's Prachtwerk (Lond. 1791, Fol.) mit Louis de Sousa's Texte.

Magazin nennt man im Allgemeinen einen Aufbewahrungsort, der sorgfältiger gebaut, mehr Sicherheit und bessere Erhaltung der Gegenstände gewährt als Schuppen und andere Gebäude. Vorzüglich wichtig sind die Pulvermagazine, welche Luftmagazine heißen, wenn sie über der Erde liegen, wo sie dann weit entfernt von bewohnten Gebäuden und insofern mehrere an einem Ort erforderlich sind, hinlänglich entfernt von einander angelegt werden. Sie sind meist von Fachwerk erbaut und mit einem Wall umgeben, der bis zur untern Kante des Daches reicht, haben keine Glasfenster, sondern nur Drahtgitter und hölzerne Laden an der äußern Wandseite. Die Thüre, gegen Osten gerichtet, führt in eine kleine Vorhalle; die innere Thüre hat ein kupfernes Schloß und bewegt sich auf kupfernen Angeln. Die Luftmagazine werden nur zur Aufbewahrung des Pulvers im Frieden gebraucht und heißen deshalb auch zuweilen Friedensmagazine. Das zur Vertheidigung einer Festung erforderliche Pulver wird im Kriege in bombenfesten Magazinen niedergelegt, die meist unter dem Wall befindlich sind, seltner in besondern

Digitized by Google

Gebäuden bestehen und für die man besonders solche Orte wählt, die nicht leicht vom feindlichen Feuer getroffen werden können. In keinem Pulvermagazine sollen sich mehr als höchstens 500 Centner befinden. Die Pulvertonnen liegen im untern Raume auf dazu eingerichteten Unterlagen zwischen festen Ständern; Kartuschen (ohne Kugeln), Zündungen und andere leichte Gegenstände werden auf dem Boden aufbewahrt. Alle Maßregeln zur möglichsten Verhütung der Gefahr müssen getroffen und deshalb auch die Gebäude mit Blitzableitern versehen werden. Die Magazine für Feldlaboratorien werden entweder in einzeln liegenden Gebäuden von guter Beschaffenheit eingerichtet, oder man erbaut Schuppen dazu. Die Engländer legen die Pulvertonnen auf einen einfachen Unterbau von starkem Holz und bedecken das Ganze mit getheertem Segeltuch. Nächst den Pulvermagazinen sind noch die Fourage- und Proviantmagazine zu erwähnen, deren Einrichtung nur auf sicherm Verschluß und trockner, übersichtlicher Unterbringung der Gegenstände beruht. Noch bis 1806 umfaßte die Anlage und Sicherung der Magazine einen wesentlichen Theil des Operationsplans; oft entschied die Wegnahme und Vernichtung derselben den Ausgang des Feldzugs. Bei der seitdem eingetretenen weit schnellern Bewegung der Truppen, welche nicht ohne das Requisitionssystem besteht, ist die Anlegung der Magazine sehr vermindert und nur auf einzelne Verhältnisse beschränkt worden, wo größere Truppenmassen längere Zeit in einer Gegend verweilen. Die Magazine für die Waffen u. s. w. heißen Zeughäuser (s. d.). Getreide- und Mehlmagazine werden bei zu befürchtender Theuerung oder bei andern Unglücksfällen angelegt.

Magdalena soll der Name der reuevollen Sünderin sein, von der uns Lucas im siebenten Kapitel, Vers 36—50 erzählt. Die heilige Schrift legt der Begnadigten keinen Namen bei; aber der Irrthum oder die Freude an ihr schenkte der Sünderin den hohen Namen jener Maria von Magdala oder Magdalena, welche das Evangelium uns als Begleiterin des Heilandes im Leben und beim Kreuze und bei der Auferstehung mit so großartigen Zügen schildert. Die Kirche hat diesen Irrthum durch Jahrhunderte autorisirt und die Kunst hat in ihren Darstellungen beide Frauengestalten zu jenen Magdalenenbildern vermischt, in welchen die Reue und die Erhebung der gefallenen Sünderinnen verewigt sind. Die Ehebrecherin, diese Magdalena und die Samariterin geben uns tiefsinnigere Bilder der weiblichen Natur, als die Dichter der alten und neuen Zeit uns je vorgeführt und die Kunst hat dem Ideal würdig nachgestrebt. Nirgends zeigt sich die Gnade Christi bedeutsamer, als wenn er der gefallenen Frau in Natur gegenübertritt und die Verdammung des alten Bundes durch die Gnade und die Reue aufhebt. — Die Büßerinnen, auch Klosterfrauen von der Buße der Magdalena oder Carmeliterinnen genannt, schon seit Ende des 12. Jahrh. in Deutschland, später im ganzen südlichen Europa verbreitet, sind weibliche Orden, in welchen nur gefallene Mädchen und Frauen sich aufnehmen ließen. Die Verschiedenheit ihrer Kleidung in weiß, grau oder schwarz und die Abweichungen in den Graden der Strenge und den Kasteiungen bildeten ihre Congregationen, Wohlthaten und Andachtsübungen ihren Zweck. Später hat sich dies ursprüngliche Motiv verloren und die Magdalenenstifter zählten nicht blos gefallene Mädchen unter sich. Die neue Zeit hat diese Klöster zum Theil aufgehoben und doch bedarf sie ihrer vielleicht am Meisten. Aber das Magdalenenbild der reuigen und begnadigten Büßerin lebt in vielen weiblichen Herzen und spendet ihnen Erhebung und Trost.

Magdeburg, Hauptstadt der preußischen Provinz Sachsen, Sitz der Regierung, und eine der stärksten Festungen des preußischen Staates, in einer ebenen Gegend an der Elbe, die sich hier in drei Arme theilt, besteht aus der Altstadt, dem Neumarkte und der Friedrichsstadt, welche Theile zusammen 12 Kirchen, 2347 Häuser (ohne öffentliche und Fabrikgebäude) und 50,000 Einwohner haben, unter denen 1500 Katholiken sind. Die Altstadt und der Neumarkt bilden die Festung, die durch die auf einer Elbinsel liegende Citadelle, durch die Stern- und neue Schanze auf dem linken Elbufer, so wie durch einen Brückenkopf am rechten Elbufer verstärkt wird. Die Vorstädte Sudenburg und Neustadt wurden von den Franzosen 1812 niedergerissen, jetzt sind aber Beide wieder herge-

Digitized by Google

ſtellt, die Neuſtadt zum Theil verlegt, ſo daß ſie alte und neue Neuſtadt genannt wird. Die Stadt ſelbſt iſt unregelmäßig gebaut, hat aber einige ausgezeichnete Gebäude, beſonders an dem breiten Wege, dem alten Markt und Domplatze, welcher letztere mit Bäumen umgeben iſt. Den Markt ſchmückt Otto's I. Bildſäule. Der von Quadern erbaute Dom, von Otto I. gegründet, iſt ein herrliches Gebäude mit zwei Thürmen, einem Altare von Jaspis und Taufſteine von Porfyr; daneben ſteht das Zeughaus. Am Domplatze iſt auch das Schloß und Regierungsgebäude, am Markte das große Rathhaus, welches 1691 erbaut wurde. Noch zu bemerken ſind die Domprobſtei, das Landſchaftshaus, die ſchöne Waſſermühle und Waſſerkunſt, die große, an die Stelle des 1811 abgebrannten Zeughauſes am Domplatze erbaute Caſerne mit ins Kreuz gewölbten Ställen für 600 Pferde, an der Elbe die großen Waarenniederlagen nebſt Packhof, auf dem Fürſtenwalle das Commandantenhaus. Magdeburg iſt der Sitz des Oberpräſidenten, der Regierung und des Oberlandsgerichts. Außer den 8 proteſtantiſchen deutſchen Kirchen, ſind hier 3 Deutſche-, Walloniſche- und Franzöſiſche-Reformirte und 1 katholiſche Kirche, zwei Gymnaſien, eine Kunſtſchule, ein Schullehrerſeminar, 3 Bibliotheken, 7 Vorſchulen, eine Kriegs- und Handlungsſchule, 4 Waiſenhäuſer, Hebammenſchule, Zucht- und Arbeitshaus, überhaupt ausgezeichnete Schul- und milde Anſtalten. Der Handel auf der Elbe iſt bedeutend und die Stadt hatte ehemals ein Stapelrecht, welches aber durch die Elbſchifffahrtsacte aufgehoben worden iſt. Es kommen jährlich 300 Fahrzeuge an und des ausgebreiteten Tranſitohandels wegen hat M. auch ein Bancocomptoir. Im J. 1743 iſt ein Kanal zum Vortheil des Handels angelegt worden, der die Elbe und Havel verbindet. Unter den vielen Fabriken ſind die Woll-, Leinwand-, Tabaks-, Zucker-, Zichorien- und Fayencefabriken die bedeutendſten, wozu man leider auch noch die Weinfabriken rechnen muß. Die Stadt erhielt ſchon von Karl dem Großen Stapelgerechtigkeit. Kaiſer Otto I., der ſich gern hier aufhielt, legte 937 ein Benedictinerkloſter zu Ehren des heiligen Mauritius an und verwandelte daſſelbe 967 in ein Erzbisthum, dem Papſt Johann XIII. das Primat von Deutſchland ertheilte und die Biſchöfe von Meißen, Merſeburg, Naumburg, Zeitz, Brandenburg und Havelberg unterordnete. In den Zeiten des Mittelalters führten die Erzbiſchöfe von M. häufig Kriege theils gegen die wiederholt einfallenden Slaven, theils aber auch gegen Kaiſer Heinrich IV., gegen die Markgrafen von Brandenburg und die Bürger von M., die ſich mehrmals wider ihre geiſtlichen Herren empörten. In ſpätern Zeiten wurden die Erzbiſchöfe gewöhnlich aus dem brandenburgiſchen oder dem ſächſiſchen Fürſtenhauſe gewählt. Der ſchon frühzeitig errichtete Schöppenſtuhl ſtand im Mittelalter in hohem Anſehen und das Magdeburgiſche Recht, eine Miſchung von altſächſiſchem Gewohnheitsrecht und Magdeburgiſchen Localrechten, fand weite Verbreitung und Gültigkeit. Zur Zeit der Reformation fiel die Stadt ſehr bald der neuen Lehre zu, zeigte für dieſelbe großen Eifer, wurde aber, da ſie die Annahme des Interims verweigerte, in die Acht erklärt und in Folge deſſen vom 16. Sept. 1550 bis 9. Nov. 1551 vom Kurfürſten Moritz belagert. Als ſie ſich endlich ergeben, fand ſie zwar eine ziemlich ſchonende Behandlung, verlor aber doch das Stapelrecht, den Schöppenſtuhl und mehrere andere Gerechtſame. Nur das Stapelrecht erhielt ſie ſchon 1554 unter dem Adminiſtrator Chriſtian Wilhelm, aus dem brandenburgiſchen Hauſe zurück, das ihr ſodann vom Kaiſer Maximilian auf ewige Zeiten beſtätigt ward. Am 20. (10.) Mai 1631 ward M. von Tilly und Pappenheim mit Sturm genommen und größtentheils zerſtört und ſeitdem iſt es bis 1806 nicht wieder erobert worden, zu welcher Zeit es der altersſchwache Commandant, General von Kleiſt, nach der Jenaer Schlacht am 11. Nov. an Ney auf eine höchſt unrühmliche Weiſe übergab. Im Tilſiter Frieden wurde es an Frankreich überlaſſen, welches die Feſtung zum Königreich Weſtfalen ſchlug. Im Befreiungskriege 1813 ward es von einem Corps unter Tauenzien blos eingeſchloſſen und nach dem Pariſer Frieden an Preußen zurückgegeben. Das ſonſt unweit der Stadt gelegene Kloſter Berge wurde, weil es der Feſtung zu nahe lag, 1814 weggeriſſen und die Schulanſtalt daſelbſt mit der Kloſterſchule in der Stadt verbunden. Hier wurde auch Otto von Guericke, der Erfinder der Luftpumpe, 1602 geboren. Vergl. Rathmann „Geſchichte der Stadt M.“

Digitized by Google

(4 Bde., Magdeb. 1800—17); Wolter „Geschichte der Stadt M. von ihrem Ursprung bis auf die Gegenwart" (Magdeb. 1845); F. W. Hoffmann „Chronik der Stadt M." (1—16 Lief., Magdeb. 1843—47) und Lehmann „Topographie der Stadt M." (2. Aufl., Magdeb. 1830)

Magdeburger Centurien, s. Centurien, Magdeburger.

Magelhaes, Rodrigo de Fonseca, einer der ersten Staatsmänner und politischen Redner Portugals, wurde 1787 im Flecken Condeixa bei Coimbra geboren. Anfangs dem Studium der Theologie von einem seiner Oheime gewidmet, wandte er sich später dem Studium der Philosophie und des kanonischen Rechts zu, trat 1808 beim Ausbruch des Kriegs in das akademische Corps, aus dem er in der Folge zu den Guiden überging, machte den ganzen Krieg auf der Halbinsel mit und stieg bis zum Grade eines Hauptmanns des englischen Heeres empor. Sein Haß gegen den Marschall von Beresford, den er mit der Mehrzahl des portugiesischen Volkes theilte, besonders aber eine beißende Satire gegen die Mätresse des Marschalls, zog ihm viele Verfolgungen von diesem zu. Im Jahre 1819 gelang es ihm, nach Brasilien zu entfliehen, wo er Secretär der Regierung und Junta wurde, die sich nach Ausrufung der Constitution in Portugal in Fernambuco gebildet hatte, nahm dann als Generalquartiermeister für Portugal am Freiheitskriege Theil und kehrte erst 1822 nach Portugal zurück, nach Brasiliens Losreißung vom Mutterlande. In Portugal wurde er Anfangs im Ministerium der Justiz und des Cultus angestellt, aber im folgenden Jahre 1823 dem constitutionellen Heere als Militärsecretär beigegeben, verlor nach dem Sturze des constitutionellen Systems seine Stelle, erhielt sie 1825 wieder und behielt sie bis zum Anfange der Usurpation Don Miguel's, der Alles that, um ihn für seine Partei zu gewinnen. M. schlug die glänzenden Anerbietungen aus und entfloh 1828 nach England, wo er in seinen Zeitschriften „Paquete" und „Aurora" auf das Thätigste und Talentvollste für die Constitution focht. Im Jahre 1832 kehrte M. mit Dom Pedro nach Portugal zurück und erhielt die Stelle eines Generaldirectors des Justizministeriums. Im folgenden Jahre ward er nach England gesendet, wo er den Admiral Napier für den Dienst Dom Pedro's gewann, eine Anleihe negocirte und mehrere andere wichtige Aufträge mit Glück ausführte, worauf er noch in demselben Jahre nach Porto zurückkehrte. Unter der Königin Donna Maria da Gloria wurde M. mit mehreren wichtigen Aemtern betraut, z. B. mit dem eines Bureauchefs des Justizministeriums und eines Directors der Nationalbuchdruckerei. Er gab damals die „Revista". heraus, ein Blatt von sehr entschiedener Farbe. Im J. 1834 ernannte ihn die Provinz Minho zu ihrem Cortesdeputirten, 1835 aber ward er unter dem Ministerium Saldanha zum Minister des Innern erwählt, als welcher er für die neue Organisation des Staats, für das Unterrichtswesen, Belebung der Industrie und des Handels das Unglaubliche leistete. Leider ließen ihm seine Gegner nicht die gehörige Zeit, seine wohlthätigen Pläne zur Reife zu bringen. Nach seinem Austritt aus dem Ministerium 1836 wurde er wieder in die Kammer gewählt und als diese Cortesversammlung wegen der Septemberrevolution nicht zum Zusammentritt kam, ward seine Wahl 1838 in acht Wahlbezirken mit großer Mehrheit erneuert. In dieser Cortessitzung hatte er Anfangs die Absicht, eine Aussöhnung der Parteien und Annäherung der entgegengesetzten Meinungen in dem gemeinsamen Streben für das Beste des Vaterlandes zu Stande zu bringen; doch mußte er dieses Bestreben als unausführbar aufgeben. Im Dec. 1839 trat er unter dem Vorsitze des Grafen Bomfim abermals als Minister des Innern ins Cabinet, konnte aber ebenfalls sich hier nicht lange halten und ist seit dieser Zeit nur in der Kammer thätig.

Magellan oder Magelhaens, Fernando de, von Geburt ein Portugiese, machte durch die Entdeckung der nach ihm benannten Meerenge 1519 oder 20 seinen Namen denkwürdig. Zuerst stand er im Dienst des Königs Emanuel von Portugal und nahm als Schiffscapitän Theil an vielen Entdeckungsreisen; insbesondere war er das Organ bei der Entdeckung der Molucklischen Inseln. Nach seiner Rückkehr erwartete er eine Erhöhung seines Soldes, für geleistete Dienste. Als sie nicht erfolgte ging er zum Kaiser Karl V.,

Digitized by Google

damaligen König von Spanien 1519 ihm seine Dienste anzubieten. M.'s Ansehen als Seefahrer war schon damals ausgebreitet, so daß ihn der Kaiser nicht nur aufnahm, sondern sich auch bewegen ließ den Portugiesen zu erklären, sie hätten bei der Entdeckung der Moluckischen Inseln die Demarkationslinie, welche zur Verhütung von Streitigkeiten zwischen den verschiedenen Seemächten gezogen und vom Papste geheiligt war, überschritten und die Inseln zu Ostindien gerechnet, die doch zu Westindien, folglich zu Spanien gehörten. M. erhielt 5 Schiffe, um einen Weg gegen Westen nach der großen Zuydersee und von da nach den Moluckischen Inseln zu entdecken und von diesen sogleich Besitz zu nehmen; 1519 segelte er von Sevilla ab bis in den 49. Grad der Polargegenden, wo er 5 Monate liegen mußte; der Ort heißt Baja de St. Juliano. Hierauf fuhr er weiter hinauf und fand endlich einen Durchweg von 1—7 M. Breite, die Magellanische Meerenge, welche nicht völlige 52 Grad von der Linie entfernt in ihrer ganzen Länge 90 bis 100 Meilen beträgt. Auf seiner weitern Fahrt fand M. die sogenannten Unglücksinseln (St. Petri Tubarones); so geheißen, weil weder Menschen noch Thiere daselbst gefunden wurden. Zuletzt gelangte er nach Matan, einer der Philippinen. M. kam nicht wieder nach Europa zurück; nach der Erzählung Einiger fiel er durch Verrath bei Malacca, nach Andern in einem Gefecht auf der Insel Sebu, nach Andern wurde er auf der Insel de los Ladrones mit Gift hingerichtet, oder er kam in einem Treffen auf der Insel Matan um, nachdem er die Insel Sebu erobert, 1520. Eins von seinen Schiffen segelte um die ganze Weltkugel herum und kam 1521 am 8. Sept. wieder in Sevilla an. Garsias und Simon Alcazova untersuchten 1534 die Meerenge Magellans, aber die Spanier machten von dem neuen Wege weiter keinen Gebrauch, bis Drake und Cavendish 1591 und Richard Hawkins, ein Engländer, 1594 auf den Vorzug und Nutzen der Fahrt durch diese Meerenge wieder aufmerksam machten. Seit der Zeit ist sie oft befahren worden, die Spanier legten sogar Colonien an, die aber schrecklich endeten. Ein Auszug aus M.'s Reisetagebuch findet sich in Ramusio's Sammlung, vollständig wurde seine Reisebeschreibung zuerst von Amoretti (Mail. 1811) herausgegeben. — Ein Urenkel M.'s, der Naturforscher Joh. Hyacinth M., früher Augustinermönch zu Lissabon, gest. zu Islington bei London am 7. Febr. 1790, ist Erfinder der Bereitung mineralischer Wasser.

Magelone, die schöne, der Sage nach die wunderschöne Tochter eines Königs von Neapel, ist die Hauptperson eines alten, wahrscheinlich im 11. oder 12. Jahrhundert geschriebenen Romans eines provençalischen Minnesängers. Petrarca soll dem noch jetzt vorhandenen Romane seine gegenwärtige Form gegeben haben. Die älteste uns bekannte Ausgabe führt den Titel: l'Histoire du noble et vaillant chevalier Pierre de Provence et aussi de la belle Magnellone fille du roi de Naples, ohne Ort und Jahr, 4. Dieser Roman ward öfters ins Deutsche übersetzt und ist durch Tieck's Bearbeitung am Bekanntesten geworden.

Magen (ventriculus oder stomachus), das Centrum und Hauptorgan der Verdauung ist bei den Menschen ein länglich runder häutiger Sack, der unter dem Zwerchfell und den falschen Rippen der linken Seite liegt, an dieser Stelle mündet die Speiseröhre (s. d.) in ihm ein, die Stelle dieser Einmündung wird der Magenmund, Cardia genannt; gegen das rechte Ende hin verengert sich der Magen wieder und geht in den Zwölffingerdarm (Duodenum) über und dieser Uebergangspunkt wird der Pförtner (Pylorus) genannt. Der weite Sack des M.'s, der immer sehr falten- und drüsenreich ist, wird der Grund (fundus) des M.'s genannt. Vier über einander gelegene Häute bilden den M. Die erste häutige Bedeckung wird von der Bauchhaut gebildet, sie bedeckt nicht nur den ganzen Umfang des M.'s, sondern bildet auch die Bänder, die ihn befestigen. Die zweite Haut ist die Muskelhaut, die aus mehreren Lagen sich kreuzender Muskelbänder zusammengesetzt ist, auf ihr beruht meist die Bewegung des M.'s. Die dritte Haut die Gefäßhaut, ist sehr fest in ihrer Structur und von weißer Farbe. Die innere Haut ist die vierte, sie ist, wie ich schon erwähnte, sehr faltenreich, sie bekommt davon und von den vielen Gefäßhervorragungen ein sammetartiges Ansehn, an ihr bemerkt man auch bei genauer

Unterſuchung die Oeffnungen der einſaugenden und aushauchenden Gefäße. Am Pförtner, als am rechten Ende des Magens, befindet ſich eine runde Klappe, die aus den beiden innern Häuten des Magens gebildet wird, ſie iſt mit Muskelfaſern verſehen, um dieſe Oeffnung verſchließen zu können, damit der Speiſebrei (Chymus) nicht wieder aus den Därmen in den M. zurücktreten könne. Die vielen den Magen netzartig umkreuzenden Gefäße ſondern den Magenſaft und Schleim als zwei zur Verdauung höchſt wichtige Flüſſigkeiten in demſelben ab; auch mit Nerven iſt der Magen ebenſo reichlich verſehen, die, indem ſie ſich in der Muskularhaut ausbreiten, beſonders die wurmförmige Bewegung (motus peristalticus) hervorrufen. Bei den Thieren herrſcht in Bezug auf Vorhandenſein und Bau des M.'s große Verſchiedenheit. Die niedrigern Thierklaſſen haben bald mehr bald gar kein Organ, das man mit dem M. vergleichen könnte. Selbſt bei vielen Fiſchen und Amphibien iſt der Nahrungskanal von dem des Menſchen gänzlich abweichend gebaut. Von den Vögeln beſitzen die meiſten zwei, einige drei Magen, die niedrigern Gattungen der Säugethiere haben einen zuſammengeſetzteren, die höheren einen einfacheren M. Die Widerkäuer z. B. haben vier magenähnliche Organe, welche der Panſen (rumen), der Netzmagen (reticulum v. olluta), der Pſalter (omasus) und der Labmagen (abomasus) genannt werden.

Die Krankheiten, welche den M. befallen, ſind verſchiedenartig, je nachdem gerade ein beſonderes Syſtem desſelben das leidende iſt. Unter allen ſteht die Magenentzündung als eine in ihren Folgen höchſt gefährliche Krankheit obenan, großer Schmerz in der Magengegend und immerwährendes Erbrechen ſind die charakteriſtiſchen Kennzeichen derſelben, hier iſt das Arterienſyſtem des M.'s das leidende; ſucht man nicht durch ſchnelle Hülfe die vielleicht noch fortdauernde Urſache ſchleunigſt zu entfernen, ſo iſt baldiger Tod die gewißeſte Folge. Eine andere nicht minder verderbliche jedoch langwierige Krankheit iſt der Magenkrampf, ſein Sitz iſt das Nervengewebe des M.'s, er giebt ſich durch ein Gefühl ängſtlicher Zuſammenziehung in der Magengegend kund. Magenſäure, Ueberſäurung des M.'s ſucht ihren Grund in einer fehlerhaften Abſonderung des Magenſaftes durch die Capillargefäße. Magenfieber, gaſtriſches Fieber nennt man jedes Fieber, das mit fehlerhafter Abſonderung und Verdauung verbunden iſt. Magenſchwäche, eine ſo häufige Klage unſrer Zeit, liegt in einem Kraftmangel des Magen-Nervenſyſtems, wodurch die Abſonderung des Magenſaftes und die Verdauung regelwidrig werden, welcher Nachtheil dem Körper des Kranken bald ſehr empfindlich wird. — Die Magenmittel, (Stomachica) die der geſunkenen Thätigkeit des M.'s zu Hülfe kommen ſollen, ſind meiſtentheils bittere und aromatiſche, die zur rechten Zeit angewendet, wohl Nutzen ſchaffen, jedoch zur Unzeit gebraucht, auch bedeutend nachtheilige Folgen haben können. Eine Magenbürſte, um alle Art von Unverdaulichkeiten aus dem M. fortzuſchaffen, war eine Erfindung des Mittelalters, die wohl vergeſſen werden konnte und wo man ſich nur wundern muß, wie einige engliſche Aerzte dieſes barbariſche Inſtrument in neuerer Zeit wieder zur Sprache bringen konnten.

Magendie, Franç., einer der berühmteſten Phyſiologen der Gegenwart, geb. am 25. Oct. 1783 zu Bordeaux, wo ſein Vater Arzt war, ſtudirte in Paris vorzugsweiſe Anatomie und Phyſiologie, wurde Proſector bei der Facultät, dann Arzt am Hotel Dieu und 1831 Profeſſor am Collége de France. Seine Verdienſte um die Experimentalphyſiologie ſind unbeſtreitbar, namentlich hat er viele Verſuche mit lebenden Thieren angeſtellt. Von ſeinen zahlreichen Schriften nennen wir beſonders „Précis élémentaire de physiologie" (2 Bde., Par. 1816; 4. Aufl., 1836, deutſch von Heuſinger, 2 Bde., Eiſen. 1834—36; und von Elſaſſer, 3. Aufl., 2 Bde., Tüb. 1834—36); „Formulaire pour l'emploi et la préparation de plusieurs nouveaux médicamens" (Par. 1821; 9. Aufl., 1836; deutſch von Kunze, 6. Aufl., Lpz. 1831); „Leçons sur les phénomènes de la vie" (4 Bde., Par. 1836—38; deutſch von Baswitz, 2 Bde., Elberf. und Köln 1837) und „Leçons sur les fontions et les maladies du système nerveux" (2 Bde., Par. 1839; deutſch von Krupp, Lpz. 1841).

Digitized by Google

Magerkeit (macies) nennt man denjenigen Zustand, in welchem der Fettgehalt, also der Umfang des Körpers geringer ist, als er entweder in demselben Individuum gewöhnlich zu sein pflegt, oder an andern Menschen von derselben Größe, demselben Alter ꝛc. bemerkt wird. Dieser Zustand kann Folge einer Krankheit sein, wie z. B. besonders Fieber, Entzündungen, bedeutende Säfteverluste ꝛc. sehr bald eine Verminderung des Fettes herbeiführen; er kann aber auch seinen Grund in klimatischen, socialen, gemüthlichen und andern Verhältnissen haben, welche der Fetterzeugung hinderlich werden, wie man an der männlichen Bevölkerung des Orients, bei gewissen Ständen und Temperamenten beobachtet. Im Allgemeinen tragen Anstrengungen des Körpers, fortwährende lebhafte Geistesthätigkeit viel zur Entstehung der Magerkeit bei, während ein ruhiges Gemüth und eine solche Lebensart das Gegentheil befördern; ist dennoch unter diesen Umständen Magerkeit vorhanden, so muß man eine natürliche Anlage dazu annehmen, wie denn auch hiervon häufig Fälle vorkommen.

Magie. Der Ursprung der Magie reicht bis an die Wurzeln des Menschengeschlechts; sie ist die Schwester des Aberglaubens und eben so unermeßlich wie das Gebiet des letztern. Die Grundursache der weiten und tief eindringenden Kraft und Bedeutsamkeit der Magie ist die, daß der Mensch, weil er zum Kampf geboren ist und nur durch freie selbständige Einsicht zur Erkenntniß des an sich Wahren und absolut Guten gelangen kann, von Natur für Wahrheit und Irrthum, für Rechtglauben und Aberglauben beinahe gleiche Anlagen erhielt und daß oft conventionelle oder auch von einer Partei klugberechnete andere Satzungen die höhern Gesichtspunkte und Prinzipien zur Scheidung des Wahren vom Falschen zu finden, verhindern. Der historische Ursprung der wissenschaftlich behandelten Sache wird zugleich der Ursprung des Namens sein müssen und der Ausdruck Magie ist ohne Zweifel aus dem Orient. Unverkennbar deutet das Wort auf etwas Erlaubtes, Gutes, Ehrenwerthes hin. Und da Persien der ergiebigste Boden für wissenschaftliche Magie war, so ist auch gewiß der Name daselbst zuerst gebildet worden. Meh oder Megh heißt trefflich, groß, geehrt und Meghestan ist der collective Name von Zoroasters Schülern. (Vgl. Wachsmuth im „Athenäum" Bd. 2, St. 2, S. 229.) Magie war bei den ältesten orientalischen Völkern, Parsen, Medern, Aegyptern, Indiern uranfänglich höhere Naturwissenschaft nach allen Richtungen und Seiten hin, worunter außer der Religionsphilosophie selbst, besonders die Astronomie gerechnet ward, die Kenner und Verehrer derselben waren mithin unter Priestern, Königen und Fürsten die eigentlichen Weisen, oder Magier, Magi. Das ist die ruhmvolle Bedeutung des Wortes, mit der die Aussagen der Alten vollkommen übereinstimmen. Davon weicht der Ausdruck Zauberei, d. h. Zabelei von Zabolus für Diabolus, als Entgegengesetztes ab.

Als sich aber mit dem höhern Naturstudium gemeinere Künste vermengten, ging auch die reine und gute Bedeutung des Wortes Magie in die der Zauberei (γοητεία) über, welche im Alexandrinischen Zeitalter der Theurgie entgegengesetzt wurde. Die Grundidee dieser Magie wurde alsdann dahin gestellt, daß diese Kunst das Mittel sei, nicht allein zu einer tiefern Einsicht in die Natur an sich und überhaupt zu gelangen, sondern auch sich die letztere in Mitwirkung höherer, hauptsächlich böser Mächte nach ihren geheimen Kräften selbst zu unterwerfen und sich dadurch zum Herrn der Natur und von seinem und anderer Schicksal zu machen. Diese Idee zieht sich durch das ganze römische und griechische Alterthum hindurch, die Macht der Götter durch geheime, von der Natur und ihnen selbst unabhängige magische Kräfte zu beschränken. Die Magie setzte sich über die Macht der Götter hinaus. Diese Ansicht hat sich bei den verschiedenen Völkern wieder verschieden ausgebildet. Bei den Persern und Aegyptern war sie auf die Kenntniß und Benutzung der geheimen Kräfte der Natur und ihrer Wirkungen, auf Physik und Chemie vorherrschend gerichtet. Bei den Medern, Babyloniern, Chaldäern u. a. vorzugsweise eine divinatorische Magie, also Wahrsagung, Astrologie, Todtenbeschwörungen ꝛc. Bei den Karthagern, Phöniciern, Cananitern trägt sie den Charakter ihrer Götter und des üblichen Cultus, sie ist rachsüchtig, düster, schauerlich, blutig, wie der Baals- und Molochsdienst. Bei den Hindus ist die

Dämonomagie zufolge der indischen Weltanſicht, welche die wirkliche Welt noch in der Geiſterwelt ruhen läßt und darin die einzige und höchſte Weihe des Daſeins erblickt, im Ganzen eine ausgemachte Theurgie. Im Griechen- und Römerthum hat ſich eine realiſtiſche Weltanſicht ausgebildet, die von der ideellen Weltanſchauung der übrigen Orientalen ſich losriß und das Intellectuelle unter der Form einer realiſtiſchen Einheit in eine blos ſinnliche Anſchauung des Univerſums umkehrte. So erhielten die beiden letzten Völker eine bloße Vergötterung der Natur an ſich, ohne Beziehung des Mannichfaltigen auf ein im Ueberſinnlichen wurzelndes Prinzip, eine Religion der Phantaſie, die ihre Gottheiten nicht über oder außer der ſichtbaren Welt dachte, ſondern als realiſtiſche Naturſymbole, denen die Phantaſie erſt Leben geben mußte; oder es waren Menſchennaturen, die zwar als Unſterbliche verehrt wurden, aber ihres Urſprungs zufolge doch den ewigen Geſetzen der Natur und des Schickſals unterworfen waren. Das iſt der Punkt, wo die Magie bei Griechen und Römern entſpringt und ſich mit der Religion verbindet. Zunächſt war das ewige Fatum, das über das Weltall der Schöpfung und Gedanken herrſchte. Durch Willfährigkeit konnte der Menſch den ewigen Rathſchluß des Schickſals nach Gefallen lenken. Daher nahm die Magie in Griechenland und Rom jene Richtung, daß man das Perſonale des Götterthums durch magiſche Künſte mit ſich entzweite, den minder mächtigen durch den mächtigern Gott beſchwor, die Idee dunkler Schickſalsmächte in Beziehung auf einen durchdringenden Zauberglauben ausbildete und durch Gelübde, Gebete, Zauberſprüche, Opfer und Bannflüche jede höhere Macht in ſein Intereſſe zog und mit dem Stolz wilder Unabhängigkeit Göttern, Natur und Schickſal zugleich Trotz bot.

Selbſt das Chriſtenthum, deſſen Weltanſchauung auf dem Prinzip einer moraliſchen Einheit beruhte und in dem der *eine* Ewige zugleich als einziger Schöpfer der Natur, als moraliſcher Beherrſcher, als Allmächtiger, Allheiliger und Allgerechter dargeſtellt iſt, konnte ſich doch nicht von den Künſten der Magie wenigſtens eine Zeit lang frei halten, weil es durch die Lehre, daß Chriſtus die Werke des Teufels zerſtört und der alten Schlange den Kopf zertreten habe, doch noch wenigſtens die Vorſtellung eines Teufels aus dem Judenthum mitbrachte, war es auch nur ein todter und armer Teufel mit einem beſiegten Höllenreich. Namentlich entſprang ein Theil der Magie aus dem Chriſtenthum, die Theurgie. Die letztere iſt die Wiſſenſchaft, welche durch die Kraft geheimnißvoller Worte, Charaktere und Gebräuche einen unmittelbaren oder realen Rapport zwiſchen dem Menſchen und der Geiſterwelt zu bewirken ſucht. In dieſem Sinne iſt die Theurgie ſchon Eigenthum der älteſten Völker, die ſich durch die Mittel derſelben in eine reale Wechſelwirkung mit der Geiſterwelt zu verſetzen glaubten und letztere zum Dienſt in Offenbarung über zeitliche Dinge gebrauchten. Der innere Grund dieſer Theurgie iſt, daß die Hälfte des menſchlichen Weſens ſelbſt in der Geiſterwelt wurzelt und einen Traum von einer alten Heimath in und bei Gott gemüthlich nährt. Ein eingeborener geiſtiger Trieb, dem kein körperlicher Flügel angeſetzt werden kann, iſt es vornehmlich, der der Theurgie ihren Urſprung gab. Um nun jene magiſche Verbindung zwiſchen ſich und dem ewig Unſichtbaren zu vermitteln, ſchuf der Menſch eine Reihe Weſen vom Staube an bis ins Unendliche: Aſtral- und Elementargeiſter, Heroen, Dämonen, Engel, niedere Götter; mit ihnen bevölkerte er die unendliche Himmelsleiter, mittelſt unverſiegbarer Phantaſie, deren weiteſte Linie aber ewig nur Aſymptote zur Hyperbel bleibt. Hierher gehören Plato's theurgiſch-magiſche Anſichten von der Götterwelt, im Sympoſion; Philo's pneumatologiſches und theurgiſches Syſtem, nach deſſen Anſicht die Geiſterwelt ein intelligibler Staat iſt, worin die Angelegenheiten der ſichtbaren Welt und der Menſchen betrieben werden. Das Triebrad darin iſt der Logos, durch den der Menſch zu einem mittelbaren, vertrauten und weſentlichen Umgang mit der Geiſterwelt befähigt wird. Dieſe Fähigkeit wird aber nur durch Anwendung theurgiſcher und magiſcher Hülfsmittel bethätigt, dergeſtalt, daß der Menſch zu wahrer Begeiſterung und zu den höchſten Erkenntniſſen des Wahren und Guten, zu den Grundideen der Dinge gelangt. Die magiſchen und theurgiſchen äußern Mittel, der Cult iſt Zurückgezogenheit von der Welt, Faſten, Beten, Mäßigung, Verachtung des Materiellen. Eben dahin gehö-

Digitized by Google

ren die Gnostiker mit ihren moralischen, metaphysischen, hyperphysischen Adepten, Nativitätsstellern, Traumdeutern, Beschwörern, Geistercitirern, Theosophen, Theurgen, Magikern, Astrologen, Wahrsagern, Gauklern, wie sie sich finden in den ersten beiden christlichen Jahrhunderten und bei den Alexandrinern und Neuplatonikern wie Plotin, Porphyr und Jamblich.

Das weite Gebiet der Magie ward auf diese Weise wunderbar ausgebildet, daß es fast schwer wurde, ihr ganzes Reich zu überblicken. Dem Wesen ihrer Aeußerung, Mittel und Absichten nach kann sie aber in folgende Haupttheile zerlegt werden: 1) die weiße Magie, welche darin besteht, daß sie durch Erforschung und verständige Benutzung der Natur und ihrer geheimen Kräfte, Gesetze und Wirkungen, namentlich durch das Studium der Gesetze von Sympathie und Antipathie in Anwendung auf bestimmte Zwecke zur Unabhängigkeit von Natur und Schicksal zu gelangen sucht. So ist Gegenstand der reinen weißen Magie eine Ergründung der Natur in ihrer Totalität und Göttlichkeit: eine allgemeine Physiologie der Kräfte und Wirkungen, der Ursachen und Gründe ist ihre Aufgabe; alles Organische will sie kennen lernen in seiner natürlichen Wechselwirkung und innigsten Beschaffenheit. Wie sie die physische Welt untersucht, geht sie auch auf die geistige ein und strebt auch hier nach den Gesetzen der Wahlverwandtschaften. Sie forscht nach dem Ideal, was das reine Gemüth der Künstler und Dichter als real erkannt hat. Sie will den Sinn der Natur, ihre Charaktere, Siegel und Signaturen, die sinnige Werkstätte der Natur selbst in ihren geheimnißvollen Wirken erforschen und die Verknüpfung zwischen dem Sichtbaren und Unsichtbaren und wie sich die Idee, der Geist gleichsam seinen Leib selbst erbaut, und die Gesetze der Attractions-, Cohäsions- und Scheidungskräfte beider Welten, kurz das Wirkliche und Lebendige, das Wirksame und Ewige in seinen Einzelnheiten, in seinen Erscheinungen, in der ganzen Fülle für sich und in der Wechselwirkung ergründen und mit reinem Bewußtsein anschauen, um es mittelbar oder unmittelbar zu beherrschen und dadurch gottähnlich, Gott selber zu werden. Sie geht daher auf die Urideen, auf die Urstoffe, Ursignaturen und Urtypen der Natur und der Dinge ein und verjagt aus dem Universum den Zufall, der außerhalb der Gesetze der Ursachen und Wirkungen zugleich außerhalb der Gesetze der Göttlichkeit, der Vernunft liegt, und darum undenkbar und ein logisches Unding ist. Eben darum ist dieselbe Magie, die zugleich die Mutter der Mystik ist, auch die Zerstörerin derselben, sobald sie sich in dem hohen Grade ihrer Reinheit erhält und sich nicht durch Willkür und Phantasie verleiten läßt, in einem somnambulischen Zustand der Clairvoyants überzutreten. Die geheimen Wahlverwandtschaften und Natursympathien und die Antipathien der Dinge sind demnach alleinige und höchste Aufgabe der reinen Magie. Und die beiden entgegengesetzten Eigenschaften der körperlichen und geistigen Natur sind wieder auf dem höchsten Standpunkte eins und dasselbe. Goethe sagt in seinem classischen und einzigen Werke, in den „Wahlverwandtschaften" (1, Cap. 4): „Die verwickelten Fälle sind eigentlich die interessantesten. Erst bei diesem lernt man die Grade der Verwandtschaften, die nähern, stärkern, entferntern, geringern Beziehungen kennen, wie die Verwandtschaften überhaupt erst recht interessant werden, wenn sie Scheidungen bewirken, so daß es sogar ein bezeichnender Ehrentitel der Chemiker war, daß man sie Scheidekünstler nannte. In diesem Fahrenlassen und Ergreifen, in diesem Fliehen und Sichsuchen traut man solchen Wesen eine höhere Bestimmung, eine Art von freiem Wollen und Wählen zu und hält das Kunstwort Wahlverwandtschaften vollkommen gerechtfertigt. Man muß die todtscheinenden und doch zur Thätigkeit innerlich immer bereiten Wesen wirkend vor seinen Augen sehen, mit Theilnahme schauen, wie sie einander suchen, sich anziehen, ergreifen, zerstören, verschlingen, aufzehren und sodann aus der innigsten Verbindung wieder in erneuter, neuer, unerwarteter Gestalt hervortreten: dann traut man ihnen erst ein ewiges Leben, ja wohl gar Sinn und Verstand zu, weil wir unsere Sinne kaum genügend fühlen, sie recht zu beobachten, und unsere Vernunft kaum hinlänglich, sie recht zu fassen." Vor Goethe, dem ersten und einzigen Magier unserer Zeit, gab es viele, unter denen die ausgezeichnetsten waren: Psellus, Albertus Magnus, Roger Baco, Trithemius, Cardanus, Pomponazzi,

Digitized by Google

Cäsalpinus, Campanella, Paracelsus, Agrippa, Gaffarelli, Robert Flud, Caspar Paucer, Joh. Dée, Aegidius Gutmann, Heinrich Khunrath, Jacob Horst, Vanini, Brunus, Jul. Cäsar, Jorris, Bodin, Porta, Pignatelli, Vitelonius, Fracastorius, Vogler, Licetus, Vesti, Trachinus, Tob. Schutze, Wecker, Fernelli u. A.

Bei den hohen Forderungen der weißen oder natürlichen Magie (Magia naturalis) war es leicht möglich, daß in einzelnen Fällen, wo der forschende Geist nicht weiter konnte, derselbe zu übernatürlichen Erklärungen griff, die nichts mehr erklärten und dadurch sich in den Untersuchungen immer verwickelte, bis er zu Göttern und geistigen Wesen seine Zuflucht nahm. Daraus entstand, wie wir vorhin angegeben, 2) die Theurgie, oder die theurgische Magie, als die zweite Gattung der allgemeinen Naturphilosophie und Magie, mit sammt der mystischen Theosophie, in der die Einbildungskraft den Mangel an eigentlicher Naturanschauung ersetzen sollte. So bei Paracelsus und Agrippa von Nettesheim. Daher setzt auch Paracelsus die Imagination, in der sich alle Kräfte des Geistes, wie in ihrem Brennpunkt concentrirten, als die Spitze seinem Systeme vor: „sie sei überhaupt und an sich so groß, daß ihre Wirkungen nicht bestimmt werden könnten." Die Kraft der Imagination war magischer Natur und von der Wirksamkeit, daß die voradamischen Menschen blos durch sie die Welt beherrschten und allein durch dieselbe Imagination selbst verändert werden konnten, wie der Embryo noch gegenwärtig durch die Einwirkung der Phantasie der Mutter verwandelt werden kann. Die heftige Begierde des Basilisken, nicht er selbst ist tödtend; und die lebendige Vorstellungs- und Einbildungskraft erregt allein schon Krankheit und erzeugt vollständige Epidemien, die auch nicht anders als durch dieselbe Imagination geheilt werden könnten. Daher der Grundsatz des Paracelsus, daß die Imagination mit dem Glauben so innig verbunden sei, daß in ihr alle Allmacht ruht und wirkt; durch den Glauben vermöge der Mensch das Unglaubliche, Verstorbene zu citiren, die Gestirne herabzuziehen und ihre Kräfte zu beherrschen; weil nämlich der magische oder göttliche Geist in uns eben sowohl seinen Wirkungskreis, als die irdische oder thierische Seele, die den Leib bewegt, habe und dieser Wirkungskreis erstrecke sich so weit als unsere Gedanken, unsere Imagination, unser Glaube und unser Gebet, wie es bei den Propheten, den Aposteln, ja bei unserm Herrn selber geschehen sei. Hieraus wuchsen die theosophischen Systeme, oder 3) die neue christlich-theurgische Magie empor bei Bromlei, Poiret, Leade, Jacob Böhm, Mich. Meier, Weigel, Sperber, Bourignon, die mit Gebeten und Gebetsformeln, mit bekannten und geheimen Namen Gottes, mit Engeln, Thronengeln, Mittelgeistern, mit arabischen, altindischen, bekannten und unbekannten, barbarischen Wörtern, mit misteriösen, mathematischen, geometrischen Figuren und Charakteren, Siegeln, Kreisen, Zeichen aller Art ihre Zwecke in der Intellectualwelt zu erreichen suchten. Dieser Welt steht die Elementarwelt entgegen oder ist ihr coordinirt. Die letzte ist die Welt der Prinzipien, der äußere Tempel Gottes. Himmel und Erde, sagt Horst, sind ein Ganzes. „Alles ist durch die Sympathie und Magie der Elemente mit einander verbunden. Das Sichtbare ist nur der Abdruck des sich darin constituirenden und organisirenden Unsichtbaren. Das innerliche Wesen der Dinge offenbart sich in ihren sympathetischen Attractions-, Cohäsions- und Adhäsionskräften des Elements." Den elementarischen Charakteren und Signaturen der Dinge müssen daher geistige, gestirnliche, ätherische, himmlische entsprechen. Nur erst, wenn man diese kennt, kennt und versteht man die Bedeutung von jenen. Diese Erkenntniß ist eins mit der Erkenntniß ihres tiefsten geheimen innerlichen Lebens und allein durch sie bestimmt sich ihr Gebrauch, ihr Einfluß, ihre Bindungs- und Abstoßungskraft, ihre Sympathie und Antipathie, ihr Gift oder ihr Balsam in der Physik, Chemie, Medicin, Astrologie, Alchymie, Magie, Theurgie und Mantik, die Bindungsmittel der elementarischen Welt sind Zauberthiere, Pflanzen und Kräuter, Wurzeln, Steine, Edelsteine, Metalle, Ringe, Siegel, Amulets, Talismane, Räucherungen, Bäder ꝛc. 4) Die astrologisch-theurgische Magie, ist diejenige, welche ihre Hülfen und Bildungsmittel aus dem Himmel herabholt und in Constellationen, Configurationen und Aspecten des Himmels, in der Kenntniß und Beobachtung gewisser Zeichen und Tage, Stunden,

Digitized by Google

Gegenden und Orte besteht. Hierin entwickelt sich die ganze Masse aller jener astrologischen Thorheiten alter und neuester Zeit, als Astromagie und Astromantie, Astrologia magica, wie z. B. in der alten und neuen Kabbala. Man glaubte gefunden zu haben, daß Sonne, Mond, Planeten und die übrigen Gestirne und Sternbilder auf den Erdboden und Alles was drin und drauf ist, vorzüglich auf den Menschen einen unmittelbaren Einfluß ausübten. Die Beobachtungen wurden in eine Auslegungskunst zusammengefaßt und damit Wucher getrieben und das Volk geblendet. Von da war nur noch ein kleiner Schritt zur 5) schwarzen Magie, welche den in der alten und neuern Welt ausgeprägten Dualismus aufgriff und eine Zauberkunst schuf, mit allen Teufeln und Salamandern, um mittelst dieser bösen Geister Wünsche auf zeitliche Güter und Interessen durchzusetzen. Sie ging über in die gemeine Hexerei und in den Volksglauben an Hexen und Kobolde, Unken und Waldgeister, Berggeister und allerlei Volk, das dem Menschen dienstbar war gegen Verschreibung der Seele. Die Christenwelt konnte sich bis am Ende des vorigen Jahrhunderts nicht frei machen von der Einbildung eines Daseins der Hexen und Hexerei (vergl. Zauberei und Hexen). Seitdem die Naturwissenschaft den Begriff des streng Uebernatürlichen wenigstens aus der Auffassung der Natur selbst vertrieben, spricht man von der natürlichen Magie, als der Kunst und Geschicklichkeit, durch physikalische, mechanische und chemische Mittel Wirkungen hervorzubringen, die den Ununterrichteten in Erstaunen setzen. Vgl. Kleuker „Magikon" (2 Bde., Frankf. u. Leipz. 1784); Tiedemann „De artium magicarum origine" (Marb. 1787); Horst „Zauberbibliothek" (6 Bde., Mainz 1820—26); Derselbe „Von der alten und neuen Magie Ursprung, Idee, Umfang und Geschichte" (Mainz 1820) und über die sehr umfängliche Literatur Gräße „Bibliographie der wichtigsten in das Gebiet des Zauber-, Wunder-, Geister- und sonstigen Aberglaubens einschlagenden Werke" (Leipz. 1843).

Magier, s. Magie und Zoroaster.

Magister war schon bei den Römern ein Titel für Lehrer oder Diejenigen, welche bereits einen höhern Grad wissenschaftlicher Kenntnisse erlangt hatten, vorzugsweise war es aber ein Titel für Vorgesetzte, Vorsteher, Director (z. B. magister equitum, Chef der Reiterei, scriniorum, Aufseher über die Archive). Wir verstehen unter M. jene akademische Würde, welche von der philosophischen Facultät nach jedesmaliger vorhergegangener Prüfung in der Philosophie, Philologie, Mathematik, Physik und Geschichte ertheilt wird. Ihre Entstehung fällt in die Zeit der Gründung der ältesten Universitäten, zu Ende des 12. und zu Anfange des 13. Jahrh. Doch kommt damals nicht der Titel eines Magisters der Philosophie, sondern der eines Meisters oder Lehrers der freien Künste, (magister artium) vor. Denn die heutige Eintheilung in eine philosophische, juristische und medicinische Facultät kannten die frühern Universitäten nicht; die sogenannten sieben freien Künste faßten das ganze akademische Studium in sich und jener Titel galt als Belohnung für rühmliche Vollendung dieser Studien, doch mußte Jeder, welcher Anspruch darauf machen wollte, vorher das Baccalaureat erhalten haben. In Frankreich, wo 1231 nach einer Bulle Papst Gregor IV. zu Paris die ersten Magistertitel ertheilt werden konnten, stand diese Würde im hohen Ansehn, wurde von den angesehensten Männern gesucht, ist aber seit jener Zeit aus verschiedenen Ursachen gesunken, doch wird sie bei öffentlichen Bekanntmachungen der meisten deutschen Universitäten seines höhern Alters wegen dem später entstandenen Doctortitel vorgesetzt. Zu unterscheiden von Obigem ist der Magister legens oder Derjenige, welchem nach einer vorhergehaltenen öffentlichen Disputation das Recht zusteht, Vorlesungen zu halten.

Magister equitum war bei den Römern der Befehlshaber der Reiterei und nach dem Dictator, von dem er aus den ersten Magistratspersonen gewählt wurde, der erste Befehlshaber der Armee. Seine Ehrenzeichen waren die eines Prätor.

Magister matheseos, s. Pythagoras.

Magisterium, ein sonst mehr als jetzt in der Pharmacie gebräuchlicher Ausdruck, bedeutet so viel als Niederschlag (s. d.). Jetzt nennt man fast nur noch das basisch-

Digitized by Google

salpetersaure Wismuthoxyd Magisterium Bismuthi (s. Wismuth). Ueber das Große und das Kleine Magisterium s. Alchemie.

Magistrat, Magistratus, Ἀρχαί bei den Griechen genannt, bezeichnete bei den Griechen und Römern die obrigkeitlichen Würden und Personen. Diese Würden wurden als Ehrenstellen (honores) betrachtet und die Inhaber derselben dienten dem Staate umsonst. Sie konnten nur nach Erlangung eines bestimmten Alters eine solche Würde bekleiden und waren den Volksversammlungen für jede ihrer Handlungen verantwortlich. In Sparta waren die Könige, Ephoren und Senatoren die vornehmsten Magistratspersonen. In Athen herrschten Anfangs Könige, von denen Kodrus der letzte war. Dann erwählte man an ihrer Statt lebenslängliche, später zehnjährige und zuletzt einjährige Archonten, bis Pisistratus sich der Alleinherrschaft bemächtigte. Erst nach Vertreibung seiner Söhne Hippias und Hipparchus wurde die Demokratie wieder eingeführt, bis am Ende des für Athen so unglücklichen peloponnesischen Krieges die 30 Tyrannen und die Zehnmänner die Verwaltung der obrigkeitlichen Würden inne hatten. In Rom regierten nach der Vertreibung der Könige zwei Consuln, welche jedoch nur auf ein Jahr gewählt wurden. Andere Magistratspersonen waren die Censoren, Volkstribunen, Prätoren, Quästoren, Aedilen u. A. In Zeiten, wo dem Staate große Gefahr drohte, wählte das Volk einen Dictator mit unumschränkter Gewalt, der aber nach beseitigter Gefahr seine Stelle niederlegte. Sulla und Julius Cäsar maßten sich diese Gewalt auf Lebenszeit an und ebenso war es unter den beiden Triumviraten, bis Octavian sich zum Alleinherrscher machte, seit welcher Zeit die Magistratspersonen größtentheils Creaturen der Kaiser waren. Letztere verschleierten in den ersten Zeiten nach dem Untergange der Republik das Despotische ihrer Gewalt, indem sie sich die vornehmsten Magistratswürden übertragen ließen. — Jetzt bezeichnet Magistrat im Allgemeinen ein Staatsamt und in der gewöhnlichsten Bedeutung die Vorsteher der Städteverwaltung; in Frankreich die Richterwürde.

Magliabechi, Antonino, das literarische Orakel seiner Zeit, war zu Florenz am 28. Oct. 1633 geboren. Von früh auf zeigte er eine leidenschaftliche Vorliebe für Sprachen und Literatur, zwar ging er nach des Vaters Tode, dem mütterlichen Wunsche zufolge, bei einem Goldschmidt in die Lehre, allein bald nach dem 1673 erfolgten Tode seiner Mutter widmete er sich ganz seinen Lieblingsstudien. Unter Leitung Ermini's, des Bibliothekars des Cardinals von Medicis, erwarb er sich in Kurzem, bei ununterbrochenem Fleiße, einer ungemeinen Forschungsgabe, einem ungeheuren Gedächtniß und tiefer Einsicht, einen seltenen Schatz gründlicher und ausgebreiteter Sprach- und literarischer Kenntnisse, die ihn allgemein berühmt machten, mit den gelehrtesten Köpfen Europas in Verbindung setzten und das Vertrauen des Großherzogs Cosmus' III. erwarben. Der ihm von diesem Gönner angetragene Posten eines Bibliothekars entsprach ganz M.'s Wünschen, er befand sich hier in seinem Elemente. Ohnerachtet ihm später von Seiten des Papstes und Kaisers glänzende Anerbietungen gemacht wurden, so blieb er doch dem Großherzoge treu und bereicherte dessen Bibliothek mit den kostbarsten Schätzen. Mit der größten Bereitwilligkeit beantwortete er die unaufhörlich aus allen Ländern an die unerschöpfliche und untrügliche Quelle seines Gedächtnisses eingehenden Anfragen und, obschon er selbst unter seinem Namen nichts herausgab, so hat doch dieser ausgebreitete Briefwechsel, der zu Florenz in mehreren Sammlungen (1745 u. 46) erschien, für das literarische Studium unschätzbaren Werth. Seinem seltenen Scharfblicke verdanken wir manches wichtige Werk, welches er aus dem Dunkel hervorzog und vom Untergange rettete, ebenso wurden unzählige andere Schriften, unter denen wir nur die „Acta Sanctorum" erwähnen, durch ihn mit zahlreichen und wichtigen Beiträgen bereichert. Er starb im Juli 1714 in einem Alter von 81 Jahren. Seine ebenso große als an seltenen Schätzen in Handschriften und alten Werken reiche Bibliothek vermachte er nebst einem ansehnlichen Capitale, zur Vermehrung derselben, der Stadt Florenz zum öffentlichen Gebrauche. Sie ist als Magliabechische Bibliothek eine der reichsten von Europa, in ihrem Locale hält die Florentiner Akademie der Wissenschaften ihre Sitzungen. Ein Katalog über dieselbe wurde 1793 von Fosstus herausgegeben.

Digitized by Google

M.'s Leben von Anton Franc. Marini befindet sich in „Giornale de letterati d'Italia" (Theil 23, P. 1, S. 1—74).

Magnäanisches Institut heißt die Stiftung zur Herausgabe isländischer Manuscripte, welche der Professor Arnas Magnäus, ein gelehrter Isländer (geb. 1663), in Kopenhagen begründete und durch ein Legat sicherte. Magnäus war eine Reihe von Jahren königlicher Commissar in Island gewesen und hat während seines Aufenthaltes daselbst eine höchst schätzbare Handschriftensammlung zusammengebracht, die zwar durch den großen Brand Kopenhagens 1728 um zwei Drittheile vermindert wurde, doch in ihrem übrigen Drittheil noch immer die größte Sammlung dieser Art ist. Die Stiftung erhielt 1766 die königliche Confirmation und wird seit 1772 durch eine eigene Commission verwaltet. Durch die Bemühungen derselben sind seitdem, außer der großen Ausgabe der ältern Edda, viele Sagen, Kirchen- und weltliche Gesetzbücher mit lat. Uebersetzung, Anmerkungen, Glossarien, Facsimilien ꝛc. herausgegeben, auch Andere in der Herausgabe ähnlicher Werke unterstützt worden. Gegenwärtig sind ein Auszug der isländischen Annalen des Mittelalters und ein Gesetzbuch für Island aus dem 13. Jahrh. (Suinsida) im Druck; eine Ausgabe von Snorro Sturleson's „Edda" (der jüngern) mit der Fortsetzung derselben, „Skalda", wird zum Druck vorbereitet.

Magna charta (the great charter) heißt in England der 1215 dem Könige Johann ohne Land (s. d.) von Adel und Geistlichkeit abgenöthigte, für die Begründung und Entwickelung des engl. Staatsrechts höchst wichtige Landesgrundvertrag. Schon Heinrich I., der 1100 die Thronrechte seines Bruders usurpirte, suchte seine Krone durch die Ertheilung eines Freiheitsbriefes, durch die Charta libertatum, zu befestigen. Diese Urkunde bestätigte die angelsächsischen, angeblich von Eduard dem Bekenner gesammelten Rechtsstatute (common law) mit den von Wilhelm dem Eroberer gemachten Veränderungen, versprach die Achtung vor den Freiheiten und Gütern der Kirche, ordnete die Feudalverhältnisse, mäßigte die Lehndienste, besonders der Untervasallen, und gewährte der Stadt London große Privilegien. Auch die Könige Stephan und Heinrich II., deren Thronrecht zweifelhaft war, verbrieften freiwillig 1135 und 1154 die Zugeständnisse ihres Vorgängers. Dagegen veranlaßte die schmachvolle Regierung Johann's ohne Land den Adel und die Geistlichkeit, demselben die Bestätigung der Nationalfreiheiten mit gewaffneter Hand abzudringen. Nach dreitägiger Unterhandlung auf der großen Wiese Runingmede bei Windsor mußte er am 19. Juni 1215 den neuen Freiheitsbrief, die Magna charta, unterschreiben. Die Urkunde bekräftigte in 60 Artikeln die Gesetze Eduard's, die Veränderungen Wilhelm's I., die Charta libertatum und bewilligte überdies zeitgemäße Erweiterungen und Reformen. Die Geistlichkeit war darin am Besten bedacht und erhielt unter Anderm gänzliche Befreiung von weltlicher Gerichtsbarkeit. Die Lehnsverhältnisse wurden bedeutend gemildert. Die Barone sollten nur ein mäßiges, festgesetztes Lehngeld an den König bezahlen, konnten nun ihre Erbtöchter und überhaupt ihre Kinder nach Gutdünken vermählen und hatten der Krone nur in drei bestimmten Fällen sogenannte Nothsteuern zu entrichten. Auch verpflichtete sich der König, die Lehnhülfen und außerordentlichen Steuern nur dann zu erheben, wenn ihm dieselben von Adel und Geistlichkeit auf den Reichsversammlungen wären bewilligt worden. Die Städte erhielten unentgeltliche Bestätigung ihrer Privilegien, Befreiung von ungesetzlichen Lasten und Handelsfreiheit. Außer diesen besondern Freiheiten gewährte die Magna charta auch allgemeine Vortheile. Kein Freier sollte fernerhin ohne Urtheil und Landrecht bestraft und verfolgt werden und die ausgedehnte Gerichtsbarkeit der königlichen Bannforste wurde mannichfach beschränkt. Der König verzichtete auf die Gelder, die seinem obersten Gerichtshofe in der Form von Sporteln für günstige Urtheile gezahlt wurden. Die Ausländer erhielten das Recht, freien Handel in England zu treiben. Durch das ganze Land sollte fortan einerlei Maß und Gewicht gelten. Endlich verpflichtete sich der König, die fremden Miethstruppen abzuschaffen. Alle diese Zugeständnisse überschritten im Grunde nicht die Rechte und Bedürfnisse des Feudalstaats, dennoch lag in diesen verbrieften Rechten der Keim zu den großen constitutionellen

Digitized by Google

Freiheiten des Landes. Schon König Johann trachtete den Vertrag kraft der Lossprechung des Papstes zu brechen, starb aber darüber im Kampfe mit der Nation. Sein Sohn Heinrich III. sah sich in seiner Finanznoth gezwungen, die Freiheiten der Magna charta durch eine neue, 37 Artikel enthaltende Urkunde vom 11. Febr. 1225 zu bestätigen. An demselben Tage ertheilte er auch einen zweiten Freiheitsbrief, die Charta de foresta, durch welche die königlichen Forstrechte beschränkt wurden. Seit Wilhelm I. waren nämlich zum Nachtheile der Landescultur ganze Districte zu königlichen Bannforsten umgewandelt und die härtesten Strafen auf Jagd- und Forstfrevel gesetzt worden. Der Freiheitsbrief gab nun jedem Lehnsbesitzer ohne Unterschied das Recht, auf seinem Gebiete zu jagen, beschränkte die Gewalt der königlichen Forstbeamten und verwandelte die Strafe der Blendung und Entmannung, welche bisher auf Wilddieberei stand, in Geld- und Gefängnißstrafe. Oft zwar brach Heinrich III. die Freiheitsbriefe, mußte sie aber zur Erlangung von Subsidien ebenso oft (siebenmal) von Neuem bestätigen. Der Umstand, daß die Einkünfte des Feudalstaates zur Bestreitung der Bedürfnisse der Krone nicht mehr hinreichten, und daneben die Bestimmung der Magna charta, daß die Erhebung von Subsidien an die Einwilligung eines geldarmen Adels und einer habsüchtigen Geistlichkeit geknüpft war, führten sehr bald zu noch bedeutenderen Erweiterungen der Nationalfreiheiten. Eduard I. ertheilte nämlich den Grafschaften und Städten, in deren Händen die Reichthümer des Landes lagen, das förmliche Recht, Abgeordnete auf die Reichsversammlungen oder Parlamente zu schicken. Diese sogenannten Gemeinen, deren Bedeutung und Macht mit dem Reichthum ihrer Committenten stieg, erzwangen schon 1297 zur Magna charta den Zusatz, daß zur Erhebung von Steuern ganz besonders auch ihre Einwilligung gehöre. Zugleich mußte Eduard I. die beiden Freiheitsbriefe bestätigen und die Bestätigung im April 1300 wiederholen. Die Ausbildung der Deputation des dritten Standes zum förmlichen Unterhause während der langen Regierung Eduard's III. verlieh den verbrieften Nationalrechten nun vollends Bestand und Wirksamkeit. Eduard III. mußte, um Geld zu erhalten, dem Parlamente die Magna charta ungefähr zwanzigmal bestätigen. Wenn auch im Laufe der Zeit alle übrigen Freiheiten der Magna charta ihren Werth verloren, so blieb sie doch als das älteste, unzweideutigste Zeugniß des Steuerbewilligungsrechtes die Grundlage der öffentlichen Freiheiten und der Verfassung. Selbst die despotischen Fürsten des Hauses Tudor wagten nicht, dieses Recht und die Autorität, auf die es sich stützte, in Zweifel zu ziehen. Aus diesem Grunde war der Unwille der Nation so tief, als später die Stuarts in ihrem Dünkel von der Schrankenlosigkeit königlicher Gewalt das Steuerbewilligungsrecht des Parlaments umgingen und so den Grundvertrag brachen. Zwar gab Karl I. in Folge der ihm vom Parlament überreichten Beschwerdeschrift, Petition of rights, in welcher die Erneuerung der Magna charta mit zeitgemäßen Erweiterungen verlangt wurde, nach und bestätigte am 7. Juni 1628 die Nationalfreiheiten, fuhr aber dessenungeachtet in der willkürlichen Besteuerung fort und stürzte endlich Thron und Volk in den Abgrund der Revolution. Wiewohl die Magna charta noch gegenwärtig nicht aufgehoben ist, so kann man dieselbe doch kaum mehr als die Urkunde des Vertrages zwischen Volk und König ansehen. Nach der Revolution von 1688 nämlich überreichte das Parlament dem Könige Wilhelm III. die sogenannte Erklärung der Rechte (Declaration of rights), welche derselbe mit seiner Erhebung auf den Thron anerkannte. Diese Acte enthielt die wesentlichen Bestimmungen, auf welche sich jetzt die constitutionellen Rechte der britischen Nation stützen. Die Magna charta ist ursprünglich Lateinisch abgefaßt; sie wurde 1507 zum ersten Mal und seitdem sehr oft gedruckt. Die Copien, welche ältere Geschichtswerke mittheilen, sind sehr fehlerhaft und interpolirt. Die beste Ausgabe liefert Blackstone in „The great charter and charter of the forest" (Oxf. 1753) und in seinen „Tracts chiefly relating to antiquities and laws of England" (2 Bde., Oxf. 1762).

Magnaten. Der Ausdruck, die großen Herren im Staate, der bei uns nur im gewöhnlichen Leben von denen gebraucht wird, die schon durch ihre Geburt auf die Höhen des Staatslebens gestellt wurden, ist in Polen und Ungarn, wie auch in Spanien (Grandes)

Digitized by Google

zum staatsrechtlichen geworden. In ersteren Staaten, in denen ein schlechtes Latein die publicistische Sprache war, nannte man die höheren Reichsstände und zwar in Polen auch die Prälaten, in Ungarn nur die Reichsbarone, also die Großwürdenträger, die Grafen und Freiherren, Magnates, und noch heute ist die magyarische Aristokratie auf den Titel eines ungarischen Magnaten nicht minder stolz, wie die spanische auf den eines Granden.

Magnes hieß der Sohn des Aeolus und der Enarete, der von einer Najade Vater des Polydektes und Diktys wurde; ferner der Sohn des Argos und der Perimele, nach dem ein Theil Thessaliens Magnesia (s. d.) genannt wurde.

Magnesia, eine lydische Stadt am Sipylus in Kleinasien, ist berühmt durch den Sieg der Römer unter Scipio über Antiochus III. (s. d.) von Syrien im J. 190 v. Chr. Sie ist das jetzige Manissa in Natolien, das gegen 40,000 E. zählt, worunter 15,000 Griechen und wegen seines schönen Tulpenflors und Safranbaues im Rufe steht. — Ein anderes Magnesia in Karien, am nördlichen Ufer des Mäander, ist das jetzige Guzulhissar in Natolien, das 30,000 E., viele Fabriken hat und noch merkwürdige Ruinen eines im Alterthume berühmten Dianentempels zeigt. — Auch im alten Thessalien gab es eine Landschaft Magnesia mit der Hauptstadt gleiches Namens.

Magnesia, oder Bittererde, ist ein weißes, lockeres Pulver, welches weder Geschmack noch Geruch hat; sie wird in der Medicin gebraucht, um Säure im Magen zu dämpfen und gegen Vergiftungen durch Säure. Im Anfange des 18. Jahrh. wurde sie von einem Canonicus in Rom unter dem Namen Magnesia alba als ein Geheimmittel gegen viele Krankheiten verkauft; im J. 1722 lehrte F. Hoffmann sie aus dem Bittersalze darstellen. Sie findet sich in der Natur nur mit Säuren verbunden vor, namentlich im Bitterwasser, und besteht aus Magnium, einem eigentlichen Metall, und Sauerstoff. Gewöhnlich wird in den Apotheken unter dem Namen Magnesia die kohlensaure Magnesia verkauft.

Magnet und Magnetnadel. Man unterscheidet natürliche und künstliche Magnete. Der natürliche Magnet, Magneteisenstein, ist ein Eisenerz, das in geringem Grade mit Sauerstoff verbunden ist; es kommt in Octaëdern krystallisirt, derb, eingesprengt und in losen Körnern, im ältern Gebirge auf Lagern und lose im Sande, in Schweden, Sibirien, Nordamerika ꝛc. vor. Seine Farbe ist schwarz, er hat einen starken Metallglanz und muscheligen Bruch. Dieses Eisenerz soll seine polaren Eigenschaften, die es so wichtig machen, erst bei einer Lagerung nächst der Oberfläche der Erde annehmen und in der Tiefe wenig oder gar keine Spur davon zeigen, was die neuesten Beobachtungen hierüber bestätigen. Die beiden Eigenthümlichkeiten, die Anziehungskraft gegen das Eisen und die Polarität, haben von diesem Naturkörper, an dem sie zuerst wahrgenommen wurden, den Namen Magnetismus erhalten; später sind sie an mehreren andern Mineralien beobachtet worden, besonders am Nickel und Kobalt. Man bemerkt an den natürlichen Magneten zwei Punkte, an denen die Anziehungskraft gegen das Eisen am stärksten zu wirken scheint; um dieses recht deutlich zu sehen, darf man nur einen solchen Magnet über Eisenfeilspähne wälzen, so wird man wahrnehmen, daß sie sich an diesen beiden Punkten am meisten angesetzt haben und einen dicken Bart daselbst bilden; diese beiden Punkte werden die Pole des Magnets genannt. Die freiwillige Hinneigung dieser beiden Pole nach der Gegend der Erdpole wird die Polarität des Magnets genannt. In Deutschland führt nun der nach Süden gekehrte Pol den Namen Südpol und der nach Norden gekehrte den Namen Nordpol, aber mit Unrecht, wie wir gleich sehen werden; denn richtiger bezeichnen die Franzosen den nach Norden gekehrten Pol des Magnets mit dem Namen Südpol und den nach Süden gekehrten mit Nordpol. Wir bemerken nämlich, daß wenn wir zwei Magnete sich einander nähern lassen, daß es gerade die entgegengesetzten Pole sind, die Anziehungskraft gegen einander äußern, die hingegen, welche wir Deutsche mit gleichen Namen belegen, sich einander abzustoßen suchen. Wird nun aber unser Erdkörper, wie er es aller Wahrscheinlichkeit nach auch ist, als ein großer Magnet angenommen, so muß natürlich hier auch dasselbe Verhältniß eintreten und es wird nicht der Nordpol den Nordpol, son-

Digitized by Google

dern der Südpol den Nordpol anziehen, und so umgekehrt. Aus dieser in Deutschland üblichen Benennung der Pole geht nun aber die Regel hervor, daß gleichnamige Pole sich abstoßen, ungleichnamige aber sich anziehen. Hiernach nennt man auch die ungleichnamigen freundliche, die gleichnamigen aber feindliche Pole. Eine fernere Bezeichnung der Pole ist die des Nordpols mit +M. oder positiven Pol, des entgegengesetzten aber mit —M. oder den negativen Pol. Um natürliche Magnete zum Gebrauche vorzurichten, verfährt man auf folgende Art mit ihnen: man sucht ihre Pole durch die Stellung, welche sie bei ungestörter Bewegung freiwillig nehmen, zu erforschen, schleift sie parallel platt ab, belegt sie mit Eisenblechen, die eine massive fußähnliche Verlängerung haben, die nun als Pol in Wirksamkeit tritt. Diese Vorrichtung nennt man die Rüstung oder Armirung des Magneten und man erlangt durch sie eine verstärkte Kraft des Magneten, die oft um das 16fache bis 40fache, ja darüber erhöht ist. Die so armirten Magnete werden nun mit einem Stück Eisen (Anker, Backe) in Berührung gebracht, das sie fest anziehen und selbst wieder zu einem Magnete machen. Man erhöht die Stärke des Magnets dadurch, daß man ihm immer mehr und mehr zu tragen giebt und ist dadurch im Stande, oft sehr kleinen Magneten zuletzt sehr große Gewichtsmengen von Eisen tragen zu lassen. Auf die Erfahrung, daß die mit dem Magnete in Berührung gewesenen Eisenstücke selbst zu Magneten geworden und sich wie selbige geäußert, gründete man die Kunst, künstliche Magnete darzustellen. Die unmittelbare Berührung ist dabei nicht einmal nöthig, sondern nur ein längeres Verweilen innerhalb der Atmosphäre des Magnets (der Raum, innerhalb welchem sich die Anziehungskraft des Magnets gegen das Eisen äußert), noch besser zwischen zwei freundlichen Polen zweier Magnete, oder selbst der Erde. Daher entwickelt Stahl schon Magnetismus, wenn er längere Zeit in magnetischem Meridiane (magnetischer Richtungslinie) liegt; schneller geschieht es noch durch Pochen, Streichen, Reiben mit Eisenstücken; aus dieser Ursache stellen oft Feilen, Bohrer, Hämmer, Meißel, eiserne Wagbalken und andere künstliche Magnete dar. Will man einen Metallstab in einen künstlichen Magnet verwandeln, so geschieht es am sichersten, indem man ihn in den Meridian legt, die beiden Pole eines Magneten auf seine Mitte stellt, so daß dessen Südende nördlich und sein Nordende südlich gerichtet ist. Von der Mitte des Stabes aus bewegt man nun beide Pole nach einem Ende des Stabes, von da zurück zum andern und wiederholt dies viele Mal. Diese Verfahrungsart, um einen künstlichen Magnet zu erhalten, nennt man den doppelten Strich. Den Magnet muß man übrigens bei der Beendigung des Striches von der Mitte des Stabes langsam hinwegnehmen. Eine zweite Verfahrungsart, künstliche Magnete zu fertigen, ist die durch den einfachen Strich; man setzt dabei jeden Pol einzeln auf die Mitte des Stabes und streicht nach außen, hebt hier ab und wiederholt den Strich von innen, so oft an der einen Hälfte wie an der andern mit dem zweiten Pole. Die auf diese Art hergestellten Magnete sind Längenmagnete. Transversalmagnete werden aus breiten dünnen Stahlplatten durch einfachen Strich hergestellt, so daß die einzelnen Pole von der Mitte aus nach den langen Seiten geführt werden. Wie sich der Längenmagnet gegen einen zweiten und gegen die Erde verhält, geht aus Obigem hervor; der Quermagnet muß sich anders verhalten. Jener stellt sich mit seinen spitzen Enden in die Ebenen des magnetischen Meridians, äußert die Anziehung und Abstoßung an jedem seiner Enden einfach und am stärksten; dieser richtet seine Länge rechtwinklich (senkrecht) auf die magnetische Ebene, seine Enden also nach Ost und West und zeigt an ihnen doppelten Magnetismus. Befinden sich ein Längen- und ein Quermagnet in gegenseitiger Zusammenwirkung, so ist das Resultat derselben eine rechtwinkliche Durchkreuzung ihrer Ebenen. Der Kreisstrich, noch eine Art künstliche Magnete herzustellen, wird so ausgeführt, daß vier Eisenstäbe in ein Rechteck gelegt werden, auf welchen man zwei Magnete nicht weit von einander mit ungleichnamigen Polen mehrere Mal ringsherum führt. — Sehr dünne, einfache, künstliche Magnete, die sich im Schwerpunkte auf Spitzen frei bewegen, heißen Magnetnadeln; in Büchsen eingeschlossen, die mit einer Kreiseintheilung versehen sind, werden sie Bousseolen, Compasse genannt. Andere sind hufeisenförmig und ihre Pole werden durch Anker

Digitized by Google

verbunden, sie sind zur Heilung von Nervenkrankheiten ꝛc. bestimmt und oft nicht ohne Nutzen angewendet worden. Magnete von großer Stärke hat man durch Vereinigung mehrerer künstlich magnetisirten Stahlstäbe auf folgende Weise verfertigt: man magnetisirte gut geschliffene, harte Stahlstäbe einzeln durch den Doppelstrich, bezeichnete den Nordpol derselben durch einen Strich mit einer Feile, ordnete sie in zwei Bündel und verband sie durch Messingbänder und Schrauben parallel und zwar so, daß die ungleichnamigen Pole nach derselben Richtung liegen, jedoch ein Zwischenraum zwischen ihnen blieb, den ein fast Zoll dicker Holzstab ausfüllte, auf diese Weise hat nun der + Pol des einen Bündels mit dem — Pole des zweiten dieselbe Richtung. Man legt alsdann mehrere gleiche Stäbe in eine gerade Linie hinter einander, so daß sie sich berühren, und streicht mit dem einem Ende des Doppelbündels senkrecht über diese Linie hin. Man fand, daß die Mittelglieder dieser Kette eine große magnetische Kraft erlangten. Die Erfindung von solchen magnetisirten Eisenstabbündeln, die man mit dem Namen magnetische Magazine belegt, geht von England aus, besonders wird Mitchell als Erfinder genannt. — Man stellt auch kugelige Magnete aus Eisenfeile und Oel her und nennt sie, weil sie die Erde gleichsam im Kleinen darstellen, Terellen. Unter allen diesen künstlichen Magneten gewährt die Magnetnadel des Compasses den meisten praktischen Nutzen. Diese ebenso einfache als nützliche Erfindung, bei der wir weder den Namen des Erfinders, noch die Zeit, in welche sie fällt, genau wissen, ist gewiß eine der größten Wohlthaten, die dem Menschengeschlecht zu Theil geworden. — Das Uebertragen (oder vielmehr das Erwecken des Magnetismus in diesen Metallen) des Magnetismus auf Körper, die desselben fähig sind (denn wie wir schon oben gesehen haben, ist es das Eisen nicht allein, sondern auch Nickel und Kobalt (s. d.), die in künstliche Magnete verwandelt werden können), geschieht keineswegs durch ein Ueberströmen der magnetischen Materie, sondern die beiden Principe, deren jedes sich selbst zurückstößt und das andere anzieht, sind ursprünglich in diesen Körpern vorhanden, nur mit einander verbunden und neutralisirt, ebenso wie die Elektricität im natürlichen Zustande der Körper, und deshalb äußern sie in diesem Zustande keine Wirkung in die Ferne. Eine solche wird aber merkbar, sobald sie durch einen Einfluß von Außen, der ungleich auf beide wirkt, getrennt werden, ebenso wie die natürlichen Elektricitäten (s. d.) der Körper ihre anziehenden und abstoßenden Eigenschaften äußern, wenn sie durch vertheilende Wirkung eines elektrisirten Körpers getrennt worden sind. Ja man kann behaupten, daß sie so in jedem Eisentheilchen (oder jedem anderen Theilchen eines Magnetismus fähigen Körpers) besonders entwickelt sind, ohne daß ein Uebergang des Magnetismus von einem Theilchen zum andern stattfinde. Denn zerbricht man einen magnetisirten Eisenstab in zwei, drei, oder irgend eine beliebige Anzahl von Stücken, so zeigt jedes derselben von selbst zwei Pole, ebenso wie die Bruchstücke des Turmalins (s. d.) oder die Abtheilungen der elektrischen Säulen; und die ungleichnamigen Pole bilden sich an den Enden der, vorher durch unmittelbare Berührung verbundenen Theilchen, wie dies auch bei dem Turmalin und den Säulen der Fall ist. Nun kann die Trennung in mehrere Bruchstücke keinen Einfluß zur Hervorbringung dieser Pole äußern; kann sie vielmehr nur zum Vorschein bringen, indem sie dieselben der Anziehung der Nachbartheilchen entzieht, welche ihre Kraft in der ganzen magnetischen Säule gebunden hält. Um dies auf synthetische Weise darzuthun, braucht man nur mehrere kleine Eisenstäbe mit ihren Enden an einander zu setzen und alle zugleich wie einen einzigen Stab zu magnetisiren, indem man entweder beide Enden der Kette in Berührung mit den entgegengesetzten Polen zweier Magnete bringt, oder auch einen der Pole eines einzigen Magnets über sie in ihrer ganzen Länge hinführt. Welche Verfahrungsart man nun auch anwenden mag, immer wird die Reihe der Stäbe auf dieselbe Art magnetisch werden, wie ein zusammenhängender Stab von den nämlichen Dimensionen, auf den man auf gleiche Weise wirkt. Hat man z. B. kleine Stücke von gehärtetem Stahldraht genommen, die (so giebt dieses Beispiel Biot in seiner Experimentalphysik an) einen bis zwei Millimeter im Durchmesser haben und zusammengesetzt blos eine Länge von zwei bis drei Decimetern bilden, so wird man gewöhnlich finden, daß eine Hälfte der

Digitized by Google

Kette den südlichen, die andere den nördlichen Magnetismus äußert. Nimmt man aber die Glieder der Kette auseinander, so wird jedes derselben, dem Einfluß der andern entzogen, sogleich zwei Pole zeigen und ebenfalls den nördlichen Magnetismus in einer Hälfte, den südlichen in der andern Hälfte seiner Länge äußern. Dies ist vorzüglich das Verhalten des gebundenen und erweckten Magnetismus in Längenmagneten (Magnetstäben). Ueberhaupt können wir im Ganzen annehmen, daß alles das, was bei der Erregung des Magnetismus in dergleichen Metallstücken vor sich geht, im Innern jedes einzelnen Theilchens selbst stattfindet und von einem Theilchen zum andern eine völlige Unwegsamkeit statt hat. Die Summe aller durch die natürlichen und künstlichen Magnete hervorgebrachten Erscheinungen nennt man den mineralischen Magnetismus im Gegensatze zu den thierischen oder animalischen Magnetismus (s. d.). — Wie nahe die drei Grundprocesse unserer Erde, Magnetismus, Elektricismus und Chemismus mit einander verwandt seien, haben wir erst in der neuern und neuesten Zeit immer mehr einsehen gelernt. Die Versuche Oerstedt's beweisen sehr deutlich, wie nahe die Modification des Elektricismus dem Galvanismus mit dem Magnetismus verwandt sei, indem jener unter gewissen Umständen auf die Richtung der Magnetnadel sehr bedeutenden Einfluß ausübt. Ein dergleichen Versuch kann folgenderweise angestellt werden: auf ein Bretchen, welches 7 Zoll lang, $2^1/_2$ Zoll breit, $^3/_4$ Zoll dick ist, werden zwei Säulchen angebracht, die mit einem dünnen Messingdrahte horizontal bespannt sind, dieser Draht muß jedoch nach oben und unten verschiebbar sein. Auf das Bretchen stellt man unter den Draht eine Magnetnadel von 5 Zoll Länge, auf einer Spitze eines 2 Zoll hohen Stativs beweglich. Der Draht wird nun so geschoben, daß er von der Nadel ungefähr $^3/_4$ Zoll absteht und dann das Bretchen so lange gedreht, bis der Draht mit der Magnetnadel parallel steht, sonach mit der Erdachse dieselbe Richtung nach Norden und Süden hat. Mit dem nördlichen Ende des horizontalen Drahtes verbindet man einen Spiraldraht, an dem der Stiel einer Kupferplatte von 7 Zoll Länge und $3^1/_2$ Zoll Breite befestigt ist. Auf gleiche Weise befestigt man an das südliche Ende des horizontalen Drahtes einen Spiraldraht, an den man eine gleich große Zinkplatte bindet. Man faßt nun den Stiel der Zinkplatte mit der rechten Hand und taucht die beiden Platten zugleich unter Wasser, das mit etwas Salzsäure beladen ist, so daß sich die Metallplatten einander nicht berühren. Im Augenblicke der Untertauchung der beiden Platten weicht die nördliche Hälfte der Magnetnadel östlich ab. Wechselt man nun die Platten und befestigt das Zink nördlich und das Kupfer südlich, so wird bei der nunmehrigen Untertauchung eine Abweichung der nördlichen Hälfte der Nadel nach Westen. Auch hat Oerstedt ebenfalls dargethan, daß Eisen und Stahl durch den Einfluß einer starkwirkenden galvanischen Säule magnetisch werden. Wir sehen hieraus, daß wir die Lehre vom Magnetismus keineswegs als geschlossen betrachten dürfen, indem uns die Versuche Oerstedt's ein Feld öffnen, dessen vollkommene Bebauung erst der Nachwelt aufbehalten ist.

Magnetischer Verein. Wir leben in der Zeit eines wissenschaftlichen Heldenthums, und wie sich in vergangenen Jahrhunderten ganze Völker verbanden, das gemeinschaftliche Ziel einer heiligen Schwärmerei zu erkämpfen, so reichen sich heute die Ritter des Geistes von allen Nationen die Hände und schließen Bündnisse, um in geregeltem Kreuzzug der Welt ihr Lebensgeheimniß abzutrotzen, es koste, was es wolle. Der Geist ist sich seiner Allmacht bewußt geworden und umspannt die ganze Erde mit dem Netze seiner Erfindungen, fest überzeugt, daß keine Räthselschale so hart sei, daß sie nicht endlich doch vor seinem ausdauernden Willen zerspringen und die herrliche Frucht der Erkenntniß zu seinem Genuß preisgeben müsse. Vielleicht das großartigste Beispiel für die Unwiderstehlichkeit vereinter und mit ausdauerndem Ernst auf ein und dasselbe Ziel gerichteter Geisteskräfte in der ganzen Geschichte der Wissenschaft liefert der Verein zur Erkenntniß der Gesetze und des Wesens des Erdmagnetismus. Der Grund, warum gerade die magnetische Kraft der Gegenstand eines unglaublichen Aufwandes von Anstrengungen zu ihrer Erkenntniß geworden, ist einmal darin zu suchen, daß sie so unmittelbar ins praktische Leben eingreift, als Führerin auf dem pfadlosen Meere und zweitens in ihrer großen Lebendigkeit, die in vielfachen und ver-

Digitized by Google

schiedenen, sich scheinbar oft widersprechenden Erscheinungen hervortritt, deren Räthselhaftigkeit den Geist nur um so mehr zur Erforschung anreizen muß. Trotz des neckischen Spieles, das dies geheimnißvolle Wesen, das die Nadel polwärts lenkt, gleichsam mit dem Menschen getrieben, indem es ihm immer und immer wieder entwischte, wenn er es endlich erhascht und in den sichern Gewahrsam seiner Regeln und Rechnungsformeln gebracht zu haben glaubte, ist das Vertrauen zu demselben ungeschwächt geblieben und man hat keinen Anstand genommen, Hab und Leben unter sein Geleit zu stellen, selbst, nachdem man bemerkte, daß die Kraft auf jedem Punkte des Erdballs in verschiedener Richtung wirke, ja selbst als man wahrnahm, daß auch die aus vielen Erfahrungen gezogene Vermittlung dieser Abweichungen trügen müsse, da dieser flatterhafte Erdgeist an demselben Orte zu verschiedener Zeit verschieden walte. Für die Abweichungen der ersten Art, die räumlichen, giebt allerdings eine hinlängliche Menge in möglichst großer Ausdehnung angestellter Beobachtungen ein genügendes Ausgleichungsmittel. Nach diesen Beobachtungen nämlich wird ein geographisches, die Erde umfassendes Netz von Linien entworfen, welche die Punkte verbinden, auf denen eine gleiche Abweichung stattfindet. Man nennt diese Linien die isogonischen. Die Abweichungen der zweiten Art, die zeitlichen, vermöge deren die Richtung des Kompasses an demselben Orte variirt, sind verhältnißmäßig, wenigstens für die praktische Anwendung des Kompasses, sehr unbedeutend, da sie erst in Jahreszwischenräumen einigermaßen bemerklich werden und daher eine geringere Anzahl von Beobachtungen ausreicht, sie in Zahlen zu fassen, die man beim Gebrauch in Rechnung bringen kann. Aber der Stand der Magnetnadel erleidet noch eine dritte Art von Veränderung und zwar eine tägliche, periodisch wiederkehrende. Diese kann die Nautik ohne Nachtheil ganz übersehen, da sie so unbedeutend ist, daß sie von Schiffern kaum wahrgenommen wird, und zu ihrer Beobachtung schon empfindlichere Instrumente nöthig sind. Aber eben ihrer Periodicität wegen mußte die Wissenschaft gerade diese letztere Art von Abweichungen als eine Hauptlebensäußerung des magnetischen Wesens und als die Fährte betrachten, auf deren Verfolgung man zu den wichtigsten Aufschlüssen gelangen könne, nicht allein, weil sie sich in den kürzesten Zeitabschnitten wiederholen und dadurch schon ein quantitio bedeutendes Erfahrungsmaterial liefern, besonders da sie an verschiedenen Orten ebenfalls verschieden sind und so mit dem Zeitlichen das Räumliche verbinden, sondern vorzüglich auch deswegen, weil manche Phänomene der Natur, wie Erdbeben, Gewitter, hauptsächlich aber Nordlichter, einen auffallenden störenden Einfluß auf sie haben; denn je größer die Menge verschiedenartiger Erscheinungen auf einem Gebiete ist, die sich der Untersuchung darbieten, desto berechtigter ist man zu der Hoffnung, die allen gemeinschaftlich zu Grunde liegende Ursache zu erfassen. Da mithin bei den magnetischen Erscheinungen Ort und Zeit mehr als in irgend einem andern Gebiete eine bedeutende Rolle spielen, so war eine gewisse Allgegenwart des menschlichen Geistes nothwendig, um ihr Wesen kennen zu lernen und der Gedanke eines möglichst erdumfassenden Vereins, durch den allein eine solche Allgegenwart annäherungsweise hergestellt werden kann, erscheint hinlänglich motivirt. Alexander von Humboldt ist der Anreger dieser Idee. Nachdem er selbst schon 1806 und 1807 in Berlin Beobachtungen angestellt, hatte er später Gelegenheit, mit diesen die Entdeckungen von Arago, Oersted, Ampére und Seebeck, die Resultate der um dieselbe Zeit unternommenen englischen Nordpolerpedition und endlich die gleichzeitigen Beobachtungen zu vergleichen, die in Paris und Kasan gemacht waren. Aus dieser Verglichung ging u. A. hervor, daß Nordlichter selbst in weiter Entfernung von dem Orte ihrer Sichtbarkeit auf die Abweichung der Magnetnadel beträchtlich gewirkt hatten. Bei dieser Gelegenheit wurde ihm, wie er selbst sagt, der Vortheil vereinten Wirkens und gleichzeitiger Beobachtungen zu einleuchtend, als daß er nicht hätte versuchen sollen, seine Idee ins Leben zu rufen und Naturforscher an verschiedenen Punkten der Erde gleichsam zu einer wissenschaftlichen Phalanx zu werben, die geschlossen in Reihe und Glied in das noch verschlossene Gebiet der Natur eindränge, um es dem Geist zu erobern und unterthänig zu machen. So wurden denn auf seine Anregung an vielen Orten eigene magnetische Observatorien eingerichtet, in denen an bestimmten Tagen des Jahres zu bestimmten Stunden

Digitized by Google

mit einerlei Art von Inſtrumenten (Gambey'ſche Declinatorien) Beobachtungen angeſtellt wurden, die ſpäter verglichen und zuerſt von Dove in Poggendorf's Annalen der Phyſik (Bd. 19, 1830 und Bd. 31, 34 und 35) ihren Reſultaten nach mitgetheilt ſind. Das Allgemeine derſelben iſt ungefähr dies: Die Magnetnadel bewegt ſich von Morgens 8 Uhr, wo ſie am Weiteſten öſtlich ſteht, bis gegen 2 Uhr raſch nach Weſten und geht dann mit einer geringen Unterbrechung um 10 Uhr Abends bis 1 Uhr Morgens bis zu ihrem öſtlichſten Standpunkt zurück. Dieſer erſten großen Schwingung folgt eine kleine, nur 7 Stunden dauernde, welche nicht an ſo beſtimmte Stunden als die frühere fixirt, mehr als ein unbeſtimmtes Schwanken erſcheint und ſo unbedeutend iſt, daß man die Nadel faſt als ruhig anſehen kann. Wie bei den barometriſchen täglichen Oscillationen, an welche ſich die magnetiſchen unverkennbar anſchließen, ſcheint die Vertheilung der Wärme innerhalb der täglichen Periode in den verſchiedenen Jahreszeiten einen Einfluß zu haben. Die Abweichungen werden hierbei nicht von dem geographiſchen, ſondern von dem magnetiſchen Meridian aus beſtimmt, der Linie nämlich, welche als das Mittel aus allen an einem Orte beobachteten Schwankungen berechnet iſt. Gegen den Einfluß der Wärme ſpricht jedoch, daß die täglichen Veränderungen der Declination in einer Tiefe, wo die täglichen Temperaturveränderungen aufhören, ebenſo ſtattfinden, wie auf der Oberfläche. Noch iſt zu erinnern, daß jene Zeit nicht eine abſolute iſt, ſondern eine relative und daß die genannte Periodicität nach dem Durchgang der Sonne durch den jedesmaligen Meridian des Orts zu faſſen iſt. (Poggend. Annal. Bd. 19.) Sei es aber, daß man in den größtentheils umſtändlich angeſtellten Beobachtungen den rechten Lebensnerv des Magnetismus nicht zu treffen vermochte und dadurch der Eifer für die Sache wegen des Ausbleibens glänzender Reſultate erkaltete, ſei es, daß die Cholera in den von Humboldt ausgegangenen Arrangements beträchtliche Störungen veranlaßte: kurz, nur an wenigen Orten wurde das unternommene Werk mit der unumgänglich nothwendigen Pünktlichkeit bis zum Jahre 1834 fortgeſetzt. In dieſem Jahre jedoch bekam die Sache einen neuen Aufſchwung durch eine Schrift des Hofrath Gauß in Göttingen über die Intenſität des Erdmagnetismus. Der bedeutende Fortſchritt derſelben beſteht darin, daß ſie für die Geſammtwirkung der magnetiſchen Kraft einen Geſammtausdruck, ein genaues Maß gefunden hat. Gleichzeitig erfand der Göttinger Profeſſor Wilhelm Weber, ein neues, bei weitem empfindlicheres und genaueres Inſtrument und lehrte eine von der bisherigen abweichende Beobachtungsmethode. Der weſentliche Unterſchied derſelben von der alten beſteht darin, daß ſie ihr Hauptaugenmerk auf die momentane Wirkung richtet, und daß ſie nicht die allgemeinen Wahrnehmungen, die man an verſchiedenen Orten in einem Zeitraum, in einer Stunde gemacht hat, ſondern die in derſelben Secunde, in demſelben Zeitpunkt gemachten zu wiſſen und zu vergleichen verlangt. Und es hat ſich gezeigt, daß ſie damit eine Haupteigenſchaft des Magnetismus getroffen, denn die Vergleichungen haben ergeben, daß die Declinationen der Magnetnadel an den verſchiedenen Orten zwar in ungleicher Stärke intenſiv verſchieden, aber genau in demſelben Augenblick eingetreten ſind. Mithin iſt der Magnetismus, für die Erdentfernungen wenigſtens, zeitlos, wie das Licht, deſſen Fortbewegung freilich an die Zeit gebunden iſt, das aber eine ſo ungeheure Schnelligkeit beſitzt, daß ſie für die irdiſchen Diſtanzen gleich 0 zu ſetzen iſt. In demſelben Moment durchzuckt der magnetiſche Strom den ganzen Erdball von Europa bis zu den Antipoden, vom Nordpol bis zum Südpol, gleichwie die animaliſche Willenskraft im nämlichen Augenblick an dem Gliede angelangt iſt, deſſen Muskel ſie in Bewegung ſetzen ſoll. Die Größe der Bewegungen richtete ſich nach der geographiſchen Lage des Beobachtungsortes. Durch dieſe Entdeckungen iſt es möglich geworden, dem Kompaß ein neues Geſchäft zuzuertheilen, nämlich das eines Inſtruments zur Winkelmeſſung und gerade die, natürlich genau zu berückſichtigenden täglichen Abweichungen, in Verbindung mit den Unterſchieden ihrer Intenſität, nach der Ortslage, ſind es, die ihn dazu beeigenſchaften. Ferner iſt es offenbar, daß er beſſer, als irgend ein anderes Inſtrument tauglich ſein muß, die Zeitdifferenz verſchiedener Orte zu beſtimmen, weil man ſich auf die abſolute Gleichzeitigkeit ſeiner Declinationen verlaſſen kann. Natürlich

Digitized by Google

wurde nach diesen Resultaten nicht nur das Interesse für den Magnetismus überhaupt bedeutend aufgefrischt, sondern das Bedürfniß ausgedehnter, genau gleichzeitiger Beobachtungen noch weit fühlbarer und so bildete sich denn, zum Theil aus den Ueberbleibseln des alten, ein neuer, der zweite magnetische Verein, dessen Mittelpunkt Göttingen, als der Wohnort der beiden Hauptförderer, Gauß und Weber, wurde. Bald gewann derselbe eine solche Ausdehnung und dadurch häufte sich das gewonnene Material von Beobachtungen so sehr, daß es nöthig wurde, ein besonderes Organ für die Mittheilung seiner Resultate zu stiften. Gauß und Weber gaben eine Jahresschrift heraus: „Resultate aus den Beobachtungen des magnetischen Vereins" (drei Jahrg., Gött. 1837 und 38; Lpz. 1839). An sechs bestimmten Tagen in jedem Jahre wurden in Altona, Augsburg, Berlin, Bonn, Braunschweig, Breda, Breslau, Dublin, Freiburg, Göttingen, Greenwich, Kasan, Kassel, Königsberg, Kopenhagen, Krakau, Leipzig, Mailand, Marburg, München, Neapel, Petersburg und Upsala, vierundzwanzig Stunden hindurch, genau am Ende jeder fünf Minuten die Abweichungen der Nadel und zugleich das Ergebniß der Intensitätsmessungen nach der Gauß'schen Methode aufgeschrieben. Für letztere Messung hat Gauß nunmehr einen neuen Apparat erdacht, der aber noch nicht an allen Vereinsorten in Anwendung gebracht wird.— Der dritte Jahrgang der genannten Zeitschrift enthält bereits eine „allgemeine Theorie des Erdmagnetismus" von Gauß. Die Gauß'sche Theorie geht davon aus, daß die Erde als ein wirklicher Magnet zu betrachten sei, und zu untersuchen, wie dieser große Magnet beschaffen sein müsse, um den beobachteten Erscheinungen Genüge zu leisten. Als Maß der magnetischen Kräfte legt er diejenige Quantität nördlicher Kraft zu Grunde als positive Einheit, welche auf eine ebenso große Quantität derselben Kraft in einer als Einheit angenommenen Entfernung eine bewegende Kraft ausübt, welche der als Einheit angenommenen gleich ist. Wir können nur hier so viel über seine Theorie mittheilen, daß mit den Resultaten der Rechnungen, welche er auf dieselbe gegründet, die der angestellten Beobachtungen übereinstimmen, wenigstens insoweit dies bei ihrer nicht zu vermeidenden Ungenauigkeit möglich ist. Die außerordentliche Bedeutsamkeit dieser Uebereinstimmung und die auf sie gegründete Hoffnung, endlich einen großen, entscheidenden Schritt zur vollständigen Erkenntniß des Erdmagnetismus thun zu können, hat dem Verein mächtige Unterstützungen erworben, z. B. die der ostindischen Compagnie, von der auf St. Helena, Montreal, auf dem Cap der guten Hoffnung, in Madras, Bombay, Vandiemensland und auf dem Himalaja Observatorien eingerichtet sind. Von Seiten der russischen Regierung sind dieselben Anstalten in Barnaul, Jekatherinoslaw und Nertschinsk, von der französischen in Paris und Algier, von der englischen in Nord- und Südamerika getroffen. Eine besonders reiche Ausbeute für dieses Gebiet haben die Expeditionen des Capitän Roß nach den nördlichen und südlichen Polargegenden zur Entdeckung der magnetischen Pole eingetragen.

Magnetismus nennt man die Kraft, welche dem Magneteisenstein (s. Magnet) und dem magnetisch gemachten Stahl inwohnt. Schon im Alterthume, wo der Magneteisenstein auch als innerliches Heilmittel gegeben wurde, wandte man, wie später die arabischen Aerzte, die magnetische Kraft bei Behandlung von Krankheiten an; im Mittelalter gerieth sie lange in Vergessenheit, bis sie durch Paracelsus (s. d.) und dessen Nachfolger von Helmont (s. d.), J. Agricola u. A. zu großem Ansehen gelangte. Darauf sank sie wieder in Nichtachtung und ward erst im 18. Jahrhunderte von Hell, Lenoble und Mesmer (s. d.) wieder in Anwendung gebracht. Der therapeutische Werth der magnetischen Kraft ist nicht zu bezweifeln, die Art ihrer Wirkung ist aber durchaus noch nicht genug erörtert und daher ihre Anwendung noch selten. Diese Anwendung geschieht gewöhnlich so, daß man Magneteisenstein oder magnetisirten Stahl entweder unmittelbar am Körper tragen läßt oder in der Nähe desselben anbringt und in manchen Fällen durch Eisen auf der entgegengesetzten Seite des Körpers eine magnetische Strömung vermittelt, auch durch Berühren und Bestreichen mit einem Magnet hat man Heilungen versucht. Dieser mineralische Magnetismus ist nicht zu verwechseln mit dem animalischen (s. Somnambulismus.)

Digitized by Google

Magnetnadel nennt man ein aus gut gehärtetem Stahl geschmiedetes, durch Streichen magnetisch gemachtes und in seinem Schwerpunkt frei an einem Faden aufgehangenes oder mittels eines Achathütchens auf eine Stahlspitze gestelltes Stäbchen, dessen man sich praktisch zur Beobachtung der Himmelsgegend, wissenschaftlich theils zu Beobachtungen über den Erdmagnetismus, theils als Meßinstrument für elektrische Ströme bedient. (S. Elektromagnetismus und Galvanismus.) Für den praktischen Gebrauch des Schiffs wird die Magnetnadel in ein rundes Gehäuse über einem in 360 Grade eingetheilten Kreise eingeschlossen, welches Instrument dann Compaß (s. d.) heißt. Die Boussolen (s. d.), der Feldmesser und Markscheider sind ähnlich eingerichtet, aber gewöhnlich mit einer Nivellir- oder Wasserwage zum Horizontalstellen verbunden. Bei beiden Arten ist es nothwendig zu wissen, wie stark an jedem Orte die M. von der nördlichen Richtung abweicht. Zur Messung dieser Abweichungen hat man besondere Instrumente, nämlich Declinatorien, zur Messung der horizontalen, östlichen oder westlichen Abweichung oder Declination und Inclinatorien zur Messung der verticalen Abweichung oder Inclination; zu Intensitätsmessungen endlich dienen die von Gauß und Weber sehr vervollkommneten Magnetometer. Beobachtet man die Magnetnadel an verschiedenen Punkten der Erde in diesen drei Beziehungen, so findet man auf der Erde und um dieselbe 1) Linien, in denen die östliche und westliche Declination gleich groß ist (isogonische Linien); eine daran, der magnetische Meridian, zeigt gar keine Abweichung; rechts von ihr ist die westliche, links die östliche Abweichung. Alle isogonische Linien verlaufen meist sehr krumm und schneiden sich in zwei Punkten, den magnetischen Polen der Erde, deren nördlicher durch die Nordpolexpeditionen von Perry, Roß und Franklin aufgesucht und in der Nähe der Insel Melleville unweit der Baffinsbay bestimmt ist; der magnetische Südpol ist noch nicht so genau bestimmt. 2) Linien, in denen die Inclination gleich ist (isoclinische Linien); sie laufen dem Aequator ziemlich parallel; diejenige, wo die Nadel völlig horizontal steht, heißt der magnetische Aequator; nördlich von derselben neigt sich der Nordpol, südlich der Südpol der Nadel der Erde zu. In den magnetischen Polen würde eine freie Nadel mit der Spitze gerade nach Unten zeigen. 3) Linien, in denen die Intensität des Erdmagnetismus gleich ist (isodynamische Linien). In Nordamerika und Nordasien giebt es zwei Punkte der nördlichen Hemisphäre, wo die Intensität am Größten ist; auch sind diese Linien in den neuesten Atlanten für physikalische Erdbeschreibung verzeichnet. — Astatische Magnetnadeln nennt man diejenigen Doppelnadeln, welche zu besonders feinen elektrischen Messungen gebraucht werden, bei denen der Erdmagnetismus störend wirken würde. Man vereinigt dazu zwei Nadeln mit entgegengesetzten Polen, deren eine über, die andere unter den zu messenden Strom gestellt wird.

Magnetoelektricität. Nicht blos der elektrische Strom vermag Magneten zu erzeugen, umgekehrt erzeugt auch ein Magnet elektrische Ströme in Drahtspiralen. Wenn man in eine mit Seide übersponnene Drahtspirale einen Magneten stellt und rasch herauszieht, so geht im Moment der Trennung ein Strom durch die Spirale, dessen Richtung von der Lage der Pole des Magneten abhängt. Versieht man nun eine starke magnetische Hufeisenbatterie mit einem Anker, dessen beide den Polen gegenüberstehende Arme mit solchen isolirten Spiralen versehen sind und dreht nun den Anker an einer Spindel rasch um, so daß seine Arme in rascher Folge bei den Polen des Magneten vorbeipassiren, so ist dies, da der Anker nun von den Polen der Batterie bei jedesmaligem Passiren inducirt wird, ebenso, als ob man in rascher Folge durch die Spiralen Magnete mit entgegengesetzter Polrichtung einführte und wieder auszöge. Es gehen unzählige entgegengesetzte Ströme durch den Schließungsdraht; bringt man aber einen Commutator an (s. Elektromagnetismus), so wird daraus ein einziger. Auf diesem Princip beruhen die magnetoelektrischen Rotationsmaschinen, die als ein stets bereites und kostenloses Mittel, sich elektrische Ströme von beliebiger Dauer und Intensität zu verschaffen, für die medicinische Anwendung der Elektricität großen Werth haben. Die wirksamsten Maschinen dieser Art fertigt Stöhrer in Leipzig. Andere derartige Maschinen erzeugen erst durch

Digitized by Google

eine galvanische Batterie einen Elektromagneten und durch diesen wieder den elektrischen Strom.

Magnificat, das Anfangswort des Lobgesanges der Maria. Der lateinische Text, entlehnt aus Lucas 1, 46—55, fängt mit den Worten an: Magnificat anima mea dominum. Die Worte sind bis jetzt sehr oft in Musik gesetzt und man bedient sich derselben sowohl in der katholischen als protestantischen Kirchenmusik.

Magnificenz, (a. lat.) s. v. a. Hoheit, Pracht, ist jetzt Titel der Rectoren und Kanzler auf Universitäten, der regierenden Bürgermeister einiger Reichsstädte und der Kanzler in kleinern Ländern. Bekleidet ein Fürst oder Graf das Rectorat an einer Universität, so führt er den Titel Magnificentissimus.

Magnin, Charles, Conservator an der königlichen Bibliothek zu Paris und mit seinen Freunden Fauriel (s. d.) und Ampère (s. d.) einer der Gründer der neuern französischen Kritik, welche durch tiefere Einsicht in das Wesen der Poesie und gründliche, ausgebreitete Geschichtskenntniß eine neue Periode der französischen Literatur vorbereitet. Geboren 1793 zu Paris und daselbst, namentlich auf der Universität unter Guizot, Villemain und Cousin gebildet, machte er sich schon seit 1815 durch einige Poesien und die Komödie: „Racine, ou la troisième représentation des plaideurs" (Par. 1826) vortheilhaft bekannt. Seine gründliche praktische Kunstkenntniß zeigte der lehrreiche Aufsatz: „De la statue de la reine Nautechildi, et, par occasion, des révolutions de l'art en France, au moyen-âge" in der Revue des deux Mondes von 1832. In seinen ästhetischen Ansichten ist er freier als Fauriel und berücksichtigt neben dem allgemeinen kritischen Element das biographische. Höchst interessant ist sein Aufsatz über Camoens in der Revue des deux Mondes von 1832. Im Jahre 1834 vertrat er Fauriel bei der Facultät. Seine damals gehaltenen Vorlesungen arbeitete er später zu einem wissenschaftlichen Werke um, unter dem Titel: „Les origines du théâtre moderne", dessen erster Band 1838 in Paris erschien und sich mit dem antiken Theater beschäftigt. Als eine Fortsetzung ist wohl der Aufsatz: „De la mise en scène chez les anciens" in der Revue des deux Mondes von 1839, 1840 ff. zu betrachten.

Magnusen, Finn, einer der ausgezeichnetsten nordischen Archäologen, unbedingt der erste isländische Sprachkundige der Gegenwart und der eigentliche Gründer der wissenschaftlichen Runologie, ward am 27. Aug. 1781 zu Skalholt auf Island, aus den edelsten und ältesten Geschlechtern geboren; denn sein Vater war der letzte Lagman Islands, Bruder des Naturforschers Eggert Olafsson und des Alterthumsforschers Jon Olafsson, seine Mutter aber die Tochter des Kirchengeschichtschreibers Islands, Finnur Jonsson (Finnus Johannaeus). Schon als Knabe zog er durch seine ungewöhnliche Lernbegierde und große Liebe zu Büchern die Aufmerksamkeit auf sich. Durch seinen Oheim Finnur Jonsson vorgebildet, bezog er 1797 die Universität zu Kopenhagen, wo er im Umgange mit seines Vaters Bruder, Jon Olafsson, sich vorzugsweise mit Poesie, Geschichte und Alterthumswissenschaft beschäftigte, nebenbei aber auch juristische Studien trieb, aber nur des Lebenserwerbs halber. Im Jahre 1803 kehrte er nach Island zurück und lebte hier als Advocat, bis 1812, wo er wieder nach Kopenhagen ging und sich nun mit verdoppeltem Eifer seinen Lieblingsstudien zuwendete, bei denen er durch seine Landsleute, Thorkelin (s. d.) und Thorlacius (s. d.), vielfache Unterstützung fand. Im Jahre 1815 wurde er zum Professor ernannt und ihm 1819 aufgetragen, an der Universität und der Akademie der schönen Künste über altnordische Literatur und Mythologie Vorlesungen zu halten. Wie er diesem Berufe genügt, zeigten sowohl seine durch interessante historische Blicke ansprechende Aussicht über die älteste Heimath und die Wanderungen des kaukasischen Menschenstammes" (1818), wie sein „Beitrag zur nordischen Archäologie" (1820). Durch die in letzterer Schrift aufgestellte Behauptung der plastisch-symbolischen Idealität der nordischen Mythen, welche dieselben zur künstlerischen Darstellung ebenso geeignet machen müsse als die griechischen, gerieth er mit Torkel Baden (s. d.) in einen Streit, dessen bedeutendster Gewinn wohl der sein mochte, daß mehrere talentvolle dänische Künstler, wie

Digitized by Google

Lund, Freund und Koop. den thatsächlichen Beweis jener Behauptung zu führen versuchten. Nachdem er schon zum zweiten Theile der großen, von der Arnamagnäanischen Commission besorgten Ausgabe der Edda (1818) die Probe eines Glossars und mehrere Indices geliefert, gab er zum dritten Theile (1828) ein auch einzeln erschienenes, mit großer Gelehrsamkeit ausgestattetes mythologisches Lexikon und altnordisches Kalendarium („Priscae veterum Borealium mythologicae lexicon et gentile calendarium"). Von seinen historisch-mythologischen Forschungen nach dieser Seite hin geben aber vorzüglich Zeugniß die beiden großen, inzwischen erschienenen Werke, nämlich die Uebersetzung und Erklärung der ältern Edda („Aldre Edda, oversat og forklavet", 4 Bde., Kopenh. 1821—23) und der vom Standpunkte der vergleichenden Mythologie aus unternommenen Darstellung der ganzen Lehre der Edda („Eddalären og dens Oprindelse", 4 Bde., Kopenh. 1824—26). Unter seinen spätern Werken nehmen das große runologische Werk („Runamo og Runerne", Kopenh. 1841, 4.), das zugleich den sechsten Band der „Historisch-philosophischen Abhandlungen der königlich dänischen Gesellschaft der Wissenschaften" bildet, sowie die in Verbindung mit K. C. Rafn (s. d.) unternommene, für die nordamerikanische und altnordische Archäologie sehr wichtige Darstellung der geschichtlichen Denkmäler und alterthümlichen Ueberreste auf Grönland („Grönlands historiske mindesmärker", Bd. 1—3, Kopenh. 1838—42) den höchsten Rang ein. Außerdem hat er eine große Anzahl ausgezeichneter, in Zeitschriften zerstreuter Monographien über nordische und allgemein archäologische, runologische und historische Gegenstände (z. B. „Erklärung mehrerer, das skandinavische Alterthum betreffenden Stellen im Ossian", 1813, „Ueber die Picten und den Ursprung dieses Namens", 1817; „Snorro Sturleson's Leben", 1823; „Sneglu-Halle's Reisen im 11. Jahrh., 1826; „Ursprung und Umbildung der altnordischen Gilden", 1829) geliefert, durch namhafte Beiträge die gegenwärtige isländische Literatur gefördert und durch patriotische Hingebung als Deputirter Islands und der Faröer seit 1835, die Interessen des Vaterlandes gewahrt, deren jüngere Söhne stets seiner kräftigen Unterstützung und väterlichen Leitung sich zu erfreuen hatten. Er starb am 24. Dec. 1847.

Mago, ein in der Karthagischen Geschichte berühmter Name. Der bekannteste ist Hamilkars Sohn und des großen Hannibal Bruder, dem er in dem zweiten punischen Kriege wichtige Dienste leistete und namentlich großen Antheil an den Siegen am Trebia und bei Cannä hatte. Er brachte die Siegesnachricht nach Karthago, sollte dann seinem Bruder 24,000 M. zur Verstärkung zuführen, wurde aber nach mehreren Siegen in Spanien bei Iliturgis gänzlich geschlagen. Ebenso unterlag er den Römern in einer blutigen Schlacht im Gebiete der Insubrer, ward deshalb nach Karthago zurückgerufen, starb aber unterwegs an einer in der Schlacht empfangenen Wunde. — Ein anderer Mago war Karthagischer Suffet um 500 v. Chr. und schrieb ein Werk über den Landbau in 28 Büchern, das nach dem dritten punischen Kriege auf Verwendung des römischen Senats aus der griechischen Bearbeitung des Cassius Dionysius von Utica ins Lateinische übertragen wurde. Varro, Columella und Plinius benutzten es und erwähnen es mit großem Ruhm.

Magyaren, s. Ungarn.

Mahabharata, s. Sanskrit.

Mahagoni (Swietenia Mahagoni L.), ein sehr großer dicker Baum des südlichen Amerikas, von schönem Wuchse und starker Verzweigung, wächst sehr schnell. Man trifft ihn daselbst auf Bergen zwischen Felsen, an Orten, welche fast ganz von der Erde entblößt sind. Sein Stamm hat öfter einen Durchmesser von 5 Fuß. Das Holz dieses Baumes, bekannt unter dem Namen Mahagoni, gehört zu den besten und schönsten bekannten Hölzern für alle Tischler- und Zimmerarbeiten. Es ist fest, feinkörnig, dauerhaft, nimmt eine schöne Politur an und hat eine unzerstörbare Farbe. Die Rinde wird als China Surrogat gebraucht. Swietenia Chickrassa und S. Chloroxylon geben ebenfalls schöne Hölzer, das letztere ist unter dem Namen ostindisches Atlasholz bekannt.

Digitized by Google

Mahlmann, Siegfried August, der bekannte Dichter und Schriftsteller, dessen Andenken sowie seine trefflichen Lieder noch lange im Munde des deutschen Volkes fortleben werden, war geb. am 13. Mai 1771 zu Leipzig. Seine Aeltern — der Vater war Kaufmann — verlor er schon als zarter Knabe. Unter Seume's und Chr. August Fischer's Leitung legte er auf der Fürstenschule zu Grimma den Grund zu seiner künftigen wissenschaftlichen Bildung und bezog, nachdem er zuvor noch einige Zeit das Privaterziehungsinstitut des Rector Korbinsky in Borne besucht hatte, im Jahre 1789 die Universität Leipzig, um die Rechte zu studiren. Allein seine schönsten Stunden widmete er stets den Musen und gab schon damals in verschiedenen Gelegenheitsgedichten die ersten Proben eines Dichtertalents, welches bei einer lebhaften und blühenden Phantasie, bei einem in der Schule der Alten früh geläuterten und gebildeten Geschmack, bei einer Vorliebe für alles Ideale in Natur und Kunst, für die Zukunft zu den schönsten Hoffnungen berechtigte. Nach glücklich beendigtem akademischen Cursus ging er als Hofmeister nach Riga, um einen jungen Liefländer zur Universität vorzubereiten. Darauf leitete er dessen Studien auf den Universitäten zu Leipzig und Göttingen (v. 1794—97), begleitete ihn auch auf seiner Reise durch das nördliche Europa, verweilte einige Zeit zu Petersburg und kehrte 1799 nach Leipzig zurück, um hier als Privatgelehrter seinen Lieblingsstudien in ungestörter Muße obliegen zu können. Seine Phantasie, welche sich in immer schönerer Blüthe entfaltete, neigte sich besonders zur lyrischen Dichtung hin, zum Liede im eigentlichen Sinne. Seine Gedichte dieser Art, von denen die meisten durch Hummel, Reichhardt, Kunze, Zumsteeg und andere berühmte Tonsetzer componirt, durch ganz Deutschland wiedertönten, charakterisirt ein edler Ernst und religiöse Erhebung. Doch zeigt vornehmlich sein „Herodes von Betlehem" (eine scherzhafte Satire auf die Hussiten vor Naumburg und die ganze hypersentimentale Geistesbildung jener Zeit), von welchem in kurzer Zeit 5 Auflagen erfolgten, daß dem Dichter auch die Gabe der Satire und ein anmuthsvoller und glücklicher Witz zu Gebote standen. Seine „Erzählungen und Mährchen" (1802, 2 Theile, 2. Aufl., 1812) tragen das Gepräge einer blühenden Phantasie und hohen Zartgefühles. Nach dem im Jahre 1804 erfolgten Tode seines Schwagers, des Hofraths Spatzier, übernahm er die bis dahin mit diesem gemeinschaftlich besorgte Herausgabe der „Zeitung für die elegante Welt", setzte dieselbe aber von 1810, da er von da an bis 1818 den Pacht und die Administration der Leipziger Zeitungsexpedition übernommen hatte, bis 1816 gemeinschaftlich mit dem Hofrath Methus. Müller fort. Im Jahre 1818 zog er sich vom öffentlichen Leben auf sein Landgut zurück, wo er am 16. Dec. 1826 starb. Viele seiner Gedichte, Aufsätze und höchst launigen und interessanten Erzählungen befinden sich in W. G. Becker's Taschenbuch (Jahrgang 1797—1807), in Bouterweck's neue Vesta (Bd. 1—6 von 1803—6), in Lichtenberg's Schriften (1804—6) und in der Zeitung für die elegante Welt. — Außerdem erschien von ihm einzeln: „Narrheit und Vernunft"; „Jedem das Seine"; „Ein moralisches Bilderbuch für alle Kinder", aus dem Französischen übersetzt von Jul. Heiter (1802, vgl. 1819); „Herodes von Betlehem, oder der triumphirende Viertelsmeister" Schauspiel; „Die Maske" (1803); „Alborno der Lautenspieler" (1803); „Die Lazaroni" (1803); „Marionetten Theater" (1806); „Liederbuch für die Loge Minerva" zu den drei Palmen in Leipzig 1822. (M. war einige Zeit Vorsteher derselben); „Gedichte" (1825). Seine „Sämmtlichen Werke" erschienen in acht Bänden (Lpz. 1839—40).

Mahmud II., Sultan der Osmanen von 1808—39, war der zweite Sohn des Sultans Abdul Hamid und geboren den 20. Jul. 1785. Schon in seiner Jugend, die er im alten Serail verlebte, zeigte er sich hartnäckig, heftig und grausam. Als sein älterer Bruder Mustapha IV. den Thron bestieg, sollte M. ermordet werden, damit man in ihm keinen Thronbewerber zu fürchten habe. Er wurde jedoch durch ein albanesisches Corps gerettet und begann nun sogleich die Vorbereitungen zu dem Aufstande, der am 28. Juli 1808 Mustapha stürzte und ihn am 1. Aug. auf den Thron erhob. Um sich in der Herrschaft zu befestigen, ließ er den Sohn Mustapha's IV., ein Kind von 3 Monaten, erwürgen und eine schwangere Sultanin, in Säcke genäht, in den Bosporus werfen, so daß

er nun der Einzige und Letzte aus dem Stamme Osman's war. Schon damals faßte er den Entschluß das Militär auf europäischen Fuß zu organisiren, doch scheiterte ein derartiger Versuch an der Auflehnung der Janitscharen. So verstrichen 18 Jahre seiner Regierung, bis es ihm endlich gelang, sich von der Abhängigkeit, unter der er Anfangs stand, loszureißen und die Neuerungen einzuführen, die das Staunen der Welt erregten. Eine völlige Umbildung des Heeres und Kriegswesens, die allen seinen Vorgängern und ihm selbst schon einige Mal mißglückt war, gelang ihm jetzt durch die Bekanntmachung vom 29. Mai 1826. Sie veranlaßte zwar einen neuen Aufstand der Janitscharen, der am 15. Juni zu Constantinopel ausbrach, allein Hussein Pascha, ihr eigner Aga, den M. für sich gewonnen hatte, wußte sie mit den Toptschis (Kanonieren) zur Ruhe zurückzuführen und eine großherrliche Bekanntmachung vom 17. Juni erklärte das Corps der Janitscharen für immer abgeschafft. So der störendsten Hemmung entledigt, schritt M. mitten unter den Kriegen, die er theils mit den Griechen, theils mit Rußland, theils mit aufrührerischen Paschas zu führen hatte, in seinem Streben nach Neuerungen weiter. Hatte er schon vorher (seit 1822) beim Seewesen wichtige Verbesserungen eingeführt, so betrieb er nun auch die Umbildung der Landmacht mit thätigem Eifer. Er stellte (1826—1828) neue Truppen auf, übte und kleidete sie nach europäischer Weise und empfahl dasselbe auch dem Volke. Er verschlechterte die Münze, indem er schwere Münzsorten gegen leichtere umsetzen ließ, benutzte die Einkünfte der Ulemas (Geistlichen) zur Aufhülfe des Reichsschatzes, regulirte die Steuern nach den Grundstücken, gab den Getreidehandel frei, schloß mit Nordamerika einen Handelstractat und verstattete jeder Nation die Durchfuhr durch die Dardanellen. Für seine Hauptstadt traf er Anstalten zur Reinlichkeit, Ordnung und Sicherheit. Im Jahre 1830 verordnete er die Duldung für alle Rajas, befahl seinem Volke, die Christen mit Schonung zu behandeln und trat dem Glauben der Moslemins an ein unvermeidliches Schicksal entgegen, indem er Sicherungsanstalten gegen die Pest und Cholera errichtete. Seit 1831 ließ er zu Constantinopel eine Zeitung in türkisch-französischer Sprache unter dem Namen „Moniteur Ottoman" erscheinen. Er selbst ging mit gutem Beispiele voran und riß sich vom Hergebrachten los; er stutzte sich den Bart, legte den Turban ab, änderte seine Kleidertracht, hob viele alte Förmlichkeiten des Hoflebens auf, verließ das Serail, bezog einen Palast in der Nähe von Pera und ging viel mit den dortigen Fremden um; er ging oft aus ohne Hofstaat und besuchte in den Jahren 1830 und 31 die meisten europäischen Provinzen seines Reiches. Die Beweise von der unter dem Volke herrschenden bösen Stimmung, die er auf der Reise erhielt und die sich namentlich durch furchtbare Feuersbrünste in Konstantinopel aussprach, bewogen ihn zwar in seinen Reformen etwas inne zu halten, machten ihn aber nur noch hartnäckiger in seinen Reformplänen. Der Ausbruch des Krieges mit Aegypten (s. Mehmed Ali) stellte aber plötzlich alle seine Schöpfungen in Frage und nur durch Rußlands Hülfe vermochte sich M. aus der äußersten Bedrängniß zu retten, in die er durch den unglücklichen Ausgang der Schlacht bei Konieh gerathen war. (S. Osmanisches Reich.) Kaum war diese Gefahr überstanden, als neue Aufstände in Albanien, Bosnien und Kleinasien ausbrachen und den Sultan in der ungestörten Ausführung seiner Pläne hemmten. Im Mai 1834 schien endlich ein gegen Mehmed Ali in Kleinasien ausgebrochener Aufstand ihm wenigstens die Gelegenheit zu bieten, sich an seinen Todfeind Mehmed Ali zu rächen; er sandte sogleich ein Heer von 80,000 Mann nach Syrien, wurde aber durch die europäischen Großmächte genöthigt, seine kriegerischen Gedanken aufzugeben. Unter allen diesen Wirren fuhr er fort, die verschiedensten Reformen in seinem Reiche auszuführen. Straßen wurden gebaut, Posten und Quarantänen eingerichtet, das Heer organisirt, stehende Gesandte an die Höfe der europäischen Großmächte gesandt. In den Provinzen kehrte nach und nach auch die Ruhe zurück; Kurdistan wurde unterworfen, die Unruhen in Albanien und Bosnien gestillt und am 29. April 1837 unternahm der Sultan eine zweite Reise in die Provinzen, besonders nach Rumelien und Bulgarien. Eine Verschwörung, die sich während seiner Abwesenheit in seiner Hauptstadt angesponnen hatte, nöthigte ihn aber zur schleunigen Heimkehr, worauf sie blutig unterdrückt ward. Noch

Digitized by Google

einmal eröffnete sich ihm die Gelegenheit, Rache zu nehmen an Mehemed Ali, dessen Ansprüche und Uebergriffe immer unerträglicher geworden waren. Im Frühjahr 1839 wurde unter dem Seriasker Hafiz Pascha ein bedeutendes Heer am Taurus versammelt, Mehmed Ali in die Acht erklärt und von den großherrlichen Truppen der Taurus überschritten. Doch abermals war dem Sultan das Glück nicht günstig. In der Schlacht bei Nisib am 24. Juni 1839 wurden seine Truppen von Ibrahim Pascha (s. d.) geschlagen und die Existenz des Reichs abermals in Frage gestellt. M. erfuhr diese unglückliche Nachricht nicht mehr. Ausschweifungen aller Art hatten schon längst seine Gesundheit untergraben und führten am 1. Juli 1839 seinen Tod herbei.

Mahomed, s. Mohammed.

Mahon, Philipp Henry, Viscount, ältester Sohn und Erbe des Grafen Stanhope, wurde am 31. Januar 1805 geboren, nach vollendeten wissenschaftlichen Studien durch seine einflußreichen Familienverbindungen früh ins Parlament gewählt und bekleidete später unter dem Wellington'schen Ministerium die Stelle eines Unterstaatssecretärs im auswärtigen Amte. Er gehört der Torypartei an. Bekannter wurde er als Historiker durch sein „Life of Belisarius" (Lond. 1830) seine „History of England from the peace of Utrecht to the peace of Aix-la-Chapelle" (4 Bde., Lond. 1836) und seine „History of the war of succession in Spain" (Lond. 1832). Beide letztgenannte Werke werden besonders durch die Benutzung von Familienpapieren interessant, welche dem Verfasser zu Gebote standen. Uebrigens ist besonders die Geschichte des Successionskrieges mit Vorliebe geschrieben, da dem General James Stanhope, dem Befehlshaber der britischen Streitmacht zur Unterstützung Oesterreichs in Spanien, die Familie ihren Ruhm und die Erhebung zur Pairie verdankt, wie seine Eroberung von Port Mahon auf Minorca ihm den diesem Ereigniß entlehnten Ehrentitel erwarb.

Mahratten, s. Maratten.

Mai, Angelo, ein neuer italienischer Literator, der sich namentlich durch Bekanntmachung einer großen Anzahl von Schriften des griechischen und römischen Alterthums verdient gemacht hat, die er in Palimpsesten (s. d.) zuerst entdeckte und durch chemische Mittel leserlich machte, wurde in der Provinz Bergamo am 7. März 1781 geboren und lebte Anfangs als Jesuit zurückgezogen im Venetianischen, bis er 1813 eine Anstellung als Aufseher bei der Ambrosianischen Bibliothek zu Mailand erhielt. Hierauf wurde er 1819 Custos der vaticanischen Bibliothek zu Rom, dann Bibliothekar, 1825 überzähliger apostolischer Protonotar, später Präfect der Congregation des Inder und 1838 Cardinal. Zu seinen frühern Entdeckungen gehören die Bruchstücke der Reden Cicero's „Pro Scauro, Tullio, Flacco" (Mail. 1814; Frankf. 1815 und mit Anmerkungen von Cramer und Heinrich, Kiel 1816, 4.) und „In Clodium et Curionem" (Mail. 1814), die er später auch vereint herausgab (Mail. 1817), ferner einige „Reden" des Cornelius Fronto, mehrere „Briefe" der Kaiser Marc Aurel und L. Verus und andere kleinere Ueberreste (Mail. 1815; 2. verm. Ausg., Rom. 1823); die Bruchstücke von acht „Reden" des Q. Aurel Symmachus (Mail. 1815); Fragmente des Plautus, besonders aus der „Vidularia" desselben (Mail. 1815); die vollständige Rede des Isäus „Ueber die Erbschaft des Kleonymus" (Mail. 1815) und eine Rede des Themistius (Mail. 1816); sodann einige Bücher der „Römischen Alterthümer" des Dionysius von Halikarnaß (Mail. 1816, 4.); ein „Itinerarium Alexandri" und die Schrift des Julius Valerius „Res gestae Alexandri" (Mail. 1817, 4. und Frankf. 1818); „Bruchstücke des Eusebius und Philo" (Mail. 1816) und des Eusebius „Chronicorum canonum libri duo" (Mail. 1818), 4.), die er zugleich mit Zohrab aus einer armenischen Handschrift wieder herstellte. Diese und noch andere bis dahin ungedruckte Schriften theilte er aus der Ambrosianischen Bibliothek mit; hierauf setzte er seit 1819 seine palimpsestischen Studien zu Rom in der vaticanischen Bibliothek fort, deren schönste Frucht das Werk des Cicero „De republica" ist (Rom 1822). Außerdem verdanken wir ihm mehrere Sammlungen von alten, noch unbekannten Schriften, die allerdings der Zeit und dem Inhalte nach einen verschiedenen Werth behaup-

Digitized by Google

ten, sowie eine Menge anderer literarischer Beiträge und Notizen, in den „Auctores classici e vatic. codd. editi“ (5 Bde., Rom 1828—33), in der „Scriptorum veterum nova collectio e vatic. codd. edita“ (8 Bde., Rom 1825—33, 4.) und in dem „Spicilegium rom.“ (10 Bde., Rom 1843).

Maiblume oder wohlriechende Maililie, auch Zauke oder Zäupchen in verschiedenen Gegenden Deutschlands genannt (Convallaria majalis), gehört zu der Ordnung der Liliengewächse im natürlichen System. Sie wächst im ganzen nördlichen Europa und ist sowohl wegen ihres freundlichen Ansehens und ihrer wohlriechenden Blüthen, wie wegen der Möglichkeit von Ueberpflanzung in Gärten allgemein beliebt. Die medicinische Wichtigkeit, die man ihr ehedem zuschrieb, ist keineswegs so groß. Die rothen Beeren und die Wurzel sind wirkungslos; die trocknen Blüthen verlieren zwar ihren Wohlgeruch, sind jedoch gepulvert ein starkes Niesmittel und kommen als solche zu manchen reizenden Pulvern. Der Maiblumenessig genießt in den Hausapotheken sehr mit Unrecht ein großes Ansehen als Mittel bei Ohnmachten und wird in der Hauptsache durch jeden scharfen Essig vertreten. — Die Weißwurz ist eine andere, in Gärten gewöhnliche Art von Maililie, die bei uns gleichfalls wildwachsend, durch übergeneigten Stengel und hängende cylindrische Blüthenkronen kennbar, in Gärten oft angepflanzt vorkommt, aber durchaus keine medicinische Bedeutung hat.

Maier (Major) hieß im Mittelalter der Vorsteher von Gutsunterthanen, namentlich unfreien und ist also gleichbedeutend mit Voigt; sodann bezeichnet es auch in manchen Gegenden eine besondere Art von Bauern, die kein volles Eigenthum an ihrem Gute haben.

Maifeld, s. Märzfeld.

Maikäfer, s. Käfer.

Mailand, Herzogthum in Oberitalien, eins der schönsten, fruchtbarsten und cultivirtesten Länder von Europa, grenzt westlich an Piemont und Montferrat, südlich an das Genuesische, östlich an das Parmesanische, Mantuanische und Venetianische, nördlich an die 4 italienischen Vogteien der Schweiz und Graubündten. Es ist reich an Getreide, Reis, Früchten, Seide und Wein. Die Fruchtbarkeit dieses Landes geht so weit, daß der Weinstock bis 2500 F. Höhe, Getreide bis 4500 F., Buchen bis 4800 F. und Nadelhölzer bis 6500 F. Höhe gedeihen; die Reisfelder bedecken alle niedern Uferstrecken, die Viehzucht ist höchst blühend, besonders am untern Po Hauptgewerbe. Jagd und anderes Wild giebt es wenig. Unter der Familie Visconti (s. d.) ward Mailand ein Herzogthum als deutsches Lehn, indem Kaiser Wenzel Kian Galeazzo Visconti 1395 zum ersten Herzog von Mailand ernannte. Die Visconti behaupteten ihre Rechte bis 1447, wo der Mannsstamm derselben ausstarb und das Herzogthum, wiewohl Frankreich die nächsten Ansprüche an Mailand hatte, an den Francesco Sforza (s. d.), den Gemahl einer natürlichen Tochter des letzten Visconti, 1450 fiel. Frankreich suchte seine Rechte an Mailand unter Ludwig XII. 1499 geltend zu machen, Franz I. sein Nachfolger verfocht sie noch eifriger und so geschah's, daß Mailand wechselsweise den Franzosen und den Sforza gehörte. Franz I. aber mußte im Madrider Frieden 1526 alle italienischen Besitzungen aufgeben; und als der Sforza'sche Mannsstamm 1535 ausstarb, gab Kaiser Karl V. dasselbe seinem Sohne Philipp II. von Spanien, bei welcher Krone er bis auf den spanischen Erbfolgekrieg blieb. Durch denselben fiel es 1713 an Oesterreich und 1735 in dem Wiener Frieden und dem Wormser Vertrage 1745 wurden Stücke davon an den König von Sardinien überlassen. Im Jahre 1796 eroberten es die Franzosen und 1797 ward es ein Theil der von Bonaparte geschaffenen Cisalpinischen Republik, die seit 1801 die Italienische und seit 1805 Königreich Italien hieß. Bei der Auflösung desselben im Jahre 1814 erhielt Sardinien den früher besessenen Antheil an M. (146 QM. mit 600,000 Einw.) zurück; das Uebrige vereinigte Oesterreich unter dem Namen eines Gouvernements (395 QM. mit 2,570,000 Einw.) mit dem neugebildeten lombardisch-venetianischen Königreiche (s. d.).

Mailand (lat. Mediolanum, ital. Milano) die Hauptstadt des ehemaligen Herzogthums Mailand, seit 1814 des lombardisch-venetianischen Königreichs, ist eine der ansehn-

Digitized by Google

lichsten, prächtigsten und volkreichsten Städte in Oberitalien und liegt in einer großen Ebene an der Olona, zwischen den Flüssen Tessino und Adda, mit welchen sie durch die Kanäle naviglio grande und piccolo in Verbindung steht. Die Stadt hat 5517 Häuser, 79 Kirchen, 150,000 Einwohner, einen Erzbischof und die höchsten Regierungs- und Gerichtsbehörden. Durch die neuern schönen Straßen, durch die herrlichen Paläste und Kirchen und durch das ganz vorzügliche Straßenpflaster ist Mailand sehr verschönert worden, obgleich es alt und unregelmäßig gebaut ist. Zu den sehenswerthen Denkmälern gehören folgende Gebäude, als: der berühmte Dom, von 454 F. Länge, der mit der im Aeußern 232 F. hohen Kuppel und 98 gothischen Thürmen, im Innern mit 53 Säulen, überhaupt mit den trefflichsten Kunstwerken geschmückt ist. Das Aeußere ist ganz mit Marmor bedeckt und mit Bildsäulen, deren man über 4000 zählt, überladen. Obgleich seit 1386 daran gebaut worden ist, so ist er doch nicht vollendet und an der einen Seite ist der Marmor schon halb verwittert, während er in den neuern Theilen sich in glänzendster Frische zeigt, so wie auch der Fußboden im Innern halb von köstlicher Mosaik, halb von Backsteinen ist. Um die Mitte des 16. Jahrhunderts aber baute Pellegrino Tibaldi die Vorderseite des Doms mehr im antiken Geschmacke aus und zerstörte dadurch den gothischen Styl des Ganzen. Napoleon ließ mit großen Kosten das halbfertige Gebäude fast bis zu seiner Vollendung führen und der Kaiser Franz bestimmte 1819 zum Ausbau monatlich 12,000 Livre. In einer unterirdischen Kapelle liegt der Körper des heiligen Borromeo in einem Krystallsarge mit den reichsten Kostbarkeiten geschmückt. Den sonst hier gesammelten Schatz schickten die Franzosen in die Münze. Unter den übrigen 78 Kirchen zeichnen sich S. Lorenzo mit antiken Marmorsäulen und Madonna pressa San Celso aus. Das Kloster S. Maria delle Grazie ist mit dem berühmten Abendmahl des da Vinci, einem Wandgemälde, jetzt fast vernichtet. Der Palast della Corte, der Gouvernementspalast, der erzbischöfliche Palast, die Münze, der Finanzpalast und der Palast des Appellationshofes sind sehenswerth. Der Palast Brera, ehemals den Jesuiten gehörig, ist der Sitz der Akademie der Wissenschaften und Künste mit einer Bibliothek von 100,000 Bänden, Antiken- und Gemäldesammlung und hat einen botanischen Garten und Sternwarte. Mit dem großen Münzkabinete ist zugleich die Ambrosianische Bibliothek von 60,000 Bänden, 15,000 Handschriften und Kunstsammlung berühmt, die Bibliothek wurde von dem Cardinal Borromeo, 1595 Bischof zu Mailand, gest. 1631, gestiftet. Auf dem von Napoleon angelegten runden Platze, wo ehemals das Castell stand, ist ein noch nicht vollendeter Circus nach alter Bauart aufgeführt, der 30,000 Menschen fassen und dessen Arena unter Wasser gesetzt werden kann. Ausgezeichnete Gebäude sind noch: das große Hospital, welches 4000 Kranke faßt und das größte unter den 7 Schauspielhäusern, della Scala, welches für 7000 Personen Raum hat. Es hat ferner: eine patriotische Gesellschaft, ein Taubstummeninstitut, eine Schule für Mosaikarbeiten, zwei Lyceen, sechs Gymnasien, eine Thierarzneischule, eine Musikschule und viele Privatsammlungen, unter denen sich die Bibliothek und Münzsammlung in der Casa Trivulzio auszeichnen. Bemerkenswerth sind der von Napoleon begonnene, aber unvollendete Triumphbogen (Arco del Sempione), der herrliche Corso, Sammelplatz der vornehmen Welt Mailand's, die schönen Thore. Der Handel der Stadt und ihre Fabriken in Seide, Gold, Silber, Glas u. a. sind höchst wichtig und werden besonders durch die nach 4 Seiten sich hin erstreckenden Kanäle, wodurch alle Flüsse von Ticino bis Adda mit der Stadt verbunden werden, sowie die lombardisch-venetianische Eisenbahn befördert. Unmittelbar an der Stadt liegt ein königliches Lustschloß und in der Nähe auch das durch sein Echo berühmte Schloß Casa Simonetta und Castellazzo, welches ein Lustschloß ist und große Gärten hat. Vgl. Picolla „Nouvelle description de M." (Mail. 1819) und Corta „Guide de la ville M." (Mail. 1830). Ueber den Dom vgl. Franchetti „Storia e descrizione del duomo di M." (Mail. 1821) und Rupp und Bramati „Descrizione storico-critica del duomo di M." (Mail. 1823, 4. mit Kpf.).

Mailáth, Johann, Graf, der bedeutendste unter den neuern ungarischen Dichtern, auch als Geschichtsforscher rühmlich bekannt, wurde aus einer altadeligen ungarischen

Digitized by Google

Familie zu Pesth am 5. Oct. 1786 geboren und ist das 14. Kind unter 18. Geschwistern. Sein Vater, Joseph Graf M., war österreichischer Staats- und Conferenzminister. M. erhielt eine sorgfältige Erziehung, studirte in Erlau Philosophie, in Raab die Rechte, trat dann in Staatsdienste, gab diese aber nach zehn Jahren seiner geschwächten Augen wegen wieder auf. Die zweijährige Behandlung des Augenarztes Beer rettete ihn von der Gefahr, am schwarzen Staar zu erblinden. Während dieser Zeit, in welcher er weder lesen noch schreiben durfte, entschloß er sich, sich der Literatur zu widmen. Schon früher hatte er einzelne poetische Versuche erscheinen lassen. Neben der Poesie beschäftigte er sich aber vorzugsweise mit Geschichte, namentlich mit der Ungarns, wobei ihn sein ausgezeichnetes Gedächtniß wesentlich unterstützte. Später trat er wieder in den Staatsdienst und wurde kaiserlicher Kämmerer, Hofrath der ungarischen Hofkanzlei und judex curiae zu Pesth. Von seinen poetischen Arbeiten erwähnen wir den mit Köffinger herausgegebenen „Koloczaer Codex altdeutscher Gedichte" (Pesth 1818); seine „Altdeutschen Gedichte" (Stuttg. 1819), eine Auswahl der schönsten in dem genannten Codex enthaltenen Dichtungen in neudeutscher Uebersetzung; seine lyrischen „Gedichte" (Wien 1824); seine „Magyarischen Sagen und Mährchen und Erzählungen" (Brünn 1825; 2. Aufl., 2 Bdchn., Stuttg. und Tübing. 1837); seine Uebersetzung „Magyarischer Gedichte" (Stuttg. 1825) und „Himfy's (d. i. Alex. Kisfaludy's) auserlesene Liebeslieder" (mit magyarischem Originaltexte, Pesth 1829; 2. Aufl., ohne Originaltext, Pesth 1831); von seinen historischen Werken nennen wir seine „Geschichte der Magyaren" (5 Bde., Wien 1828—31), die „Geschichte des österreichischen Kaiserstaats" (Bd. 1—3, Hamb. 1834—42); „Der ungarische Reichstag von 1830" (Pesth 1831); „Geschichte der Stadt Wien" (Wien 1832); „Leben der Sophie Müller" (Wien 1832); „Das ungarische Urbarialsystem" (Pesth 1838) und „Die Religionswirren in Ungarn" (2 Bde., Regensb. 1845). Auch lieferte er eine „Ungarische Sprachlehre" (Pesth 1830; 3. Aufl., 1838) und eine „Mnemonik" (Wien 1842) und giebt gegenwärtig das Taschenbuch „Iris" (Jahrg. 1—9, Pesth 1839—47) heraus.

Maimbourg, Louis, franz. Kirchenhistoriker, geb. zu Nancy 1610, trat mit seinem 16. Jahre in den Jesuitenorden und vollendete seine Studien in Rom. Nachdem er nach Frankreich zurückgekehrt war, wurde ihm eine Professur in Rouen übertragen, die er aber niederlegte, als er sich später vorzugsweise dem Predigeramte widmete. Durch die Lebhaftigkeit, mit welcher er die gallicanischen Neuerungen vertheidigte, zog er sich den Unwillen des Papstes Innocenz XI. zu, der den Jesuitenorden veranlaßte, M. aus seiner Gemeinschaft auszuschließen, was 1682 geschah. Ludwig XIV. entschädigte ihn indessen für diese Härte durch eine Pension. M. zog sich nun in die Einsamkeit der Abtei Saint Victor zurück, wo er am 13. Aug. 1686 starb. Als Kanzelredner erregte er durch wirkliches Rednertalent, oft aber auch nur durch seine beißenden Ausfälle Aufsehen. Von seinen historischen Schriften verdienen seine Geschichten des Wiklefismus, des Lutheranismus, Calvinismus u. s. w. (14 Bde., Par. 1686—87 oder 26 Bde. in 12.) und sein berühmter „Traité historique sur les pérogatives et les pouvoirs de l'église de Rome et de ses évêques" (Par. 1685, 4., neueste Aufl., Nevers 1831) erwähnt zu werden.

Maimonides, oder Sohn des Maimon, einer der berühmtesten jüdischen Rabbiner, wurde 1135 zu Cordova geboren. Er studirte Philosophie und Medicin unter Abu Djafar Ibn Tophail und in der Folge unter dem bekannten Averroes, dessen Freund er wurde. Als dieser bei dem Herrscher von Cordova in Ungnade fiel, und um sein Leben zu retten sich verbergen mußte, war M. der einzige, der den Ort seines Verstecktes wußte; aus Furcht, man möchte ihn darüber in Anspruch nehmen, entfloh er nach Aegypten und erhielt dadurch den Beinamen des Aegypters. Nachdem er einige Zeit Handel mit Edelsteinen getrieben hatte, übte er die Medicin mit so großem Erfolge aus, daß er bald darauf als erster Leibarzt an den Hof des Sultan Saladin berufen wurde; er bekleidete diese Stelle mit gleicher Auszeichnung noch unter den beiden Nachfolgern dieses Fürsten. Die Ausübung der Medicin hinderte ihn aber nicht sich auch mit andern Wissenschaften zu beschäf-

Digitized by Google

tigen; namentlich mit der Rechtswissenschaft der jüdischen Theologie und der Mathematik. Er verstand mehrere Sprachen und schrieb ausgezeichnet Arabisch und Hebräisch. Er starb 1204 und wurde zu Tiberias begraben, beweint von seinen Mitbürgern, selbst von den Muselmännern, die ihn oft in ihren Krankheiten um Rath gefragt hatten. In den Synagogen wurde eine dreitägige Todesfeier verordnet und das Jahr seines Todes ein Klagejahr genannt. Von ihm haben wir: 1) „Perusch Ha Mischna", ein Commentar über die Mischna; 2) „Jad. Chazakah" ein Auszug des Talmud; 3) „Moreh Nebokhim" oder der Führer der Verirrten; 4) „Schelosch Asarah Ikkarim" oder die dreizehn Glaubensartikel; 5) „Sepher Mitzvoth" oder das Buch der Gesetze; 6) „Iggheret Thechijath Hammethim" oder Brief über die Auferstehung der Todten; 7 „Petach Tikvah" oder die Pforte der Hoffnung; 8) „Iggheret Lechiame Marsiliah" oder Brief an die Rabbiner zu Marseille; M. spricht sich darin über die Nichtigkeit der Astrologie aus und die Unverträglichkeit des Einflusses der Gestirne mit der Freiheit des Menschen und den Gesetzen Gottes; 9) „Iggheret le rabbi Pinchas benrabbi Meschullam" oder Brief an den Rabbiner Pinchas, Sohn des Rabbiner Meschullam, er reinigte sich darin von dem Vorwurf den Talmud beschimpft zu haben; 10) „Sepher Higgaion" oder das Buch von der Logik; 11) „Phitabdir alsehat" oder Gesundheitsregeln, eine ziemlich weitläufige Diätetik; 12) „Pirke Mosche" oder medicinische Aphorismen meist aus Galen entlehnt.

Main, der kleinste unter den sechs Hauptflüssen Deutschlands, entsteht aus der Vereinigung des weißen und rothen M.'s, eine Stunde von Kulmbach, wovon der erstere auf dem Fichtelgebirge, am östlichen Abhange des Ochsenkopfs in einer wilden Gegend, in der Nähe des Hofes Karges, und der letztere bei Lindenhardt entspringt. Nachdem der M. die Rodach, Itz und Regnitz aufgenommen hat, wird er schiffbar, nimmt weiterhin die Wren und die aus einem Teiche 1 Meile von Königshofen im Grabfelde entspringende fränkische Saale (mit der Sinn), bei Werthheim im Großherzogthum Baden die Tauber, bei Hanau die Kinzig und im Herzogthum Nassau bei Höchst die Nidda auf und fließt nach einem Laufe von 60 Meilen bei Mainz in den Rhein. Sein Flußgebiet beträgt 730 QM. Durch den Ludwigskanal (s. d.) ist er mittels der Altmühl mit der Donau in Verbindung gebracht.

Maine, einer der Vereinigten Staaten von Nordamerika, der nordöstlichste von allen, ist im Norden von Canada, im Osten von Neubraunschweig, im Süden vom Meere, im Westen von Neuhamshire begrenzt und zählt auf einem Flächenraum von 1500 QM. gegen 550,000 Einw., worunter nur wenige Indianer und Farbige. Das Land ist gut bewässert, im Innern reich bewaldet, im Allgemeinen fruchtbar und an der Küste sehr fischreich, das Klima gesund, im Sommer heiß, im Winter sehr strenge. Die volkreichste Stadt ist Portland mit 15000 Einw. und einem guten Hafen. M. gehörte früher zu Massachusetts und trat erst 1820 als Staat der Union bei. Zum Congreß sendet es zwei Senatoren und acht Repräsentanten.

Maine hieß sonst eine Provinz in Frankreich, die von Bretagne, Normandie, Anjou und Vendomais begrenzt wurde und ungefähr die jetzigen Departements Sarthe und Mayenne umfaßte. Sie wurde seit 955 von erblichen Grafen regiert, kam um die Mitte des 11. Jahrhunderts an die Herzoge von der Normandie, zu Anfange des 12. Jahrhunderts an Anjou und mit diesem an England. Nachdem sie Philipp August von Frankreich 1204 den Engländern wieder abgenommen hatte, kam sie durch Ludwig den Heiligen 1246 an seinen Bruder Karl, der sie auf seine Nachkommen vererbte und 1440 durch Karl VII. an das Haus Anjou, nach dessen Aussterben 1481 sie an die Krone Frankreichs zurückfiel. Louis Auguste, der natürliche Sohn Ludwig's XIV., führte blos den Titel eines Herzogs von Maine (s. d.).

Maine, Louis Auguste de Bourbon, Herzog von, der natürliche Sohn Ludwig's XIV. von Frankreich und der Frau von Montespan (s. d.), wurde am 30. März 1670 zu Versailles geboren. Er erhielt mit seinem Bruder, dem Grafen von Toulouse, die Marquise von Maintenon (s. d.) zur Erzieherin und erwarb sich durch schnelle

Digitized by Google

Entwickelung seiner Geistesanlagen die besondere Gunst des königlichen Vaters. Schon 1673 wurde er legitimirt und 1682 erhielt er das Fürstenthum Dombes, später den Titel eines Herzogs von M. Im Jahre 1692 vermählte ihn Ludwig XIV. mit Anne Louise Bénédicte von Bourbon-Condé, der Enkelin des großen Condé. Auf Anliegen der Maintenon, die ihre Zöglinge sehr liebte, ertheilte der König 1694 seinen beiden Söhnen von der Montespan den Rang unmittelbar hinter den Prinzen von Geblüt und 1714 erklärte er dieselben sogar thronfähig, im Fall das rechtmäßige Bourbonengeschlecht aussterben würde. Ueberdies sollte der Herzog von M. nach den Testamentsbestimmungen des Königs die Erziehung des jungen Ludwig's XV. leiten, die Haustruppen befehligen und eine Stelle im Regentschaftsrathe einnehmen. Diese Anordnungen hatte die Maintenon im Vereine mit dem ihr ganz ergebenen Herzog von M. durchgesetzt, um dem Herzog Philipp von Orleans (s. d.), dem künftigen Regenten, so viel als möglich an Macht zu entziehen. Der Regent unterdrückte nach Ludwig's XIV. Tode sogleich diese Bestimmungen und hob 1717 auch jenes Edict auf, welches die Kinder der Montespan erbfähig und zu Prinzen von Geblüt erklärte. Aus Verdruß darüber ließ sich der Herzog von M. mit seiner Gemahlin in die von dem spanischen Minister Alberoni (s. d.) angezettelten Intriguen gegen den Regenten verwickeln. Namentlich trat die Herzogin mit den Jesuiten und der frühern Hofpartei in eine Verschwörung zusammen, welche der spanische Gesandte, Prinz von Cellamare, leitete. Man wollte den Herzog von Orleans aufheben, sich des Königs bemächtigen und die Reichsstände zusammenrufen, um eine neue Regentschaft zu Gunsten Philipp's V. von Spanien, des Enkels Ludwig's XIV., einzusetzen. Der Minister Dubois entdeckte jedoch im Dec. 1718 das Complot. Der Herzog von M., dem es zwar nicht an Geist, aber an jeder Eigenschaft für eine politische Rolle fehlte, wurde auf das Schloß Dourlans, seine Gemahlin aber nach Dijon, sodann nach Chalons geführt. Da man aber den Herzog selbst nicht überführen konnte, so erhielt er nach einjähriger Gefangenschaft seine Freiheit; die Herzogin jedoch gestand bald darauf den ganzen Zusammenhang der Intrigue und wurde nach Sceaux verwiesen. Hier lebten fortan beide vom Hofe entfernt und umgeben von einer Gesellschaft geistreicher Männer und Frauen. Der Herzog starb am 14. Mai 1736; seine Gemahlin erst 1753. Sie hinterließen zwei Söhne, mit denen das Haus Maine wieder erlosch: Louis Auguste de Bourbon, Prinz von Dombes, geb. 1700, gest. 1755, und Louis Charles de Bourbon, geb. 1701, gest. 1755.

Mainotten hießen die Bewohner des Gebirgsbezirks Maina, der die gebirgige, vom Pentedaktylon oder Taygetusgebirge (jetzt Eliasberg) gebildete Halbinsel zwischen den Meerbusen von Kolokythia und Koron im südlichen Morea begreift und jetzt zur Provinz Lakonien im Königreich Griechenland gehört. Sie sind öfter für Nachkommen der alten Spartaner, in deren Lande sie wohnen, gehalten worden; nach den neuesten Forschungen aber ist es wahrscheinlicher, daß sie zum größten Theil von Slawen, die sich mit den griechischen Ureinwohnern zur Zeit der großen slawischen Wanderung in die türkische Halbinsel mischten, abstammen. Ihre Anzahl beträgt gegen 60,000. Sie sind wild, kühn, abergläubig, freiheitsliebend, blutdürstig und räuberisch, treiben Ackerbau, Viehzucht, Oelbau, Spinnerei und Weberei, halten die Gastfreundschaft heilig, sind einfach, mäßig und streng in ihren Sitten und bekennen sich zur griechischen Kirche. Zur Zeit der türkischen Herrschaft erhielten sie sich, geschützt von der Natur ihres hochgebirgigen Landes, in factischer Unabhängigkeit, indem sie den Türken blos die nominelle Oberherrschaft und nur einen unbedeutenden Tribut zugestanden. Sie wurden von erblichen, in festen Thürmen oder Burgen hausenden Häuptlingen regiert, welche unter dem Namen Zapitaden in den einzelnen Ortschaften herrschten; diese bildeten acht Bezirke, die unter acht erblichen Stammeshäuptlingen oder Kapitanys (s. d.) standen und diese wurden von einem Bei regiert. Wie mit den Türken, so waren die einzelnen Häuptlinge unter sich in einem immerwährenden Kriege begriffen, zu dem die im Lande herrschende Blutrache unaufhörlich Veranlassung gab und der nur dann eine Unterbrechung erlitt, wenn es eine gemeinschaftliche Unternehmung gegen die Türken galt. Nach der Katastrophe des Hauses ihres letzten Bei, Pietro Mauromichali

Digitized by Google

(s. d.), wurde ihre Selbständigkeit erschüttert. Vergebens empörten sie sich 1834 gegen die Regentschaft, sie wurden von den bayerschen Truppen besiegt, mußten zum Theil ihre Waffen niederlegen und ihre festen Thürme wurden gebrochen. Zwar haben sie seitdem fast bei allen politischen Stürmen, welche das Königreich Griechenland bewegten, sich geregt, allein niemals gelang es ihnen, ihre alte Unabhängigkeit wieder zu gewinnen und selbst der so verhaßten Conscription mußten sie sich unterwerfen.

Maintenon, Françoise d'Aubigné Marquise von, war geboren am 27. Nov. 1635 zu Niort, wo ihre Aeltern sich eben im Gefängnisse befanden. Erzogen in Dürftigkeit und unter Gefahren aller Art, die selbst ihr Leben bedrohten, sah sie sich aus Armuth genöthigt als 16jähriges Mädchen zur katholischen Religion überzutreten und dem häßlichen Dichter Scàrron (s. d.) ihre Hand zu geben. Die ansehnlichen und größtentheils glänzenden Verbindungen, in welche sie durch diese Heirath trat, so wie ihre eigne Bildung und Bescheidenheit, zogen bald die Aufmerksamkeit vieler Angesehenen des französischen Hofes auf sie; besonders stand sie in freundschaftlichem Verhältniß mit der Frau von Montespan, der Geliebten Ludwig's XIV.; diese wirkte ihr auch nach Scarron's Tode 1660 eine Pension beim König aus und übertrug ihr die Erziehung ihrer beiden mit ihm erzeugten Kinder, des Herzogs von Maine und des Grafen von Toulouse. Dieser Posten, dem sie mit Verstand und großer Sorgfalt vorstand, erwarb ihr das Zutrauen und die ganze Achtung des Königs, von ihm erhielt sie das ganze Landgut Maintenon (daher ihr Name) zum Geschenk, ward hierauf Hofdame bei der Dauphine, bald Dame d'honneur, später, nachdem sie durch ihren hinneigenden Charakter, der sich in alle Verhältnisse trefflich zu schicken wußte, das Herz des Königs gänzlich an sich gefesselt hatte, in ihrem 50. Jahre die Mätresse Ludwig's und endlich 1685 geheime Gemahlin desselben in morganatischer Ehe. Ohngeachtet sie in dieser Stellung sorgfältig vermied, die Blicke des Publikums auf sich zu ziehen, so konnte sie dennoch dem Verdachte der Einmischung in Staatsgeschäfte nicht entgehen. So war die Aufhebung des Edicts von Nantes, in Verbindung mit Louvois, die Verweisung des Vendôme und Catinat und a. m. größtentheils ihr Werk. Uebrigens nennt sie selbst ihr damaliges Verhältniß, wodurch sie bei ihrem bereits vorgerückten Alter den häufig üblen Launen des Königs ausgesetzt war, nicht glücklich. Um Anfeindungen von Seiten des Volkes zu vermeiden, lebte sie selbst sehr zurückgezogen und wandte den größten Theil ihrer nicht bedeutenden Einkünfte auf die Unterstützung der Armen, errichtete 1686, mit Genehmigung des Königs, eine Erziehungsanstalt für unbegüterte Mädchen vom Stande in der Abtei von St. Cyr und zog sich nach dem Tode Ludwig's 1715 ganz in dieselbe zurück, wo sie vier Jahre nachher starb. Man hat von ihr eine große Anzahl sehr geistreicher Briefe, herausgeg. von La Beaumelle (Amsterd. 1756, 9 Bde., 1807, 6 Bde.), Memoiren und Briefe (16 Bde., 1778). Ueber das Leben der M., vgl. La Beaumelle „Memoires pour l'histoire de Mad. de M."; Carraccioli „La vie de Mad. de M." (Paris 1786); außerdem v. Auger. „Lettres inédites de Mad. de M. etc." (Par. 1826, 4 Bde.).

Mainz, das ehemalige Erzstift im niederrheinischen Kreise, dessen Erzbischof der erste der drei geistlichen Kurfürsten und des Reichs Erzkanzler in Deutschland war (s. Kurfürsten), umfaßte bis zur Zeit des Luneviller Friedens einen Flächenraum von 150 QM. mit ungefähr 209,000 Einw. Die kurmainzischen Länder lagen auf dem rechten und linken Rheinufer und in den Maingegenden zerstreut; namentlich gehörten dazu Erfurt (s. d.) und das Eichsfeld (s. d.). Durch den Frieden zu Luneville von 1801 wurde die Stadt Mainz (s. d.) nebst dem auf dem linken Rheinufer gelegenen Theile des Landes an Frankreich überlassen. Der Reichsdeputationshauptschluß entschädigte 1803 den Kurfürsten, der Erfurt an Preußen abtreten mußte, durch das Fürstenthum Regensburg und die Grafschaft Wetzlar, worauf der Kurfürst Regensburg zu seiner Residenz machte und den Titel Reichserzkanzler annahm. Gestiftet wurde das Erzbisthum unter Bonifacius um 750, der Ursprung der Kurfürstenwürde wird in das Jahr 996 gesetzt. Unter den Erzbischöfen und Kurfürsten waren die ausgezeichnetsten Hrabanus Maurus (s. d.), gest. 856, Hatto I. (s. d.), zur Zeit Ludwig's des Kindes und Konrad's I., und Hatto II. (s. d.),

Digitized by Google

von dem der Mäusethurm herrühren soll, gest. 970; Willigis, gest. 1011, der vom Papst das Vorrecht erhielt, den deutschen König zu krönen und auf allen deutschen und französischen Concilien zu präsidiren; Siegfried II., als Feind Kaiser Friedrich's II. berüchtigt; Albrecht von Brandenburg (s. d.), zur Zeit der Reformation und Joh. Phil. von Schönborn, ein einsichtsvoller Fürst und kluger Staatsmann, geb. 1605, gest. 1673, der mit Eifer den Wohlstand seines Landes förderte, Mainz befestigte und verschönerte und Erfurt seiner Botmäßigkeit 1667 unterwarf. Der letzte Kurfürst war Friedrich Karl von Erthal, der 1802 starb. Ihm folgte als Reichserzkanzler der bisherige Coadjutor Karl Theod. von Dalberg (s. d.), der 1806 souveräner Fürst-Primas des Rheinbundes, später Großherzog von Frankfurt wurde, 1813 aber auf alle seine Besitzungen als Landesherr verzichten mußte.

Mainz, Mayence, Moguntia, ehemals Haupt- und Residenzstadt des Erzbisthums und Fürstenthums Mainz, jetzt die Hauptstadt der großherzoglich-hessischen Rheinprovinz; liegt an einem sanften Abhange am linken Rheinufer, 900 Schritte unterhalb der Mündung des Mains, in einer der schönsten und fruchtbarsten Gegenden Deutschlands. Eine 1600 Fuß lange, auf 49 Schiffen ruhende Brücke, unterhalb deren 13 Schiffmühlen sind, führt über den Rhein nach dem Städtchen Cassel, welches jetzt als Festung mit Mainz verbunden ist. Mainz ist eine deutsche Bundesfestung, besetzt von Oesterreich und Preußen und eine Vormauer gegen Frankreich. Bei gehöriger Besatzung kann sie jedem Sturme Trotz bieten. Der Umfang der Festungswerke, welche Napoleon sehr erweitern ließ, beträgt mit Einschluß der weißenauer Schanze, die kleinen Feldverschanzungen nicht gerechnet, $2^1/_2$ Stunden. Zu den Hauptwerken gehören: die Citadelle mit einer herrlichen Aussicht in die paradiesisch schöne Gegend und der Hauptstein, ein vor allen übrigen stark vorspringendes Werk, auf einer Anhöhe. Cassel hat ebenfalls ausgedehnte, mit besonderer Kunst angelegte Festungswerke, welche aus dem Forts Cassel, Mars, Montebello und dem Petersauer bestehen. M. ist eine der ältesten Städte Deutschlands und erzbischöflichen Sitze, hat meistens enge und finstere Straßen; nur die Thiermarktstraße und die drei Bleichen sind schön. Unter den 27 öffentlichen Plätzen sind am schönsten: der Parade- oder Schloßplatz, von einer Allee umgeben, der Gutenbergsplatz, auf dem einige Denksteine auf den Erfinder der Buchdruckerkunst stehen, mit dem neuen Schauspielhause und der Fruchthalle und der Thiermarkt. Die Stadt zählt 2250 Häuser, 126 Straßen, 11 Kirchen und 40,000 Einw. (mit der 10,000 Mann starken Besatzung), unter denen 2500 Protestanten und 1600 Juden sind. Unter den Gebäuden sind merkwürdig: die alte Domkirche, durch die Belagerung der Preußen 1793 sehr gelitten, ist 350 F. lang, mit 6 Thürmen, unter denen der höchste 390 F. enthält, 56 Pfeilern und bemerkenswerthen Grabmälern, z. B. einer Gemahlin Karl's des Großen und des Minnesängers Frauenlob (gest. 1318). Die erste 1776 vollendete schöne Ignatiuskirche, die Stephanskirche, das ehemalige deutsche Ordenshaus, jetzt großherzogl. Schloß, in welchem Napoleon zu wohnen pflegte, wenn er nach Mainz kam; das Regierungsgebäude, der Palast des Vicegouverneurs, Zeughaus, das alte und neue Schloß, der Justizpalast, das Kaufhaus und die 10 Casernen. Zu den Alterthümern der Stadt gehören: der Eichelstein, ein alter römischer Thurm auf der Citadelle, die aus alten römischen Trümmern erbaute Stadtmauer am Gauthore und die Ueberreste einer römischen Wasserleitung bei dem Dorfe Zahlbach, von der noch 59 Pfeiler stehen; den Eichelstein sowohl als auch die Wasserleitung schreibt man dem alten römischen Feldherrn Drusus zu. Mainz ist der Sitz einer Regierung, einer Handelskammer, eines Obergerichts, eines katholischen Bischofs, einer Rheinschifffahrtscommission seit 1816, von 1819—1828 einer Centraluntersuchungscommission wegen demagogischer Umtriebe und einer Universität, die 1477 gestiftet und 1802 aufgehoben ward. Es hat überdies noch: ein theologisches Seminar, ein Gymnasium, eine Hebammenschule, eine Stadtbibliothek von 90,000 Bänden, eine Gemäldesammlung, ein Antiquitäten-, Münz- und Naturaliencabinet, und eine physikalische und mechanische Instrumentensammlung. Die Einwohner treiben Schifffahrt, Holzflösserei nach Holland, Eigenhandel, besonders mit Getreide und Wein, Commissions- und Spe-

Digitized by Google

ditionshandel, der wegen des Zusammenflusses der Güter aus dem Main, Nekar und Oberrhein sehr beträchtlich ist. Zum Behufe der Schifffahrt hat M. eine Assecuranzgesellschaft für die Main- und Rheinschifffahrt, nebst zwei Häfen. Napoleon ließ zur Beförderung des Handels einen Freihafen anlegen, indem man einen Theil des Rheinufers bei der Stadt mit ungeheuern Kosten durch einen festen Damm erhöhte. Unter den Fabriken sind vorzüglich zu bemerken: Leder-, Tabaks-, Steingut-, Weinessig-, Wagen-, Instrumenten-, (musikalische, physikalische und mathematische) Lackirblech-, Saffian-, Schwarzseifen-, Spielkarten-, Kupferdruckerschwärzen- und Fayence-, Baumwollengarn-, Barchent-, Zucker-, Nudel-, Chocoladen-, Meubelfabriken. Durch Gutenberg's Erfindung der Buchdruckerkunst 1440 ward es vorzüglich berühmt und zu sehen sind noch: sein Hof zum Gutenberg genannt, mit Gutenberg's Bildsäule (jetzt Local des Casinos und Lesezirkels) sowie Fust's und Schöffer's Wohnhäuser und Denkmäler an demselben. — M. verdankt seine Entstehung der Hauptfestung Magontiacum, welche Drusus hier anlegte. Die Vandalen zerstörten die Stadt 406 und sie lag in Trümmern, bis die fränkischen Kaiser sie wieder aufbauten. Unter Karl dem Großen begann für die Stadt eine glänzende Epoche. Im Jahre 1631 wurde sie von den Schweden und 1644 von den Franzosen erobert. Im Jahre 1792 fiel sie durch Feigheit und Verrath in ihre Hände und wurde ihnen im Frieden von Campo Formio ganz überlassen, bis endlich 1814 die Stadt wieder an Deutschland kam. Vergl. Werner „Der Dom von M. und seine Denkmäler nebst Darstellung der Schicksale der Stadt und der Geschichte ihrer Erzbischöfe bis zur Translation des bischöflichen Sitzes nach Regensburg" (2 Bde., Regensb. 1827—29), „M. und seine Umgebungen" (Darmst. 1843), Schaab „Geschichte der Stadt M." (2 Bde., Mainz 1841—43) und Desselben „Geschichte der Bundesfestung M., historisch und militärisch bearbeitet" (Mainz 1835).

Maire heißt in Frankreich der Vorsteher jedes Gemeindebezirks. Das Wort ist dem germanischen Maier und dieses anscheinend dem lateinischen Major entsprungen. Schon in der alten Gemeindeverfassung Frankreichs, von welcher beim Ausbruche der Revolution noch einige Spuren vorhanden waren, gab es Maires. Ein von der Nationalversammlung berathenes Gesetz vom 14. Dec. 1789 regelte das Gemeindewesen aufs neue und bestellte in jeder Gemeinde einen Maire, der, wie die übrigen Gemeindebeamten, von den Bürgern gewählt wurde. Seine Stellung entsprach dem deutschen Bürgermeister und dem englischen Mayor. Durch die Constitution von 1793 aber wurden die Gemeinden eines Cantons in eine einzige Municipalität vereinigt, deren Vorsteher den Namen Präsident empfing. Die Constitution von 1799 stellte die Verwaltung in jeder Gemeinde wieder her, sprach aber die Ernennung der Maires der Regierung zu. Ein Gesetz vom 21. März 1831 und mehrere spätere Verordnungen führten einige Abänderungen ein und vervollständigten die Gemeindeverfassung; doch ist jene dem ministeriellen Einflusse sehr günstige Organisation des Gemeindewesens geblieben. Der von der Gemeinde gewählte Maire wird von der Regierung und in den Gemeinden, die unter 2000 Einw. zählen, vom Präfecten des Departements im Namen der Republik bestätigt. In Paris hat ausnahmsweise jeder der zwölf Stadtbezirke einen Maire; das Ganze leiten der Polizeipräfect und der Präfect des Seinedepartements. Das Amt des Maire umfaßt sehr verschiedene Zweige. Er ist zuvörderst Richter oder auch öffentlicher Ankläger in Polizeisachen. Als Regierungsbeamter theilt er die Gesetze, Verordnungen und Bescheide mit, verwaltet die Civilregister, übt die Wohlfahrts- und Sicherheitspolizei und vertritt überhaupt das Gesetz. Auch kann er nach Gutdünken die bewaffnete Macht zur Herstellung der Ruhe anrufen. Seine eigenen Anordnungen haben indessen nur provisorische Geltung und bedürfen der Bestätigung der Oberbehörde. Dagegen ist aber auch der Maire Gemeindebeamter. Er vertritt die Interessen derselben oder Einzelner dem Staate gegenüber, verwendet die vom Gemeinderath bewilligten Gelder und legt darüber Rechnung ab, verwaltet das Communalvermögen, leitet die Gemeindebauten und ist der Beschützer und Rathgeber des einzelnen Bürgers nach allen Seiten hin. Je nach der Volksanzahl der Gemeinde hat der Maire einen oder mehrere Adjuncte (Adjoints), die ihn auch vertreten können. Dieselben werden ebenfalls von der Gemeinde gewählt und

Digitized by Google

von der Regierung oder dem Präfecten bestätigt. Der Präfect besitzt zwar das Recht, den Maire von seinem Amte vorläufig zu entbinden, die Absetzung desselben kann jedoch nur der Minister im Namen des Präsidenten der Republik verfügen.

Mais, Welschkorn, türkischer Weizen oder Kukuruz, ist eine Getreideart, die ursprünglich aus Amerika stammt, jedoch auch in Italien, Frankreich, Ungarn, Kroatien und dem südlichen Deutschland im Großen angebaut wird. Schon Plinius gedenkt des Mais. In Italien wurde er 1590 bekannt und seit 1610 ein Handelsartikel. Es giebt eine Menge Spielarten. Für Deutschland sind zum Anbau am Geeignetsten der kleine weiße und der kleine gelbe Mais, da sie selbst bei ungünstiger Witterung zur Reife kommen. Der M. ist in allen seinen Theilen sehr nutzbar. Die Körner geben eine schmackhafte Grütze und ein vortreffliches Mehl zu allerhand Backwerk, in Italien namentlich zu Maccaroni (s. d.) und Polenta (s. d.); zu Brot aber ist das Maismehl seiner eigenthümlichen Süßigkeit halber nicht geeignet. Auch bereitet man daraus Bier und Essig. Uebrigens sind die reifen Körner und unreifen milchigen Kolben geröstet, gebraten und warm gegessen sehr schmackhaft. Die Pflanzen enthalten zur Blüthezeit eine große Menge süßen, zur Syrup- und Zuckerbereitung tauglichen Saftes, wozu sie auch mit dem günstigsten Erfolg benutzt werden. Allen Hausthieren gewähren die Körner ein angenehmes gedeihliches Futter, was auch von der Maispflanze als Grünfutter und von den getrockneten Blättern gilt. Die Maisstengel lassen sich zum Dachdecken und als Brennmaterial verwenden und die Stengel werden zum Korbflechten benutzt. Die Fasern der Stengel, sowie die Blätter geben ein haltbares Gespinnst und die innersten Blätter, welche die Kolben umgeben, sind elastisch und lassen sich zum Auspolstern von Sesseln, Sätteln und zur Anfertigung guter, dauerhafter Matratzen verwenden, welche letztere in Paris und Straßburg zu einträglichen Handelsartikeln gehören. Zum Ausbringen der Körner aus den Kolben bedient man sich gegenwärtig der Maisentkörnungsmaschinen, unter denen die amerikanische und die Seidl'sche Maisdreschmaschine die vorzüglichsten sind.

Maische, s. Branntweinbrennerei.

Maison, Nicolas Joseph, Marschall und Pair von Frankreich, geboren zu Epinay den 19. Dec. 1770, war der Sohn eines armen Tagelöhners. Er focht in den Revolutionskriegen erst als Hauptmann bei der Nordarmee, that sich überall durch Unerschrockenheit und seltenen Muth hervor und wurde bei der Eroberung der Brücke von Limburg, am 18. Juli 1796 zum Bataillonschef ernannt. Der Division Bernadotte beigegeben, nahm er in demselben Jahre an der Schlacht bei Würzburg und dann bis zum Frieden von Campo Formio an allen Operationen der Armee in Italien Theil und wurde am 10. Juli 1799 zum Generaladjutanten befördert; der General Bernadotte erwählte ihn zu seinem ersten Adjutanten. Im Jahre 1800 begab er sich nach Holland, wo ein englisch-russisches Corps gelandet war. Eine fast tödtliche Wunde, die er hier bekam, indem er den Feind vom Dorfe Schout zurücktrieb, hielt ihn dann vom Kriegsschauplatz entfernt. Er war noch nicht genesen, als er Bernadotte zur Westarmee folgte und wurde nach dem Frieden von Amiens Commandant des Departements Tanaro. Im Feldzug von 1805 nahm er zu Iglau mit 75 Mann 350 Latour-Dragoner und Hohenlohe-Cuirassiere gefangen, widerstand in der Schlacht bei Austerlitz mit zwei Regimentern allen Angriffen der russischen Garde, mißhandelte sie sehr und warf sie hinter Austerlitz zurück. Zum Brigadegeneral ernannt, machte er 1806 an der Spitze zweier Regimenter leichter Infanterie den Feldzug gegen Preußen mit; er benahm bald den Franzosen die hohe Meinung von der preußischen Cavallerie, da er diese am 9. Oct. in einem glänzenden Vorpostengefecht besiegte, wobei er selbst einen preußischen Oberoffizier zum Gefangenen machte. Nach dem Siege bei Jena griff er an der Saale das Corps des Prinzen von Würtemberg an, welches er beinah aufrieb, trieb dann den General Blücher vor sich her und drang unter einem furchtbaren Feuer siegreich in Lübeck ein, wo er Gouverneur wurde. Als Chef des Generalstabs vom ersten Armeecorps nahm er Theil am Feldzug von 1807 bis zum Frieden von Tilsit. Im folgenden Jahre unter dem Befehle des Marschalls Victor nach Spanien gesandt, zeichnete er sich am 10. Nov. in

Digitized by Google

der Schlacht bei Espinosa de los Monteros durch ein kühnes Manöver aus, welches viel zum Siege beitrug und ihm Lobsprüche vom Kaiser erwarb. Als Napoleon auf Madrid losging, gab er dem General M. den Auftrag, sich der Umgegend der Stadt zu bemeistern und dieser führte ihn glücklich aus; beim Angriff aber auf Madrid erhielt M. eine Schußwunde in den rechten Fuß, welche ihn nöthigte, nach Frankreich zurückzukehren. Im Jahre 1809 diente er beim 8. Armeecorps und als die Engländer Holland bedrohten, ward er zum Prinzen von Ponte Corvo gesandt, welcher den Befehl über Antwerpen erhalten hatte. Nachdem das französische Heer die Engländer aus der Insel Walcheren vertrieben hatte, konnte es Holland besetzen und der General M. befehligte nach einander zu Berg op Zoom und zu Rotterdam. Auch nach Rußland zog er mit und focht äußerst ruhmvoll in der Schlacht bei Potolsk, wofür ihn der Kaiser am 24. Aug. zum Divisionsgeneral erhob. Am 18. Oct. verhinderte er den russ. General Wittgenstein den Franzosen den Rückzug abzuschneiden, welcher am folgenden Tage begann. Der Kaiser ertheilte ihm verdientes Lob und ernannte ihn zum Baron. Durch kühne und glückliche Manöver begünstigte M. den Uebergang über die Beresina. Als am 28. Oct. das Corps des Herzogs von Reggio durch unermeßliche Streitkräfte angegriffen wurde, hielt der General M., obgleich schwer verwundet, den Muth der Truppen aufrecht, indem er an ihrer Spitze blieb, und Napoleon glaubte ihm seine Zufriedenheit bezeugen zu müssen, indem er ihm auf der Stelle einen Offizier schickte, um ihm dafür zu danken. Der Kaiser vertraute ihm dann den Befehl des zweiten Corps an, welches durch die Verwundung des Marschalls Oudinot seines Führers beraubt war. Unerachtet der täglichen Angriffe der Russen, schützte der General M. glücklich den Rückzug bis zur Weichsel. Dann gab er das zweite Corps an Castrin ab und ging nach Frankreich, um sich heilen zu lassen. Im Jahre 1813 schlug er die preußische Cavallerie bei Möckern, nahm bald darauf Halle und drang nach der berühmten Schlacht bei Lützen auf Leipzig los, dessen er sich bemächtigte. Hierauf ging er bei Torgau über die Elbe, schlug sich bei Eichberg einen ganzen Tag lang gegen die gesammte feindliche Armee. In der Schlacht bei Bautzen gelang es ihm, die Stellung des Feindes zu bedrohen und er befreite viele französische Gefangene, deren Begleitung er selbst gefangen nahm. In den Tagen der Schlacht bei Leipzig behauptete er die wichtige Stellung zu Libertwolkwitz und trieb am 16., unterstützt vom General Drouet den sechsmal stärkern Feind bis hinter Gossa zurück. In diesem Gefecht verwundet und unter sein Pferd gestürzt, wäre der General Maison beinah in Gefangenschaft gerathen; doch wurde er zum Glück durch seinen Adjutanten befreit. Der Kaiser ernannte ihn am 28. Oct. zum Großoffizier der Ehrenlegion, dann zum Reichsgrafen und gab ihm am 22. Dec. den äußerst schwierigen Oberbefehl über die Nordarmee. Er hatte Belgien vor dem Eindringen des Herzogs von Weimar und des Kronprinzen von Schweden zu schützen; es gelang ihm sehr gut, bis Macdonald seine Stellung zwischen dem Rheine und der Maaß verließ, um nach der Champagne zu ziehen, wodurch seine rechte Seite entblößt wurde. Von Antwerpen, wo M. bisher gestanden hatte, mußte er sich nun nach Lille zurückziehen. Hier faßte er den kühnen Plan, seine Verbindung mit Antwerpen herzustellen, wo er die Division Roguet zurückgelassen hatte. Mit 5000 Mann bricht er auf, macht 18 Meilen in 24 Stunden, schlägt den Feind bei Menin, bemächtigt sich der Stadt Gent und steht mit Antwerpen aufs neue in Verbindung. Während nun der General Roguet mit 4000 Mann wieder zu ihm stößt, vereitelt der General M., auf Courtray losgehend, die Plane der Generale Thielemann und Walmoden, welche ihn zu Gent angreifen und ihm den Rückzug nach Antwerpen und nach Lille versperren wollten. Ehe aber noch der Feind in der Ebene zwischen Swereykam und Courtray sich ausbreiten konnte, griff ihn M. in drei Colonnen an, durchschnitt die feindliche Linie und nahm das ganze Geschütz weg, welches auf der Straße nach Courtray stand. Der General Thielemann that sein Aeußerstes, um seine Linie wieder herzustellen; aber auf allen Punkten geschlagen, fand er sein Heil nur in der Flucht. Mehr als 1200 Gefangene, worunter 60 Offiziere, die Erbeutung einer großen Menge Gewehre, Geschütz und Kriegswerth waren das Ergebniß dieser Schlacht, die um so ruhmvoller ist, als sie an dem Tage vorfiel, da der Verrath die Verbündeten in Paris einziehen ließ. Während dieses ganzen

Digitized by Google

Feldzugs hat der General Maison Proben von großem militärischen Talente abgelegt, indem er Anfangs nur 6000 und dann 13—14000 M. hatte, um Armeen von 24000 Mann, welche sich bis auf 80,000 M. vermehrten, die Spitze zu bieten. Schon wollte der General M. jetzt in Eilmärschen auf Paris vordringen und griff deshalb die Sachsen bei Quiévrain an, als er die Abdankung des Kaisers erfuhr. Er begab sich nach Lille zurück und sandte seine Zustimmung zur neuen Regierung ein. Ludwig XVIII. ernannte ihn am 4. Juni 1814 zum Pair von Frankreich, ertheilte ihm den Orden des heiligen Ludwig und kurz darauf das Großband der Ehrenlegion. Bei Napoleon's Rückkehr von Elba begleitete er Ludwig XVIII. auf der Flucht nach Gent und kehrte später mit ihm nach Paris zurück. Er wurde Gouverneur der ersten Militärdivision. Als Mitglied der Kriegsgerichts, das über den Marschall Ney urtheilen sollte, erklärte er sich für incompetent. In der Pairskammer war er ein beständiger Vertheidiger der Rechte der Nation. Er war es, welcher als Obergeneral 1828 die französische Expedition nach Griechenland führte, um Morea von den Türken zu räumen und der mit dem Schwerte den Knoten durchschnitt, mit welchem die englische Politik der französischen Expedition die Hände binden wollte, indem sie in der vom Admiral Codrington mit Mehmed Ali Pascha geschlossenen Convention über die Räumung Moreas Letztern erlaubte, die Festungen der Halbinsel fortwährend besetzt zu halten. Der General M. eroberte sie alle. Nach seiner Zurückkunft ward er zum Marschall ernannt. Zu Ende 1833 reiste er als französischer Gesandter nach Petersburg, verwaltete später vom 30. April 1835 bis 19. Sept. 1836 das Kriegsministerium, zog sich aber dann gänzlich von den öffentlichen Geschäften zurück und starb plötzlich zu Paris am 13. Febr. 1840.

Maistre, Joseph, Graf von, königlich sardinischer Staatsminister und Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Turin; 1755 zu Chambéry geboren, war seit 1787 piemontesischer Senator und begab sich 1792, beim Einrücken der Franzosen in Savoyen, nach Turin. Hier schrieb er seine „Considérations sur la France" welche ungemeines Aufsehen machten. Er begleitete 1799 den König Karl Emanuel nach Sardinien und ging 1803 als sardinischer Gesandter nach Petersburg. Als 1817 die Jesuiten aus Rußland vertrieben wurden, kehrte M., welcher mit dieser Gesellschaft in inniger Verbindung stand, nach Piemont zurück und wurde Staatsminister und Großkanzler von Sardinien. Er starb zu Turin am 25. Febr. 1821. Er war ein guter Philolog. In seinem „Essai sur le principe générateur des constitutions politiques" (Petersb. 1810), seinen „Soirées de St. Pétersbourg, ou entretiens sur le gouvernemant temporel de la providence etc." wollte er zeigen, daß alle weltliche Herrschaft von Gott ausgehe. Sein mystisches Werk „Du Pape" hatte den Zweck, nachzuweisen, wie Gott durch den Papst in den letzten Jahrhunderten zum Heil der Sittlichkeit und Christlichkeit gewirkt habe. Noch erwähnen wir von ihm „De l'église gallicane" (Par. 1821) und sein nachgelassenes „Examen critique de la philosophie de Bacon" (2 Bde., Par. 1831). Er ging in seinen theologischen wie in seinen politischen Ansichten von der Erbsünde aus und meinte, des Menschen Hauptaufgabe im Leben sei, diese abzubüßen, die Regierungen hätten den Menschen zur Buße anzuhalten und müßten streng und absolut sein. — Xavier, sein Bruder, geb. zu Chambéry 1764, ist russischer Generalmajor und ebenfalls Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu Turin. Als 1799 die Russen nach Savoyen kamen, schloß er sich dem Feldmarschall Suwaroff an, begleitete ihn nach Rußland und blieb bei ihm bis an dessen Tod; dann nahm er selbst russische Dienste und wurde bald Generalmajor. Sein bestes Werk ist die anonyme Schrift: „Voyage autour de ma chambre" (Petersb. 1794, Par. 1841) voll philosophischer Heiterkeit; desto düsterer ist die Erzählung „Le Lépreux de la cité d'Aosta", welche er 1811 herausgab (4. Aufl., Par. 1824). Diese Stücke hat Schnitzler übersetzt (Freib. 1821). Seine „Oeuvres" sind in 2 Ausgaben zu Paris 1825, in 3 Bänden erschienen.

Maitland, s. Lauderdale.

Maitres des requêtes hießen in Frankreich überhaupt die Magistrate, welche

Digitized by Google

über eingegangene Bittschriften und Cassationsgesuche (requêtes) Bericht und Bescheid erstatteten. Bei den Parlamenten gab es eine Requetenkammer, welche über die Gesuche um Aufhebung eines richterlichen Urtheils, wobei Privilegiensachen in Frage kamen, entschied. Dies waren die Requêtes du palais. Eine andere höhere Requetenkammer war die des königlichen Palastes, die ebenfalls in Privilegienangelegenheiten urtheilte. Ihre Sachen hießen Requêtes de l'hôtel. Endlich hießen Maîtres des requêtes die Räthe zweiter Classe, welche im sogenannten conseil des parties, einer Abtheilung des Staatsrathes, die Bittschriften und Gesuche der Parteien vortrugen. Requête civile nennt man das Gesuch, welches um Rücknahme eines in letzter Instanz gefällten Urtheils angebracht wird, indem man den betreffenden Gerichte beweist, daß ein Irrthum begangen worden. In Criminalsachen ist keine solche Reclamation möglich.

Maittaire, Michel, ein bekannter Bibliograph, 1668 in Frankreich von protestantischen Aeltern geboren, welche nach Aufhebung des Edictes von Nantes nach England auswanderten, studirte zu Oxford, erhielt 1695 eine untere und einige Jahre später eine höhere Lehrerstelle an der Westminsterschule zu London und starb daselbst 1747. Außer einer großen Anzahl vortrefflicher Ausgaben von griechischen und lateinischen Classikern, sind von seinen Werken noch zu erwähnen: „Graecae linguae Dialecti", „Marmora Oxoniensia", „Historia typographorum aliquot Parisiensium", „Historia Stephanorum" und vorzüglich seine „Annales typographici ab artis inventae origine ad 1557, cum appendice ad annum 1664" (Prag, Amst. und Lond. 1719—41, 5 Bde., 4., in neuer Gestalt herausgegeben von Panzer, Nürnb. 1793—97, wodurch jedoch M.'s Werk nicht überflüssig wird). Einen Nachtrag hierzu hat Denis 1789 geliefert.

Maja oder Mâa war in der Mythologie der Inder der weibliche Theil des höchsten Wesens, welcher dem männlichen oder dem liebenden Gotte die Bilder der zu erschaffenden Dinge gleichsam vorhielt, um ihn dadurch zu bewegen, selbige in die Wirklichkeit zu rufen. Sie erscheint stets als Göttin des Scheins und der Täuschung, durch welche die Welt gebildet wird und ist die Mutter des Liebesgottes Kama. Dargestellt wird sie als webende Spinne oder mit einem Schleier, welcher die mannichfaltigen Gestalten der Dinge zeigt. — In der griech. und röm. Mythologie ist Maja die älteste Tochter des Atlas und der Pleione, mit welcher Zeus in einer Grotte des arkadischen Berges Kyllene den Hermes zeugte. Ihr wurde Arkas, der Sohn des Zeus und der Kallisto, zur Erziehung übergeben. — Bei den Römern war M. die Tochter des Faunus und Gemahlin des Vulcanus (nach Andern hieß diese Göttin Majesta). Sie galt für identisch mit der Erde oder magna mater und ihr opferte man an den Kalenden des Mai eine trächtige Sau.

Majano, Benedetto da, ein Florentinischer Bildhauer des 15. Jahrh., beschäftigte sich Anfangs mit Arbeiten von eingelegtem Holze und bildete sich erst in der Folge für die Sculptur und für die Baukunst aus. Nächst Ghiberti und Donatello kann er als einer der hauptsächlichsten Repräsentanten jener großen Entwickelungsepoche gelten. Als seine vorzüglichsten Bildhauerarbeiten nennt man das Grabmal Strozzi in St. Maria Novella zu Florenz und eine herrliche Verkündigung in Monte Oliveto. An dem vielbewunderten Palast Strozzi in Florenz hat er wenigstens wesentlichen Antheil gehabt und der herrliche Vorbau der Kirche delle Grazie bei Arezzo ist bestimmt von ihm. — Er starb 1498. — Sein Bruder oder Oheim, Giuliano da M., arbeitete sich vom Tischler zum Bildhauer und Baumeister herauf und leitete als solcher einige Zeit den Bau des Doms in Florenz. Der prachtvolle Triumphbogen des Königs Alfons in Neapel, wo Giuliano später hinberufen wurde, wird von Manchen ihm zugeschrieben; der imposante Palast von San Marco in Rom und ein Theil der Kirche von Loretto sind erweislich sein Werk. Er lebte noch im Jahre 1471.

Majestät. Majestas drückte bei den Römern den Begriff so hoher Würde, Heiligkeit und imponirender Größe aus, daß sie nur dem römischen Volke in seiner Gesammtheit die dadurch bezeichnete Eigenschaft zuschrieben, außerdem aber höchstens den Göttern dieselbe beilegten. Den römischen Kaisern, die alle Volksrechte usurpirt hatten und sich

Digitized by Google

ohnehin als Götter betrachten ließen, war es ein Kleines, auch die M. unter ihre Eigenschaften aufzunehmen und diese haben sie auf die Monarchie des neueren Europa vererbt. Als bloßer äußerer Titel betrachtet, steht die M. nur den Kaisern und Königen zu. Soweit aber die Heiligkeit und Unverletzlichkeit der Person des Staatsoberhaupts mit bezeichnet wird, wird eine solche bei jedem europäischen Souverän angenommen. Ueber die Frage, ob dieses Majestätsrecht den Regenten von Gott selbst verliehen oder von den Völkern übertragen worden sei, ist von jeher viel gestritten worden. Mag man aber auch eine göttliche Verleihung, wie man hierzu doch in der neuern Zeit wohl mit Recht weniger geneigt ist, wirklich annehmen, so ist dagegen wohl zu bedenken, daß diesem göttlichen Rechte des Regenten wiederum angeborne, unveräußerliche und ebenso heilige und unverletzliche Rechte der Völker gegenüberstehen, die gleichfalls Geltung und Anerkennung erheischen. Wer daher diese angeblich göttliche Verleihung zur Rechtfertigung einer absolutistischen, unvolksthümlichen Zwingherrschaft als Deckmantel gebrauchen wollte, würde den richtigen Standpunkt gänzlich verkennen und kein göttliches, sondern ein unvernünftiges Recht üben. Denn jene Rechte der M. würden auch, wenn sie auf göttlicher Verleihung beruhen sollten, dennoch nie und nimmer als Mittel des Genusses und zu übender schnöder Willkür, sondern nur als Correlatum zu den Rechten der Völker betrachtet werden können, denen im Collisionsfalle jenes Majestätsrecht untergeordnet und, wenn es die Nothwendigkeit mit sich brächte, selbst aufgeopfert werden müßte. Nimmt man dagegen an, daß eine Uebertragung der Majestätsrechte von dem Volke ausgehe, so muß sie zwar nothwendig durch das göttliche oder Vernunftgesetz bestimmt sein. Hieraus läßt sich aber noch keineswegs folgern, daß diese Uebertragung ein für allemal und unwiderruflich geschehe. Vielmehr ist dieselbe nur eine bedingte, welche nur so lange Kraft und Wirksamkeit behält, als die durch dieselben verliehenen Rechte nicht gemißbraucht werden. Denn der Fürst ist des Volkes wegen, nicht aber das Volk des Fürsten wegen da. Ob und wann aber im einzelnen Falle dieser Mißbrauch wirklich eingetreten und ob, wenn derselbe stattgefunden, jene Verleihung rückgängig zu machen und der Regent vom Throne zu entfernen sei, darüber hat der durch Repräsentation erkannte Gesammtwille der Nation oder, wenn das politische Gleichgewicht ein solches fordert, ein Völkercongreß einzig und allein zu entscheiden. Denn haben auch die Völker ein Recht zum Umsturze der Regierung, als dem äußersten Schritt der Nothwehr, das ihnen nicht abgestritten werden kann, so giebt es doch keineswegs ein Recht auf anarchisches und gesetzloses Treiben, das Unrecht für Recht, Ungebundenheit und Zügellosigkeit für Freiheit ausgeben möchte. So lange nun aber jenes Majestätsrecht innerhalb der gesetzlichen und vernunftgemäßen Schranken ausgeübt wird, muß es auch nothwendig ein unantastbares, unverletzliches sein. Hierauf gründet sich der Begriff des Majestätsverbrechens. So heißt nämlich jede Verletzung der aus dem Besitze der höchsten Gewalt entstehenden Würde. Dem Staate selbst wird durch Begehung dieses Verbrechens von seinem Wesen ebenso wenig genommen, wie Ehrverletzung gegen Privatpersonen das Amt angreifen, das jene verwalten. Zum Thatbestande dieses Verbrechens überhaupt aber gehört zuvörderst eine höchste Gewalt als Object. Daher kann das Verbrechen nur gegen den Regenten selbst oder den Mitregenten, nicht aber gegen die Gemahlin des Regenten oder andere Glieder der Familie, noch auch gegen die Minister oder Gesandten begangen werden. Die Beleidigung selbst muß ferner die M. oder die Würde der höchsten Gewalt hauptsächlich treffen, wie sie überhaupt alle Eigenschaften der Injurie an sich tragen muß. Auch ist es erforderlich, daß die Handlung, welche die Würde der höchsten Gewalt verletzt, widerrechtlich sei, also nicht zum Zwecke der Vertheidigung unternommen werde; ingleichen, daß dieselbe schuldvoll sei. In Rücksicht auf das letztere Erforderniß hebt z. B. Unkunde der Sprache oder der gewöhnlichen Ehrerbietungsbezeigungen den Begriff des Vergehens auf. Uebrigens kann dasselbe hauptsächlich auf zwei Arten begangen werden; einmal nämlich durch jede Art von ehrfurchtswidrigen Reden oder Zeichen, gleichviel ob sie die Absicht, die höchste Gewalt in den Augen der Bürger herabzusetzen, gehabt haben oder nicht. Zweitens kann aber auch das Verbrechen durch jede der Person des Regenten angethane Gewaltthätigkeit begangen

werden. Die Strafe kann Zuchthaus- oder Festungsbaustrafe oder Gefängniß sein. Todesstrafe kann nicht eintreten. Die Strafe der Abbitte vor dem Bildnisse des Regenten auf den Knieen, die in neuerer Zeit in dem constitutionellen Bayern vorgekommen ist, trägt einen dem Fetisch- und Bilderdienste nicht ganz unähnlichen Charakter an sich und contrastirt sonderbar mit den jetzigen Ansichten von Wiederherstellung verletzter Ehre. Man pflegte früher einzelne Majestätsrechte oder Hoheitsrechte des Staats aufzuzählen und sprach z. B. von einem Hoheitsrechte der Justiz, der Gesetzgebung u. s. w. Gegenwärtig fängt man an, einzusehen, daß die mannichfachen Rechte, welche dem Staate zum Besten Aller gebühren, sich nicht so leicht in die engen Schranken des früheren Staatsrechts einschließen lassen und daß es auf der andern Seite weiser gehandelt ist, jene Handlungen mehr als Pflichten, denn als Rechte des Staats darzustellen. Wozu der Staat aber verpflichtet ist, dazu muß er auch berechtigt sein.

Majestätsbrief, s. Calixtiner.

Majolika nennt man eine Art italienischer Töpferwaaren, welche vorzüglich im 16. Jahrh. im Kirchenstaate und in Venedig gefertigt wurden; sie zeichneten sich durch gute Formen und eine kunstreiche Behandlung der darauf befindlichen Malereien aus. Jetzt werden solche Töpferwaaren, wenigstens in diesem Style nicht mehr angefertigt, sondern man findet sie nur noch in Kunstcabinetten. Sie sind aus einem ganz gewöhnlichen Thon verfertigt, werden dann gebrannt und in die Glasur eingetaucht, auf die uneingebrannte, aber gut getrocknete Glasur wird dann mittelst Metalloxyden gemalt und durch Einschmelzung der Glasur die Farbe befestigt.

Majoran, eine Gewürzpflanze, die in zwei Arten, dem Sommermajoran und dem Wintermajoran, vorkommt, stammt aus Palästina und dem südlichen Europa und wird seiner stark gewürzhaft riechenden und schmeckenden Blätter wegen vielfach in den Gärten angebaut. Als Gewürz dient der Majoran zu verschiedenen Speisen und in der Medicin gebraucht man sie wegen ihrer schleimlösenden und schweißtreibenden Kraft, sowie auch äußerlich zu zertheilenden Umschlägen. Man bereitet ferner daraus Majoranbutter als äußerliches Heilmittel, Majoranöl und Majoranessig. Am kräftigsten ist der Majoran, wenn er zu blühen beginnt.

Majorano, Gaetano, s. Caffarelli.

Majorat, Majoratsrecht, Majoratsgüter. Der Majorat ist das Vorzugsrecht, das dem Aeltesten eines Geschlechts allein den Besitz der Stammgüter oder Majoratsgüter vor den Jüngern desselben Geschlechts, die dafür eine Entschädigung erhalten, einräumt. Es ist demnach beinahe dasselbe, was Primogenitur oder Erstgeburtsrecht, wie es anfänglich bei den Völkern üblich war, die noch als Stämme unter einem Patriarchen oder Familienoberhaupte standen. Der Majorat gilt in ganz Europa unter den Fürsten und Adeligen, welche letztere die Primogenitur einführten, um das Familiengut im Wohlstande zu erhalten und vor Zersplitterung zu schützen. Die Freiheit, einen Majorat zu stiften, ist rechtlich Allen erlaubt, denen das Recht zu testiren, contrahiren und gesetzliche Disposition über ihr Vermögen gegeben ist. Doch kann die Nachfolge nur auf ehelich Geborene oder auf Solche fallen, die durch die erfolgte Heirath legitimirt worden sind; und die Gründung eines Majorats ist nur beim Adel üblich geworden, außer in den Provinzen, wo die Erstgeburt allgemein bevorzugt ist, wie zum Theil in Westfalen. Stirbt der männliche Stamm eines Majorats aus, so erlischt auch dieses, weil das weibliche Geschlecht keine Succession hat. Ist dagegen die Primogenitur mit dem Majorat verbunden, so hat nicht der Aelteste der ganzen Familie oder des Stammes, sondern der Linie das Recht der Erbfolge (s. Primogenitur und Seniorat). Es versteht sich übrigens von selbst, daß ein Majorat jederzeit ein bonum inalienabile ist, das weder vertauscht noch verkauft, noch ohne Consens der Familie und des Landesherrn mit Schulden belastet, noch durch ein Testament darüber verfügt werden kann. Damit hängt das spanische Majorago oder Mayorago zusammen, das eine Art Substitution ist, derzufolge ein Erbe dem andern bei

Digitized by Google

Lebzeiten nachgesetzt wird. Dies pflegt oft bei wichtigen Herrschaften vornehmer Geschlechter zu geschehen.

Majorca (Mallorca), die größte von den zu Spanien gehörenden balearischen Inseln im mittelländischen Meere, enthält 63 QM. und gegen 150,000 E., die sehr arbeitsame und tapfere Leute sind. 3700 Priester, Mönche und Nonnen gab es unter jener Zahl. Der Boden ist durchaus gebirgig, an den Bergen aber fruchtbar, dagegen in der Ebene dürr. Das Klima ist mild, da die Lage zwischen 30° 15′ und 40° 41′ ist. Haupterzeugnisse sind Seide, Wein, Salz, Oel, Saffran, Vieh und Wildpret. Getreide wird nicht hinreichend erzeugt, weil man den Anbau des Bodens, der fruchtbar ist, nicht hinreichend zu betreiben versteht. Der höchste Berg in Majorca ist der 4400 F. hohe Sillo de Torellas. Die Hauptstadt Palma an der Südküste mit 34,000 E. ist der Sitz des Generalcapitäns der balearischen und pityusischen Inseln, die das Königreich Mallorca ausmachen und des Bischofs, hat eine Zeichnenakademie, eine Universität, einen großen Dom mit dem Denkmale des Marquis de la Romana, eine schöne Börse. Man verfertigt hier grobes Tuch, Taffent und sehr feine eingelegte Tischlerarbeiten. Ueberdies treiben die Einwohner in Palma einen bedeutenden Handel. Der treffliche Hafen Porto Pi wird durch das Fort S. Carlos gedeckt. Auf dieser Insel liegen noch zwei Städte, Sollés und Felaniehe. M. wird wie die kleine Insel Cabrera, mit einem kleinen Fort, als Verbannungsort gebraucht.

Major domus war in den ältesten Zeiten unter den Merovingern eine ansehnliche Hausbedienung, Hausmeier. Major bezeichnet in der Latinität des Mittelalters jeden Vorgesetzten, wie Major equorum der Stallmeister, Major Monasteriorum der Abt, Major Villarum Geschäftsführer und Aufseher der Landgüter. Das Englische Mayor, der Bürgermeister, hängt ebenfalls damit zusammen. Die Gewalt der Hausmeier unter den fränkischen Königen war Anfangs auf die Verwaltung des königlichen Hauses und der Domänen beschränkt; später dehnte sie sich aus und die M. wurden zunächst höchste Behörde in einzelnen Provinzen und Marken mit Oberbefehl im Heerbann. Endlich erlangten sie Sitz und Macht selbst im königlichen Rath und wurden sogar oberste und erste Stellvertreter des Königs mit voller ausübender Gewalt. Aus dem angesehensten Adel gewählt, machten sie ihr Amt erblich und dem Könige blieb blos der leere Titel. Daher kommt es, daß der Hausmeier verschiedene Titel führte; wie Gubernator, Moderator, Rector, Präfectus, Provisor, Comes, Dux, Präpositus, Dux Palatii, Aulä Präfectus u. a. Der letzte Merovinger war endlich ein bloßer Schattenkönig ohne Willen und Kraft geworden; ihn stieß Pipin, Vater Karl's des Großen, vom Throne und wurde der Stifter des fränkischen Herrscherstammes, der Karolinger. (Vergl. die treffende und genaue Schilderung hierüber bei Eginhard, in der Lebensbeschreibung Karl's des Großen, S. 3, ed Reuber.) Unter den Karolingern hörte der Major domus auf und das Amt wurde mit dem Seneschallat verknüpft; daher wurde er auch Seneschallus genannt. (Vgl. Robertius „De monte ad ann. 1169" bei du Frèsne.) Unter Karl dem Kahlen und Ludwig dem Jüngern ist ein Amt des Archiministers selbst mit dem Titel eines Illuster gestiftet worden, das dem Hausmeier entspricht; es war aber nicht von Dauer, bis endlich Konrad der Salier wenigstens dem Namen nach wieder einen Major domus einsetzte. (Vgl. Wippo „Vita Chunradi" S. 428 bei Pistor.) Weiter herab findet sich keine Spur dieses Amtes.

Majorennität, s. Minorennität.

Majos heißen die schön gewachsenen, schlanken und kräftigen Bewohner einiger Thäler in der spanischen Provinz Andalusien, welche, durch eigenthümliche Tracht ausgezeichnet, als Raufer und Schläger im Lande umherziehen. Wie sie, so sind auch die weiblichen Bewohner jener Gegenden, die Majas, sowohl ihrer Schönheit und Grazie, wie ihrer verführerischen Leichtfertigkeit wegen in ganz Spanien berühmt.

Makame (arabisch) bezeichnet ursprünglich Sitzung, dann aber auch gewisse bei den ältern Arabern gebräuchliche literarische Zusammenkünfte, in denen Einzelne durch geistreiche improvisirte Darstellungen, insbesondere durch Erzählungen aus dem Stegreife, die Zuhö-

Digitized by Google

rer unterhielten. Später bildete sich für dergleichen Darstellungen ein eigner Kunststyl aus, welcher seinem Haupttheile nach in einer Prosa besteht, deren einzelne Redeglieder mit einander reimen und mit der zahlreich eingestreute wirkliche Verse vermischt sind. Hamadâni war der Erste, der 400 novellenartige Erzählungen unter dem Titel „Makâmât" zusammenstellte; ihn übertraf Hariri (s. d.). Am meisten wurde diese Kunstform von den jüdischen Dichtern des Mittelalters nachgeahmt, besonders von Alcharizi, um die Mitte des 13. Jahrh., der die Makamen des Hariri meisterhaft in das Hebräische übersetzte („Machberot Iliel") und in ähnlicher Form ein Dichterwerk schuf unter dem Titel „Tachkemoni" (vgl. „Die ersten Makamen des Chariſt" von Kämpf, Berl. 1845), sowie dessen Zeitgenosse Immanuel Rumi, dessen „Machberot" zu den bedeutendsten Dichtungen der neuhebräischen Poesie gehören.

Makarius, mit dem Beinamen der Große oder der Aegypter, war ein Schüler des Antonius (s. d.) und gleich diesem seit 330 Einsiedler. Er verpflanzte zuerst die Mystik auf das Gebiet der Beredtsamkeit und behandelte ascetische Stoffe mit vieler Kunst. Unter seinem Namen sind 50 Homilien und mehrere Abhandlungen, wie „De custodia cordis", „De perfectione in spiritu" ꝛc., bekannt. Er starb im J. 391. Seine Schriften hat G. Pritius (Leipz. 1698; deutsch von Jocham, 2 Bde., Sulzb. 1839) herausgegeben. — Ein anderer Makarius, der Jüngere oder der Alexandriner genannt, war ebenfalls Einsiedler und Presbyter und starb 404. — Ein dritter Makarius, Patriarch zu Antiochien, vertheidigte auf dem sechsten ökumenischen Concil zu Konstantinopel den Monotheletismus und wurde abgesetzt.

Makkabäer, s. Juden.

Makrele (Scomber), ein Fischgeschlecht, der vierten Ordnung angehörig. Die mehrsten der hierzu gehörigen Fische haben über und unter dem Schwanze deutliche falsche Flossen; bei einigen sind sie zusammen gewachsen, manchen fehlen sie auch gänzlich. Dies hat Veranlassung gegeben, sie in drei Familien einzutheilen. Zur ersten gehört die gemeine M. (S. scombrus) 1—2 Fuß lang und 1—5 Pfd. schwer. Der Kopf ist groß, das Maul weit, der Leib lang gestreckt, lebt in der Nord- und Ostsee. Sie leben vom Raube und fressen auch todte Menschen an. An den Küstenländern fängt man sie häufig. Sie werden frisch und marinirt verspeist. Sie stehen leicht ab; die Römer bereiteten aus diesem Fisch ihr Garum. Vgl. Block's „Fische", Bock's „Naturgeschichte Preußens" IV. S. 579.

Makris, die Tochter des Aristäos, lebte auf Euböa, wohin ihr Hermes den kleinen Dionysos zur Auferziehung brachte. Von da durch die Here vertrieben, flüchtete sie sich auf die Insel der Phäaken.

Makrobiotik oder die Kunst, das Leben zu verlängern, wurde wissenschaftlich erst im 18. Jahrh., besonders durch Hufeland (s. d.), behandelt Früher war es blos die Diätetik, die von den Aerzten als einzige Erhalterin der Gesundheit und daher als ein Anhang zur Medicin betrachtet wurde; hierauf gründete man allein Alles, was zur Erhaltung und Verlängerung des Lebens nöthig ist. Die Makrobiotik aber steckte die Grenzen weiter, sie nimmt als Vorwurf die Verlängerung des Lebens bis zu der höchstmöglichen Dauer, sie lehrt alle Feinde des Lebens erkennen, alle dem menschlichen Körper günstigen und ungünstigen Einflüsse beurtheilen, die erstern möglich benutzen und die letztern vermeiden.

Makuba, ein Bezirk auf der Insel Martinique, wo der hiernach benannte Schnupftabak gebaut und zubereitet wird. Der Veilchengeruch, welcher diese Sorte Schnupftabak auszeichnet, soll dadurch entstehen, daß man den Tabak mit Wasser, in welchem vorher Zucker aufgelöst ist, anfeuchtet und dann gähren läßt.

Malabar, auch die Pfefferküste, bei den Eingeborenen aber Malayala und Kaerula genannt, ist der südliche Theil der Westküste der vorderindischen Halbinsel, vom Südende derselben, dem Cap Komorin, bis fast zu $12^1/_2{}^0$ nördl. Breite; hat einen Flächenraum von 780 QM. und begreift die Küstenterrasse, welche sich zwischen dem Kamm der westlichen Ghats und dem arabischen Meere hinzieht. Das Land ist meist gebirgig und

Digitized by Google

wird von vielen kleinen Flüssen bewässert, ist außerordentlich fruchtbar, sehr gut angebaut und enthält viele Anpflanzungen, besonders von Palmen. Uebrigens stimmen die Producte des Thier- und Pflanzenreichs mit denen des tropischen Indien überein; im Mineralreiche liefert es besonders Salz und in den Gebirgen trifft man noch große Wälder. Das Klima ist sehr angenehm. Die Bewohner bestehen zum größten Theil aus Hindus, aus Mapuleen oder Maplays, aus Muhamedanern, die von eingewanderten Arabern abstammen, bis in die Mitte des 18. Jahrh. einen blühenden Staat bildeten und noch jetzt, wo sie unter einem von den Engländern abhängigen Vasallenfürsten stehen, der in Kananore regiert, wegen ihrer Seeräuberei berüchtigt sind; ferner aus sogenannten weißen Juden, in der Stadt Kotschin, die noch vor der christlichen Zeitrechnung aus Judäa ausgewandert sein wollen; aus Nestorianern und Europäern. Der Landesadel, Nairen genannt, gehört im Allgemeinen zur vierten edlen Classe der Hindus; ein großer Theil aber, namentlich die Fürsten und militärischen Befehlshaber, heißen Naiken und werden zur zweiten Classe gezählt. Die Sprache der Malabaren ist der tamulischen verwandt und gehört zu den wohlklingendsten der Hindusprachen. Das Land zerfällt in die Königreiche Kalikut, Travankore und Kotschin. Die gleichnamige Hauptstadt des erstern, Kalikut, war einst die Residenz des Zamorins oder Kaisers von Malabar, wurde von Tippu Saib gänzlich zerstört, von den Engländern wieder aufgebaut und steht unmittelbar unter der englisch-ostindischen Compagnie. Travankore und Kotschin werden von zwei der Compagnie zinspflichtigen Radschas beherrscht, von denen der von Travankore der wichtigste ist, indem er ein Gebiet von 350 QM. mit 1 Mill. Einw. besitzt.

Malachias, s. Maleachi.

Malachit, Kupfergrün, ist ein wasserhaltendes kohlensaures Kupferoxyd, welches in der Natur theils in Nadeln und Säulen von smaragdgrüner Farbe, theils derb und erdig vorkommt. Der derbe und dichte wird zu allerlei Kunst- und Bijouteriegegenständen verarbeitet, der andere, der sich vermöge seines nicht so dichten Gefüges nicht zu dergleichen Bearbeitung eignet, wird als Malerfarbe gebraucht. Früher zählte man ihn unter die Edelsteine. Besonders schön kommt er in Chile und Sibirien vor. Das größte früher bekannte Stück Malachit war ein 30 Ctr. schwerer Block aus den Werchoturischen Bergwerken im Berginstitut zu Petersburg. Im J. 1835 fand man jedoch in einer der Kupfergruben Demidows bei Nischne-Tazilsk im Ural ein Stück, welches $17^1/_2$ F. lang, 8 F. breit und $3^1/_2$ F. hoch und gegen 500 Ctr. schwer ist.

Malachowski heißt ein berühmtes polnisches Geschlecht, dessen Ansehen hauptsächlich vom Grafen Stanislaus Malachowski begründet wurde. Sein Onkel war der um Wissenschaft und polnische Nationalliteratur bekannte Bischof Johannes M. Stanislaus war Palatin von Posen und 1699 Gesandter des Königs August II. auf dem Congreß zu Karlowitz. Unter seinen Nachkommen verdient insbesondere der Graf Stanislaus M., geb. 1736, der Vorstand der Conföderation und Großreferendar der Krone Polen war, ausgezeichnet zu werden, weil er durch sein geistiges und amtliches Uebergewicht die Einführung der polnischen Constitution 1791 bewirkte und alle seine Kräfte aufopferte für die Selbständigkeit seines Vaterlandes. Ihm stand gegenüber sein leiblicher Bruder, der Kronkanzler Hyacinth M., und der Krongroßfeldherr Branicki. Stanislaus mußte auch hier in seiner eigenen Familie in Erfahrung bringen, was er an dem Geiste der ganzen Nation erkannte: Widerspenstigkeit und Eigenwille, Mangel an allgemeinem Interesse und eigentlicher Liebe fürs Vaterland. Polens Verhandlungen mit Preußen (1790) und Sachsen (1792) leitete und unterzeichnete ebenderselbe. In dem verheerenden Kriege mit Rußland gab er fast sein ganzes Vermögen dem Vaterlande zum Besten und der Lohn dafür war schändliche Verrätherei, der zu entgehen er nach Wien flüchtete, bis 1794 Kosciusko die Polen von Warschau aus zu einem allgemeinen Aufstande rief. Stanislaus erkannte als geübter Staatsmann und praktischer Politiker sogleich, daß das Unternehmen scheitern würde; aus diesem Grunde blieb er ohne Theilnahme an dem Aufstande, wurde aber doch 1799 bei einer allgemeinen Untersuchung verhaftet und als Staatsgefangener

Digitized by Google

ein Jahr in Krakau in Gewahrsam gehalten, unter dem Vorgeben, daß er an der beabsichtigten Versammlung des polnischen Reichstags in Mailand Theil habe. Von der Zeit an lebte er in ungestörter Ruhe auf seinen Gütern, bis endlich das Glück der französischen Waffen auch ihn in die Reihe der Kämpfer rief, die Unabhängigkeit des Vaterlandes unter dem fremden Panier wieder mit zu erstreiten. Zum Lohn dafür und in Anerkenntniß seiner geistigen Vorzüge und praktischen Tüchtigkeit wurde er bei Errichtung des Herzogthums Warschau zum Präsidenten des Senats ernannt, was er bis zu seinem Tode 1809 (29. Decbr.) blieb. Sein Bruder Hyacinth, weniger Freund seiner Landsleute als Ergebener des russischen Cabinets, starb geachtet als Gelehrter und Staatsmann 1821 im 84. Lebensjahre.

Malachowski, Casimir, polnischer General, geb. am 24. Febr. 1765 im Palatinat von Nowogrodek in Lithauen, trat, nachdem er in der Jesuitenschule zu Slonim und im Cadettencorps zu Warschau sich zum tüchtigen Artilleristen ausgebildet hatte, 1786 als gemeiner Kanonier in die Armee und avancirte so schnell, daß er 1794 bereits Major war. Nach der dritten Theilung Polens flüchtete er erst nach Wien zu seinem Verwandten, dem Marschall des constituirten Reichstags Stanislaus Malachowski, dann in die Walachei, wohin sich viele Polen gewendet und militärisch organisirt hatten, um, bei günstigeren Verhältnissen, zur Befreiung Polens thätig sein zu können. Als dies mißlang, ging er nach Italien und trat als Major in die polnische Legion, nahm später an der Expedition nach St. Domingo Theil, wo er von den Engländern gefangen und mehrere Monate von ihnen festgehalten wurde. Im J. 1805 commandirte er ein Bataillon der ersten polnisch-italienischen Halbbrigade, ward 1807 Oberstlieutenant und im folgenden Jahre Oberst, als welcher er den Feldzug von 1812 mitmachte und sich bei mehrern Gelegenheiten, besonders bei dem Uebergange über die Beresina, auszeichnete. In der Schlacht bei Leipzig ward er gefangen, aber bald wieder auf Ehrenwort freigelassen. Seitdem nahm er keinen fernern Antheil am franz. Kriege und 1816 ernannte ihn der Großfürst zum Commandanten der Festung Modlin. Diese Stelle gab er, weil sie ihm nicht gefiel, 1818 auf und nahm seinen Abschied. Nach dem 29. Nov. 1830 trat er sogleich wieder unter die Fahnen und erhielt, nachdem er abermals das Gouvernement von Modlin ausgeschlagen, die Führung einer Brigade, mit der er am 24. und 25. Febr. 1831 auf dem linken Flügel des polnischen Heeres an dem glänzenden Treffen von Bialolenka Theil nahm. Am Abend des 25. Febr. erhielt er den Befehl über die Befestigungen von Warschau, am folgenden Tage aber übertrug ihm der neuernannte Oberbefehlshaber Skrzynecki das Commando der dritten Infanteriedivision, mit welcher er, immer in der Nähe des Letztern, den glänzendsten Theil an den Schlachten von Dembe Wielkie und Ostrolenka nahm. Nach Skrzynecki's Entlassung ward ihm der Oberbefehl angeboten, er schlug ihn jedoch aus; nahm aber, zu Aller Verwunderung, die Ernennung zum Stellvertreter des Oberbefehlshabers Krukowiecki an. Seine Maßregeln als solcher beschleunigten nur den unglücklichen Ausgang des Kriegs. Er berief einen Kriegsrath zusammen, um mit diesem über die zu ergreifenden Maßregeln zu Rathe zu gehen; und dieser entschied, das Heer in zwei Corps zu theilen, von denen das eine die Straße nach Brzesc vom Feinde säubern, das andere zur Vertheidigung der Festungswerke von Warschau dienen sollte; ferner sollten 4000 Reiter die Weichsel entlang bis nach Nieszawa vorgeschoben werden, um dem russischen Oberbefehlshaber die Verbindung abzuschneiden. Ramorino wurde, unter dem Vorgeben, es könnte Hungersnoth ausbrechen, wenn alle Truppen in der Nähe von Warschau concentrirt würden, nach Podlachien geschickt. Bei solchen Maßregeln war das Ende des Kampfes leicht vorauszusehen. M. spielte die Rolle ehrenhafter Nichtigkeit. Nach der Einnahme von Warschau schlug er mit den Trümmern des Heeres den Weg nach Modlin ein und legte schon am 9. Sept. den Oberbefehl in die Hände der Regierung und der versammelten Anführer nieder. Er hat diese seine letzten Schwächen selbst streng beurtheilt und dadurch die Nachsicht der Geschichte zu verdienen gesucht. Sein Privatcharakter ist höchst achtungswerth. In Frankreich hielt er sich Anfangs in Fontainebleau, später in Chantilly auf und starb daselbst am

Digitized by Google

5. Jan. 1845. — Gustav M., während der letzten polnischen Revolution Minister der auswärtigen Angelegenheiten, starb am 10. April 1835 zu Paris, 38 Jahre alt.

Malaga, Stadt in der spanischen Provinz Granada, in einer schönen Gegend am Fuße eines Berges und am mittelländischen Meere, hat einen vortrefflichen, durch ein Fort beschützten Hafen nebst einem 4000 F. ins Meer hineinlaufenden Molo, 5500 Häuser und 54,000 E., welche einen sehr wichtigen Handel treiben, besonders mit dem bekannten Malagaweine. 7000 Weinberge, die in der Umgegend sind, mit 30 verschiedenen Sorten, liefern jährlich an 90,000 Ohm Wein, wovon über die Hälfte ausgeführt wird. Auch wird ein wichtiger Oelbau getrieben und zur Bereitung des Oels befinden sich in einem Umkreise von 20 Meilen über 700 Oelpressen. In der Umgegend werden sowohl die herrlichsten Südfrüchte, als auch Baumwolle, Zuckerrohr, Cactus gezogen. M. ist der Sitz des Generalcapitäns der Provinz und eines Bischofs. Im J. 1804 wüthete das gelbe Fieber wie in Valer Malaga, welches eine große Anzahl Einwohner wegraffte. Die Domkirche, deren Inneres besonders sehenswerth ist, ist das merkwürdigste Gebäude dieser Stadt.

Malaien nennt man im weitern Sinne den ganzen Menschenstamm, der gewissermaßen den Uebergang von dem kaukasischen und mongolischen Menschenstamme zum äthiopischen macht und über sämmtliche Inseln des indischen Meeres und Polynesiens verbreitet ist; im engern Sinne machen die Malaien die Hauptbevölkerung von Madagaskar bis zur Osterinsel aus (s. Mensch). Dieser Menschenstamm zeichnet sich durch ziemlich schöne Gesichtsbildung, langes lockiges Haar aus, ist mehr oder minder gebräunt und hat von jeher eine gewisse Cultur gezeigt, die unter einigen Völkern bis zu einem ziemlich hohen Grade gestiegen ist. Die Sprachen der einzelnen Völker dieses Menschenstammes sind alle unter einander verwandt und können nur als verschiedene Mundarten einer und derselben Grundsprache, der sogenannten groß-polynesischen, betrachtet werden, ein Umstand, der neben ihrer körperlichen Gleichartigkeit ihre gemeinsame Abstammung hinlänglich beweist. Gewöhnlich versteht man aber unter Malaien ein besonderes, zur malaiischen Race gehöriges Volk, das seine ursprüngliche Heimat im Innern des Hochlandes von Sumatra (s. d.) hatte, wo sie einst das mächtige, auf Landbau begründete, jetzt der niederländischen Herrschaft unterworfene Reich Menangkabo bildeten. Ihre Bildung erhielten sie wahrscheinlich frühzeitig von Indien, unterwarfen mit der Zeit die Küstenbewohner und ließen sich um die Mitte des 12. Jahrh. auf der kleinen Insel Sinkapur am äußersten Ende der Halbinsel von Malakka (s. d.) nieder, von wo sie sich bald über diese selbst verbreiteten, die deshalb den Namen der malaiischen Halbinsel erhielt. In ihrem Heimatsland haben sie sich mit den Arabern in Sitte, Sprache und Religion vermischt, ohne jedoch den Grundzug der Nationalität verloren zu haben, die sich in der öffentlichen Verfassung und in der Einrichtung des Privatlebens grell kund giebt. In Stammhorden zerspalten sind sie keinem Oberhaupte als dem willkürlich gewählten Gaufürsten unterthan und dem Sultan nur nach eigner Lust unterworfen. Die Nation besteht nur aus Sklaven, die alle Geschäfte des Ackerbaues und der nothdürftigen Viehzucht treiben und dem Hauswesen vorstehen; der andere Theil des Volkes ist der Adel oder die Oramlai, der ein ungebundenes Herrenleben führt, zu Hause faul und sorgenlos, im Kriege aber, der eine seiner vorzüglichsten Leidenschaften ist, wild, rachsüchtig, grausam und tückisch ist. Im Kampfe vornehmlich zu Wasser sind sie so tapfer und kühn, daß sie nicht selten mit einem Schiffe, das 20 Mann Besatzung enthält, wilde Jagd auf ein europäisches mit 40 Kanonen machen, sogleich entern und mit Dolchen niederstoßen, was ihnen entgegentritt. Ihr treuloses, ungezügeltes und mordsüchtiges Wesen wird schon durch die körperliche Gestalt dem Anblicke deutlich dargestellt: sie sind dunkelbrauner Gesichtsfarbe, haben schwarzes, fettiges aber borstiges Haar, große feurige Augen, eine plattgedrückte Nase; ihr Körper ist muskulös und nervig, nicht hoch, aber desto stämmiger. Das Reich von Malakka, das ebenfalls auf Ackerbau gegründet war, womit aber Handel und Gewerbfleiß verbunden wurde, erhob sich schnell zu großer Macht, stand mit dem ganzen Orient im Verkehr und sandte Handelsflotten bis nach Arabien und

Digitized by Google

China. Durch diesen Handelsverkehr wurde im 13. Jahrh. der Islam in Malakka eingeführt, der sich schnell auf friedlichem Wege über alle malaiische Völker im indischen Archipel verbreitete; denn das Reich von Malakka erstreckte sich nicht nur über die ganze Halbinsel von Malakka, sondern beherrschte auch den ganzen indischen Archipel, von dessen Inseln es die Küsten mit seinen Colonisten besetzte. Diese Malaiencolonien scheinen zwar immer in einer gewissen Abhängigkeit vom Mutterstaate geblieben zu sein, aber daneben auch einen Grad von Selbständigkeit bewahrt zu haben. In der höchsten Blüthe stand der Staat von Malakka im Anfange des 16. Jahrh., als die Portugiesen erschienen, 1512 Malakka und damit diese Blüthe zerstörten, auch fortfuhren, die Malaienherrschaft im indischen Archipel mit aller Macht zu brechen, welches Ziel auch die Holländer verfolgten. Durch das grausame Verfolgungssystem, das diese beiden Nationen einführten, scheint auch der Volkscharakter sich verschlimmert und jene Heimtücke erhalten zu haben. Die Malaien wurden von jetzt an die tollkühnsten, ausdauerndsten und grausamsten Seeräuber, die man in eine östliche und eine westliche Gruppe unterschieden kann. Die letztere umfaßt das chinesische Meer von der Sunda- und der Malakkastraße bis zu den Küsten von Siam und Cochin-China und hat ihren Hauptsitz im Ostende der Malakkastraße, während die östliche Gruppe sich von Borneo bis zu den Philippinen erstreckt und die Suluinseln zum Mittelpunkte hat. Die noch unabhängigen Malaienstaaten sind nur klein; die wichtigsten sind die von den Niederländern abhängigen Staaten Palembang und Menangkabo und die noch freien Staaten Atschin, Siak und das Land der Battas oder Batak auf Sumatra; die unabhängigen Staaten Dschohor mit dem tributären Staate Pahang, Pirak, Salangore und Rumbo und mehrere von Siam (s. d.) abhängige auf der Halbinsel Malakka, das Sultanat von Mindanao und die Conföderation der Häuptlinge des Illanovolks auf Mindanao (s. Philippinen), die kleinen Staaten auf den Suluinseln zwischen Borneo und den Philippinen, und die Bugis und Macassaren auf Celebes (s. d. und Macassar).

Malakka, eine Halbinsel und Erdzunge im östlichen Hinterindien, wird durch die Meerenge Malakka von Sumatra getrennt und erstreckt sich vom Busen von Siam und von dem bengalischen bis zu dem Vorgebirge Romania, vom 13—14° bis 1° 17′ nördl. Br. Der größte Theil des Landes wird von den Malaienfürsten beherrscht und nur der kleinere gehört zum britischen Indien und zu Siam. Grenzen sind das britische Hinderindien, Siam, das chinesische Meer und der bengalische Busen. Das Land hat einen Flächeninhalt von 2800 Q.-M. Es ist durchaus gebirgig und nur an den Küsten finden sich einzelne flache Strecken. Das Gebirge Dschenkiect zieht sich durch die ganze Halbinsel und hat Gipfel von 6—7000 F. Höhe. Das Land ist bis auf den britischen Antheil noch sehr unbekannt, mit Wäldern bedeckt und hat zahlreiche Küstenflüsse. Die Gebirge liefern sehr ergiebig Gold, Eisen, besonders aber Zinn in großer Menge. Das Klima ist sehr warm und, obschon ein ewiger Frühling herrscht, für die Europäer ungesund. Die wichtigsten Producte sind, außer den schon genannten, Reis, Mais, verschiedene Arten Baumfrüchte, Gewürze, Tabak, Baumwolle, Zuckerrohr. Elephanten, Tieger, Büffel ꝛc. sind zahlreich. Der Handel wird nur von den Britten und Chinesen betrieben und der Kunstfleiß ist unbedeutend. Die Bewohner, welche aus ungefähr 500,000 Köpfen bestehen, sind Malaien, Diakongs, Benua's, Parnaneger, Chinesen und Engländer. Die Diakongs und Benuas sind wahrscheinlich die Ureinwohner des Landes, da sich die Maleien erst vor ungefähr 600 Jahren auf der Halbinsel niederließen und ihr den Namen Malaga oder Malakka gaben. Letztere und die Diakongs und Benuas sind von brauner Gesichtsfarbe und von schönem und kräftigem Körperbau. Das Land der Malaienfürsten besteht aus sechs Königreichen, die früher von Siam abhängig waren, sich aber in der neuesten Zeit von demselben losrissen. Diese Sultanschaften oder Königreiche sind: Salangore mit der Hauptstadt gleiches Namens, Pirak mit der Hauptstadt Kalang, Queda mit der Hauptstadt Keidach, Tringano mit der Hauptstadt gleiches Namens. In den früheren Zeiten, von 1509—1641 war Malakka eine portugiesische Besitzung. Die Portugiesen mußten es aber dann den Niederländern überlassen, welchen es die Engländer entrissen und es seit 1824 förmlich abgetreten

Digitized by Google

erhielten. Sie besitzen hier die Stadt Malakka mit 12,000 Einw. und einem Gebiete von $4^1/_2$ QM., Sinkapur und die Insel Pulo Pinang.

Malanterien, s. Aussatzhäuser.

Malchus, Karl August, Freiherr von, ein bekannter staatswissenschaftlicher Schriftsteller, geb. am 27. Sept. 1770 zu Mannheim, erhielt durch die Gunst des Herzogs Karl von Zweibrücken, dessen Burgvogt sein Vater war, eine ausgezeichnete Erziehung und betrat nach vollendeten Studien zu Heidelberg und Göttingen die diplomatische Laufbahn. Als österreichischen Legationssecretär in Trier hatten ihn Geschäfte nach Hildesheim geführt und die dort angeknüpften Verbindungen bewirkten 1799 seine Anstellung als Domsecretär und Schatzactuar daselbst. Hier bewährte er zuerst seine finanziellen Einsichten und dies erkannte die preußische Regierung bei ihrer Besitznahme von Hildesheim, durch seine Ernennung zum Kriegs- und Domänenrath und zum Mitglied der Organisationscommission, noch mehr aber der König von Westfalen, durch seine Anstellung als Staatsrath und Generaldirector der Steuern, sowie durch seine Verwendung zu mehreren diplomatischen Sendungen, endlich durch Uebertragung des Ministeriums des Innern, unter Beilegung des Titels Graf von Marienrode. Seine Verwaltung rechtfertigte er durch die 1819 zu Stuttgart herausgegebene Schrift „Ueber die Verwaltung des Königreichs Westfalen". Nach Auflösung des für Jerome Bonaparte gegründeten Staats lebte er in Heidelberg literarischer Muße, die er nur 1817 auf ein Jahr lang mit dem würtembergischen Finanzdienste vertauschte, dann aber mit dem Titel als Präsident von Neuem aufsuchte. Er starb daselbst den 24. Oct. 1840. Von seinen Schriften nennen wir: „Darstellung des Organismus der innern Staatsverwaltung" (Heidelb. 1820), ein Werk, das umgearbeitet und zu drei Theilen vermehrt, seine „Politik der inneren Staatsverwaltung" (Heidelb. 1823) bildete. Größere Verbreitung erhielt seine treffliche „Statistik und Staatenkunde" (Tübingen 1826) und sein „Handbuch der Finanzwissenschaft und Finanzverwaltung" Stuttg. u. Tübingen 1830, 2 Theile). Im J. 1834 erschien sein „Handbuch der Militärgeographie von Europa". Seine letzte Schrift war „Die Sparcassen in Europa" (Stuttg. 1834). M. hat eine vorzugsweise praktische und eine mehr mathematische als philosophische Richtung. Nicht in Ideen beruht seine Stärke und er giebt keine neuen Ideen, aber er belegt die von ihm empfohlenen trefflich durch Nachweisungen aus der Erfahrung. Trifft auch seine Verwaltungspolitik der Tadel, daß außer der Centralverwaltung nur das Finanzfach mit Ausführlichkeit behandelt ist, so war er doch der Schöpfer und lange Zeit fast der einzige systematische Bearbeiter dieser Wissenschaft. In thatsächliche Verhältnisse, zweckmäßiger formeller Anordnung und verwickelter Berechnung ist er Meister und darum im Fache der allgemeinen Statistik und der Finanzstatistik am Größten. Seine Schriften bewähren mehr als andere die hohe praktische Bedeutung der Wissenschaft.

Malcolm, Sir John, Generalmajor im Dienste der ostindischen Compagnie, geb. am 2. Mai 1769 zu Burafoot bei Langholm in Schottland, ging schon in seinem 14. Jahre nach Ostindien, zeichnete sich bei verschiedenen Gelegenheiten aus und wurde bald Oberstlieutenant in der Madrasarmee. Später war er Resident zu Mysore und erhielt nach diesem die Stelle eines bevollmächtigten Ministers von Seiten der indischen Regierung beim persischen Hofe. Hier erfüllte er nicht nur seine diplomatischen Pflichten auf eine genügende Weise, sondern sammelte sich auch nebenbei einen seltenen Schatz von Kenntnissen über die Geschichte und den gegenwärtigen Zustand des persischen Reiches. Er wurde dort zum Ritter des persischen Ordens vom Löwen und der Sonne erhoben; wie er auch 1812 von seinem Hofe den Bathorden empfing. Im J. 1818 übertrag man ihm die oberste Militär- und Civilgewalt von Centralindien. „Ausgenommen Sir J. Malcolm", sagt Bischof Heber („Reisen in Indien") „habe ich noch von Keinem gehört, in dessen Lobe alle Parteien so völlig übereinstimmten. Seine Talente, seine Zugänglichkeit, seine Festigkeit, der Geist der Versöhnung, der aus all seinen Handlungen spricht und eine bewunderungswürdige Kenntniß der Landessprache und des Charakters der Eingeborenen sind es, wovon Alle, die ihn kennen, in gleich rühmender Weise zu erzählen wissen." Solche Eigenschaf-

Digitized by Google

ten befähigten ihn denn auch, die Zeit seiner Verwaltung durch Wiederherstellung der Ordnung, Organisirung der Provinzen und Aufrechthaltung der Ruhe zu einer so unendlich segensvollen zu machen. Später kehrte Sir John nach England zurück, erhielt aber 1827 schon wieder einen neuen wichtigen Posten, den des Gouverneurs von Bombay. Im Dec. 1830 legte er diese Stelle nieder und ging heim ins Vaterland, wo er 1833 zu Windsor starb. Er ist Verfasser folgender Schriften: „Sketch of the Seiks" (1812), „Persia, a poem" (1814), „History of Central India" (2. Ausg. 1824, 2 Bde.), ein höchst werthvoller Beitrag zur Kenntniß Indiens, und „History of Persia" (2. Aufl. 1829, 2 Bde.).

Malczeski, Antoni, ein polnischer Dichter, ward im Jahre 1792 in Volhynien geboren, wo sein Vater, Jan M., General in polnischen, später in russischen Diensten, bedeutende Güter besaß. Im väterlichen Hause von Franzosen gebildet, die ihn zwangen, nur Französisch zu sprechen, so daß er später seine Muttersprache förmlich erlernen mußte, legte er sich auf dem Lyceum zu Krzemieniec besonders auf das Studium der Mathematik und galt, als er 1811 als Freiwilliger in die Reihen der polnischen Armee trat, als einer der talentvollsten Ingenieuroffiziere. Er blieb im Heere bis 1816, wo ein Beinbruch ihn nöthigte, auszutreten. Auf seinen Reisen, namentlich während seines Aufenthalts in Paris, verschwendete er vollends die Ueberreste seines ansehnlichen Vermögens, kam 1821 wieder nach Warschau zurück, ging später nach Volhynien und pachtete im Gouvernement Wladimir ein kleines Gut, um sich der Poesie und dem Studium der vaterländischen Geschichte hinzugeben. Ein Liebesverhältniß mit der Gattin eines seiner Freunde, die er vermittelst des Magnetismus von einer gefährlichen Krankheit geheilt hatte, nöthigte ihn, Volhynien zu verlassen. Seine Geliebte folgte ihm nach Warschau, wo er, mit Reue und steigendem Mangel kämpfend, nach einigen Monaten, am 2. Mai 1826, den Tod fand. Sein Dichtergenius regte sich schon auf dem Lyceum, wo der kaum aus dem Knabenalter herausgetretene Jüngling eine heftige Leidenschaft für eine Verwandte faßte. Die Kriegsereignisse trennten ihn damals von der Geliebten. Sein Hauptwerk ist die poetische Erzählung „Marya" (Warschau 1825), die Anfangs wenig Anklang fand, ihm aber in der neuesten Zeit seine Stelle unter dem sogenannten ukrainisch-polnischen Dichterkreise angewiesen hat. Sie ist von Byron'schem Geiste angehaucht und tief poetisch. In der Ausgabe von Bielowski (Lemberg 1838) findet man auch die lyrischen Gedichte und prosaischen Aufsätze gesammelt, die M. hinterlassen hat.

Malea, jetzt auch Cap St. Angelo genannt, heißt ein Vorgebirge im Südosten von Lakonien, die südöstlichste Spitze Moreas, welches schon im Alterthume wegen seiner gefahrvollen Umschiffung gefürchtet war. Ganz verschieden davon ist der malische Meerbusen (Sinus Maliacus), jetzt Meerbusen von Zeitun, im Südwesten Thessaliens, bei Thermopylä, welcher von der kleinen Landschaft Malis seinen Namen erhielt und längs der Küste von einem politisch nicht unwichtigen Volksstamm, den Maliern oder Maliensern, bewohnt wurde. Vgl. Kriegk „De Maliensibus" (Frankf. 1833).

Maleachi, von den Rabbinen Siegel der Propheten genannt, war der letzte Prophet. Sein Zeitalter ist nicht ausdrücklich angegeben, doch muß er ein Zeitgenosse des Nehemia gewesen sein, denn er setzt den Tempelbau als vollendet voraus. Seine sechs prophetischen Reden sind gegen dieselben Mißbräuche gerichtet, welche auch Nehemia (s. d.) abzustellen suchte, namentlich die Ehe mit heidnischen Weibern, Unordnung beim Opfer, Verweigerung des Zehnten an die Leviten. Er tröstet das mit seinem Schicksale unzufriedene Volk, indem er ihm die Hoffnung schildert, daß es das messianische Reich erwarten dürfe. In seinem Vortrage ahmt er die alten Propheten nach, doch ohne allen eigentlichen Dichtergeist.

Malebranche, Nicolas, der große Philosoph der Franzosen, geb. 1638 zu Paris, seit 1699 Ehrenmitglied der Akademie, gest. daselbst 1715, der Sohn eines königlichen Schatzmeisters, wurde durch Cartesius zum Studium der Metaphysik hingezogen und gab 1674, nachdem er in der Congregation des Oratoriums sich dem Studium der Theologie und Patristik gewidmet hatte, das für alle Zeiten berühmte und wichtige Werk „De la

Digitized by Google

recherche de la vérité" heraus, worin er die Einheit zwischen der Offenbarung und der Vernunfterkenntniß darzustellen sucht und nach einer Kritik der menschlichen Irrthümer zu einem Idealismus kommt, der in Gott die Erkenntniß aller Dinge und den Grund aller Ursache findet." Gediegenheit, tiefblickende und umfassende Kenntnisse, Scharfsinn und vor Allem große Reinheit der Gesinnung bezeichnen seine Werke. Er glänzt in der Philosophie wie ein Stern in der dunkeln Nacht und nach ihm wurde jener trübe Weg eingeschlagen, den wir unter französischer Philosophie bezeichnet haben. Eine Uebersetzung der berühmten Schrift erschien zu Altenburg (1776—84 in 4 Bänden); sein „Traité de la nature et de la grâce" zu Rotterdam (1680) und die „Oeuvres" zu Paris (1712 in 11 Bänden).

Malediven, eine lange Kette unzähliger (12—15,000) niedriger Koralleninseln und Korallenriffe, welche sich, fast ganz in der Richtung des Meridians 91° östl. L., von beinahe 7° nördl. Br. in einer Länge von 116 Meilen bei einer ziemlich gleichen Breite von durchschnittlich 10 Meilen bis 1° südl. Br. erstreckt und in 17 Inselgruppen, welche zugleich politische Abtheilungen bilden, zerfällt. Die Producte dieser Inseln sind hauptsächlich Kokospalmen, Reis, Südfrüchte und die tropischen Knollengewächse; Pferde giebt es gar nicht, Rindvieh nur wenig, dagegen viel Geflügel; die Fischerei bildet einen Hauptnahrungs- und Handelsartikel. Die Kauri (s. d.) genannten kleinen Muscheln dienen in Ostindien und einem großen Theile Afrikas als Münze. Die Einwohner sind von der Küste von Malabar eingewanderte Hindus, die sich später vielfach mit Arabern mischten; ihre Zahl beträgt 200,000. Sie bekennen sich zum Mohamedanismus, betreiben lebhaften Handel und Schifffahrt nach Atschin auf Sumatra und der nördlichen Ostküste Vorderindiens und sind im Uebrigen ein harmloses Völkchen, das unter einem Sultan steht, der seine Residenz auf der Insel Male hat. Ganz von derselben natürlichen Beschaffenheit wie die M. sind auch die beiden andern benachbarten Inselgruppen, die Lakediven- und die Tschagosinseln, die fast ganz in derselben Meridianrichtung mit den Malediven liegen, die erstern, von Moplays bewohnt und unter engl. Hoheit stehend, im Norden, die letztern im Süden von den Malediven.

Malerakademien, s. Kunstakademien.

Malerei oder Malerkunst heißt diejenige bildende Kunst, welche das Schöne in sichtbaren Gestalten mittels der Linien und Farben auf Flächen darstellt. Als schöne Kunst hat dieselbe den Zweck, etwas Vollendetes für die Anschauung hervorzubringen und setzt insofern einen schaffenden Genius voraus, welcher durch entsprechende Versinnlichung der Ideen das Vollendete hervorbringt. Insofern man unter Dichten das innere Bilden nach Ideen versteht, so darf man auch dem Maler in gewissem Sinne Dichtertalent zuschreiben, denn er muß Das vorher in seiner Einbildungskraft erschaffen haben, was er durch seine Kunst äußerlich darstellen will, und das Dargestellte muß das innere Wesen, den lebendigen Charakter der Dinge, überhaupt das Idealische, ernst oder scherzend ausdrücken. Man spricht daher auch von poetischen und unpoetischen Gemälden und unterscheidet die poetische oder ästhetische Composition von der eigentlich malerischen oder technischen Composition. Selbst bei Copien der Natur sollte der Maler nicht blos den einzelnen Gegenstand als solchen darstellen oder die Natur lediglich nachahmen, wie denn selbst das Porträt mehr den Geist und den Charakter in eigenthümlich ausgeprägter Form darstellen sollte. Doch die technische Fertigkeit in Behandlung eines Stoffes, namentlich die Behandlung der Farben, hat für die Meisten einen so blendenden Reiz, daß über diesem technischen Werthe der innere oder ästhetische, welcher sich auf das Poetische des Gegenstandes bezieht, zuweilen ganz vergessen wird und man oft den Werth des Gemäldes nach seiner unmittelbaren Beziehung auf einzelne, wirkliche Gegenstände der Natur, deren Formen der Künstler gebraucht, nicht nach seiner Beziehung auf die darzustellenden Ideen bestimmt. Daher giebt es auch eine technische und eine ästhetische Theorie dieser Kunst.

Als bildende Kunst stellt die Malerei das Schöne in sichtbaren Gestalten ruhend dar. Der Künstler soll also etwas Vollendetes für die äußere Anschauung des Auges hervorbringen, ist aber im Verhältniß zu dem Dichter dadurch beschränkt, daß er das Sichtbare

in einem bestimmten Raume und zwar so darstellt, wie ein Augenblick es zeigt. Dagegen ist die Malerei als bildende Kunst der Dichtkunst darin überlegen, daß sie die gleichzeitigen Gegenstände und Eigenschaften mit erschöpfender Kraft, Treue, Bestimmtheit und Anschaulichkeit aufzufassen und mitzutheilen vermag, ja in noch eigentlicherm Sinne sichtbare Gegenstände darstellt. Am sinnlich lebendigsten stellt unter allen bildenden Künsten die Malerei das individuelle Leben der Gegenstände dar. Zwar bildet sie nur scheinbare Körper, indem sie durch Farben schildert, welche, vorzüglich in der Darstellung lebendiger Wesen, nur auf der Fläche die Wirkungen einer schönen Kunst hervorzubringen fähig sind; aber sie weiß durch Licht und Schatten und durch die Perspective das Auge über diese Abwesenheit der Raumerfüllung so zu täuschen und ihren Scheingestalten durch Nachbildung der ätherischen Reize der Lichtwelt ein so lebendiges Dasein zu verleihen, daß man ihr unter allen bildenden Künsten die meiste Illusion (s. d.) zuschreibt und den Ausdruck Gemälde daher auch auf Werke der Dichtkunst und Musik figürlich überträgt. Die eigentliche Malerei kann Körper nur dadurch auf der Fläche darstellen, daß sie dieselben nach ihren perspectivischen Umrissen auf der Fläche zeichnet. Es liegt ihr also die Zeichenkunst (s. d.) zum Grunde; doch unterscheidet sie sich von letzterer dadurch, daß sie die Gegenstände mit ihren eigenthümlichen Farben darstellt, mithin durch das Colorit oder die Farbengebung (s. d.) und die höhere Vollkommenheit des Helldunkels. Die Zeichnung wird erst in der Malerei zu einem vollkommen belebten Ganzen; sie bestimmt den Charakter der Formen und giebt ihnen Bestimmtheit. Die Farbe giebt ihnen Leben und Seele, denn Licht und Farbe sind selbst etwas Geistiges und Aetherisches. Das Colorit hat nach der herrschenden Idee eine Hauptfarbe oder einen Grundton, welcher die Harmonie des Ganzen bewirkt und die mannichfaltigen Localfarben verbindet. Zeichnung und Colorit aber müssen eins und harmonisch sein; denn, wo die Zeichnung vorherrscht, wird der Styl hart und streng und wo das Colorit zu stark hervortritt, wird der Styl weich und unbestimmt. Beide Erfordernisse sind einem Gemälde gleich nothwendig. Die Malerei übertrifft in Hinsicht des Umfanges ihrer Gegenstände die Baukunst wie die Sculptur oder Plastik im engern Sinne, indem sie nicht nur die Gegenstände dieser Künste ebenfalls in ihre Darstellung aufnehmen kann, sondern auch Gegenstände darzustellen vermag, welche keine andere bildende Kunst darzustellen im Stande ist, namentlich Gegenstände, welche, wie z. B. die Luft, nur durch Farben oder Perspective darstellbar sind.

Man hat die Malerei auf mehrfache Weise eingetheilt. So vor Allem nach den behandelten Gegenständen, wobei sich als Rubriken das sogenannte historische Bild, das Genrebild, das Porträt, das Thierstück, die Landschaft und das Stillleben ergeben. Die historische Malerei (s. d.) im weitern Sinne umfaßt nicht blos die Darstellungen aus der Weltgeschichte, sondern alles dasjenige, was eine höhere, von den Zufälligkeiten des Individuums befreite, ideale Auffassung verlangt, also auch die Andachtsbilder, die mythologischen Darstellungen ꝛc. und würde somit richtiger ideale Malerei heißen. Die Genremalerei (s. d.) stellt Scenen und Zustände des gewöhnlichen Lebens dar, welchen sie durch sittliche oder humoristische Bezüge, oder auch durch den Reiz des Alterthümlichen und Ausländischen, äußerlich durch feine Behandlung ein höheres Interesse abgewinnt. Sie ist somit der historischen Malerei gegenüber nicht als bloße Zustandsmalerei aufzufassen, denn die Handlung ist ihr so gut eigen als jener; die Verschiedenheit liegt vielmehr in der Intention des Ganzen und in der Auffassung des Einzelnen. Eine besondere Mittelstellung nimmt das bedeutsam behandelte Porträt (s. d.) ein. Einen ganz vorzüglich hohen Rang weist die neuere Kunstlehre der Landschaftmalerei (s. d.) zu, welche auch die Seestücke und die Städteansichten umfaßt. Sie ist der Ausdruck eines poetischen Gedankens durch die Gegenstände der Natur modificirt und bisweilen der historischen oder der Genremalerei nahe gebracht durch die sogenannte Staffage (s. d.), d. h. die Figuren im Vordergrunde. Ihr ist der Zauber des Lichtes und der Farben vorzugsweise und als Hauptelement nothwendig. An diese genannten umfassenden Classen der Malerei schließen sich Blumenstücke (s. d.) und Fruchtstücke (s. d.), Stillleben (s. d.) und Ara-

Digitized by Google

besken (s. Groteskeu) an. In jenen ist Naturwahrheit und Meisterschaft in der feinsten Farbengebung und Beleuchtung größtentheils Hauptzweck; sie stehen daher in ästhetischer Hinsicht sehr tief; diese sind als freie Spiele der ungebundenen Phantasie und eines unüberwindlichen Form- und Bildungstriebes bedeutend. Eine letzte Hauptgattung ist die Thiermalerei, beschränkter als jene, und nur dadurch anziehend, daß sie nicht einzelne individuelle Thiere, sondern den Charakter der Thierkraft gewisser Gattungen entweder in Ruhe, oder gleichsam handelnd, durch Zusammenstellung mehrerer Thiere oder in Begleitung des Menschen, mit sprechender Treue und malerischer Mannichfaltigkeit darzustellen hat. Andere Eintheilungen der Malerei beziehen sich auf das Aeußere dieser Kunst. In eigentlich technischer Beziehung, nämlich in Hinsicht auf das Material und die äußere Behandlungsart, unterscheidet man die Enkaustik (s. d.) der Alten, die der neuern Wachsmalerei (s. d.) nahe kommt; ferner die ihr verwandte Emailmalerei (s. Emaile) nebst Glasmalerei (s. d.) und Porzellanmalerei (s. Porzellan), Mosaik (s. d.) verschiedener Art, nebst der Malerei durch Sticken, Weben und Stricken. In Beziehung auf das Farbenmaterial zerfällt die Malerei in Oelmalerei (s. d.), Pastellmalerei (s. d.) Malerei mit Wasserfarben (s. d.), wozu die Frescomalerei (s. d.), die Gouachemalerei (s. d.) im engern Sinne und die Miniaturmalerei (s. d.) gehören.

Die Geschichte der Malerei zerfällt nach den vorherrschenden und wichtigsten Erscheinungen der Kunst in die antike und die neue oder christliche; denn von einer orientalischen Malerei vor der Zeit der griechischen und römischen Kunst und von den Malereien nichtchristlicher Völker in der neuern Zeit ist nicht viel zu sagen. Die Malerei der frühern Völker erscheint nur als eine Vorbereitung auf die Kunst der Griechen, und so fängt die Malerei erst da an, wo die Farbe selbst Zeichnung wird und mit ihr sich die Bedeutung selbständiger Formen verbindet. In Aegypten und Mexico scheint die Malerei nur auf das Bedürfniß nothdürftiger Verständlichkeit berechnet gewesen zu sein. Der ungebildete Sinn der Hindus fand sich durch den bunten Glanz seiner einheimischen Farben leicht für den Mangel an Reinheit und Richtigkeit der Zeichnung entschädigt. Auch bei den Persern war die Malerei unstreitig blos ein regelloses Farbengemisch. Bei den Aegyptern, welche namentlich auf die Bildung der Griechen wirkten, wurde insbesondere die Malerei durch religiöse Bedürfnisse veranlaßt und bedingt und stand zur Sculptur und Architektur in einem zwar engen, aber untergeordneten Verhältnisse. Man findet ägyptische Malereien aus der ältesten Zeit an Tempelwänden und in Begräbnißkammern, auf griechischen Reliefs, auf Mumiendecken, Mumiensärgen und Papyrusrollen. Die erstern sind bemalte Bildhauereien in vertieften mit Farben oder Metallen ausgelegten Umrissen, wie die sogenannte Isistafel (s. d.), das wichtigste Denkmal dieser Gattung. Die Wandgemälde in Tempeln und Katakomben bestehen in kolossalen bemalten Figuren, mit eingegrabenen Umrissen und mit kleinern Wandgemälden eingefaßt. Die älteste griechische Malerschule finden wir an den kleinasiatischen Küsten auf den Inseln. Ein Zusammentreffen glücklicher Umstände beförderte die frühe Blüthe der Kunst in diesen gesegneten Ländern. Schon im Homerischen Zeitalter begann sie hier mit vorbereitenden Versuchen in gefärbten Teppichen und Geweben und verbreitete sich wahrscheinlich von hier aus in die griechischen Pflanzstädte an der Küste von Italien und Sicilien. Auch in dem eigentlichen Griechenland finden wir die Malerei ursprünglich als Begleiterin der Sculptur und Plastik zu religiösen Zwecken angewandt. Gewohnt, von Alters her die rohen Idole, denen der Grieche seine Andacht weihte, mit einem bunten Farbenanstrich auszuschmücken, glaubte man auch später, dieses Hülfsmittels zur Belebung des farblosen Stoffes sich bedienen zu müssen; zuletzt pflegte man nur noch die Augen zu malen, oder aus Schmelz oder Steinen künstlich einzusetzen. Unabhängig von der Plastik in heiligen Tempelgemälden zeigte sich die Malerei erst spät. Auch die Friese der Tempel, die Reliefs an den Frontons, die Galerien und Seitenhallen wurden gemalt oder vielmehr bemalt. Die eigentliche Malerei ging von der Zeichnung und diese von Schattenrissen aus, die man bald auszuzeichnen anfing, Stiagramme und Monogramme genannt (s. Silhouette). Von diesen schritt

Digitized by Google

man zu Monochromen (s. d.) fort. Zunächst fing man nämlich an, die Umrisse mit einer Farbe (geriebenem Scherbensand) auszumalen, dann die Rundung der Körper durch Licht und Schatten mittels Abstufung der Farbe genauer auszudrücken. Aelteste Ueberreste dieser einfarbigen Malerei, welche sich auch später erhielt, sind die sogenannten Vasengemälde mit schwarzen, silhouettenartigen Figuren auf ungefärbtem Grunde. Für die Linearzeichnung, die nach der Anekdote von dem Wettstreite des Apelles und Protogenes unter den Griechen zu großer Vollendung gedieh und für die einfarbige Malerei reichte der Griffel aus, mit welchem man gefärbte Wachstafeln, zubereitete Thierfelle und geglättete Buchsbaumtafeln bearbeitete. Das Polychrom aber, oder die mehrfarbige Zeichnung, setzte ein künstlicheres Werkzeug voraus, nämlich den Pinsel, welchen die Hand freier und kräftiger bewegte. Unter den weniger bekannten Künstlern aus dieser Periode ist Panänus merkwürdig, der Vetter und Gehülfe des Phidias (s. d.). Er war der Erste, der in den öffentlichen Spielen zu Korinth und Delphi um den Preis warb, welchen man für den Wettkampf in der Malerei angeordnet hatte. Seine Wandgemälde im Athenäum zu Elis, seine Gemälde im Jupitertempel zu Olympia, die Ausmalung der Pökile in Athen mit der Schlacht von Marathon, nebst den Bildnissen der griechischen und persischen Anführer in mehreren Gemälden haben seinen Namen erhalten, weniger die Colorirung und Ausschmückung der Statue des Jupiter. Früher vielleicht noch malte Mikon, der Nebenbuhler des Polygnotus, welcher ebenfalls die Pökile sowie das Theseum zu Athen mit Schilderungen der Amazonen- und Centaurenkämpfe ausschmückte. Aber erst durch Polygnotus (s. d.) aus Thasus erhob sich ungefähr 420 v. Chr. die Kunst zur Selbständigkeit. Sein Verdienst war erhöhte Lebendigkeit des Ausdrucks und der Charakteristik, ferner Mannichfaltigkeit der Gewänder und symmetrische Vertheilung der Figuren. In der Vertheilung des Lichtes und Schattens scheint Apollodor aus Athen, 404 v. Chr., die Kunst weiter gebracht zu haben. Zur Schönheit aber erhob diese Kunst Zeuris (s. d.), ungefähr 378 v. Chr., der in seiner berühmten Helena einen Kanon derselben aufstellte. Sein Nebenbuhler, Parrhasius (s. d.) aus Ephesus, neigte sich mehr zur Anmuth oder zum weiblichen Ausdruck der Schönheit hin und seine reinen Proportionen machten ihn nicht minder berühmt als sein anmuthiges Colorit. Das Höchste im Ausdruck und in der sinnigen Erfindung erreichte Timanthes aus Samos. Apelles (s. d.) verband mit äußerster Naturwahrheit ein schmeichelndes Colorit und wird als Meister im Porträt gerühmt. Nach ihm verfiel die Kunst in Zierlichkeit, Künstlichkeit, Trockenheit und wendete sich selbst auf Darstellung gemeiner Gegenstände (Rhyparographie). Unter den Römern fand die Malerei sehr geringe Theilnahme. Sie kannten früher nur die Malereien der Etrusker, und Fabius, der den Beinamen pictor erhielt, steht einzig in den Kunstannalen Roms. Später wurden Griechen die Lehrer der Römer; allein schon war weichliche Ueppigkeit eingerissen. Die meisten Denkmale der alten Malerkunst, welche man in den Gräbern und Bädern von Rom, Pompeji und an andern Orten Italiens gefunden hat, bestehen aus Frescomalereien und mustivischen Arbeiten. Ueberhaupt ist die Anzahl der noch vorhandenen Denkmäler der griechischen und römischen Malerei so gering, daß der Archäolog oft nur bei Vermuthungen stehen bleiben kann, welche in der Vergleichung mit den Werken dieser Nation in andern bildenden Künsten und durch Zeugnisse der classischen Schriftsteller einige Bestätigung finden. Doch scheint man allgemein anzuerkennen, daß die Malerei überhaupt in dem classischen Alterthume, sowohl in Hinsicht ihres Gebrauchs als in Beziehung auf ihre Vollendung, der Plastik immer nachstand und untergeordnet blieb, woher die Behauptung entstanden ist, daß die Malerei damals mehr plastisch gewesen sei. Die Flächendarstellung mußte sich, als die abstractere, überhaupt später entwickeln. Aber noch mehr mögen hierzu mechanische Hindernisse, in Beziehung auf die Bearbeitung der Farben, beigetragen haben und ganz vorzüglich auch der Umstand, daß die öffentliche Ausstellung der Malerwerke beschränkter war. Die Behauptung, daß die Alten die Perspective nicht gekannt hätten, ist ungegründet; wahr ist blos, daß sie bei ihrer blos andeutungsweisen Behandlung der Hintergründe keine Perspective entwickeln wollten, während sie dieselbe beim höchsten

Digitized by Google

Gegenstande, dem menschlichen Körper, in größter Vollkommenheit anwendeten. Gewiß dagegen ist, daß sie das Helldunkel nicht gekannt haben. Hiermit hängt zusammen, daß ihre Malerei sich meist auf Darstellung historischer Situationen und auf Thiermalerei beschränkte und daß die Landschaftmalerei nicht cultivirt wurde. Vgl. Junius „De pictura veterum", herausgegeben von Grävius (Rotterd. 1694); Durand „Histoire de la peinture ancienne" (Lond. 1725); Turnbull „Treatise on ancient peinture etc." (Lond. 1740); Vinc. Requeno „Saggi sul ristabilimento dell' antica arte de' greci e de' romani pittori" (2 Bde., neue Aufl., Parma 1787); Andr. Riem „Ueber die Malerei der Alten" (Berl. 1787, 4.); Grund „Ueber die Malerei der Griechen" (2 Bde., Dresd. 1810—11) und Böttiger „Ideen zur Archäologie der Malerei" (Bd. 1, Dresd. 1811).

Größere Vollendung erreichte die Malerei in der christlichen Zeit, sodaß sie die Oberherrschaft über die Plastik erlangte. Ihre älteste Anwendung auf christliche Ideen soll in den Grüften stattgefunden haben. Mustolsche Arbeiten wurden fortwährend in Menge geliefert; auch scheint die enkaustische Malerei noch im Gange gewesen zu sein. Seit dem 4. Jahrh. wurde der Gebrauch heiliger Gemälde, z. B. der Heiligenbilder in den Kirchen, im Morgen- und Abendlande immer allgemeiner, wodurch die Künstler zu neuem Eifer entflammt wurden. So wurde die christliche Religion die Mutter der neuen Malerei; aber oft empfahl auch die Malerei jene bei ihrer Ausbreitung. Obschon die Kunst unter der Herrschaft barbarischer Nationen viel leiden mußte, so hörte sie doch nie ganz auf, indem ihr die Religion Vorschub leistete. Vorzüglich wurden Gemälde religiöser Art im Abendlande geschätzt und viele Legenden von ihrem übernatürlichen Ursprunge damit in Verbindung gebracht. Als Sitz der vollkommensten Technik erscheint das ganz frühere Mittelalter hindurch Konstantinopel (s. Byzantinische Kunst) gewesen zu sein; hier hatte sich die Tradition der Kunstmittel am vollständigsten erhalten und dieser alte Ruhm hat in mehr als einer Epoche eine gewisse Einwirkung auf die abendländische Malerei zur Folge gehabt, die man sich aber gewöhnlich viel zu ausgedehnt denkt. Die älteste deutsche Malerei z. B. zeigt blos directen antiken Einfluß und ist mit Ausnahme einer geringen Einwirkung zu Ende des 10. Jahrh. nicht wieder von der byzantinischen Kunst berührt worden, was auch bei der schon damals vollständigen Erstarrung und innern Unwahrheit der letztern kein Unglück war. Bei weitem größern Einfluß hatte sie auf Italien, wohin in Folge der Bilderstürmerei im Morgenlande (s. Bilderdienst) seit dem 8. Jahrh. viele griechische Künstler wanderten, und dessen Kunst nun in der That Jahrhunderte hindurch einen vorherrschenden byzantinischen Stempel trägt, die wenigen spätlombardischen Arbeiten ausgenommen. Erst im 13. Jahrh. begann in Italien mit Cimabue (s. d.) eine neue Kunst, die man später die italienische Malerei (s. Italienische Kunst) genannt hat, da sie in einem gleichsam abgeschlossenen Zeitraum, als dessen Repräsentanten Michel Angelo, Correggio, Rafael und Tizian angesehen werden können, einen eigenthümlichen Charakter entwickelte. In ihren höchsten Leistungen zeigt sich der poetische Adel des Gedankens vollkommen mit der größten Schönheit der durch das Studium der Antike geläuterten Formen durchdrungen und, wie bei den Venetianern, in der höchsten Pracht und Wärme der Farben; Vorzüge, die sich wohl nie mehr in dieser Art beisammen finden werden und zeither nur theilweise erreicht oder übertroffen worden sind. Auch die nordische Kunst entriß sich seit dem 14. Jahrh. der frühern Befangenheit und betrat mit dem Aufblühen der flandrischen Schule vorherrschend die Bahn des Charakteristischen und Individuellen. Eine höhere Läuterung durch die Werke des Alterthums stand ihr jedoch erst zu Gebote, als es aus andern, auch äußern Gründen bereits zu spät war (s. Niederländische Kunst, Deutsche Kunst und Französische Kunst). Nachdem durch die allgemeiner verbreitete Kenntniß der Antike und durch einen Austausch der Kunstmittel der verschiedenen Schulen mit dem Ablauf des 16. Jahrh. ein neuer gemeinsamer Boden gewonnen war, entwickelte sich aus diesem eine schöne Periode der Nachblüthe, in welcher besonders das Colorit großartige Triumphe feierte. Dahin gehören die neuere niederländische, die spanische und die spätern italienischen Schulen. Dagegen aber verknöcherten Gehalt und Form bis zur widerwärtigen

Digitized by Google

Manier und erst unter dem Einflusse der großen Bewegung der Geister zu Ende des 18. Jahrh., entstanden neue, classische Schulen in Frankreich, z. B. durch David (s. d.), und in Italien, z. B. durch Appiani (s. d.); eine ähnliche Richtung lebte auch in Deutschland auf, z. B. durch Carstens (s. d.). Aus der Reaction der Romantik (s. d.) gegen diese Classiker gingen dann die sämmtlichen jetzt bestehenden Schulen in Frankreich, Deutschland und den Niederlanden hervor. Ueber die Kunstlehre und Kunstgeschichte finden sich Beiträge in Cennini's, Leonardo da Vinci's und Mengs' Werken. Auch haben Algarotti, de Piles, Watelet, Dubos, Richardson, Reynolds, Dan. Webb, Hagedorn, Lessing in seinem „Laokoon", Winckelmann, Füßli, Fiorillo, Falk in seinen „Kleinen Abhandlungen, die Poesie und Kunst betreffend", Fernow, Goethe in seinen „Propyläen" und besonders in seinem „Winckelmann und sein Jahrhundert" Manches hierin vorgearbeitet. Vgl. auch, außer Vasari, Mander und Houbraken, Descamps „Vies des peintres flamands, allemands et hollandais etc." (5 Bde., Paris 1753); Lanzi „Staria pittorica d'Italia dal risorgimento delle belle arti" (4. Aufl., 6 Bde., Bassano 1815; deutsch von Wagner, mit Anmerkungen von Quandt, 3 Bde., Leipz. 1830—33); Rumohr „Italienische Forschungen" (3 Bde., Berl. 1827—31) und die neuern kunstgeschichtlichen Werke von Kugler, Schnaase, Kinkel, Waagen, Michiels u. A.

Malerfarben sind solche Farben, die zu allen Arten der Malerei angewendet werden können; theils Naturerzeugnisse, theils Kunstproducte. Man theilt sie ein in Mineralfarben, Saftfarben und Lackfarben. Die Mineralfarben liefert das Mineralreich, wo sie theils schon gebildet vorkommen, theils erst durch Kunst erzeugt werden mußten; das färbende Princip ist jedesmal ein Metall, welches sich entweder im oxydirten (mit Sauerstoff verbunden), oder im geschwefelten Zustande (mit Schwefel verbunden) darin vorfindet. Die natürlichen Metalloxyde, die als Malerfarben benutzt werden, sind: die verschiedenen Arten von Ocker, Terra di Sienna (hierbei bedingt die größere oder geringere Menge Eisenoxyd, die darin enthalten ist, die dunklere oder hellere Farbe), Bergblau, durch Kupferoxyd gefärbt, Berggrün und grüne Erde ebenfalls. Durch Kunst werden aber ungleich mehr gefertigt, aus Blei die rothe Mennige, das Kasselergelb, das Bleiweiß; aus Zink das weiße Zinkoxyd; aus Kupfer das Schnel'sche Grün, Wienergrün, Braunschweigergrün; aus Kobalt das Kobalt- oder Leidener Blau; aus Eisen das englische Roth, das Berlinerblau. Die Verbindungen des Schwefels mit Metallen, die in der Natur vorkommen und als Malerfarbe benutzt werden, sind: der gelbe Schwefelarsenik (Auripigment) und der rothe Schwefelarsenik (Realger); ferner der natürliche Zinnober (Queckfilber und Schwefel), welcher durch Kunst aber aus seinen Bestandtheilen besser hergestellt wird. Die Saftfarben sind die trockenen Auszüge thierischer oder vegetabilischer Substanzen, sie lösen sich im Wasser auf, geben durchsichtige Farben und werden zum Illuminiren von Lithographien und dergl. angewandt. Die Lackfarben (s. d.) sind eigentlich mit Thonerde verkörperte Saftfarben, sie erlangen dadurch Deckkraft, sind undurchsichtig und werden auch häufig Deckfarben genannt. Zur Oelmalerei werden meistentheils Mineralfarben genommen, sie haben gegen äußere Einflüsse die größte Beständigkeit, doch werden auch einige Lackfarben benutzt, sie werden mit Lein- oder Mohnölfirniß aufgetragen. Bei der Wachsmalerei werden gleichfalls, nur mit einiger Ausnahme, Mineralfarben angewandt, die anstatt des Oelfirnisses mit einer Wachsseife gemischt aufgetragen werden. Die dazu nöthige Wachsseife wurde von den Alten punisches Wachs genannt. Sowohl zur Porzellan- als Glasmalerei werden nur Metalloxyde benutzt, die durch einen leicht schmelzenden Fluß auf den Gegenständen eingeschmolzen und dadurch befestigt werden. Zur Befestigung der Farben bei der Saft- und Deckmalerei, wo Saft- und Lackfarben dienen, werden Gummischleim, Milch, Wasser genommen; auch Honig dient dazu. Vgl. E. H. L. Schreger's „Tabellarische Uebersicht der rohen und künstlichen Farben u. s. w. Für Maler, Färber" (2 Theile, Nürnb. 1805), Mathey's „Anleitung zur Anfertigung aller Arten von Oel- und Wasserfarben u. s. w." (Leipzig 1832), Stieglitz „Ueber die Malerfarben der Griechen und Römer" (Leipzig 1837).

Digitized by Google

Malesherbes, Chrétien Guillaume de Lamoignon de, Minister unter Ludwig XVI., wurde am 6. Dec. 1721 zu Paris geboren, wo sein Vater Staatskanzler war. Erst Substitut des Generalprocurators wurde er bald zum Parlamentsrath und 1750 zum ersten Präsidenten der Steuerkammer (cour des aides) ernannt. Zugleich ward ihm die Direction des Buchhandels übertragen. Er gestattete die möglich größte Preßfreiheit und widersetzte sich muthig der übermäßigen Besteuerung des Volks und der Räubereien der Generalpächter. Er sprach sehr nachdrücklich gegen die Gewaltstreiche der Lettres de cachet (Verhaftsbefehle). Die Remontrances, welche er 1770 und 1771 Ludwig XVI. übergab, sind berühmt, die Folge war, daß ihm 1760 die Direction des Buchhandels entzogen, 1771 die Steuerkammer aufgehoben und er aus Paris verbannt wurde. Er beschäftigte sich nun auf seinen Landgütern mit dem Unterricht und der Begründung des häuslichen Wohlstandes seiner Unterthanen. Bei der Widerherstellung der Steuerkammer 1774 erhielt er seine Stelle wieder und Ludwig XVI. ernannte ihn 1775 zum Minister des Innern. Doch schon im folgenden Jahre trat bei Turgot's Entlassung auch er aus dem Ministerium. In dieser Zeit der Muße schrieb er die meisten seiner Schriften. Sie sind hauptsächlich dem Feldbau und der Naturgeschichte gewidmet. Im Jahre 1750 hatte ihn die Akademie der Wissenschaften, die der Inschriften und 1775 die französische Akademie aufgenommen. Von einer Reise ins Ausland kehrte er zur Zeit der Gefahr seines Vaterlandes, beim Ausbruch der Revolution zurück; und als sein König in Anklagestand versetzt wurde, bot sich M. zu seinem Vertheidiger an. Er bewies des Königs Unschuld und wurde dafür gleich diesem, nebst seiner Tochter und Enkelin verhaftet, zum Tode verurtheilt und am 22. April 1793 hingerichtet. Er ertrug den Tod mit Heiterkeit. Auf Befehl Ludwig's XVIII. wurde 1826 im Saale des Justizpalastes M.'s Denkmal errichtet. Von seinen Schriften erschienen nach seinem Tode „Maximes, suivies de reflexions sur les lettres de cachet" (Par. 1802); „Memoires sur la librairie et la liberté de la presse" (Par. 1809; 2. Aufl., 1827) und „Oeuvres choisies" (Par. 1800). Vergl. Dubois „Notice sur la vie de M." (3. Aufl., Par. 1806), Gaillard „Vie historique de M." (Par. 1805) und Boissy d'Anglas „Essai sur la vie et les écrits de M." (2 Bde., Par. 1818).

Malfilâtre, Jaques Charles Louis, ein nicht ganz gewöhnlicher franz. Dichter, geb. den 8. Oct. 1733 zu Caen, gest. den 6. März 1767 zu Paris war von Jesuiten in seiner Vaterstadt gebildet. Die Ode und die Elegie verdankt ihm manche zarte Ausführung. Da er dem Leben das Nothwendigste abgewinnen mußte, so freut man sich desto mehr über die Anmuth seiner Werke und die Zierde seines bewegten Geistes, zu einer Zeit, wo Geschraubtheit ohne Ausnahme herrschten. Sein Gedicht „Narcisse dans l'île de Venus" (Par. 1769) wird von französischen Kritikern dem Stoffe nach, zu 4 Gesängen, für zu breit, in der einzelnen Ausführung für gelungen gehalten; die beste Ausgabe ist von 1805 in 12. Eine Uebersetzung von Ovids Metamorphosen in Prosa (zuerst 1799) ist seiner unwürdig. Unter dem Titel „Genie de Virgile" (Par. 1810) gab er eine Bearbeitung von Virgil's „Georgica" heraus.

Malherbe, François de, ein berühmter französischer Dichter, der Schöpfer der Ode in dieser Sprache, wurde zu Caen 1555 in einer altadeligen Familie geboren. Er studirte die Rechte und diente hierauf in der Ligue. Bei der Rückkehr des Friedens begründete er seinen Ruf durch die Ode auf die Ankunft der Maria von Medici in Frankreich. Bis dahin hatte man die französische Sprache nur für naive Poesie geeignet gehalten. Jenes Gedicht wies ihm sogleich den ersten Platz unter den damaligen Dichtern an. Maria von Medici beschenkte ihn und Heinrich IV. machte ihn zum Kammerherrn. Er war sehr streitsüchtig; bei Hofe erwarb er sich durch das Tadeln der Sprachfehler im Munde der Prinzen und ihrer Diener den Namen Wörter- und Silbentyrann. Er arbeitete langsam und mit äußerster Sorgfalt; seiner Gedichte sind wenige, aber jedes trägt, in Hinsicht der Gedanken wie des Styls, der Schönheit und Mannichfaltigkeit seiner trefflichen Bilder und Vergleichungen, der Wahrheit seiner Beschreibungen und des geistreichen Gebrauchs der Fabel das Siegel der Meisterschaft. Sie bestehen in Oden, Sonetten, Stances, Chansons

Digitized by Google

u. s. w. und sind unter dem Titel „Oeuvres“ (Paris 1666), und mit seinem Leben unter dem Titel „Poésies de Malherbe“ (Paris 1764) erschienen. Er starb 1628 in seinem 73. Jahre.

Malibran, Maria Felicitas de, eine der größten Sängerinnen der neuesten Zeit, wurde 1808 in Paris geboren. Ihr Vater, ein Spanier, Manuel Garcia (s. d.) widmete seiner Tochter alle nur mögliche Sorgfalt, um ihr Talent, das er wahrzunehmen glaubte, auszubilden. Es scheint, daß Natur und Kunst sich die Hand reichen mußten, um die junge Sängerin zu bilden; die Natur hatte sich aber mit ihren Gaben nicht übereilen wollen. Die einst die Kränze der Kunst zu ihren Füßen herabfallen sehen sollte, empfand wie Rossini in der ersten Jugend wenig Vorliebe, sogar Widerwillen für die Musik. In ihren Jugendjahren war ihre Stimme unbiegsam, rauh und umschleiert. „Fleiß und Studium werden schon“ — sagte ihr Vater — „über die Hindernisse triumphiren; diese Stimme muß doch endlich aus sich selbst heraustreten, denn sie ist da, ich fühle, ich errathe sie. Es ist ein roher Diamant, den man schleifen muß, um ihn im hellsten Glanze strahlen zu sehen“. Der Vater war aber ein roher Diamentschleifer; seine Tochter mußte bis zum Erliegen arbeiten und nach anhaltender, hartnäckiger Anstrengung erwachte und entfaltete sich mit Riesenkraft das schlummernde Talent des 13jährigen Mädchens. Schon in ihrem 8. Jahre hatte sie auf dem Theater in Neapel die Bühne betreten. Mit ihren Aeltern war sie nach London gekommen und sang in der Rolle der Felicia in Meyerbeer's Oper Crotiato mit hinreißender Anmuth, sowie sie in den großen Concerten durch den Vortrag Mozart'scher und Haydn'scher Partien ihre ersten musikalischen Triumphe als 14jähriges Mädchen feierte. Im Jahre 1825 verließ ihr Vater London und ging nach New York, um dort ein italienisches Theater zu gründen. Seine Gattin, eine tüchtige Schauspielerin, sein Sohn und seine jüngere Tochter, Pauline Garcia, und die Königin des Gesanges, seine älteste Tochter, begleiteten ihn. Die Familie Garcia bildete für sich allein ein Opernpersonal; man sah fast jeden Abend in New York: Othello, Jago, Desdemona und Emilie, oder auch: Almaviva, Figaro, Rosine und Bertha von den Garcias Vater, Sohn, Mutter und Tochter dargestellt. Der Plan des Vaters kam indeß nicht zur Ausführung und dadurch gerieth die Familie Garcia in so große Verlegenheit, daß die junge Künstlerin, gewohnt der väterlichen Strenge unbedingt zu gehorchen, sich entschloß, die ihr dargebotene Hand eines französischen Kaufmanns, Malibran, der sich in New-York niedergelassen hatte und in der öffentlichen Meinung für sehr reich galt, anzunehmen. Nachdem sie in höchster Eile und ohne die gehörigen feierlichen Formen mit Malibran verbunden war, verließ sie die Bühne. Bald darauf erklärte ihr Gatte, daß die Hülfsquellen seines Vermögens erschöpft wären. Dieses Mißgeschick war ein wahrer Glücksfall für die musikalische Welt. Die Sängerin verließ die Schatten des häuslichen Heerdes und Paris, wohin sie eilte, war die erste Stadt, die sich ihres wunderbaren Talentes wieder erfreute. Am 12. Jan. 1828 trat sie in der Akademie der Musik auf und sang, neben der Smithson und Sonntag, in der Rolle der „Semiramis“ aus der gleichnamigen Oper. Der Enthusiasmus der Zuhörer gab sich in so lautem, donnerähnlichem Beifall zu erkennen, daß das Haus fast erzitterte. Sie wurde sogleich, sagt ein gut unterrichteter Franzose, bei der italienischen Oper engagirt und ward so die Primadonna des ersten Opernhauses in Europa. Von diesem Augenblick an bezeichnete eine fortgesetzte Reihe von Siegen ihre Laufbahn; sie triumphirte in jeder Gestalt und in allen Rollen, sowohl unter der Rüstung des Tankred, wie in dem grotesken Schmuck der Fidalma, der alten Tante aus der „heimlichen Ehe“. Sie sang die höchsten Sopran-Partien und die tiefschwierigsten Harpeggien der Altstimme. Sie war abwechselnd naiv und pathetisch in der „Gazza ladra“, schalkhaft und geistreich in dem „Barbier“, bescheiden und unterwürfig im „Aschelbrödel“, den Degen mit dem edlen Stolz eines Paladins ziehend, tragisch, liebenswürdig und groß im „Othello“ und in Geist und Komik wetteifernd mit Campanone in „La Prova“. Sie war gleich groß als Sängerin und als dramatische Künstlerin. Die Natur hatte sie mit allen Vorzügen der menschlichen Gestalt und des menschlichen Geistes, mit den edelsten Formen ausgerüstet. Sie hatte ihr

Digitized by Google

Schönheit, Anmuth, Geist, die Macht der Stimme, das Talent der Darstellung und in deren Gefolge Ruhm und Reichthum gegeben. Paris betete die junge, bescheidene, die mit sich selbst nie zufriedene Künstlerin an, es trieb mit ihr eine Art Abgötterei. Der alte Held der Revolution, Lafayette, strich ihr die Wangen: „es bleibt dabei, Maria, sie sind meine letzte Liebe"! In Paris traf sie mit dem Violinvirtuosen Beriot (s. d.) zusammen und die gleiche Begeisterung für die musikalische Kunst flocht bald zwischen Beiden ein unauflösliches Band. Sie reisten mit einander, zuerst nach Italien, wo sie neue Triumphe feierten. Für wenige Monate der Opersaison hatte die Sängerin in Paris ein Gehalt von 50,000 Fr., in Mailand wurde sie auf drei Stagioni mit einem Jahrgehalt von 70,000 Gulden engagirt. Ueberall, wo sie hinkam, wurde sie mit Entzücken aufgenommen; in Triest erhielt sie für jede Vorstellung 4000 Fr., und dazu noch als freiwilliges Geschenk einen Diamantenschmuck. Mit der Schnelligkeit eines Couriers durchreiste sie einen Theil von Europa, um bald in Neapel und Brüssel, bald in Mailand und London, bald in Paris und Florenz das Publikum mit ihrem Gesange, mit ihrem Spiele zu entzücken. Ueberall stand ihr der liebenswürdige Beriot zur Seite; sie waren unzertrennlich, sie liebte ihn mit der ganzen Stärke ihres großen Geistes und wurde eben so aufrichtig als rein wieder geliebt. Ihr erster Gatte lag auf Befehl seiner Gläubiger in dem Schuldthurme; sie rettete ihn, bezahlte alle seine Schulden und ließ sich von ihm scheiden. Darauf im Anfange des Jahres 1836 verband sie sich mit Beriot und lebte mit ihm, da das Glück und der Ruhm mit vollen Händen ihre reichen Gaben auf dieses Paar herabstreute, in unendlicher Zufriedenheit. Das Glück war aber zu groß, als daß es hätte lange dauern können. Im Frühjahr 1836 reisten beide Künstler nach London, um an dem Musikfeste, das im September in Manchester aufgeführt werden sollte, Theil zu nehmen. Hier fing sie, vielleicht in Folge eines Sturzes mit einem wilden Pferde, zu kränkeln an; doch sang sie wiederholt und selbst bei dem Musikfeste; sie sang mit solcher Kraft und Schönheit, daß das Publikum bezaubert war. Unter dem rauschenden Beifallsrufen zog sie sich erbleichend zurück, und in ein anderes Zimmer gebracht, stürzte sie ohne Besinnung nieder. Wenige Tage darauf, am 23. Sept. 1836, war sie verschieden im vollen Glanze ihrer bezaubernden Anmuth und auf dem höchsten Gipfel ihres Ruhmes. Sie hatte kaum das 28. Jahr zurückgelegt. Ihr Gatte hat ihre irdischen Ueberreste von England nach Laeken in Belgien bringen und dort in seiner Heimath auf seinem Gute beisetzen lassen. Im J. 1838 wurde ihr in Brüssel ein Denkmal gesetzt.

Mallet, Claude Franz, geb. 1754 am 28. Juni zu Dole, trat früh in die französische Armee ein, erhielt aber seinen Abschied. Bei dem Ausbruche der Revolution nahm er von Neuem Kriegsdienste und ward wegen seines Eifers schon 1799 zum Brigadegeneral ernannt. Rühmlichst diente er in den Feldzügen gegen Oesterreich in Italien und erhielt daselbst das Gouvernement zu Pavia. Da er aber als eifriger Republikaner die Unternehmungen Napoleon's heftig tadelte, so erhielt er seine Entlassung, kehrte darauf nach Paris zurück und ließ sich hier in mehrere republikanische Verschwörungen ein. Er wurde deshalb von der Polizei eingezogen im Jahre 1808, obwohl man ihn keines Vergehens überweisen konnte. Im Juni 1812 brachte man ihn in ein Detentionshaus. Hier entwarf er mit mehreren Royalisten den Plan, Napoleon während des Feldzuges in Rußland zu stürzen. Er entfloh in der Nacht vom 23. bis 24. Oct. mit dem Abbé Lafon, einem kühnen Manne aus der Haft, erschien in den Kasernen und verkündigte den Soldaten, der Kaiser sei in Rußland umgekommen, setzte die im Gefängnisse Lafora eingeschlossenen Generale Guidal und Lahorie, in Freiheit, ließ ein vorher schon gewonnenes Bataillon Garde unter die Waffen treten und suchte den Platzcommandanten Hullin (s. d.) auf, während sich Lafon nach der Präfectur wendete. Als Hullin Einwendungen machte, verwundete er diesen durch einen Pistolenschuß, ward aber in demselben Augenblicke durch den herbeieilenden Adjutanten Laborde verhaftet. Seinen Mitverschwornen geschah ein Gleiches und alle Theilnehmer an diesem kühnen Unternehmen wurden von einem Kriegsgerichte zum Tode verurtheilt und den 29. October bei Grenelle erschossen. Vergl. „Histoire des sociétés secrètes de

Digitized by Google

l'armée" (Par. 1815), in der aber M. eine sehr abenteuerliche Rolle spielt; Lemare „M., ſon Coup. d'oeil sur l'origine, les éléments, le luit et les moyens des conjurations etc." (Par. 1814) und Lafon „Histoire de la conjuration de M." (Par. 1814).

Mallet du Pan, Jacq., ein ausgezeichneter Publicist des 18. Jahrhunderts, geb. 1749 zu Genf, erwarb sich tüchtige Kenntnisse und kam durch Voltaire, der ihn für die Philosophenpartei vergebens zu gewinnen suchte, als Professor der französischen Literatur 1772 nach Kassel. Hier gab er einen „Discours de l'influence de la philosophie sur les lettres" heraus, legte aber als unabhängiger Charakter schon nach einigen Monaten sein Amt nieder und begab sich zu dem Publicisten Linguet (s. d.) nach London, den er in der Redaction der „Annales politiques" unterstützte. M. sah indeß bald in seinem Genossen einen käuflichen Sophisten und trennte sich von ihm. Als Linguet in die Bastille gesetzt wurde, gründete M. 1779 zu Genf die periodische Schrift „Mémoires historiques, politiques et littéraires", welche an die Stelle der politischen Annalen treten sollten; doch gab er das Werk schon 1782 wieder auf, da der ernste Ton derselben wenig Anklang fand und auch Linguet auf freien Fuß gelangte. Zufolge der Genfer Ereignisse schrieb er hierauf „De la dernière révolution de Genève," en 1782", zog sich aber dadurch viele Widersacher zu. Er ging deshalb nach Paris und stiftete hier 1783 mit dem Buchhändler Panckoucke das „Journal historique et politique", das einen großen Aufschwung nahm. Im Jahre 1788 vereinigte jedoch Panckoucke die Zeitschrift mit dem „Mercure de France" in der Weise, daß M. die Redaction vom politischen Theil des „Mercure" behielt. Er fuhr fort, im Sinne einer gemäßigten, constitutionellen Freiheit zu schreiben und der Erfolg war so groß, daß der „Mercure" bald in 20,000 Exemplaren gedruckt wurde. Beim Ausbruche der französischen Revolution vertheidigte M. die Sache des Königs. Wiewohl er die heftigsten Aufforderungen von Seiten der Bewegungsmänner zum Einlenken erhielt, griff er die Schritte der Nationalversammlung, die Unordnungen vom Juli und Oct. 1789, überhaupt die Revolution mit großer Kühnheit an. Die Flucht des Königs am 21. Juni 1791 zog ihm eine Untersuchung zu; doch durfte er seine Zeitschrift wieder fortsetzen. Nach Ausbruch des Kriegs ertheilte ihm Ludwig XVI. den Auftrag, die deutschen Fürsten um eine gemäßigte Intervention in den französischen Angelegenheiten zu ersuchen. M. reiste am 21. Mai 1792 nach Frankfurt a. M., sah aber sehr bald seine Bemühungen im Fortgange der Ereignisse scheitern. Die Katastrophe vom 10. Aug. 1792, wobei zu Paris seine Wohnung zerstört und in Folge davon seine Zeitschrift unterdrückt wurde, nöthigte ihn, sich nach Genf zu wenden. Als thätiger Gegner der französischen Partei verfolgt, ging er im Frühjahre 1793 nach Brüssel, wo er die heftige Schrift „Considérations sur la révolution de France" herausgab. Mit dem Einbruch der Franzosen zog er sich nach Basel zurück, welches damals der Mittelpunkt aller gegen die französische Revolution gerichteten Intriguen war. Seines Unterhalts beraubt, wurde er der Berichterstatter an die Höfe zu Wien, Berlin und London und arbeitete in dieser Stellung mit großer Anstrengung an der Fortsetzung des Kampfes gegen die französische Republik. Die Angriffe auf das Benehmen Bonaparte's in Italien zogen ihm 1796 die Verbannung aus Basel zu. Er ging nach Zürich und von da nach Freiburg im Breisgau, wo er den Winter von 1798 in den traurigsten Verhältnissen zubrachte. Im Jahre 1799 begab er sich nach London und gründete daselbst das politische Journal „Mercure britannique". Obschon ihn die Regierung nicht unterstützte, nahm doch sein von den Zeitumständen begünstigtes Blatt bald den glänzendsten Aufschwung. Doch starb er schon am 10. Mai 1800. Seine mit fünf Kindern hinterlassene Witwe erhielt eine Unterstützung von der britischen Regierung. M. war seinen politischen Doctrinen nach ein Anhänger der britischen Verfassung, die er auch Frankreich zudachte. Sein Styl ist zwar nicht correct, aber kräftig und wirksam, seine Gedanken ernst, tief und gedrungen. Noch gedenken wir seiner Schrift „Du principe des factions en général, et de celles qui divisent la France" (1791); der „Correspondence politique, pour servir à l'histoire du républicanisme franç." (Hamb. 1796) und des „Essai sur la destruction de la ligue et de la liberté helvétique" (Lond. 1798).

Digitized by Google

Mallorca, s. Majorca.

Malmaison, ein Lustschloß, $2^1/_2$ Stunde westlich von Paris, ein Meierhof im Mittelalter, mala domus genannt, weil er in der Gegend lag, wo die Normannen im 9. Jahrh. gelandet hatten, gehörte früher dem Minister Richelieu. Auf der schönen Straße von Neuilly und Nanterre kommt man zu M.'s schattigen Gärten, wo die Kaiserin Josephine starb, und aus deren Erbe es an ihren Sohn, den Herzog Eugen von Leuchtenberg, überging. Obgleich bei der zweiten Besitznahme der Hauptstadt 1818 die einfach geschmackvollen Zimmer durch fremde Krieger zerstört wurden, so blieben noch genug Erinnerungen übrig an die glanzvollsten Tage des Helden, der in den Laubgängen dieses schönen Hains Erholung von Staatsgeschäften suchte. In allen Zimmern bemerkte man Prachtliebe, die ein feiner Sinn geregelt hatte. Nur das Schlaf- und Sterbezimmer Josephinens war verschont geblieben. Außer mehreren Familiengemälden waren damals wenige Gemälde übrig, da bekanntlich der prächtige, einst hier vereinigte Kunstschatz nach Petersburg verkauft ward. Die Mobilien zu M. wurden 1829 versteigert und Engländer und Napoleon's Freunde erstanden sie zu hohen Preisen. Der Prinz Eugen hatte die Känguruhs, die einst mit allerlei fremdartigen Geflügel den Park belebten, nach München bringen lassen und von der exotischen Blumenwelt, die einst Josephine wie eine Flora umgab, war nur wenig übrig; doch reichte selbst das Wenige z. B. die Magnolia grandiflora und tricolor mitten unter den prächtigsten Baumgruppen, sowie der üppigste Wuchs des Flieders ꝛc., Ziersträucher, durch seine sinnige Anordnung hin, für die Frau zu zeugen, die hier durch Kunstliebe und inwohnende Grazie sich die Herrschaft über alle Gemüther erhielt. Im J. 1842 wurde M. für die Königin Marie Christine von Spanien gekauft.

Malmedy, eine Stadt im preußischen Regierungsbezirk Aachen, hat 4000 E., die bedeutende Fabriken in Tuch, Papier und Preßspänen, hauptsächlich aber in Leder unterhalten, Gerberei und Leimsiederi treiben und mit den Produkten dieser Industrie Handel treiben. Auch ist daselbst eine kräftige mineralische Quelle, die aber wegen der Nähe von Spaa nicht in großem Rufe steht. Früher war M. eine reichsunmittelbare Benedictinerabtei, die, um die Mitte des 7. Jahrhunderts gestiftet, mit Stablo unter einem Fürstabte stand, dessen Besitzungen in dem Fürstenthume Stablo, wozu M. gehörte und in der Grafschaft Ligne bestanden, die im Frieden zu Luneville 1801 an Frankreich kamen.

Malmö, die Hauptstadt des gleichnamigen schwedischen Län, früher eine Festung, liegt am Sund und hat gegen 8000 Einw., ein altes, festes Schloß (Malmöhuus), eine Schifffahrtsschule und ein Hospital für Blödsinnige. Man fertigt daselbst viel Handschuhe, Tuch, Seife und Tapeten; auch ist der Kornhandel sehr bedeutend. Durch den Frieden zu M. im Jahre 1523 zwischen Gustav Wasa und Christian II., der Schweden von Dänemark trennte, wurde die Kalmarische Union gelöst. Im folgenden Jahre hatte Gustav Wasa mit dem neuen Könige Friedrich I. von Dänemark in M. eine Zusammenkunft, um von ihm seine Anerkennung als König zu erlangen und sich mit ihm gegen den vertriebenen König Christian II. von Dänemark zu verbinden. In der neuesten Zeit ist M. durch den 7monatlichen Waffenstillstand vom August 1848 bekannt geworden, der die Feindseligkeiten zwischen Deutschland und Dänemark wegen Schleswig-Holstein stistirte.

Malouinen, s. Falklandsinseln.

Malpighi, Marcello, geb. den 10. März 1628, zu Crevalcuore im Gebiete von Bologna, studirte auf der Universität zu Bologna, wurde daselbst Professor der Arzneikunde. Im Jahre 1657 folgte er einem Rufe nach Pisa, kehrte aber nach drei Jahren nach Bologna zurück, da die dortige Luft ihm nicht zusagte. Im Jahre 1662 wurde er Professor der Medicin in Messina, fand sich aber in Folge der Streitigkeiten, in die er mit den Galenisten und Arabern gerieth, bald bewogen nach Bologna zurückzukehren. Papst Innocenz XII. rief ihn 1691 nach Rom und ernannte ihn zu seinem Kammerherrn und Leibarzte. Er starb daselbst am 29. Nov. 1694. M. war als Anatom und Physiolog gleich ausgezeichnet. Er bediente sich zuerst des Mikroskops zur Untersuchung des Blutumlaufs und machte seine Resultate darüber in zwei Briefen an Borelli „De pulmonibus" bekannt.

Digitized by Google

Außer diesen schrieb er noch über das Gehirn, die Zunge, den Bau der Eingeweide, die Nerven, die Milz, den Uterus u. s. w., ferner über den Seidenwurm, die Bildung des Jungen im Ei und über die Anatomie der Pflanzen. Eine Sammlung seiner Schriften erschien zu London 1686 in zwei Bänden, Fol. und verbessert 1687 in 4.; ferner seine nachgelassenen Schriften zu London 1697 in Fol., und wiederholt zu Venedig und Leiden. Seine „Consultationum medicarum centuria" gab Gasparini 1713 zu Padua heraus. Ein ausgezeichneter praktischer Arzt war M. nicht, doch verdient schon dies eine rühmliche Anerkennung, daß er sich dem zu häufigen Aderlassen bei den damals in Italien herrschenden Seuchen widersetzte.

Malplaquet, Dorf im franz. Bezirke Avesnes des Departement d'Nord, mit 1200 Einw., denkwürdig durch die hier den 12. Sept. 1709 vorgefallene blutige Schlacht im spanischen Erbfolgekriege zwischen den vereinigten Oesterreichern, Holländern und Engländern unter Eugen und Marlborough und den Franzosen unter Villars. Die Verbündeten hatten ein Heer von 120,000 Mann, wogegen das französische nur 110,000 M. zählte. Die Verbündeten hatten Tournay erobert und schickten sich an Mons ein gleiches Schicksal zu bereiten, als Villars, um dies zu hindern, gegen sie anrückte. Er verschanzte sich in der waldigen Gegend zwischen M. und Aulnois und hatte sich so postirt, daß die Gehölze die beiden Flügel seiner Schlachtlinie deckten. Den linken Flügel befehligte der Marschall Boufflers und den rechten Villars, während Marlborough den rechten, Eugen den Mittelpunkt und der Graf von Nassau den linken Flügel der Verbündeten befehligte. Anfangs ward der linke Flügel der Verbündeten mehrere Male gewaltsam zurückgeworfen und der heftigste Kampf entspann sich auf dem rechten Flügel, so daß Marlborough sich nur mit der größten Anstrengung gegen den feindlichen Andrang halten konnte. Als aber in diesem kritischen Zeitpunkte Villars den Mittelpunkt seines Heeres entblößte, um den linken Flügel zu unterstützen, drang Eugen in den Mittelpunkt ein, warf ihn zurück und entschied so das Treffen, obschon Villars Alles that um den Fehler wieder zu verbessern. Villars ward tödtlich verwundet und sein Heer zog sich mit einem Verluste von 15,000 Mann zurück. Die Verbündeten dagegen verloren 18,000 Mann. Boufflers, der den Rückzug befehligte, zog sich in größter Ordnung nach Maubeuge und Valenciennes zurück, Folge der Schlacht war die Eroberung von Mons.

Malsburg, Ernst Friedrich Georg Otto, Freiherr von der, der Uebersetzer des Calderon, geb. am 23. Juni 1786 zu Hanau, wurde wegen des unsteten Garnisonlebens seines Vaters, welcher in kurhessischen Diensten stand, von seinem Oheim, der kurhessischer Minister war, in Kassel erzogen und besuchte später das dasige Gymnasium und seit 1802 die Universität zu Marburg, wo er sich für die diplomatische Laufbahn vorbereitete. Nach beendeten akademischen Studien begleitete er seinen Oheim nach Paris, wo er ein ganzes Jahr verweilte. Nach der Rückkehr wurde er 1806 Assessor in der Regierung, unter der westfälischen Regierung Auditor im Staatsrathe, 1808 Legationssecretär in München und 1810 in Wien, von wo er erst 1813 nach Kassel zurückkehrte. Zwar mußte er nach der Rückkehr des Kurfürsten in den Posten zurücktreten, den er vor dem Eintritte der Fremdherrschaft inne gehabt hatte, allein schon im nächsten Jahre wurde er Justizrath und 1817 Regierungsrath. Noch in demselben Jahre wurde er als Geschäftsträger seiner Regierung nach Dresden gesendet und hier war es, wo er im Umgange mit Tieck, Löben und Kalckreuth die letzten, aber auch schönsten und glücklichsten Jahre seines Lebens größtentheils zubrachte. Er starb am 20. Sept. 1824 auf dem ihm aus der Erbschaft seines Oheims zugefallenen Schlosse Eschenberg. Seine eigenen „Gedichte" (Kass. 1817 und Lpz. 1821) sind meist in den von Schlegel angeregten südlichen Tone verfaßt, werthvoller sind die religiösen Gedichte, doch auch in ihnen kann man Novalis als Vorbild leicht erkennen. Großen Ruf erwarb er sich durch seine Verdeutschung der Schauspiele Calderon's (6 Bde., Lpz. 1819—25) und durch die drei frei behandelten Dramen Lope de Vega's unter dem Titel „Stern, Scepter, Blume" (Dresd. 1824). In den letzten Jahren lieferte er auch zahlreiche kritische Beiträge in Zeitschriften. Nach seinem Tode gab die Stiftsdame von Calen-

berg seinen „Poetischen Nachlaß und Umrisse aus seinem innern Leben“ (Kassel 1825) heraus.

Malstrom oder Moskoestrom, der berühmteste aller Strudel, an der norwegischen Küste, gleicht einem umgekehrten hohlen Kegel und hat einen so heftigen Wassersturz, daß auf der einen Seite die Schiffe bis auf eine Entfernung von fast sechs Meilen ihn meiden müssen.

Malta ist eine Insel im mittelländischen Meere, im Süden von Sicilien, zwischen 31° 41′ bis 32° 13′ östlicher Länge und 35° 46′ bis 36° 6′ nördl. Breite gelegen. Sie bildet mit Gozo und Comino eine Gruppe, deren Größe etwa 8,05 geographische oder 173 englische Q.M. im Areale beträgt und davon kommen allein auf Malta 6,12 Q.M. Die Oberfläche ist fast durchaus aus verwitterten Kalksteinfelsen gebildet, welche zum Theil einen äußerst grotesken Anblick gewähren und eine Menge von Höhlen einschließen, worunter die Höhle im Felsen Begemna und die Grotte Gharbukir vorzüglich merkwürdig sind. Uebrigens giebt es nur zahlreiche Hügel, mehrere Felsen, aber keine Berge. Der Felsenblock, aus dem Malta besteht, ist entweder ganz nackt oder mit weniger, hier und da mit nicht mehr als einen Fuß mächtigen Erdkruste überzogen. Dabei großer Mangel an trinkbarem Wasser; auf Malta giebt es nur 5 und auf Gozo 10 kleine, nur zur Bewässerung der Baumwollenpflanzungen dienliche Bäche; die 24 Süßwasserquellen sind schlecht, eine einzige Quelle auf M. im Garten de Paula liefert trinkbares Wasser, woraus auch die Hauptstadt durch die unterirdische Wasserleitung Vignancourt versehen wird. Das Klima ist sanft und durch die Striche des Seewindes gegen übermäßige Sonnenhitze gekühlt. Einen Winter giebt es nicht, dagegen sind die Siroccowinde häufig und gefährlich. Die Vegetation ist nicht überschwenglich; das Pflanzenreich gewährt drei Arten von Baumwolle, edle Früchte, wie Limonien, Datteln, Pomeranzen, Wasser- und Maltesermelonen, Aloe, Orangen, Wein, Weizen, Tommon, Gerste, Mais, Kümmel, Blumenkohl, Anies, Zuckerrohr, Soda, einige Farbepflanzen, schöne Rosen. Im Mineral zeichnen sich aus: Bausteine, Alabaster, Porzellanerde und in den Lagunen wird Beisalz abgeschlemmt. Außerdem auch Gold, Quecksilber und reines Silber. Das Thierreich ist beschränkt; Ziegen und Schafe jedoch äußerst zahlreich als Hausthiere. Korallen und Fische machen den Reichthum des Meeres aus. Die Einwohner, welche ein Gemisch von dem Urvolk, von Puniern und Arabern sind, machen ein schönes und kräftiges Völkchen aus, das durch Fleiß, Redlichkeit und Mäßigkeit sich auszeichnet. Obwohl ein wenig abergläubisch, herrscht doch Duldung unter dem Volke, so daß selbst für die Türkensclaven eine Moschee erbaut wurde. Der Landbewohner spricht ein verdorbenes Arabisch, die Sprache der Städter aber ist italienisch. Die römisch-katholische Kirche herrscht in großem Glanze unter einem Bischof. Die Geistlichkeit ist übrigens arm aber zahlreich, 1766 gab es deren 1857; in ihren Händen sind die Unterrichtsanstalten, alle schlecht und selbst die einzige Universität ist nichts als eine schlechte Schule mit wenigen Fonds. Die Bevölkerung war in der letzten Zeit 130,000, im Jahre 1798 soll sie ohne die Besatzung 140,000 betragen haben. Bei der felsigen Natur des Bodens ist jeder Zoll Landes benutzt und selbst Felsenblößen werden mit künstlich zubereiteten Erdschollen bekleidet. Alle zehn Jahre wird die Erde weggeräumt, um den Felsen von einer dichten Kruste zu reinigen, die sich allmählich bildet und die Feuchtigkeiten hindert, auf und abwärts zu dringen. Der Kunstfleiß ist gering. Zwar kann M. Baumwolle, Honig, Stagnone u. s. w. ausführen; dagegen bedarf es von dem Auslande für $^2/_3$ vom Jahre Getreide, Holz, Tuch, Wein, Branntwein, Oel und mancherlei Fabrik- und Colonialwaaren, so daß es die Bilanz gegen sich hat. Dagegen hat es einen Ersatz an den anlegenden Schiffen, durch Handel und die Garnisonen. Von jeher war M. für die Schiffer des Mittelmeeres ein wichtiger Punkt. In den frühesten Zeiten sollen es die Phönizier im Besitz gehabt haben; nachher herrschten dort die Karthager bis zum ersten punischen Kriege, wo es die Römer und nachher die Griechen überwältigten. Bei dem Untergange des abendländischen Römerreichs, nahmen es Anfangs Gothen und Araber, bald darauf die in Sicilien eingedrungenen Normänner in Besitz. Vereinigt mit Sicilien kam es an den spanischen

Digitized by Google

Thron, den damals Kaiser Karl V. inne hatte. Als die Rhodiser Ritter von Rhodus durch die Türken vertrieben wurden, gab ihnen der Kaiser 1530 M. zum Hauptsitz. Der Johanniterorden hieß von der Zeit auch der der Malteser. Dieser Orden schuf während der 250 Jahre das von Natur sehr feste M. zu einem Platze um, der unbezwinglich ist, wenn es nicht an Nahrung und Munition fehlt. Aus Mangel an ersterer und durch Verrath fiel die Insel aber 1798 in die Hände Napoleon's, der französische Besatzung einlegte und M. für einen Theil der französischen Republik erklärte. Die Briten nöthigten 1800 die Franzosen durch Hunger zur Uebergabe und seitdem ist sie auch nach dem 7. Artikel des Pariser Friedens 1814 dem britischen Reiche einverleibt. England hat den Einwohnern der Insel alle ihre Rechte, Freiheiten und ihre Religion zugesichert und in der innern Verwaltung wenig geändert. Sie erwählen ihre Podesta's und Rechtsbehörden selbst und befolgen ihre Gewohnheits-, römischen- und päpstlichen Rechte. An der Spitze der Militär- und Civilregierung steht ein Gouverneur und Commandeur en chef. Sitz der Regierung ist die Hauptstadt Maltas Lavalette (s. d.). Die alte Hauptstadt Malta, auch Civita vecchia genannt, mit 5000 Einw. und antiken Ruinen liegt im Innern der Insel. Von geringer Bedeutung sind die Inseln Comino und Gozzo, auf welcher letztern noch Spuren phönicischer Bauwerke zu finden sind. Die Staatseinkünfte von M. betragen gegen 100,000 Pfd. St., werden aber durch die Ausgaben bedeutend überwogen. Außerdem enthält die Insel noch 3 andere Städte, 6 Marktflecken, 33 Dörfer und im Ganzen 10,906 Häuser. Vgl. Boisgelin „Ancient and modern M." (2 Bde. Lond., 1805), Bres „M. antica illustrata" (Rom 1816, 4.) und Avalos „Tableau historique, polit., physique et moral de M. et de ses habitans" (Paris 1830).

Maltebrun, Konrad, eigentlich Malthe Brun, ein ausgezeichneter Geograph, wurde 1775 in Jütland geboren. Sein Vater, ein lutherischer Geistlicher, bestimmte ihn für seinen Stand und schickte ihn auf die Universität nach Kopenhagen. Hier machte er sich durch Recensionen und Gedichte bekannt, besonders durch seine Ode auf den Sieg der dänischen Flotte vor Tripolis. Bald aber bemächtigte die Politik, aufgeregt durch die Stürme der französischen Revolution, sich aller seiner Neigungen. Er huldigte den Grundsätzen des französischen Freistaats und schrieb einen „Katechismus der Aristokraten", welcher die Letztern so sehr gegen ihn aufbrachte, daß er, um einer gerichtlichen Verfolgung zu entgehen, sich nach Schweden flüchten mußte. Nach einem zweijährigen Aufenthalt in Stockholm, wo er einen Band Gedichte schrieb, kehrte er nach Kopenhagen zurück. Doch nur auf kurze Zeit; er konnte sich nicht enthalten, einige Gewaltstreiche der Regierung zu rügen und mußte aufs neue entfliehen. Er ging wieder nach Stockholm und von da nach Hamburg. Damals bestand ein geheimer Bund, „die vereinigten Scandinavier" genannt, welche die Königreiche Dänemark, Schweden und Norwegen in eine verbündete Republik verwandeln wollte. Das russische und schwedische Cabinet klagte M. der Theilnahme an demselben an und bestimmte hierdurch den dänischen Hof, einen Prozeß gegen ihn zu eröffnen, in dessen Folge er auf immer aus seiner Heimath verbannt wurde. Jedoch zur Zeit, da man dieses Urtheil gegen ihn fällte (1800), hatte er sich schon in Paris bleibend niedergelassen. Er glaubte sich hier im Schooß der Freiheit zu befinden, allein die Regierung vom 18. Brumaire zog ihn bald aus dem Irrthum, als er einige ihrer Handlungen getadelt hatte. Genöthigt, den Schutz den er hier fand mit Stillschweigen zu bezahlen, wandte er sich nun den Wissenschaften zu und besonders der Geographie, für welche er schon aus frühester Zeit eine Vorliebe hatte. Er gab mit Mentello, Herbin, Henri und einigen Andern die „Mathematische, physikalische und politische Geographie" heraus, deren zehn erstere Bände 1805 und die sechs übrigen 1807 erschienen. Durch die systematische Ordnung, womit er den sehr reichen Stoff in einer reizenden Schreibart vortrug, sicherte er dem Werke einen außerordentlichen Abgang und veranlaßte zugleich, daß man ihn 1806 zum Mitarbeiter an dem damals sehr verbreiteten „Journal des débats" erwählte. Er lieferte die Artikel über die Politik des Nordens und Recensionen geschichtlicher und geographischer Werke. Seit seiner Ankunft in Paris hatten sich seine republikanischen Grundsätze wunderbar gemildert. Den

Digitized by Google

Lockungen des Interesses Gehör gebend, verließ er die Meinungen seiner Jugend, sowie die Jahre ihn von der letztern entfernten und als die unumschränkte Macht in Frankreich entstand, war M. einer ihrer eifrigsten Verehrer. Die Thätigkeit und Gewandheit seines Geistes machte es ihm möglich, neben den zahlreichen Aufsätzen, die er täglich für seine Zeitschrift zu besorgen hatte, sich auch noch mit andern Arbeiten zu beschäftigen. Er gab 1807 ein „Gemälde des alten und neuen Polens" und von 1808 bis 1814 eine periodische Schrift „Annalen der Reisen, der Geographie und der Geschichte" heraus, wovon 24 Bände erschienen und welche er, nach einer Unterbrechung von vier Jahren, 1818 unter Mitwirkung von Eyriès und später von Larenaudière unter dem Titel: „Neue Annalen" fortsetzte. Diese Zeitschrift besteht noch jetzt, gleich wie die frühern Annalen, aus Bildern, Auszügen und Recensionen von deutschen, englischen und italienischen Reisebeschreibungen und geographischen Werken. Seine vielseitigen Forschungen führten ihn auf den Gedanken, eine Beschreibung der ganzen Erde nach einem neuen Plan, nämlich nach den großen natürlichen Eintheilungen der Erdoberfläche zu entwerfen und so entstand sein Hauptwerk, „Précis de la Géographie universelle", mit welchem in Frankreich für die Erdkunde eine neue Epoche begonnen hat. Die ersten Bände davon erschienen 1810; der 6. und 7. erst 1827. Dieses Handbuch ist in mehrere Sprachen übersetzt worden; man muß bedauern, daß ihn der Tod hinderte, es zu vollenden und es noch einmal durchzusehen. Huot, von welchem die beiden letzten Bände sind, hat eine umgearbeitete neue Ausgabe dieses Grundrisses geliefert. Im „Journal des débats" hat M. während der gefahrvollen Zeit von 1814 die Franzosen bis zum letzten Augenblick zur Erhaltung von Napoleon's Regierung aufgefordert. Nach der Wiedereinsetzung der Bourbons hörte er auf, Mitarbeiter am „Journal des débats" zu sein und gab bis 1815 eine eigene Zeitschrift „Le spectateur" heraus, wovon 3 Bände erschienen und schrieb sodann für die ultra-royalistische „Quotidienne". Als die zweite Restauration bevorstand, ließ er eine „Apologie Ludwig's XVIII." erscheinen, dessen Persönlichkeit die Zeitungsschreiber während der hundert Tage hart angegriffen hatten; im Sinne der neuen Regierung arbeitete er seit 1818 wieder am „Journal des débats" und empfahl sich 1825 den Herrschern des Tags durch eine „Abhandlung über die Legitimität". Er war 1821 einer der Stifter der geographischen Gesellschaft und bis an seinen Tod Secretär derselben. Am 14. Dec. 1826 schrieb er für das „Journal des débats" eben einen Artikel über Balbi's ethnographischen Atlas, als er vom Schlage gerührt plötzlich starb. Er hinterließ seiner Familie nichts als seinen Ruf. Die geographische Gesellschaft gab die Kosten zu seinem Leichenbegängniß und die Regierung brachte seine zwei Kinder in eine Erziehungsanstalt.

Malter, ein Getreidemaß, daß je nach verschiedenen Ländern verschiedenen Inhalt hat; am Rhein = 4 Scheffeln, in Altpreußen und Polen = 16 Scheffeln, in Sachsen = 12 Scheffeln. Als Holzmaß enthält der Malter 80 Kubikfuß.

Malteserritter, s. Johanniterritter.

Malthus, Thomas Rob., geb. am 14. Febr. 1766 zu Rockery in der Grafschaft Surrey, studirte zu Cambridge, erhielt dann eine Pfarrei und machte sich durch seine Schrift über die Verhältnisse der Bevölkerung „Essai on the principles of population" (London 1798) bekannt, welche 1817 umgearbeitet und erweitert in der fünften Auflage erschienen ist. Der Hauptgrundsatz jenes Werkes ist, daß die Bevölkerung im größern Maße zunehme, als die Nahrungszweige vervielfaltigt werden können und ihr Uebermaß werde nur durch Hunger, Krankheit, Laster oder Enthaltsamkeit unterdrückt. Dieser Grundsatz ist von Everett (s. d.) und besonders Michael Thomas Sadler in seiner Schrift: „The law of population" (1. u. 2. Bd., Lond. 1830) siegreich widerlegt worden. Weinhold, welcher den von M. angerathenen moralischen Zwang der Enthaltsamkeit in einen physischen verwandeln wollte, hat sich in ganz Deutschland lächerlich gemacht. Jenes Streben, die arme Volksklasse zu unterdrücken, hat M. auch in einigen Schriften über die Beschränkung der Getreideeinfuhr und den Einfluß der englischen Getreidegesetze auf den Ackerbau und den Wohlstand des Landes (1814 und 15) und über die Natur der Rente (1815) an den

Digitized by Google

Tag gelegt und sich dadurch das Lehramt der Staatswirthschaft und Geschichte am Collegium der ostindischen Gesellschaft erworben, in welchem er die künftigen Beamten dieser Gesellschaft unterrichtete, wie sie das arme Volk der Colonien zu behandeln hätten. Zum Behuf seiner Vorträge an dieser Anstalt hat er einen Grundriß der Staatswirthschaft „Principles of political economy" (Lond. 1820) und einzelne Abhandlungen aus ihrem Gebiete „Definitions in political economy" (Lond. 1827) herausgegeben, in welchen er besonders die Begriffe des Reichthums und der Arbeit erörterte. Seine Ansichten über das Verhältniß der Zunahme der Bevölkerung zu der möglichen Vermehrung der Unterhaltsmittel sind in England von der Regierung angenommen worden und haben Einfluß auf die Verwaltungsgesetze ausgeübt. Er starb zu Bath am 29. Dec. 1834.

Maltitz, Apollonius, Freiherr von, bekannt als Dichter, geb. 1795, ist der Sohn Wet. Friedr. von M.'s, der russischer Gesandter an den Höfen von Lissabon, Stuttgart und Karlsruhe war und 1826 starb. Seine Vorfahren hatten sich zu Anfange des 18. Jahrhunderts aus Deutschland nach Rußland übersiedelt. Er widmete sich der diplomatischen Laufbahn, wurde 1830 Attaché bei der russischen Gesandtschaft in Rio Janeiro, 1836 Legationsrath und Gesandtschaftssecretär in München und ist gegenwärtig russischer Chargé d'Affaires am Hofe zu Weimar. Als Mensch wie als Dichter zeichnen ihn tiefes Gefühl, Tüchtigkeit der Gesinnung und Adel des Gemüths aus. Er hat ein entschiedenes Talent für Sinngedichte und Gedichte humoristisch-satirischen Inhalts. Nächst seinen „Gedichten" (2 Bde., Münch. 1838) ließ er „Dramatische Einfälle" (2 Bde., Münch. 1838—43) und „Drei Fähnlein Sinngedichte" (Berl. 1844) erscheinen. Zu Anfange des Jahres 1839 wurde er Mitredacteur der „Theeblätter", die sich später in „Deutsche Blätter" umwandelten. — Sein Bruder, Franz Friedr., Freiherr von M., außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister des russischen Hofes im Haag, geb. um 1796, war 1826 und 1827 Geschäftsträger bei den Vereinigten Staaten, worauf er bis 1832 als wirklicher Staatsrath und Legationsrath den Posten eines Geschäftsträgers am preuß. Hofe versah und dann nach den Haag versetzt wurde. Er machte sich in der deutschen Literatur einen Namen besonders durch seine Fortsetzung des Schiller'schen „Demetrius" (Karlsr. 1817). Außerdem ließ er erscheinen „Gedichte" (Karlsr. 1816); „Athalie, ein Trauerspiel nach Racine"; „Azire, ein Trauerspiel nach Voltaire"; „Die Geister auf Wburg, eine Ritterfage" und „Phantasiebilder, gesammelt am malerischen Ufer der Spree, von einem Unbekannten" (Berl. 1834), worin außer eigenen Dichtungen, die jedoch mehr Sinn für die poetische Form als eigene Schöpferkraft bekunden, auch gelungene Uebersetzungen aus dem Russischen, Englischen und Italienischen enthalten sind.

Maltitz, Gotthilf August, Freiherr von, wurde bei Königsberg in Preußen auf dem Gute seines Vaters, der früher Hauptmann in preußischen Diensten und von Geburt ein Sachse war, am 9. Juli 1794 geboren. Nach geendigtem Schul- und Privatunterricht stand er im Begriff die Universität zu Königsberg zu beziehen, als der Krieg 1813 ausbrach und auch er trotz seines von Geburt aus schwächlichen Körpers in die Reihen der Vaterlandsvertheidiger trat und beim damaligen ostpreußischen Nationalhusarenregimente die Campagne mitmachte. Nach geendigtem Feldzuge widmete sich von M. dem Forstwesen, ging nach Tharand, wie später, des weitern Unterrichts halber, nach Berlin und legte dann im Jahre 1821 in Preußen sein Examen zum Oberförster ab. Dennoch entsagte er später diesem Fache wieder, da sich in demselben keine Aussicht zur Anstellung für ihn finden wollte, und überließ sich nun völlig seinem Talent zur Dichtkunst, das sich zuerst während seines Aufenthaltes in Tharand und dessen romantischen Umgebungen entwickelt hatte. Sein humoristisches Werkchen: „Späßchen für Forstmänner und Jäger" (Berlin, bei L. W. Krause) war das erste was erschien und erlebte drei Auflagen. Ihm folgten 2 Bändchen Reisen und eine Sammlung religiöser Dichtungen unter dem Titel: „Sonnenblicke" bei demselben Verleger, welche letztere 5 Auflagen erlebten. Hierdurch aufgemuntert schrieb von M. mehreres theils launigen theils ernsthaften Inhalts und nachdem er 1825 eine Reise nach Neapel gemacht, vieles in dramatischer Form, wovon besonders Stücke, wie sein „Hans

Digitized by Google

Kohlhas", „Schwur und Rache", „Olivier Cromwell" und „Der alte Student" bekannt und auf mehreren Bühnen stets mit Beifall gegeben wurden. Das letztere dieser Stücke zog ihm jedoch, nach Aufführung desselben auf der Königstädter Bühne zu Berlin, eine Verbannung aus genannter Residenz zu, welche auf dem Wege eines Königl. Cabinetsbefehls erfolgte. Einige politische Anspielungen auf die Theilung Polens, die man im genannten Stücke zu finden gemeint, sollen die Ursache gewesen sein. M. ging darauf (1828) nach Hamburg und gab während seines Aufenthalts daselbst eine politisch-satirische Zeitschrift unter dem Titel „Norddeutscher Courier" heraus, welche sich jedoch nur eines kleinen Publikums erfreute. Nach den Ereignissen der Julitage schrieb von M. Mehreres im Geist der exaltirten Liberalen, wovon besonders 5 Reden „an mein Vaterland und meine Zeit" genannt zu werden verdienen (in seinem bei Hoffmann und Campe erschienenen Werklein „Pfefferkörner"), das jedoch auch Manches weniger Erhebliche und nicht selten seiner Unwürdige enthält. Im Jahre 1831 ging M. nach Paris und gab daselbst sein Gedicht: „Polonia" heraus, welches den letzten heldenmüthigen Kampf der Sarmaten besingt. Es gehört zu den Besten, was von M. geschrieben, dessen Talent sonst jedoch durch eine Menge Nachlässigkeiten und Incorrectheiten verdunkelt wird. Seine Schriften satirischen Inhalts leiden nicht selten an zu viel Derbheit und öfters Plattheit, wie nicht minder des ernsten Inhalts an zu viel ungeregeltem Feuer und Nachlässigkeit. In den wenigen rein politischen Erzeugnissen hat von M. seine Farben nie verändert. Offener Haß gegen jede Art von Unterdrückung und Willkür und redliches Streben für alles Gute und Wahre sprechen sich darin aus. — Sein Aufenthalt war später in Dresden, wo er am 7. Juni 1837 starb.

Malvasier ist ein vorzüglicher Wein, der von besonderer Güte in der Landschaft Malvasia im türkischen Sandschak Morea wächst und daher auch seinen Namen hat. Außerdem findet er sich auf mehreren Inseln des Archipelagus, auf Sardinien, Sicilien, Madeira, in der Provence und in Spanien. Der M. ist von süßem, lieblichem Geschmack und einer der edelsten Weine.

Malz. Der Malzprozeß ist eine Vorbereitung, die man mit Weizen, Gerste und Hafer vornimmt, um sie zur Bereitung des Biers tauglich zu machen. Um die Getreidearten zu malzen, werden sie in Wasser eingeweicht, dann in der Malztenne ausgebreitet; es tritt Erwärmung ein und das Getreide fängt zu keimen an; haben die Keime eine gewisse Länge erreicht, so wird das Keimen durch Trocknen an der Luft (Luftmalz) oder durch künstliche Hitze (Darrmalz) unterbrochen. In neuester Zeit bereitet man auch noch Filzmalz, indem man das aus dem Bottich genommene Getreide in einen Haufen spitzt und in ein Beet von 3—5 Z. Höhe bringt. Sobald das Malz im Boden fest in einander gewachsen ist, wird es in regelmäßige Stücke getheilt und das noch nicht gekeimte nach Innen zum Keimen gebracht. Nachdem Alles gekeimt, wird das nun fertige M. mit den Händen gerieben und auf den Walkboden gebracht. Durch den anfangenden Vegetationsprozeß des Keimens wird ein großer Theil Kleber oder Eiweißstoff der Körner mit ihrem Mehle in eine zuckerähnliche Substanz verwandelt, welche beweist, daß die Abkochung des geschrotenen Malzes (die Würze) in geistige Gährung übergehen und Bier liefern kann. Die Abgänge beim Malzen, der Malzstaub und die Malzkeime, dienen zur Viehfütterung und zur Düngung. Viele Seestädte, namentlich Danzig, Stralsund, Königsberg, Elbing, Rostock, Wismar ꝛc., treiben mit M. starken Handel; in Stralsund bilden die Malzarbeiter ein eigenes Gewerbe.

Mamelucken oder Mamluken d. h. Sclaven, von dem arabischen Memaluck, Sclav, ist ein aus den Gegenden des Kaukasus herstammendes Volk, das von 1254—1811, mit kurzen Unterbrechungen nur, in Aegypten die ausgebreitetste Macht hatte. Als zu Anfange des 13. Jahrhunderts Dschingis-Chan bei seinem Verheerungskriege so viel Gefangene machte, daß fast alle Märkte Asiens damit überfüllt wurden, so erhandelten viele asiatische Fürsten einen Theil dieser Gefangenen zur Vermehrung ihrer Armeen. Auch der damalige Sultan Aegyptens, Nodschmaddin, brachte 12,000 solcher mingrelischer und tscherkessischer

Digitized by Google

Sclaven an sich, ließ sie in allen Kriegskünsten unterrichten und bildete aus ihnen ein eigenes Corps, welches gleich den Janitscharen der Türken und den Strelizen der Russen, mit dem Bewußtwerden seiner Stärke zügellos und rebellisch wurde und in Kairo dem Beispiel, das die Türken in Bagdad und an anderen Höfen der Khalifen gegeben hatten, nachfolgten, indem sie ihren Herrn vom Throne stürzten. Der Sultan Moaddan hatte mit dem gefangenen König von Frankreich, Ludwig XI. einen billigen Frieden geschlossen (1250) und hierdurch den Unwillen der M. so sehr erregt, daß sie den Sultan tödteten und ihren Anführer, Ibegh, mit des Ermordeten Würde bekleideten. Der Umstand, daß Verdienst oder Vertrauen, nicht aber Erbrecht den Thron gab und die fortwährende Erfrischung ihrer Stärke durch herbeigerufene Krieger aus den heimathlichen Hirtenstämmen des Kaukasus ließ die M. allein den mongolischen Stürmen trotzen und erhielt ihre Regierung bis auf die Eroberung Aegyptens durch Selim 1517, der über die mameluckische Völkerschaft einen osmanischen Pascha setzte, ihre 7 Oberhäupter zu Mitgliedern des Divans nahm und aus ihnen die 24 Statthalter oder Beys von Aegypten ernannte. Ueber 200 Jahre bestand diese Einrichtung bis seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts die M. durch ihre Anzahl und Reichthümer sich so über die Türken erhoben, daß die Macht derselben gebrochen und völlig zu nichte gemacht wurde. Die 24 Beys schickten dem Herrn der Pforte nur einen jährlichen Tribut von 645,000 Thalern und eine Summe von 42,000 Thalern zur Erhaltung des Tempels nach Mekka. Alles Uebrige, was aus Aegypten floß, behielten die 24 Beys, von denen jeder an Grundsteuern, Pachtgeldern und anderen Einkünften jährlich 100,000 Piaster einnahm. Wenn die M. schon durch die französische Invasion bedeutend gedemüthigt wurden, so geschah dies noch mehr, als Mehemed Ali, der seit 1805 aus eigener Machtvollkommenheit zum Beherrscher von Aegypten sich erklärt hatte und von der hohen Pforte in dieser Würde bestätigt worden war, sich 1811 dieselben völlig durch eine List unterwarf. Er ließ nämlich an alle Beis der M. eine Einladung zu einer allgemeinen Berathung in der Citadelle von Kairo ergehen und als sie beisammen waren, Thüre und Thore verschließen, durch die aus Albanesern bestehende Leibwache dieselben überfallen und alle ermorden. Die Abwesenden flohen, sobald ihnen die Schreckensnachricht zu Ohren kam, nach Nubien und als sie auch hier nicht mehr sicher waren, in das Innere Sudans. Die Familien blieben zurück. Aus den männlichen Nachkommen, die auch heut noch zu stolz sind, mit eingebornen Aegyptierinnen sich zu verheirathen und lieber georgische und tscherkassische Sclavinnen sich kaufen, errichtete sich in neuerer Zeit der Pascha eine Leibwache von 600 Mann, die er sehr gut erziehen, in der arabischen und türkischen Sprache unterrichten und in den Waffen üben ließ. Im Jahre 1811 betrug die Anzahl der M. 12000 M.; über ihre gegenwärtige Zahl mangeln zuverlässige Nachrichten. Die Religion der M. ist der Islam. Als gewandte Reiter sind sie vorzüglich berühmt. Ihre Lebensart, Kleidung, Sitten und Gebräuche stimmen mit denen der Türken genau überein.

Mamertiner nannten sich nach Mamers, wie in oscischer und sabinischer Sprache der römische Mars hieß, campanische Samniten, die im Solde des Agathokles (s. d.) gestanden und nach dessen Tode 289 v. Chr. entlassen, sich der Stadt Messana auf treulose Weise bemächtigt hatten. Hier tödteten oder vertrieben sie die männlichen Einwohner und bildeten einen Räuberstaat, der sich durch Züge zur See und zu Lande furchtbar machte. Endlich besiegte sie Hiero II. (s. d.) von Syrakus 265 v. Chr. bei Mylä und bedrängte sie darauf in Messana. Eine Partei nahm Karthager zum Schutz in die Stadt, eine andere wendete sich 264 an die Römer um Hülfe; diese sendeten ihnen den Consul Appius Claudius mit einem Heere, worauf die Karthager die Stadt wieder verlassen mußten. Da die Letztern nun aber mit Hiero vereinigt diese belagerten, so gab dies die Veranlassung zum ersten Kriege zwischen Rom und Karthago.

Mammuth ist der Name mehrerer Säugethiere, welche in der letzten, der unsern zunächst vorausgegangenen Erdperiode lebten, während der großen Umwälzung vernichtet wurden und hinsichtlich ihrer staunenswerthen Körpergröße im Verhältnisse zu einer Thier- und Pflanzenwelt standen, deren auf uns gekommene versteinerte Reste überall auf einen

Digitized by Google

ungeheuren Maßstab der damaligen Schöpfung schließen lassen. (S. Urwelt.) Man findet die Trümmer der Mammuthe häufig, zumal aber die Backenzähne einiger Arten; selten kommen größere Skelettheile vor. Die Mammuthe sind theils nur grasfressende, theils aber auch, wie man aus der Beschaffenheit der Zähne gefolgert hat, fleischfressende Thiere gewesen. Die ersten haben sich vom indischen Elephanten wenig unterschieden, waren aber weit größer und sind zumal an den Küsten Nordasiens in solcher Menge unter dem ewigen Eise umgekommen, daß die Tunguſen einen sehr einträglichen Handel mit ihren herumliegenden, oft 200 Pfd. schweren Stoßzähnen treiben. Pallas fand schon 1772 Reste unverfaulter Mammuthe unter dem Eise Nordsibiriens, Adams 1806 ein ganzes Thier, dessen wenngleich haarlose Haut in Petersburg aufbewahrt wird. Für die Geschichte der Erdrevolution ist das Vorkommen so gewaltiger Kräuterfresser in einem jetzt vereisten, pflanzenlosen Lande von großem Interesse und hat zu vielen Vermuthungen Veranlassung gegeben. Fleischfressende Mammuthe gehören zur Gattung Mastodon und kommen am häufigsten in Amerika vor, wo schon ziemlich vollständige Skelette ausgegraben wurden, von welchen das beste sich in Peale's Museum zu Philadelphia befindet. Es ist an den Schultern 11 F., an der Hüfte 9 F. hoch und 17 F. lang. In neuester Zeit hat man im Westen der Vereinigten Staaten noch andere Riesenthiere ausgegraben, die wohl auch Mammuthe genannt worden sind; so das sogenannte Missouri-Thier, dessen Skelett der Sachse Koch 1840 auffand, bis auf wenige kleine Knochen zusammenbrachte und später an das britische Museum verkauft hat. Es mißt 30 F. in der Länge, ist an den Schultern 15 F. hoch, hat ungeheure horizontale Stoßzähne und steht dem Nilpferde näher als dem Elephanten.

Man (Mona), eine Insel im irischen Meere, gehört zur englischen Provinz Westmoreland und hat einen Flächenraum von 19 QM. Die Einw. 48,000 an der Zahl haben das von Natur ziemlich öde Land durch ihren Fleiß in ein fruchtbringendes umgeschaffen und treiben Vieh- besonders Schafzucht und Flachsbau. Die Insel hat viele mineralreiche Berge, darunter den 2000 F. hohen Snaffle- oder Snowfield, von welchem aus man das 11 St. entfernte Irland, das 8 St. entlegene Schottland, sowie die 13 St. ferne Küste Englands erblicken kann. Die Bewohner, Manken genannt, stammen in unvermischter Abkunft von den alten Briten und sprechen die erstische (gälische) Sprache. M. hatte in den ältesten Zeiten eigne Könige, wurde aber im 13. Jahrhundert von den Schotten erobert, die im folgenden Jahrhundert durch die Engländer wieder vertrieben wurden. Seitdem waren damit verschiedene Familien belehnt, zuletzt unter Heinrich IV. die Familie Stanley. Im Jahre 1765 kaufte die englische Regierung die Insel an sich, ließ ihr jedoch ihre alte Verfassung, die 24 Keys oder Regierungsrepräsentanten besorgen, an deren Spitze ein königlicher Gouverneur steht. Der Sitz der Regierung ist Castleton; die Haupthandelsstadt, namentlich in Betreff des Heringsfangs, Douglas mit 7000 Einw.

Mancha oder La Mancha, eine kleine zu Neucastilien gehörige spanische Provinz von 355 QM. mit 250,000 Einwohnern, ist gebirgig, gut bewässert und von heißem Klima. Man baut guten Weizen, schönes Obst, vortrefflichen rothen Wein, Safran, Hanf u. s. w. Sehr bedeutend ist die Viehzucht, namentlich in Beziehung auf Esel und Maulesel; Bergbau wird hauptsächlich auf Quecksilber getrieben. Die Bewohner sind ein arbeitsames, kräftiges und heiteres Volk. Die Hauptstadt ist Ciudad-Real (s. d.), wonach die Provinz jetzt wohl auch benannt wird.

Manche oder La Manche, ein französisches Departement von 110 QM. mit 597,000, meist katholischen Einwohnern, war früher ein Theil der ehemaligen Normandie. Die Provinz liegt an dem Kanal, ist an der Küste voller Dünen und Klippen, im Innern aber ziemlich eben und theils morastig, theils sandig. Die Bewohner treiben Ackerbau, namentlich auch Oelpflanzen und Färberröthe, Viehzucht, insbesondere Pferde- und Rindviehzucht, Obstbau auf Aepfel und Birnen, woraus sie Cider verfertigen und Bergbau auf Eisen, Torf u. s. w.; ihre Hauptnahrungsquelle aber ist der Handel. Die Hauptstadt ist St.-Lô.

Digitized by Google

Manchester, der erste Fabrikplatz Englands, 37 M. von London, in der Grafschaft Lancaster, liegt in einer hügeligen Gegend, am Bridgewaterkanal und am schiffbaren Irwell, an dessen Ufer Salford, eine Vorstadt von M., gelegen ist, die durch eine schöne gußeiserne Brücke von einem einzigen, 120 F. weit spannenden Bogen mit der Stadt in Verbindung steht. Die Altstadt ist unregelmäßig gebaut und hat als Sitz der Fabriken, ein unfreundliches, rußiges Ansehen und nur die äußern, neuangebauten Straßen sind schön. Einer der schönsten Theile derselben ist der Crescent, eine in Form eines halben Mondes angelegte schöne Häuserreihe mit einer Terrasse und der Aussicht auf den Fluß; ferner die neue Londoner Straße und der Neumarkt. Unter den öffentlichen Gebäuden zeichnen sich aus die neue schöne Collegiatkirche, in gothischem Styl gebaut, die geräumige und geschmackvolle Börse, das ungeheure Gefängniß New-Bailey und das Rathhaus mit einem der prächtigsten und größten Säle in Europa; unter den Wohlthätigkeitsanstalten das große Krankenhaus, wo jährlich über 12,000 Menschen ärztlich behandelt werden; das Cheetham-Armenhaus mit einer Bibliothek von 20,000 Bänden und einer Erziehungsanstalt für 80 arme Kinder und die große, nach dem Lancaster'schen Systeme eingerichtete Freischule. M., das vor 80 Jahren nur 20,000 Einw. hatte, zählt jetzt, mit Einschluß der in seinem Umkreis zu Vorstädten gemachten Flecken und Dörfer, deren 350,000. Es ist der Mittelpunkt der englischen Baumwollenfabrikation, welche weit und breit die ganze Gegend und auch benachbarte Grafschaften beschäftigt. Mehr als 350 Fabriken fertigen Nankins, Piqué, Barchent, Ginghams, façonnirte Zeuche, Zitze, Mousselin, Twiste und den nach der Stadt benannten Manchester (s. d.); außerdem aber hat M. in neuester Zeit auch bedeutende Seiden- und Spitzenfabrikation, Kattundruckereien und Färbereien, selbst Eisengießereien und Fabriken zum Bau oder zur Ausbesserung von Dampf- und andern bei der Baumwollenverarbeitung erforderlichen Maschinen. Mehr als hundert durch Dampf getriebene Spinnmaschinen sind mit mehr als 4 Mill. Spulen in Bewegung, deren Unterhaltung durch den Reichthum der Gegend an Steinkohlen und die wohlfeile Herbeischaffung derselben mittels der Kanalverbindungen sehr erleichtert wird. Außerdem giebt es über 200 Kattunwebereien, überhaupt mehr als 20,000 gewerbliche Etablissements. Der Engroshandel, den mehr als 200 Häuser betreiben, wird nicht nur durch mehrere Eisenbahnen, besonders die nach Liverpool, sondern auch durch vier Kanäle, namentlich den Bridgewater-, Rochdale- und Huddersfielderkanal, außerordentlich befördert. Trotz dieser reichen Industrie, welche ungeheure Geldsummen nach M. zieht, findet sich hier, ähnlich wie in Liverpool, sehr viel Armuth und großes Elend neben dem unermeßlichsten Reichthum.

Manchester nennt man starke, sammetartige Zeuche, welche eigentlich ganz aus gezwirntem Baumwollengarne gewebt werden; doch nimmt man zu geringern Sorten auch Leinengarn. Es giebt glatten M., auch mit geköpertem Grunde, weißen, bedruckten, gefärbten und zwar in allen Farben, auch sogenannten Sommer- und Wintermanchester. Die meisten und besten Manchester liefern die englischen Manufacturen vorzüglich in und bei der Stadt Manchester (s. d.), doch auch viele Orte in Frankreich und Deutschland.

Mandarin ist die Benennung der chinesischen Behörden; das Wort ist portugiesischen Ursprungs, der Eingeborene braucht dafür Quang-fu. Die verschiedenen Grade der Würde des Mandarinats werden durch die Farbe, Zahl der Knöpfe am Hute, durch Pfauenfedern, Staatsgewänder und eigentliche Ritualkleidung unterschieden.

Mandat heißt 1) Bevollmächtigungsvertrag, Vollmacht, Auftrag. Hierunter versteht man denjenigen Vertrag, wo Jemand einem Andern Auftrag giebt, seine Geschäfte zu besorgen und dieser die Besorgung zu übernehmen verspricht. Zum wirklichen Abschlusse dieses Vertrages ist blos Einwilligung beider Theile erforderlich. Nur erlaubte Geschäfte können den Gegenstand desselben abgeben. Ein Lohn darf dabei nicht versprochen, wohl aber kann ein Honorar als Vergeltung für die geleisteten Dienste zugesagt und gegeben werden. Der Auftrag kann sich entweder auf alle Geschäfte des Auftraggebers oder auf eine Gattung von Geschäften, oder auf ein einzelnes besonderes Geschäft beziehen. Rücksichtlich der Form ist er entweder ein ausdrücklicher oder ein stillschweigender. Letzterer findet namentlich dann statt,

Digitized by Google

wenn der Eine die Geschäfte des Andern besorgt und dieser letztere dazu schweigt. Eine besondere Art von Bevollmächtigten sind die Mäkler, die für die Vermittelung oder Abschließung kaufmännischer Geschäfte ihren sogenannten Mäklerlohn oder Proxeneticum erhalten. Der Auftrag hört auf mit Einwilligung beider Theile, mit dem Tode des einen oder des andern Theils, durch einseitigen Widerruf von Seiten des Auftragers und endlich durch einseitige Aufkündigung von Seiten des Bevollmächtigten; in welchen beiden letztern Fällen jedoch die einseitige Aufkündigung nicht zur Unzeit geschehen darf. Wesentlich verschieden vom Mandate sind: der Befehl und der Rathschlag. 2) Versteht man unter M. eine richterliche Verfügung, wodurch auf des Klägers einseitiges Anbringen der Gegenpartei etwas anbefohlen oder verboten wird. Der Prozeß, der mit einer solchen Verfügung des Richters beginnt, heißt Mandatsprozeß, welcher den summarischen Prozessen beigezählt und besondern Regeln unterworfen wird. Der Befehl des Richters ist unbedingt, sine clausula, wenn sich aus dem Vertrage entnehmen läßt, daß keine rechtliche Einwendung dagegen vorgebracht werden kann; bedingt, cum clausula, wenn dem Beklagten dabei nachgelassen wird, seine Einwendungen gegen das M. innerhalb einer bestimmten Frist rechtlich auszuführen. 3) Eine einzelne Gattung von Gesetzen führt gleichfalls den Namen M. Sie kommen schon bei den Römern vor und unterscheiden sich von den Rescripten, Verordnungen, Ordnungen, Regulativen, Reglements u. dgl. 4) Heißen Mandate oder Territorialmandate, eine Gattung Papiergeld zur Zeit des republikanischen Frankreichs, welches Anweisungen auf den Verkauf der Nationalgüter waren, aber von den eigentlichen Assignaten den doppelten Vorzug hatten, da sie eine specielle Hypothek auf einzeln bestimmte, auf einer Tafel namentlich aufgeführte Güter begründeten und jeden Augenblick geltend gemacht werden konnten, da ihr Inhaber, ohne alle Formalitäten, in jedes auf der Unterpfandstafel verzeichnete Gut, wenn er sich deshalb melden und den vierten Theil des Preises hinterlegen würde, sofort eingesetzt werden sollte. Sie entstanden im Jahre 1796. Es wurden für 2400 Mill. solcher Mandaten geschaffen; doch gelangten sie zu keinem erträglichen Credit und mußten sehr bald durch die Rescriptions métalliques ersetzt werden.

Mandeln sind die öligen Samenkerne des Mandelbaums (Amygdalus communis L.), die gewöhnlich von der glatten, harten, durchlöcherten Schale, welche ein zähes, trocknes, mit einer wolligen Haut bedecktes Fleisch zur Hülle hat, im Handel vorkommen. Die Krack- oder Knackmandeln sind M. mit der Schale, die blos von der fleischigen Hülle befreiet sind. Der Mandelbaum, von dem es zwei Abarten giebt, die eine nämlich mit süßen die andere mit bittern Kernen, wächst im südlichen Europa und blüht im Februar mit röthlich weißen Blüthen. Von den süßen Mandeln kommen zwei Sorten im Handel vor, die großen, flachen, eiförmigen heißen Valenzmandeln, die kleinern an einem Ende dickern, Provinzmandeln, sie dienen sowohl als Nahrungs- als auch als Arzneimittel. Die Bewohner der Gegenden, wo sie einheimisch sind, verbrauchen sie in großer Menge und ernähren sich einen Theil des Jahres damit. Die bittern enthalten eine bedeutende Menge Blausäure.

Mandingos, s. Neger.

Mandoline, ital. Mandola oder Mandora, ist ein musikalisches Instrument, welches in seiner ganzen Einrichtung viel Aehnlichkeit mit der Laute hat, ungefähr von der Größe einer Violine und mit 4 Drahtsaiten bezogen ist. Die M. wird ganz wie die Violine gestimmt und entweder mit der rechten Hand oder mit einem Federkiel gespielt. Außer dieser viersaitigen M. hat man in Italien, wo dieses Instrument sehr gebräuchlich ist, noch 6 und mehrsaitige. S. Fouchetti Méthode pour apprendre facilement à jouer de la mandoline (Paris 1770).

Mandragora, Atropa Mandragora L., Alraun, ist eine mehrjährige Pflanze, welche im südlichen Europa einheimisch ist und im Februar mit weißröthlichen Blumen blühet. Ihre Wurzel und Blätter (Radix et Herba Mandragorae) waren früher officinell, sie sind betäubend und giftig, vorzüglich im frischen Zustande, in den Zeiten des Aberglaubens wurde die Wurzel als Bezauberungsmittel und zu magischen Mysterien gebraucht.

Digitized by Google

Mandrill ist der Name einer Affenart, die zur Abtheilung der Paviane gehört. Sie haben einen langen Hundskopf, sehen häßlich aus und werden noch entstellt durch einen kleinen gelben Bart am Kinn, einen spitzigen Haarwuchs auf dem Kopfe, blaue, tiefgefurchte Backen, wozu bei den Alten noch eine scharlachrothe Nase kommt; auch hat das Gesäß diese letztere Farbe; die Schenkel aber sind violett. Der M. erreicht fast Menschengröße und ist wegen seiner Wildheit und Kraft, sowie wegen seines fürchterlichen Gebisses, ein gefährliches Thier und deshalb in seinem Vaterlande Guinea von den Bewohnern sehr gefürchtet.

Mandschu oder Mandschuren gehören zu dem tungusischen Völkerstamme und bewohnen den nordöstlichen Theil des chinesischen Reichs, die sogenannte Mandschurei, das Flußgebiet des mittlern und untern Amur. Im Norden ist das Land von Sibirien und dem Ochotskischen Meerbusen, im Osten vom japanischen Meer, im Süden von Korea und dem eigentlichen China und im Westen von der Mongolei und Sibirien begrenzt. In den ältesten Zeiten waren die M. unter dem Namen Kin oder Niutschi bekannt. Sie wurden 926 den Kitanen zinsbar, gegen die sie sich aber unter Okota 1114 wieder erhoben und 1118 das Reich der Kin in China stifteten. Bald darauf fielen die Mongolen, die bisher Vasallen der Kin gewesen waren, von ihnen ab und nöthigten sie, ihnen ein Stück Landes einzuräumen. Im Jahre 1208 verweigerte Dschingis-Khan ihnen den Tribut, machte sich im glücklichen Kampfe gegen sie wenige Jahre nachher nicht nur ganz frei von ihnen, sondern sie selbst sich tributpflichtig. Endlich wurde das Reich der Kin 1230 vollends vernichtet. Sie wanderten deshalb aus und fanden in Leatong, einem Erblande der chinesischen Dynastie, zwischen den Scharaimongolen und Korea, Aufnahme. Erst 1556 erscheinen sie nun unter dem Namen M. wieder in China, das sie im folgenden Jahrhundert wieder eroberten und wo sie ihre Dynastie zur herrschenden machten. (S. China.) Die M. gehören, wie alle Tungusen, zur mongolischen Race, zeichnen sich aber vor den übrigen Völkern derselben durch schönern Körperbau aus, sind dabei rauh und schmuzig, doch ehrlich und tapfer. In ihrer Heimath, der Mandschurei, treiben sie nur in den südlichen Gegenden derselben Ackerbau und Gewerbe, in dem beiweitem größern nördlichen Theile leben sie als nomadisirende Hirten-, Jäger- und Fischerhorden. Man schätzt ihre Anzahl daselbst auf ungefähr 4 Mill. Die mit der Herrscherdynastie nach China übergesiedelten M. sind fast ganz der chinesischen Civilisation erlegen. Sie haben seit zwei Jahrhunderten, wo ihre Sprache die Hofsprache in China wurde, auch eine Literatur, welche meist in Uebersetzungen aus dem Chinesischen besteht. Der Grundbestandtheil der Mandschusprache ist das Tungusische, doch hat sie mongolische, türkische und chinesische Worte aufgenommen. Ein Wörterbuch der Mandschusprache lieferte Amiot (herausgeg. von Langlès, Par. 1789); die beste Grammatik von der Gabelentz (Altenb. 1832). Vergl. Plath „Die Völker der Mandschurei" (2 Bde, Gött. 1830—31).

Manen, lat. manes, hießen bei den Römern und altitalienischen Völkerschaften überhaupt die abgeschiedenen Seelen oder Geister der Verstorbenen, besonders der guten und wohlwollenden. Als Mutter derselben verehrten die Römer die Mania (s. d.).

Manes, s. Mani.

Manessische Handschrift wird gewöhnlich eine zu Anfang des 13. Jahrh. wie es scheint in der Schweiz geschriebene, früher in Heidelberg, seit dem 17. Jahrhundert in Paris befindliche Sammlung lyrischer Gedichte von mehr als 130 Minnesängern (s. d.) genannt, weil man seit Bodmer annahm, daß der Bürgermeister von Zürich, Rüdiger von Manesse und dessen Sohn sie habe schreiben lassen. Lachmann hat in der Vorrede zu seiner Ausgabe Walter's von der Vogelweide darauf aufmerksam gemacht, daß diese Annahme in der Stelle in Hadlaub's Gedichten, auf welche sie sich beruft, keine Begründung findet, da dort nur gesagt ist, daß die Manessen Liederbücher sammelten und daher wird die Handschrift von ihm passend nach ihrem Aufenthaltsort als Pariser aufgeführt. Aus ihr machte Bodmer zuerst „Proben der alten schwäbischen Poesie" (Zür. 1748) bekannt, dann gab er den größten Theil heraus unter dem Titel „Sammlung von Minne-

Digitized by Google

fingern aus dem schwäbischen Zeitpunkte" (2 Bde., Zür. 1758—59). Ergänzungen theilten Raßmann im „Altdeutschen Museum" (Bd. 1, Berl. 1809), namentlich aber aus einer mit Goldast's (s. d.) Büchern nach Bremen gekommenen Abschrift, Benecke mit in den „Beiträgen zur Kenntniß der altdeutschen Sprache und Literatur" (Bd. 1, Gött. 1810); am neusten und vollständigsten gab sie von der Hagen heraus unter dem Titel „Die Minnesänger ꝛc." (3 Bde., Lpz. 1838, 4.).

Manetho, ein griechischer Geschichtsschreiber, stammte aus einer angesehenen Priesterfamilie zu Diospolis in Aegypten und lebte unter den ersten Ptolemäern um 260 v. Chr. zu den Zeiten des Berosus (s. d.). Er ist der Verfasser einer aus einheimischen Quellen bearbeiteten „Aegyptischen Geschichte" in drei Büchern, deren Inhalt wir nur noch zum Theil aus den von Josephus und Syncellus mitgetheilten Auszügen kennen. Ein unter seinem Namen vorhandenes astrologisches Gedicht „Apotelesmatica" in sechs Büchern, oder über die Einwirkung der Gestirne auf das Schicksal der Menschen, gehört einer spätern Zeit, vielleicht dem 5. Jahrhundert n. Chr., an und wurde von Jac. Gronow (Leyd. 1698, 4.), zuletzt von Art und Rigler (Köln 1832) herausgegeben und von Art ins Deutsche übersetzt (Wetzl. 1835).

Manfred, Fürst von Tarent, italienischer Reichsverweser von 1254—66, geb. 1231, ein ehelicher, aber nicht ebenbürtiger Sohn des Kaisers Friedrich's II. von Blanca, der schönen Tochter des Grafen Bonifacius Lanzia, war seinem Vater ähnlich als Regent und Feldherr, als Freund der Dichter und Sänger, aber auch in dessen Schwächen, dabei schön, heiter, Jedem zugänglich, mild und freigebig, kenntnißreich und persönlich tapfer. Nach seines Vaters Tode im Jahre 1250 erhielt er das Fürstenthum Tarent und bei seines Halbbruders Konrad's IV. (s. d.) Abwesenheit führte er die Reichsverwaltung in Italien. Allein Papst Innocez IV. reizte die Völker zum Aufstande, indem er behauptete, daß, da Friedrich II. im Banne gestorben, dessen Reich der Verfügung des Papstes anheimgefallen sei. M. unterwarf jedoch die abtrünnigen Städte, übergab dem König Konrad 1252 das beruhigte Apulien und blieb ihm selbst dann noch treu, als dieser aus Argwohn M.'s Verwandte von mütterlicher Seite verbannte. Als 1252 sein Neffe Friedrich, des abgesetzten römischen Königs Heinrich's Sohn und 1253 Heinrich, der Sohn des Kaisers und der englischen Isabella, noch in jungen Jahren starben, beschuldigte man ihn, beide Prinzen vergiftet zu haben und als 1254 auch Konrad IV. durch den Tod hinweggerafft wurde, erklärte ihn der Papst gleichfalls für dessen Mörder. Auf das Verlangen der Großen und selbst des Markgrafen Bertold von Hohenburg, welchen Konrad IV. zum Reichsverweser bestimmt hatte, übernahm M. als Statthalter, im Namen seines Neffen Konradin (s. d.), die Verwaltung des apulischen Reichs und alle Vasallen erkannten eidlich, im Fall Konradin kinderlos sterben sollte, M.'s Thronfolgerecht an, das schon im väterlichen Testamente für solchen Fall ihm zugesichert worden war. Allein der Papst erneuerte seine Ansprüche auf Apulien, als ein zurückgefallenes Lehn der Kirche und da Bertold seine Unterstützung verweigerte, M. selbst aber aus Mangel an Geld die deutschen Söldner nicht bezahlen konnte, auch außerdem mehrere Große sich verschworen, so sah er sich genöthigt, am 27. Sept. 1254 mit dem Papste einen Vergleich einzugehen, durch welchen er, nach Aufhebung des Kirchenbannes, seine Besitzungen nebst der Grafschaft Andria als ein unmittelbares Kirchenlehen und die Statthalterschaft diesseit der Meerenge im Namen Konradin's erhielt. Innocenz kam selbst als Oberlehnsherr nach Neapel, empfing M.'s Huldigung und von den Baronen den Eid völliger Unterwerfung. Als jedoch zuletzt auch M. diesen Eid schwören sollte und sich dessen weigerte, beschloß der Papst seinen Untergang. Die durch M.'s Leute wider seinen Willen geschehene Ermordung des Aufrührers Burello lieh dazu den Vorwand. Doch glückte es M., den Nachstellungen des Papstes unter vielfachen Gefahren durch die Flucht glücklich zu entgehen. In Luceria fand er Schutz und Kriegsmittel, besonders bei den Sarazenen und besiegte mit ihrer Hülfe die gegen ihn gesendeten päpstlichen Söldnerhaufen in der Schlacht bei Foggia am 2. Dec. 1254. Da nun um diese Zeit Innocenz am 13. Dec. 1254 zu Neapel starb, so gehorchte bald ganz Apulien M. wieder

Digitized by Google

und auch der größte Theil von Calabrien unterwarf sich nach und nach seinen Waffen. Doch auch der neue Papst Alexander IV. zeigte bald, trotz seiner trügerischen Vorspiegelungen, die Absicht, M. zu vernichten. Er brachte die von seinem Vorgänger mit dem Prinzen Edmund, einem Sohne des Königs Heinrich von England, über die Verleihung der apulischen Krone eingeleiteten Verhandlungen zu Ende, ließ gegen M. das Kreuz predigen, wiegelte die ihm untergebenen Städte auf und sendete Truppen gegen ihn. Doch M. kämpfte aufs neue im Felde glücklich, unterwarf sich die abgefallenen Städte wieder und wurde endlich 1257 Herr vom ganzen sicilianischen Reiche diesseit und jenseit der Meerenge, ja er ließ sich sogar, als um diese Zeit in Italien das Gerücht von Konradin's Tode sich verbreitete, auf den einstimmigen Wunsch der Prälaten, Barone und Abgeordneten der Städte am 11. Aug. 1258 zu Palermo zum König krönen. In Folge dessen that der Papst M. und dessen Anhänger, unter ihnen die ersten Prälaten des Reichs, in den Bann, M. aber überzog die päpstlichen Staaten, belegte sie mit harten Steuern und gewann nach dem Siege Siena's über Florenz bei Montaperto, am 4. Sept. 1260, ganz Tuscien für sich. Durch diese Glücksfälle schien M.'s Herrschaft fest begründet, er regierte sein Reich mit ebenso viel Kraft als Milde, ließ den Hafen von Salerno bauen, Manfredonia anlegen, stiftete viele Schulen und hielt streng auf Recht, Ordnung und Sitte. Zugleich verheirathete er sich nach dem Tode seiner ersten Gemahlin Beatrix von Savoyen im Juni 1259 aufs neue mit der schönen Helena, der Tochter Michael's, des Beherrschers von Aetolien und Epirus, hielt einen glänzenden, von Sängern, Dichtern und Künstlern verherrlichten Hof, dessen Mittelpunkt der schöne, dichterisch begabte M. selbst war und vermählte auch seine Tochter erster Ehe, die schöne Konstanze, mit Peter, dem erstgeborenen Sohne des Königs Jacob von Aragon. Aber dieses heitere Glück wurde gestört, als der neue Papst Urban IV. bald nach seinem Regierungsantritte die Entwürfe seiner Vorgänger wieder aufnahm, den Bann über M. und dessen Länder erneuerte und endlich 1263 dieselben als ein noch zu eroberndes päpstliches Lehen Karl von Anjou, dem Bruder Ludwig's IX. von Frankreich ertheilte. M.'s Feldherren, im Bunde mit den Ghibellinen, besetzten hierauf mehrere Provinzen des Kirchenstaats, so daß Urban nach Perugia flüchten mußte, wo er am 2. Oct. 1264 starb. Sein Nachfolger Clemens IV. schloß sich noch enger an Karl von Anjou an, wies alle Friedensvorschläge M.'s zurück und ließ Karl, der am 21. Mai 1265 zur See mit einem kleinen französischen Heere angekommen war, das jedoch bald durch ein anderes größeres von der Lombardei her verstärkt wurde, durch seine Cardinäle am 6. Jan. 1266 zum König von Sicilien krönen. Zwar hatte M. unterdessen die Pässe bei Tagliacozzo und Ceperano besetzt und seine Vasallen und die deutschen Söldner nach Benevent berufen; aber Briefe und Boten des Papstes und Karl's reizten die Neapolitaner zum Abfall und der Graf Richard von Caserta öffnete dem Feinde verrätherisch den Paß am Garigliano. Die Franzosen erstürmten darauf am 10. Febr. San Germano, worauf die Schlacht bei Benevent am 26. Febr. 1266 das Schicksal M.'s entschied. Als er vor der Schlacht im Kriegsrathe Wankelmuth und selbstsüchtige Falschheit wahrnahm, rief er aus: „Lieber will ich heute hier sterben als König, denn fliehend und bettelnd als ein Elender in der Fremde umherirren!" Sein Heer bestand aus 5000 Reitern und 10,000 M. Fußvolk, war aber an Zahl beträchtlich geringer als das französische. Am tapfersten fochten M.'s Krieger; als aber ein Theil des übrigen Heeres zu den Feinden überging und ein anderer sich in wilder Flucht auflöste, stürzte M. sich in das feindliche Getümmel und wurde getödtet. Nach einigen Tagen fand man seinen Leichnam mit Wunden bedeckt und begrub ihn als einen Gebannten bei der Brücke von Benevent; allein das Volk und selbst Franzosen häuften dort Stein auf Stein ihm zu einem Ehrendenkmal, genannt Fels der Rosen. Später ließ ihn der Erzbischof von Cosenza, weil dieser Boden kirchliches Eigenthum sei, wieder ausgraben und nach der Grenze von Abruzzo und Picenum in dem Felsenthale, wo der Verde mit dem Tronto sich vereinigt, einscharren und noch heute lebt dort unter den Landleuten die Sage von dem schönen, geistreichen, unglücklichen Manfred. Seine Witwe Helena wurde mit ihren vier Kindern von einem treulosen Burgvogt an Karl's Reiter ausgeliefert. Sie erlag der harten

Digitized by Google

Behandlung und ihrem Schmerze im Jahre 1271, Beatrix, ihre Tochter, lebte 18 Jahre als Gefangene, bis Karl 1284 gegen sie seinen in aragonische Haft gerathenen Sohn auslöste. M.'s drei Söhne blieben 31 Jahre in Fesseln, kümmerlich gehalten und einsam; 1297 ließ Karl ihnen die Fesseln abnehmen und erlaubte, daß ein Geistlicher und ein Arzt die unglücklichen Brüder, von denen Heinrich im Gefängnisse erblindet war, besuchten.

Mangan, Braunstein, Braunsteinmetall, diese Steinart kommt für sich und häufig auch mit dem Eisen verbunden vor, welchem es eine größere Härte und Sprödigkeit zu geben scheint. Seine Farbe ist weißgrau; es hat einen starken Glanz und körniges Gefüge. An der Luft verändert es sich und verbreitet zugleich einen Geruch, der dem von stinkenden Fett ähnelt. An Härte steht es dem Eisen nach, erfordert aber zum Schmelzen eine größere Hitze als das Roheisen. Es giebt fünf Oxydationsstufen desselben. Die Oxyde lösen sowohl die fetten Oele als die Säuren in der Hitze auf, auch die Alkalien wirken auf dieselben ein. Die Manganerze werden gereinigt und bei der Glasfabrikation und Emaillenmalerei angewendet, sowie zur Bereitung des Chlorgas und Sauerstoffgas.

Manheim, zweite Residenz in Baden, liegt in einer etwas sumpfigen Gegend an der Mündung des Neckars in den Rhein. Ueber beide Ströme führen Schiffbrücken, wovon die über den Neckar 200 Schritte lang ist. Die Stadt ist neu, sehr regelmäßig und schön gebaut und jetzt ohne Festungswerke, die nach dem Lüneviller Frieden abgebrochen wurden. Sie bildet einen länglichen Zirkel und wird von 11 längs und 10 querlaufenden, schnurgeraden und mit schönen Häusern besetzten Straßen in 110 Quadrate zerschnitten. Die Stadt enthält 6 öffentliche Plätze, 10 Kirchen, überhaupt 57 öffentliche Gebäude, 1580 Häuser und gegen 24,000 Einwohner (1779, 29,000) unter denen 11,500 Katholiken sind. M. hat einen botanischen Garten, viele vortreffliche Unterrichts- (darunter ein Lyceum in dem großen, ehemaligen Jesuitencollegium, mit bedeutender Bibliothek, eine Handelsschule, eine Zeichnenschule) und Armenanstalten, eine Stückgießerei, die ehemalige Münze, Krapp-, Tapeten-, Tabaks-, Liqueur- und andere Fabriken. Zu den schönen öffentlichen Plätzen dieser Stadt gehören: der schöne Paradeplatz, der mit einer doppelten Reihe von Bäumen bepflanzt ist und auf den ein marmorner, aber wasserloser Springbrunnen mit meisterhaft von Crepello gegossenen Statuen steht; der schöne große Marktplatz, der mit einer vortrefflich in Stein gehauenen Gruppe von van der Brand geziert ist. Es giebt überdies noch mehrere schöne öffentliche Plätze daselbst, als vor dem Schlosse, dem Schauspielhause, am Neckarthore ꝛc. M. hat viele durch Größe und Schönheit ausgezeichnete Gebäude, als: das prächtige 750 Fuß lange Schloß, welches die ganze am Rhein gelegene Seite der Stadt einnimmt und in Ansehung seines Umfanges eines der bedeutendsten in ganz Deutschland ist. Der rechte Flügel, erbaut von dem Kurfürsten Karl Theodor, enthält die Reste der ehemals ansehnlichen Bibliothek, der Naturalien-, Gemälde-, Kupferstich- und Antikensammlung, welche 9 Säle füllten; der linke Flügel ist durch das Bombardement der Franzosen 1795 fast ganz zerstört, nur die äußeren Mauren sind stehen geblieben. Die Sternwarte, ein in Form eines Achtecks, 107 F. hohes Gebäude und mit Instrumenten reichlich versehen. Das Zeughaus, das im Umfange 650 F. und eine Höhe von 92 F. hat, enthält 4 Stockwerke, in welchen die Decke des ersten Stockwerks auf 2 Reihen von 28 F. hohen steinernen dorischen Säulen ruht. Hinter dem Zeughause ist ein von einer hohen Mauer umschlossener Küchengarten. Das Kaufhaus, das schön ist und ein ganzes Viereck einnimmt, ruht auf 72 steinernen Pfeilern, die 72 Schwibbogen bilden, in welchen Messen gehalten werden und hinter denen es Kaufläden giebt. Das Schauspiel- und Opernhaus, das 3 Stockwerke und 900 Fuß im Umfange hat, ist geziert mit schöner Bilderarbeit von van der Brand. Hinter dem Theater enthält das Haus den schönen Redoutensaal. M. ist der Sitz der Kreisregierung und eines Oberhof- und Hofgerichts, welches letztere nebst dem Stadtamte, dem Polizeiamte, einer Commissions- und Leihanstalt, der Mehlwage und dem Backhofe sich in dem Kaufhause befindet. Bekannt ist das Manheimer Wasser (versüßter Anisbranntwein), mit welchem einige Handelshäuser be-

Digitized by Google

deutende Geschäfte machen. Die Rhein- und Neckarschifffahrt wird durch den Speditionshandel sehr begünstigt. Die Stadt ist von schönen Gärten und Anlagen umgeben, unter welchen der Schloßgarten, die neuen Anlagen und die Neckarinsel Mühlau die schönsten sind. M. hat auch 100 Handelsleute, mehrere Buchhandlungen und Bleichanstalten. Die Stadt ist neuer Entstehung. Erst 1606 legte Kurfürst Friedrich IV. in dem Dorfe M. das Schloß Friedrichsburg an und gab dem Orte Stadtrecht und durch Herbeiziehung niederländischer Refugiers vermehrte Bevölkerung. Ihre Lage an Deutschlands bedrohtester Grenze setzte sie vielen Gefahren aus und nachdem sie bereits im 30jährigen Kriege viel gelitten, ward sie bei der französischen Invasion von 1688 von Grund aus zerstört. Erst 1699 sammelte Kurfürst Wilhelm einen Theil der Bürgerschaft wieder. Den Grundstein ihrer jetzigen Blüthe aber legte Kurfürst Karl Philipp, indem er sie 1720 zur Residenz erhob, was sie bis auf 1777, wo die Pfalz an Bayern fiel, blieb. Der Friede von Lüneville brachte M. an Baden.

Mani oder **Manes** (lat. Manichaeus), der Stifter eines gnostischen Religionssystems, kam, nach abendländischen Berichten, im Knabenalter als Sclave, unter dem Namen Corbicius oder Cubricus, zu einer begüterten Witwe in Persien, wo er durch das Lesen der Schriften des ägyptischen Schwärmers Scythianus und unter der Leitung eines gewissen Therebinthus auf seine Welt- und Geisterlehre geführt wurde. Nach dem Tode seiner Herrin, die er beerbte, nannte er sich Mani und versuchte eine neue Religionsphilosophie zu begründen. Der Ruf seiner Weisheit drang bis an den Hof des Königs Sapor von Persien, der ihn zur Heilung seines kranken Sohnes berief. Als dieser aber starb, ward M. ins Gefängniß geworfen, wo er die Bibel las und auf den Gedanken kam, auch die Christen für seine Lehre zu gewinnen, weshalb er seine Schüler Thomas, Addas und Hermas aussendete. Nach den morgenländischen Quellen dagegen war M. ein persischer Magusäer, der später Christ und Presbyter zu Ahvaz in der persischen Provinz Huzitis wurde. Um das Jahr 270 n. Chr. trat er mit der Idee auf, den Parsismus mit dem Christenthum zu verschmelzen und erklärte sich für den Paraklet, der die christliche Lehre von jüdischen Zusätzen reinigen und mit Hülfe einer Geheimlehre vollenden solle. Er wurde von den Christen excommunicirt, von den Magiern verfolgt, mußte als Flüchtling umherirren, erwarb endlich die Gunst des Königs Hormisdas, wurde aber unter dessen Nachfolger Baharam um 277 in der Burg Arabion lebendig geschunden. Seine Anhänger, die sich besonders seit dem 4. Jahrhundert sehr vermehrten, hießen **Manichäer** (s. d.). Das System dieser letztern nimmt zwei gleich ewige Grundwesen an, das gute oder Gott im Reiche des Lichts, und das böse, Hyle oder den Teufel, in der Finsterniß der Materie. Jenes wird durch zwei Radien des göttlichen Lichtwesens, Sohn und Geist, verstärkt und ist daher stärker als dieses; Beide aber sind von unzähligen, von ihnen abhängigen, gleichartigen Aeonen oder Elementarkräften umgeben, die in fünf Elementen oder übereinander gethürmten Sphären wohnen, im Reiche des Guten, Licht, klares Wasser, heitere Luft, mildes Feuer und reiner Aether, im Reiche des Bösen, Finsterniß oder Erde, trübes Wasser, stürmische Luft, verzehrendes Feuer und Rauch, aus deren jedem wieder Geschöpfe, ihm angemessen, hervorgingen. Während eines innern Kampfes der immer zwieträchtigen Kräfte der Finsterniß gewahrte die geschlagene Partei das vorher unbekannte Lichtreich und wollte es erobern. In dem daraus entstehenden Kampfe kam ein göttlicher Lichttheil mit der Hyle in Berührung und Gott ließ zur Wiederaufhebung dieser durch die Mutter des Lebens oder den lebendigen Geist das Weltall sich gestalten und ordnete es so, daß der Sonnengeist Christus und der Beherrscher des Aethers, der heilige Geist, das gebundene Licht (den Jesus passibilis) von der Erde an sich zögen. Das böse Princip schuf, um dies zu hindern, den Menschen, dessen Natur aus der guten Vernunftseele oder Lichtstoff und aus der bösen Körperseele besteht. Vermöge jener sehnte sich der Mensch nach dem Lichte und um die Lichtseelen zu befreien, mußte Christus, der Sohn des ewigen Lichts, in die Welt kommen. Dieser Erlöser wurde aber nicht Mensch; was das Neue Testament von dem Menschenleben Jesu erzählt, war nur Schein, was auch von seinem Tode und seiner Auferstehung gilt.

Digitized by Google

Die Erlösung geschieht nur durch Unterricht, den Christus begann und der Tröster (Mani) aus den Reden Christi und selbst empfangenen Offenbarungen vollendet. Das alte Testament verwirft daher M. gänzlich, aber auch das Neue Testament gebraucht er nur nach seiner Deutung. Nach dem Tode nimmt er Reinigung der Seele durch Feuer und Wasser, aber keine Auferstehung des Leibes an. Die Vollkommenen gelangen bald darauf zur Seligkeit im Lichte, die Unvollkommenen erst nach Wanderungen durch andere Menschen- und Thierkörper, die Unverbesserlichen aber leiden ewige Höllenstrafen. Auch die nicht belebte Schöpfung durchdringt das Licht des leidensfähigen Jesus, das auf die Erde fällt und sie befruchtet und der lebendige Geist reinigt auch die Vegetation, indem ihre Früchte durch den Genuß, den sie den Menschen geben, sich im Dienste des Lichtes verzehren. Erzürnt über diesen Erfolg, erregen jene teuflischen Kräfte Ungewitter und andere physische Uebel. Das Ende der Dinge nach M.'s Lehre ist ein allgemeiner Weltbrand, die Wiederkehr der erlösten Seelen in das Reich des Lichts und der Fall des Teufels in Ohnmacht und ewige Fesseln. Zwischen seinem Gebiete und dem Reiche des Lichts halten die wenigen ganz ungeläuterten Seelen Wache, damit Beides geschieden bleibe, wie es vom Anfange war. Dieses System kennen wir nur noch aus den Citaten der Kirchenväter, namentlich des Augustinus in seinen Schriften gegen die Manichäer. Die Sittenlehre der Manichäer theilt die Menschen in zwei Classen: die Auserwählten und die Zuhörer oder Unvollkommenen. Die Erstern sollten drei Kennzeichen (ein signaculum sinus, oris et manus) haben, d. h. sich des Weins, des Fleisches, sowie aller thierischen Nahrung, der Ehe, des Beischlafs, der Musik, des Besitzes irdischer Güter und jeder Ueppigkeit, zugleich aber auch des Kriegs, der Arbeit und jeder Beschädigung der Pflanzenwelt, ja selbst des Pflückens der Baumfrüchte enthalten, kein Thier, Ungeziefer ausgenommen, tödten und ihr Leben frommer Betrachtung weihen. Den Unvollkommenen war mehr erlaubt, denn sie mußten sich und die Auserwählten durch ihre Arbeit ernähren, doch sollten sie in der Ehe das Kinderzeugen verhüten und ihr Glück in der Armuth suchen. Vgl. Baur „Das manichäische Religionssystem" (Tüb. 1831).

Mania, eine altital. furchtbare Gottheit der Unterwelt, die Mutter der Laren, wurde in den ältesten Zeiten durch grausame Opfer an den Kreuzwegen verehrt. Der Consul Junius Brutus schaffte diese Opfer ab und ließ ihr statt der Kinderköpfe Knoblauch- und Mohnköpfe opfern. Ihr Bild hing man an den Compitalien (dem Kreuzwegfeste) vor den Thüren auf, um Gefahren, welche etwa den Familien drohen, abzuwenden. Durch den Tod erst werden die Menschen Kinder der M., dadurch, daß die Seelen in die Unterwelt hinabgehen. — Hier werden sie von neuem geboren, entweder um die Unterwelt zu bewohnen oder um als Laren (s. d.) auf die Oberwelt hinaufzugehen. Später wurde die M. zu einem Gespenst, womit man die Kinder bedrohte.

Manichäer hießen alle Anhänger des manichäischen Religionssystems. (S. Mani.) Ihr Oberhaupt war Mani mit zwölf von ihm gewählten Aposteln. Den Gemeinden standen Bischöfe, deren Mani 72 dazu geweiht hatte, Aelteste und Diaconen vor, sämmtlich aus der Classe der Auserwählten, in der es auch heilige Jungfrauen gab. Doch galten diese Geistlichen nur als Lehrer, da das Kirchenregiment von den Gemeinden demokratisch ausgeübt wurde. Tempel, Altäre, Bilder, Opfer und andere sinnliche Hülfsmittel des Gottesdienstes hatten die Manichäer nicht; ihre Gottesverehrung bestand aus Gesang, Gebet, Vorlesung ihrer heiligen Bücher und Lehrvorträgen. Die Abendmahlsfeier hielten sie ohne Wein und die Taufe verschoben sie oft ins reifere Alter. Von den Festen der Christen begingen sie nur das Gedächtniß des Todes Jesu und den Sonntag. Im März feierten sie des Mani Todestag (Bema), an dem in ihren einfachen Versammlungssälen ein auf fünf Stufen erhabener Lehrstuhl für den im Geist anwesenden Mani stand. Sie wollten für Christen gehalten sein, mußten aber, ungeachtet des ihnen selbst von Gegnern zugestandenen Ruhmes der Sittenreinheit, doch seit der Mitte des 4. Jahrhunderts härtere Verfolgungen erdulden als andere Ketzer. Bis zu diesem Zeitpunkte hatten sie sich schnell aus Persien, ihrem Vaterlande, durch Syrien und Kleinasien nach Nordafrika und selbst bis

Digitized by Google

Italien ausgebreitet. In Nordafrika, wo sie viele, wenn auch nicht zahlreiche Gemeinden mit eignen Bischöfen hatten, wurden sie im 5. und 6. Jahrhundert von den Vandalen ausgerottet; gleiches Schicksal hatten sie im römischen Reiche, besonders in Italien, wohin einzelne Haufen derselben aus Afrika sich geflüchtet, durch die Verfolgungsdecrete christlicher Kaiser und bischöfliche Bannflüche. Da sie auch in Persien unterdrückt wurden, zogen sie sich seit dem 6. Jahrhundert theils in das noch heidnische östliche Asien, wo sie auf die Ausbildung des Lamaismus Einfluß gehabt zu haben scheinen, theils in das Dunkel geheimer Verbrüderungen zurück und traten in spätern Jahrhunderten nur unter andern Namen wieder auf. Die Priscillianisten, Paulicianer und Katharer hatten viel mit den M. gemein; doch ist ihr Name im Mittelalter ketzerischen Parteien und Gesellschaften, wie den 1022 zu Orleans verbrannten Kanonicis, oft ohne Grund und nur um den Volkshaß aufzuregen, beigelegt worden.

Manie ist eigentlich Raserei, Tobsucht; sie bezeichnet einen pathologischen Zustand, wie in der Hundswuth u. A. Alsdann ist es überhaupt heftige Begierde und Sucht, die fesselos ohne der Willenskraft zu gehorchen sich jeder Leidenschaft hingiebt und die Forderungen der Vernunft und des Verstandes verachtet. In diesem Sinne wird Manie auch mit dem Worte, welches einen Gegenstand bezeichnet, auf den die Gier gerichtet ist, verbunden, z. B. Anglomanie, Sucht Englisches nachzumachen; Bibliomanie, Andromanie, Nymphomanie u. A.

Manier ist ursprünglich jede Eigenthümlichkeit, oder jedes Uebereinstimmende in den freien Handlungen und Aeußerungen eines Menschen. In der bildenden Kunst bezeichnet Manier im Allgemeinen die Uebereinstimmung der besondern und eigenthümlichen Mittel, deren sich der Künstler in der Ausführung eines Kunstwerkes bedient und die aus der Subjectivität selbst hervorgehen. Jeder Maler und Bildhauer, jeder Dichter und Prosaist hat eine Eigenthümlichkeit, die er in sein Kunstwerk, wenn auch auf die verborgenste Weise, mit einflicht. Denn selbst derjenige Künstler, der seine Kunst nach der einzig richtigen Methode und in ihrer größten Ausdehnung studirt, der sich durch das Klassische sowie durch die besten vorhandenen Werke neuerer Meister und hauptsächlich durch Beobachtung der Natur gebildet, wird mit dem Fortgange der Jahre und der Entwickelung des Geistes eine gewisse festgesetzte Weise, eine Manier sich aneignen, die aber, weil sie das Resultat einer ächten Methode ist, der Styl (Stil) genannt wird. Zwischen Manier und Styl ist folglich der Unterschied, daß der Styl eines Kunstwerks diejenige Uebereinstimmung der Kunstmittel ist, die ihren Grund in dem Resultate einer ächten Methode d. h. in der Natur und im Zwecke des Kunstwerkes selbst hat; während Manier diejenige ist, die ihren Grund blos in den persönlichen, es sei angeborenen oder angenommenen Kunstfertigkeiten des Künstlers hat. Der Styl bezieht sich daher auf das Kunstwerk, die Manier auf den Künstler; jener ist in der Objectivität, diese in der Subjectivität begründet. Geht ein Künstler gleich von dem Vorsatze aus, sich ausschließend nach einem Muster zu bilden und beschränkt er sein Studium darauf, so wird er die selbst geschaffene Manier des Originalkünstlers nachahmen, ohne dessen Geist und Gehalt erreichen zu können; und er wird auf diese Weise ein Manierist und seine Kunst erhält den Namen einer manierirten. In der Musik bezeichnet man mit Manier die Verzierungen, die entweder durch ein angenommenes Zeichen über den Noten oder zwischen denselben mittelst kleinerer Noten bezeichnet werden, oder die auch überhaupt dem Geschmack des Spielers oder Sängers überlassen werden, der Triller, Prälltriller, Schleifer, Doppelschlag, Vorschlag u. d. m.

Manifest heißt eine öffentliche und offizielle Erklärung einer Staatsregierung über irgend eine wichtige Angelegenheit zur Rechtfertigung ihrer Handlungsweise. Gegenwärtig werden die Manifeste meist in nicht offizieller Form, d. h. ohne Anrede, Unterschrift und Siegel, erlassen. Sie dienen besonders zur Aufklärung der öffentlichen Meinung des Auslands. An die auswärtigen Regierungen werden zu gleichem Zwecke Circularnoten erlassen, an die eignen Unterthanen Proclamationen, welche gewöhnlich kürzer sind als das M.; auch werden zuweilen die motivirten Vorträge der Minister bekannt gemacht. — Im

Digitized by Google

Seerecht heißt Manifest der Frachtbrief über die gesammte Ladung, welcher die Auszüge aus den einzelnen Frachtbriefen enthält.

Manila, s. Philippinen.

Manilius, Cajus, ein bekannter römischer Volkstribun, brachte im Jahre 66 v. Chr. das Gesetz in Vorschlag, daß statt des Lucullus dem Pompejus (s. d.) die Beendigung des Krieges gegen Mithridates als außerordentliches Amt aufgetragen und er dazu mit unumschränkter Vollmacht über Verwendung des Heeres und der Flotte im Osten und mit den Rechten eines Statthalters versehen werde. Das Gesetz wurde von Cicero, der damals Prätor war, in einer noch vorhandenen Rede („Pro lege Manilia") besonders empfohlen und darauf trotz des Widerstandes der Patricier und Senatoren angenommen. Als aber M. sein Amt niedergelegt hatte, wurde er wegen ungesetzlicher Handlungen, die ihm Schuld gegeben wurden, belangt und verurtheilt. Vgl. Mühlich „Geschichtliche Einleitung nebst dem Plan zu Cicero's Rede für den Manilischen Vorschlag" (Bamb. 1826, 4.).

Manilius, Marcus, römischer Dichter, wenig bekannt, lebte n. Chr. zur Zeit Theodosius' des Großen, n. A. und wohl richtiger, des Augustus, was aus seinem Gedicht hervorzugehen scheint. Es haben sich davon noch 5 Bücher erhalten, welche ein Lehrgebäude der alten Astronomie und Astrologie, verbunden mit philosophischen Grundsätzen der Stoiker enthalten. Der wissenschaftliche Werth dieses Gedichtes ist nicht zu verkennen, wohl aber vermißt man, besonders in den letzten Büchern, einige Glätte und Correctheit; M. glänzt daher weniger unter den alten Dichtern, man kann ihn vielmehr mit Recht einen der gelehrtesten Astronomen und Philosophen des Alterthums nennen. Die vorzüglichsten Ausgaben desselben sind: von Scaliger (Leyd. 1600, 4.); Bentley (Lond. 1739, 4.); von Pingré (Paris 1786, 2 Bd.). Vergl. Jacob „De Manilia poeta" (4 Abhandlungen, Lüb. 1830—36).

Manipel, s. Legion.

Manipulation bezeichnet den kunstgerechten Gebrauch der bloßen Hände insbesondere in der Medicin und Chirurgie, wo namentlich bei der Einrichtung gebrochener oder verrenkter Knochen, beim Zurückbringen vorgefallener Theile, bei Einreibungen u. s. w. die Stellungen, welche die Hände einnehmen müssen, um mit der gehörigen Kraft und Leichtigkeit wirken zu können, sehr genau vorgeschrieben sind.

Manlius, Marcus, Sohn des Consuls A. M. Vulso. Seiner entschlossenen und glücklichen Vertheidigung des Capitols gegen die Gallier unter Brennus (390 v. Chr.) verdankten die Römer ihre Rettung von einer schimpflichen Unterjochung und M. genoß deshalb ihre Liebe und Achtung im höchsten Grade. Man erbaute ihm an der Stelle, wo seine tapfere Gegenwehr die Feinde von der bereits erstiegenen Mauer vertrieben hatte, ein prächtiges Haus, bewilligte ihm überdies einen bedeutenden Jahrgehalt aus dem öffentlichen Schatze und gab ihm den Beinamen Capitolinus. Indeß konnte der wachsende Ehrgeiz des M. hierdurch nicht befriedigt werden; sein Streben ging nach Macht und Ansehen, deshalb suchte er die Patrizier als Unterdrücker des Volkes verhaßt zu machen und brachte durch Geschenke den niedrigen Volkshaufen auf seine Seite. Der Senat sah sich bald genöthigt, gegen den täglich wachsenden Haufen der Aufrührer strenge Maßregeln zu ergreifen. M. wurde vor Gericht gefordert und das Volk, welches ihn früher schon aus dem Gefängniß, in welches er als Unruhestifter geworfen worden war, befreit hatte, verurtheilte ihn, obwohl nach langem Zögern, zum Tode. Er wurde (383 v. Chr.) vom tarpejischen Felsen herabgestürzt, sein Haus geschleift und seinen Nachkommen die Führung des Namens M. auf alle Zeiten untersagt.

Manlius, Titus, der Sohn des Tit. Manlius Imperiosus, focht als Kriegstribun glücklich gegen die Gallier und erhielt bei dieser Gelegenheit als Sieger im Zweikampf mit einem Gallier den Beinamen Torquatus, von der goldenen Kette des Gegners, welche er sich als Siegeszeichen umhing. Als Consul 340 v. Chr. schlug er mit seinem Collegen Decius Mus die Lateiner am Vesuvius und gab bei dieser Gelegenheit ein merkwürdiges Beispiel strenger Kriegszucht, indem er den eigenen Sohn, der sich wider ausdrücklichen Befehl seines

Digitized by Google

Vaters mit einem Feinde in einen Zweikampf eingelassen hatte, obschon er Sieger geblieben war, hinrichten ließ. Deshalb ist M. noch oft ein von Künstlern benutztes Sinnbild republikanischer Strenge und schon die Römer nannten nach ihm jede vorzüglich strenge Verordnung ein edictum Manlianum.

Mann, s. Geschlecht.

Manna ist der eingetrocknete, klebrige, blaßgelbe, durchscheinende, schleimigt süße Saft, den einige Eschenarten im südlichen Europa, besonders in Calabrien und Sicilien liefern. Das Manna der Israeliten, welches sie auf ihren Wanderungen in der arabischen Wüste genossen, fällt, nach Ehrenberg's Entdeckungen in dessen „Symbolae physicae" (Fasc. 1, 1823) aus den Spitzen eines Strauchs (Tamarix gallica mannifera) auf die Erde und wird von den Arabern und den Mönchen am Sinai gleich Honig zum Brode gegessen. Der Saft rührt von Schildinsecten (Coccus manniparus) her, welche die äußersten Aeste des Strauches bedecken und die Rinde mit ihren Stichen durchbohren. Aus diesen Wunden fließt nach dem Regen ein Saft, der sich zu einem röthlichen Syrup verdickt. Auch in Afrika und selbst in Neuholland giebt es Gewächse, die Manna liefern. Das M. von Briançon kommt vom gemeinen Lärchenbaume. Das Manna wird in der Medicin, von Schönfärbern und zur Tuch- und Seidenappretirung verwendet.

Mannaschwingel oder Mannahirse ist eine Grasart, die besonders auf nassen Wiesen und im Wasser wächst. Jung abgehauen gewährt sie ein gutes Grünfutter für Pferde und Rindvieh. In Ungarn, Polen, Preußen und Hanover benutzt man außerdem noch die Samenkörner zur Bereitung echter Mannagrütze, die eine wohlschmeckende und sehr sättigende Nahrung giebt, besonders wenn sie in Milch eingequellt wird. Da den Mannahirse die wilden Enten vorzüglich lieben, so wird er häufig in den Forsten angebaut.

Mannbarkeit, s. Pubertät.

Mannengericht hieß das aus den Vasallen eines Lehnherren bestehende Gericht, welches über seines Gleichen, wenn zwischen Beiden Streit vorfiel, entschied. Der Richter hieß Mannrichter, Mannbote. Manntage sind demnach von selbst zu erklären; Mannrecht wurde auch für Lehnrecht überhaupt gebraucht.

Mannert, Konrad, ein durch treffliche Werke um das Studium der Geschichte verdienter Mann, geb. 1756 zu Altorf, war Anfangs Lehrer an der St. Sebaldusschule und später an dem Gymnasium zu Nürnberg, von wo er 1797 als Professor der Philosophie nach Altorf kam und hier 1808 einen Ruf als Professor der Geschichte nach Landshut annahm. Seit 1826 lebte er als Professor der Statistik und Geographie zu München und starb daselbst am 27. Sept. 1834. Von seinen Schriften nennen wir nur „Geographie der Griechen und Römer" (10 Bände, Nürnb. 1788—1825, 2. Aufl. des 1—4 Theils 1799—1820); „Statistik des deutschen Reichs" (Bamb. 1806); „Kaiser Ludwig IV. oder der Bayer", eine gekrönte Preisschrift (Landshut 1812), „Handbuch der alten Geschichte" (Berl. 1818), „Handbuch der Geschichte Bayerns" (2 Bde., Lpz. 1826). Seinen Charakter als Geschichtsforscher bezeichnet ein tief eingewurzelter Scepticismus und eine kalte, etwas nüchterne Anschauung. Er ist ein Feind aller Hypothesen, aber der gründlichste Kenner des Beweisbaren und aller Beweismittel. Die höchsten Verdienste hat er um ältere Geographie.

Mannszucht, s. Disciplin.

Mannus (altdeutsche Heldensage) war der Sohn Tuiskon's (s. d.) und Kriegsgott der Deutschen, welche ihn im Bilde eines kolossalen Kriegers verehrten. Seine drei Söhne waren die Stammväter der drei Hauptzweige des deutschen Volkes.

Manoël, Francesco, berühmter portugiesischer Lyriker, geb. 1734 zu Lissabon, aus einer angesehenen Familie. Spät erst vermochten seine Landsleute, durch Ausländer auf das Talent dieses Mannes aufmerksam gemacht, den Werth seiner Gedichte zu beurtheilen, doch wurde M. dann bald unter ihnen allgemein geschätzt, zog sich aber auch zugleich zahlreiche Neider und Feinde zu. Man suchte nach Gelegenheit, seine Gesinnungen verdäch-

Digitized by Google

tig zu machen und fand sie bald in einigen seiner Schriften über Toleranz und Mönche, worin er sich vorzüglich über die Ignoranz letzterer etwas zu freimüthig aussprach. Er entging jedoch glücklich den Nachstellungen des heiligen Gerichts, flüchtete nach Paris, fand hier zahlreiche Freunde und Unterstützung und starb in hohem Alter zu Versailles 1829. Eine Sammlung seiner Gedichte erschien zu Lissabon unter dem Titel „Versos de Filinto Elysio". Seine Oden: „Poesies lyriques portugaises" (Paris 1808), mit historisch-geographischen und literarischen Erläuterungen nebst einer kurzen Biographie über den Verfasser selbst, sowie seine Uebersetzung der Fabeln von Lafontaine und Wieland's „Oberon", werden wegen Eleganz und Leichtigkeit des Ausdrucks sehr geschätzt.

Manoeuvre ist 1) die Verbindung taktischer Bewegungen zu einem Ganzen, um das Gefecht einzuleiten, oder das schon begonnene zu einem günstigen Resultate zu bringen. Sie können daher nur von einer Truppengattung allein, oder von mehreren zusammen verbunden, ausgeführt werden, immer geschieht es jedoch von größern Abtheilungen derselben, aus mehreren Bataillonen und Escadronen zusammengesetzt, wodurch sie sich von den Evolutionen unterscheiden, unter denen man blos die Bewegung kleiner Kriegshaufen versteht. Sie zerfallen ihrer Natur nach in Manöver des Angriffes und des Rückzuges; zu jenen gehören die Auflösung der Truppen zum Tirailliren, die Bildung der Angriffscolonnen, die Formirung der schrägen Schlachtordnung und die Flankenangriffe, durch welche die besten Feldherren: Torstenson, Friedrich der Große, Napoleon u. A. ihre schönsten Siege errangen. In der Vertheidigung und für den Rückzug dienen die Front- und Flügelveränderungen, das Treffendurchziehen und die Bildung der Carrés und Massen. Zur Uebung der Truppen veranstaltet, müssen sie ein sinnliches Bild des Krieges geben und jene auf ihre eigentliche Bestimmung vorbereiten. Die Franzosen waren die Ersten, welche das Heer für diesen Zweck zusammenzogen; ihnen folgten die Preußen, wo unter Friedrich's des Großen Regierung die Manövrirkunst den höchsten Gipfel erreichte und nach und nach bei allen übrigen Armeen Europas, mit mehr oder weniger Glück, nachgeahmt ward. Die gänzliche Umwandlung der franz. Heere durch die Revolution, wo natürliche Gewandtheit des Einzelnen und höchste Spannung des Geistes an die Stelle der Uebung traten und wo in der Folge die Kriegsgewohnheit der Truppen, in Verbindung mit großer Ueberlegenheit ihrer Feldherren, öfters den Sieg verschafften, gab auch den Manövern eine andere Gestalt. Die möglichste Schnelligkeit trat an die Stelle der frühern Präcision, auf die auch schon die fast überall eingeführte kurze Dienstzeit der Soldaten nachtheilig einwirkt. 2) Uneigentlich werden die Zusammenziehungen und vereinten Uebungen der Heertheile mit dem Namen Manöver belegt. 3) Bei dem Seewesen: die gemeinschaftlichen Bewegungen der Schiffe einer Flotte, um dem Feinde entgegen zu gehen; ihm den Wind abzugewinnen; im Treffen seine Schlachtordnung zu durchbrechen; den Fliehenden zu verfolgen oder sich der Verfolgung des Siegers zu entziehen; auch 4) die verschiedenen Arbeiten auf dem Schiffe, welche die Bewegung desselben zum Zweck haben; die Handhabung der Taue und der Segel; das Lichten der Anker; das Aussetzen eines Bootes u. dergl.

Manometer, Dichtigkeitsmesser, ist ein Instrument, dessen man sich mit Vortheil zur Bestimmung der Dichtigkeit der Luft bedient. Es wurde von Otto von Guericke erfunden und besteht aus einer Wage, an der ein Gewicht von sehr dichtem Material mit einer hohlen, luftleeren Kugel bei der mittlern Dichtigkeit der Luft im Gleichgewicht steht. Sobald die Luft dünner wird, muß die Kugel sinken, weil ihr Gewichtsverlust minder bedeutend wird als der ihres Gegengewichts; sobald die Luft dichter wird, steigt sie aus ähnlichem Grunde. Bedeutende Verbesserungen brachten an diesem Instrumente Fouchy und Gerstner an.

Mansard, François, berühmter franz. Architekt, geb. 1598 in Paris, gest. daselbst als königlicher Baumeister im Sept. 1666, gehört zu den verständigsten Künstlern seiner Zeit, dem die Verschönerung von Paris viel verdankt. Die gebrochenen Dächer, von ihm zuerst construirt, tragen noch jetzt seinen Namen, Mansards. Einfachheit und Gedrungenheit im Style und bei geringen Mitteln für Effect, Glanz und Pracht zeichnen diesen

Digitized by Google

Meister aus, dessen Talent bei der Kirche Val de Grace und dem Lustschlosse Maisons sich verherrlicht hat. — Sein Schwestersohn Jules Hardouin M., geb. 1645 zu Paris, schmückte in Ludwig's XIV. Sinn und Geschmack die franz. Städte; namentlich verdankt Versailles ihm jene Gebäude, in denen die künstlerische Neigung jenes Zeitalters sich aussprach. Das Invalidenhaus in Paris, der Platz Vendôme verdanken ihm unter andern ihr Entstehen. M. starb zu Marly den 11. Mai 1708.

Mansfeld. Dieses Geschlecht ist eines der ältesten und berühmtesten in Deutschland und stammt von den edlen Herren von Querfurt ab, welche, da sie nach dem Aussterben (1264) des alten Mansfeld'schen Geschlechts sowohl durch Heirath als auch durch Kauf dessen Güter an sich gebracht hatten, den Namen und zugleich die gräfliche Würde angenommen hatten. Die Enkel Burkhart's von Querfurt stifteten die Linien M. und Querfurt und 1475 entstanden die vorderortische und die hinterortische, so genannt nach den von ihnen bewohnten Abtheilungen des Schlosses zu M. Die letztere theilte sich in die mittelortische und hinterortische Linie, erlosch aber 1666; die vorderortische zerfiel durch die zahlreichen Kinder des Grafen Ernst's II. in eine Menge Linien, von denen die eislebische oder protestantische 1710 erlosch und die katholische oder bornstädtische die reichsfürstliche Würde erhielt, aber 1780 mit dem Fürsten Joseph Wenzel ebenfalls im Mannesstamme ausstarb. Die Tochter des letzten Fürsten vermählte sich mit dem Grafen Colloredo und brachte diesem die Allodialgüter und den Namen ihres Hauses zu (s. Colloredo-Mansfeld). Unter den alten Mansfeld'schen Grafen verdienen vorzüglich Erwähnung Hoyer, ein treuer Anhänger Kaiser Heinrich's V. Er überfiel den Pfalzgrafen Siegfried Wiprecht den Aeltern von Groitsch und Ludwig den Springer in Warnstädt bei Quedlinburg (1113) und nahm Wiprecht gefangen. In der Schlacht am Welfsholze, am 11. Febr. 1125, fiel er im Kampfe gegen den Grafen Wiprecht von Groitsch. — Albrecht, Graf von M., geb. 1480, war in dem Religionskriege eine der größten Stützen der Protestanten; führte mit seinem Bruder Gebhard XIX. die lutherische Religion ein (1525), stillte in demselben Jahre den Bauernaufruhr, stand in dem Schmalkaldischen Kriege dem Kurfürst Johann Friedrich zu Sachsen bei, schlug den Herzog Erich von Braunschweig bei Drachenburg, wurde aber 1547 von dem Kaiser aller Regalien entsetzt. Er vertheidigte 1551 die Belagerung von Magdeburg, wodurch er 1552 wieder zu seinen Landen kam und starb den 5. März 1560. — Volrath, Graf von M., Sohn des Vorigen, geb. 1520, kriegte 1552 gegen Herzog Heinrich zu Braunschweig, zog 1569 nach Frankreich, wo er in dem zwischen den Katholischen und Hugenotten vorgefallenen Treffen bei Montcontour durch seinen Rückzug einen großen Theil der deutschen Reiterei rettete und starb den 30. Dec. 1575. — Ernst, Graf von M., einer der kühnsten und genialsten Feldherren des 30jährigen Krieges, der zwar öfters geschlagen, aber nie überwunden wurde, geb. 1585, natürlicher Sohn des Grafen Peter Ernst von M., Statthalters von Luxemburg, und einer vornehmen Dame zu Mecheln, wurde von seinem Taufpathen dem Erzherzog Ernst von Oesterreich, Gouverneur der Niederlande, in der katholischen Religion erzogen, diente dem Kaiser Rudolf II. in Ungarn und dem Könige von Spanien in den Niederlanden, weswegen ihn auch Rudolf II. legitimirte, nahm aber, weil ihm die versprochene Belehnung der Güter seines Vaters verweigert wurde, 1610 die protestantische Religion an und wurde von nun an einer der gefährlichsten Feinde des Kaisers. Im J. 1618 führte er den Böhmen Hülfe zu und focht für die Sache des geächteten Kurfürsten Friedrich's V. von der Pfalz, wurde Generalfeldzeugmeister, nahm die Stadt Pilsen und ward deswegen vom Kaiser Matthias 1619 geächtet. Nach der Schlacht auf dem weißen Berge (1620), der er jedoch nicht beiwohnte, behielt er in Böhmen Anfangs noch Pilsen, Eger und Tabor besetzt, ward zwar 1621 von Tilly genöthigt, Böhmen zu verlassen, brachte aber in der Pfalz von Neuem ein Heer von 18,000 Mann zusammen, nöthigte den General Spinola, welcher die Pfalz, nach einem mit den Unirten errichteten Vergleiche, nur mit Zurücklassung eines Theils seiner Armee unter dem Generallieutenant Gonzales von Cordua verlassen hatte, die Belagerung von Frankenthal

Digitized by Google

aufzuheben, besiegte am 29. April 1622 die Bayern bei Mingolsheim und Wiesloch und belagerte Landau und Elsaß-Zabern. Im J. 1625 unternahm er einen Zug in die österreichischen Erbstaaten, ward den 25. April 1626 von Wallenstein an der Dessauer Brücke geschlagen, zog aber dennoch durch Schlesien und Mähren nach Ungarn, um sich mit dem Fürsten von Siebenbürgen, Bethlen Gabor, zu vereinigen, der ihn aber treulos verließ, daher er sein Heer auflösen mußte. Als er nun über Venedig nach England gehen wollte, starb er zu Uracowiz in Bosnien (nach Andern zu Zara) den 20. Nov. 1626 völlig gewaffnet und stehend, auf zwei seiner Officiere gestützt. Er wurde zu Spalatro begraben.

Mansfeld (die Grafschaft), war ehedem eine selbständige Herrschaft, die noch im 30jährigen Kriege eine wichtige Rolle spielte. Sie war in ältern Zeiten theils kursächsisches, theils kurbrandenburgisches Lehn gewesen. Die ganze Herrschaft war schon im 16. Jahrh. dergestalt verschuldet, daß die beiden Lehnsherren ihr Sequester setzen mußten; die brandenburgische Verwaltung dauerte von 1570 bis 1710, die sächsische bis 1780. Durch das im J. 1780 erfolgte Absterben des 1600 zum Fürsten zu Fondi erhobenen Grafen zu Mansfeld Heinrich Franz, mit dem der ganze Mannsstamm des gräflich Mansfeld'schen Hauses erlosch, fiel ein Theil an Kursachsen, der andere Lehnstheil an Kurbrandenburg, welches schon vorher eine Landeshoheit über den ihm zu Lehen gehenden Theil der Grafschaft ausgeübt hatte. Bei Errichtung des franz. Königreichs Westfalen wurden alle Theile der zerschnittenen Grafschaft diesem Reiche einverleibt. Nach dem Pariser Frieden aber 1814 und nach dem Tractate Preußens mit Sachsen ist die gesammte Grafschaft an das erstere abgetreten und sie bildet einen Theil des Herzogthums Sachsen, im Regierungsbezirk Merseburg, unter dem Namen des mansfelder See- und Gebirgskreises. Im erstern ist Eisleben, im zweiten die Stadt Mansfeld (auch Thal Mansfeld genannt) Kreisstadt. Beide Kreise haben zusammen einen Flächeninhalt von 20 Q.M., mit einer Seelenzahl von 63,000 in 7 Städten, 8 Vorstädten, 3 Marktflecken, 181 Dörfern und einigen Höfen und Weilern. Der Boden ist im Ganzen wellenförmig gelegt, hügeligt, ohne Berge und ohne bedeutende Flüsse als die an der Grenze vorbeiströmende Saale; er ist fruchtreich und seine Dammerde liefert Gemüse, Korn, Kartoffeln, Flachs; reicher ist der Bergbau an Kupfererz, Marmor, Thon, Stein; Mansfeld ist die reichste Silbergrube Preußens; im Jahr 1808 belief sich die Ausbeute des Silberwerks auf 14,294 Mark $11^{1}/_{24}$ Loth Silber, mithin $^{3}/_{4}$ mehr als in den übrigen Werken Preußens. Die Gruben sind schon seit 600 Jahren im Gange, namentlich im Gebirgskreise. Das Gebirge scheint ein einziges Schieferflötz zu bilden, in dem auf einer Tiefe von 160—280 Fuß Versteinerungen seltsamer Art gefunden werden. In dem Gebirgskreise allein werden 1900 Arbeiter beschäftigt, die dem Staate eine jährliche Ausbeute an Kupfer und Silber von 54,000 Thlr. schaffen. Außerdem ist der Ackerbau und die Viehzucht stark; im J. 1810 hatten beide Kreise 4225 Pferde, 46 Esel, 14,905 Hornvieh, 76,322 Schafe, 3405 Ziegen, 6014 Schweine, 1468 Bienenkörbe. Eisleben in der Nähe von den beiden Seeburger Seen ist durch die Geburt Luther's und Thal-Mansfeld als vormaliger Sitz der Grafen merkwürdig. Vgl. „Ausführliche topographische Beschreibung des Herzogthums Magdeburg und der Grafschaft Mansfeld" (Berl. 1785).

Mansfield, William Murray Graf von, geb. zu Perth in Schottland 1705, gest. 1793 auf seinem Landsitze zu Ken-Wood in der Nähe von Hampstead. Nach seinem Studium der Rechtswissenschaft zu Oxford und nachdem er Frankreich und Italien bereist hatte, ließ er sich in London nieder und verbreitete dort einen glänzenden Ruf mächtiger Beredtsamkeit. Nach einer zehnjährigen praktischtn Laufbahn wurde er 1742 Sollicitor-General, 1756 Lordoberrichter der Kingsbench und Mitglied des Geheimenraths. Sein Feuer für die Rechte des Thrones brachte ihn indeß mitunter in Gefahr. Im J. 1780 wäre er bald das Opfer des Volkshasses geworden. Im J. 1788 legte er seine Stelle als Oberrichter nieder und lebte bis zu seinem Tode in der Ruhe eines Privatmannes. Sein Leben gab Holliday (Lond. 1797) heraus.

Digitized by Google

Manso, Johann Kaspar Friedrich, rühmlich bekannt als deutscher Dichter und Prosaiker, als Uebersetzer, Humanist und Kritiker, ward geb. den 26. Mai 1759 zu Blasienzell im Gothaischen, erhielt im älterlichen Hause sorgfältigen Unterricht in den Schulwissenschaften, namentlich und mit vielem Erfolg im Lateinischen; das Griechische trieb der junge M. mit Liebe für sich, besuchte noch das Gymnasium zu Gotha und dann die Universität Jena, wo er sich der Theologie widmete. Zuletzt Erzieher im Hause des bekannten Rechtsgelehrten Hellfeld, ging M. zur Philologie und Philosophie über, bekleidete in Gotha eine Hauslehrer-, seit 1785 am dortigen Gymnasium eine Collaboratorstelle und später eine Professur. Im J. 1790 als Prorector an das Maria-Magdalenen-Gymnasium nach Breslau berufen, übernahm er 1793 als erster Professor und Rector die Leitung dieser Anstalt. Hier ist es, wo er mit Garve die freundschaftlichste Correspondenz unterhielt. Er starb den 9. Juni 1826. M. hat sich durch mehrfaches literarisches Wirken angenehm und verdient gemacht. In den zwei Bänden seiner „Vermischten Schriften" finden sich u. a. „Poetische Wälder", zwei Bücher „Vermischter Gedichte". Ein Lehrgedicht in drei Büchern „Die Kunst zu lieben". Seine „Epistel an Garve über die Verläumdung der Wissenschaften" verdient Lob wegen der Eleganz ihrer Diction. Wenn auch seine Uebersetzungen, als „Virgil's Landbau", „Bion und Moschus", „König Oedipus des Sophokles", dann „Das befreite Jerusalem" (nicht vollendet), etwas weit und frei erscheinen, so sind doch in denselben gelehrte Kenntnisse, ein empfängliches Gemüth und geläuterter Geschmack nicht zu verkennen. Von M.'s prosaischen Schriften nennen wir seine „Versuche über einige Gegenstände aus der Mythologie der Griechen und Römer"; seinen „Versuch zur Aufklärung der Geschichte und Verfassung von Sparta" (4 Bde.) und sein „Leben Konstantin's des Großen". Die „Vermischten Abhandlungen" (Bresl. 1821) sind hauptsächlich wegen der Darstellung interessant. Besondere Bedeutsamkeit aber besitzen M.'s letzte geschichtliche Arbeiten, namentlich seine „Geschichte des preußischen Staates seit dem Hubertsburger Frieden" (Frankf. a. M. 1819 flg., 3 Bde.) und seine „Geschichte des ostgothischen Reichs in Italien" (Bresl. 1824).

Mantegna, Andrea, einer der berühmtesten älteren italienischen Maler und Kupferstecher, ward geb. 1431 bei Padua. Von dem geschickten und begüterten Maler Franz Squarcione zu Padua an Kindesstatt angenommen und unterrichtet, führte er schon in seinem 17. Jahre ein Altarblatt für die Kirche St. Sophia zu Padua aus. Der große venetianische Maler Johann Bellino gab ihm seine Tochter zur Ehe. M. ging nach Mantua, erfreute sich hier der Gunst des Markgrafen Ludwig Gonzaga und eröffnete eine Schule. Für Gonzaga malte er das große Gemälde: den Triumph des Jul. Cäsar, für welches ein besonderer Palast erbaut, der Künstler aber zum Ritter geschlagen wurde. Es gilt für dieses Malers Meisterstück und befindet sich gegenwärtig in Hamptoncourt bei London. Papst Innocenz VIII. berief den M. nach Rom und trug ihm auf, eine lange Mauer im Belvedere zu verherrlichen. Hierauf vollendete M. eine Menge trefflicher Gemälde und ergriff die um diese Zeit durch einen Florentiner erfundene Kunst, von in Metallplatten gegrabenen Bildern Abdrücke auf Papier zu machen, um seine Gemälde auf diese Weise zu vervielfältigen. Er soll sich dabei der Zinnplatten bedient haben. Solcher Blätter besitzen wir (nach Bartsch, 1821) 23, welche wohl hinsichtlich der Zeichnung großes Lob verdienen, allein in Rücksicht auf Stich diesen in seinem ersten Keime zeigen. M. schrieb auch ein Buch über Baukunst. Eins seiner spätesten und vorzüglichsten Gemälde war die Madonna della vittoria. M. starb 1506 zu Mantua. In seinen Gemälden (in der Dresdner Gallerie findet sich von ihm eine Verkündigung) bemerkt man einen strengen und reinen Umriß, sowie die edele Einfalt der italienischen Schule; übrigens aber viel Gezwungenes und manches Unangenehme. Correggio soll einer seiner Schüler gewesen sein. Seine drei Söhne waren ebenfalls Maler und malten unter anderem die Kapelle, in welcher der Vater begraben wurde.

Mantel, s. Encyclop.

Mantinea (Mantinia), war einer der beiden Hauptstaaten Arkadiens. In älte-

Digitized by Google

rer Zeit hielt es sich meist zu dem herrschsüchtigen und mit Sparta rivalisirenden Argos. Die Lage des Landes wies die Bewohner auf eine demokratische Regierungsverfassung, die bald nach dem persischen Kriege und nach Auflösung alter Fürstenherrschaft mit Hülfe von Argos eingeführt und befestigt unter dem Namen einer Gaugenossenschaft (Synoikismos) der vier Landgemeinden mit einer städtischen bekannt ist. Durch die neue Verfassung gewann Mantinea einen Vorsprung vor seiner mächtigen Rivalin Tegea, die auf Seiten Spartas stand. Die Parrhasier wurden zu Perioken unterworfen. Der Gesetzgeber der Mantineer war Nikodromos, Geliebter des melischen Diagoras, dem auch das Hauptverdienst der neuen Organisation zugeschrieben wird (vergl. Aelian. V. H. 2, 22). Wenn schon die Gesammtheit Theil am Rathe hatte, so blieb die Vollziehung der Magistratswahlen doch einem bestimmten Collegium von Wahlherren. Im peloponnesischen Kriege schwankte Mantinea von Argos zu Athen, bald von Athen zu den Spartanern, je nach den Verhältnissen. Es kam sogar in seiner Nähe zu einer Schlacht 418, in der die Stadt Vieles erlitt. Nach diesem Kriege führte Sparta, welches als Siegerin über die Demokratie das oligarchische Princip allenthalben in Griechenland geltend zu machen suchte, auch in Mantinea die Oligarchie ein; die Gesammtstadt wurde aufgelöst und die zertrennten Theile kamen unter lakonistische Vorsteher (Xenoph. Hist. Gr. 5, 2, 7). Bald darauf trat Theben dem despotischen Verfahren Spartas kühn entgegen und Mantinea, welches zuerst das drückende Joch spartanischer Oligarchie abwarf, gab dem anrückenden Epaminondas Gelegenheit, in den Peloponnes einzufallen. Während der Zeit vereinigte Mantinea seine frühern Genossenschaften zu einer Gesammtheit, baute seine Mauern wieder auf und lud die sämmtlichen Arkadier ein zu einer Volksgesammtheit gegen das herrschsüchtige Sparta: der Vorschlag wurde durch den edlen Mantineer Lykomedes verwirklicht. Epaminondas fiel die Spartaner kräftig an und bei Mantinea kam es zu einer unentschiedenen Schlacht (362 v. Chr.), in der bekanntlich Epaminondas fiel. Wie nach dieser Zeit das griechische Leben allenthalben stockte, so gerieth auch Mantinea in sichtbaren Verfall, so daß es der macedonische König Antigonus Doson leicht zerstören konnte 224 v. Chr. Die neuern Reisenden haben noch Trümmer von der alten Herrlichkeit aufgesucht.

Manto, eine Tochter des Sehers Tiresias aus Theben und selbst Seherin, wurde, als die Epigonen Theben erobert, von diesen mit andern Kriegsgefangenen dem Delphischen Apollon geweiht. Dieser schickte sie wieder nach Kleinasien, wo sie sich mit dem Kreter Rhakios vermählte und demselben den Mopsos (s. d.) gebar; auch gründete sie das Heiligthum und Orakel des klarischen Apollon unweit Kolophon. — Manto, die Tochter des Herakles, ebenfalls eine Seherin, soll von der Mantua den Namen bekommen haben.

Mantua, ital. Mantova, ehemaliges Herzogthum in der Lombardei, bildete bis 1848 mit den kleinen Fürstenthümern Castiglione und Solferino eine Provinz des Gouvernements Mailand und zählte auf 27 QM. 260,000 E. Unter den Römern stand das Land in hoher Blüthe. Nach dem Untergange des röm. Staats besetzten es die Gothen, dann die Longobarden, von denen es die fränkischen Könige eroberten; unter Otto dem Großen kam M. an das deutsche Reich und wurde als kaiserliches Lehen nach und nach dem Este, der Markgräfin Matilde von Toscana, später dem Bonacorsi und um die Mitte des 15. Jahrh. dem Gonzaga (s. d.) ertheilt. Der letzte Herzog aus dem Hause Gonzaga, Karl IV., verfiel 1705 in die Reichsacht, weil er in dem spanischen Erbfolgekriege die franz. Partei ergriffen hatte und starb 1708 zu Padua ohne Erben. Seitdem blieb Oesterreich im Besitz des Landes und vereinigte es 1785 mit den mailändischen Landschaften, woraus die österreichische Lombardei entstand. Im J. 1797 wurde es zur Cisalpinischen, dann zur Italienischen Republik und 1805 zum Königreich Italien geschlagen. Im J. 1814 nahm es Oesterreich wieder in Besitz. — Mantua, Hauptstadt der Provinz, ist eine der stärksten Festungen in Europa. Die Stadt liegt in einer Ebene von Wasser und Sümpfen eingeschlossen, wird durch das abgesonderte Pradella, durch die befestigte Insel Cerese und durch zwei befestigte Vorstädte sehr geschützt. Die Stadt zählt in 2650 Häusern gegen 25,000 E., hat breite, regelmäßige Straßen, schöne Plätze, Kirchen und

Digitized by Google

Paläſte und iſt überhaupt in der neuern Zeit ſehr verſchönert. Der ſchönſte Platz der Stadt iſt der Virgilsplatz (Foro Virgiliano). Der Platz, wo Andreas Hofer erſchoſſen ward, iſt mit vier Lindenbäumen bepflanzt. Von den Gebäuden zeichnen ſich aus der ehemals herzogliche Palaſt, den Napoleon zum kaiſerlichen Palaſte erklärte, der Palaſt del Te in einem Platanenhaine mit trefflichen Gemälden aller Art geziert, der Palaſt des Grafen Acco, der Teufelspalaſt, der Palaſt Colloredo, das Virgil'ſche Amphitheater, die Kathedralkirche, die Mühle der 12 Apoſtel, die Akademie der Wiſſenſchaften und Künſte ꝛc. Das Lyceum beſitzt eine Bibliothek von 80,000 Bänden. Die Einwohner beſchäftigen ſich mit Verfertigung verſchiedener Waaren und treiben Handel. Die Stadt ward dreimal erobert, 1630 durch die Kaiſerlichen, 1796 durch die Franzoſen und 1799 durch die Oeſterreicher, welche ſie aber 1801 wieder an Frankreich abtraten. In der Nähe der Stadt liegt das Dorf Pietola (Andes), merkwürdig als Virgil's Geburtsort. Vgl. Suſani „Nuovo prospetto delle pitture, sculture, architetture etc. di M." (Mant. 1830). — Das ſogenannte Mantuaniſche Gefäß war ein großer zu einer Camee mit zwölf Figuren geſchnitzter Onyx von 6 Zoll Breite und $2^1/_2$ Zoll Stärke im Durchmeſſer, der ein Gefäß von ſehr gefälliger Form bildete. Die vollendete Arbeit ſtellte die Thesmophorien dar. Im J. 1630 wurde dieſes überaus koſtbare Gefäß bei der Plünderung M.'s durch das kaiſerliche Heer von einem Soldaten erbeutet, der es dem Herzog Albrecht von Sachſen-Lauenburg, einem der Befehlshaber des Heeres, für 100 Ducaten verkaufte. Durch Vermächtniſſe kam es an das Haus Braunſchweig und befand ſich lange im herzoglichen Muſeum zu Braunſchweig. Während des Kriegs von 1806 war es in England, nach Andern in Petersburg; ſeit der Revolution von 1830 iſt es abhanden gekommen.

Mantus, ein unterirdiſcher tuskiſcher Gott, den und deſſen Gattin jeder aus dem Leben Scheidende zu ſcheuen hatte. Wahrſcheinlich war es eine Perſonification der Schrecknisſe des Todes und der Unterwelt. Auf etruskiſchen Todtenkiſſen wird er dargeſtellt in Geſtalt eines vierſchrötigen Mannes mit Satyrohren, gewöhnlich geflügelt, in hochgeſchürzter Tunica, zuweilen mit einem Schwerte, faſt immer mit einem Hammer verſehen, und einen Todten, der gewöhnlich verhüllt zu Pferde ſitzt, abholend.

Manual, im Allgemeinen ſo viel als Handbuch oder Memorial, heißt im Rechnungsweſen dasjenige Buch, worin die Ausgaben und Einnahmen nicht nach chronologiſcher Ordnung, wie im Kaſſenbuche oder Journal (ſ. d.), ſondern nach den Quellen und verſchiedenen Zwecken (nach Titeln und Capiteln) eingetragen werden.

Manualacten oder Privatacten heißen die Proceßſchriften, ſowohl die eigenen wie die gegenſeitigen, welche der Sachwalter eines Proceſſes aufzubewahren verbunden iſt. Gehen die gerichtlichen Acten durch irgend einen Zufall verloren, ſo werden ſie unter Zuziehung der Parteien aus den Manualacten ergänzt. Der Sachwalter darf dieſelben, wenn ſein Auftrag beendigt iſt, wäre es auch durch Zurücknahme, wenigſtens nach der richtigern und des Sachwalters würdigern Anſicht, nicht eher an die Partei herausgeben, als bis er wegen ſeiner Gebühren und Auslagen befriedigt iſt.

Manuel, Jacq. Ant., berühmt als franz. Kammermitglied während der Reſtauration, geb. zu Barcelonette am 10. Dec. 1775, trat, obgleich er Anfangs für den Handel beſtimmt war, 1793 in die Armee, widmete ſich aber, nachdem er ſchon den Grad eines Capitäns erlangt, nach dem Frieden von Campo Formio der advokatoriſchen Laufbahn. Nicht ohne Erfolg wirkte er in dieſer Eigenſchaft erſt zu Digne, dann am Apellhofe zu Aix. Als er während der hundert Tage zum erſten Mal Paris beſuchte, empfing er die Nachricht, daß ihn das Departement der niedern Alpen in die Kammer gewählt habe. Zögernd nahm er dieſe Ehre an und beobachtete längere Zeit ein gänzliches Stillſchweigen. Erſt nach der Schlacht von Waterloo erhob er ſich plötzlich und zeigte ſich als großer Redner und kühner Patriot. „Dieſer junge Mann," rief das alte Conventsmitglied Cambon aus, „fängt da an, wo Barnave aufhörte." Mit der zweiten Reſtauration beſchloß M., ſich in Paris niederzulaſſen, wurde aber von der Advokatencorporation als ein liberaler Charakter von den Gerichtsverhandlungen ausgeſchloſſen. Obſchon er ſich hierdurch blos

Digitized by Google

auf Privatconsultationen beschränkt sah, gelangte er doch bald zu Ruf und ausgedehnter Praxis. Bei den Wahlen von 1818 wählte man ihn in dem Departement Finisterre und in der Vendée zugleich. Er entschied sich für letztere und nahm in der Kammer seinen Sitz zur äußersten Linken. Hier zeigte er sich nicht nur als einen glühenden Vertheidiger constitutioneller Rechte, sondern ergriff auch in allen Zweigen der Verwaltung das Wort und legte außerordentliche Kenntnisse an den Tag. Mit der Stärke und dem Hasse seiner Gegner wuchs seine Kühnheit, seine Festigkeit und Begeisterung. Schon oft hatte er sich das Mißfallen der Majorität zugezogen und man wartete nur auf eine Gelegenheit, um sich seiner zu entledigen. Diese bot sich in der Sitzung von 1823 bei den Verhandlungen über den Feldzug nach Spanien dar. Am 1. März hielt M. eine feurige Rede, die einen maßlosen Tumult verursachte, weil die Ultras in seinen Worten eine Vertheidigung Derer, welche Ludwig XVI. zum Tode befördert, wahrnehmen wollten. Vergebens versicherte er seine monarchische Gesinnung und wiederholte die Phrase; er wurde zur Ordnung verwiesen. Am nächsten Tage schlug Labourdonnaye seine Austreibung aus der Kammer vor, die am 3. März auch durchging. Dessenungeachtet erschien M., über diese Procedur empört, am 4. März auf seinem Sitze und erklärte dem Präsidenten, daß er nur der Gewalt weichen würde. Man rief einen Unteroffizier der wachhabenden Nationalgarde, Namens Mercier, herbei, der aber seine Hand nicht an den Deputirten legen wollte. Gendarmen mußten hierauf eintreten, die ihn in der That aus dem Saale schleiften. Sämmtliche Mitglieder der Linken folgten. M. war weit entfernt, die brutale Gewaltthat, welche den Bourbons in der öffentlichen Meinung einen harten Schlag versetzte, für seine Person auszubeuten. Er zog sich zurück und starb am 20. Aug. 1827 zu Maisons. Seine Leiche, die man auf dem Kirchhofe Père-Lachaise zu Paris bestattete, wurde von mehr als 100,000 Menschen begleitet.

Manuel, Nicolaus, genannt Deutsch, Künstler, Staatsmann, Dichter und Soldat, wurde wahrscheinlich im J. 1484 geboren. Man vermuthet, er sei der uneheliche Sohn eines vielleicht aus dem Süden stammenden Emanuel de Alamannis gewesen, aus dessen Namen er den seinigen entlehnt habe. Als Künstler scheint er in der Kolmarer Schule Martin Schön's seine Bildung empfangen zu haben; später, wahrscheinlich um 1511, wurde er für einige Zeit in Venedig Tizian's Schüler. Darauf siedelte er sich in Bern an, ward Mitglied des Raths und nahm als solches sowohl an den italienischen Feldzügen, wie an den reformatorischen Kämpfen der Schweiz einen thätigen Antheil. Bald nach dem Siege der Reformation in Bern starb er im J. 1530. Sein Hauptwerk, ein auf die Umfangsmauer der dortigen Dominicanerkirche gemalter Todtentanz, ist nur noch in Copien vorhanden und unterscheidet sich in der Auffassung nicht wesentlich von ähnlichen Darstellungen in Basel, Lübeck und anderwärts; das bedeutendere Vorwalten der Landschaft deutet wohl auf venetianische Einwirkung. Von seinen Oelgemälden und Zeichnungen finden sich die meisten in Bern und in Basel. Sein Styl hängt noch ganz deutlich mit der scharfen und strengen Formbezeichnung der Kolmarer Schule zusammen; seine geistreiche Subjectivität aber macht sich geltend durch Heiterkeit der ganzen Darstellung und durch einen oft bizarren Humor. In den Zuthaten und in der Kleidung ist er bunt und überladen; den Modeprunk seiner Zeit beutet er oft bis ins Unerlaubte aus. Vgl. Grüneisen „Nic. M." (Stuttg. u. Tüb. 1837).

Manuel, Pierre Louis, franz. Conventsdeputirter und Revolutionsmann, geb. 1751 zu Montargis, lebte nach vollendeten Studien als Hauslehrer und Schriftsteller zu Paris und ward wegen eines gegen Geistlichkeit und Regierung gerichteten Pamphlets in die Bastille gesetzt. Nachdem er seine Freiheit wieder erlangt hatte, wendete er sich mit Leidenschaft der ausbrechenden Revolution zu. Schon nach den Ereignissen vom Juli 1789 trat er in den provisorischen Gemeinderath von Paris, an dessen Spitze Bailly (s. d.) stand. Hierdurch erhielt er Gelegenheit, aus den Papieren der Polizei die Schrift „La police devoilée" (2 Bde., Paris 1791) abzufassen, die große Abscheulichkeiten aufdeckte. Als eifriger Jacobiner wurde er gegen das Ende des J. 1791 Gemeindeprocurator, wäh-

Digitized by Google

rend Pétion (s. d.) das Amt des Maire versah. In dieser Stellung betheiligte er sich gewaltig am Umsturze des Thrones und leitete die Unruhen vom 20. Juni und 10. Aug. 1792. Nach der letztern Katastrophe mußte er den König in den Templethurm schaffen, wobei er sich einer förmlichen Einkerkerung desselben vergebens widersetzte. Vielleicht mit Unrecht beschuldigten ihn seine Feinde der Anstiftung und Theilnahme der Septembergreuel. Gewiß ist es, daß er viele angesehene Personen rettete und später vom Convent verlangte, man möchte die während der Metzelei Entwichenen nicht als Emigranten betrachten. Von der Hauptstadt in den Convent gesendet, verlor er seine Popularität, indem er vorschlug, daß der Präsident in den Tuillerien wohnen solle. Am 7. Oct. 1792 mußte er Ludwig XVI. die Errichtung der Republik eröffnen und denselben der äußern Zeichen der königlichen Würde entkleiden, was er ohne Roheit vollzog. Seitdem handelte er merkwürdigerweise stets im Interesse des unglücklichen Monarchen. Bei der Abstimmung über dessen Verurtheilung drang er auf Einsperrung und äußerte in der Verhandlung über die Appellation ans Volk: „Das Recht über Leben und Tod gehört der Natur; der Despotismus hat ihr das Recht genommen, aber das Volk wird es ihr wiedergeben.“ Von der Bergpartei des Betrugs bei Einsammlung der Stimmen beschuldigt, wurde er auf der Stelle infam erklärt und mußte den Convent unter Mißhandlungen verlassen. Er ging nach Montargis, wo er im März 1793 von einer wüthenden Rotte fast todt geschlagen worden wäre. Im August ließ ihn der Convent verhaften und nach Paris bringen. Zuvörderst mußte er im Processe der Königin als Zeuge auftreten, wobei er sich rücksichtsvoll und edel benahm, obgleich das Beil auch über seinem Haupte schwebte. Am 15. Nov. stellte man ihn selbst vor Gericht, beschuldigte ihn, der Urheber der Septembergreuel gewesen zu sein, legte ihm aber auch zur Last, daß er mehrere Schlachtopfer gerettet habe. Er wurde zum Tode verurtheilt und am 16. Nov. 1793 hingerichtet. Seine Schriften sind ohne Bedeutung. Ohne Erlaubniß der Betheiligten gab er auch die „Lettres de Mirabeau à Sophie“ (4 Bde., Paris 1792) heraus.

Manufacturen, s. Fabriken.

Manumission, s. Freigelassene.

Manuscripte, s. Handschriften.

Manutius, italien. Manucio oder Manucci, Vater, Sohn und Enkel, widmeten im 15. und 16. Jahrh., zur Zeit als die Wissenschaften wieder auflebten, ihre Talente mit begeisterter Kunstliebe in sicherem und lauterem alterthümlichen Geschmack den humanistischen Wissenschaften. Aldus Pius Manutius, auch Romanus oder der Aeltere genannt, zu Bassano 1446 geboren, in Ferrara und Rom gebildet, gründete 1488 die Aldinische Druckerei in Venedig, wo er durch Einführung der Cursiv- und Antiquaschrift und einer bessern Interpunction den Druck verbesserte. In Venedig war er zugleich öffentlicher Lehrer, die ersten griechischen Bücher aus seiner Presse waren „Musäos“ und des Laskaris griechische „Grammatik“ (1494). Die beträchtliche Reihe griechischer und römischer Classiker, welche neben italienischen und wissenschaftlichen Büchern aus seiner Officin hervorgingen, zeichnen sich insgesammt durch äußere Schönheit, oft auch durch Correctheit aus, wenn auch für strengere Richtigkeit der Texte nach festen Grundsätzen nicht immer gesorgt werden konnte. Er stiftete 1500 in seinem Hause eine gelehrte Gesellschaft, in welcher die abzudruckenden Werke und die Verbesserungen ihrer Texte besprochen wurden. Vgl. „A. P. Manutii scripta tria rarissima a I. Morellio denuo ed. Bassano“ (1806). In dieser Gesellschaft waren unter Anderen A. Navagero, P. Bembo, Coccio Sabellico, M. Musuros, Scipio Forteguerra oder Karteromachos aus Pistoja, Lehrer des Griechischen in Venedig und Rom (geb. 1467, gest. 1513), Urbino Valeriano Bolzani aus Belluno (geb. 1440, gest. 1524), einer der gelehrtesten griechischen Sprachlehrer und Verfasser einer vielgebrauchten griech. Grammatik, die bei Manutius seit 1497 in vielen Auflagen erschienen ist. Krieg löste die Verbindung auf und M. verließ 1506 Venedig; ungeachtet er sein ganzes Vermögen verlor, gründete er doch 1512 wieder eine neue Druckerei und war im Begriff eine Bibel in drei Sprachen herauszugeben, als der Tod durch Meuchel-

Digitized by Google

mord 1516 seiner Betriebsamkeit ein Ende setzte. Von seinen Schriften sind außer den lateinischen Uebersetzungen aus dem Griechischen, außer Vorreden und Anmerkungen zu vielen Classikern, noch zu erwähnen: „Alphab. graec." (1495, Fol.), „Institutiones graec. grammat." (von Musuros 1515 in 4. herausgegeben), „Dictionar. graecum" (1497, 1525, Fol.), „Institutt. grammatt. lat." (1501, 4.). Vorzüglich sind seine Pergamentdrucke, namentlich ist die Schwärze vortrefflich. — Sein dritter Sohn, Paul Manucio, geb. in Venedig 1512, gest. den 6. April 1574 (nach Andern 1573), setzte die rühmliche typographische Betriebsamkeit seines Vaters fort, nachdem er den Druck der Kirchenväter in der apostolischen Druckerei in Rom eine Zeit lang geleitet hatte. Unter den zahlreichen guten Ausgaben der alten Classiker zeichnet sich die des Cicero mit einem reichen Index aus. Alsdann eine lateinische Uebersetzung der „Philippika" des Demosthenes, „Abhandlungen" und die seit 1557 mehrmals erschienenen „Litterae et praefationes". — Sohn desselben war Aldus Manutius der Jüngere, geb. 1547, gest. 1597 am 8. Oct.; früh reif schrieb er schon im 14. Jahre eine Abhandlung über die lateinische Orthographie, war darauf Lehrer der alten Sprachen in Venedig, Pisa, Rom und Bologna und verfaßte mehrere schätzbare Schriften über Gegenstände des classischen Alterthums, wie „De Senatu Romano"; „Veterum notarum explanatio" (1566); „De quaesitis per epistolam 1576" u. a. im Thesaur des Grävius. Dabei war er aber so verarmt, daß er die prächtige Bibliothek seiner Vorfahren von 80,000 Bänden an Pisa verkaufen mußte. Er steht seinem Vater und Großvater an Kenntniß und Bescheidenheit weit nach.

Manzoni, Alessandro, italien. Trauerspieldichter und Lyriker, ist zu Mailand 1784 geboren. Sein Vater war Graf, aber ohne Bildung, seine Mutter die geistreiche Tochter des berühmten Beccaria. Zunächst machte sich M. durch seine „Versi sciolti" (Paris 1806) auf den Tod seines Pflegevaters, Carlo Imbonati, bekannt. In seinen „Inni sacri" (1810), die jenen zunächst folgten, schuf er eine neue Art Lyrik. Seine Tragödie „Il conte di Carmagnola" (Mail. 1820), in welcher er die Fesseln der franz. Schule abwarf, fand nicht blos in Italien großen Beifall, sondern wurde auch von englischen Kritikern und unter den Deutschen selbst von Goethe ausgezeichnet. Ihr folgte 1823 die Tragödie „Adelgis". In beiden Stücken bedient sich M. des Chors. Auch seine kleinern Gedichte, darunter namentlich eine Ode auf Napoleon's Tod, „Cinq Mai" (1823), trugen bei, seinen Ruhm zu erhöhen. Das größte Aufsehen in Italien aber erregte er durch seinen historischen Roman „I promessi sposi, storia milanese del sec. XVII." (3 Bde., Mail. 1827; deutsch von Bülow, Leipz. 1827, von Leßmann, 3 Bde., Berl. 1827—28), worin in einer schönen Sprache das lombardische Bauernleben in der Geschichte des Seidenwebers Renzo vom Comersee geschildert wird. Diese Dichtung erschien neuerdings von M. selbst im Style vielfältig umgearbeitet (3 Bde., Mail. 1842) mit einem Anhange „Storia della Colonna infame", worin M. in Beziehung auf denjenigen Theil seines Romans, welcher von der Pest in Mailand im J. 1630 handelt, die Richter in jener Sache des Justizmordes anklagt und, als würdiger Enkel Beccaria's, gegen die Tortur, die in Italien noch nicht völlig abgeschafft ist, kämpft. Seit vielen Jahren lebt M. in tiefer Abgeschiedenheit nur seiner Familie und seinen christlichen Betrachtungen als eifriger und strenger Katholik. Von dieser seiner Richtung zeugen seine „Osservazioni sulla morale cattolica" (Flor. 1835; deutsch von Anspach, Köln 1835). Seine „Opere" wurden mit kritischen Bemerkungen herausgegeben von Nic. Tommaseo (5 Bde., Flor. 1828—29).

Mappiren, s. Zeichnenkunst.

Mara, Gertrude Elisabeth, geb. Schmehling, die große Sängerin, geb. 1749 zu Kassel, gest. 1833 in Esthland auf einem Landgute, wurde von ihrem Vater, Stadtmusikus in Kassel, in der Gesangeskunst unterrichtet und zeigte schon früh in Concerten und Opern ihr eminentes Talent. In Leipzig unter Haller, in Dresden 1768, in Berlin 1771, 1782 in Wien, zwei Jahre später in London, endlich 1788 zu Turin und Venedig, in Petersburg und Moskau 1808, in welcher letzten Stadt ihr Vermögen zu Grunde ging,

erntete sie Lorbeeren ein und war die allgemein bewunderte Sängerin der damaligen Zeit. Lieblichkeit und tiefes Studium bei ihrer sehr umfangreichen Stimme und einen klaren, einfachen Vortrag, ohne Schnörkel, Gefühl und Kunstfertigkeit rühmen ihr die Kritiker nach. In den letzten Jahren ihres Lebens beschäftigte sie sich mit Gesangsunterricht.

Marabu, eine indische Reiherart, dessen sehr feine, flaumenartige, weiße Federn zum Kopfputz der Damen gebraucht werden. Auch heißen so in Brasilien die Kinder, welche in zweiter Generation von dem Sohne eines Mulatten und einer Negerin, mit einer Mulattin erzeugt werden.

Marabut, eigentlich Murabet (ausgesprochen Mrabet), wird von den Moslimen in Afrika Jeder genannt, dem sie eine größere Bildung als den gewöhnlichen Menschen zuschreiben. Wegen der höhern Weisheit, die man ihnen zutraut und auch wegen ihres oft geheimnißvollen Wesens, hält man sie für gottbegeisterte Menschen. Sie verheirathen sich und auf den ältesten Sohn vererben die ganzen Rechte des Vaters. Jeder Stamm, jede Stadt und oft jedes Dorf hat seine M., die von den reichen Gaben der Gläubigen leben und dafür beten und Raths ertheilen. Sie haben Rechte wie kein Anderer; sie allein können Frauen mit entblößtem Antlitze vor sich sehen und an ihnen selbst Gefallen finden, wofür ihnen der Gatte zu ihren Füßen nur seinen Dank bringt. Jeder M. hat seinen besondern Wirkungskreis: der Eine beschützt die Heerden, der Andere die Ernte ꝛc. Jeder Dienst des M. wird mit einem reichen Geschenk gelohnt; jedes ihrer Bedürfnisse muß von dem, der es kann, befriedigt werden. Fremdes Eigenthum ist auch ihr Eigenthum. Diese hohe Achtung folgt ihnen selbst ins Grab: man begräbt sie mit aller Pracht; auf das Grab kommt ein künstlich aus Holz gearbeiteter Sarkophag und darum eine viereckige Kapelle mit einem gewölbten Dache. Innen brennt immer eine Lampe und den heiligen Reliquienschrein schmücken Fahnen. Gläubige flehen noch hier seinen Schutz an und legen ihre Opfer am heiligen Schreine nieder. Neben dem Grabe steht stets eine Palme und oft ein heiliges Gebüsch. So groß ist der M. Ansehen, am größten bei den Bewohnern der Barbarei, bei denen sie selbst über Frieden und Krieg gebieten. Diese Menschen benutzen schlau und geschickt die Leichtgläubigkeit ihres Volkes, um es auszusaugen und halten sich wirklich für von den übrigen Menschen ganz verschiedene Wesen, weil sie gewohnt sind, sich so oft Weise, Heilige ꝛc. nennen zu hören, daß sie zuletzt wirklich glauben, dieses zu sein. Nicht selten sind mehrere von ihnen vollkommen verrückt.

Marañon, der größte Fluß der Erde, entspringt unter 12° südl. Br. aus dem See Llauricocha auf den Andes von Peru, 12,000 F. über dem Meere, läuft Anfangs nördlich, wendet bei Jaen sich östlich, wird bald darauf schiffbar und nimmt außer vielen andern Seitenströmen den in Bolivia viel südlicher entspringenden Ucayale auf, der daher bisweilen als eigentlicher Quellenfluß betrachtet worden ist. Er heißt von Tabatinga bis Rio negro Solimoens, weiter hinab Amazonenstrom und fällt fast unter dem Aequator mittels einer 35 M. breiten Hauptmündung in das Atlantische Meer. Alle von dem östlichen Abhange der Andes von Pasto bis Cochabamba, von der Nordseite der Gebirge von Matto grosso und Minas, und von dem Westabfalle Guyanas herabfließende Gewässer fließen früher oder später in diesen Riesenstrom, der an 500 M. lang, bis an die Andes schiffbar, die herrlichsten und fruchtbarsten, meist aber unbewohnte Länder Südamerikas durchschneidet und in spätern Zeiten für jenen Welttheil noch weit größere Wichtigkeit erlangen wird, als der Mississippi für den nördlichen Continent. Entdeckt wurde der Marañon durch Pinzon 1498 und zuerst befahren bis an seine Mündung von Orellana im Jahre 1541, dann von Acuña, ferner in der Mitte des 18. Jahrh. von Condamine, 1820 von Spix und Martius bis Tabatinga, 1831—32 von Pöppig von den Andes bis Pará, 1829 von Maw und 1834 von Smyth, welche Reisende mehr oder minder umfängliche Berichte über jene Fahrt veröffentlicht haben.

Marasmus, s. Atrophie.

Marasquino oder Maraschino, ein feiner italien. Liqueur, wird von zerstoßenen sauren Kirschkernen und Branntwein abgezogen. Am bekanntesten sind der Maras-

Digitized by Google

quino de Zara, aus Zara in Dalmatien, und der aus Corsica. Auch wird er in Deutschland fabricirt.

Marat, Jean Paul, geb. 1744 zu Baudry im Fürstenthum Neufchatel, von calvinistischen Aeltern, hatte Arzneikunst studirt und lebte mit Ausübung derselben beschäftigt, in gänzlicher Dunkelheit zu Paris, bis der welterschütternde Stoß der Revolution auch ihn, gleich so manchem andern Dämon der Finsterniß, ans Tageslicht förderte. Die meisten Schriftsteller, welche von diesem, in seiner Art fast einzigen Menschen erzählt haben, haben ihn als einen Marktschreier dargestellt, verzehrt vom Elende und unaufhörlich dem äußersten Elende preisgegeben; und er selbst hat ein so scheußlich Andenken hinterlassen, daß Niemand bis jetzt es wagen mochte, die Schande, welche seinen Namen umhüllt, forschungsweise anzutasten. Dennoch, wenn man ihn, abgesehen von den Verbrechen seiner revolutionären Thätigkeit, betrachtet, muß man einräumen, daß er weder ohne natürliche Anlage, noch selbst ohne ausgedehnte Kenntnisse war. Verschiedene Schriften, die vor dem Jahre 1789 von ihm erschienen, geben Zeugniß davon, so u. a. „Les chaines de l'esclavage" (Et inb. 1774, 8); „De l'homme, ou des principes ou des lois de l'influence de l'ame sur les corps et des corps sur l'ame" (Amsterd. 1775, 3 Bd., 12.); worüber Voltaire eine Kritik in die Gazette littéraire einrücken ließ; „Découvertes sur le feu, l'électricité et la lumière etc. 1779"; „Recherches sur l'électricité médicale" (Paris 1784); eine von der Akademie zu Rouen gekrönte Preisschrift: „Notions d'optique élémentaires, 1784" etc. etc. — Es kommt hier nicht darauf an, zu entscheiden, ob die Systeme, welche M. in seinen Schriften aufstellt, Paradoxen seien und ob Newton, dessen Principien er bekämpft und dessen Wahrnehmungen er als falsch darstellen will, nicht eine zuverlässigere Autorität darbiete, als die seinige ist, wenigstens was den mathematischen Theil anbetrifft: denn nicht M., der Anatomiker oder Physiker ist es, von dem in dieser Skizze die Rede sein soll, sondern Marat der Revolutionär. Wenn man ihn in der erstern Beziehung betrachtete, so würde man einräumen, daß seine Schriften nicht ohne Scharfsinn sind und daß sie anhaltende Studien beurkunden; sein Styl selbst ist nicht ohne Vorzüge. Im Uebrigen war die Lebensweise M.'s bis zur Revolution einfach und ziemlich ordentlich. Er nannte sich Doctor, hatte dabei den Titel eines médecin des gardes du corps des Grafen von Artois und schien nur mit seinen physikalischen Untersuchungen und solchen Dingen, die auf seine Wissenschaften Bezug hatten, beschäftigt zu sein. Als aber die Unruhen ausbrachen, ging eine plötzliche und schreckliche Verwandlung mit ihm vor. Vom ersten Augenblicke an zeigte er sich als einen der verwegensten und wildesten Demagogen. Er war ein kleiner Mensch, von abenteuerlicher Gestalt, kaum fünf Fuß hoch; seine Gesichtszüge wie verzerrt von dem bösen Geiste der Revolution; in seinen Augen ein Ausdruck rasender Starrheit, welcher zu gleicher Zeit Mitleid und Schauder erregte. — Wohnhaft in dem Quartier Saint-André-des-Arcs, machte er sich zuerst in den Volksversammlungen dieser Section durch die Maßlosigkeit seiner Anträge bemerkbar. Sie verfehlten nicht, sich sogleich den Beifall des Pöbels zu gewinnen; allein die Verständigen besaßen damals noch einigen Einfluß und seine Uebertreibungen flößten ihnen Anfangs nur Verachtung ein. Man machte sich offen und ohne Rückhalt über ihn lustig und wenn die Sitzungen zu Ende waren, drängte man ihn beim Hinausgehen, stieß ihn und trat ihm auf die Füße. Derlei Neckereien brachten ihn denn nicht wenig in Wuth; er schrie aus Leibeskräften und klagte sie vor dem Volke als Meuchelmörder und Aristokraten an, die sich dergestalt auf seine Kosten belustigten. — Wer hätte es damals glauben sollen, daß dieses Subject, so dem allgemeinen Hohne preisgegeben, bald der Schrecken eines der mächtigsten Völker Europas sein würde? Allein er hatte einmal die Aufmerksamkeit des Pöbels auf sich gezogen und diese Bemerkung entging denjenigen keineswegs, die aus seiner Tollheit Vortheil zu ziehen beabsichtigten. Sie sahen ein, daß M. in ihren Händen ein höchst brauchbares Werkzeug abgeben könne und darum bemächtigten sie sich seiner. Danton, der so eben den Club der Cordeliers ins Leben gerufen hatte, zusammengesetzt aus allen Besessenen, die er nur hatte auftreiben können, führte M. darin ein, welcher nun vermittelst eines Journals „Ami du

peuple" betitelt, der Ausposauner und Lobredner aller der Schandpläne wurde, welche je von diesem Vereine ausgeheckt worden. Nie hat wohl eine periodische Schrift sich solche Lügen und deren so viele erlaubt, als dies Blatt, das für die niedere Volksklasse von Paris sich zu einer Art Orakel erhob. Es erschien gleich nachher, als die drei Stände sich zu einer Versammlung vereinigt hatten. M. zeigte sich darin nicht als der Anhänger dieser Versammlung und man betrachtete ihn damals gewissermaßen nur als den verächtlichen Schreier einer Partei, welche dahin strebte, jene Versammlung aufzulösen, um ein andres System geltend zu machen. Im Monat August 1789 erklärte er öffentlich, daß man achthundert Deputirte an achthundert Bäume im Garten der Tuillerien aufhängen müsse und er stellte Mirabeau auf seiner Liste obenan, weil dieser vorgeschlagen hatte, die Armee aufzulösen und nach einem neuen Plane zu reorganisiren. Malouet klagte den Verwegenen darum an und verlangte, daß er der Gerechtigkeit übergeben werde; allein Mirabeau war der Meinung, daß er nur mit Verachtung zu strafen sei, und ließ zur Tagesordnung übergehn. Der Pariser Gemeinderath jedoch gab einen Verhaftsbefehl gegen ihn aus, La Fayette ließ seine Wohnung besetzen und nur durch Danton's Hülfe gelang es ihm zu entwischen. Der Schlächter Legendre verbarg ihn in seinem Hause; mehrere Male mußten die Keller des Klosters der Cordeliers, dessen die Clubisten sich bemächtigt hatten, ihm zum Zufluchtsorte dienen; endlich fand er ein sicheres Unterkommen bei der Schauspielerin Fleury. Allein diese Verfolgungen dienten nur dazu, seinen Muth auf einen höhern Grad zu treiben; sein Blatt, das blos einen einzigen Tag ausgeblieben war, erschien fortan nur um so heftiger. Die Herumträger desselben trotzten der Obrigkeit und verkauften es öffentlich. Die Partei, welche diesen Elenden unterstützte, wurde mit jedem Tage furchtbarer und man wagte nicht mehr, ihr sich zu widersetzen. Als die constituirende Versammlung sich ihrem Ende nahte, trat M. wieder offen ans Tageslicht hervor. Ueberdies äußerten sich andere Tagesschriftsteller, namentlich Fréron, ebenso zügellos als jener, und man ließ sie gewähren. Während der Zeiten der gesetzgebenden Versammlung blieb M. der einmal eingeschlagenen Bahn getreu, indem er es fortwährend den wüthendsten Demagogen noch zuvor that. Endlich, da er es gar zu arg trieb, verlangte die rechte Seite der Versammlung mit vielem Nachdrucke, daß er in Anklagestand versetzt werde. Die linke Seite ohne ihn geradeswegs zu rechtfertigen, setzte ihren Widersachern die contre-revolutionären Lehren, welche im „Ami du roi" enthalten seien, entgegen, und verlangte ihrerseits, daß auch mit dem Abbé Royou ein Gleiches geschehe. Die rechte Seite gab hierzu ihre Zustimmung unter der Bedingung, daß M. ihr überantwortet werde, was man bewilligte. Dieser merkwürdige Vergleich fand kurz vor dem 10. Aug. 1792 statt. Allein der Abbé Royou war unterdeß an der Gicht gestorben und M., des wider ihn erlassenen Decrets spottend, spielte die erste Rolle unter den Cordeliers, welche bekanntlich die Haupturheber jenes unheilvollen Tages waren. Wenn er darauf bei den Septemberunruhen auch weniger als mithandelnd auftrat, da erklärlicher Weise seine elende Persönlichkeit auf dem Kampfplatze zu sehr in den Hintergrund kommen mußte, so war er doch als Mitglied des schrecklichen Wohlfahrtsausschusses thätig, der, auf Danton's, damaligen Justizministers, Betrieb, jene Gräuel hervorrief. M. unterzeichnete das Rundschreiben, welches die Revolutionsmänner des Departements aufforderte, in ihrem Bereich dieselben Mordscenen zu wiederholen, welche so eben in Paris stattgefunden hatten. Bald darauf, unter dem Schutze der Dolche, die er geschmiedet hatte, zum Deputirten des Convents ernannt, ging er nun, bei der Redaction seines Journals, noch vermessener und blutdürstiger zu Werke, als es schon vorher geschehen war. Mit der schamlosesten Frechheit erschien er stets auf der Tribüne und hörte nicht auf ein Scandal zu sein in dieser Versammlung, die, während ihrer Dauer, selbst nicht viel mehr als ein ungeheuerer Scandal für das ganze civilisirte Europa war. Anfangs empfing man ihn nicht zum Besten in der Versammlung. Vergniaud las jenes empörende Rundschreiben vor, und drang darauf, daß die Verfasser desselben verfolgt würden. Zu gleicher Zeit wurde M. angeklagt, einen Dictator verlangt zu haben. Es stand Todesstrafe darauf, wenn Jemand einen solchen Antrag machte. Durch dies Gesetz ließ sich M. jedoch keineswegs Furcht einjagen; er leugnete es

Digitized by Google

nicht im Geringsten, erklärt zu haben, daß eine Dictatur nothwendig sei, mit einer ehernen Stirn bot er allem Hohngelächter und allen Schmähungen Trotz. Ja, er griff sogar seine Ankläger noch an und, von Tallièn und den Pariser Abgeordneten unterstützt, bewirkte er, daß alle gegen ihn gerichteten Pfeile erfolglos abprallten. „Rechnet nicht, schrie er, auf die Versammlung, sowie sie jetzt zusammengesetzt ist; 50 Jahre der Anarchie erwarten euch und ihr werdet nur davon befreit werden können durch einen Dictator, der ein wahrer Patriot und ein Staatsmann zugleich ist". Man wollte ihn für solche Aeußerungen, die trotz dem nicht ganz ohne Sinn waren, in Anklagestand versetzen. Die Versammlung wurde aber gezwungen, diesen Gedanken aufzugeben. Gegen das Ende der Berathung zog er ein Pistol hervor, erklärend, daß im Fall man ihn in Anklagestand versetzt hätte, er sich am Fuße der Tribüne das Hirn zerschmettert haben würde. Am 4. Oct. rühmte er sich, einige Mitglieder des Convents (Guadet und Gensonné) angegeben zu haben, weil sie sich durch das Gold der Civilliste hätten bestechen lassen. Im Convent angegriffen, weil er in seinem Journal das Opfer von 270,000 Köpfen gefordert hatte, rühmte er sich ebenfalls dessen, sagte, dies sei auch seine unumstößliche Meinung und daß er bald schon noch mehr verlangen würde, wenn man sie ihm nicht bewillige. Alle Nummern des „Ami du peuple" waren in demselben Tone geschrieben. Ganze Bände würden nicht hinreichen, um von allen den gräßlichen Uebertreibungen, welche er darin zu Tage förderte, Bericht zu erstatten. Am 6. Dec. machte er den Antrag, daß Ludwig XVI. durch Abstimmung verurtheilt werde. Am 10. stieß er die widerlichsten Schimpfworte gegen den König aus und widersetzte sich dem, daß ihm Vertheidiger bewilligt würden, aufs förmlichste. Bei der Verurtheilung selbst stimmte er für unbedingten Tod und Hinrichtung innerhalb 24 Stunden, wobei er Diejenigen, welche eine Appellation ans Volk verlangt hatten, mit Flüchen und Verwünschungen belegte. Während des ganzen Monats Januar war er der Urheber der empörendsten Auftritte; die Deputirten schmähten ihn, die Tribunen klatschen ihm Beifall; es war ein wahrer Höllenlärm. Man sah ihn im Saal umherspazieren, wie er sich gleich einem Verrückten gebehrdete, bald zur Rechten, bald zur Linken sich wandte und dabei seine Collegen Schurken, Schweine, Pinsel, Bettlergesindel u. dergl. schimpfte. Am 26. Febr. versuchten es die Girondisten nochmals vergebens, ihn in Anklagestand zu versetzen, weil er zu einer Plünderung der Epiciers aufgefordert hatte. Statt sich zu rechtfertigen, antwortete er ihnen durch neue Beleidigungen. Am 21. März erklärte er alle Generäle für Verräther, weshalb die Heere nicht mehr im Stande seien, dem Feinde Widerstand zu leisten. Die Truppen hatten nämlich damals, von den Oesterreichern geschlagen, Belgien räumen müssen. Durch diese Nachricht gewann das System des Schreckens im Convent wiederum neue Nahrung; M., von Danton dazu angetrieben, schlug ähnliche Maßregeln, wie die im September ergriffenen, vor. Sie bestanden in nichts Anderem als der Einsetzung des Revolutionstribunals, eine Erfindung, die vielleicht noch grausamer war, als die Septembermorde selbst. Am 4. April drang er auf die Bildung eines allgemeinen Sicherheitscomités, zur Ergreifung der Verdächtigen; M. war es und kein Anderer, der den Antrag zu diesem Gesetze machte, wodurch 400,000 Menschen eingekerkert wurden. — Bei Annäherung des 31. Mai unterzeichnete er, Präsident des Jacobinerclubs, eine Adresse, in welcher das Volk mit klaren Worten zum Aufstande und zur Ermordung aller Verräther aufgefordert wurde. Selbst der größte Theil derjenigen Deputirten, die nicht zur Partei der Girondisten gehörten, war über diese grenzenlose Bosheit entrüstet; und einer von ihnen, J. B. Lacroix, wußte es durchzusetzen, daß M. verhaftet und dem Revolutionstribunal übergeben wurde. Doch dieses empfing ihn mehr als einen Triumphator, denn als einen Menschen, der eines großen Verbrechens angeklagt worden. Die Geschwornen erklärten ihn für den wahrhaften Volksfreund und sprachen ihn einstimmig frei. Man bedeckte ihn so sehr mit Bürgerkronen, daß er von Kopf bis zu den Füßen darin steckte. In diesem grotesken Aufzuge führte ihn die Volksmenge durch die belebtesten Gassen von Paris nach dem Conventssaal. Bei seinem Erscheinen entfloh die Mehrzahl der Deputirten, in wenig Augenblicken war der Saal mit wilden Pöbelhaufen angefüllt, die mit dem Geschrei: „Es lebe Marat! Es lebe die

Digitized by Google

Republik"! darin umhertobten. Danton bestieg die Tribüne und hielt seinem alten Bundesgenossen, der jetzt schon mehr Gewalt als er selbst besaß, eine pomphafte Lobrede, womit die Sitzung schloß. Als am 31. Mai der Sieg zwischen den Jacobinern und Girondisten noch unentschieden hin und herschwankte, eilte M. auf den Thurm des Stadthauses und läutete die Sturmglocke. Am folgenden Morgen ward der Conventssaal von den Wüthenden umlagert und die Girondisten waren überwältigt. Es war das letzte der politischen Verbrechen, womit dieses Ungeheuer seine Laufbahn beschloß. Der rächende Dolch der Charlotte Corday (s. d.) machte seinem Leben ein Ende (13. Juli 1793). — Seit länger als einem Monate schon war er nicht mehr im Convente erschienen; eine verzehrende Krankheit, die seine innersten Lebensorgane ergriffen, hielt ihn darnieder. Die That jenes heldenmüthigen Mädchens beschleunigte daher nur um wenige Tage das Ende eines Lebens, welches vielleicht weniger verderblich für Frankreich geworden sein würde, als es nun durch diesen gewaltsamen Tod der Fall war. Kaum war die Kunde davon in den Convent gedrungen, als man auch die Montagnards ihre schrecklichsten Flüche und Drohungen gegen die Royalisten, Föderalisten, Contrerevolutionärs, kurz gegen alle anders Gesinnte ausstoßen hörte; alle Sectionen, alle Clubs stürzten vor die Schranken, laut um Rache schreiend. M.'s Körper ward nun zugleich mit dem Lepelletier's, einige Tage lang, auf einem Altar im Hofe des Louvre zur Schau ausgestellt. Man las darunter die Inschrift: „Da sie ihn nicht bestechen konnten, haben sie ihn ermordet". — Von da ließ ihn der Convent in seinen Sitzungssaal bringen und beschloß, daß die Mitglieder in Masse dem Leichenbegängnisse des „Märtyrers der Freiheit" beiwohnen sollten. Nur eine geringe Zahl von Abgeordneten wagte es, diesem Befehl nicht Folge zu leisten. Man kann sagen, M. wurde nach seinem Tode für die Demagogen der Gegenstand einer Art von förmlichem Cultus. Eine zahllose Menge Unschuldiger wurde seinem Andenken geopfert. Die wahnsinnige Wuth dieser Menschen stieg zu einer solchen Höhe, daß es uns heutigen Tages durchaus unglaublich scheinen müßte, hätten wir nicht leider die sichersten Zeugnisse darüber. Väter besaßen die Niederträchtigkeit, seinen Namen ihren Kindern zu geben. Ja, man scheute sich nicht, jenes Scheusal dem Heiland der Welt selbst gleichzustellen. Es gab gedruckte Gebete für seine vergötternden Anhänger, die mit den Worten anfingen: „Coeur de Jésus, coeur de Marat; ô sacré coeur de Jésus, ô sacré coeur de Marat!" — Auf dem Carrousselplatze wurde ihm ein Tempel mit einem Altar errichtet, vor dem Tag und Nacht eine Schildwache stand. Täglich fast sah man Processionen dahin ziehen von Clubisten mit rothen Mützen auf den Köpfen, begleitet von jenen rasenden Weibspersonen, welche man nicht mit Unrecht die Furien der Guillottine genannt hat, und geführt von den Würgern von Avignon und den Septembermördern; solches waren die Priester von Marat's Tempel. Am 21. Sept. wurde seine Apotheose auf das Feierlichste begangen und am 14. Nov. 1793 bewirkte ein auf Chénier's Vorschlag erlassenes Gesetz, daß seine Gebeine neben denen Mirabeau's im Pantheon beigesetzt wurden. — Als endlich, nach dem 9. Thermidor, der Jacobinerclub aufgelöst ward, hatte es auch bald mit der Herrlichkeit Marat's ein Ende. Ein Journalist that dar, daß zu jener Zeit, als noch von Constitutionsentwürfen die Rede war, auch Marat einen solchen vorgelegt habe, worin er behauptet, daß die monarchische Form für Frankreich die allein zuträgliche sei; der Journalist hatte, als Beweis hiervon, diese und ähnliche Stellen aus Marat's Entwurfe in seinem Blatte abdrucken lassen, und Tags darauf schrie schon alle Welt: „Nieder mit Marat; er ist ein Royalist". Auf dies Geschrei, welches für die Einen ein Grund, wie für die Andern ein Vorwand war, zerbrach man seine Büsten, wo man sie nur fand, man zerschlug sie auf den öffentlichen Plätzen, in den Schauspielhäusern, man warf sie zum Fenster hinaus und in kurzer Zeit war jegliches Denkmal dieses abscheulichen Götzendienstes vernichtet. Sein von David gemaltes Porträt ward aus dem Conventsaal entfernt, gleichwie sein Körper nicht länger im Panthéon verbleiben durfte. Außer seinen schon genannten Schriften und seinem „Ami du Peuple" giebt es von ihm noch eine Menge politischer Pamphlets.

Digitized by Google

Marathon (*Μαραθών*), Ort in Attika an der Ostküste, zur Phyle Leontis gehörig, südlich von dem Panos Mons, einem Hügel mit der Grotte und dem Orakel des Pan, neben dem marathonischen Sumpfsee und der Ebene, wo der berühmte Sieg der Athener über die Perser erfochten wurde 490 v. Chr. (Olymp. 72, 3. am 6. Boedromion, an welchem Tage das Siegesfest alljährlich gefeiert wurde). Es war dies der Schutzkampf für das gesammte Mutterland der Griechen. Es hieß von da ein Marathonskämpfer, wer hochsinnig für die hellenische Freiheit stritt. Berühmte Tempel in M. waren das Herakleion und das Delion, welches durch Theorieen der Athener mit Delos in Verbindung stand. Jetzt ist es ein Dorf von wenigen schlechten Häusern, Marathona genannt.

Maratten oder Mahratten, die, geographisch ein Volk auf der asiatischen 60,000 QM. großen und 130 Mill. Menschen fassenden, fruchtbaren Halbinsel Hindostan oder Vorderindien, haben nach Einigen ihren Namen von den Marohä, einem alten indischen Volke, das nach Plinius in den Gebirgen der Westküste wohnte und dieser Gegend den schon in der ältesten Geschichte Indiens vorkommenden Namen Mahrat gab, woraus M. entstanden sei; nach Andern von Maha-Rattor d. h. große Rattoren, Nachkommen des Rasbutenstammes Mehrut. Die Maratten bewohnen jetzt über 11 Mill. Köpfe stark nördlich ein von den Ghautsgebirgen und Flüssen Budar, Godavery, Kristna, Nerbudda, Tapti u. s. w. durschnittenes Land von 28,000 QM., bilden mehrere Staaten, unter denen der des Mahre-Rajoh-Sindiah mit der von 150,000 Menschen bewohnten Stadt Ougein der bekannteste ist, sprechen die Balabanda eine Abart der Sanskritsprache, bekennen sich zur brahminischen Religion, gehören zur dritten Classe der Hindus, sind von kleiner, zigeunerartiger Gestalt, roher und unwissender, aber kriegerischer als ihre südlichen Stammverwandten und theilen sich in die Wischnusekte der Brahminen und in die Volksklasse, die sich wieder in Ackerbauer (Kuhnby) und Hirten (Ahins) theilt. Ihre Sitten weichen nicht sehr von denen der übrigen Hindusvölker ab. Sie tragen als Kleider und Schmuck: glatte Turbans, glatte Schleier, kurze Jacken und Ohrgehänge; als Waffen: Flinten, Degen und Schilde. Ihre Hauptnahrung nehmen sie aus dem Pflanzenreiche, genießen aber auch Fleisch, nur kein Rindfleisch, wie alle Hindus. Ihre Staatsverwaltungen sind soldatisch und völlig willkürlich. Im Kriege, wo sie größtentheils zu Pferde sitzen, vermögen sie viel durch Schnelligkeit. — Durch die Bedrückungen, die sie sich gegen die ihnen unterworfenen Völker erlaubten, haben sie sehr nachtheilig auf die Cultur und Civilisation der Länder gewirkt, in denen sie das herrschende Volk waren. Die bedeutendsten der den Engländern unterworfenen Marattenfürstenthümern sind gegenwärtig der Staat des Scindieh, der den Titel Maha-Radscha, d. i. Großkönig, führt und in Gwalior residirt mit 1806 QM. und 4 Mill. Einw.; der des Maha-Radscha von Sattara mit 510 QM. und $1^1/_2$ Mill. Einw.; der des Guicowar, der in der großen Stadt Baroda residirt, mit 850 QM. und 2 Mill. Einw.; der des Holkar, welcher seine Residenz in der großen und schönen Stadt Jadur hat, mit 540 QM. und 1,200,000 Einw. und der des Bunslah, mit der Residenz Nagpur, 3300 QM. mit 3 Mill. Einw. Geschichtlich treten die heutigen Maratten erst im 17. Jahrhunderte aus der Masse der Hindusvölker hervor, wo Sewagi (gest. 1680) der Stifter ihres Staates und einer bis 1777 dauernden Herrscherfamilie wurde. Ihre Macht war sehr gewachsen, als 1740 Ram Rajah das Reich erbte und durch seine Schwäche die Veranlassung gab, daß seine zwei ersten Räthe, der Peischwah (Friedensrath) Bajirow und der Bukschi (Kriegsrath, Oberfeldherr) Ragogi, das Reich in die westlichen Länder mit der Hauptstadt Punah, in die östlichen mit der Hauptstadt Nagpur in Berar theilten und ihn bis zu seinem Tode 1777 in der Feste Satarah gefangen hielten. Diesen zwei unter den Namen des Punah- und Berarreich bestehenden Marattenreichen folgten bald mehrere, indem die übrigen Befehlshaber des Reichs Gebiete an sich rissen und eine Eidgenossenschaft mit einem gemeinschaftlichen Oberhaupte unter dem Namen Peischwah bildeten. Die beiden unter sich unabhängigen Reiche Punah und Berar fielen gemeinschaftlich bald nach ihrer Gründung ums Jahre 1743 in das wenige Jahre vorher unabhängig gewordene Reich Benjalen je 80,000 Reiter stark und machte dasselbe zinsbar, schwächten sich aber

Digitized by Google

bald selbst durch Uneinigkeit und bildeten nun eine doppelte Geschichte. 1) Der Punahmarattenstaat unter dem Peischwah Bajirow machte verschiedene Eroberungen, die unter dem folgenden Peischwah Ballagi, dem Sohne Bajirows, der die inländischen Mahomedaner vertreiben wollte, zwar erweitert wurden, aber noch einen Krieg mit den Mahomedanern unter Abdallah, vormaligem Feldherrn des Nadir Schah's, veranlaßten, in welchem 150,000 Mahomedaner mit 200,000 Maratten siegreich kämpften und 1759—61 dieselben so schwächten, daß sie aufhören mußten nach Indiens Oberherrschaft zu streben. Nach dem Tode des Ballagi, dann seines Sohnes Maderow 1772 und seines Enkels Narain Row suchte Ragobah, der Oheim und Mörder des Letztern, die Peischwahwürde an sich zu reißen, fand aber in den Anhängern des nachgebornen Sohnes des ermordeten Narain eine starke Gegenpartei, weshalb er die Engländer durch Anbietung der Insel Salsette in sein Interesse zu ziehen suchte. Als aber die Engländer 1776 mit den Maratten einen Vertrag machten und Salsette behielten, begab sich Ragobah unter den Schutz derselben und lebte zu Bombay. Später wurde er mit einem englischen Heere nach Punah geschickt. Die M. verloren in diesem Kriege von 1778—82 viel an die Engländer, gewannen aber wegen des Kriegs derselben mit Hyder-Ali durch einen günstigen Frieden Alles, bis auf Salsette und einige Inseln, wieder. Maderow, der Sohn des ermordeten Narain, geb. 1774 wurde als Peischwah anerkannt. 2) Der Berarmarattenstaat hat eine einfachere Geschichte, weil er mehr in innere als äußere Kriege verwickelt war. Anfangs ließ er seine Heere häufig über die Grenzen Bengalens streifen, doch hielt er sie nach der Besiegung des Nabobs von Bengalen durch die Engländer 1761 mehr zurück. Auf Ragogi folgte dessen ältester Sohn, der aber kinderlos starb und durch seinen Tod zwischen seinen zwei folgenden Brüdern Sewagi und Modagi einen Erbfolgekrieg veranlaßte, in welchem der erste fiel. — In der neuern Zeit haben die Engländer immer mehr Einfluß auf die Marattenstaaten gewonnen. Schon 1802 sandten sie dem Peischwah Bajee Row eine Hülfsmacht von 6000 Mann ins Land, wodurch der Marattenbund aufgelöst wurde und 5 unabhängige Staaten des Peischwah, des Rajahs von Nagpur, Sindiah, Holkar und Guicowar entstanden. Im Jahre 1817 am 18. November wurde die Hauptstadt des aufrührerischen Peischwah Punah eingenommen, der entflohene Peischwah 1818 abgesetzt und gefangen nach Benares geführt, wo er ein Jahrgeld von fast 1,000,000 Thlr. von den Engländern erhält. Nur der Radscha von Scindiah bewahrte seine Unabhängigkeit noch bis zu seinem Tode. Nach demselben adoptirte seine Witwe einen Knaben als Sohn, den auch die Engländer als Herrscher anerkannten. Unter der schwachen Weiberregierung kam aber der alte Haß gegen die Letztern wieder zum Vorschein, der durch innere Intriguen und die immer mehr gesteigerten Ansprüche der Engländer endlich zu einem Kriege mit diesen führte, welcher durch die beiden am 29. Dec. 1843 gelieferten blutigen Schlachten von Maharadschpur und Puniar oder am Antripaß, beide auch die Schlachten am Hingolah genannt, beendigt wurde; die erstere lieferte der englische Obergeneral Sir Hugh Gough, während die Maratten von den französischen Obristen Baptiste und Jacob befehligt wurden; die andere der General Grey. Die Maratten, welche größtentheils europäisch organisirt waren und eine treffliche Artillerie hatten, schlugen sich ausgezeichnet. Die Folge dieser Niederlagen war, daß der Staat des Scindiah in die Reihe der der ostindischen Compagnie unterworfenen Subsidiarstaaten trat, eine bedeutende Kriegscontribution zahlen und sein treffliches Heer auflösen mußte.

Maratti oder **Maratta** (Karl), Maler von Camerino in der Mark Ancona, geb. 1625, gest. zu Rom 1713 in einem Alter von 88 Jahren, kam in seinem 11. Jahre nach Rom, wo er zuerst von seinem Halbbruder Barnabeo, dann aber 19 Jahre lang in der Schule Sacchi's unterrichtet wurde. Durch sein erstes öffentliches Werk einen Christus in der Krippe 1650 wurde er dem Papst Urban VIII. bekannt und darauf von den Päpsten Alexander VII., Clemens IX. und X., Innocenz XI., der ihn zum Aufseher der vaticanischen Zimmer ernannte, von Innocenz XII. und Clemens XI., dessen Lehrer M. im Zeichnen war, in verschiedenen großartigen Arbeiten beschäftigt. Die vaticanischen und farnesianischen

Digitized by Google

Kunstsäle stellte er wieder her und dafür erhielt er 1704 den Christusorden. M. war nach dem Tode seines Meisters Andreas Sacchi damals der gefeierteste Künstler: mehr als hundert Kupferstecher haben nach ihm gearbeitet. Dessenungeachtet ist seine Kunst eine fehlgeschlagene Eklektik. Den Mangel an Genie konnte er durch seinen eisernen Fleiß, mit dem er die besten Muster Rafael's und der Antike studirte, nicht ersetzen. Winkelmann urtheilt, M. habe es bei aller Sorgfalt doch nicht weiter als bis zum Plagiat bringen können. Daher herrscht in seinen Werken die Manier vor. Weitläufige Beurtheilungen sowie Verzeichnisse seiner zahlreichen Werke finden sich in: „Winkelmann und sein Jahrhundert" (S. 232—34); Füßli (1, S. 253—74); Landon „Annalen" (5, 119—22); Fiorillo „Geschichte der zeich. Künste" (1, 182—85); Füßli „Künstlerlexikon" (Artikel Maratti, Th. 2., S. 766—69). — Seine Tochter Faustina M. war als Dichterin berühmt und mit dem Dichter Zappi (s. d.) vermählt.

Marawedi, eine altspanische Münze, bezeichnete im frühen Mittelalter das Gewicht, nach welchem die den Mauren abgenommene Beute (Morobotin) unter die Soldaten vertheilt wurde. Nach diesem Gewicht, für edle wie später für unedle Metalle, wurde dann das Münzwesen eingerichtet. Jetzt wird der Marawedi wirklich nur in Kupfer ausgeprägt, in Silber und Gold ist er dagegen blos eine Rechnungsmünze. Seit 1497 schlug man 96 Marawedis aus der Mark Kupfer, ein Verhältniß, welches bis aus die neueste Zeit beibehalten worden ist. Auf einen Real gehen 34 Marawedis, auf einen Marawedi zwei Blancas. Sieben Marawedis sind = acht Pfennige.

Marbach, würtembergische Stadt im Neckarkreise, liegt rechts am Neckar, da wo die Murr hineinfließt, enthält 2,500 Einw., ein Oberamt über $4^1/_4$ QM. und 27,000 Menschen, und römische Alterthümer. Hier wurde 1723 der Astronom J. Tob. Mayer und 1759 Friedr. Schiller geboren. In des Letztern Geburtshause ist dessen kolossale Statue von Thorwaldsen aufgestellt. Außerhalb der Stadt liegt die schöne Alexiuskirche, die um die Mitte des 15. Jahrhunderts gebaut ist. Der Ort wurde wahrscheinlich schon von den Römern gegründet, erhielt im 10. Jahrhundert Festungswerke und gehörte seit den ältesten Zeiten zu Württemberg; nur von 1462—1504 war er pfälzisch. Im Jahre 1693 hatte er von den Franzosen viel zu leiden und wurde fast ganz niedergebrannt.

Marbod oder Marobod, König der Markomannen (s. d.), hatte als Jüngling im römischen Kriegsdienst römische Politik und Kriegskunst kennen gelernt. Als er zu seinem Volke zurückgekehrt war, bald nach Chr. Geb., führte er es aus den bisherigen Wohnsitzen am Main in das heutige Böhmen und gründete hier ein mächtiges Reich, dem sich viele andere germanische Völker als Bundesgenossen anschlossen. Die Römer, die endlich für ihre Länder im Süden der Donau besorgt wurden, da er sich ein stehendes Heer von 70,000 Mann zu Fuß und 4000 Reitern gebildet hatte, beabsichtigten im Jahre 6 einen Angriff auf ihn, mußten aber davon abstehen, wegen des gleichzeitig ausbrechenden Aufstandes der Pannonier und Illyrier, worauf Tiberius mit ihm einen Frieden abschloß. Die Macht die M. als König in Anspruch nahm, überschritt die Grenzen, in denen sonst bei den Germanen fürstliche Gewalt bestand und er schien der germanischen Volksfreiheit gefährlich. Darüber brach im Jahre 17 ein Krieg zwischen ihm und Hermann (s. d.) dem Cherusker aus, in welchem sich die Longobarden und Semnonen von M. trennten; nach einer unentschiedenen Schlacht zog sich M. in sein Reich zurück. Die Römer verweigerten ihm ihre Hülfe und im Jahre 19 gelang es dem Drusus (s. d.), des Tiberius Sohn, ihm Feinde unter den Seinen zu erwecken. Der Gothe Catualda, der einst vor seiner Gewalt hatte fliehen müssen, übte nun Rache und nöthigte ihn, sich zu den Römern zu flüchten. Tiberius wies ihm Ravenna als Aufenthaltsort an, wo er nach 18 Jahren starb. Auch Catualda floh bald nach ihm, von den Hermunduren vertrieben, zu den Römern und endete in Forum Julii (jetzt Frejus) im narbonens. Gallien sein Leben.

Marburg, Mattiacum, Hauptstadt der kurhessischen Provinz Oberhessen, wird von der Lahn in zwei Theile (die Stadt und Vorstadt Weidenhausen) getrennt, hat 8000

Digitized by Google

Einw., die linnene, wollene, baumwollene, erzene Waaren, Leder, Hüte und Tabak verfertigen, eine Regierung, ein Criminalgericht, mehrere andere Behörden, 5 Kirchen verschiedener Glaubensparteien, darunter die evangelische Elisabethkirche mit dem Grabmal der heiligen Elisabeth, Gemahlin Ludwig's, Landgraf von Thüringen, sehenswerth, ein Arbeitshaus, ein Hospital, mehrere Krankenhäuser, ein Schullehrerseminar, ein Pädagogium, eine medicinische Deputation, seit 1817 eine naturforschende Gesellschaft, eine Gewerbs- und Sonntagsschule, ein sonst festes, noch im 7jährigen Kriege mehrfach belagertes und einst von einer landgräflich hessischen Nebenlinie bewohntes Schloß, in welchem 1529 zwischen Luther und Zwingli ein Gespräch über eine einzige festzustellende Abendmahlslehre (s. d.) vergebens gehalten wurde und die erste evangelische Hochschule. Diese wurde 1527 von Landgraf Philipp von Hessen, dem Großmüthigen, gestiftet, von Kaiser Karl V. bestätigt und war Anfangs stark von Studirenden besucht, verlor aber 1607 sehr durch Stiftung der Hochschule Gießen und durch die mit einer grausamen Judenverfolgung verbundenen Pest, welche für die Wirkung einer Brunnenvergiftung durch die Juden gehalten und die Ursache ihrer Verlegung nach Frankenberg und 1617 nach Freysa wurde. Obgleich man 1625 Gießen mit ihr vereinigte, so geschah doch schon 1650 ihre Trennung wieder und sie erhob sich nicht eher, als bis 1721 der von Halle vertriebene Philosoph Chr. Wolf einen ihrer Lehrstühle einnahm. Sie hat jetzt an 300 Studirende, 40 Lehrer und 4000 Thlr. Einkünfte, eine schöne Bibliothek von 100,000 Bänden, einen botanischen Garten, ein anatomisches und zootomisches Theater, ein physikalisches und chemisches Cabinet, ein medicinisches und chirurgisches Klinikum, eine Entbindungsanstalt, ein zoologisches und philologisches Seminarium. Außerdem stehen noch ein landwirthschaftliches Institut, eine Thierarzneischule, ein Land- und Provinzialkrankenhaus mit ihr in Verbindung.

Marc Antonio, s. Raimondi, Marc Antonio.

Marc Aurel, s. Antonin, der Philosoph.

Marceau, Franç. Séverin Desgraviers, General der französischen Republik, geboren am 1. März 1769 zu Chartres, war von seinem Vater, der an dem Gerichte daselbst das Amt eines Procurators bekleidete, dem Rechtsfache bestimmt, trat aber aus Neigung für den Soldatenstand im Alter von 17 Jahren in das Regiment Savoyen-Carignan und war Sergent, als er am 14. Juli 1789 den Abschied erhielt. Nach Chartres zurückgekehrt, wurde er durch Wahl Befehlshaber des Freiwilligen Bataillons vom Departement Eure und Loire, mit welchem er unter Lafayette an der Nordgrenze dem ersten Feldzuge beiwohnte. Hierauf wurde er nach Verdun verlegt, welches die Preußen belagerten. Obschon er im Kriegsrathe heftig gegen die Uebergabe des Platzes auftrat, mußte er doch als jüngster Offizier dem Könige von Preußen die Capitulation überbringen, wobei er aus Patriotismus Thränen vergoß. Im April 1793 wurde er zum Hauptmann der Kürassiere in der deutschen Legion ernannt und in die Vendée geschickt. Hier verhaftete ihn der Conventsdeputirte Bourbotte mit seinem ganzen Stabe, weil er als Verräther denuncirt worden war. Man erkannte jedoch bald den Irrthum und setzte ihn am Tage vor der Schlacht bei Saumur in Freiheit. Während des Gefechts übte er an Bourbotte edle Rache, indem er demselben sein Pferd abtrat und hiermit aus den Händen des Feindes rettete. Zufolge dieser That ernannte ihn der Convent im Alter von 22 Jahren zum Brigadegeneral. M. zeigte sich dessen durch Geschick, Patriotismus und Uneigennützigkeit würdig und schloß sich an Kleber an, mit dem er überhaupt viel Aehnlichkeit besaß. Nach der Theilnahme am Siege des General Rossignol bei Antrain, am 18. Nov. 1793, übertrug man ihm provisorisch den Oberbefehl über die beiden Armeen des Westens. M. schlug am 13. Dec. 1793 die Vendéer in der heißen Schlacht bei Mans und eroberte die Stadt. Während des Kampfes hatte er ein schönes junges Mädchen, welches gegen die Republik die Waffen führte, gerettet und in Sicherheit gebracht und diesen Umstand benutzten seine Neider, um ihn beim Convent abermals des Verraths zu beschuldigen. Man rief ihn zurück und würde ihn auf das Schaffot befördert haben, wenn sich nicht diesmal Bourbotte seiner angenommen hätte. Erst in dem Feldzuge 1794 erhielt er den Befehl über eine Division in der Armee

Digitized by Google

in den Ardennen, dann an der Maas und Sambre. Nachdem er am 26. Juni bei Fleurus an der Spitze des rechten Flügels den Sieg entschieden, nahm er im Herbst Aachen, Bonn und Koblenz und zwang die Oesterreicher über den Rhein zurückzugehen. Bei der Rückkehr der französischen Armee auf das linke Rheinufer, im Feldzuge von 1795, führte er mit Muth und Geschick die Arrièregarde. Im Feldzuge von 1796 befehligte er unter Moreau in der Rheinarmee. Mit dem 30,000 M. starken linken Flügel blockirte er Mainz, mußte sich aber bei der rückgängigen Bewegung Jourdan's mit der Maas- und Sambrearmee ebenfalls auf Limburg zurückziehen. Jourdan gab ihm den Auftrag, sich mit der Arrièregarde dem Erzherzog Karl entgegen zu werfen, damit die französische Armee das Defilé bei Altenkirchen passiren konnte. M. vollzog diesen Befehl und rettete hiermit das Heer. Am 20. Sept. vom General Hotze im Walde von Hochsteinbach angegriffen, wagte er sich zu weit unter die österreichischen Plänkler und empfing dabei von einem tyroler Jäger, der hinter einer Ecke lag, einen tödtlichen Schuß. Jourdan brachte ihn nach Altenkirchen, mußte ihn aber der Großmuth der nachfolgenden Oesterreicher überlassen. Auf Befehl des Erzherzogs widmete man ihm große Sorgfalt; er starb aber schon, drei Tage später, am 23. Sept. 1796. Seine Leiche wurde nach Neuwied gebracht, wo sich Freund und Feind zu einer feierlichen Bestattung vereinigten. M. besaß ein schönes Aeußere und einen edlen humanen Charakter. Er hinterließ besonders zu Koblenz ein rühmliches Andenken.

Marcello, Benedetto, berühmter Tonsetzer, auch Literator seines Fachs, geb. 1680, nach Andern 1686, zu Venedig, ward von seinem älteren Bruder Alessandro in der Musik unterrichtet und durch Gasparini und Lolli darin ausgebildet. Bald begann er zu componiren und genoß dadurch die hohe Achtung seiner Mitbürger, die ihm das wichtige Amt eines Richters unter den Vierzigen anvertrauten. Dann ward er Provveditor zu Pola; endlich Schatzmeister zu Brescia. Seine Motetten, Cantaten, Psalmen u. s. w. verschafften ihm ungemeinen und gerechten Ruf und tragen das schöne Gepräge einfacher Erhabenheit. Auch für das Theater und die Kammer hat er componirt. Sein Gesang erfordert im Allgemeinen sehr umfangreiche Stimmen. Er schrieb zugleich über Musik. Zu seinen Schülerinnen gehörte Faustina Bordoni, nachherige Hasse. Seine Gattin galt für eine treffliche Sängerin. Er starb zu Brescia 1739, n. A. 1732. M.'s sehr werthvolle Psalmen wurden 1803 von Valle in Venedig neu herausgegeben.

Marcellus. Die Marceller sind eine Familie des plebejisch-claudischen Geschlechts. Der zuerst genannte ist M. Claudius Marcellus, Consul 422 a. u. c. und Dictator für die Comitien 426. Die Familie starb mit dem Sohne der Octavia, des Kaisers Augustus Schwester und des Cajus Marcellus aus. Die namhaftesten Marceller sind: M. Claudius Marcellus, zuerst während des Krieges mit den Insubrern Consul 531 a. u. c. Als er mit seinem Collegen Cn. Cornelius Scipio Acerrä am Padus belagerte, gingen die Feinde mit einem zahlreichen Heere über diesen Fluß und nöthigten die Römer zu einer Digression. M. ging ihnen mit zwei Drittheilen der Reiterei und 600 Leichtbewaffneten entgegen und entsetzte das eben von den Insubrern und Germaniern besetzte Clastidium. Der feindliche Anführer Viridomarus forderte vor Anfang des Treffens den M. zum Zweikampf heraus und wurde von dem Römer erlegt. Der Fall ihres Herzogs wirkte so kräftig auf die Insubrer, daß sie nach einem leichten Gefecht die Flucht ergriffen. Marcell hielt nach einem Senatsschluß, in welchem die Germanier zum ersten Mal erwähnt sind, einen Triumph und weihte im Jupitertempel die dem feindlichen Heerführer abgenommene Fürstenbeute (spolia opima) die dritte und letzte. Hierauf brach der zweite punische Krieg aus, in welchem M. erst nach der unglücklichen Schlacht bei Cannä gegen Hannibal auftrat. Mit den übrig gebliebenen Truppen des Terentius Varro ging er nach Nola und vertheidigte diese Stadt mit dem glücklichsten Erfolge gegen die Anfälle Hannibal's. Er sollte 538 zum Consul erwählt werden, aber die Patricier wußten die Wahl für ungültig zu erklären, obschon die Gemeinde ihn gegen die Zustimmung des Himmels zum Consulat erheben wollte. M. ertrug mit Edelmuth die Demüthigung und vertheidigte Nola als Prätor gegen die Punier, bis die Stadtmauern schon hier und da gesprengt

Digitized by Google

waren. Er beschloß eine Feldschlacht zu wagen, in der er den Hannibal zum ersten Mal schlug, daß dieser in sein Lager flüchtete. Endlich wurde er 539 mit dem berühmten Fabius Maximus Cunctator zum Consul erwählt und schlug den dritten Versuch Hannibal's auf Nola so glücklich ab, daß er dem Punier eine Schlacht anbot; aber Hannibal nahm sie nicht an und M. eroberte, während Hannibal nach Tarent gezogen, die Stadt Casilinum. Schwere Krankheit verhinderte den M. in seinen Thaten. Wiedergenesen erhielt er als Provinz Sicilien, die dortigen Prätoren Lentulus und Claudius zu unterstützen. Er begann hier die berühmte Belagerung von Syrakus. Aber alle seine Versuche, die Stadt mit Sturm zu nehmen, wurden von Archimedes (s. d.) vereitelt. Alle Belagerungsmaschinen wurden zusammengebracht, vorzüglich verließen sich die Römer auf die ungeheure Maschine, Sambuca genannt, die aber Archimedes in dem Augenblicke, als sie an die Mauern anrücken sollte, gänzlich zerschmetterte. Die Römer rückten, um den Geschossen der Syrakuser zu entgehen, bis dicht unter die Mauern; aber Archimedes richtete seine Maschinen so, daß die Pfeile senkrecht auf die Häupter der Römer herabstürzten. Dabei war kein Syrakuser von Außen her zu sehen, so kunstreich wußte Archimedes die Vertheidiger in den Werken zu verstecken. Auch die Schiffe kamen in die Nähe der Stadt, die aber von Archimedes mittelst hebelartiger Instrumente angehakt, in die Höhe gezogen und versenkt oder an Felsen zerschmettert, oder mittelst einer künstlichen Verbindung von Planspiegeln verbrannt wurden. Als M. alle seine Pläne vereitelt sah, und als selbst List und Verrath nichts ausrichteten, wollte er die Stadt durch Umschließung und Hunger zur Uebergabe zwingen. Die Versuche von Seiten Karthagos sie zu entsetzen mißlangen. Marcell ließ eine Abtheilung des Heeres vor Syrakus liegen und unterwarf sich mittlerweile die umliegenden Städte. Endlich gelang aber ein Ueberfall am Tage, wo die Syrakuser das Fest der Diana mit Freuden und Wein feierten. In der Stille der Nacht wurde die Mauer, da wo sie der Sturmleiter am zugänglichsten war, erstiegen und Syrakus fiel, ungeachtet Himilko und Hippokrates zum Entsatz zu Wasser und zu Lande herbeigekommen waren; sie wurden geschlagen; und Marcell hielt eine Ovation. Aufs Neue 543 zum Consul ernannt erhielt er seinen Posten in Sicilien. Die Einwohner beschwerten sich aber beim Senat in Rom über die frühere Grausamkeit des Marcellus, der freiwillig seinen Posten seinem Collegen überließ und in Rom blieb. Die Sicilier bereuten indeß die Beschwerde bald und da sie einsahen, daß sie von den patricischen Neidern des M. betrogen worden, baten sie sich wieder den Letztern aus und begaben sich sämmtlich in die Clientel des Marcellischen Geschlechts. Man feierte sogar ein Fest zu Ehren des Patronus: Marcellea. Der Besieger von Syrakus trat nun wieder gegen Hannibal auf und nach Einnahme mehrerer Städte kam es in Bruttium zu einem unentschiedenen aber blutigen Gefecht; doch im folgenden schlug er als Proconsul den Hannibal bei Canusium. Zum 5. Mal Consul 545 wurde er am Liris durch eine List des Hannibal vollständig geschlagen und das römische Heer beinahe vernichtet. Marcell verlor dabei sein Leben. Hannibal ließ die Leiche verbrennen und überschickte dem Sohne desselben die Asche. — M. Claudius Marcellus, Sohn des Vorigen, war in der Schlacht am Liris, wo sein Vater blieb, Legionstribun und hieb sich durch. Er weihte 548 den von seinem Vater 531 gelobten Tempel der Virtus an der Porta Capena; bald darauf wurde er Volkstribun, 554 Curuladil, 555 Prätor und 557 mit L. Furius Consul. Er ging nach Oberitalien gegen die Boier, wurde aber von Corolanus geschlagen. Dagegen gewann er einen vollständigen Sieg über die Insubrer, von denen an 40,000 auf dem Wahlplatze geblieben sein sollen. (Römische Zahlangabe!) Dafür wurde ihm der Triumph gestattet. Darauf wurde er zum Pontifex, ein Jahr nachher zum Gesandten nach Karthago und 564 zum Censor erwählt; er hielt das Lustrum und verzeichnete in den Censusrollen 258, 308 römische Bürger. Sein Bruder war M. Claudius Marcellus, Prätor 565 u. c., 570 Consul, zog gegen die Istrier, gest. 584 als Decemvir sacrorum. M. Claudius Marcellus, Sohn von dem unter 2 angeführten Marcellus, wurde Pontifex an der Stelle seines Vaters, 582 Volkstribun, 584 Prätor mit der Provinz Hispanien, 587, 588 und 601 Consul geworden schlug er die alpinischen Gallier im ersten und vier Völker-

Digitized by Google

schaften Spaniens im dritten Consulat. Er kehrte mit dem Frieden aus Spanien zurück und wurde 605 als Gesandter zum Massinissa geschickt, verlor aber bei einem Schiffbruche sein Leben. M. Claudius Marcellus war Consul 702 u. c. und als Anhänger des Pompejus Mag. ein leidenschaftlicher Gegner des Julius Cäsar. Nach der Schlacht bei Pharsalia, in der er Pompejus nachdrücklich beistand, ging er nach Mitylene auf Lesbos und widmete sich den Wissenschaften. Nach Beendigung des afrikanischen Krieges suchte Cicero ihn mit Cäsar auszusöhnen; dieser verzieh ihm, auf die Bitten sämmtlicher Senatoren. In dem Augenblick, als M., der sich damals in Athen befand, das Schiff besteigen wollte, welches ihn nach Rom bringen sollte, erstach ihn ein gewisser Magius Chilo. Vergl. Ciceros Rede pro M. Marcello und Cic. ad Att. 13, 10. M. Claudius Marcellus, der Letzte des Marcellischen Geschlechts, Sohn der Octavia und des C. Marcellus. Seinen Vater verlor er sehr früh; aber seine Mutter erzog ihn desto verständiger: schon im 16. Jahre erklärte ihn sein Onkel, der Kaiser Augustus, für fähig in den Senat aufgenommen zu werden und adoptirte ihn, so daß er des Kaisers Nachfolger geworden wäre, mit dessen Tochter Julia er vermählt war. Er starb jedoch schon im 19. Jahre, wahrscheinlich von der Livia, die gern ihre Söhne zu Cäsarn erwählt sehen wollte, vergiftet. Rom betrauerte seinen Tod. Augustus selbst hat ihm eine Leichenrede gehalten. — Ein Marcellus aus Sida in Pamphylien gebürtig war empirischer Arzt, noch zur Zeit Galen's und soll 42 Bücher über die Medicin in Hexametern geschrieben haben. Vergl. Sprengel „Geschichte der Medicin" II., 172.

Marcenay de Ghuy, Anton, geb. 1723 in Burgund, Maler und vorzüglicher Kupferätzer, arbeitete 1760 zu Paris, zog sich aber 1770 auf ein im Burgundischen ererbtes Gut zurück. Der Katalog seiner Werke enthält 75 Artikel: Bildnisse, Geschichte, Gattungsstücke, Landschaften. Von ihm sind: Heinrich IV., Sülly, Marquis von Mirabeau, Kurfürstin Marie Antoinette von Sachsen; Tobias nach Rembrandt; Reitergefecht nach Parrocel; das Testament nach Poussin; Regulus nach le Pecheur u. a.

March, Esteban, ein spanischer Maler aus Valencia, um das Ende des 16. Jahrhunderts, Nachahmer der venetianischen Schule, vorzüglich ausgezeichnet durch Schlachtenmalerei: sein Arbeitszimmer soll einer Rüstkammer ähnlich gewesen sein. Zu seinen Schülern gehören Vila, Juan Conchillos und sein Sohn Miguel M., geb. 1633, der sich in Rom nach seines Vaters Tode der Schlachten- und Geschichtsmalerei widmete und 1670 starb.

March, die, (Morawa, bei den Alten Margis oder Margus) Mährens Hauptfluß, der am Schneeberge auf der Grenze Böhmens und Schlesiens entspringt, die Becswa, Hanna, Theya u. s. w. aufnimmt, zwischen Oesterreich und Ungarn hindurchfließt, Schiffe von 500 Centner trägt und nach einem Laufe von 35 Meilen oberhalb Presburg bei Theben in die Donau fällt. Mit vielen Kosten ist sie seit 1819 bis Göding in Mähren schiffbar gemacht worden und gewährt nun für den Handel große Vortheile.

Marchesi, Luigi, berühmter Sopranist und Castrat, geb. 1755 in Mailand, gest. daselbst 1792; denkwürdig in den Annalen der Musik und des Operngesanges. Gebildet in Bergamo und um 1775 in München, verband er mit seiner lieblichen und kräftigen Stimme einen dergestalt meisterhaften, klaren und declamatorisch-abgerundeten Vortrag, daß seine Zeitgenossen für ihn schwärmten, ihn den Meister der Töne nannten; die Akademie zu Pisa ließ um 1782 auf ihn Denkmünzen schlagen. Wien, Petersburg und Berlin bewunderten ihn und in London erhielt er für eine Wintersaison 2000 Pfund. Er starb zu Mailand am 15. Dec. 1829.

Marchesi, Pompeo, Cavaliere, einer der vorzüglichsten jetzt lebenden Bildhauer, geb. um 1790, ist als Professor an der Akademie der Künste zu Mailand angestellt. Unter allen Nachfolgern Canova's ist es ihm am meisten gelungen, die höchste Weichheit und Grazie der Formen ohne Weichlichkeit, einfach und mit Mäßigung darzustellen. Seine Hauptwerke sind eine Terpsichore, eine wunderbar schöne Venus Urania, mehrere Basreliefs am Friedensbogen und endlich die große, im Auftrage des Kaisers gefertigte Marmorgruppe,

Digitized by Google

„Die gute Mutter am Charfreitag", welche für San Satiro zu Mailand bestimmt war. In den Porträtstatuen und Büsten M.'s herrscht eine edle und freie Auffassung; eines der trefflichsten Werke dieser Art ist die sitzende Marmorstatue Goethe's in der Bibliothek zu Frankfurt am Main. Für die Verzierung der Façade des Mailänder Castells lieferte M. unentgeltlich zwölf Feldherrnbüsten in Terracotta.

Marchettus, nächst Franco von Köln (s. d.) einer der vorzüglichsten Verbesserer des Mensuralgesangs (s. d.), lebte gegen Ende des 13. und zu Anfange des 14. Jahrhunderts. Zwei seiner Schriften hat Gerbert in den „Scriptores de musica" bekannt gemacht. M. giebt schon die wichtige Regel, daß zwei vollkommene Consonanzen (Unison, Quinten und Octaven) nicht in gerader Bewegung aufeinander folgen sollen. Von Dissonanzen aber erkannte er noch weiter nichts als die Nothwendigkeit der Auflösung.

Marchfeld ist eine sehr fruchtbare, getreidereiche Ebene in Unterösterreich, voll der schönsten Flecken und Dörfer. Sie ist 5 Meilen lang und 3 Meilen breit und durch 4 denkwürdige Schlachten berühmt. In der ersten 1260 schlug Ottokar von Böhmen den ungarischen König Bela IV. und entriß ihm die Steiermark, welche seitdem bei Deutschland blieb. In der zweiten am 26. Aug. 1278 fiel Ottokar gegen Rudolph von Habsburg, der an diesem Tage die Macht seines Hauses gründete. In der dritten bei Aspern am 21. und 22. Mai 1809 wurde Napoleon vom Erzherzoge Karl geschlagen. In der vierten bei Wagram den 5. und 6. Juli 1809 behauptete das österreichische Heer, obschon besiegt, wenigstens seine Waffenehre.

Marchi, Francesco, ein italienischer Baumeister, der 1506 zu Bologna geboren, Anfangs in die Dienste des Großherzogs Alexander Medicis von Florenz trat und 1535 vermittelst einer Taucheralocke in den See von Nemi (unweit Rom) stieg, um das darin versunkene Schiff Trajanus zu untersuchen. Er führte hierauf für Papst Paul III. einen Theil der Festungswerke von Rom aus und schrieb 1546 sein Werk: „Della architectura militare" (Brescia 1599, Fol.), von dem aber nur wenig Exemplare gedruckt und blos an Fürsten verschenkt wurden. Eine neue Ausgabe erschien von Marino (Rom 1810, 4 Bde. und 2 Fol., Kupf.). Dieses Werk enthält alle nur möglichen Formen von Bastionen und Außenwerken, die Ordre renforcée und die Tenaillen, so daß später in der Befestigungskunst beinahe nichts Neues erfunden ward. Mallet, ein französischer Kriegsbaumeister tadelte die Entwürfe, Corazzi aber hat sie in einem eigenen Werke (Bologna 1720, 4.) vertheidigt. In die Dienste des Herzogs Octavio Farnese getreten, war Marchi Commissar der Artillerie desselben und verbesserte die Befestigung von Parma, hatte auch nachher an der Vertheidigung dieser Stadt 1551 gegen das Heer Kaiser Karl's V. und des Papstes Julius Theil. Den für des Herzogs Gemahlin, Margaretha von Oesterreich, begonnenen Bau eines Palastes in Parma konnte er nicht vollenden, weil er der Herzogin nach den Niederlanden folgte, wohin sie 1559 als Statthalterin ging. Bei ihrer Rückkehr nach Italien 1567 blieb er in spanischen Diensten zurück, wo er noch 32 Jahre gelebt haben soll; sein Todesjahr ist unbekannt. (Vauban soll seine Entwürfe aus M.'s Werke entnommen und damit der Betrug unbekannt bliebe, die wenigen gedruckten Exemplare von M. zusammengekauft und verbrannt haben. Mit Recht wird der Behauptung der Italiener widersprochen).

Marciano, ein Dorf im Großherzogthum Toscana, wurde durch den Sieg der Truppen Kaiser Karl's V. und des Herzogs Cosmo's I. von Florenz über die Franzosen, am 3. Aug. 1554, bekannt. Zum Andenken daran stiftete der Herzog 1562 den St. Stephansorden, der 1817 von dem Großherzog von Toscana erneuert wurde.

Marcianus, ein Geograph aus dem pontischen Heraklea, um 410 n. Chr.; wahrscheinlich Lehrer der Eudoxia und Anastasia, der Töchter des Kaisers Valens. Sein geographisches Werk enthält Notizen aus den besten Quellen der Römer und Griechen von Hanno und Skylax bis auf Ptolemäus mit beigefügter geometrischer Bestimmung der Stadienmaße. Das Werk ist in zwei Theile zerlegt: der erste begreift die Küsten des

Digitized by Google

äußern Meeres; der zweite, in 11 Büchern die Beschreibung der Küsten der innern Meere, ist Auszug aus des Artemidoros von Ephesos Geographie. Davon ist aber nur die Einleitung und Bruchstücke übrig. Vgl. „Mannert Geographie" (1, S. 186).

Marcion, s. Gnosis.

Marco Polo, s. Polo, Marco.

Marcus, der Evangelist, aus Jerusalem, schrieb sein Werk wahrscheinlich in Rom um dieselbe Zeit, wo Matthäus schrieb, und zwar gleich Anfangs in griechischer Sprache. Er war der Begleiter des Petrus und Paulus, von dem er sich zwar trennte, später jedoch wieder zu ihm kam. Sein Evangelium soll er nach übereinstimmenden Aussagen der Kirchenväter unter dem Einflusse und der Abhängigkeit des Petrus verfaßt haben, weshalb man annimmt, daß M. den allgemeinen Evangelienvortrag unter mittelbarer Benutzung der Evangelien des Matthäus und Lucas geschrieben habe. Daß er sich dem Petrus in dessen mündlichen Vorträgen genähert habe, könnte die harte, hebraisirende Sprache in beiden darthun, so auch, daß er Manches den Petrus betreffende genauer und umständlicher erzählt. Von Rom aus begab er sich nach Alexandrien, um auch dort das Christenthum auszubreiten; daher die Hypothese, daß er sein Evangelium dort verfaßt habe.

Marder ist der Name einer Gattung von Säugethieren, zu der Familie der Zehengänger, welche nur auf animalische Nahrung angewiesen, mehrentheils kleinere, aber dafür um so grausamere und blutdürstigere Thiere in sich schließt. Zu den vorzüglichsten Arten gehört der Edel- oder Baummarder von glänzend castanienbrauner Farbe und gelber Kehle, ohne Schwanz bis $1^1/_2$ F. lang, lebt in den Wäldern von ganz Europa bis nach Persien und auch in Canada. Wegen des großen Schadens, den er jagdbaren Thieren thut, sowie seines sehr geschätzten Pelzes wegen, wird er sehr verfolgt und in Eisen gefangen, weshalb er auch in Deutschland jetzt selten ist. Kleiner als der vorhergehende ist der Steinmarder, von graubrauner Färbung und weißlicher Kehle, er lebt in ganz Europa bis an den Ural verbreitet, fehlt aber in Nordamerika, hält sich gern in der Nähe von Wohnungen auf, bricht mit ebenso vieler List als Wildheit in Hühner- und Taubenhäuser ein und tödtet dann weit mehr von diesen Thieren als er verzehren kann. Sein Pelz ist von geringem Werthe. Man entledigt sich seiner am besten durch geschickt aufgestellte Fallen oder Tellereisen.

Maremmen heißen die übelberüchtigten Gegenden Italiens, die sich zwischen den Apenninen und der Meeresküste in einer Länge von 20 M. und $1^1/_2$ M. breit ausdehnen. Sie gehören größtentheils zur toscanischen Landschaft Siena und müssen sonst wegen größerer Bewohnerzahl für die Gesundheit weniger gefährlich gewesen sein, als jetzt, obgleich schon Plinius der J. Brief 5. 6. diese Küstengegend sumpfig und ungesund hält. Jetzt sind sie wegen der aus dem Boden und den vielen Sümpfen aufsteigenden Schwefeldünste im Sommer höchst gefährlich und geben den Arbeitern, die zur Zeit der Weizenerndte von den Apenninen herab hierher kommen, um auf den dem Staate oder reichen Privatleuten gehörenden, nur von einzelnen unglücklichen Pachtern und Hirten bewohnten Meierhöfen zu arbeiten, die Malaria, ein schleichendes Nervenfieber, welches seine Opfer bald zu blassen Gerippen abmagert und sterben läßt, wenn diese nicht schleunig eine andere Gegend suchen.

Marengo, ein Flecken im sardinischen Herzogthume Montferrat, zwischen Alessandria und Tortona, wurde geschichtlich berühmt durch die Schlacht, in welcher der Consul Bonaparte am 14. Juni 1800 den österreichischen General Melas besiegte. Letzterer begann schon im April den Feldzug, erstieg die Apenninen, trennte die französische Armee und unterwarf sich das Küstenland von Genua. Erst einen Monat später setzte Bonaparte seine ungefähr 60,000 M. starke, zu Dijon gebildete Reservearmee in Bewegung, die unter dem Befehl Berthier's in der Zeit vom 16—27. Mai die Alpen überstieg und durch verschiedene Pässe in Italien eindrang. Lannes rückte zuerst durch das Thal von Aosta vor, umging am 2. Juni das Bergschloß Bard, setzte mit Gewalt über die Chiusella und zog sich vor Chivasso. Murat, der Anfangs Lannes folgte, verließ plötzlich die Doria, wendete

Digitized by Google

sich links auf Vercelli, nahm Novara, setzte über den Tessino und traf in Mailand ein. Melas, der sich zu Nizza befand, war erstaunt über das Erscheinen einer Armee, an die er nicht geglaubt hatte. Er schickte den Feldmarschalllieutenant von Ott, der Genua erobert hatte, an den Po vor; allein dieser wurde nach einem harten Gefechte bei Casteggio auf die Bormida zurückgeworfen, jenseits welcher sich die österreichischen Truppen nun sämmtlich concentrirt befanden. Melas hatte sein Hauptquartier zu Alessandria; er besaß 23,000 M. Infanterie, 7500 Cavalerie und 60 Kanonen. Seine Lage war äußerst kritisch, weil ihm von der Seite von Valenza ein Corps unter Chabran, im Rücken die Armee Suchet's, in der Front Bonaparte selbst bedrohte, im Augenblick sah er sich sogar den Abzug ins Genuesische verschlossen. Es blieb ihm nur die Wahl, sich einen Weg durch die Feinde zu bahnen, oder seine Rettung auf eine entscheidende Schlacht zu setzen. Nach langem Zögern beschloß er das Letztere. Bonaparte glaubte indessen, sein Gegner wolle ins Genuesische entweichen und schickte am 13. Juni Desaix, der eben aus Aegypten angekommen war, mit 4000 M. auf der Straße nach Novi vor. Am 14. jedoch, bei Anbruch des Tages, ging die österreichische Armee über die Bormida, stellte sich in Schlachtordnung, griff gegen 8 Uhr Victor in der Stellung bei M. an und trieb dessen Corps mit Verlust und in größter Unordnung bis hinter San Giuliano zurück, wo sich die Truppen wieder zu sammeln suchten. Die französischen Streitkräfte, welche in der Ebene von M. versammelt waren, mochten sich auf 28,000 M. belaufen. Gegen 9 Uhr erhielt Melas die Nachricht, daß sich französische Plänkler vom Corps Suchet's hinter seinem Rücken zeigten, gegen welche er einen Theil seiner Cavalerie abschickte, die ihm dann später im entscheidenden Augenblicke fehlte. Gegen 10 Uhr erschien Bonaparte auf dem Schlachtfelde und fand Lannes im Kampfe und ebenfalls hart bedrängt. Er unterstützte denselben mit einigen Brigaden und stellte etwas abwärts von dessen rechtem Flügel die Consulargarde auf, die gleich einer Granitcolonne festen Stand hielt. Dessenungeachtet drangen die Oesterreicher zwar langsam, aber hartnäckig vor und am Nachmittage war die ganze Gegend mit flüchtigen und verwundeten Franzosen bedeckt. Die Schlacht schien für Bonaparte verloren und wenn Melas seine gegen Suchet geschickte Cavalerie zum Nachdruck gehabt hätte, so wäre das französische Heer in der That aufgelöst worden. Melas, der sich des Sieges gewiß hielt, verließ am Nachmittage das Schlachtfeld, um sein Glück nach Wien zu berichten und übertrug die Verfolgung des Feindes dem Generalstabschef Zach. Gegen 5 Uhr Nachmittags erschien endlich der herbeigerufene Desaix und Bonaparte faßte Muth und ergriff wieder die Offensive. „Ihr seid als Franzosen schon zu weit zurückgegangen", redete er seine Truppen an; „erinnert euch, daß ich gewohnt bin, auf dem Schlachtfelde zu übernachten". Desaix drang an der Spitze seiner Colonne vor, wurde aber sogleich tödtlich verwundet und so große Anstrengungen auch seine Truppen machten, um den General zu rächen, so mußten sie doch mit großem Verluste der feindlichen Uebermacht weichen. Da entschied Kellermann, der mit einer schwachen Cavaleriebrigade hinter Weingärten versteckt stand, das Schicksal der Schlacht durch eine kühne That. Er sah, wie sich eine Colonne von 6000 ungarischen Grenadieren auflöste, um die Franzosen zu verfolgen. Schnell brach er hervor und nahm das ganze Corps mit dem General Zach selbst gefangen. Bonaparte benutzte den Vortheil, stürzte sich auf das Centrum des seines Führers beraubten Feindes und überwältigte die sehr getrennten Colonnen einzeln. In der Meinung, Bonaparte habe bedeutende Verstärkung erhalten, zogen sich die Oesterreicher zurück; doch bald verwandelten Schrecken und Verwirrung den Rückzug in eine wilde Flucht. Am folgenden Tage unterzeichnete Melas mit seinen Generalen den Waffenstillstand von Alessandria, der den Feldzug endete und die Franzosen zu Herren von Oberitalien machte. Bonaparte wollte den Ruhm lieber mit dem Todten, als mit einem Lebendigen theilen und schrieb mit Unrecht die Wendung des Kampfes nicht Kellermann, sondern Desaix zu.

Maret, Hugues Bernard, Herzog von Bassano, geb. am 1. Mai 1768 zu Dijon, wo sein Vater, ein ausgezeichneter Arzt, beständiger Secretär der dasigen Akademie war. Der junge M. gab nach Eröffnung der constituirenden Versammlung in Paris erst

Digitized by Google

das „Bulletin de l'Assemblée" und bald darauf den „Moniteur" (s. d.) heraus, welche letztere Zeitschrift wegen der Treue, womit sie diese Versammlungen bekannt machte, ihrem Verfasser großes Ansehen verschaffte. In einem kleinen Hause auf der Straße St. Thomas du Louvre, wo er seine Schreibstube hatte, ward er mit dem Lieutenant Bonaparte bekannt, der hier wohnte und den er öfters zum Essen mit sich nahm. Erst ein eifriger Jacobiner trat er nach den Vorfällen auf dem Marsfelde (17. Juli 1791) mit mehreren seiner Freunde in den Club der Feuillans zusammen. Dessenungeachtet wurde er, als die Monarchie am 10. Aug. gestürzt war, von Lebrun zum Divisionschef im Ministerium des Aeußern befördert und gegen Ende des J. 1792 an den englischen Hof gesandt, um ihn von der Vereinigung mit Frankreichs Feinden abzuwenden. Diese Sendung hatte aber ebenso wenig einen glücklichen Erfolg als viele andere, die er bald darauf als Gesandter nach Neapel antrat, auf welcher er den 25. Juli 1793 in Graubündten von den Oesterreichern gefangen genommen und auf die Festung Kufstein in Tyrol gebracht wurde. Nach Verlauf einiger Monate ward er mit mehreren andern Gefangenen gegen die Tochter Ludwig's XVI. ausgewechselt. Im Dec. 1799 wurde er Generalsecretär der Consuln. Napoleon machte ihn zum Minister-Staatssecretär und 1811 zum Minister der auswärtigen Angelegenheiten, wobei er ihm zugleich die Würde eines Herzogs von Bassano ertheilte. Er begleitete den Kaiser auf allen seinen Feldzügen und Reisen, so auch nach Rußland. Er hat 1813 Napoleon von den ehrenvollen Friedensschlüssen, die ihm noch möglich waren, abgerathen und wurde zu Anfang 1814 durch den Herzog von Vicenza im Ministerium ersetzt. Doch bewahrte ihm der Kaiser seine Gunst und bediente sich seiner zu mehreren Privatunterhandlungen. Bei Napoleon's Rückkehr von Elba kam M. von Neuem ins Ministerium und wurde Pair von Frankreich. Erst nach der zweiten Abdankung zu Fontainebleau verließ er den Kaiser. Er wurde nach der zweiten Restauration aus Frankreich verbannt, erhielt aber unter dem Ministerium Decazes die Erlaubniß zur Rückkehr. Später beschuldigte man ihn, den Ministern Karl's X. den Staatsreich von 1830 angerathen zu haben; doch ist es gewiß, daß er eine Denkschrift ganz im entgegengesetzten Sinne eingereicht hatte. Nach der Julirevolution machte ihn Ludwig Philipp zum Pair und übertrug ihm am 10. Nov. 1834 das Ministerium des Innern nebst der Präsidentschaft; allein schon nach drei Tagen legte M. seine Verwaltung nieder, weil der Hof die allgemeine Amnestie verweigerte. Er starb zu Paris am 13. Mai 1839. Die Freunde Napoleon's behaupten, daß er zwar dem Kaiser unwandelbar treu gewesen sei, aber das Unglück gehabt habe, ihm fast immer verderbliche Rathschläge zu ertheilen; also ziemlich der umgekehrte Fall mit Talleyrand. Er war mehr brauchbar, als nützlich, und solche Leute waren Napoleon die liebsten.

Marezoll, Johann Gottlob, geb. am 25. Dec. 1761 zu Plauen im Voigtlande, wurde 1789 Universitätsprediger in Göttingen, im folgenden Jahre außerordentlicher Professor der Theologie. Hierauf folgte er 1794 einem Rufe zum Predigtamte an der deutschen Peterskirche zu Kopenhagen. Aber weil das nordische Klima seiner Gesundheit nicht zusagte, vertauschte er im Jahre 1803 seine Stelle mit der eines Superintendenten und Consistorialraths zu Jena, wo er im J. 1828 starb. Unter seinen Schriften ist vorzüglich zu erwähnen sein „Andachtsbuch für das weibliche Geschlecht" (2 Bde., Lpz. 1788—89; 4. Aufl., 1817), welches zu den besten Werken dieser Gattung gezählt wird, daneben eine bedeutende Anzahl von Predigten. M. wird mit Recht zu den ausgezeichnetsten deutschen Kanzelrednern gerechnet. In seiner Predigtweise sich fast ganz an seinen geliebten Lehrer Zollikofer anschließend, vereinigte er in seinen Predigten die Vorzüge einer lichtvollen Anordnung des Stoffes mit großer Klarheit und Lebendigkeit in der erschöpfenden Ausführung desselben. Seine Beredtsamkeit ist ebenso einfach, als schwunghaft, ebenso christlich mild, als freimüthig. Durch seine musterhafte Darstellung hat auch er nicht wenig zur classischen Durchbildung unserer Muttersprache beigetragen.

Marezoll, August Ludwig Theodor, Hofrath und Professor der Rechte und Beisitzer der Spruchfacultät zu Leipzig, wurde am 13. Febr. 1794 zu Göttingen geboren, studirte in Jena und Göttingen, erlangte hier die juristische Doctorwürde und habilitirte sich

Digitized by Google

1816 in Jena, erhielt im folgenden Jahre einen Ruf als außerordentlicher Professor nach Gießen, wo er 1818 zum ordentlichen Professor befördert und 1826 zum wirklichen Appellationsrathe ernannt wurde. Im Jahre 1837 folgte er einem Rufe an die Universität Leipzig, wo er einer der beliebtesten Lehrer des Civil- und Strafrechts ist. Seine Schriften sind: „De institutionum ordine" (Götting. 1815, 4. eine Preisschrift); „Fragmentum legis romanae in aversa tabulae Heracleensis parte notis criticis et commentario illustratum" (Götting. 1816); „Lehrbuch des Naturrechts" (Gieß. 1818); „Ueber die bürgerliche Ehre, ihre gänzliche Aufhebung und theilweise Schmälerung" (Gieß. 1824); eine Reihe von Abhandlungen in Grolmann's und Löhr's „Magazin", im „Archiv für civilistische Praxis", die er in Verbindung mit Linde und Schröter herausgiebt; ein Programm „De usuraria pravitate" (Lpz. 1838) und „Lehrbuch der Institutionen" (Lpz. 1839; 2. Aufl., 1841).

Marforio heißt eine große Säule in Rom, die im Hofe des einen Flügels vom Campidoglio steht und an welche, wie nachher am Pasquino, allerlei Pasquinaden angeschlagen wurden. (S. Pasquill.)

Margarethe, Königin von Dänemark, Schweden und Norwegen, war die Tochter Waldemar's III., Königs von Dänemark und geboren 1353 zu Kopenhagen. Sie vermählte sich 1363 mit Hakon VIII., König von Norwegen, worauf die Schweden, unzufrieden mit dieser Verbindung, Hakon absetzten und ihre Krone Albert von Mecklenburg übertrugen. Der Krieg, der sich hierüber entspann, wurde erst 1370 beendigt. Vier Jahre nachher starb König Waldemar und M. wußte es dahin zu bringen, daß ihr Sohn Olaf 1376 zum König von Dänemark und sie zur Vormünderin erwählt wurde; der bald darauf erfolgte Tod ihres Gatten setzte sie in den Besitz von Norwegen und so sah sie sich zur Herrscherin zweier Königreiche erhoben. Ihr Augenmerk war jetzt einzig auf Albrecht gerichtet, durch dessen Sturz sie ihrem Ziele, die drei nordischen Reiche unter ihre Herrschaft zu vereinigen, näher geführt werden konnte. Schönheit, Geist und männlicher Muth waren die Mittel, welche ihre Bemühungen fördern halfen. Zwar schien der 1387 erfolgte Tod ihres Sohnes Olaf Alles zu vereiteln, indeß wurde auf ihren Betrieb der fünfjährige Prinz von Pommern König von Norwegen und sie als Regentin bestätigt. Nichts konnte jetzt erwünschter kommen, als eine Empörung der Schweden gegen Albrecht; M. versprach Hülfstruppen gegen diesen, wofern ihr die schwedische Krone zugesichert würde; man ging diese Bedingung ein, Albrecht wurde 1388 bei Falköping geschlagen, gefangen genommen und M. bestieg 1394 den schwedischen Thron. Nun fehlte nur noch ein festes Band, welches der Vereinigung dieser drei Reiche eine längere Dauer geben sollte. Auf einer Versammlung der Reichsstände zu Kalmar 1397 wurde daher zu diesem Zwecke eine Urkunde abgefaßt, bekannt unter dem Namen der kalmarischen Union, indeß löste sich diese bald nach M.'s Tode (1412 den 18. October), unter ihrem Nachfolger Erich XIII. in Folge langwieriger Kriege, zu denen M. selbst, durch Verletzung einiger Hauptpunkte derselben, die sich mit ihrem Ehrgeize nicht vertragen konnten, Anlaß gegeben hatte, wieder auf. Vgl. über M. Holberg „Geschichte berühmter Frauen" und C. F. Wichmann „Margarethe, Königin von Dänemark, Norwegen und Schweden" (Kopenh. 1824).

Margarethe von Anjou, Königin von England, geb. 1425, war die Tochter René's von Anjou, Titularkönigs von Sicilien, und seit 1443 mit Heinreich VI., König von England, vermählt, der damals unter der Vormundschaft seines Onkels des Herzogs von Glocester regierte. Da M. diese so glänzende Verbindung vorzüglich einigen Häuptern der Gegenpartei des Herzogs verdankte, so war sie stets auf der Seite derselben und wurde deshalb auch bei der Ermordung des Herzogs (1447) in die Untersuchung verwickelt. Laut äußerte sich über diesen Mord der allgemeine Unwille und dieses um so mehr, da in Folge einer geheimen Clausel bei der Vermählung der M., jetzt die Grafschaft Maine an Frankreich abgetreten wurde, ein Umstand, der für England bald sehr nachtheilig ward. Alles dieses betrachtete man jetzt als Folgen der Herrschaft, welche M. über ihren schwachen Gemahl hatte, den man deshalb bald von mehreren Seiten anfeindete. Namentlich trat jetzt

Digitized by Google

Richard, Herzog von York, auf und machte seine Ansprüche auf die Krone geltend und Heinrich, zu schwach um selbst handeln zu können, folgte den Rathschlägen seiner Gemahlin, die auch während der Kriege zwischen den beiden Häusern York und Lancaster oft viel Muth und Entschlossenheit zeigte. Sie befreite ihren Gemahl, der nach der Schlacht bei S. Albans von Richard gefangen worden war, gewann die Schlacht bei Wakefield, welche Richard das Leben kostete, mußte aber, als bereits nach 2 Monaten dessen Sohn als Eduard IV. sich zum König ausrufen ließ, nach Frankreich fliehen; hier bekam sie eine bedeutende Anzahl Hülfstruppen von Ludwig XI., wurde aber bei Herham 1463 geschlagen und konnte sich nur unter unzähligen Gefahren wieder nach Frankreich retten. Zwar schien es, als wäre der Thron für Heinrich noch nicht ganz verloren; denn als 1470 der Graf Warwick und Herzog von Clarence sich gegen Eduard empörten und durch Vermittelung Ludwig's XI. auf M.'s Seite traten, da schöpfte diese neue Hoffnung. Wirklich bestieg auch Heinrich in Kurzem wieder den Thron, Eduard mußte fliehen, erschien jedoch bald mit verstärkter Macht, nahm Heinrich gefangen, Warwick verlor Schlacht und Leben, M. wurde bei Tewksbury mit ihrem 18jährigen Sohne, dem Prinzen von Wales, gefangen, in den Tower gesetzt und konnte erst 1475 durch den Vertrag von Amiens ihre Freiheit wieder erkaufen, theuer genug, da sie zuvor Zeuge der Ermordung ihres Gemahls und Sohnes hatte sein müssen. Den Rest ihres Lebens brachte sie in Frankreich zu, wo sie mit derselben Fassung und Standhaftigkeit, welche ihren Charakter das ganze Leben hindurch selbst im größten Unglück so bewundernswürdig auszeichnet, 1482 starb. Die Geschichte vermag wohl keine Frau aufzuführen, welche wie M., die in jeder Hinsicht gewiß ein besseres Loos verdient hatte, als Königin, Gattin und Mutter gleich unglücklich, vom Schicksal dennoch nicht niedergedrückt werden konnte.

Margarethe von Oesterreich, berühmt wegen ihres männlich standhaften Charakters im Unglück, vorzüglich aber wegen ihres Einflusses auf die politischen Ereignisse ihrer Zeit, war die Tochter Kaiser Maximilian's I. und der Marie von Burgund, geb. 1480. Da sie in Folge eines Vertrages dem Dauphin, nachherigem Könige Karl VIII., zur Gemahlin bestimmt war, wurde sie am französischen Hofe erzogen, kam aber 1491, als jener sich mit Anna von Bretagne vermählte, zu ihrem Vater zurück, vermählte sich einige Jahre später (1497), mit dem Infanten Johann von Spanien, und da dieser noch in demselben Jahre starb, 1501 mit dem Herzog von Savoyen, Philibert II., den sie bereits nach vier Jahren ebenfalls verlor. Jetzt ernannte sie ihr Vater zur Statthalterin der Niederlande und hier war sie es, welche den Frieden von Cambray schloß, den König von England vermochte (1515) eine neue Verbindung gegen Frankreich einzugehen und 1529 mit der Herzogin von Angoulême (Louise von Savoyen) die für Oesterreich so vortheilhaften Verhandlungen abschloß. Es war dieses der letzte merkwürdige Act ihres Lebens, denn bereits 1530 starb sie zu Mecheln, allgemein betrauert von ihren Unterthanen; denn in jeder Hinsicht war die Zeit ihrer Statthalterschaft segensreich; unter ihr blühten Ackerbau und Handel und als Beschützerin der Künste und Wissenschaften wußte sie das Verdienst nach Würde zu belohnen. Ueber ihr Leben vergleiche ihr eigenes Werk: „Discours de ses infortunes et de sa vie"; außerdem hat man von ihr eine Sammlung Gedichte und Reden, gehalten vor den Ständen der Niederlande und herausgegeben von Jean le Maire, 1549.

Margarethe von Valois (eigentlich M. von Angoulême), die Tochter Karl's von Orleans, Herzogs von Angoulême, und Schwester Königs Franz I., geb. zu Angoulême 1492, war als Prinzessin in Schönheit und Anmuth, Geist und Sitte die Zierde des franz. Hofes, so daß sie Franz I. selbst oft scherzweise „ma Mignonne" und „Marguerite des Marguerites" nannte. Sie liebte diesen auch auf das Zärtlichste, tröstete und pflegte ihn während seiner Gefangenschaft zu Madrid und bewirkte, daß man ihn seiner Würde gemäß mit Hochachtung behandelte. Ihren ersten Gemahl Karl IV., Herzog von Alençon, ersten Prinz von Geblüte, verlor sie 1525 und vermählte sich 1527 mit Heinrich d'Albret, König in Navarra, dem sie eine Tochter, Jeanne d'Albret, die Mutter Heinrich's IV. und einen Sohn gebar, der jedoch bald wieder starb. M. wirkte viel Gutes für

Digitized by Google

Navarra, jedoch der Schutz, welchen sie besonders während der Verfolgungen den unglücklichen Protestanten verlieh, erregte bald Zweifel über ihre Religionsmeinungen. Das Volk murrte, die Sorbonne verurtheilte sie, vorzüglich wegen ihrer Schrift „Miroir de l'âme pécheresse" (Alençon und Paris 1533), als Ketzerin, ja man war unverschämt genug, sie sogar dem öffentlichen Spotte preiszugeben; indeß fand M.'s aufgeklärter Geist hierin nur noch stärkere Beweggründe, die Reformation mit allem ihren Ansehen zu beschützen, doch kehrte sie kurz vor ihrem Tode zur katholischen Lehre zurück; sie starb 1549 auf dem Schlosse Odos in Bigorre. Ihres Geistes und ihrer Schönheit wegen wird sie oft von ihren Zeitgenossen die zehnte Muse und die vierte Grazie genannt; sie schrieb außer dem genannten Werke noch „Heptameron, ou les Nouvelles de la reine de Navarre" (Haag 1558; Chartres 1733, Bern 1780 u. 81), eine Sammlung geistreicher Erzählungen, und zerstreute Aufsätze, herausgegeben von ihrem Kammerdiener Silvius de la Haie unter dem Titel „Les Marguerites de la Marg. des Princesses" (Lyon 1547, Paris 1554) und andere kleine Gedichte. Das treueste Bild dieser Prinzessin liefert Gaillard in seiner Geschichte über Franz I.

Margarethe von Parma, natürliche Tochter Kaiser Karl's V. und der Margarethe van Gest und Halbschwester Philipp's II., geb. 1522. Nach dem Tode ihres ersten Gemahls, Alexander's von Medicis, verheirathete sie sich mit dem Herzoge von Parma, Octavio Farnese, dem sie den berühmten Alexander Farnese (s. d.) gebar. Philipp II. ernannte sie zur Statthalterin der Niederlande (s. Granvella), sie entsagte jedoch bei der Ankunft des Herzogs Alba daselbst, welcher ihr fast nichts als den Namen einer Statthalterin ließ, freiwillig dieser Würde wieder, begab sich nach Italien zu ihrem Gemahl und starb 1586 zu Ortonna.

Margarethe von Frankreich, Königin von Navarra, die Tochter Heinrich's II. und der Katharina von Medicis, geb. 1552, wurde 1572 an den Prinzen von Bearn, nachherigen Heinrich IV., vermählt, der sie jedoch weder achtete, noch liebte, sondern blos aus politischen Gründen diese Verbindung eingegangen war, was wohl auch zur Folge hatte, daß M. später nicht im besten Rufe ehelicher Treue stand und man ihren Lebenswandel sogar zügellos nannte. Die schreckliche Bartholomäusnacht (s. d.), in welcher M. beinahe selbst als Opfer blinder Wuth gefallen wäre, war das Resultat dieser Verbindung. Als der König von Navarra, ihr Gemahl, 1576 den französischen Hof verließ, war die Spannung zwischen ihm und seiner Gemahlin M. schon bis zu dem Grade gestiegen, daß er, ohne sie vorher zu sehen, heimlich abreiste und man ihr sogar verbot, ihm zu folgen; später wurde es ihr jedoch gestattet und sie lebte mehrere Jahre in ziemlicher Eintracht mit ihm, überließ sich jedoch bald nach ihrer Ankunft in Paris aufs Neue allen Ausschweifungen, so daß selbst Heinrich III. ihr deshalb laut seinen Unwillen zu erkennen gab und ihr befohlen ward, sich nach Bearn zu ihrem Gemahl zu begeben. Als Papst Sixtus V. 1585 gegen Heinrich IV. den Bannstrahl schleuderte, fand sie darin einen Grund, sich wieder von ihm zu entfernen und ging nach Auvergne. Ihres unsteten und unregelmäßigen Lebens halber, wobei sie auch zu einigen Unruhen Anlaß gegeben hatte, wurde sie auf dem Schlosse Usson festgesetzt, wußte jedoch hier den Marquis von Canellac für sich zu gewinnen und nahm das Schloß selbst in Besitz. Als bald darauf ihr Gemahl, als Heinrich IV., den Thron bestieg, wurde ihre Ehe von Clemens IX. 1599 als kinderlos getrennt und M. lebte bis 1615 zu Paris, wo sie als letzter Sprößling des Hauses Valois starb. M. war schön, geistreich und von Charakter gut, ließ sich aber zu sehr von Eitelkeit und Sinnlichkeit beherrschen. Von ihrem Gemahl hatte sie keine Kinder, wie man indeß behauptet, einige von ihren Liebhabern, unter denen der Herzog von Guise die erste Rolle spielte. Zu bewundern ist, daß M. bei ihrem so unruhigen und unsteten Leben noch Muße zu Beschäftigungen ernster Art, wie ihre hinterlassenen Schriften beweisen, gewinnen konnte. Man hat von ihr Gedichte und Memoiren von 1565—1582 (Paris 1629, 1661 u. öfter; Lüttich 1713, Haag 1715), welche sämmtlich in einem sehr angenehmen und unterhaltendem Style geschrieben sind.

Digitized by Google

Marheineke, Philipp Konrad, wurde zu Hildesheim 1780 geboren, studirte zu Göttingen unter Planck, Ammon, Heyne, Eichhorn u. A., erhielt dann 1804 einen Ruf als zweiter Universitätsprediger nach Erlangen, wo er zugleich als Privatdocent auftrat und 1806 außerordentlicher Professor der Theologie wurde, ging 1807 nach Heidelberg, wo er 1809 Ordinarius wurde, und folgte 1811 dem Rufe nach Berlin, wo er Oberconsistorialrath, erster ordentlicher Professor der Theologie an der Universität und Prediger an der Dreifaltigkeitskirche wurde. M. ist einer der ausgezeichnetsten Theologen unsrer Zeit, da er die gelehrte und praktische, die historische und philosophische Bildung in höherem Grade in sich verbindet, stets mit der philosophischen Bildung seiner Zeit fortgeschritten ist und ihr das tiefere Verständniß abgerungen hat. Seine Schriften tragen von dieser fortschreitenden Entwickelung die deutlichsten Spuren. In seinen frühesten Schriften schloß er sich auf freie Weise an die Schelling'sche Schule an, wie es seine „Universalkirchenhistorie des Christenthums" (Band 1, Erlang. 1806) und die erste Bearbeitung der „Grundlehren der christlichen Dogmatik" (Berl. 1819) zeigen. In der zweiten Bearbeitung seiner „Grundlehren der christlichen Dogmatik als Wissenschaft" (Berl. 1827) ist Abhängigkeit von der Hegel'schen Schule bemerkbar und in der neuern Zeit, wo die sogenannten Jung-Hegelianer sich von den ältern Schülern und Nachfolgern Hegel's losgesagt und alles Positive des Christenthums zu vernichten gesucht haben, ist er zwar in seinem „Gutachten gegen Bruno Bauer" zwar nicht entschieden gegen diesen aufgetreten, doch hat er gezeigt, daß er zwischen den beiden Extremen eine richtige Mitte einzuhalten suche, und in dem immer noch fortdauernden Streben nach Wahrheit, ohne sich an die Worte eines Lehrers streng zu binden, seinen eigenen Weg einschlägt. Andere dogmatische Schriften M.'s sind: „Das Brot im heiligen Abendmahle" (Berl. 1817), „Ottomar, Gespräche über Augustin's Lehre von der Freiheit des Willens und der göttlichen Gnade" (Berl. 1821) und eine populäre Bearbeitung seiner Dogmatik in dem „Lehrbuch des christlichen Glaubens und Lebens für denkende Christen und obere Gymnasialclassen" (2. Aufl., Berl. 1836). Auch als Kirchenhistoriker ist M. von Bedeutung. Seine „Geschichte der deutschen Reformation" (4 Bde., Berl. 1816—34) ist ein treffliches Werk. Mit weniger Kunst ist seine „Geschichte der christlichen Moral in den der Reformation vorhergehenden Jahrhunderten" (Bd. 1, Sulzb. 1806) geschrieben, der seine Programme „De theologiae moralis sec. XVII. statu" (Erlang. 1804) vorhergingen und die Abhandlung „Ueber Ursprung und Entwickelung der Orthodoxie und Heterodoxie in den drei ersten Jahrhunderten" (Heidelb. 1807). In seiner „Christlichen Symbolik" (3 Bde., Heidelb. 1810—14) und in seinen „Institutiones symbolicae" (3. Aufl., Berl. 1830) fing er nach Planck's Andeutungen an, die Symbolik als dogmatisch-comparative Darstellung des Lehrbegriffs der kirchlichen Hauptparteien darzustellen. Einen andern Beitrag enthalten seine Briefe an Planck: „Ueber das wahre Verhältniß des Katholicismus und Protestantismus" (Heidelb. 1810). In den neuesten Zeiten hat er an dem durch Möhler's „Symbolik" angeregten Streit Theil genommen und die Sache des evangelischen Lehrbegriffs (Berl. 1833) geführt, wie er auch später gegen Görres Partei ergriff (Berl. 1838). Im Gebiet der praktischen Theologie sind sowohl seine wissenschaftlichen Arbeiten [„Grundlegung der Homiletik, in Vorlesungen über den wahren Charakter des protestantischen Geistlichen" (Hamb. 1811), „Entwurf der praktischen Theologie" (Berl. 1837), „Ueber die wahre Stellung des liturgischen Rechts im evangelischen Kirchenregimente" (Berl. 1825)], als auch seine Predigten rühmend hervorzuheben. Die letztern tragen zu sichtbar den Stempel seiner jedesmaligen philosophischen Bildung, um nicht, je nach dem Geschmack und dem philosophischen Standpunkt der Leser, bald hochgerühmt, bald geringer geachtet zu werden; in allen aber zeigt sich Ernst, Kraft und Gedankenreichthum der Behandlung [„Predigten für gebildete Christen", mit Vorrede von Ammon (Göttingen 1801), „Christliche Predigten zur Belebung des Gefühls für das Schöne und Heilige" (Erlangen 1805), „Predigten vor Gemeinden zu Berlin" (Berl. 1804), „Reformationspredigten" (Berl. 1818)]. Er starb am 31. Mai 1846.

Digitized by Google

Maria, die Mutter Jesu, stammte wahrscheinlich wie Joseph, ihr Mann, aus dem königlichen Geschlechte David's. Ueber ihre Aeltern und Familie läßt sich bei der abweichenden und schwer zu vereinigenden Relation der Evangelisten Matthäus und Lukas nichts mit Zuverlässigkeit bestimmen. Sie war eine Jungfrau, rein und unschuldig und im Begriff mit Joseph, ihrem Verlobten, das innigste Lebensband zu knüpfen, als ihr die himmlische Verkündigung wurde, daß sie auserkohren sei, durch Wirkung des heiligen Geistes den Erlöser des Menschengeschlechts zu gebären. Nicht nur, daß eine solche erhabene Bestimmung ihrer ungeheuchelten Demuth nicht anders als wunderbar, ja als unglaubhaft erscheinen konnte, so mußte auch eine derartige Botschaft dem reinen Sinne der Jungfrau, die von keinem Manne wußte, widerstreben und nur dann erst, als der Bote Gottes zur Bestätigung seiner Verheißung das in der Schwangerschaft der greisen Elisabeth, ihrer Verwandten, geschehene Wunder verkündigt, fängt sie an, ihr hohes ausgezeichnetes Loos zu ahnen und unterwirft sich, eine gehorsame, demuthsvolle Magd, dem Willen ihres himmlischen Herrn. Aber nun zieht sie auch ihr Herz hin in das Gebirge der mütterlichen Freundin Elisabeth, in deren Schwangerschaft und unerwartetem Gruße sie die Bürgschaft empfängt, daß auch ihr eine untrügliche Verheißung zu Theil geworden sei. Ueberwältigt von den Gefühlen des Dankes gegen Den, der sie so hoher Bestimmung gewürdigt hat, bricht sie in jenen schönen Lobgesang aus, der in der Kirche den Namen Magnificat führt und der innigste Ausdruck jungfräulicher Demuth ist. Doch Joseph, von dem Zustande seiner Braut überrascht und sie im Herzen der Untreue zeihend, beschließt als besonnener und redlicher Mann, um sie des Schimpfes zu überheben, sich im Stillen von ihr zu trennen. Eine Vision aber belehrt ihn über die höheren Absichten Gottes bei diesem wunderbaren Vorfall und bestimmt ihn, den ehelichen Bund mit Maria zu schließen. Das von dem Kaiser Augustus erlassene Edict eines im jüdischen Lande zu veranstaltenden Census führte hierauf beide Ehegatten in ihre gemeinschaftliche Stammstadt Bethlehem. Hier war es, wo Maria in stiller Nacht und in der ärmlichsten Umgebung Den zur Welt gebar, der bald das Licht und der Reichthum der Welt werden sollte. Auch die Geburt Jesu war mit ungewöhnlichen, auf ein göttliches Walten hindeutenden Erscheinungen begleitet, die sich dem Herzen der hochbegnadigten und still aufmerksamen Maria tief einprägten. Kaum hatte sie jedoch durch Darstellung ihres Neugeborenen im Tempel dem Mosaischen Gesetze genug gethan, als der grausame Argwohn des Herodes die heilige Familie zur Flucht nach Aegypten zwang. Hier läßt sie die Sage einige Zeit in Memphis wohnen. Nach dem Tode des Herodes war die Gefahr für das Kind Jesus verschwunden und Joseph kehrte mit demselben und Maria in seine Vaterstadt Nazareth in Galiläa zurück. Die Geschichte berichtet uns nichts über das häusliche Walten der Maria, nichts über die mütterliche Pflege und Erziehung ihres Sohnes. Erst nach einem langen Zeitraume finden wir sie mit dem 12jährigen Jesus im Tempel zu Jerusalem wieder und ihre Worte: „Warum hast Du uns das gethan? siehe Dein Vater und ich haben Dich mit Schmerzen gesucht" — diese Worte, die einen ebenso sanften als zärtlichen Vorwurf für den im Tempel zurückgebliebenen Jesus enthalten, legen Zeugniß von ihrem von Sorge und Liebe erfüllten Mutterherzen ab. Die heiligen Schriftsteller beobachten hierauf ein abermaliges Schweigen über ihre und ihres Sohnes Schicksale, das sie erst mit dem öffentlichen Auftreten Jesu unterbrechen. Auf der Hochzeit zu Kana in Galiläa ist es Maria, die den Anfangs zum Wunderthun scheinbar ungeneigten Erlöser bestimmt, durch eine außerordentliche That der beschämenden Verlegenheit des hochzeitlichen Hauses ein Ende zu machen, und die dadurch einen an Tagen des Mangels und der Noth herzlich theilnehmenden Sinn verräth. Es ist wahrscheinlich, daß sie Jesum auf seinen Reisen oft begleitet habe. Ihrem wachenden Mutterauge konnten unmöglich die Gefahren entgehen, die den geliebten Sohn immer enger einschlossen, und gewiß hat ihre zärtliche Sorge nichts unversucht gelassen, um das schwere Schicksal von dem Haupte desselben abzuwenden. So finden wir sie denn auch unter dem Kreuze Jesu, und wer mag den unendlichen Schmerz beschreiben, der ihre Brust durchschneiden mußte, als sie den über Alles Geliebten ein solches Ende nehmen sah! Daß aber

Digitized by Google

das schönste Mutter- und Sohnesverhältniß zwischen Maria und dem Erlöser ungestört bis zu dem Tode des Letzteren fortgedauert habe, dies läßt sich mit voller Gewißheit aus der liebevollen Sorge schließen, womit Jesus die Zukunft der Maria zu sichern suchte, indem er sie seinem theuren Jünger Johannes noch am Kreuze empfahl. Nach dem Tode Jesu verweilte Maria in der Mitte der zu Jerusalem versammelten Jünger. Ihr übriges Leben ist unbekannt. Auch über ihren Tod fehlt es uns an verbürgten Nachrichten. Nach der einen soll sie in Jerusalem gestorben und in Gethsemane begraben sein; eine andere nennt Ephesus als den Ort, wo sie in einem Alter von 63 Jahren gestorben sei; ja der fromme Wahn einiger Kirchenväter läßt die Maria gar nicht sterben, sondern vindicirt ihr eine Himmelfahrt. Nicht weniger gehört es der frommen Dichtung an, daß Maria mehrere Briefe, z. B. einen an den heiligen Ignatius von Antiochien, geschrieben habe.

Nur wenige Züge sind es also, die uns die Geschichte von der Maria überliefert hat, aber sie reichen hin, um in der Mutter des Herrn das Bild einer reinen Weiblichkeit zu erblicken. Diese geräuschlose Frömmigkeit, diese Innigkeit der Empfindung, dieses stille Achten auf den Rath Gottes, diese Beweise von Sanftmuth und Demuth, dieses von Mitleid überfließende Herz, diese aufopfernde, keine Beschwerden scheuende, bis ans Ende ausharrende Mutterliebe der Maria, dies Alles vereinigt sich zu einem so schönen Gemälde edler Weiblichkeit, daß der Beschauer dasselbe nicht ohne die lebendigste Theilnahme und Hochachtung verlassen kann. Es konnte daher auch nicht fehlen, daß das christliche Alterthum schon frühzeitig anfing unter den evangelischen Personen ganz vorzüglich die Maria auszuzeichnen und ihr nach und nach eine Art von Verehrung zu erweisen. Doch geschah dies in den ersten drei Jahrhunderten nur noch selten, und da das Neue Testament auch nicht die leiseste Andeutung und Veranlassung einer solchen Verehrung giebt, so war man sogar bisweilen geneigt, sie für ketzerisch zu halten. Als aber der Hang immer mehr hervortrat, die Heiligen und Märtyrer aus Dank für ihre Fürbitte bei Gott zu verherrlichen, und als im 4. Jahrh. in den Streitigkeiten über die Person und Würde Jesu die Meinung siegte, daß Jesus nicht blos als Mensch, sondern auch als Gott von der Maria geboren sei und ihr deshalb der Ehrenname Gottesgebärerin beigelegt wurde; so war damit auch das Signal zu einer übermenschlichen Verehrung derselben gegeben. Sie trat von jetzt an an die Spitze der Heiligen. Der Glaube an ihre auch durch die Geburt nicht verletzte Jungfräulichkeit wurde nach und nach vorherrschend und alle Diejenigen, welche nach entgegengesetzter Meinung annahmen, daß Maria nach des Erlösers Geburt noch mehrmals Mutter geworden sei, wurden, mit dem Namen Antidikomarianiten bezeichnet, als Ketzer verfolgt. Die von der vermeintlichen Gottähnlichkeit der Maria begeisterte Menge versenkte sich in die höchste Bewunderung derselben und so geschah es, daß man schon im 6. Jahrh. zu Ehren der heiligen Maria zwei Feste feierte, das Fest der Verkündigung (annuntiationis, am 25. März) und das Fest des Kirchgangs oder der Reinigung der Maria (purificationis, am 2. Febr.). Ein drittes Fest derselben, das der Himmelfahrt der Maria (assumtionis, am 15. Aug.) ist spätern Ursprungs und war Anfangs dem Andenken an ihren Tod gewidmet, wurde aber bald einer der feierlichsten Tage in der katholischen Kirche. Zu Ausgange des 10. Jahrh. stieg die Verehrung der Maria auf das Höchste. Man weihte ihr einen besondern Tag in der Woche, den Sonnabend, und suchte Alles hervor, um sie als ein vollendetes Ideal feiern zu können. Aus diesem Streben ging die Lehre von der unbefleckten Empfängniß derselben hervor, wonach angenommen wurde, daß die hohe Himmelskönigin nicht unter den gewöhnlichen Bedingungen menschlichen Entstehens in die Welt eingetreten, sondern ohne Erbsünde empfangen sei. Obgleich diese Lehre von den Dominikanern gegen die Franziskaner heftig angefochten wurde, so siegten doch die Letztern im Bunde mit dem frommen Aberglauben des Volks, und nachdem sich der Papst Clemens VII. für sie erklärt hatte, so gewann im 14. Jahrh. das durch sie veranlaßte Fest der unbefleckten Empfängniß (immaculatae conceptionis Mariae, am 18. Dec.) eine immer größere Verbreitung. Andere der Maria gewidmete, aber zum Theil nicht allgemein eingeführte Feste sind noch folgende: das Fest der Geburt der Maria, am 8. Sept., entstan-

Digitized by Google

den im 9. Jahrh.; das Fest der Vermählung der Maria mit Joseph, am 23. Januar, nur in einigen Kirchen eingeführt; das Fest der Darstellung der Maria im Tempel, am 21. Nov. Nachdem in der katholischen Kirche durch die beinahe göttliche Anbetung der Maria und die Verehrung der Heiligen der christlichen Religion hinreichender sinnlicher Stoff beigemischt war, so mußte gerade darin die mit jeder sinnlichen Religion nahe verwandte Kunst reiche Nahrung finden. Der ganz reine weibliche Charakter der Maria gewährte einem Künstlergeiste unerschöpflichen Stoff. Es wurde Sitte und höchste Aufgabe für die Kunst, die vollendete Heiligkeit in einer weiblichen Gestalt darzustellen. Aus den Madonnenbildern sprach das Göttliche in idealer menschlicher Form und je reiner der Ausdruck des Göttlichen und Menschlichen in ihnen war, je deutlicher der Verein aller menschlichen Tugenden in ihnen sich versinnlichte, desto näher fühlte sich der beschauende sinnliche Mensch dem Göttlichen, desto wohlthuender war sein ganzes Gemüth dadurch angesprochen. Die evangelische Kirche unterscheidet sich gerade in diesem Punkte wesentlich von der katholischen. Gestützt auf die Bibel, die auf die alleinige Anbetung Gottes dringt und dem frommen Beter die Erhörung des Vaters verheißt, hält sie es für unnöthig, die Fürbitte der Maria anzusprechen. Obgleich sie aber eine Verehrung der Maria der Art, wie sie ihr in der katholischen Kirche widerfährt, nicht billigen kann, so ist sie doch weit entfernt, die Mutter Dessen, durch den wir das Leben haben, herabzusetzen; vielmehr lehrt auch sie, daß der Name der Maria jederzeit mit Hochachtung und Ehrfurcht zu nennen sei.

Maria I., Königin von England 1553—58, Tochter Heinrich's VIII. und der Katharina von Aragonien, geb. am 11. Febr. 1515, hatte nach dem Tode ihres Bruders Eduard VI. die rechtmäßigsten Ansprüche auf den Thron, die ihr jedoch von ihrem Vater selbst, nachdem er ihre Mutter verstoßen hatte, sowie vom Herzog von Northumberland streitig gemacht wurden. Kaum hatte indeß M. den Tod ihres Bruders erfahren, so erließ sie eine Proclamation an alle Großen des Reichs und man ernannte sie zur Königin. Der Herzog, der diesen Plan gern zu Gunsten seiner nächsten Verwandten, der Johanna Grey, vereitelt hätte, sah sich endlich genöthigt, M. selbst als Königin anzuerkennen, wurde jedoch verhaftet und hingerichtet. Bei ihrem Einzuge in London versprach M. zwar feierlich die protestantische Religion zu schützen, ihr ganzes Streben ging aber auf Herstellung des Katholicismus, dem man sich jedoch von verschiedenen Seiten widersetzte. Namentlich stand der Primas der englischen Kirche, Cranmer, als vorzüglicher Gegner M.'s auf und protestirte öffentlich, als sie bei den Exequien ihres Bruders Eduard VI. die katholischen Gebräuche beobachtet wissen wollte; doch konnte er mit den Wenigen, die ihm zur Seite standen, nichts ausrichten, denn die Art, wie M. die römisch-katholische Kirche wieder herstellte, stimmte ganz mit ihrem von Natur eigensinnigen und tyrannischen Charakter überein. Die unglückliche Johanna Grey, welche mehrere Tage den königlichen Titel angenommen hatte, wurde nebst ihren Vertrautesten hingerichtet. Durch ihre Vermählung 1554 mit dem 12 Jahre jüngern Philipp II. von Spanien (s. d.), welche durchaus dem Vortheile der Nation nicht entsprach, gab sie zu verschiedenen Unruhen Anlaß. Suffolk besonders, Vater der Johanna Grey, stiftete eine Verschwörung, mußte aber das unglückliche Unternehmen wieder aufgeben. Das Erscheinen des päpstlichen Gesandten Pole (s. d.) stellte auf einige Zeit die Ruhe wieder her und England ward, da es sich selbst des Abfalls von der Kirche beschuldigte, als ein reuiger Sünder wieder in den Schooß derselben aufgenommen. Unterdeß zogen eheliche Verhältnisse M.'s Geist ganz von der Politik ab. Philipp verließ nach einem 14monatlichen Aufenthalte in London, bewogen durch die fehlgeschlagene Hoffnung seiner Gemahlin, Mutter zu werden, England wieder, um den spanischen Thron zu besteigen. Dieser Umstand war die Folge einer tiefen Schwermuth in M.'s Charakter, in deren Folge Cranmer und viele andere protestantische Geistliche auf die Scheiterhaufen gebracht wurden; doch auch M., die verachtet von ihrem Gemahl und trostlos über dessen mißlungenes Unternehmen gegen Frankreich, welches England den Besitz von Calais kostete, immer mehr und mehr von einer tiefen Melancholie befallen wurde, starb endlich den 17. Nov. 1558 an der Wassersucht. Bei aller Bigotterie und Grausamkeit, welche ihre Regierung

Digitized by Google

verhaßt machte, war sie nicht ohne Fähigkeit, Bildung und Geistesstärke; sie erhielt den Namen der Blutigen (Bloody Mary). Auf dem Throne folgte ihre Stiefschwester Elisabeth (s. d.). Vgl. Griffet „Nouveaux éclaircissements sur l'histoire de M." (Amst. und Par. 1766); Turner „History of the reign of Edward VI., M., and Elizabeth" (4 Bde., Lond. 1829) und Tytler „England under Edward VI. and M." (2 Bde., Lond. 1839). In der neuesten Zeit haben engl. Geschichtsforscher versucht, ihren Charakter weniger befleckt erscheinen zu lassen.

Maria Stuart, Königin von Frankreich und Schottland, Tochter Jacob's V. und der Maria von Lothringen, geb. 1542 im Schlosse Linlithgow. Da wenige Tage nach ihrer Geburt der Tod ihres Vaters erfolgte, so hatte sie Heinrich VIII., als reiche Erbin, schon seinem Sohne zur Gattin bestimmt; jedoch auf Betrieb der Großen des Reichs, die aus dieser Verbindung für das Land wenig Vortheil fließen sahen, wurde M. als fünfjähriges Kind an den franz. Hof geschickt und erhielt daselbst eine zwar streng katholische, aber in Sitte und Charakter ganz dem Geiste des damaligen Hofes angemessene Erziehung. Hier wurde sie 1558 mit dem Dauphin, nachherigem Könige Franz II., vermählt; als dieser indeß schon nach zwei Jahren starb und der bald nachher erfolgte Tod ihrer Mutter den schottischen Thron erledigte, ging sie 1561 nach Schottland zurück, um dort als nächste Erbin denselben zu besteigen. Zwar bot ihre Schwester Elisabeth alle Mittel auf, sie vorher zu einer Entsagung auf die Krone Englands und Irlands zu bewegen und legte ihrer Abreise nach Schottland alle nur mögliche Hindernisse in den Weg, doch gelangte sie bereits nach fünf Tagen glücklich in Schottland an. Hier jedoch, wo das Volk fanatisch gegen die katholische Religion eingenommen war, fand sie nicht die erwartete Aufnahme, man verbot die öffentliche Ausübung des katholischen Hofgottesdienstes und die protestantischen Prediger traten öffentlich gegen die Königin auf. Ueberdies suchte man die zwischen ihr und Elisabeth herrschende Spannung immer mehr zu nähren, so daß zwischen beiden Schwestern bald die bitterste Feindschaft entstand, welche auch durch ihren natürlichen Bruder, Grafen Murray und den Staatssecretär Maitland nach Kräften unterstützt wurde. Ein Hauptgrund dieses unglücklichen Verhältnisses lag in Elisabeth's Eifersucht über M.'s Jugend und Schönheit, die dieser bald zahlreiche Anbeter herbeizogen. Der glücklichste unter diesen war der schöne Heinrich Darnley, ein Sprößling des Hauses Stuart und Katholik. Ihm reichte M., nachdem Murray vergebens, um beide in seine Gewalt zu bekommen, Unruhen zu erregen sich bemüht hatte, am 29. Juli 1565 ihre Hand und ernannte ihn zum König. Dies war der erste Schritt M.'s zu jener bis an das traurige Ende ihres Lebens ununterbrochenen Reihe von Drangsalen aller Art. Darnley, dem M. mit ihrer Hand gern den Namen, aber nicht alle Rechte eines Königs zugestanden hatte, wußte sich bald selbst in den Besitz derselben zu setzen und erregte auf diese Art oft den Unwillen seiner Gemahlin, die immer mehr und mehr einsehen lernte, daß nur Darnley's Schönheit sie einst geblendet hatte, er selbst aber ein schwacher und verächtlicher Mann war. Mehrere Vertraute der M., namentlich Rizzio, ihr Geheimschreiber, alt und nichts weniger als schön, dabei aber als ein gebildeter Mann und trefflicher Sänger von der Königin stets gern gesehen, erregten jetzt Darnley's Eifersucht bis zu dem Grade, daß er diesen einst in Gegenwart der Königin ermorden ließ. Natürlich zog sich M. von jetzt an immer mehr und mehr von ihrem Gemahl zurück. Ihre am 19. Juni 1566 erfolgte Niederkunft mit einem Prinzen, dem nachmaligen Jacob VI. (s. d.), vermochte das Gleichgewicht nicht wieder herzustellen. Um dieselbe Zeit lag Darnley zu Glasgow an den Blattern darnieder; die Königin holte ihn von da ab nach Edinburg und wies ihm ein Haus außerhalb der Stadt, wegen seiner gesunden Lage, zur Wohnung an, doch in der Nacht vom 9. bis 10. Febr. 1567 flog dasselbe mit dem Unglücklichen in die Luft. Ob und wie viel M., aus den Nebenumständen zu urtheilen, Schuld an diesem Mord hatte, läßt sich nicht bestimmen, indeß mußte sie nothwendig einen starken Verdacht auf sich laden, da sie noch in demselben Jahre sich mit dem Grafen Bothwell, den das Gerücht allgemein dieses Königsmordes beschuldigt, vermählte. Dieser zu schwach, um selbst regieren zu können, wurde vom Adel vertrieben, Maria als Gefan-

Digitized by Google

gene auf das Schloß Lochleven gebracht und hier gezwungen, der Krone zu Gunsten ihres Sohnes unter der Vormundschaft Murray's zu entsagen. Nach einer zehnmonatlichen Gefangenschaft gelang es ihr jedoch mit Hülfe des jungen Douglas zu entkommen; das 6000 Mann starke Heer, welches sich in Kurzem um sie versammelt hatte, wurde aber von Murray geschlagen und M. jetzt genöthigt nach England zu ihrer erbittertsten Feindin zu fliehen. Elisabeth ließ sie, damit sie sich vorher von ihrem Verdachte am Königsmorde reinigen möchte, auf das Schloß Bolton und von da zur weitern Untersuchung nach Winkfield bringen. Mehrere Versuche zu ihrer Befreiung, vorzüglich des Grafen Norfolk u. A., schlugen fehl und dienten nur dazu, die Bande der königl. Gefangenen enger zu ziehen. Vergebens baten jetzt mehrere katholische Höfe, ihre Haft zu erleichtern; man brachte die Unglückliche nach Sheffield und als sie dort plötzlich erkrankte, nach Tutbury. Ein Attentat auf das Leben der Elisabeth veranlaßte eine neue peinliche Untersuchung, in der man, ungerecht genug, ohne gründliche Beweise und mit Vernachlässigung jeder Rechtsform, M. als Mitschuldige verurtheilte; Elisabeth bestätigte das Todesurtheil und M. vernahm dasselbe mit bewundernswürdiger Standhaftigkeit und Freude, als das baldige Ende ihrer Leiden. Ungeachtet man ihr auch bis zum letzten Augenblicke Kränkungen aller Art zufügte, so zeigte sie sich doch stets in wahrhaft königlicher Würde. Dem protestantischen Geistlichen, den man ihr vor der Hinrichtung statt des verlangten katholischen schickte, antwortete sie auf seine Drohungen mit der ewigen Verdammniß, wenn sie nicht ihrer Religion entsage, ebenso kurz als bestimmt, „daß sie nunmehr am Rande des Grabes ihren Glauben, dem sie von Kind auf treu ergeben gewesen sei, nicht verläugnen wolle." Nur wenige ihrer Diener, für die sie bis zum letzten Augenblicke die größte Sorge trug, durften sie auf dem verhängnißvollen Wege zum Blutgerüste begleiten. Am 18. Febr. 1587 erfolgte ihre Hinrichtung durch das Beil in einem Saale des Schlosses, wo sie gefangen saß. So endete M. nach jahrelanger Gefangenschaft, ein Opfer blinder Politik und eigener weiblicher Schwäche, zu welcher sie Zeitbegebenheiten und ihre frühere Erziehung verleiteten. Mochte M. schuldig sein oder nicht, ein von bestochenen Richtern und ohne Zeugenbeweis gefälltes Urtheil zu unterzeichnen, bleibt ein ewiger Flecken in Elisabeth's Regierung und dies um so mehr, da sie Augenzeuge bei der ganzen Prozeßführung gewesen war. — M.'s Geschichte wurde der Stoff zu verschiedenen dramatischen Bearbeitungen, unter denen die gelungenste bis jetzt von Schiller ist; die frühern Schicksale vor ihrer Flucht nach England findet man treu dargestellt von Walter Scott. M.'s einzige mit Bothwell erzeugte Tochter starb einige Jahre nachher in Soissons als Nonne; ihr Sohn erster Ehe bestieg, sonderbar genug, den Thron der Mörderin seiner Mutter, die er, ohne zu ihrer Rettung etwas beitragen zu können, oder vielmehr zu wollen, ruhig zum Schaffot führen sah. Vergl. Whitaker „M., queen of Scotland vinticated" (3 Bde., Lond. 1787), Chalmers „Life of M., queen of Scots" (deutsch, 2 Bde., Leipz. 1826). Beides Vertheidigungsschriften M.'s; Miß Benger „Memoirs of the life of M., queen of Scots" (2 Bde., Lond. 1823), die aus den Handschriften des brit. Museums schöpften.

Maria von Medici, Tochter des Großherzogs Franz II. von Toscana, geb. 1573, wurde nach dem Tode ihres Gemahls, Heinrich's IV., mit dem sie seit 1600 vermählt war, Königin von Frankreich. Herrschsucht, Eifersucht und mürrischer Charakter waren Ursache ihrer unglücklichen Ehe mit Heinrich IV. und der Grund zu ihrem ganzen künftigen Unglücke. Als ihr Gemahl 1610 durch Mörderhand fiel und M. mit Hülfe ihrer Günstlinge, bald nach geschehener That, zur Vormünderin ihres unmündigen Sohnes und zur Regentin ernannt wurde, so konnte sie dem leisen Verdacht einiger Kenntniß von diesem Mordanschlage nicht entgehen, am allerwenigsten aber dadurch, daß sie Heinrich's treue Minister, Sully, Villeroy u. A. von sich entfernte und ihre Stellen Günstlingen, meistens Italienern, wie Concini (s. d.), überließ. Durch diese an Ueppigkeit und Verschwendung gewöhnten Menschen wurde bald der Staatsschatz bedeutend geschwächt, wegen Geldmangel sah man sich genöthigt, mehrere für Frankreich vortheilhafte politische Pläne aufzugeben und eine allgemeine Empörung der franz. Großen war unvermeidlich.

Digitized by Google

Sie brach aus; Condé, an der Spitze der Unzufriedenen, zwang die Königin einen nachtheiligen Frieden zu schließen und das Parlament erklärte ihren Sohn für mündig. Dieser, längst müde der steten Abhängigkeit, in welcher ihn seine herrschsüchtige Mutter auch nach dieser Zeit zu erhalten wußte, entledigte sich endlich mit Gewalt dieser Fesseln. M.'s Vertrauter, Concini, wurde ermordet und sie selbst verhaftet. Später, 1620, erfolgte nach mehreren von Seiten M.'s vergeblich erregten Unruhen endlich eine Aussöhnung zwischen Mutter und Sohn durch Richelieu, allein bald gelang es diesem, indem er sich dem König unentbehrlich zu machen gewußt hatte, von eigenem Interesse geleitet, 1629 einen förmlichen Bruch zwischen Beiden herbeizuführen, in Folge dessen M. vom Hofe entfernt, zuerst zu Compiègne und darauf zu Brüssel in anständiger Haft gehalten wurde. Zwar bestürmte sie von hier aus fortwährend mit Bitten und Klagen über Richelieu den König, konnte aber dennoch nicht die Erlaubniß zu ihrer Rückkehr nach Frankreich erhalten. Später wandte sie sich zu König Karl I. nach England; da jedoch auch dieser keine Versöhnung zwischen ihr und dem Gemahl herbeiführen konnte, so ging sie 1647 nach Köln, wo sie bereits nach zwei Jahren in großer Dürftigkeit starb. M. war eine vorzügliche Freundin der schönen Künste und trug viel zur Verschönerung von Paris bei. Vgl. D'Estrée „Memoires d'état sous la régence de M. de Med." (Paris 1666, 12.), „Histoire de la Mère et du Fils" (Amst. 1730, 2 Bde.), „Vie de M. de M." par Mad. la présid. d'Arçonville (Paris 1774, 3 Bde.).

Maria Luise, Königin von Spanien, Tochter des Herzogs Philipp von Parma, geb. den 9. Dec. 1751, ward mit Karl IV. wider dessen Willen am 4. Sept. 1765 verheirathet. Sie war eine kluge, höchst gewandte und ihrem Gemahl an Geisteskraft weit überlegene Frau. Frühzeitig wußte sie den stürmischen Sinn ihres Gemahls, der Anfangs sogar in thätliche Beleidigungen gegen sie ausbrach, sich unterthänig zu machen. An allen Staatsangelegenheiten nahm sie den regsten Antheil; sie wußte sehr klug ihre Günstlinge zu befördern und erhielt auf diese Weise eine völlige Herrschaft über ihren Gemahl. Ein Verständniß, in dem sie als Prinzessin von Asturien mit dem ältern Godoy stand, trennte König Karl III. dadurch, daß er Godoy aus Madrid verwies. Dagegen trat sie nun mit des Verwiesenen Bruder, dem nachherigen Herzog von Alcudia (s. d.) in ein Verhältniß, das sie ihrem scharfsichtigen Schwiegervater trefflich zu verhehlen wußte. Nach der Thronbesteigung Karl's IV. gewann sie den bedeutendsten Einfluß auf die Staatsangelegenheiten und sie nebst ihrem Günstling, dem sie durch ihre Schlauheit ihres Gemahls Gunst zu verschaffen gewußt hatte, regierten mit unbeschränkter Macht ganz Spanien. Beide strebten darauf hin, den Kronprinzen Ferdinand, gegen den Marie Luise einen unnatürlichen Haß hegte, beim alten König verdächtig zu machen, der ohne Zweifel auf ihre Veranlassung den 29. Oct. 1807 an den Kaiser Napoleon schrieb, sein Sohn habe ihn entthronen und seiner Mutter nach dem Leben trachten wollen, er sei daher mit dem Verluste der Thronfolge zu bestrafen. Doch da Marie Luise und ihr Günstling des Volkes Stimmung fürchteten, so veranlaßte dieser den Prinzen, seinen Vater und seine Mutter schriftlich um Verzeihung zu bitten. Dies that er den 5. Nov. 1807, worauf der König durch ein Decret erklärte, daß er auf des Prinzen Reue dessen strafbare Verirrungen verziehen habe. Doch bald darauf, den 18. März 1808, brach ein Aufruhr des Volks in Aranjuez aus, der Karl IV. so in Angst setzte, daß er die Krone zu Gunsten seines Sohnes niederlegte. Da Godoy verhaftet und der Wuth des Volkes preisgegeben war, so hatte Marie Luise jetzt keinen andern Rückweg, als sich in den Schutz des Kaisers Napoleon und seines Oberfeldherrn Joachim Murat, der Madrid auf die erste Nachricht von den Ereignissen in Aranjuez besetzt hatte, zu begeben. Ihren Gemahl bewog sie, seine Abtretung in einer geheimen Erklärung vom 21. März, die er durch Demouthion, Murat's Adjutanten, diesem zustellen ließ, zu widerrufen. Dieser rettete auf die inständige Bitte der Königin Godoy mit Gewalt aus den Händen seiner Feinde. Karl IV., Marie Luise und Godoy, von franz. Truppen escortirt, erschienen sämmtlich zu Bayonne vor Napoleon, und der gegen seinen Sohn höchst aufgebrachte Karl IV. wurde durch die Königin, welche von Napoleon sogar verlangte,

daß er ihren Sohn auf das Blutgerüſt ſchicken ſollte und durch ihren Günſtling leicht dahin gebracht, ſeinen Sohn und ſeine ganze Familie zugleich mit der Krone von Spanien gegen einen Jahrgehalt den Planen Napoleon's aufzuopfern. Karl IV., Marie Luiſe und Godoy begaben ſich nach Compiegne und nach mehrerem Ortswechſel endlich nach Rom, wo Marie Luiſe zu Anfang des Jahres 1819 ſtarb.

Maria Luiſe, Leopoldine Franziska Thereſe Joſephe Lucie, geb. den 12. März 1791, war die älteſte Tochter Kaiſer Franz I. von Oeſterreich und Marien Thereſien's, Prinzeſſin von Neapel. Von Napoleon (ſ. d.) zu ſeiner zweiten Gemahlin erwählt, reiste ſie nach der am 11. März 1810 in der kaiſerlichen Burgkirche vollzogenen Trauung, wobei der Erzherzog Karl, von Napoleon in einem ſehr ſchmeichelhaften Schreiben dazu aufgefordert, die Stelle des kaiſerlichen Bräutigams vertrat, den 13. März von Wien nach Frankreich ab. Am 2. April hatte ihr öffentlicher Einzug in Paris an der Seite ihres Gemahls und die Vollziehung der religiöſen Ceremonien der Vermählung ſtatt, welche der Kardinal Feſch als Großalmoſenier in der Kapelle des Louvre vollzog. Nichts glich der Freude, welche ein Jahr darauf (den 20. März 1811) die Nachricht von der Geburt des Königs von Rom in dem großen Reiche verbreitete. Der Hofſtaat der Kaiſerin wurde nun noch glänzender als vorher. Im J. 1812 begleitete ſie ihren Gemahl nach Dresden, von wo aus ſie Wien beſuchte und kehrte dann nach Paris zurück. Im April 1813 ſetzte ſie der Kaiſer zur Regentin ein, jedoch mit großen Beſchränkungen. Edel und groß benahm ſie ſich in dieſer Stellung und bei allen nachfolgenden Unglücksfällen. Den 29. März 1814 mußte ſie mit ihrem Sohne, wegen des Anrückens der Alliirten, Paris verlaſſen und begab ſich auf Befehl ihres Gemahls den 1. April nach Blois. Jedoch verlangten Joſeph und Hieronymus Bonaparte, ihnen jenſeits der Loire zu folgen, was ſie aber verweigerte. Am 7. April erließ ſie eine merkwürdige Proclamation an die Franzoſen. Am 8. April brachte ihr der ruſſiſche General Graf Schuwalow von allen Ereigniſſen Kunde. Ihr Gemahl war abgeſetzt und hatte am 11. April ſelbſt abgedankt. Sie begab ſich nun nach Orleans und dann, von dem Fürſten Eſterhazy begleitet, den 12. April nach Rambouillet; am 16. April hatte ſie zu Klein-Trianon mit ihrem Vater eine Unterredung. Maria Luiſe verließ nun mit ihrem Sohne Frankreich, traf am 2. Mai zu Baſel und am 21. Mai zu Schönbrunn ein. Hier beſchäftigte ſie ſich vorzüglich mit der engl. Sprache und lebte in ihrer Zurückgezogenheit faſt nur der Literatur und den Künſten. Junge Künſtler wurden von ihr großmüthig unterſtützt und Gelehrte aller Art fanden bei ihr die huldreichſte Aufnahme. Den 7. März 1816 trat ſie ihre Reiſe nach der Lombardei an, jedoch ohne ihren Sohn, der in Wien blieb, übernahm den 17. März die ihr in dem Vertrage von Fontainebleau den 11. April 1814 und von dem Wiener Congreß 1815 geſicherte Regierung der Fürſtenthümer von Parma, Piacenza und Guaſtalla und hielt am 20. April 1816 ihren Einzug in Parma. Zu ihrem Oberhofmeiſter ernannte ſie den öſterreich. General-Feldmarſchall-lieutenant Grafen von Neipperg (ſ. d.) mit dem ſie ſich ſpäter in morganatiſcher Ehe vermählt haben ſoll. Als im J. 1831 die revolutionären Bewegungen in Italien von Reggio aus ſich nach Parma verbreiteten, begab ſie ſich nach Piacenza, bis öſterreich. Waffen die Ordnung wiederhergeſtellt. Bei den Unruhen Italiens im J. 1847 begab ſie ſich nach Wien, kehrte aber auf Bitten ihrer Unterthanen nach Parma zurück und ſtarb daſelbſt am 17. Dec. desſelben Jahres.

Maria Chriſtine (von Bourbon), Königin Regentin von Spanien, wurde am 27. April 1806 als Tochter des Königs beider Sicilien, Franz I. und deſſen zweiter Gemahlin, Marie Iſabelle, Tochter des Königs Karl IV. von Spanien, in Neapel geboren und 1829 mit Ferdinand VII., König von Spanien, vermählt. In Madrid, wohin ihre königlichen Aeltern ſie in Perſon begleiteten und wo ſie am 11. Dec. ihren feierlichen Einzug hielt, gewannen ihre Reize ihr ſchnell ihren Gemahl; deſto erbitterter waren aber auf ſie die Gemahlin des Infanten Don Carlos und beſonders deren ränkevolle Schweſter Thereſe, Prinzeſſin von Beira. Dieſer Haß mußte ſich nur noch ſteigern, als König Ferdinand VII. am 29. März 1830 das Geſetz der Siete partidas wieder in Kraft ſetzte, wo-

Digitized by Google

durch, in Ermangelung von Söhnen, die weiblichen Descendenten des Königs zur Thronfolge gelassen wurden. Am 10. Oct. 1830 ward die Königin von einer Tochter, der jetzigen Königin Isabella II., und am 20. Jan. 1832 von einer zweiten Tochter, der Infantin Maria Luise, entbunden, wodurch die Hoffnungen der spanischen Liberalen auf die Königin immer mehr stiegen. Diese wußte sich die Liebe des Königs in hohem Grade zu gewinnen und manche Maßregel der Laune und Willkür zu hintertreiben. Als Ferdinand VII. im Sept. 1832 von einem heftigen Gichtanfalle erkrankte, wich seine Gemahlin nicht von seiner Seite, doch demungeachtet wußte die Partei des Don Carlos dem mit dem Tode ringenden König eine Erklärung zu entreißen, welche seine Verfügung vom 29. März 1830 wieder aufhob. Ohne Stütze, da ihre Schwester, die Infantin Luise Charlotte, in den Seebädern von Puerto de Santa Maria war, die Minister Alcudia und Calomarde (s. d.) auf der Seite des Don Carlos standen und von dem Beichtvater la Peña gedrängt, welcher vorgab, der König könne nicht ruhig sterben, wenn jene Verfügung nicht aufgehoben würde, bewog die Königin selbst ihren Gemahl zur Unterzeichnung des Widerrufs. Doch die Rückkehr der Infantin Luise Charlotte nach Lagranja vernichtete das Complott, die Minister wurden am 1. Oct. entlassen und der König übertrug seiner Gemahlin für die Dauer seiner Krankheit die Leitung der Staatsgeschäfte. Ihre Herzensgüte und die Ueberzeugung, daß sie sich auf eine Partei stützen müsse, deren eigenes Interesse sie gegen die Kabalen der Partei Don Carlos' zu schützen geböte, ließ sie Maßregeln ergreifen, welche sie dem spanischen Volke theuer machten; sie ertheilte dem größten Theil der wegen politischer Vergehen aus dem Vaterlande vertriebenen Spanier eine Amnestie, gab den Zurückgekehrten ihre Güter und Ehrenzeichen zurück und schlug alle politischen Processe nieder; zugleich erhielt die innere Verwaltung des Staats unter der Leitung der Minister Zea-Bermudez und Ofalia eine neue auf Verbesserungen zielende Einrichtung. Am 31. Dec. erklärte der König in einer feierlichen Versammlung der Minister, Prälaten und Granden ꝛc. das während seiner Krankheit erschlichene Decret, welches jenes Thronfolgegesetz vom 29. März 1830 umstürzte, für null und nichtig, übernahm dann am 4. Jan. 1833 die Leitung der Geschäfte wieder, doch mit ausdrücklicher Beibehaltung des Rathes und Beistandes seiner Gemahlin, und bestätigte alle während seiner Krankheit von ihr getroffenen Maßregeln. Am 29. Sept. 1833 starb der König, sein Testament ernannte seine Wittwe zur Vormünderin seiner Kinder und zur Regentin des Landes, wenn er früher sterben sollte, ehe diese das Alter der Mündigkeit erreicht hätten, und stellte für diesen Fall einen aus bestimmten Personen zusammengesetzten Regentschaftsrath zur Seite. Am 2. Oct. machte die Königin diese Verfügung durch ein Decret bekannt und übernahm die Regentschaft des Reichs im Namen ihrer Tochter Isabella II. Die Geschichte der Regentschaft ist die Geschichte Spaniens (s. d.). Hier können wir nur auf die rein persönlichen Verhaltnisse der Königin Regentin Rücksicht nehmen.

Die nächsten Monate nach dem Tode Ferdinand's VII. verlebte die Königin Regentin in trauernder Zurückgezogenheit, ohne bedeutenden Antheil an den Staatsgeschäften zu nehmen; später lebte sie bis zum Aufstande von Lagranja theils in Aranjuez, Vista Alegro, dem Prado oder Lagranja, nur von kleinem Hofstaate umgeben. Die wachsende Vertraulichkeit, mit der sie den Kammerherrn Muñoz behandelte, gab Anlaß zu nachtheiligen Gerüchten über ihr Privatleben und erregte den Volkshaß in eben solchem Grade jetzt gegen sie auf, als sie früher von der Nation geliebt worden war. Ihre Hinneigung zu dem System der Moderados und zu Frankreich, zu dem sie von ihren Ministern Martinez de la Rosa und Toreno gedrängt wurde, vollendeten die üble Stimmung gegen sie. Die Opposition erhielt immer größere Kraft, das am 10. April 1834 gegebene Estatuto real immer weniger Anhänger, die Provinzen lehnten sich öffentlich gegen die Regierung auf und bildeten einzelne selbständige Junten, bis endlich in der Nacht vom 13. Aug. 1836 ein Regiment Provinzialmiliz nach Lagranja zog, mit dem dort garnisonirenden Garderegiment sich verband und unter der Anführung eines Sergeanten die Königin zwang, die Constitution von 1812 zu beschwören. Doch die Königin Regentin konnte der neuen Partei, die

Digitized by Google

sie mit Gewalt an sich gefesselt hatte, keine wahre Neigung schenken, sie schwankte zwischen den entgegengesetzten Parteien der Moderados und Exaltados; unfähige Minister standen fortwährend an ihrer Seite und verleiteten sie zu Fehlgriffen, welche das Land, statt es zu beruhigen, immer tiefer in den Parteienkampf stürzten. Der größte Mißgriff war wohl der, daß die Königin, unter französischem Einfluß, das Municipal-, Preß- und Nationalgardegesetz, den ausdrücklichen Bestimmungen der Verfassung entgegen, beschränken wollte. Espartero, der bisher ihr zur Seite gestanden hatte, warnte sie vergeblich. Um die Provinzen für die neuen Municipalveränderungen zu gewinnen, unternahm sie eine Reise nach Barcelona und Valencia. Ueberall wurde sie vom Volke mit Kälte empfangen. Demungeachtet sanctionirte sie den am 15. Juni 1840 ihr zugekommenen Gesetzentwurf. Da reichte Espartero seine Entlassung ein und machte Anstalten zur Abreise von Valencia. Das Volk aber griff zu den Waffen und die Bewegung nahm am Abend des 18. Juli eine drohende Haltung an. Erst jetzt bequemte sich die Königin zu dem Versprechen einer Veränderung des Ministeriums und der Ernennung eines neuen unter der Präsidentschaft des Espartero. Eine Demonstration der Moderados zu Gunsten der Regentin rief die Reaction der Gegenpartei hervor, die ganze Nation stand gegen die Regentin auf und diese sah sich genöthigt, am 15. Oct. nach Frankreich zu gehen. Obgleich sie einsehen mußte, wie wenig sie im Stande sei, ein von Parteien zerrissenes Land mit fester Hand zu einem sichern, heilbringenden Ziele zu leiten, hat sie doch nicht aufgehört, von Paris aus, von Zeit zu Zeit zu ihrem Gunsten eine Veränderung in Spanien hervorzubringen. Am bedeutendsten war wohl der Versuch, welchen im J. 1841 mehrere Generale im Norden Spaniens machten, die biscaische Bevölkerung gegen Espartero aufzuregen. Er mißlang und mehrere treffliche Männer, unter ihnen Don Diego de Leon, mußten ihn mit dem Leben bezahlen. Auch die Bewegung, in Folge deren Espartero aus Spanien vertrieben und ihre 13jährige Tochter Isabella mündig erklärt worden ist, muß wohl zum großen Theil ihr und ihrem Gelde zugeschrieben werden. Nach Espartero's Sturz im J. 1843 kehrte sie nach Madrid zurück und ließ sich am 17. Oct. 1844 feierlich mit dem zum Herzog von Rianzares erhobenen Muñoz trauen. Persönlich scheint Maria Christine von großer Liebe für das ihrer Fürsorge anvertraute Volk beseelt gewesen zu sein, — schade, daß bei einer so hohen Stellung, wie die ihre, ein solcher Wunsch nicht hinreicht! Alle, die ihr nahe getreten sind, rühmen die Liebenswürdigkeit ihres Charakters und selbst die Spanier sollen ihr an sich nur eine Eigenschaft zum Vorwurf gemacht haben, ihre Vorliebe zur Aufhäufung von Schätzen an baarem Gelde und Kostbarkeiten. Erbin eines Fünftels des auf große Summen berechneten Nachlasses ihres verstorbenen Gemahls und im Besitz einer Civilliste von 2 Mill. Piaster, hat sie so wohl gespart und ihre Capitalien in Bankgeschäften und Börsenspeculationen zu vermehren gewußt, daß sie jetzt wohl als eine der reichsten Privatpersonen gelten mag.

Maria da Gloria, Johanne Charlotte Leopoldine, Königin von Portugal, wurde den 4. April 1819 zu Rio Janeiro dem Kaiser von Brasilien, Don Pedro I. (s. d.), von seiner ersten Gemahlin, Erzherzogin Leopoldine von Oesterreich, geboren. Ihr Vater, nach dem Tode Johann's VI. durch das Recht der Erstgeburt auf den portugiesischen Thron berufen, gab erst dem Königreich Portugal im April 1826 eine neue Constitution und entsagte dann der Krone dieses Landes zu Gunsten seiner Tochter, die sich mit seinem Bruder, Don Miguel, vermählen sollte. Don Miguel, welcher sich damals in Wien aufhielt, beschwor dort am 4. Oct. 1826 die neue Verfassung von Portugal und verlobte sich am 26. desselben Monats mit der abwesenden Donna Maria; aber kaum in Portugal angelangt, wo er nach Don Pedro's Verfügung die Regentschaft führen sollte, stürzte er im Juni 1828 die Constitution um und ließ sich zum unumschränkten König ausrufen. Don Pedro sandte nun die junge Königin nach Europa, damit sie ihre Rechte geltend machen sollte. Sie landete, um Englands Beistand zu suchen, den 14. Sept. 1828 zu Falmouth und wurde von Georg IV. am 28. Dec. zu Windsor feierlich als Königin empfangen. Allein vom Hofe anerkannt, fand sie beim britischen Ministerium nicht dieselbe

Digitized by Google

Bereitwilligkeit zu ihrer Anerkennung; es nahm, ungeachtet Don Pedro's Beglaubigungsschreiben, ihren Gesandten, den Grafen von Palmella, nicht an und brachte vielmehr Don Miguel's Ansprüche in den Kammern zur Berathung. Alle Versuche ihrer Anhänger in Portugal, Don Miguel's Zwingherrschaft zu stürzen, schlugen fehl; nur auf den Azoren gewann ihre Herrschaft die Oberhand und Don Pedro setzte auf der Insel Terceira am 15. Juni 1829 eine Regentschaft ein. Unter solchen Umständen verließ die junge Königin Europa wieder und kam am 17. Oct. 1829 nach Rio Janeiro zurück. In Folge einer Empörung im April 1831 genöthigt, die Krone von Brasilien an seinen Sohn abzutreten, begab sich Don Pedro mit Donna Maria und seiner Gemahlin nach Paris und schiffte sich 1832 nach Portugal ein, um dieses Reich für seine Tochter zu erobern. Nachdem er Anfangs nur in Oporto festen Fuß gefaßt, führte er den Krieg gegen seinen Bruder mit wechselndem und dann mit immer glücklichem Erfolge. Im Jahre 1834 entsagte durch mehrere glückliche Treffen der Constitutionellen genöthigt Don Miguel der Herrschaft und Donna Maria wurde unter der Regentschaft ihres Vaters anerkannt. Nach dem Tode ihres Vaters 1834 vermählte sie sich 1835 mit dem Herzog von Leuchtenberg (s. d.), der sich durch sein edles und kluges Betragen bald die Liebe des Volks erwarb. Seine Gemahlin ernannte ihn zum Pair und bald darauf zum Oberbefehlshaber des Heeres, welche letztere Ernennung aber die Cortes als verfassungswidrig nicht anerkennen wollten. Doch kaum hatten die Debatten darüber begonnen, als der Prinz am 25. März 1835 an der häutigen Bräune starb. Hierauf vermählte sich M. am 9. April 1836 mit dem Herzoge Ferdinand, geb am 29 Oct. 1816, dem Sohne des Herzogs von Sachsen Koburg, Kohary, der mit der Geburt des Kronprinzen den königlichen Titel erhielt. Mit ihm zeugte sie außer dem Kronprinzen Dom Pedro de Alcantara, geb. am 16. Sept. 1837, die Prinzen Dom Luis Felipe, Herzog von Oporto, geb. 1838, Dom Joao, Herzog von Beja, geb. 1842, Dom Fernando, geb. 1846, Dom Augusto, geb. 1847, und die Prinzessinnen Donna Maria, geb. 1843, und Donna Antonia, geb. 1845.

Maria, Christine Karoline Adelaide Françoise Leopoldine, Herzogin von Würtemberg, geborne Prinzessin von Orleans, geboren zu Palermo am 13. Apr. 1813, gest. am 2. Jan. 1839 zu Pisa, ist weniger als Fürstin, denn als Künstlerin hier zu erwähnen. In ihrer ersten Jugend verrieth sie keineswegs die Eigenschaften, die sie später auszeichneten; im Gegentheil war sie unbesonnen, hochfahrend und reizbar und fand ein besonderes Vergnügen, ihre Lehrer zum Zorn zu reizen. Erst später entwickelten sich ihre Anlagen zur Kunst, sie machte in der Musik bedeutende Fortschritte und würde darin Ausgezeichnetes geleistet haben, wenn nicht die zeichnenden Künste und besonders die Bildhauerkunst ihre ganze Vorliebe gewonnen hätten. Den ersten Unterricht im Zeichnen erhielt sie von Ary Scheffer (s. d.) und zeigte Anfangs nur wenig Talent. Erst als ihre Schwester Prinzessin Louise, sich verheirathet hatte und sie mehr auf sich selbst beschränkt war, wurde sie ernster, fühlte das Bedürfniß, sich zu beschäftigen, und gab jetzt mehr und mehr den zeichnenden Künsten den Vorzug. Ihre lebhafte Phantasie verschmähte das Copiren, begann selbst zu schaffen und gleich ihre ersten Versuche zeichneten sich durch Originalität der Composition, glückliche Gruppirung und durch den Ausdruck aus, den sie den Bewegungen und Gesichtern der dargestellten Personen gab. Der einzige Mangel war uncorrecte Zeichnung, der nothwendig aus ihren Studien nach drapirten Figuren hervorgehen mußte. Da sie mit ihren Zeichnungen nicht zufrieden war, versuchte sie sich später in der Bildhauerei. Ihr erster Versuch war ein Basrelief, Götz von Berlichingen mit dem Bruder Martin darstellend; er war gänzlich mißlungen. Sie ließ sich dadurch nicht abschrecken, sondern wählte zu zwei neuen Basreliefs Gegenstände aus Edgar Quinet's „Ahasverus". Das erste stellt den Engel Gabriel vor, wie er Ahasverus den Eintritt ins väterliche Haus verbietet und ihm eine lange Pilgerfahrt ankündigt; das zweite das Erwachen des Dichters. Besonders dieses letztere Basrelief war bewundernswürdig in seiner Auffassung. Jetzt unternahm sie das Bronzemodell der Johanna von Arc zu Pferde. Die Ausführung dieses Modells ward

Digitized by Google

ihr sehr schwer, da sie statt des Thons Wachs dazu verwendete. Zwei Mal mußte sie von vorn anfangen, und beim dritten Versuch bog sich das zu weich gewordene Wachs; doch diese Widerwärtigkeiten schreckten sie nicht ab und sie vollendete die Statue, die unstreitig das beste Werk unter den neueren Bildwerken in Versailles ist. Die kriegerische Heilige ist in dem Augenblicke dargestellt, wo sie einen englischen Ritter niedergeworfen hat. Die Idee entnahm die Künstlerin aus der Ueberlieferung, aus Schillers „Jungfrau von Orleans" und ihrem eignen Herzen. Der Kopf der Johanna ist vielleicht etwas zart, doch sehr glücklich erfunden. Das Werk fand allgemeinen Beifall. Nach der Johanna führte die Prinzessin noch zwei Statuen von derselben Größe aus: eine Peri, welche die Thränen eines reuigen Sünders dem Ewigen zu Füßen legt, und einen Engel, der am Eingange des Himmels wacht. Die von ihr gearbeiteten Büsten der Königin der Belgier und ihres Sohnes sind trefflich in Aehnlichkeit und Ausführung. Auch führte sie die Gruppe des Ahasverus und der Rahel im Kleinen aus, zwei schöne Reitergruppen und den „Pilger" von Schiller, der ausruft: „Und das Dort ist niemals hier"! Jedes neue Werk war ein Fortschritt. Am 17. Oct. 1837 heirathete sie den Herzog Friedrich Wilhelm Alexander von Würtemberg und folgte ihm nach Deutschland. Der Schloßbrand in Gotha, wobei sie im leichten Nachtgewande über den feuchten Hof flüchten mußte, mochte vielleicht schon ihre Gesundheit erschüttert haben, die Geburt eines außerordentlich starken Knaben (Philipp Alexander Maria Ernst am 30. Juli 1838) wurde ihr, die sehr zart und von kleinem Wuchs war, noch nachtheiliger. Sie wurde bald nach ihrer Niederkunft von einer Unterleibsentzündung befallen und starb in Folge derselben am 1. Januar 1839 in Pisa, wohin sie die Aerzte zur Beschleunigung ihrer Genesung geschickt hatten. Sie ging ihm mit Ruhe und Ergebung entgegen. Obgleich nur wenige Kunstwerke der Prinzessin von ihrem Geiste Kunde geben (ein großer Theil ihrer Zeichnungen ging in dem Brande des Gothaischen Schlosses unter), so kann man doch nicht leugnen, daß eine hohe, ächte Künstlernatur in ihr lebte, die ihr, auch ohne ihre hohe gesellschaftliche Stellung, einen ausgezeichneten Platz unter ihren Zeitgenossen gesichert haben würde. Für alles wahrhaft Große und Schöne begeistert, umfaßte sie Alles, was ihrem Geiste Nahrung geben konnte; obgleich in strenger Frömmigkeit erzogen, wagte sich ihr Geist an alle Fragen und schrack vor keiner ihrer Consequenzen zurück. Im Privatleben war sie offen, würdig, nicht ohne aristokratischen Stolz, doch ohne Hochmuth. Den Freunden ihrer Kindheit bewahrte sie Treue bis in den Tod; sie liebte ihr Vaterland innig, obgleich ihr das herrschende Treiben in Frankreich verhaßt war, das sie, bei ihrer Stellung mit dem echten französischen Charakter nicht bekannt, wohl nicht begriff und begreifen konnte. Mehrere ihrer Zeichnungen, ihre Basreliefs, ihre Statuen und Statuetten werden in Kupfer gestochen und die hohe Meinung rechtfertigen, welche die Kunstwelt von ihr hegte.

Mariana, Juan, einer der ersten spanischen Geschichtsschreiber, geb. zu Talavera 1535, widmete sich dem geistlichen Stande, studirte auf der Universität Alcala und trat in den Jesuitenorden. Im Jahre 1560 bereiste er Italien, Sicilien und Frankreich, lehrte dann die Theologie in Rom, Sicilien und Paris und kehrte, da das Klima in Frankreich seiner Gesundheit nicht zusagte, 1574 in das Jesuitencollegium zu Toledo zurück. Er erlangte nie eine höhere Würde in seinem Orden; im Gegentheil ward er wegen seiner unerschütterlichen Rechtlichkeit, die er z. B. in dem famosen Processe des von den Jesuiten verfolgten Herausgebers der Polyglottenbibel Arias Montano zeigte und wegen seiner Unparteilichkeit, womit er sich nicht scheute, die Gebrechen seines Ordens aufzudecken, wie das unter seinen Papieren gefundene Werk „De las enfermedades de la Compañia, y de sus remedios", das 1625 zu Brüssel gedruckt erschien, beweist, zurückgesetzt und sogar ein Jahr lang eingesperrt. Er starb zu Madrid am 17 Febr. 1623. Sein Hauptwerk ist die „Historia de rebus Hispaniae" (die ersten 20 Bücher, Toledo 1592, Fol., und dann mit 10 Büchern vermehrt am vollständigsten Mainz 1605) in eleganter lateinischer Sprache. Seine Darstellung ist unbefangener als die der andern spanischen Geschichtschreiber und zog ihm selbst den Verdacht der Inquisition zu; doch findet man bei ihm wenig eigne Forschun-

Digitized by Google

gen, namentlich folgt er dem aragonischen Geschichtschreiber Zurita. Die günstige Aufnahme, die sein Werk fand und die Furcht vor einer fremden, schlechten Uebersetzung bewogen ihn, es selbst ins Spanische zu übersetzen (2 Bde., Toledo 1601, Fol.; 9 Bde., Valencia 1785—96; 8 Bde., Madr. 1819 und 10 Bde. mit der Fortsetzung, Barcelona 1839). Außerdem schrieb er eine berühmte Abhandlung „De rege et regis institutione" (Toledo 1598, 4.), welche 11 Jahre nach ihrem Erscheinen wegen der darin aufgestellten Behauptung, daß man sich eines Tyrannen entledigen dürfe, als aufrührerisch von dem Parlamente zu Paris zum Feuer verurtheilt wurde und auch in Spanien ihm viele Unannehmlichkeiten zuzog; ferner „De ponderibus et mensuris" (Toledo 1599, 4.) und „Scholia in Vet. et Nov. Test." (Madr. 1619). Vgl. Ranke „Zur Kritik neuerer Geschichtschreiber" (Berl. 1827)

Marianen, s. Ladronen.

Marianus Scotus, ein durch theologische, mathematische und vorzüglich chronologische Kenntnisse ausgezeichneter Mönch aus Schottland, geb. 1028, gest. in Mainz 1086, ward schon früh Klausner, ging 1056 nach Deutschland, ward Mönch des heiligen Martin in Köln und wurde 1059 in Fulda zum Priester geweiht; 10 Jahre nachher schickte ihn der Abt von Fulda nach Mainz, wo er starb. Hauptwerk ist das für Verbesserung der alten Annalisten und Geschichtschreiber, wegen der uns unbekannten, von ihm aber noch gebrauchten Handschriften und Hülfsquellen von ihm verfaßte: „Chronicon universale a creatione mundi, libris tribus, per aetates sex usque ad annum Christi 1083" mit Dodechius Fortsetzung herausgeg. von Herold (Basel 1569). Vgl. V. C. R. Hausen „De antiquissimo codice chronici Mariani Scoti" (Frankf. a. O. 1782).

Mariazell, Marktflecken im steierschen Kreise Bruck mit 1000 Einwohnern, hat eine schöne Kirche mit dem berühmten Gnadenbilde, zu dem jährlich eine große Menge Menschen wallfahrten, in manchen Jahren über 100,000; eine einzige Procession enthält oft an 14,000 Menschen. Hier ist ein Gußwerk, wo Denkmäler, Kanonen, Schrot, Bomben, Medaillen aus dem Eisenbergwerk in der Golrath verfertigt werden. Außerdem Sauerbrunnen. Ein Wassergetriebe, wodurch das für Wien bestimmte Brennholz über einen mehr als 80 Klafter hohen Berg gebracht wird, ohne Menschenhände.

Marienbad, einer der vier besuchtesten Badeorte Böhmens, liegt im pilsener Kreise, von Karlsbad fünf, von Eger sechs Meilen entfernt, seitwärts der Straße von Eger nach Pilsen beim Dorfe Auschowitz, 1932 F. über dem Meere. M. gehört zu den Schöpfungen der neuesten Zeit; denn obgleich schon Kaiser Ferdinand I. den Plan hatte, hier eine Salzsiederei anzulegen und die Bewohner der Umgegend sowie einige höher gestellte Männer mit Erfolg die hier entspringenden Quellen benutzten, so wurden diese doch erst durch die Bemühungen des Arztes Nehr dem Auslande als heilkräftig bekannt und durch die Anstalten, welche Reiterberger, Prälat des nahegelegenen Prämonstratenserstiftes Tepl, zu welchem M. gehört und dessen Nachfolger treffen ließen, zugänglich und in größerer Ausdehnung brauchbar gemacht. Im Jahre 1807 wurde ein Haus zur Aufnahme von Curgästen, 1808 ein Badehaus erbaut, später die vorherige Wildniß durch Anlagen zu einer schönen angenehmen Gegend umgeschaffen; auch wurden Kunststraßen nach Karlsbad und Eger angelegt und so entstand nach und nach der jetzt schon mehr als 80 zum Theil ansehnliche Gebäude und 400 Einw. enthaltende Ort, in welchem im Jahre 1844 3373 Badegäste zusammenströmten. Die Anzahl der Mineralquellen bei M. ist sehr bedeutend; doch werden nur sieben von ihnen als Heilquellen benutzt, nämlich 1) der Kreuzbrunnen, 2) der Marienbrunnen oder die Badequelle, 3) der Ferdinandsbrunnen oder die Auschowitzer Quelle, 4) der Ambrosiusbrunnen, 5) der Karolinenbrunnen, sonst Neubrunnen, 6) der Wiesensäuerling und 7) die Waldquelle oder der Aeolsbrunnen. Sie haben sämmtlich eine Temperatur zwischen 7—10° R., sind aber in ihren Mischungsverhältnissen und Wirkungsweisen sehr verschieden. Die drei ersten werden nämlich zu den alkalischen Glaubersalzquellen, die drei nächsten zu den alkalisch-salinischen Eisenquellen und die letzte zu den alkalisch-salinischen Säuerlingen gerechnet. Innerlich benutzt man hauptsächlich den

Digitized by Google

Kreuzbrunnen, den Ferdinandsbrunnen, die Waldquelle und den Wiesensäuerling; äußerlich den Marienbrunnen; auf beide Arten den Ambrosius- und Karolinenbrunnen. Ferner sind vortreffliche Anstalten zu Gas-, Dampf- und Douchebädern vorhanden und ein in der Nähe befindliches Moorlager liefert hinreichendes Matrial zu Mineralschlammbädern. Außer der bedeutenden Quantität Gas, welche sich aus den Mineralquellen entwickelt, finden sich noch viele Stellen in der Nähe von M., an denen es aus dem trockenen Boden emporsteigt. Hinsichtlich der medicinischen Benutzung ist zu bemerken, daß im Allgemeinen der Kreuzbrunnen auflösend und ausleerend, der Ferdinands-, Ambrosius- und Karolinenbrunnen mehr belebend und reizend wirken, wesbalb ersterer mehr bei stockender, letztere bei vorhandener, aber abnormer Absonderung der Unterleibseingeweide benutzt werden. Die Waldquelle, meist mit Milch oder Molken vermischt, wird besonders schwächlichen Subjecten, bei Krankheiten der Schleimhäute, der Brust- und Unterleibsorgane empfohlen, während der Wiesensäuerling eine besondere Wirksamkeit auf atonische Leiden der Schleimhäute der Harnwerkzeuge entfaltet. Die Bäder unterstützen die innerliche Cur, werden aber auch noch bei gichtischen und rheumatischen Leiden und Hautkrankheiten benutzt. Vom Kreuzbrunnen allein werden jährlich über 200,000 Krüge versendet; ebenso gebraucht man auch den Ferdinandsbrunnen und die Waldquelle in der Ferne und im Jahre 1844 betrug die Quantität des versendeten Wassers 558,110 Krüge. Für die Bequemlichkeit und das Vergnügen der Badegäste ist auf jede Art gesorgt und mehrere Orte in der Nähe, welche theils Annehmlichkeiten, theils verschiedenartiges Interesse bieten, werden vielfach von ihnen besucht. Vgl. Frankl „M., seine Heilquellen und Umgebungen" (Prag 1837); außerdem hat sich der Brunnenarzt Heidler ein nicht geringes Verdienst durch seine Schriften, welche theils den Ort im Allgemeinen, theils die einzelnen Quellen und Anstalten betreffen, erworben, auch in Gemeinschaft mit dem Könige Friedrich August II. von Sachsen und mit Goethe die botanischen und geognostischen Verhältnisse der Umgebungen von M. näher beleuchtet und die Merkwürdigkeit derselben gewürdigt.

Marienburg, polnisch Malborg, Kreisstadt im königlich preußischen Regierungsbezirk Danzig, liegt in angenehmer Gegend 74 Meilen von Berlin an dem linken Ufer des rechten Weichselarmes, der schnell strömenden Nogat, über welche hier eine 539 Fuß lange Schiffbrücke führt, erhielt ihren Namen von den Deutschrittern, die hier 1274 unter dem Landmeister Conrad von Thierberg eine der Mutter Maria geweihte Burg erbauten und dieser nebst dem dabei liegenden nun zur Stadt erhobenen Dorfe Alvem den Namen M. gaben. Die Stadt hat 2 Vorstädte, 759 Häuser, 5800 Einwohner, 1 lutherische und 4 katholische Kirchen, 1 Großvoigteigericht, 1 Gelehrtenschule, 1 Schullehrerseminarium, 1 Töchterschule, Tuch-, Leinwand-, Baumwollen- und Barchentweberei und Handel mit Getreide und Holz. M. hat längst die schwere, aber glänzende Rolle, die ihm einst im Schauspiel der Geschichte übertragen war, ausgespielt. Die Deutschritter, deren Hochmeister 17 an der Zahl vom Jahre 1309—1457 hier ihren prachtvollen Sitz hatten und alljährlich eine große Anzahl der damaligen Herrscher Europas mit glänzendem Gefolge bei sich einkehren sahen, sind 1809, außer in Oesterreich, gänzlich aufgehoben worden; das geräuschvolle Leben, die Klänge der Waffen sind in M.'s Mauern schon seit Jahrhunderten verstummt und nur einige Denkmäler aus jener Zeit erinnern an seinen ehemaligen Ruhm und verdienen näher beschrieben zu werden: 1) der Mühlengraben, eine Wasserleitung, deren großartiger Bau fast den alten Römerwerken dieser Art an die Seite gesetzt werden darf, versorgt die Stadt mit Wasser, ist ungefähr 1 Meile vom Dorfe Schrop mit einem 187 Fuß langen, 20 Fuß breiten Gewölbe überdeckt und ein Werk der deutschen Ritter zum Behuf der Wasserleitung aus den Letten; 2) der Buttermilchthurm, der der Sage nach unter dem Hochmeister Conrad von Jungingen von den Bauern des Dorfes Großlichtenau zur Strafe ihres Uebermuths erbaut wurde und zwar mit Mörtel, den sie mit Buttermilch zubereiten mußten; 3) die seit 1818 bis 24 wieder in ihrer vorigen altdeutschen Pracht entstandene Burg der Hochmeister des Deutschordens. Vielleicht würden jetzt nur wenige Mauern noch übrig sein von der prächtigsten Burg, die ganz Preußen und Deutschland besitzt, wenn nicht Friedrich II., der M.

Digitized by Google

1772 mit seinem Staate vereinigte, seine noch vorhandenen Säle von der Last der Getreidehaufen (sie dienten zu Speichern) befreit und so weit erhalten hätte, daß sie in neuerer Zeit wieder hergestellt werden konnten, als hohe Liebe für vaterländische Alterthümer auch an Deutschlands Fürstenhöfen erwachte. Die Hochburg ist ein Viereck mit 4 Stockwerk hohen Gebäuden, an deren Westseite in stolzer Pracht die Wohnung des Hochmeisters emporsteigt. Die Süd-, Ost- und Nordseite des offenen Vierecks enthalten den großen Conventsremter, die Krankengemächer, die Großcomthurei und andere Ritterwohnungen, nebst großen Vorrathsgewölben. Ausgezeichnet sind die beiden Remter, der Remter des Meisters, ein 45 Fuß langer, von einem achteckigen, 26 Zoll im Durchmesser habenden Granitpfeiler getragener Saal, dann der Sammlungsremter von 96 Fuß Länge und 48 Fuß Breite und wegen ihrer völligen Erhaltung die Hauptkirche mit der unter ihr befindlichen St. Annenkapelle, der Ruhestätte von 11 Meistern. Nur mit Bewunderung für den erhabenen Geschmack der altdeutschen Baukunst kann man diese in ihr aufgerichteten Denkmäler betrachten. Alles ruht auf schlanken, wie zum Himmel aufstrebenden Pfeilern und kühnen Spitzbogen und kündet den Ernst und die Tiefe an, die ihre Baumeister aus dem reichen Quelle des damals schwärmerischen Christenthums zu schöpfen wußten. Ihre erste Entstehung fällt, wie schon oben erwähnt ist, in das Jahr 1274. Als nämlich der 1190 bei Belagerung der Stadt Akre in Palästina gestiftete Deutschorden, trotz seiner wachsenden Macht, die er durch Schenkungen im Orient, in Italien, Ungarn und Deutschland gewann, Palästina verlassen mußte und von Akre seinen Meistersitz nach Venedig verlegte, ward ihm der Auftrag, das heidnische Preußen zu bekehren. Nur durch Unterjochung konnte nach damaligen Begriffen dieser Zweck erreicht werden. Unter blutigen Schlachten drangen daher die Ritter in das Land ein, eroberten es Stück vor Stück und gründeten daselbst Burgen, deren jede eine Anzahl Ritter unter einem Comthur erhielt. Bald standen solche Burgen an allen passenden Orten. An der Ostsee standen Elbing, Balga, Brandenburg, Königsberg u. a., an der Weichsel linkem Arm Thorn, Althaus, Culm, Graudenz und Marienwerder. Nur die Nogat, der rechte Weichselarm, hatte noch keine, obgleich sich hier eine sehr günstige Stelle darbot. Da begann der Landmeister Conrad von Thierberg auf den Uferhöhen der Nogat eine Burg zu bauen, welche, als sie 1276 vollendet dastand, herrlicher als alle Ordensburgen des Landes war. Ihr erster Comthur hieß Heinrich von Wilnowe, dem nach 22jährigen Amte, von 1276—98, Eberhard von Virneburg 1298 bis 1803 folgte. Ihr dritter und letzter Comthur war Johannes von Sachsa 1303—9. Sie schützte schon in dieser Zeit das Land mehrmals gegen die Einfälle der Heiden, doch erhielt sie erst in der Folge ihre höhere Wichtigkeit. Der Hochmeister Gottfried von Hohenlohe kam 1302 auf einer Ordensmusterungsreise nach Preußen und sah das prächtige Ordenshaus zu M. Nicht allein dessen Pracht, sondern auch die passende Lage im Vergleich mit seiner entfernten Burg im mißtrauischen Venedig, machten den Gedanken in ihm rege, seinen Hof hierher zu verlegen. Gewiß würde er seinen Plan ausgeführt haben, wenn er nicht durch seine Strenge die Ritter in Preußen bald vermocht hätte, ihn abzusetzen und an seine Stelle einen andern Ordensmeister, Siegfried von Feuchtwangen zu wählen, der seinen Sitz wieder in Venedig nahm. Aber auch dieser, nach seines Vorgängers Tode zu Marburg, von allen Rittern anerkannt, sah bald ein, daß sein Sitz in Venedig zu fern von dem Lande lag, in welchem seine ganze Macht und Sorge erheischt wurde. Er fing daher den Bau des Haupthauses in M. 1306 an, und zog 1309, als derselbe beendet war, in den neuen, prächtigen Hochmeistersitz ein. Dieser Einzug des Meisters war nicht allein für die Burg und Stadt, welche dadurch an innerer und äußerer Größe, an Glanz und Reichthum gewann, sondern auch für den ganzen Orden, ja für das Schicksal des Landes auf alle Jahrhunderte von hoher Wichtigkeit. Es wurde jetzt eine ganz neue Rangliste unter den Rittern eingeführt und die Würde des bisherigen Landmeisters in Preußen aufgehoben. Dem ersten Meister in M., Siegfried von Feuchtwangen, folgten in kurzen Zwischenräumen drei Meister: Carl Beffart von Trier 1311—24 in einer stürmischen Zeit; Werner von Orseln 1324—30, den ein Ordensbruder Joh. von Endorf ermordete;

Digitized by Google

Luderus, Herzog von Braunschweig 1330—35. Alle drei thaten nur wenig für M. im Vergleich zu Dem, was ihr fünfter Meister Dietrich von Altenburg 1335—41 that. Er war es, der die alte Vorburg erweiterte und befestigte, eine Joch- und Pfahlbrücke über die Nogat anlegte, zu deren Beschützung zwei mächtige Thürme errichtete, die Hochburg mit festem Walle, befestigten Gräben und Wartthürmen umgab, die Hauptkirche erweiterte und unter dem neuen Anbaue die Begräbnißkapelle der Meister zu St. Anna anlegte, auch daneben für die übrigen Ritter ein Begräbniß baute und M. zur festesten und bei weitem prächtigsten Burg unter den hundert Landesburgen machte. Auf ihn folgten wieder zwei Meister, deren kurze Regierungszeit ohne geschichtlichen Werth verschwand: Ludolph, König von Weizau, 1342—45, wo er sein Amt aus Schwermuth niederlegte und Heinrich Dusener von Arfberg 1345—51. Unter Letzterm besuchte König Waldemar von Dänemark fast ein Jahr lang die Ordensburg. Der folgende Meister war Winrich von Kniprode 1351—82. Sein 31jähriges Meisteramt schmücken rühmliche Thaten des Friedens. Ein Freund von Wissenschaft und Kunst legte er in M. eine Gelehrtenschule an, berief die berühmtesten Rechtsgelehrten aus Italien und Deutschland dahin und ließ die Ritter von denselben unterrichten. Außerdem gab er der Stadt M. eine Städteordnung, beförderte den Weinbau im Lande, so daß er 1379 von inländischen Weinen 608 Tonnen nur allein in seinem Keller füllen lassen konnte, führte zur kriegerischen Uebung der Bürger 1351 das Vogelschießen ein und hob die Macht des Ordens durch glückliche Kämpfe zu einer Höhe, wie sie vorher noch niemals gestanden hatte. Er sah 1360 den lithauischen Fürsten Kynstud als seinen Gefangenen und 1365 den König Kasimir von Polen als schmeichelnden Gast in M. Doch mit seinem Sterben schien auch M.'s Blüthe allmälig dahin zu welken. Seine nächsten Nachfolger, Konrad Zöllner von Rotenstein 1382—90, Konrad von Wallenrod 1391—93, Konrad von Jungingen 1303—1407, waren zwar ebenso umsichtige, als tapfere Meister, hatten aber mancherlei Unfälle im Kriege gegen die lithauischen Fürsten Jagiel und Witold, so daß unter dem Meister Konrad von Wallenrod ein Ordensheer von 30,000 M. bei der Belagerung von Wilna gänzlich aufgerieben wurde. Aber erst unter Ulrich von Jungingen 1407—10 kam M. in eigentliche Gefahr. In Folge des unglücklichen Schlachttages bei Tannenberg, an dem der Meister mit 600 Rittern und 40,000 Reisigen gegen den Polenkönig Jagiel und Fürsten Witold, die 60,000 von ihren Schaaren verloren hatten, gefallen war, wurde die Stadt M. erobert und zerstört, die Burg hart belagert. Graf Heinrich von Plauen war ihrer tapferer Vertheidiger und zwang den König die Belagerung aufzuheben, wofür er von den Gebietigern zum Meister erwählt wurde. Seine kurze Regierungszeit 1410—13 wandte er an, um die schrecklichen Wunden zu heilen, die der Krieg dem ganzen Lande geschlagen hatte. Denn weit umher war alles Land eine schauerliche Wüste geworden. Er fing damit an, das Ordenshaus ausbessern zu lassen, das namentlich an der Meisterwohnung und Vorburg sehr durch das feindliche Geschütz gelitten hatte, von welcher Zeit die große Steinkugel herrührt, die in die Wand des Remters eingemauert ist und Heinrich von Plauen und dessen Ritterbrüder durch Umstürzung des den Saal tragenden Granitpfeilers vernichten sollte. Als das Schloß hergestellt war, schritt er zum Bau der zertrümmerten Nogatbrücke, ließ die geleerten Getreidespeicher füllen und Waffen verfertigen. Alles erforderte viel Geld, doch das Meiste der Aufbau der zerstörten Ordenshäuser, die Auslösung der Gefangenen und die Bezahlung der Söldner. Der Meister sah sich daher genöthigt auf ganz Preußen, ja auf die Ordensritter selbst eine Steuer zu legen und alles Silber in Schloß M. einschmelzen zu lassen, Maßregeln, die die Ritter so sehr aufbrachten, daß sie ihren Meister absetzten. Ihm folgte Michael Küchmeister von Sternberg 1413—22, der, weil er einsah, daß er den durch Krieg, Pest und Zwietracht so sehr geschwächten Orden nicht wieder aufrichten konnte, sein Amt niederlegte. Paul von Rußdorf, dessen Nachfolger 1422—41, brachte zwar durch weise Sparsamkeit das Haus M. wieder etwas empor, doch konnte er der schrecklichen Pest, die allein 138 Ritter dahinraffte und ganze Dörfer menschenleer machte, ebenso wenig, als den immer mehr überhand nehmenden Spaltungen des Ordens wehren. Ohnmächtig, wie er war,

mußte er auch zusehen, wie der Landadel und die Städte auf einer Tagfahrt zu Marienwerder 1440 zur Abhülfe ihrer mannichfachen Beschwerden den sogenannten preußischen Bund schlossen, der später so verderblich für M. wurde. Conrad von Elrichshausen, Meister von 1441—49, kam zum ersten Male mit den westfälischen Gerichten der heiligen Fehme, die ihre Gerichtsbarkeit bis nach Preußen ausdehnen wollte, in Verwickelungen, so daß er sich an Kaiser Friedrich III. wandte und von Neuem des Ordens Rechte bestätigen ließ. Wie sehr die Sittenlosigkeit selbst in M. unter seinen Augen gestiegen war, beweist ein Schreiben der dasigen Handwerker an ihn 1443, worin mit grellen Farben die damalige Unkeuschheit geschildert wird. Auch über den Orden bekam er in dieser Hinsicht traurige Kunde. Durch strenge Gesetze suchte er nun einem Uebel zu steuern, bei dem sein Beispiel von großer Frömmigkeit nichts vermocht hatte. Ludwig von Erlichshausen, Bruder des Vorigen, war der unglückliche Meister, der 1457 die 148jährige Meisterwohnung M. verlassen mußte. Denn obgleich der Kaiser den 1440 geschlossenen preußischen Bund 1453 für ungültig erklärt hatte, so verband sich doch Letzterer mit des Ordens gefährlichstem Feinde, dem Könige von Polen und zwang den Meister seine Hülfe durch Söldner zu suchen. Diese drangen auf Bezahlung ihres Soldes, und der Meister war genöthigt in seiner Geldnoth M. sammt allen Burgen, Städten und Dörfern, die der Orden noch besaß, pfandweise zu verschreiben. Aber die Zahlungsfristen gingen ohne Zahlung vorüber und Ulrich Chirwenha, Hauptmann der böhmischen Söldner, verkaufte am 15. Aug. 1456 M. sammt allen anderen von ihm besetzten Burgen dem König Kasimir von Polen für 436,000 Gulden. 600 polnische Reiter zogen am Montage nach Pfingsten am 6 Juni 1457 in M. ein, mißhandelten den Meister und die übrigen Ordensbrüder und jagten sie mit Schimpf aus der Burg. Umsonst waren die Kämpfe Bernhard's von Zinnenberg um M.'s Wiedereroberung. Die Stadt mußte für ihre Anhänglichkeit an die alte Herrschaft schwer büßen mit dem Tode ihres edeln Bürgermeisters Blume und zwei seiner Genossen. Von dieser Zeit an war M. der Sitz polnischer Woiwoden und nur einige Mal weilten auf kurze Zeit Polens Könige daselbst. Im Jahre 1772 kam aber M. an das Haus, zu dessen Aufbau die Burg den ersten Stein geliefert hatte. Vgl. Büsching „Das Schloß in M." (Berl. 1823, 4. mit 7 Kupfern); Voigt „Geschichte M.'s" (Königsb. 1824) und Ludwig von Auer „Kriegsgeschichtliche Denkwürdigkeiten von M." (Danz. 1824). — Marienburg heißt auch ein Dorf in Liefland mit einem adeligen Hofe und 2000 Einw., wo sich die nachherige Kaiserin Katharina I. von Rußland aufgehalten und daher den Namen des Mädchens von Marienburg bekommen hatte.

Marienglas, s. Gyps.

Mariengroschen, Mariengülden. Die Mariengülden waren, vorzüglich in Niedersachsen, eine Rechnungsmünze, an Werth 20 Mariengroschen oder 13 Gr. 4 Pf. Conv. Münze. Die Mariengroschen, welche 1505 zum ersten Mal in Goslar mit dem Marienbilde geschlagen wurden, waren eine in Niedersachsen gangbare silberne Scheidemünze, achtlöthig; 36 machten einen Reichsthaler, 80 eine rauhe Mark. Es gab grobe und feine M. Bald wurden sie auch an andern Orten nachgeahmt und ihr Gehalt verringert, bis 1700 das Gepräge verschwand. Die feinen M. bestanden aus feinem Silber, 10 Gran schwer. Der Marienthaler entstand ebenfalls in Goslar und wurde nachmals besonders in Bayern, Mainz, Trier, Eichstädt, Bamberg, Würzburg ꝛc. geschlagen. Am reichhaltigsten ist unstreitig der Gehalt der ungarischen Marienthaler, mit der Umschrift Patrona Hungariae.

Marienwerder, Regierungsbezirk der preußischen Provinz Westpreußen, von der er den südwestlichsten Theil umfaßt, enthält einen Theil des ehemaligen Pomerellen, das Culmer Land, den alten Marienwerderschen Kreis, das Gebiet der Stadt Thorn und Stücke von Marienburg und hat einen Flächeninhalt von $319^{11}/_{100}$ QM. mit 613,300 Einw. Der Boden ist eine weite von geringen Anhöhen wellenförmig unterbrochene Ebene, die an der Weichsel hin, dem Hauptflusse der Provinz, fett-schweres, äußerst fruchtbares Marschland — die Marienwerder Niederung — enthält. — Außerdem leichter Sand-

Digitized by Google

boden, Heide und Waldungen, besonders die Tuchler Heide. Die gleichnamige Hauptstadt liegt eine Stunde von der Weichsel am rechten Ufer dieses Stromes, über den eine Schiffbrücke führt und an der Liebe und kleinen Nogat, ist Sitz der Regierung und eines Oberlandesgerichts, hat ein Gymnasium, ein Landgestüt und eine vom Grafen Bülow von Dennewitz gestiftete Blindenanstalt und 5600 Einw. Zu den merkwürdigen öffentlichen Gebäuden gehört das alte weitläufige Schloß, früher der Sitz der pomesanischen Bischöfe und des Domcapitels, mit einem Anbau, der Danziger genannt, welcher jetzt als Criminalgefängniß benutzt wird, und die 1255 erbaute Domkirche mit einem 170 F. hohen Thurme, Mosaikarbeiten, Glasmalereien und den Grabmälern dreier deutschen Hochmeister und der pomesanischen Bischöfe.

Mariette, Jean, geb. 1654 zu Paris, gest. daselbst 1742, ein tüchtiger Zeichner und Stecher mit Nadel und Grabstichel; wandte sich früher unter Leitung seines Schwagers, J. B. Corneile, dem Studium der Malerei zu, ging aber später zur Kupferstecherei über. Er hatte einen Kupferhandel errichtet, dessen Fond durch die Menge der Künstler, die daran arbeiteten, sehr ausgebreitet war. Es werden 860 Blätter Mariette's verzeichnet. — Sein Sohn Pierre Jean ist 1694 zu Paris geboren und 1774 am 10. Sept. gestorben. Sein ausgezeichnetes Kunsttalent erhielt die tüchtigste Ausbildung im väterlichen Hause. Er ging 1717 nach Wien und ordnete dort die Kaiserl. Kupferstichsammlung. Von da aus machte er eine Kunstreise nach Italien und bildete sich in Rom zum vollendeten Kunstkenner aus. Im J. 1733 wurde er Ehrenmitglied der Künstlerakademie zu Florenz und bald darauf anderer Akademien. Nach der Angabe deutscher Encyklopadien soll er 1750 seinen Kunstverlag verkauft und sich für den Erlös die Stelle eines königlichen Secretärs und Kanzleicontroleurs gekauft haben; in den Quellen ist aber nur berichtet, daß er diese Aemter erhalten habe. Seine artistischen Schriften zeichnen sich alle durch Neuheit der Ideen, durch Geschmack und Universalität aus. Es sind folgende: „Architecture Françoise, ou recueil des plans des plus beaux édifices de France" (3 Bde., Fol., Par. 1727); „Abrégé de Vies des Peintres pour le recueil d'Estampes de Crozat" (2 Bd., Fol., Par. 1729); „Recueil de têtes de caractère et de charges, gravées par Mr. le Comte de Caylus d'après Leonard da Vinci, avec une Lett. de Mariette" (Par. 1730); „Traité des Pierres gravées" (2 Bde., Fol., Par. 1750). Außerdem zahlreiche Abhandlungen in Zeitschriften und Kunstblättern. Sein durch Zahl und Gehalt überaus berühmtes Kunstcabinet wurde 1775 zu Paris versteigert.

Marignano, Marktflecken in Oberitalien im Gouvernement Mailand, am Lambro, durch den Sieg berühmt, welchen hier Franz I. von Frankreich am 13. und 14. Sept. 1515 über die Schweizer erkämpfte, nachdem er die von ihnen nicht gehörig besetzten Alpenpässe überstiegen hatte.

Marina, Don Francisco Martinez, einer der bekanntesten politischen Schriftsteller und eifriger Vertheidiger des constitutionellen Systems in Spanien, wurde um 1757 wahrscheinlich zu Saragossa geboren. Er widmete sich dem geistlichen Stande und erhielt ein Kanonikat in Madrid. Er nahm an der politischen Wiedergeburt seines Vaterlandes den regsten Antheil und suchte in einer Reihe von Schriften die ständischen Rechte der Nation historisch zu begründen. So gab er 1808 einen „Ensayo historico-critico sobre la antigua legislacion de los reinos de Leon y Castilla" (2. verm. Aufl., 2 Bde., Madr. 1834, 4.) heraus. Im Jahre 1813 erschien sein Hauptwerk zur Vertheidigung der Cortesverfassung, die „Teoria de las cortes" (3 Bde., Madr., 4.; 2. Aufl., Madr. 1821; franz. von Fleury, 2 Bde., Par. 1822) und dazu als Einleitung der „Discorso sobre el origin de la monarquia y sobre la naturaleza del gobierno español" (Madr. 1813); und erst kurz vor seinem Tode, nachdem er sich durch die zweite Restauration genöthigt gesehen, von dem politischen Schauplatz abzutreten, schrieb er das theologische Werk „Historia de nuestro Señor Jesucristo y de la doctrina moral cristiana" (Saragossa 1832). Er starb 1833. Gründliche, umfassende Gelehrsamkeit, classischer Styl und reine Sprache zeichnen seine Werke aus.

Digitized by Google

Marine, ein Ausdruck, welcher oft ſtatt Seeweſen, Seemacht, ja ſogar ſtatt Flotte, engl. Navy, angewendet wird und in der wahren Bedeutung alles zum Seeweſen irgend einer Macht Gehörige in ſich begreift.

Marini, Giambattiſta, geboren zu Neapel im October 1569, der Sohn eines geachteten Juriſten, beſchäftigte ſich wider den Willen ſeines Vaters mit der Poeſie, wurde von demſelben verſtoßen und erhielt von dem Herzog von Bovino, ſpäter als Secretär des Prinzen Conca, Schutz und Aufnahme. Eine Liebesintrigue veranlaßte ihn, ſeinen Aufenthalt heimlich mit Rom zu vertauſchen, wo der Cardinal Aldobrandini ihn in ſeinem Gefolge nach Turin mitnahm. Er feierte den Herzog von Savoyen, Karl Emanuel, durch ein Lobgedicht, der ihn zum Kellner von St. Lazarus und zu ſeinem Secretär ernannte. Zänkereien mit einem ſeiner dichteriſchen Collegen und ſeine ſatiriſchen Ausfälle gegen den Hof bewirkten, daß er um 1615 nach Paris zog, wo ihn Margarethe von Valois und nach deren Tode Maria von Medicis wohlwollend aufnahm. Hier arbeitete er ſeinen 1623 herausgegebenen „Adonis“. Im Jahre 1622 lebte er wieder in Rom, wo die Academia degli Umoriſti ihn zu ihrem Vorſteher ernannte. Nach dem Tode Gregor's XV. ging er nach Neapel zurück, wo er den 25. März 1625 ſtarb und in der Gruft der Theatiner beſtattet wurde. Marini war Schöpfer einer Dichterſchule, oder wenigſtens einer Partei. Seine zahlreichen Werke ſind durch unerquickliche Wortſpiele und ſchwülſtige, übertriebene Metaphern ebenſo wie durch kühne, geiſtreiche Verknüpfungen in Wort und Gedanken, durch Scharfſinn und raſche witzvolle Entwicklung ausgezeichnet.

Marino, San, ſ. San-Marino.

Marionetten ſind künſtliche Puppen, die, an Fäden oder Draht gezogen und gelenkt, auf kleinen dazu erbauten Theatern lebendige Perſonen darſtellen, während die hinter den Couliſſen befindlichen Perſonen die Worte dazu ſprechen. Gewöhnlich ſpricht einzig der Marionettenſpieler, der die Bewegung der Figuren leitet, mit veränderter Stimme den Dialog. Sie werden von oben in Bewegung geſetzt; diejenigen, bei denen es von unten geſchieht, heißen Burattini. Man hatte dergleichen Puppen ſchon bei den Griechen und Römern. In der neuern Zeit haben die Marionettenſpieler, namentlich in Frankreich, großen Beifall gefunden und man hat ſogar in der Mitte des 17. Jahrhunderts einen Franzoſen Brioché zum Erfinder der M., wiewohl ganz falſch, machen wollen, da er ſie blos vervollkommnet hat. Indeſſen fand 1674 zu Paris ſelbſt eine Marionettenoper ſtatt, welche großen Beifall erhielt. Jetzt iſt in Deutſchland das Marionettenſpiel zu einer der niedrigſten Volksbeluſtigungen herabgeſunken, während in Italiens größten Städten noch gegenwärtig das Marionettentheater der Gunſt der erſten Stände ſich erfreut.

Mariotte, Edmé, berühmter Phyſiker, in Bourgogne geboren, Pair von St. Martin ſous Beaume, Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, geſt. den 12. Mai 1684, war einer der erſten franzöſiſchen Philoſophen, welche ſich mit der Experimentalphyſik beſchäftigten und zeigte neben Scharfſinn viele Geſchicklichkeit und Wiſſenſchaftlichkeit. Er vervollkommnete Galilei's und Paskal's Erfindungen und ſein Hauptverdienſt beſteht darin, die Lehren der Geometrie auf die Wiſſenſchaft der Phyſik als einzige Methode angewendet zu haben. Die Neueren, namentlich d'Alembert, ſind in ſeine Fußtapfen getreten. Die Hydraulik verdankt ihm wichtige Entdeckungen. Von ihm iſt das Mariottiſche Geſetz und der Mariottiſche Verſuch. Die Ausgabe ſeiner Werke erſchien in Leyden 1717 und im Haag 1740 in 2 Quartbänden. Seine Hauptſchriften ſind: „Traité de la percussion ou choc des corps“; „Essais de physique“, worunter wichtig ſind: „De la nature de l'air“ und „De la nature des couleurs“, „Traite du mouvement des eaux“ und „Essai de logique“.

Marius, Cajus, ſtammte aus einem volskiſchen Dorfe in der Nähe von Arpinum, Cicero nannte ihn ſeinen Landesgenoſſen; wahrſcheinlich iſt Cernetum ſein Geburtsort. Im kriegspflichtigen Alter kam er zu den römiſchen Legionen und diente in Spanien unter dem bekannten Scipio Africanus bei der Belagerung Numantias. Der von armen namenloſen Aeltern entſproſſene, nur unter gewöhnlicher Landarbeit aufgewachſene, aber körper-

ſtarke wie charakterfeſte junge M. zeichnete ſich in ſeiner erſten Waffenprobe dergeſtalt aus, daß Scipio ſchon damals in ihm die künftige Größe eines römiſchen Feldherrn erkannte. Den Mangel an feiner Ausbildung des Geiſtes durch einen hohen Grad natürlichen Verſtandes, durch Entſchloſſenheit wie Unternehmungsgeiſt erſetzend und jegliche kühne That glücklich ausführend, ſtieg M. von einer Militärwürde zur andern, bis er nach Rom zurückkehrte und dort durch Mitwirkung des patriciſchen Conſuls Cäcilius Metellus 634 u. c. das Volkstribunat erhielt. Durch eine Bill, die er wider den Willen der Conſuln und des Senats durchſetzte und wobei er ſogar den einen Conſul durch den tribuniciſchen Amtsdiener ins Gefängniß abführen laſſen wollte, wofern die Geſetzesconfirmation verſagt würde, zeigte M. im Voraus, was die beiden Stände von ſeiner Amtsverwaltung in andern Gelegenheiten zu erwarten hätten. Jenes Geſetz, lex Maria de suffragiis genannt, ſtellte die Mißbräuche der Patricier beim Abmehren ab, indem es verordnete, daß die Brücken, welche in das Stimmgehege auf dem Marsfelde (septum, ovile) führten, ſchmäler gemacht würden, damit Gedungene der Candidaten nicht auf denſelben ſtehen bleiben und ſehen konnten, welcherlei Kugeln oder Täfelchen jeder in die Stimmkrüge (situlae) werfe. Die Verordnung beſchränkte namentlich die mißbräuchliche Gewalt der Patricier in den Judicien. Das Volk verehrte ihn wie ſeinen Beſchützer und Patron, wenngleich er eine vorgeſchlagene Austheilung von Getreide an die Armen zurückwies. Den Repuls in der Bewerbung um die Aedilität erhaltend wurde er 638 Prätor und erhielt ſeinen Provincialpoſten in Spanien, wo er ſich durch Vernichtung gefährlicher Räuberſchaaren um die Sicherheit des Landes und die weitere Verbreitung der römiſchen Waffen namhaft verdient machte. Wenige Jahre nachher wurde er des Proconſuls Q. Cäcilius Metellus Legat im Kriege gegen Jugurtha. M. fand in dieſer Würde ſo viel Gelegenheit, ſeine ſtrategiſche Ueberlegenheit zu entwickeln, daß er bald mit dem Oberfeldherrn an Ruhm, Kriegsthaten und Anſehen bei dem Heere rivaliſirte. Zwiſchen dem Unter- und Oberfeldherrn entſtanden Streitigkeiten, in deren Folge M. auf Koſten des Metellus in Rom geprieſen und ſogar zum Conſul und Oberfeldherrn gegen Numidien ernannt wurde, 646 u. c. Sogleich nach ſeiner Erhebung demüthigte er die Patricier ſo ſehr, daß ſie die Einſchreibung bei dem friſch zu werbenden conſulariſchen Heere verweigerten. Unverzüglich rief M. die unterſte Volksclaſſe, welche geſetzlich vom Legionsdienſt ausgeſchloſſen dadurch verächtlich war, zu den Waffen und ſchuf, indem er Handwerker und Tagarbeiter in die Rechte begüterter Vollbürger ſetzte, eine Demokratie, deren Zügelloſigkeit kurz nachher über Rom unſägliches Unheil brachte. Mit dem neuen Heere erſchien der Conſul in Afrika und nahm die Hauptſtadt der Feinde Capſa im Sturm; des M. Grauſamkeit überſtieg allen Glauben und wurde der Schrecken der Feinde; alles unterwarf ſich, wohin das römiſche Heer kam; eine kleine Bergfeſtung widerſtand mittelſt der natürlichen Befeſtigung der rohen Tapferkeit nur kurze Zeit. Darauf zog er ſich zurück nach dem Meere hin, wurde aber von dem vereinigten Heere des Jugurtha und Bocchus ſo nachdrücklich angegriffen, daß das römiſche Heer eine bedeutende Niederlage erlitten haben würde, wenn nicht der kurz vorher als Quäſtor mit einer auserleſenen Schaar Reiterei angekommene L. Cornelius Sulla die Pläne des Feindes vereitelt hätte. (ſ. Sulla.) Deſſenungeachtet wurde das römiſche Heer eingeſchloſſen. In der Nacht brach aber M. in die einſchließenden Feinde mit ſo unwiderſtehlicher Gewalt ein, daß das vereinigte Heer derſelben faſt gänzlich aufgerieben wurde. Die Folge davon war, daß ſich Bocchus vom Jugurtha trennte und in ein Bündniß mit Rom aufgenommen wurde, unter der Bedingung, daß er auf irgend eine Weiſe den Jugurtha ausliefere. Bocchus erfüllte ſein Verſprechen und Sulla bekam den Jugurtha in ſeine Gewalt. Rom, vornehmlich der patriciſche Stand, ſah in dem jungen Sulla, der von dem vornehmen Geſchlechte der Cornelier abſtammte, einen Mann, der ſein Vaterland von dem gefährlichſten Feinde befreit habe. Das beleidigte den Ehrgeiz des rohen und zur Plebs hingewandten Marius, der von dieſer Zeit unauslöſchlichen Haß gegen den Sulla nährte. In der nämlichen Zeit brachen aber germaniſche Horden in das römiſche Reich ein und Rom, das vor der ungebändigten vollblütigen Macht der nordiſchen Barbaren zitterte, hatte keinen Feldherrn, in deſſen Hände das Wohl des Staats gelegt werden

Digitized by Google

könnte, als den abwesenden M., der daher ausnahmsweise zum Consul ernannt wurde. M. zog mit einem zahlreichen Heere nach Gallien, fand aber die Cimbern und Teutonen nicht, weil ihr Strom nach der südlichen Halbinsel nur an der äußersten Grenze des römischen Reichs sich hin ergoß. Der Feldherr übte daher sein Heer in tüchtigem Felddienst und bildete derbe, wohlerfahrene Krieger aus, wofür er zum dritten und vierten Mal zum Consul erhoben wurde, 651. In diesem Jahre kehrten die zahllosen Schwärme der nordischen Völker zurück, Cimbern, Teutonen und Ambronen. In den Schlachten bei Aquä Sextiä und auf den raudischen Feldern wurden die unabsehbaren Horden der Germanen zersprengt und vernichtet: M. erhielt zum Lohne das fünfte Consulat und einen Triumph. Verbunden mit dem Volkstribun Apulejus Saturninus und dem Prätor Servilius Glaucia trat jetzt M. als offener Feind der Patricier mit dem Gesetz hervor, daß jede Volksverordnung (plebiscitum) fünf Tage nach ihrer Bekanntmachung vom Senate bestätigt werden und daß vor der Hand alle Senatoren schwören sollten, diesem Gesetze treu zu bleiben. Der edle Metellus wurde, weil er den Eid allein verweigerte, exilirt. Dadurch verhaßt geworden, wurde M. bei der neuen Consulwahl übergangen, seine Anhänger wurden ermordet und Metellus zurückberufen. In Rom wenig sicher ging er nach Asien und reizte den pontischen König Mithridates zum Kriege. Mittlerweile brach in Italien der Bundesgenossenkrieg aus, in welchem sich Sulla abermals so viel Ruhm erwarb, daß in ihm die Patricier den geschicktesten Gegner des M. erkannten und ihn deshalb zum Consul und Oberfeldherrn gegen den Mithridates erwählten. Der lang verhaltene Groll des M., der sich das Obercommando im pontischen Kriege durch einen Volkstribun hatte auswirken lassen, brach jetzt aus und stieg bis zum blutigsten Bürgerkriege, in welchem M. und Sulla sich gegenseitig in Acht erklärten. M. wurde gefangen und sollte in Minturnä hingerichtet werden; aber der Centurio, als er eintrat, wo M. eingeschlossen war und als er dessen Worte vernahm: „Halt, Elender! wagst du es den C. Marius zu tödten!“ warf sein Schwert weg, versichernd, er könne den ehrwürdigen Helden nicht morden. M. entkam nach Afrika, sammelte dort mit seinem Sohne eine Schaar seiner zersprengten und geächteten Partei und zog, als sein Freund Cinna mit Sertorius von andern Seiten her Vorbereitungen getroffen hatte, nach Rom und richtete ein fürchterliches Blutbad unter den Bürgern an; alle Senatoren, die sich der Partei des Volks widersetzt hatten, wurden ermordet, wer nicht grüßte, erstochen. Er wurde zum siebenten Mal Consul, starb aber noch vor der Ankunft des Sulla am 17. Tage seines letzten Consulats im 70 Jahre seines Lebens 667 u. c. an den Folgen der Völlerei.

Marivaux, Pierre Carlet de Chamblain de, war einer der fruchtbarsten französischen Lustspieldichter und Romanschreiber im 18. Jahrhundert; er nahm den lebendigsten Antheil an der verkehrten Richtung seines Zeitalters, in dem vornehmlich gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts das Hochkomische, als den feinen Anstand und guten Weltton verletzend aufgegeben und kalt nüchterne Regelmäßigkeit und moralisirende Schicklichkeit erstrebt wurde. Zeigt M. auch Scharfblick und feine Beobachtung im Studium des menschlichen Herzens, so ist doch alles bei ihm manierirt, selbst das Naive; geringfügige Handlungen und Charaktere sind ohne naturgemäße Wahrheit. Die wenig besagende, beschwerliche Breite seiner kostbaren Prosa ist in Marivaudage sprichwörtlich geworden. Er ist geboren 1688 zu Paris, wurde 1743 Mitglied der französischen Akademie und starb 1763 am 12. Februar. Besonders Glück auf der Bühne machten seine „Jeux de l'amour et du hasard“, die „Fausses confidences“ und „La mère confidente“; von seinen Romanen sind die bessern „Vie de Marianne“ und „Le paysan parvenu“. Sein „Spectateur français“ steht dem englischen „Spectateur“ bei weitem nach. Eine Sammlung seiner dramatischen Werke erschien 1758 (5 Bde., Par,); seine sämmtlichen Werke wurden von Duvicquet herausgegeben (12 Bde., Par. 1825).

Mark, ein altdeutsches Wort, bedeutet zunächst ein Erinnerungszeichen, dann versteht man unter Mark oder Markung die Grenze eines Landes oder Bezirks ꝛc., daher Markstein, Markscheide; endlich bezeichnet M. auch das von bestimmten Grenzen umschlossene Gebiet selbst, daher Dorfmark, Feldmark, wüste Mark ꝛc. In letzterer

Digitized by Google

Bedeutung gebrauchte man das Wort im Mittelalter auch von ganzen Ländern, wie der Name Dänemark zeigt und besonders von den Theilen größrer Länder, die an der äußersten Grenze lagen. Namentlich wurden im deutschen Reiche die nach und nach den Slawen, Ungarn und andern südlichen Nachbarvölkern entrissenen Landestheile Marken und die darin herrschenden kaiserlichen Beamten Markgrafen genannt, woraus sich später die Markgrafschaften bildeten. Solche Marken waren die Mark Oesterreich, Nordsachsen oder Brandenburg, Meißen, Lausitz, Schleswig, Mähren, Steyermark, Kärnthen, Baden ꝛc. Noch gegenwärtig ist das Wort M. in einigen Gegenden Deutschlands im Gebrauch von kleinern geschlossenen, einer Gemeinde gehörigen Bezirken, daher Markgenossen, Markordnungen, Markrecht ꝛc.

Mark, der Name einer Grafschaft im ehemaligen westfälischen Kreise Deutschlands, enthält 40 QM. und 170,000 Einw., bildet jetzt im preußischen Regierungsbezirke Arnsberg die Kreise Altena, Boccum, Hagen, Hamm, Iserlohn, wird durch ein sanftes Gebirge, die Haar oder Hardstrang genannt, in die nördliche Hälfte, den fruchtbaren, ebenen Hellweg, und in die südliche, das rauhe gebirgige Sauerland, getheilt, liefert viele Metallwaaren, brachte an 400,000 Thaler ein und hatte zum Wappen einen Querbalken mit rothen und silbernen Schachreihen. Geschichtlich ist die Grafschaft M. durch ihre schon in den frühesten Zeiten auftretenden Grafen von der Mark bekannt, die sich Anfangs Grafen von Altena, später aber nach einem alten Schlosse Grafen von der M. nannten, indem einer aus ihrer Mitte Friedrich III. 1222 den Erzbischof von Köln ermorderte und deshalb zum Rade verdammt wurde. Unter Graf Adolf IX. von der Mark, dem Gemahl der Margarethe von Kleve, Tochter des letzten Grafen von Kleve, Dietrich X., kam 1325 Kleve an die Mark, weshalb auch Kaiser Sigismund 1417 auf der Kirchenversammlung zu Kostnitz den damaligen Grafen von Kleve und von der Mark Adolf XI. zum ersten Herzog von Kleve ernannte. — Wilhelm von der Mark, ein wilder Krieger, der sich den großen Eber der Ardennen nannte und seine Leute einen gestickten Eberkopf auf den linken Arme tragen ließ, wurde 1440 geboren, eroberte Lüttich, setzte seinen Sohn an die Stelle des daselbst ermordeten Bischofs, kam darüber in den Bann und nach der Erstürmung von Lüttich durch Karl den Kühnen von Burgund 1468 in Gefangenschaft und soll nach Einigen 1482 oder 1485 zu Utrecht ermordet worden sein. — Zu jenen beiden Ländern kam durch Johann's III. Gemahlin Maria, Tochter und Erbin Wilhelm's, des letzten Herzogs von Jülich, noch Jülich, Berg und Ravensberg. Nach dem Absterben des letzten Grafen von der Mark, Johann Wilhelm 1609, kam die Grafschaft M. nach langwierigen Streitigkeiten bis zum Jahre 1666 durch die sogenannte beständige Translation an das brandenburgische Haus unter dem großen Kurfürsten, der den Bewohnern das ewige Verbleiben bei seinem Hause versprach, welches Versprechen aber Frankreich nicht hinderte, 1806 am 29. Oct. die Grafschaft in Besitz zu nehmen, sie 1808 an das Großherzogthum Berg abzugeben und über ihr Schicksal zu entscheiden bis zum Jahre 1813, wo sie wieder an Preußen kam.

Mark bezeichnet im gemeinen Leben das Innerste, den Kern einer Frucht. In dem Pflanzenreiche nennt man die zwischen der holzigen Substanz und dann theils zwischen dieser, theils aber auch besonders längs der Mitte des Stammes befindliche Masse Mark, welches mit zunehmendem Alter abnimmt und zu verschwinden pflegt. In den Knochen der Thiere und Menschen, namentlich in den Röhrenknochen befindet sich das Knochenmark. Es ist eine öl- oder fettähnliche Substanz. In den Höhlen der langen Knochen, welche, weil sie mit dem M. völlig angefüllt sind, den Namen Markhöhlen haben, ist es dicker, fester, mehr gelblich und in eine eigene sehr feine Membran eingehüllt, die eine Menge von kleinen Bälgen bildet. Das M. besteht hier wie das Fett deutlich aus rundlichen Kügelchen von verschiedener Größe und das Markorgan erscheint daher als eine Abtheilung des Schleimgewebes. Das Mark der breiten unregelmäßigen und kurzen Knochen so wie der mit diesen übereinstimmenden Enden der Ossa cylindrica unterscheidet sich von dem im Körper der langen Knochen enthaltenen M. durch röthliche Farbe, durch Mangel einer deutlichen Membran, durch weniger Consistenz und durch geringe Fettmenge. Das M. scheint mit

Digitized by Google

dem Knochengewebe in unmittelbarer Berührung zu stehen und unmittelbar von den im Innern der Knochen verbreiteten Gefäßen abgeschieden zu werden. Obgleich man in der Markmembran noch nicht fähig war, Nerven nachzuweisen, so ist es doch der Sitz einer sehr lebhaften Empfindlichkeit. Im Zustande des Knorpels fehlt jede Spur des Markes; erst im Anfange der Verknöcherung entwickelt es sich, ist aber nach mehreren Jahren nach der Geburt weit röthlicher, flüssiger und nicht fettähnlich. In diesen Zustand verfällt auch das Mark wieder bei gewissen krankhaften Zuständen. Die Verrichtungen des Markes sind noch dunkel. Man kann es indessen als ein Mittel zur Verminderung der Brüchigkeit der Knochen betrachten und es scheint mehr mit dem ganzen Organismus als mit den Knochen in Beziehung zu stehen, indem es, wie das Fett in dem übrigen Schleimgewebe, als Vorraths-Nährungsstoff niedergelegt wird. Mark des Rückens, d. h. Rückenmark ist der in der Wirbelsäulenhöhle befindliche Theil des centralen Nervensystems und ist der in dem Thierreiche und beim Embryo am frühesten gebildete Theil. Das eigentliche Rückenmark nimmt bei weitem nicht den ganzen Kanal der Wirbelsäule, sondern nur $^2/_3$ desselben ein. Es besteht aus grauer und weißer Substanz, von welcher überall die graue im Innern liegt und den Kern bildet, die weiße sie umschließt. Das verlängerte Mark nennt man den die ganze Länge der Schädelgrundfläche vom Hinterhauptloche bis zum hintern Rande des Keilbeinsattels einnehmenden Theil; auch wohl Markzwiebel, Markknopf.

Mark, ein Gewicht, womit verschiedene Waaren, vorzugsweise Gold, Silber und ähnliche Kostbarkeiten gewogen werden. Die Mark zerfällt in 24 Karat (s. d.) zu 3 Gran; die M. Silbers in 16 Loth (8 Speziesreichsthaler) zu 6 Gran, oder 12 Pfennig zu 24 Grän, daher Pfenniggewicht. Bis zum 14. Jahrh. betrug 1 M. Silber 8 Unzen und eine Unze 1 Thlr.; dann aber wurde die M. löthigen Silbers blos auf 3 Gulden herabgesetzt; und jetzt hält die feine Kölnische Mark an Werth 13 Thlr. 8 Gr. sächsisch oder 14 Thlr. preußisch. Die rauhe und feine Mark bei den Münzsorten bestimmt den reinen Gold- und Silbergehalt und den Zusatz des Kupfers. — Dann ist auch Mark oder Marck theils eine wirkliche, theils eine Rechnungsmünze. Die Mark Banko beträgt 11 Gr. 4 Pf.; eine M. Courant 9 Gr. 4 Pf.; eine M. dänisch (16 Schilling dänisch oder 8 Schilling lübisch) 4 Gr. 8 Pf.; eine M. lübisch (16 Schilling lübisch) 9 Gr. 4 Pf. — 3 M. lübisch 1 Thlr.; die englische M. ist $^2/_3$ Pfund Sterling, oder 13 Schilling 4 Pf. Sterling (3 Thlr.). Eine Mark löthigen Goldes = 72 Goldgulden à 1 Thlr. 8 Gr. — oder 96 Thlr. — Eine M. Silber im gemeinen rechtlichen Styl = 10 Thlr.

Marketender sind die militärischen Speisewirthe, welche den Truppen auf ihren Märschen und in die Feldlager folgen, wo die Offiziere bei ihnen Lebensmittel, Getränke, und andere etwa nöthigen Bedürfnisse, wenn auch öfters für unmäßig hohen Preis finden, auf den sie wegen der öfters hohen Transportkosten sowohl, als wegen möglichen Verlustes und Gefahr wohl einigermaßen Anspruch machen können. Da sie vermöge ihrer Handthierung immer bei der Armee ab- und zureisen, wo sie durch Umwege leicht zu dem Feinde gelangen und ihm so als Spione dienen können, deren täglicher Verkehr mit den Offizieren ihnen eine Menge Nachrichten verschafft, deren jeder andere entbehrt; müssen sie sowohl deshalb, als auch weil sie — durch Eigennutz getrieben — die Raubsucht des Soldaten erregen und ihm dann den Ertrag des Plünderns abkaufen, wohl auch an Letzteren selbst Theil nehmen, in stets strenger Aufsicht gehalten werden. In dem classischen Alterthum zogen gleichfalls Handelsleute mit dem Heere ins Feld; sie hießen bei den Griechen ἀγοραῖοι, bei den Römern lixae, die dem Krieger Fleisch, Brod und andere Bedürfnisse verkauften. Zur Zeit als die römischen Feldzüge nur in der Nähe der Stadt gemacht wurden, mithin nicht langwierig waren, gab es, weil sich jeder Krieger selbst und auf eigene Kosten mit dem nothwendigsten versehen mußte, keine Lixä. In späterer Zeit, als Winterfeldzüge unternommen und überhaupt das Stipendium eingeführt wurde, kamen sie zwar in Menge bei dem Heere vor; der Ort, wo sie ihre Zelte aufschlagen durften, war außer dem Lager an dem Orte, welcher procastria hieß. Aber auch ihnen wurde oft verboten der Armee zu folgen. Auch sie plünderten gern.

Digitized by Google

Marketerie, s. Marqueterie.

Markgraf ist eine seit Karl dem Großen entstandene Reichswürde, anfänglich blos zur Vertheidigung der Grenzen und Marken des Reichs. Der Markgraf hatte damals kein Territorium, als etwa Privatbesitzungen, durch die er in dem Grenzlande, das ihm zur Obhut übergeben war und in welchem er unter den sogenannten Herzogen stehend die Gerichtsbarkeit hatte, angesessen war. Die Markgrafen Karl's d. Gr. hießen Präfecti, Custodes oder Comites Limitum, z. B. in der spanischen Mark und in der Markgrafschaft Kärnthen 778. Heinrich I. vermehrte die Markgrafschaften. Als bei veränderten Verhältnissen die ehemalige Vertheidigung der Marken durch Grenzgrafen unzweckmäßig erschien, wurden sie meist antiquirt oder die Markgrafen erhielten oder usurpirten den Besitz des Landes als für sich bestehende Regierungen. Die Markgrafen in Italien, welche auch dorthin von den deutschen Kaisern eingeführt waren, sanken früher von ihrer Würde herab, so daß der zurückgebliebene Titel Marchese oder im Französischen Marquis nur als leere Titulatur den Uebergang vom höhern zum niedern Adel bezeichnet. Der zum selbständigen Beherrscher einer Mark gewordene Markgraf wurde im deutschen Reiche nach Auflösung der alten Verhältnisse Reichsfürst, der belehnt vom Kaiser mit einem Markgrafenthum auf dem Reichstage, im Fürstencollegium Sitz und eine Virilstimme hatte. In Ansehung seiner Würde steht der M. über dem Grafen und unter dem Herzog.

Markland, Jeremias, einer der berühmtesten Philologen und Kritiker, ein Engländer, war geboren 1692, machte seine Studien zu Cambridge und nahm nie ein festes Amt an, es vorziehend, der gelehrten Muße leben zu können. M. besaß die einem Kritiker nöthige tiefe und ausgebreitete Gelehrsamkeit, den richtigen Tact und die glückliche Combinationsgabe. Im Jahre 1728 ließ er eine ihren Autor mit außerordentlichem Scharfsinn berichtigende Ausgabe des Statius erscheinen. Dieser war 1723 vorausgegangen: „Epistola critica ad Franc. Hare, in qua Horatii et aliorum loci illustrantur"; 1740 erschienen: „Max Tyrii Dissertatt."; 1745 „Remarks on the Epistles of Cicero to Brutus" denen eine sehr kritische Dissertation beigefügt ist; 1763 „Lysiae Oratt."; in demselben Jahre auch sehr schätzbare Anmerkungen zu den beiden Iphigenien des Euripides ꝛc. Außerdem nahm er Antheil an den Ausgaben des Lysias und Demosthenes von Taylor, des Hippolit des Euripides von Musgrave und des Sophokles von Bowyer. M. starb 1776 als Senior des Collegiums St. Petri zu Cambridge.

Marklosung, s. Retractrecht.

Markomannen (Marcomanni, *Μαρκομάννοι*), Name eines germanischen Volksstammes, angeblich von dem deutschen Worte Marka, Mark, d. h. Grenze, abgeleitet; folglich die Grenzmanner, Grenzvolker. Wahrscheinlich bestand dieses große und mächtigste Volk der Sueven aus mehreren kleinen Völkerstämmen zwischen dem Rhein, Main und der Donau, die nach Vertreibung der Helvetier hier eine Schutzmauer gegen die Anfälle gallischer Völkerschaften in den frühesten Zeiten bilden sollten. Mit den Harudi, Tribocci, Sedusii, Vangiones und Nemetes vereint gingen sie unter Anführung des Ariovist über den Rhein gegen die Römer, wichen nach ihrer Niederlage durch Julius Cäsar wieder in ihre früheren Grenzen zurück, und zogen nach der durch Drusus erhaltenen Niederlage am Main und der fränkischen Saale, von Marbod geführt, gegen die Sitze der Boji, eines ursprünglich keltischen Volkes und eroberten Boiohemum, d. h. Boierheim oder Heimath und Sitze der Boien. Von ihren Städten werden genannt Usbium bei dem jetzigen Marbach, Marobudum, wahrscheinlich Budweis an der Moldau, Abilunum bei Dürrenstein, Nomisterium jetzt Niemes am Flusse Polzen u. A. Kurz nach Einnahme Boiohemums brach zwischen den Markomannen und Cheruskern Krieg aus, in welchem die M. vollständig besiegt wurden und zwei Jahre nachher ihren König Marbod, aus der tudrischen Familie, absetzten. Er floh sammt seinem gleichfalls wieder abgesetzten Nachfolger, dem Gothen Catualda, nach Rom, wo ihm sein Aufenthalt in Aquileja und Ravenna angewiesen wurde. Die M. bei ihren sonstigen vielfachen Streifzügen in die Grenzländer verschonten doch das römische Gebiet bis auf die Regierungszeit des Domitian, der auf einem Zuge gegen die Dacier auch

Digitized by Google

die M. angriff, aber geschlagen wurde. Unter Nerva, Trajan und dessen beiden unmittelbaren Nachfolgern wurden die Einfälle der M. glücklich zurückgedrängt, desto gefährlicher war der 162 n. Chr. ausgebrochene Markomannische Krieg, zu welchem mit den M. die Narisker, Hermunduren, Quaden, Sueven, Sarmaten, Latringer, Burier und andere Völkerschaften sich verbanden. Der Krieg dauerte mit mehreren Unterbrechungen und mit wechselndem Glück bis 180, und die Römer hatten die Hoffnung, Marc Aurel werde den Sieg über die Barbaren gewinnen; aber er starb kurz nach seiner Ankunft in Vindobona, und sein Nachfolger Commodus schloß einen nachtheiligen Frieden. Die M. setzten ihre Einfälle in das römische Pannonien und andere Provinzen während des 3. und 4. Jahrhunderts fort, bis sie im 5. Jahrhunderte aus der Geschichte gänzlich verschwanden. Zur völligen Austilgung ihres Namens mag die Eroberung Noricums und Pannoniens durch die Gothen unter Alarich, sowie die angehende Völkerwanderung das Meiste beigetragen haben. Man glaubt, die nachher in der Geschichte mit dem Namen Bojoarier erschienenen Völker wären die ehemaligen M.

Markscheide, die Grenze zwischen neben einander liegenden Gruben (s. d.), welche zu Tage, d. h. auf der Oberfläche der Erde durch einen Mark- oder Lochstein, in der Grube selbst aber durch ein in das Gestein, Mauer- oder Holzwerk gehauenes Zeichen, Markscheidestufe genannt, bezeichnet wird. Markscheidekunst (Geometria subterranea) ist die bergmännische Feld- und Grubenmeßkunst, die durch Vermessung über und unter Tage, mittelst der Meßkette, Lachterkette, des Grubenkompasses, der Eisenscheibe, des Hänge-Gradbogens und des Zulegeinstruments, das trigonometrische Berechnen der Züge und das Zulegen oder Auftragen derselben lehrt, wodurch Zeichnungen entstehen, aus denen in Grund-, Auf-, Durchschnitts- und Profilrissen, die Lagen der Gruben, Stellungen der Lagerstätten, die über der Grube zu Tage befindliche Gegend und die räumlichen Verhältnisse zum Behuf des Bergbaues und zur Berichtigung bergmännischer Grenzstreitigkeiten erkannt werden. Diese unentbehrliche Kunst verdankt ihre Entstehung den Deutschen. G. Agricola schrieb 1556 das erste Werk darüber in lateinischer Sprache. Dann schrieb N. Voigtel 1686 darüber. Am vollständigsten handelt Campe's Anleitung zur Markscheidekunst (Lpz. 1782 und 1792, mit Kupfern) darüber; auch Kästner's Markscheidekunst ist brauchbar.

Markt ist ein Platz für Käufer und Verkäufer. Die höchste Behörde muß dazu das Privilegium, die Marktfreiheit, gegeben und ein Marktamt oder Markgericht eingesetzt haben, welches die Marktgesetze handhabt, Streitigkeiten unter Käufern und Verkäufern schlichtet, über die Richtigkeit der Waaren, des Gewichts, des Maßes und Geldes entscheidet und den Waarengang oder den Preis der Waaren beobachtet, den Marktzoll verwaltet und dafür, wenigstens in den alten Zeiten, das Marktgeleite besorgte, d. h. die Obrigkeit übernahm, die Marktleute mit ihren Marktgütern sicher auf den Meßplatz zu leiten. Die Märkte waren uranfänglich an den Landesgrenzen, daher die deutsche Benennung von Mark, Marke. Das war vorzüglich der Fall bei größeren Märkten, die von andern Landesgenossen besucht wurden; so namentlich in Italien, schon zur Zeit der römischen Königsherrschaft. Bei Erweiterung des Handels und Verkehrs trat der Marktplatz entweder in Städte oder an die Höhen und Flüsse, auf denen Waaren verschifft wurden, zurück. So bei den Griechen und Römern. Große Städte hatten mehrere Marktplätze, und darauf wurden verschiedene Märkte gehalten. Die Marktplätze hießen bei den Römern Fora, vgl. Forum, wo die dortigen Angaben dahin zu berichtigen sind, daß Rom zwar 17 Fora, aber daneben 21 Marktplätze enthielt. Das Forum Romanum, Julium, Augusti, transitorium, Ulpium u. a. waren Plätze, wo Recht gesprochen wurde, längliche Vierecke, von Hallen eingeschlossen. Davon sind aber die Plätze zum Verkauf der Waaren verschieden, wie auch aus ihren Benennungen hervorgeht: z. B. Forum pistorium, boarium, olitarium. Vgl. Festus und Forum. Bei den Griechen hieß Agora (ἀγορά) der Markt. Unter der größern Anzahl athenischer Märkte zeichnen sich aus: der nicht weit vom Meere entfernte Marktplatz am Piräos, der von seinem Urheber, dem Architekten Hippodamos, Agora hippodamia genannt

Digitized by Google

wurde. Alsdann der alte und der neue Markt; jener lag im Kerameikos, war umfänglich, hatte viele öffentliche Gebäude, Bildsäulen, den Palast des Senats, die Rotunda der Prytanen, die Statuen der zehn attischen Demen, Säulengänge, das Lager der Skythen seit dem peloponnesischen Kriege u. a. Der neue M. lag nicht weit vom Porticus des Zeno, in der sogenannten Erethria. Wie bei den Römern die Aedilen die Marktpolizei verwalteten, so bei den Griechen die Vorsteher des Emporiums, deren zehn in Athen bestanden; daneben zehn Agoranomen, funfzehn Metronomen mit ihren Subalternen, den Prometreten u. s. w. Sie alle hatten die Aufsicht über die Zölle des Groß- und Kleinhandels, verwalteten das Marktamt und Marktgericht. Vgl. Böckh. Staatsh. d. Ath. I, 336 sqq. Schubert de Aedilibus Romm. Das Mittelalter behielt die Einrichtung der Märkte, wie sie bei den Römern bestanden hatten, bei, und der Marktplatz war von Säulengängen, auf denen aber bald nachher Häuser ruhten, umschlossen, und auf der Mitte stand größtentheils ein Rathhaus. Nach und nach wurden die Säulenhallen verbaut und die Gebäude, öffentliche wie private, schlossen sich, wo keine Straßendurchgänge waren, dicht an einander, so daß der Markt einen Ring bildete.

Marktschreier, auch Wunderdoctor genannt, ist ein sich für einen Arzt ausgebender Betrüger, der sonst auf Jahrmärkten und Volksversammlungen unter schwülstigen Lobpreisungen ihrer Wirksamkeit dem abergläubischen Volke Arzneien verkaufte, und, um besser gesehen und gehört zu werden, sich auf ein Schaugerüste stellte, auch wohl einen Possenreißer (Hanswurst) bei sich hatte, der durch schlüpfrige und sinnlose Späße die grob-sinnliche Volksmenge herbeilocken mußte. Jetzt, wo man von der Schädlichkeit eines solchen Wirkens sattsam überzeugt ist, werden die M. von der Medicinalpolizei nicht mehr geduldet. Uebrigens würden sie jetzt, wegen der auch unter das Volk gekommenen Aufklärung, gewiß nur geringe Geschäfte machen, und dienen schon seit Jahren zur schimpflichen Bezeichnung eines prahlerischen Menschen.

Marlborough, John Churchhill, Herzog von, einer der größten Männer Englands, wurde am 24. Juni 1650 zu Ashe in Devonshire geboren, wo seine Mutter, Elisabeth Drake, in größter Zurückgezogenheit lebte, während ihr Gemahl, Sir Winston Churchhill, der von Cromwell, aus Strafe für seine Anhänglichkeit an Karl I., seines Vermögens beraubt und zur Flucht aus dem Vaterlande gezwungen worden, sich im Exil befand. Auf dem Lande, unter Aufsicht eines Priesters der englischen Kirche, erhielt der junge Churchhill eine strenge und religiöse Erziehung und kam sodann in die Schule von St. Paul, wo, wie man behauptet, die Lectüre des Vegetius ihm zuerst die Ueberzeugung gegeben haben soll, daß er zu einer militärischen Laufbahn bestimmt sei. Wenn man jedoch dem Lord Chesterfield Glauben beimessen darf, so hat er aus seinen Schuljahren gar wenig Kenntnisse mit in die Welt genommen. „Er war", sagt dieser von ihm, „merkwürdig unwissend, da er nie besonders schreiben, ja kaum einmal das Englische richtig zu lesen gelernt hat". Was am ersten die öffentliche Aufmerksamkeit auf ihn lenkte, waren seine äußeren Vorzüge: er hatte eine hohe, schöne Gestalt, dabei eine edle und zugleich äußerst einnehmende Gesichtsbildung. Als Page in Diensten des Herzogs von York angestellt, zeigte er bald eine so entschiedene Neigung für den Soldatenstand, daß dieser Prinz ihn zum Fähnrich bei der Garde machte, obgleich der Jüngling noch nicht sein 16. Jahr erreicht hatte. Getrieben von dem Verlangen sich auszuzeichnen, schiffte sich Churchhill mit nach Tanger ein, wo er in einigen Scharmützeln gegen die Mauren seine erste Waffenprobe ablegte. Nach Europa zurückgekehrt, ward er zum Capitän beim Regimente des Herzogs von Monmouth ernannt, und diente darauf in dem Heere, welches Karl II. Ludwig XIV. zu Hülfe schickte. Der König von Frankreich befehligte damals in Person und unter ihm Condé und Turenne. In der Schule der ersten französischen Generäle mithin lernte Churchhill fechten und siegen. Der Feldzug von 1672, welcher die vereinigten Provinzen der Niederlande ihrem Untergange so nahe brachte, war für ihn reich an Erfahrungen. Er that sich namentlich bei der Belagerung Nimwegens hervor, wo er noch keine 22 Jahre zählte, und es gelang ihm, die Blicke Turenne's auf sich zu ziehen, der ihn nur den „schönen

Digitized by Google

Engländer" zu nennen pflegte, und es schon damals vorhersagte, daß er einst ein großer Mann werden würde. Im darauf folgenden Jahre rettete Churchhill seinem Obersten, dem Herzoge von Monmouth, das Leben und gab überdies bei der Belagerung Mastrichts Proben eines so seltenen Muthes, daß Ludwig XIV. ihn, Angesichts seines ganzen Heeres, mit Lobsprüchen überhäufte und ihm seine Fürsprache bei dem Könige von England zusagte. Die Würde eines Obristlieutenants wurde ihm zum Lohn. Er diente nun fortan in den französischen Heeren bis 1677, der Zeit, wo er nach England zurückkehrte. Der große Ruf, den er sich bereits erworben, hatte ihn dort bedeutend in der öffentlichen Meinung gefördert; bald ward er der Mann der Mode und gab sich nun mit der ganzen Leidenschaft des Alters den Freuden der großen Welt hin. Die Gunst seines Souverains wie die des Herzogs von York, dem er nie von der Seite wich, verschafften ihm ein Regiment, so jung er auch noch war. Ums Jahr 1680 heirathete er Miß Sarah Jennings, Favoritin der Prinzessin Anna, der zweiten Tochter des Herzogs von York; sie galt für eine der schönsten Damen des Hofes und genoß daneben eines Ansehns, welches in der Folge nicht wenig dazu beigetragen hat, ihren Gemahl zu den höchsten Ehrenstellen zu verhelfen. Karl II. erhob ihn 1682 zum Baron. Als der Herzog von York, sein alter Gönner, 1685 unter dem Namen Jacob II. den erledigten Thron bestieg, verblieb Churchill nach wie vor sein gentleman of the bed-chamber, und wurde aufs Neue mit Gunstbezeigungen überhäuft. Zum Brigadegeneral befördert, ging er als Gesandter an den französischen Hof, demselben die Thronbesteigung Jacobs II. zu melden; bei seiner Rückkunft machte ihn der König zum Pair von England, mit dem Titel: Baron Churchhill von Sandridge. Die Empörung des Herzogs von Monmouth gab dem Günstling aufs Neue Gelegenheit, sich auszuzeichnen. Seine Wachsamkeit verhinderte, daß der gegen das königliche Heer unternommene Ueberfall gelang. Allein es nahte schon die Zeit, wo die Mißgriffe König Jacob's II. und auf der andern Seite der Ehrgeiz des Prinzen von Oranien, seines Schwiegersohnes, der alle Unzufriedenen in England für sich hatte, eine Revolution herbeiführen sollten. Churchhill stand nicht an, hiezu mitzuwirken, trotz der großen Verpflichtungen, die er gegen Jacob II. hatte. Sein Betragen während der Regierung Jacob's II. war klug und gemessen; nur allmälig suchte er sich vom Hofe und den öffentlichen Geschäften zurückzuziehen. Als er sah, wie der König alles Maß überschritt, schrieb er einen Brief, worin er demselben alle Gefahren einer solchen Handlungsweise auseinandersetzte. Unmittelbar nach dem Regierungsantritt Jacob's II. hatte er gegen den Lord Galway erklärt, daß, wenn der König es sich einfallen lassen sollte, die Religion oder die Verfassung des Landes anzutasten, er alsbald seine Dienste verlassen werde. Der König beharrte bei seinen Vorsätzen und Churchhill vereinigte sich mit denen, welche mit dem Prinzen von Oranien die ersten Verhandlungen anknüpften. Merkwürdig ist es, daß die Vorstellungen Churchhill's dem König Jacob auch nicht den geringsten Zweifel über dessen Treubleiben einflößten; Beweis davon, daß er ihm ein Corps von 5000 Mann übergab, um damit den weiteren Fortschritten des Prinzen von Oranien Einhalt zu thun. Wohl war dem König geheime Kunde geworden, daß Churchhill Verrath gegen ihn spinne, allein er glaubte nicht eher daran, bis er die Nachricht von dessen förmlichem Uebergang zum Feinde bei Arminster erhielt. Man behauptete sogar, daß dieser mit dem General Kirk den Plan entworfen hatte, den König gefangen zu nehmen und ihn seinem Schwiegersohne auszuliefern. Wenigstens war er Schuld daran, daß die Prinzessin Anna und ihr Gemahl, der Prinz Georg von Dänemark, sich des Königs nicht annahmen. Im Jahr 1689 war er einer der ersten Pairs, welche zu Westminster die berühmte Associationsacte, zu Gunsten des Prinzen von Oranien, unterzeichneten. Bald darauf ward Churchhill vom neuen Herrscher zum Grafen von Marlborough erhoben, und erhielt den Oberbefehl über die englischen Truppen in den Niederlanden, wo er namhaft zu dem Siege von Walcourt mit beitrug. Im Jahre 1690 ging er nach Irland; um jedoch nicht in die Nothwendigkeit zu gerathen, persönlich gegen einen Fürsten zu fechten, der einst sein Wohlthäter gewesen war, wartete er so lange, bis Jacob II. die Insel verlassen und sich wieder nach Frankreich begeben hatte; dann erst bemächtigte er sich der Plätze Cork und Kinsale

1691. Kaum aus dem Schiffe ans Land gestiegen, ward er plötzlich ergriffen und mit noch mehreren andern Großen in den Tower gefangen gesetzt, weil er mit dem entthronten König ein geheimes Verständniß haben sollte. Nach einem langen Proceßverfahren wurde M., aus Mangel an zureichenden Beweisen, wieder in Freiheit gesetzt, blieb aber noch während der drei folgenden Jahre in einer Art von Exil. Nachdem der Friede von Ryswick (20. Sept. 1697) die Gewalt Wilhelm's von Oranien vollends befestigt hatte, ließ auch dieser von seinem früheren Mißtrauen nach, vergaß allmälig das Unrecht M.'s und ernannte ihn zum Gouverneur seines Neffen, des Herzogs von Gloucester. Dies sein neues Amt währte jedoch nicht lange, da der junge Prinz am 20. Januar 1700 starb. Im selbigen Jahre noch brach der Erbfolgekrieg aus; der König von England entschloß sich, daran Theil zu nehmen und machte M. zum General en Chef seiner sämmtlichen in den Niederlanden befindlichen Streitkräfte und zum außerordentlichen Gesandten bei den Generalstaaten. Zwar starb Wilhelm III. schon am 19. März 1702, allein die Prinzessin Anna, welche nach ihm den Thron von England bestieg, ließ M. in allen seinen Würden und ertheilte ihm noch dazu den Orden des Hosenbandes. Der Feldzug war bereits durch die Einnahme von Kaiserswerth eröffnet worden, als M., den widrige Winde einige Zeit aufgehalten hatten, im Haag anlangte. Sogleich brachte er es dahin, daß ihm, mit Zurücksetzung des Grafen Athlone, bisherigen Oberbefehlshabers, das Commando en Chef aller alliirten Truppen übergeben wurde. Durch mehrere geschickte Märsche zwang er die Franzosen zur Räumung des spanischen Geldern und Lüttich sammt seiner Citadelle zur Capitulation, schiffte sich dann nach Holland ein, entging unterwegs durch seine Geistesgegenwart den Händen eines französischen Parteigängers, und kam im Haag an, wo man ihn mit Enthusiasmus empfing und begab von da sich nach London, wo ihm ein Gleiches widerfuhr. Die Königin erhob ihn zum Marquis von Blandford und Herzog von M., eine Pension von 5000 Pfund Sterling jedoch, die sie ihm aussetzen wollte, wurde vom Parlament nicht bewilligt. Im Jahre 1703 fiel wenig Erhebliches vor, weil die Franzosen im offenen Felde nicht Stand hielten; im J. 1704 erfocht M. den Sieg am Schellenberge über den Kurfürsten von Bayern (2. Juli 1704) und am 13. Aug. mit Eugen die Schlacht bei Hochstädt, von den Engländern die Schlacht von Blenheim (eigentlich Blindheim) genannt, weil in dem Dorfe dieses Namens der Hauptschlag geschah, indem daselbst der französische Marschall Tallard mit 12,000 M. gefangen genommen wurde. Durch ganz Deutschland, Holland und England ertönte der Jubel ob dieses Sieges. Die Königin und das Parlament von Großbritannien schenkten dem Herzoge von M. den Marktflecken New-Woodstock (in der Nähe von Oxford) und ließen ihm daselbst einen prächtigen Palast erbauen, zu Ehren jenes glorreichen Tages Blenheim-house benannt (jetzt im Besitz des Lord Spencer). Der deutsche Kaiser stattete ihm in einem eigenhändigen Schreiben mit den schmeichelhaftesten Ausdrücken seinen Glückwunsch ab und erhob ihn zum Reichsfürsten. In London erschien er gleich einem Triumphator, mit sich führend außer dem Marschall Tallard noch 26 andere Gefangene von Rang und eine Menge dem Feinde abgenommener Trophäen. Im darauf folgenden Feldzuge von 1705 erstürmte M. die für uneinnehmbar gehaltenen Linien des französischen Marschalls von Villeroi (18. Juli), eroberte noch mehrere feste Plätze und begab sich sodann nach Wien, um sich mit dem Kaiser über die Mittel zu einer kräftigen Fortsetzung des Krieges zu berathen. Der Monarch empfing ihn mit der höchsten Auszeichnung und schenkte ihm die Herrschaft Mindelheim in Bayern: wofür der Herzog später jenem zu einer englischen Anleihe von 3 Mill. Pfd. Sterling behülflich war. Im Jahre 1706 wollte Villeroi die alte Scharte wieder auswetzen, allein M. schlug ihn bei Ramillies (23. Mai) gänzlich aufs Haupt. Ganz Brabant kam dadurch in die Gewalt der Alliirten; und am 28. Mai hielt M. seinen Einzug in Brüssel. Auch der Herzog von Vendôme war nicht glücklicher gegen ihn, als sein Vorgänger. Unter seinen Augen nahm M., ohne daß er es zu hindern vermochte, die Plätze Ostende, Dendermonde und Ath. Vergebens suchte nun der König von Frankreich einen Frieden zu unterhandeln; M. bewirkte es durch seinen Einfluß auf die Königin Anna und die Generalstaaten, daß alle Anträge von jener Seite her verworfen

Digitized by Google

wurden. Ihm halfen hierbei der Prinz Eugen und der holländische Großpensionär Heinsius. Am 27. April 1707 hatte M. eine Unterredung mit Karl XII. von Schweden. Der Zweck dieser Sendung war, denselben zur Theilnahme an der Allianz zu bewegen, und wenn ihm gleich dies nicht gelang, so versprach doch der König, neutral zu bleiben. Im Jahre 1707 geschah nichts von Bedeutung. Nach England zurückgekehrt sah M. dort bereits die ersten Wolken sich erheben, welche sein Glück trüben sollten. Der sprechendste Beweis der Art war, daß die Pairskammer ihm die verlangte Vermehrung der Truppen verweigerte. Er begab sich auf den Continent zurück, und nach einer Zusammenkunft mit Condé und dem Kurfürsten von Hanover begannen die Feindseligkeiten aufs Neue. M. schlug die Franzosen bei Oudenarde und nahm Lille, Gent und Brügge ein. Das Jahr darauf kam er, nach einem kurzen Aufenthalte in England, nach Holland zurück, und wußte abermals den von den Franzosen gesuchten Frieden zu hintertreiben. Tournai ward erobert und Villars, an dem blutigen Tage bei Malplaquet (11. Sept. 1709), nach der tapfersten Gegenwehr, besiegt. Das Parlament votirte dem Herzoge in London eine öffentliche Dankadresse; bei der Königin aber, die er durch sein übermüthiges Betragen aufbrachte, wurde die ihm schon drohende Ungnade nur beschleunigt. M. hatte die Bewilligung der verlangten Subsidien erhalten und darauf die Holländer durch den Barrièretractat (29. Oct. 1709 zu London unterzeichnet) noch fester an die Allianz geknüpft. Durch seine Forderung, daß ihm die Oberfeldherrnwürde Englands auf Lebenszeit zugesichert werde, was schnurstracks der Constitution zuwiderlief und ihm auch entschieden verweigert ward, hatte er zwar den Unwillen der Königin schon auf einen hohen Grad gebracht; dennoch gelang es ihm, nochmals die Friedensunterhandlung abzubrechen und die Fortsetzung des Krieges zu erzwingen. Im Verein mit Eugen bemächtigte er sich darauf der Orte Mortagne, Douai, Béthune, Saint-Venant und Aire. Endlich kam das schon lange ihm drohende Ungewitter am Londoner Hofe zum Ausbruche. Unwahr ist, daß die nächste Veranlassung dazu ein Paar Handschuhe gewesen sein sollen, welche die Herzogin von M. als ein Product der neuesten Mode aus Paris erhalten hatte und der Königin, welche sie darum bat, unartiger Weise verweigerte. Der Königin war das Joch der Herzogin von M. unerträglich; sie löste das bisherige Whigministerium auf, und das Staatsruder gelangte damit in die Hände der Tories. Zwar behielt M. noch für diesmal das Commando und ging wieder zum Heere, allein doch schon mit eingeschränkter Machtvollkommenheit. Zugleich wurde M. des Unterschleifs in der Verwendung der Löhnungsgelder angeklagt, ein Bericht der Rechnungscommission fiel ungünstig für ihn aus, und die Königin ergriff mit Freuden diese Gelegenheit, den ihr zu übermüthig und mächtig gewordenen Diener zu demüthigen. Am 1. Jan. 1712 ward der Herzog von M. seiner sämmtlichen Aemter entsetzt, „damit seine Sache", sagte sie zu den Gemeinen, „einer unparteiischen Jury übergeben werden könne". — Seine Anhänger brachen darüber in die lautesten Klagen aus; er selbst zeigte eine scheinbare Ergebung in sein Schicksal und ließ eine Vertheidigungsschrift drucken, die verschieden beurtheilt wurde. Als der Prinz Eugen von der Umgestaltung der Dinge in England Kunde erhalten hatte, begab er sich ungesäumt dahin, um seinem Freunde und überhaupt der Partei, die gegen den Frieden war, wo möglich zu Hülfe zu kommen. Doch es war vergebens; M. empfand bald den Schmerz, sehen zu müssen, wie die Vortheile, welche Villars errang, die Frucht seiner zwölfjährigen Anstrengungen vernichteten, und wie endlich der Tractat von Utrecht (13. Juli 1713) einen Frieden zu Wege brachte, den er selbst stets, um jede Bedingung, zu vermeiden gesucht hatte. Allein dies war noch nicht die größte der Kränkungen, die sein stolzer Sinn erdulden mußte. Das Unterhaus hatte jenen Bericht der Rechnungscommission über getriebenen Unterschleif als richtig anerkannt, und es ward demnach dem Generalprocurator aufgetragen, ein förmliches Proceßverfahren gegen den Herzog einzuleiten. Zwar ward die Untersuchung in der Folge niedergeschlagen, andere Unannehmlichkeiten aber, die ihn unaufhörlich verfolgten, trieben den Herzog endlich aus seinem ländlichen Asyle fort. Er verließ England und besuchte Holland, Belgien und Deutschland, wo er überall mit dem größten Enthusiasmus aufgenommen wurde. Erst als er erfuhr, daß die

Digitized by Google

Königin Anna in den letzten Zügen liege, kehrte er ins Vaterland zurück. Nach einer Abwesenheit von 22 Monaten stieg er an demselben Tage, als diese Fürstin verschied (am 12. Aug. 1714) zu Dover ans Land. Mit einem Pomp, der unter solchen Umständen als sehr unpassend erscheinen möchte, zog er in London ein. Ohne Zweifel würde ein bescheidneres Auftreten und ein Beurkunden von Trauer über den Tod einer Gebieterin, die doch früher ihm eine freigebige Wohlthäterin gewesen war, seinem Charakter mehr Ehre gemacht haben, als dies Gepränge es that. Georg I., welcher zum Theil seine Krone den Bemühungen der Partei verdankte, wovon man M. gewissermaßen als das Haupt betrachtete, empfing den Helden auf das Gnädigste und eine der ersten Handlungen seiner Regierung war, denselben in alle früheren Aemter und Würden wieder einzusetzen. Der Herzog, im vollen Genuß des Vertrauens von seinem Souverän, der ihn an die Spitze der gesammten engl. Heeresmacht stellte und ihm namentlich die Sorge übertrug, den durch die Landung des Prätendenten in Schottland (1715) bewirkten Aufstand zu dämpfen, hat jedoch von da an bis zu seinem Tode wenig Erhebliches mehr geleistet. Am 8. Juni 1716 ward er von einem Schlagfluß getroffen, mußte sich in Folge dessen von allen öffentlichen Geschäften zurückziehen, verfiel später in eine Art von Geisteszerrüttung und lebte nun bis zu seinem Tode ein fast nur noch vegetirendes Dasein. Er starb am 17. Juni 1722 auf seinem Landsitze Windsorlodge, mit Hinterlassung eines ungeheuern Vermögens. M. war ein feiner und umsichtiger Hofmann; er wußte, wenn es darauf ankam, aller Welt zu schmeicheln; seine Manieren waren sanft und gewinnend. Als geschickter Unterhändler besaß er eine so einschmeichelnde als hinreißende Beredtsamkeit, wodurch er die behutsamsten Köpfe sogar zu bewältigen verstand; vermöge derselben hatte er einen fast despotischen Einfluß auf die Generalstaaten, das Parlament und die Königin Anna ausgeübt. Eugen selbst mußte bei mehreren wichtigen Anlässen, wo seine Meinung von der des Herzogs abwich, dieser Kunst derselben seinen Zoll darbringen. Als Krieger gilt er bei den Engländern für den besten Feldherren seiner Zeit; mit einer rastlosen Thätigkeit verband er einen persönlichen Muth, dem Ludwig XIV. wie Turenne ihre ungeheuchelte Bewunderung nicht versagen konnten. Mit einem seltenen Scharfblicke begabt, erkannte er sogleich die Fehler seiner Gegner und wußte sie stets zu seinem besten Vortheil zu benutzen. Wenige Generäle wohl sind glücklicher gewesen als er, obgleich viele ihm an Talent nicht nachstehen mögen; denn fast jedesmal ist er als Sieger vom Kampfplatze gegangen und während seiner ganzen kriegerischen Laufbahn zählt er kaum einen einzigen eigentlich erheblichen Unfall. Bei so glänzenden Eigenschaften schmerzt es, seinen Charakter nicht von manchen gar häßlichen Flecken freisprechen zu können. Vor Allem gehört wohl dahin seine niedrige Habsucht, die ohne Zweifel eine Hauptursache war, warum er stets so rücksichtslos auf die Fortsetzung des Krieges bestand, weil ihm dieser allein die Mittel zur Befriedigung derselben an die Hand geben konnte. Es sind über diesen ungewöhnlichen Mann eine Menge biographischer Schriften erschienen, von denen wir folgende nennen: „Geschichte des Herzogs von M.", von Thomas Lediard, zu parteiisch, lobhudelnd und überhaupt unrichtig. Weit besser die „Histoire de Jean Churchhill duc de M." (Paris 1806, 3 Bde.). Am meisten wird in England geschätzt Coxe's „Memoirs of John, duke of M." (3 Bde., Lond. 1818), obgleich auch zu sehr mit Vorliebe für den Herzog geschrieben. Ferner sind noch zu erwähnen die „Geschichte der vier letzten Regierungsjahre der Königin Anna" von Swift und die „Papiere" von Blenheim. M. hatte mit seiner Gattin einen Sohn, den Marquis von Blandford, der noch vor seinem 18. Jahre starb, und vier Töchter. Der jetzige Herzog dieses Stammes ist ein Abkömmling seiner zweiten Tochter Anna, welche vermählt war mit Charles Spencer, Grafen von Sunderland.

Marlow, Christopher, dramatischer Dichter und Zeitgenosse Shakspeare's, soll der Sohn eines Schuhmachers in Canterbury gewesen und um 1562 geboren worden sein. Er erhielt eine gelehrte Erziehung, studirte zu Cambridge und wurde daselbst 1587 Magister. Schon vorher war sein Trauerspiel „Tamerlaine the great" mit Beifall aufgeführt worden. Er betrat nun selbst als Schauspieler die Bühne, mußte sie aber bald wieder

Digitized by Google

eines Beinbruchs wegen verlassen. Desto thätiger war er seitdem als Dichter, führte jedoch ein ziemlich zügelloses Leben. Um eines Mädchens willen wurde er im Mai 1593 von einem Nebenbuhler erstochen. Als dramatischer Dichter ist er ein würdiger Vorgänger Shakspeare's. Seine wichtigsten Stücke sind „Life and death of Dr. Faustus" und „Edward II."; außerdem haben wir von ihm „The Jew of Malta" und „The massacre at Paris". Das unter seinem Namem erschienene Stück „Lust's dominion" ist nicht von ihm. Auch übersetzte er die „Elegien" des Ovid, aber so gemein, daß sie auf Befehl des Erzbischofs von Canterbury verbrannt wurden. Seine Trauerspiele zeichnen sich aus durch überwältigende Kraft der Sprache und treffliche Schilderungen der Leidenschaften, zum Theil auch durch treffliche Charakterzeichnung. Doch wird der gute Eindruck, den einzelne Scenen machen, oft wieder durch Scenen gemeinen Scherzes und zügelloser Rohheit gestört.

Marly, Marly la Machine, auch Marly le Roi genannt, ein französischer Marktflecken im Departement der Seine und Oise, hat 312 Häuser und 1700 Einwohner. Ludwig XIV. ließ hier in der Mitte eines Parks ein prächtiges, reich verziertes Schloß bauen. Besonders merkwürdig war hier ein großes Wasserwerk, welches durch 14 große Räder und eine sehr complicirte Maschinerie das Wasser der Seine 300 Fuß hoch trieb und nach Versailles leitete. Während der Revolution kam dieses in Verfall; allein Napoleon ließ es durch einen vereinfachten Mechanismus wieder herstellen. Jetzt befindet sich eine Tuchfabrik im Schlosse. Nicht weit davon liegt das jetzt ebenfalls sehr beschädigte Schloß Lucienne, welches Ludwig XV. für die Dubarri bauen ließ.

Marmarameer, s. Propontis.

Marmelade, vom portugies. marmelo, d. h. Quitte, auch Schachtelsaft genannt, ist eine gelée- oder gallertartige Zubereitung aus Quitten, Pfirsichen, Aprikosen, Orangen, Ananas, Johannis- oder Stachelbeeren u. s. w., in Verbindung mit Zucker und Gewürzen, die man wie Gallerte einkocht, dann warm in flache runde Schachteln oder Büchsen eingießt und als Confect in den Handel bringt. Die besten Waaren dieser Art kommen aus Italien, Frankreich, Ost- und Westindien.

Marmier, Xavier, franz. Journalist, und ein nach allen Richtungen thätiger Schriftsteller, geb. 1809 zu Pontarlier im Departement des Doubs, besuchte das Collége zu Nozeroy, bereiste hierauf die Schweiz und Holland und kam dann nach Paris. Hier verschaffte er sich in literarischen Kreisen durch ein Bändchen „Esquisses poétiques" (Par. 1830) Zutritt. Seine journalistische Laufbahn eröffnete er mit der Redaction eines Journals in Besançon. Dann wendete er sich der „Revue de Paris", der „France littéraire" und der „Revue des deux mondes" zu; durch seine Theilnahme an der „Revue germanique", deren Redacteur er eine Zeit lang war, wurde er auf ein näheres Studium der deutschen Literatur geführt. Er bereiste 1832 Deutschland, zeigte viel Interesse und ließ verschiedene literarische Arbeiten, z. B. „Choix de paraboles de F. Krummacher" (Par. 1834), „Etudes sur Goethe" (Par. 1835) und verschiedene Uebersetzungen aus dem Deutschen erscheinen, welche als Vorläufer größerer Werke über seine german. Studien Anfangs vortheilhaft begrüßt wurden; aber leider muß man gestehen, daß er selbst in sprachlicher Beziehung nirgend über die Oberfläche hinausgegangen ist. Dabei aber hat er durch seine einflußreiche Stellung als Mitarbeiter an gewichtigen Zeitschriften, sowie durch den dictatorischen Ton, in welchem er über deutsche Literatur in neuester Zeit abspricht, seinem Urtheile ein gewisses Ansehen in Frankreich verschafft, so daß die von ihm schwergekränkte deutsche Kritik nur ihre Pflicht that, wenn sie seine Anmaßungen mit würdevollem Ernste zurückgewiesen hat. Nicht besser ist es M. in Betreff seiner Studien über die nord. Literatur, z. B. mit seiner „Histoire de la littérature en Danemark et en Suède" (Par. 1839), ergangen. Auch hier ist ihm ein Mangel genügender Kenntnisse, verbunden mit einem haltlosen Urtheile, auf das bündigste nachgewiesen worden. In den J. 1836—38 wurde er vom Unterrichtsministerium mit wissenschaftlichen Aufträgen nach dem Norden gesendet. Diese Reisen beutete er in literarischer Beziehung sowohl in verschiedenen Werken,

Digitized by Google

z. B. „Rußland, Finnland und Polen“ (deutsch, 2 Bde., Regensb. 1844), als in zahlreichen Journalaufsätzen vielfach aus. Einzelne dieser Arbeiten bieten eine ganz unterhaltende Lectüre, obgleich sie sich im Allgemeinen nicht über das gewöhnliche Genre der Touristenliteratur erheben. Nachdem er kurze Zeit zu Rennes mit der Professur der ausländischen Literatur betraut gewesen war, erhielt er die Stelle eines Bibliothekars auf dem Marineministerium.

Marmont, August Frédéric Louis Viesse de, Herzog von Ragusa, geb. am 20. Juli 1774 zu Chatillon an der Seine, trat frühzeitig als Lieutenant in ein Infanterie-Regiment, 1792 aber in die Artillerie, zeichnete sich in den italienischen Feldzügen aus, so daß ihn Bonaparte zu einem seiner Generaladjutanten machte; überbrachte als Bataillonschef dem Directorium 32 den Oesterreichern genommene Fahnen, kehrte nach Italien als Brigadechef zurück, befand sich bei der Expedition gegen Rom, begleitete hierauf Bonaparte nach Aegypten, schlug die Malteser, nahm ihnen die Ordensfahne und ward hierauf Brigadegeneral. Er löste den General Kleber in dem Commando von Alexandria ab, und bekam außer der Vertheidigung der Küsten gegen jeden Landungsversuch der Türken, auch die Correspondenz mit Frankreich und die geheimen Vorbereitungen zur Abreise Bonaparte's. Die Ereignisse des 18. Brumaire beförderte er mit, ward Staatsrath, Divisionsgeneral und erhielt dann das Commando der Reserve-Artillerie, that 1800 sein Möglichstes, die Artillerie über den St. Bernhard zu schaffen, bewies sich gleich thätig in der Schlacht von Marengo und in dem ganzen Feldzuge, und schloß dann den Waffenstillstand von Treviso. Hierauf wurde er Generalinspector der Artillerie und General en Chef der Armee in Holland. Im J. 1805 zur großen Armee berufen, um das 2. Corps zu befehligen, wirkte er zu der Capitulation von Ulm mit, besetzte Steiermark, übernahm darauf das Commando in Dalmatien, siegte bei Castelnuovo, beendigte die Belagerung von Ragusa, zwang den Erzherzog Johann in Italien zum Rückzug, erreichte die italienische Armee, drängte Giulay nach Ungarn, vereinte sich bei Wagram (5. u. 6. Juli 1809) mit der großen Armee, bildete mit seinem Corps das Centrum und gewann die Schlacht von Znaim (12. Juli). Hier ernannte ihn Napoleon zum Marschall und später zum Herzog von Ragusa. Nach Massena's Rückzug aus Portugal übernahm er an dessen Stelle 1811 den Oberbefehl über die Armee, entsetzte, mit Soult vereinigt, Badajoz, deckte später die Westgrenze Spaniens, verlor aber am 22. Juli 1812 die Schlacht bei Salamanca und wurde daselbst schwer verwundet. Durch den Verlust dieser Schlacht in die Ungnade des Kaisers gefallen, wurde er jedoch 1813 nach Deutschland berufen, wohnte den Schlachten von Lützen, Bautzen, Dresden und Leipzig bei, ward am 16. October von Blücher bei Möckern geschlagen und verwundet, vertheidigte aber dennoch am 18. und 19. Oct. noch die Vorstädte Leipzigs. Am 25. März 1814 wurde er bei la Fere Champenoise gänzlich geschlagen, und befehligte am 30. März mit Mortier die Corps, welche Paris vertheidigen sollten. Nach der Capitulation von Paris zog er sich hinter die Seine zurück und trennte sich dann mit seinem 12,000 M. starken Corps von Napoleon, worauf dieser abdankte. Vom König Ludwig XVIII. wurde er zum Capitain der Garde du Corps und Pair von Frankreich ernannt, folgte ihm am 20. März 1815 nach Gent, ward nach dessen Rückkehr einer der Majorsgenerale der Garde, 1817 nach Lyon gesendet, um die Unruhen zu dämpfen, fiel, da er in einem Briefe die Ungerechtigkeiten der dortigen Behörden aufdeckte, deshalb einige Zeit bei Hofe in Ungnade, begab sich hierauf auf seine Güter, ward aber 1818 wieder zurückberufen und war 1826 bei der Krönung des Kaisers von Rußland, Nikolaus I., in Moskau außerordentlicher Botschafter. Schon durch seinen frühern Abfall von der bonapartistischen Partei, den man wohl mit Unrecht einer aus seinem verschwenderischen Leben fast nothwendig gewordnen Bestechung zuschreibt, machte er sich verdächtig; noch mehr dadurch, daß er in den Julitagen die Truppen gegen das Volk führte. In der Folge lebte er lange in Wien, bis er nach Befestigung der Herrschaft Ludwig Philipp's wieder nach Frankreich zurückkehren konnte; im Sommer 1834 war er in Konstantinopel. Er hat fast alle Länder Europa's durchreist. Von seiner Reisebeschreibung sind sechs Bände (Par. 1837 flg.)

Digitized by Google

erschienen; außerdem erwähnen wir auch seine Schrift: „Ueber den Geist des Militärwesens" (deutsch von Roger von Waldburg, Berl. 1845).

Marmontel, Jean François, Verfasser der Contes moraux, gewann die Biederkeit, die Liebe zur Natur, den glücklichen freien Sinn, welche diesen Erzählungen großen Reiz verleihen, aus den Umgebungen, in welchen er seine Kindheit verlebte. Das Städtchen Bort in Limousin, wo er am 11. Juli 1723 geboren wurde, von keinem Reichen und keinem Dürftigen bewohnt, zeigte ihm, wie er sagt, nur Bürger seines Gleichen, von denen Keiner um sein Auskommen in Sorge sein, und Keiner vor dem Andern sich demüthigen durfte. Mit diesem erfreulichen Leben in der Stadt verband M. das ebenso frohe auf dem Lande, wo sein Vater, ein Schneider, ein Gütchen besaß. Er schloß sich mit Innigkeit an die Menschen, wie an die Natur. Sein jugendlicher Geist war poetisch; und war auch seine Sprache noch unbehülflich, so daß er den Preis verfehlte, um welchen er sich in einem Gedichte bewarb, so wurde er doch von Voltaire, dem er seine Gedichte zusandte, aufgemuntert, und trug bald darauf in den Blumenspielen von Toulouse, wo er das Collegium besuchte, verschiedene Preise davon. M. hatte sich dem geistlichen Stande gewidmet; doch auf Voltaire's Einladung kam er 1745 nach Paris, um blos der Literatur zu leben. Er wurde hier von seinem Gönner in vornehme Häuser eingeführt. Seine Trauerspiele „Denis le tiran", „Aristomène", „Cléopatra" und „Les Héraclides" erlangten den Preis in der französischen Akademie. Die Pompadour ließ ihm die Stelle eines Secretärs bei dem Bauwesen zu Versailles mit 1500 Livres Pension und das Privilegium des „Mercure" übertragen. Es brachte ihm 40,000 Livres Gewinn, obgleich er es nur 2 Jahre behielt. Wegen der Satyre auf einen Höfling, die man ihm fälschlich zuschrieb, ward es ihm entzogen und er auf einige Wochen in die Bastille gesetzt. Seine „Contes moraux", die er einzeln in diese Zeitschrift aufgenommen, hatten ihr den ungeheuren Absatz verschafft. Sie können als Muster der Erzählung gelten. Im J. 1763 kam er in die Akademie, und wurde ihr Secretär, als d'Alembert gestorben war. Nach Düclos Tode ward er Geschichtschreiber von Frankreich. Seine Stellen und sein Vermögen verlor er durch die Revolution, bei deren Ausbruche er sich auf das Land zurückgezogen hatte. Doch wurde er 1796 in das Nationalinstitut und im folgenden Jahre in den Rath der Alten gewählt. Als nach dem 18. Fructidor des Jahres V. seine Wahl für nichtig erklärt wurde, zog er sich in das Dorf Abbeville zurück, wo er am 31. Dec. 1799 starb. Seine „Contes moraux" haben viele Auflagen und Uebersetzungen erlebt (deutsch von Schütz, Leipz. 1794, 2 Bde.). Nicht so meisterhaft, doch sehr werthvoll sind seine „Nouveaux contes moraux". Vortrefflich ist die Schreibart in seinen „Elémens de littérature" und in seiner „Poétique française". Sein bestes Geschichtswerk ist „Régence du Duc d'Orléans" in den „Oeuvres posthumes", welche auch die Memoiren seines Lebens enthalten. Von geringerm Werthe sind seine Romane: „Incas, ou la destruction de l'empire de Perou" und „Bélisaire". Für Gretry hat er viele Opern geschrieben.

Marmor nennt man diejenigen Varietäten des Kalksteins, welche so hart und feinkörnig sind, daß sie polirt werden können, wobei man auf ihre Farbe und sonstige Beschaffenheit keine Rücksicht nimmt. Daher gehören hierher sowohl die Marmorarten und Lucullane der ältern Gebirgsformation, wie die einfarbigen und bunten Marmorarten der neuern und die Grauwackenkalksteine. Ihrer natürlichen Beschaffenheit nach theilt man die verschiedenen Marmorarten in drei Classen. 1) Einfache Marmorarten, welche nur aus reinem oder nur mit Farbestoff versetztem Kalke bestehen. Dahin gehören a) der weiße Marmor, z. B. der gelblichweiße parische, der feine pentelische, der koralitische, der von Lumi und der grauweiße von Hymettus. Der carrarische war schon im Alterthume berühmt und liefert noch jetzt das beste Bildhauermaterial. Den weißen Marmor findet man am häufigsten in Oberitalien, doch auch in Frankreich, den Pyrenäen und Norwegen. b) Der schwarze Marmor: nero antico, Lucullan, die in Belgien und dem südlichen Deutschland gefunden werden. c) Der rothe Marmor: der braunrothe, schwarz punktirte rosso antico aus Aegypten, der marbre griotte aus Narbonne, der rosenrothe von Tirey und der rothe

Digitized by Google

veroneſiſche. d) Der gelbe Marmor: der numidiſche giallo antico und der florentiniſche Marmor. Die große Menge von Varietäten, wo die Farben gemiſcht ſind, hat man meiſt nur nach den Fundorten, zuweilen auch nach der vorherrſchenden Farbe eingetheilt; wie z. B. mit weißem, ſchwarzem, blauem ꝛc. Grunde. 2) Breccien beſtehen theils aus verſchiedenfarbigen, durch die Marmormaſſe gleichſam zuſammengekitteten Fragmenten, theils aus ſolchen Marmorn, welche nur durch Adern getheilt, aus Fragmenten zu beſtehen ſcheinen (Pſeudobreccien). Brocatello nennt man denjenigen Breccienmarmor, deſſen Fragmente ſehr klein ſind. Die Breccien werden übrigens ebenfalls nach den Farben claſſificirt, wie die violetta antica, ſchiefkantige weiße Fragmente mit violetten Bindemitteln; breccia pavonazza, rothe Fragmente mit weißem Grunde ꝛc. 3) Zuſammengeſetzte Marmorarten beſtehen nicht aus reinem Kalkſteine, ſondern enthalten andere Mineralien, wie Chlorit, Serpentin oder Kalk ꝛc. netzförmig oder in Bändern eingeſprengt und haben daher oft große Aehnlichkeit mit Breccien. Der verde antico z. B. iſt Kalk mit Serpentin, der Cipolin weiß und mit Talk und Chlorit grau geſtreift, geflammt oder geadert. Man findet zuſammengeſetzten Marmor vorzüglich in Savoyen, Piemont, Corſica und in den Pyrenäen. 4) Der Muſchel- oder Lumachellmarmor enthält Schalthiergehäuſe entweder gedrängt oder vertheilt mit dem Kalkſtein als Bindemittel. Der prachtvollſte dieſer Art iſt der Marmor von Bleiberg in Kärnthen, welcher opaliſirt. Der Lumachell von Aſtrachan iſt dunkelbraun mit orangefarbenen Muſcheln, der ſogenannte Leichentuchmarmor dunkelſchwarz mit weißen Petrefacten; auch gehört hierher der rothe Brocatello von Tortoſa.

Marmorchronik, nach dem muthmaßlichen Fundorte auch Pariſcher und nach dem erſten Beſitzer Arundeliſcher Marmor genannt, lat. Marmora Paria oder Arundeliana, auch Oxoniensia, heißt die um 263 oder 262 v. Chr. verfertigte und im 17. Jahrh. zu Paros, nach Andern zu Smyrna, oder auf der Inſel Zea wieder ausgegrabene Marmortafel, welche ein chronologiſches Verzeichniß der Hauptbegebenheiten Griechenlands, beſonders Athens enthält, und im unverſehrten Zuſtande einen Zeitraum von 1318 Jahren umfaßte, indem ſie mit Cekrops, 1582 v. Chr., begann und mit dem J. 264 v. Chr. endigte. Dieſes in einem ziemlich unleſerlichen Bruchſtücke, welches bis zum J. 354 v. Chr. reicht, erhaltene Denkmal, das einzige Originalwerk dieſer Art aus dem Alterthume, wurde von dem engl. Grafen Thom. Arundel im J. 1627 erkauft und zu London aufgeſtellt, von deſſen Enkel aber, Henry Howard, im J. 1667 der Univerſität zu Oxford geſchenkt, wo es ſich noch gegenwärtig befindet. Seitdem haben mehrere Gelehrte, namentlich Selden, Humphrey Prideaux, Maittaire, Robertſon und mit prachtvoller Ausſtattung Rich. Chandler (Oxf. 1763, Fol.) dasſelbe bekannt gemacht. Auch gab K. F. C. Wagner unter dem Titel „Die Pariſche Chronik“ (Gött. 1790) eine Ueberſetzung und Erläuterung dieſes Denkmals und nachmals das „Chronicon Parium adnotationibus illustratum“ (4 Hfte., Marb. 1832— 34, 4.) heraus; den gelungenſten Verſuch aber, dasſelbe gründlich zu entziffern und zu erklären, machte in neueſter Zeit Böckh im „Corpus inscriptionum graec.“ (Bd. 2, Berl. 1843, Fol.). Einige haben, obwohl nicht mit zureichenden Gründen, an der Echtheit des Ganzen gezweifelt.

Marne (lat. Matrona), ein Fluß in Frankreich, entſpringt bei Langres im Departement der Obermarne, wird bei Saint-Dizier ſchiffbar und fällt, nachdem er mehrere andere Flüſſe aufgenommen, nach einem Laufe von 55 M. bei Charenton in die Seine. Darnach ſind das Departement der Marne, 154½ (nach Andern 149) QM. mit 367,309 E. und der Hauptſtadt Chalons-ſur-Marne, das Departement Obermarne mit 262,079 E. und das Departement Seine und Marne mit 340,212 E. benannt.

Marnix, Philipp von, Herr von Mont-St.-Aldegonde gelehrter Staatsmann und Krieger, geb. 1538 zu Brüſſel, widmete ſich früh den Sprachen trat der Reformirten Kirche bei und nahm thätigen Antheil an dem Aufſtande der Niederlande gegen Spanien, weshalb er nach Deutſchland fliehen mußte. Nach ſeiner vergeblichen Vertheidigung des Marktfleckens Maaslandſluys 1573 war er mit bei der Gründung der Hochſchule Leyden und dem Friedensſchluſſe von 1576 thätig, dann 1584 Bürgermeiſter zu Antwerpen und

Digitized by Google

nach der Uebergabe der Stadt an die Spanier ein Verbannter, als der er den Psalter übersetzte. Er starb 1598 über dem gewordenen Auftrage die ganze Bibel zu übersetzen. Unter seinen theologischen Schriften ist der mehrmals ins Deutsche übersetzte Bienenkorb der römischen Kirche vom Jahre 1669, wegen seines beißenden Spottes gegen das Papstthum, am bemerkenswerthesten.

Marode (daher Marodeur) wird von den Soldaten gesagt, welche auf dem Marsche aus Ermüdung und Mangel an Kräften zurückbleiben und ihrem Corps erst später nachfolgen. Weil sie dabei öfter sich von dem Wege entfernen, um in den nahen Dörfern, Meierhöfen u. dgl. Lebensmittel und Geld zu erpressen, auch wohl förmlich als plündernde Räuber aufzutreten, hat man ihnen diesen Namen nach dem eines zu indulgenten Generals im dreißigjährigen Kriege beigelegt, dessen untergebene Soldaten sich durch Raub und Erpressungen vorzüglich bekannt machten. Selbst die größte Strenge war kaum fähig, die Ausschweifenden zurück zu halten; der General selbst verlor seine Stelle deshalb.

Marokko oder das Sultanat Moghrib ul Aksa, d. h. der äußerste Westen, im nordwestlichen Theile Afrikas, zwischen dem 27°—36° nördl. Br. und dem 6°—16° östl. L., wird im Norden vom Mittelländischen Meere und der Meerenge von Gibraltar, im Westen vom Atlantischen Ocean, im Süden von der Wüste Sahara und im Osten von Algerien und der Steppe von Biledulgerid begrenzt, und nimmt einen Flächenraum von 14,000 QM. ein. Der Atlas (s. d.), der hier seinen höchsten Gipfel hat, durchzieht, vom Cap Noon, dem südwestlichsten Punkt des Landes, beginnend, dasselbe in der Richtung von Südwesten nach Nordosten in seiner ganzen Länge, und trennt es in eine nordwestliche und eine südöstliche Hälfte, während sich Seitenarme nach beiden Seiten ausbreiten, die an der Küste viele Vorgebirge bilden, von denen das Cap Spartel, die nordwestlichste Spitze Afrikas, hervorzuheben ist. Trotz der großen Küstenausdehnung besitzt das Land nur wenige und meist schlechte Rheden und Häfen. Der Boden, der sich vom Atlas nach beiden Seiten zu abdacht, bietet allen Stufenwechsel vom Hochgebirge in der Mitte bis zur Ebene auf den beiden Seiten an der Küste und am Rande der Wüste, und ist im größten Theile, vorzüglich auf der Nordwestseite, fruchtbar und anbaufähig. Die vielen Flüsse, die vom Atlas nach beiden Seiten herabströmen, sind meist unbedeutend und nicht schiffbar; am ansehnlichsten sind die Malulah oder Mulvia, die sich in das Mittelländische Meer, der Sebu, die Morbeja, der Tensift und Sus, die sich in den Atlantischen Ocean ergießen, und Ghir, Ziz, Tafilet und Drah, die sich in die Wüste verlieren. Klima und Producte hat das Land im Allgemeinen mit der Berberei (s. d.) gemein. Dasselbe gilt von der Bevölkerung, die wahrscheinlich gegen 8 Mill. beträgt; denn, wie in der Berberei überhaupt, besteht diese auch in M. der Mehrzahl nach aus berberischen Ureinwohnern (s. Kabylen), hier Amazirghen und Schellöchen genannt; ferner aus Mauren (s. d.), Beduinen (s. d.); Juden, als Sklaven eingeführten Negern und sehr wenigen Europäern. Die Bildung des Volks, sowie seine Thätigkeit, sowohl in Beziehung auf Ackerbau wie auf technische Gewerbe, steht noch auf einer sehr niedrigen Stufe. Am gebildetsten sind die Mauren, während manche Stämme der Amazirghen fast in dem Zustande von völliger Wildheit leben und dem Sultan fast nur dem Namen nach unterworfen sind. Mit Ausnahme der Juden und der wenigen Europäer bekennt sich die ganze Bevölkerung zum Islam, und zwar gehören sie zu den fanatischsten Muselmännern. Der Gewerbfleiß beschränkt sich nur auf die Verfertigung von Mützen, feinen Seidenwebereien und feinem Leder, das daher den Namen Maroquin führt. Bedeutender ist der Handel, der theils als ansehnlicher Karavanenhandel mit dem innern Afrika, theils als Seehandel mit Europa in den Hafenplätzen, theils als Levantehandel durch Pilger nach Mekka geführt wird. Die Staatsverfassung ist rein despotisch; der Titel des Herrschers, den wir gewöhnlich Kaiser, die Mauren aber Sultan nennen, ist Emir-al-Mumenin, d. i. Fürst der Gläubigen. Der ganze Staat zerfällt in zwei natürliche, vom Atlas getrennte Hälften, deren nordwestliche, der Mauritania Tingitana der Alten entsprechend, von Norden her durch die Reiche Fez (s. d.) und Marokko im engern Sinne, mit der Provinz Sus, deren südöstliche aber, die Gätulia der Alten, von den Pro-

Digitized by Google

vinzen Tafilet oder Tafilelt, Sedschelmensa und Darah gebildet wird, welche häufig mit zu Biledulgerid gezählt werden. Politisch sind die beiden Reiche Fez und Marokko in 28 Bezirke getheilt, die durch Paschas und Kaids regiert werden; das Tafilet steht unter zwei Kaids, die übrigen Theile des Reiches aber, besonders die Amazirghenstämme im Innern des Atlas, unter fast unabhängigen Häuptlingen, welche die Gewalt eines Großschechs als Hauptes aller Amazirghen und Schellochen anerkennen, dem Sultan aber kaum einen geringen Tribut entrichten und durch häufige Empörungen jede geordnete Regierung unmöglich machen. Die Verwaltung der einzelnen Provinzen ist, wie die Centralregierung, ganz orientalisch. Die Staatseinkünfte werden auf jährlich $2^1/_2$ Mill. span. Piaster, die Ausgaben auf 1 Mill. angegeben, so daß ein bedeutender Ueberschuß im Schatze verbleibt, der ein persönliches Eigenthum des Sultans, in einem besonders dazu gebauten äußerst festen Schatzhaus zu Mecknäs aufbewahrt wird, das von 2000 Schwarzen bewacht wird und dessen Schlüssel beständig vom Sultan und seiner Favoritsultanin bewahrt werden. Man giebt den hier aufgehäuften Reichthum auf 50 Millionen Piaster an. Das regelmäßige Heer zählt nur etwa 15—20,000 M. und besteht meist aus schwarzen Sklaven; in Kriegszeiten dagegen wird in den Provinzen noch ein besonderes Aufgebot von Milizen, der Gum, ausgehoben, das von den Localobrigkeiten angeführt, eine unregelmäßige Truppe bildet und sich auf 80—100,000 M. belaufen kann. Das Seewesen M.'s war früher bedeutend, und die marokk. Piraten machten sich im 16. und 17. Jahrh. allen europ. Seemächten, vorzüglich aber Spanien, furchtbar. Nach und nach wußten sich die größern Seemächte durch Gewalt oder Verträge gegen diese Gewaltthätigkeiten sicher zu stellen, die kleinern aber blieben M. auch noch bis auf die neueste Zeit entweder preisgegeben oder tributpflichtig, ein Verhältniß, das erst nach 1829 und 1830 zu einer kriegerischen Expedition Oesterreichs nach den marokkan. Küstenstädten Veranlassung gab, und erst in neuester Zeit in Folge der Siege der Franzosen sich gänzlich geändert hat. Jetzt ist das Seewesen M.'s, das noch am Ende des 18. Jahrh. den kleinern europ. Seestädten gefährlich war, ganzlich heruntergekommen und besteht nur noch aus ein paar unbedeutenden Schiffen. Die bedeutendsten Städte des marokk. Reichs sind Fez, Mekuäs, Tetuan, Tanger, Teza, El Arisch und Sale im Reiche Fez (s. d.); und im Reiche Marokko im engern Sinne: **Marokko**, eigentlich Marakisch oder Marakasch, die Hauptstadt des ganzen Reichs und die erste Residenz des Sultans, auf einer weiten Hochebene zwischen dem Atlas und dem Flusse Tensift gelegen. Sie wurde 1052 wahrscheinlich an der Stelle des alten Bocanum Hemerum gegründet, zählte im 12. Jahrh. 100,000 Häuser und 700,000 E., ist aber jetzt so herabgekommen, daß sie kaum gegen 50,000 E. hat. Zwar haben die starken, 30 F. hohen und mit unzähligen Wachtthürmen versehenen Mauern noch zwei Meilen im Umfang, aber innerhalb derselben giebt es eine Menge öder Plätze und verfallener Gebäude. Die Moscheen, von denen die im 12. Jahrh. erbaute El Kolubia die merkwürdigste ist, sind zahlreich und zum Theil sehr schön. Der Palast des Sultans, aus mehreren Gebäuden bestehend, ist von prächtiger Bauart, liegt außerhalb der Stadt und ist mit einer starken Mauer umgeben, die einen Umfang von $1^1/_2$ Stunde hat. Handel und Verkehr, sowie die Lederbereitung sind noch ziemlich beträchtlich. Die Luft ist rein, die Stadt gut bewässert, aber schmuzig und in winkligen, engen Straßen ganz nach der gewöhnlichen oriental. Art gebaut. Für die Aussätzigen giebt es eine besondere Vorstadt. **Mogador**, mit 16,000 E., von den Eingeborenen Suerah genannt, wurde erst 1760, wahrscheinlich auf der Stelle des alten Erythräa, gegründet, auf Befehl des Sultans Sidi Mohammed, der einen Centralpunkt des Handels daraus machen wollte. Die Stadt ist regelmäßig am Rande einer kleinen Sandwüste gebaut, hat ziemlich starke Festungswerke, die aber durch die letzte Beschießung sehr gelitten haben, und einen nicht sehr tiefen, aber sichern Hafen, der durch eine Insel gebildet wird, welche die Franzosen eine Zeit lang nach der letzten Beschießung besetzt hielten. Der Handel ist noch immer von Wichtigkeit. **Tarudant**, eine der ältesten Städte des Reichs, von Amazirghen gegründet, zählt gegen 20,000 E. und ist wegen ihrer Färbereien, Gerbereien und Salpeterfabriken berühmt. Von den Orten in

Digitized by Google

den Provinzen südöstlich vom Atlas ist nur Tafilet anzuführen, eine Gruppe von befestigten Gebäuden und Dörfern an beiden Ufern des Ziz, mit 10,000 E., die einen bedeutenden Karavanenhandel mit dem Innern Afrikas treiben.

Die Geschichte M.'s ist bis zum Ende des 15. Jahrh. eng mit der der ganzen Berberei (s. d.) verbunden. Um diese Zeit wurden die Meriniden von den Sanditen gestürzt, denen im Anfange des 16. Jahrh. die Scherife von Tafilet folgten, unter welchen trotz der innern Thronstreitigkeiten und oriental. Greuel gegen das Ende des 16. Jahrh. das Reich blühend wurde und seine größte Ausdehnung erreichte, indem es den westlichen Theil von Algerien umfaßte und im Süden bis Guinea reichte. Unter ihnen wurden auch die Portugiesen aus ihren Besitzungen vertrieben und König Sebastian (s. d.) geschlagen. Nach dem Tode Ahmed's, des mächtigsten der Scherife, um 1603, zerfiel das Reich durch die fortwährenden innern Kämpfe unter seinen Nachfolgern immer mehr, so daß es dem Mulei Scherif, einem Nachkommen Ali's und der Fatime, leicht wurde, die Dynastie der ersten Scherife um die Mitte des 17. Jahrh. zu stürzen und die der zweiten, welche jetzt noch regiert, auch die Dynastie der Aliden oder Hoseini genannt, zu begründen. Der berüchtigste Herrscher dieser Dynastie war Mulei Ismail, der von 1672—1727 nicht ohne Glanz nach außen regierte, indem er Tanger und El Arisch den Spaniern entriß. Er mordete nicht weniger als 5000 Menschen eigenhändig, und ersann die greulichsten Martern, mit denen er sie zu Tode quälen ließ, wobei er weder Günstlinge noch seine eigenen Frauen und Kinder schonte. Er hatte während seines ganzen Lebens nach einander gegen 8000 Frauen und zeugte 825 Söhne und 342 Töchter. Unter seinen Nachfolgern brachten die innern Kriege und Thronstreitigkeiten das Land immer mehr in Verfall, unter fortwährenden Greueln und andern Barbareien. Erst Mulei Sidi Mohammed, von 1757—89, zeichnete sich durch Milde, Gerechtigkeit und das Bestreben aus, europ. Cultur den Eingang zu verschaffen; doch hatte auch er mit Empörungen zu kämpfen. Nach Mohammed's Tode begann wieder die alte Barbarei zu herrschen, bis unter dem Sultan Mulei Soliman eine glücklichere Zeit eintrat, dessen Regierung, von 1794—1822, nur in den letzten Jahren von Pest, Empörungen und Thronstreitigkeiten getrübt wurde. Ihm folgte 1822 der jetzt regierende Sultan Mulei Abderrahman, geb. 1778, dem es gleich nach seinem Regierungsantritt gelang, der Empörung der Gebirgsstämme ein Ende zu machen. Uebrigens zeigte er sich im Ganzen mild und als Freund des Friedens nach innen wie nach außen. Dessenungeachtet ist er es gerade, unter dem durch äußere Kriege und Vorgänge das Reich in die größte Gefahr versetzt wurde. Die Ursache davon ist in der Besitznahme Algiers durch die Franzosen und in den Conflicten zu suchen, in die der Sultan dadurch auf der einen Seite mit den Franzosen selbst, auf der andern mit den fanatischen, durch Abd-el-Kader (s. d.) aufgewiegelten Volksstämmen seines eigenen Landes, besonders den berberischen, gerathen mußte. Schon in den J. 1830—32 wäre es beinahe wegen seiner Versuche, einen Theil der algier. Provinz Oran an sich zu reißen, zu einem Krieg mit Frankreich gekommen, der damals noch durch das entschiedene Auftreten Frankreichs verhindert wurde. Seit dieser Zeit dauerte die Spannung zwischen Frankreich und M., das den Todfeind des erstern, Abd-el-Kader, auf alle Weise als Rückhalt und Stütze diente, fort, und steigerte sich endlich zu offener Feindseligkeit, als Abd-el-Kader, durch die Strategie und Siege Bugeaud's aufs Aeußerste gedrängt, sich auf marokkan. Gebiet zurückzuziehen gezwungen war, wo er offen von der Bevölkerung unterstützt wurde und ein bedeutendes Heer sammelte. Ein Heer, welches der Sultan von M. hierauf an der algier. Grenze versammeln ließ, beging, statt den Reclamationen der Franzosen Genugthuung zu verschaffen, gegen Ende des Mai 1844 selbst die ersten Feindseligkeiten gegen dieselben, so daß ein förmlicher Krieg mit ihnen unvermeidlich war, der dann auch bald ausbrach. Eine franz. Flotte unter dem Prinzen von Joinville bombardirte Tanger am 6. Aug. 1844 und Mogador am 15. Aug., und ein Landheer unter Marschall Bugeaud überschritt die marokkan. Grenze und schlug das große marokkan. Heer, das in Folge der Predigung des Dschad (d. i. heiligen Kriegs) aus dem in allen Provinzen aufgebotenen Gum (Heerbann) gebildet

igitized by Google

unter den Befehl eines Sohnes des Sultans gestellt worden war, am 14. Aug. 1844 in der Schlacht beim Flusse Isly aufs Haupt. Das ganze marokkan. Lager mit dem Sonnenschirm des Prinzen (als Zeichen seines Oberbefehls) fielen in die Hände der Sieger und das marokkan. Heer wurde ganz zersprengt. Der am 10. Sept. 1844 zu Tanger abgeschlossene Friedensvertrag zwischen Frankreich und M., in welchem letzteres den Abd-el-Kader außer dem Gesetze erklärte, ihn, im Fall er in marokkan. Hände fiele, fest zu halten, desgleichen jede Unterstützung von Frankreichs Feinden zu verhindern versprach, und die alten Grenzen gegen Algier, die neu regulirt werden sollten, anerkannte, war die Folge dieser Siege. Am 26. Oct. 1844 wurden die Ratificationen dieses Vertrags in Tanger ausgewechselt. Weit entfernt aber, daß durch diesen Vertrag die Schwierigkeiten der Lage zwischen Frankreich und M. beseitigt worden wären, stellten sie sich nun erst recht heraus; denn es zeigte sich immer mehr, daß der Sultan von M. durchaus nicht die Macht habe, die im Friedensvertrag gethanen Versprechungen zu erfüllen, da er in diesem Falle mehr von seinen eigenen fanatisirten Völkern und Abd-el-Kader, der es auf nichts weniger als auf des Sultans Sturz und die Gründung eines eigenen Reichs in M. abgesehen hat, als im Gegentheil von den Franzosen zu fürchten hätte. Den Beweis hiervon lieferte das neue siegreiche plötzliche Auftreten Abd-el-Kader's im Oct. 1845, zu dem er die Mittel allein aus M. zog. Zu gleicher Zeit mit diesem Kampfe gegen Frankreich im J. 1844 hatte M. Händel mit Spanien und den skandinav. Staaten; jene, aus der Ermordung des span. Consularagenten Darmon entsprungen, wurden durch Englands Vermittelung im Laufe des J. 1845 mittels einer unbedeutenden Genugthuung beigelegt; diese, bei denen es sich um Nichtfortbezahlung der Tribute Dänemarks und Schwedens mit Norwegen handelte, ebenfalls im J. 1845 unter Frankreichs Vermittelung durch einen Vertrag beseitigt, in dem M. auf jene Tribute Verzicht leistete. Im J. 1848 sind Feindseligkeiten mit England ausgebrochen in Folge der Ermordung des engl. Consuls, weshalb zu Anfang des J. 1849 eine engl. Flotte die Küsten M.'s bedrohte.

Maronen, s. Kastanien.

Maroniten, ein syrisches Bergvolk auf dem Kesruan, einem Theile des Libanon, das auf einem Raume von 56 QM. ungefähr 150,000 Menschen zählt und eine eigene Religionspartei mit eigenthümlichen Gebräuchen bildet. Sie sind die Ueberreste der im Jahre 680 auf der Trullanischen Synode zu Konstantinopel verdammten Monotheleten. Ihren Namen erhielten sie entweder (nach Naironi) von dem Asceten Maro, der im Rufe großer Heiligkeit stehend um das Jahr 400 ungemein viel zur Verbreitung des Mönchswesens in Syrien und besonders am Flusse Orontes beitrug, oder wahrscheinlicher (nach Assemani) von dem Mönche Johann, der, von einem längeren Aufenthalte in dem Kloster des heiligen Maro in Syrien den Beinamen Maron führend, sich gegen das Ende des 7. Jahrh. an die Spitze der dortigen, vom Kaiser für Rebellen erklärten Monotheleten stellte und sie zu einer besondern Secte vereinigte, die zuletzt blos auf den Libanon beschränkt einen jährlichen Tribut bezahlen mußte. Ihr monotheletisches Bekenntniß von nur einem Willen in den beiden Naturen Christi haben die Maroniten bis in die Zeiten der Kreuzzüge standhaft und wenn es galt, selbst bisweilen als streitbarer Volksstamm mit den Waffen in der Hand vertheidigt. Bei dem Streben der römischen Bischöfe, den im Orient verlorenen Einfluß nach und nach wieder zu erlangen, wurden die Kreuzzüge von ihnen als willkommene Gelegenheiten zur Verwirklichung ihrer Wünsche angesehen. Da aber die Versuche einer Vereinigung der morgenländischen kirchlichen Parteien mit der abendländischen Kirche größtentheils an der nationalen Verschiedenheit scheiterten, so mußten sich die Päpste damit begnügen, blos die Maroniten gewonnen zu haben. Diese nämlich unterwarfen sich im J. 1182 mit Aufgebung ihrer monotheletischen Dogmen dem lateinischen Patriarchen von Antiochien und knüpften auf diese Weise mit Rom ein Band, das zwar mitunter sehr locker und lose ward, aber doch immer bis auf unsere Zeit unaufgelöst blieb. Doch mußte der Papst den neuen Zuwachs seiner Herrschaft mit großen Zugeständnissen in Lehre und Cultus erkaufen. Selbst als der Papst Clemens XII. es dahin brachte, daß die

Digitized by Google

Maroniten auf einer in ihrem Nonnenkloster Mar-Hanna auf dem Libanon 1736 gehaltenen Synode die Beschlüsse der Tridentinischen Kirchenversammlung annahmen, wußten sie das ihnen Widerstrebende der römischen Kirche von sich fern zu halten. Sie behielten ihren eigenen Patriarchen, der seinen Sitz im Kloster Kanobin am Fuße des Libanon hat, vom Volke gewählt und blos vom Papste bestätigt wird. Es wurde ihnen der Genuß des Abendmahls unter beiderlei Gestalten und ihren Priestern die Ehe gestattet. Bei ihrem Gottesdienste dürfen sie sich ihrer eigenen heiligen Sprache, der arabischen, die aber auch bisweilen mit der syrischen abwechselt, bedienen und ihre sonstigen Eigenthümlichkeiten beibehalten. Auch von Seiten der Türken genießen sie mehr Begünstigung, als irgend eine andere christliche Religionspartei. Ihr Cultus ist freier und öffentlicher als irgendwo in der Türkei. Sie haben sogar Glocken. Noch verdient bemerkt zu werden, daß der Papst Gregor XIII. im J. 1584 zu Rom ein noch jetzt bestehendes maronitisches Collegium zur Bildung junger Maroniten für den Kirchendienst gründete, das bald eine Pflanzschule syrischer und abendländischer Gelehrsamkeit wurde. Aus ihm gingen mehrere berühmte Orientalisten hervor, z. B. Maironi, Gabriel, Sionita, Abraham Ecchellensis und die Assemani. In Kesruan sind über 200 maronitische Mönchs- und Nonnenklöster, die der angeblichen Regel des heil. Antonius folgen und sich durch Feld- und Gartenbau nützlich machen. Uebrigens leben sowohl die in Kesruan als auch die zahlreich in Aleppo, Damask, Tripolis und auf Cypern wohnenden Maroniten keineswegs im Geiste der röm. Kirche, sondern sind ihren alten Gewohnheiten und selbst hier und da der alten Liturgie treu geblieben. Neuerdings haben die Maroniten des Libanon in blutigen Kämpfen mit den Drusen sehr gelitten, namentlich sind viele ihrer Klöster zerstört worden.

Maroquin, s. Saffian.

Marot, Clement, bekannt als Dichter und interessant durch seine Schicksale, ward geboren 1495 zu Cahors in Frankreich, kam jung nach Paris und als Page in den Hofstaat der Herzogin Margarethe von Alençon, Schwester Königs Franz I. Fast herangewachsen, begleitete er diesen in die Niederlande und 1525, nach manchem Liebeshandel, auch nach Italien. Hier ward er in der Schlacht bei Pavia verwundet und gefangen. Nach Paris zurückgekehrt, ward er abermals seiner Freiheit verlustig, weil man ihn für einen geheimen Lutheraner hielt. Während seiner Haft bearbeitete er den alten franz. Roman von der „Rose". Obgleich auf Verwendung selbst des Königs freigegeben und hochbegünstigt von seiner ehemaligen Gebieterin Margarethe, jetziger Königin von Navarra, vermochte er doch nicht anders vor den abermaligen Verfolgungen wegen seines religiösen Glaubensbekenntnisses sich zu schützen, als daß er flüchtig wurde. Er ging nach Italien und dann nach Genf. Bereits stand er im 38. Lebensjahre. Am letztern Orte trat er zum Calvinismus über, vertauschte aber sein neues Glaubensbekenntniß sehr bald wieder gegen das alte und kehrte nach Paris zurück. Doch auch diesesmal durfte er nur kurz hier verweilen, flüchtete nach Turin und starb bald nach seiner Ankunft daselbst, 1544. Immerwährend hatte M. geschriftstellert. Er brachte den Franzosen das Madrigale aus Italien zu, beschenkte seine Landsleute mit mannichfachen eigenen Productionen, verfertigte in Gemeinschaft mit dem berühmten Beza eine poetische Uebersetzung der Psalmen, die, nachdem sie in späterer Zeit etwas modernisirt worden, noch immer dem Kirchengesange der reformirten Gemeinden in Frankreich und der Schweiz zum Grunde liegt, und ward der Schöpfer jenes ein epigrammatisches Gepräge tragenden Styles, dessen Charakter Natürlichkeit und Naivetät ist und welcher unter der Benennung des Style Marotique eine besondere poetische Schreibart bei den Franzosen bildet. Eine recht gute Ausgabe (in 2 Theilen) seiner Werke ward 1700 im Haag veranstaltet und 1731 kamen ebendort zwei verschiedene Ausgaben (in 4. und in 12.) von Marot's Schriften heraus, denen die, nur geringen Werth enthaltenden, Dichtungen seines Vaters Johann und eines Sohnes von ihm, Namens Michael, beigedruckt sind. Noch 1824 erschien aber zu Paris eine kritische Ausgabe des Dichters von P. Croix.

Maroto, Don Rafael, geb. 1785 zu Lorca in Murcia, verdankt seine Berühmtheit besonders der Wendung, welche er dem langjährigen Kampfe des Infanten Don Carlos gegen

Digitized by Google

seine Nichte Isabella II. von Spanien gab. In Südamerika, wo er mit Espartero Kameradschaft und Freundschaft schloß, zeichnete er sich durch persönliche Tapferkeit und als trefflicher Taktiker aus. Im J. 1833, wo er Marschall de Campo war, wurde er zum Generalcommandanten von Guipuzcoa ernannt, folgte Don Carlos, nach dessen Ausweisung aus Spanien, nach Portugal und bot ihm seine Dienste an. Im folgenden Jahre kämpfte er unter Zumala-Carreguy, der ihn vor allen karlist. Heerführern auszeichnete, wurde nach dessen Tode zum Commando in Biscaya berufen unter dem Oberbefehl des alten unentschlossenen Generals Moreto, erfocht am 11. Sept. 1834 bei Arrigoria einen glänzenden Sieg über Espartero, den völlig zu vernichten ihn nur Moreto verhinderte, bedrängte dann Bilbao, wurde aber durch die pfäffische Camarilla des Infanten außer Thätigkeit gesetzt und lebte bis in die Mitte des Jahres 1836 zurückgezogen in Tolosa. Im Juni d. J. begab er sich mit franz. Pässen nach Bayonne, wo er dem Präfecten eine merkwürdige Erklärung zu Protokoll gab, wie durch franz. Intervention dem Bürgerkriege ein baldiges Ende gemacht werden könnte. Bei dieser Erklärung zeigte er die volle Verachtung, die er für den Prätendenten fühlte, übernahm aber doch bald darauf wieder das Commando in Catalonien, das ihm Don Carlos anbot, kehrte jedoch bald wieder nach Frankreich zurück, da er der Anarchie der mord- und raubgierigen Bandenführer nicht Meister werden konnte. Als Guergue's Unfähigkeit die Sache des Prätendenten an den Rand des Verderbens gebracht hatte, ward M. 1838 abermals zu Hülfe gerufen und, nach vielfachem Kampfe mit seinen Gegnern in der Umgebung des Don Carlos, am 25. Juni zum Chef des Generalstabs und bald darauf zum Oberbefehlshaber ernannt. Die apostolische Partei hörte nicht auf, gegen ihn zu wirken, auch Don Carlos mißtraute ihm, mehrere höhere Offiziere zettelten eine förmliche Verschwörung gegen ihn an und man versichert, daß die Apostolischen für den Fall des Siegs 400 Personen, darunter 7 Generale und 12 Obersten, proscribirt hätten. Am 10. Febr. 1839 erklärte M. in einer Unterredung mit Don Carlos diesem in Gegenwart der Prinzessin von Beira, des Vater Cyrill u. A., nachdem er sich gegen den ihm überall entgegentretenden Widerstand beschwert hatte, laut, daß er 20 Individuen erschießen lassen werde; und Don Carlos scheint ihm stillschweigend die Erlaubniß dazu gegeben zu haben. Sobald die Beweise der gegen ihn gebildeten Conspiration ihm in die Hände kamen, erfüllte er sein Versprechen, stellte die Ergriffenen am 19. und 20. Febr. vor ein Kriegsgericht in Estella und ließ sie erschießen. Diese blutige Strenge machte die Wirkung nicht, die M. erwartete; neue Widersetzlichkeiten zeigten sich und M., müde des endlosen Kampfes für die ihm verhaßt oder gleichgültig gewordene Sache des Infanten, leitete die den Vertrag von Vergara herbeiführenden Unterhandlungen ein (s. Spanien). Zum Lohn für seine Bemühung bewilligte ihm die Regentin eine Besoldung von 40.000 Realen, später, am 8. Febr. 1840, ward er zum Beisitzer des höchsten Kriegs- und Marinegerichtshofs ernannt. Der letzte Act seiner öffentlichen Thätigkeit ist auf die verschiedenste Weise beurtheilt worden. Man hat M. des Verraths gegen seinen Herrn bezüchtigt, Andere haben ihn als den Vorkämpfer für die Freiheiten der baskischen Provinzen dargestellt und hoch gepriesen. Es scheint man ist auf beiden Seiten zu weit gegangen und M. wirkte nur für sich selbst, als er sah, daß auch ohnedem die Sache des Don Carlos rettungslos verloren war. Er starb am 28. Oct. 1847 zu Santiago in Chile, wohin er sich in Familienangelegenheiten begeben hatte.

Marozia, mit ihrer Mutter Theodora, die durch Unzucht berüchtigtste Person in der Geschichte, lebte unter Andern auch mit Papst Sergius III. in verbotenem Umgange, der mit ihr den nachmaligen Papst Johann XI. zeugte. Außerdem war sie Großmutter des Papstes Johann XII. und Urgroßmutter Leo's VII. Hierdurch übte sie den bedeutendsten Einfluß auf die Begebenheiten ihrer Zeit. Früher mit dem Herzog Alberich verheirathet, aus welcher Ehe sie einen Sohn, Adelbert, hatte, vermählte sie sich noch mehrere Male und zuletzt mit Hugo, König von Arles und Italien. Sie bewohnte die Engelsburg und beherrschte von hier aus nicht allein den Kirchenstaat, sondern ganz Italien. Ihr Sohn Adelbert, schlecht von Marozia behandelt, empörte sich, nahm seine lasterhafte Mutter gefangen und warf sie ins Gefängniß, in welchem sie bald darauf starb.

Digitized by Google

Marpurg, Friedrich Wilhelm, geboren 1718 zu Seehausen in der Altmark, sonst Marpurgshof genannt, erhielt eine gute Bildung, die er auf Reisen erhöhete; besonders hatte er etwa seit 1746 in Paris Welt und Kunst durch einige Jahre seines Aufenthalts daselbst kennen gelernt. Sein immer fröhlicher, lebenslustiger Sinn, Scherz, Witz und Genuß liebend, erhielt sich bis ins Alter. Nach seiner Rückkehr wurde er Secretär eines Ministers in Berlin, weil er geübt Französisch correspondirte. Darauf hielt er sich eine Zeit lang in Hamburg auf, arbeitete hier und in Berlin, wohin er sich von Neuem begab, viele musikalische Schriften, bis ihn der König um 1763 zum Kriegsrath und Director der königl. Lotterie zu Berlin machte. Die damit verbundenen weitläufigen Geschäfte minderten zwar seine schriftstellerischen Arbeiten, zogen ihn aber nie völlig davon ab. Seine praktischen Werke stehen weit unter seinen theoretischen, worunter vorzüglich zu nennen sind „Der kritische Musikus an der Spree" (1749, 4.), „Historisch-kritische Beiträge zur Aufnahme der Musik" (5 Bde. von 1754 bis 1752); vor allen die noch immer wichtige „Abhandlung von der Fuge" (1753, ins Französische übersetzt 1756, neu aufgelegt in Leipzig bei Kühnel 1806, 4.), „Kritische Einleitung in die Geschichte und Lehrsätze der alten und neuern Musik" (1756, 4.), „Kritische Briefe über die Tonkunst" (3 Bde., 1760—63. Dazu kommen „Die Kunst das Klavier zu spielen", „Generalbaß", „Handbuch bei dem Generalbaß und der Composition", „Anfangsgründe der theoretischen Musik", „d'Alembert's systematische Einleitung in die musikalische Setzkunst, nach den Lehrsätzen des Herrn Rameau" u. s. w. Damals wurde von Berlin aus ein heftiger Streit rege, der nicht ohne Erbitterung und im derben Tone von allen Seiten geführt wurde. M. kämpfte vorzüglich gegen Kirnberger und Sulzer, weshalb nicht Wenige M.'s Charakter zu verdächtigen bemüht gewesen sind. M.'s Ton ist allerdings bitter, heftig und voll witzelnder Sticheleien. Kirnberger, ein schon bejahrter Mann, ärgerte sich am meisten über die Verunglimpfungen, die ihm M. in seinem Buche „Versuch über die Temperatur", das er der königl. Prinzessin, der Schülerin Kirnberger's, gewidmet hatte, zufügte. Ist ihm auch Streitsucht und aufbrausende Hitze, wie überhaupt Leidenschaftlichkeit jeder Art nicht abzusprechen, so kann man doch auch die Partei seiner Gegner nicht unbedingt nehmen; sie machten es in ihrer Weise nicht viel besser, nur daß M., seiner größern Weltbildung wegen, weit mehr in Stachelreden, die nach der Manier der Zeit oft plump ausfielen, geschickt war. Er starb am 22. Mai 1795. Sein Sohn, Johann Friedrich, geb. 1760 oder in den sechziger Jahren, war ein tüchtiger Violinspieler, Kammermusikus des Herzogs von Mecklenburg zu Ludwigslust, übernahm darauf eine Musikalienhandlung, deren Geschäfte es ihm immer weniger und bald gar nicht mehr gestatteten, als Virtuos in öffentlichen Concerten aufzutreten.

Marquesasinseln ist der Name der südlichen Gruppe des Mendaña-Archipelagus im östlichen Theile Australiens zwischen $7^1/_2{}^0$ und $10^1/_2{}^0$ südl. Br. und 120^0—122^0 westl. L., während die nördliche Gruppe den Namen Washingtonsinseln führt. Die Marquesasinseln wurden 1596 vom Spanier Mendaña de Neyra entdeckt und nach dem Vicekönig von Peru Marquesas de Mendoza benannt; die Washingtonsinseln entdeckte 1791 der Amerikaner Ingraham. Der ganze Archipel zählt 13 Inseln, die zusammen ungefähr 40 QM. Flächenraum haben. Sie sind gebirgig und vulkanischen Ursprungs und kommen hinsichtlich ihrer ganzen Natur, ihres Klimas und ihrer Producte ganz mit den übrigen vulkanischen Inseln des tropischen Australiens überein; im Allgemeinen rühmt man sie nicht als fruchtbar und anmuthig. Die Bevölkerung, die auf 25,000 Seelen angegeben wird, gehört zum polynesisch-malaiischen Menschenstamme und ist ein schöner Schlag, der sich körperlich von den übrigen Polynesiern auszeichnet, moralisch aber sehr entartet ist und bis in die neueste Zeit herab noch Menschenfresserei trieb. Selbst die so thätigen englischen Missionare vermochten unter ihnen nichts zu wirken und wurden nur verhöhnt. In eine Menge Gemeinden gespalten, die unter eigenen Häuptlingen standen, lebten die Bewohner bis vor Kurzem zwar in Unabhängigkeit, aber auch im immerwährenden Kriege. Diesem Zustande wurde am 25. Juni 1842 ein Ende gemacht, an welchem

Digitized by Google

Lage der franz. Contreadmiral Dupetit-Thouars den ganzen Mendaña-Archipel für Frankreich in Beſitz nahm. In Folge davon ging von Frankreich eine Expedition nach dieſen Inſeln, die durch ihre Lage, als nächſter Punkt im ſtillen Ocean auf der Linie von Panama nach China, von hoher Wichtigkeit ſind, und brachte den neuen Gouverneur Schiffscapitän Bruat mit einer Beſatzung und den nöthigen Coloniſationsmitteln dahin. Im Anfange machten die Eingeborenen einige Verſuche, der Beſitznahme der Franzoſen ſich zu widerſetzen, wurden aber jedesmal geſchlagen. Auch England erklärte ſich ſehr energiſch gegen dieſe Beſitznahme und ihre Forderungen gab die franz. Regierung in jüngſter Zeit wenigſtens ſcheinbar auf. Die bedeutendſten unter den Inſeln ſind Hivaoa unter den Marqueſas- und Nukahiwa (ſ. d.) unter den Waſhingtonsinſeln.

Marqueterie, bunte Arbeit, iſt der franz. Name für eine Art Bildnerei, die nur inſofern von der Moſaik (Kunſt durch zuſammengeſetzte farbige Steine auf ſteinerner Grundlage Gemälde zu ſchaffen) unterſchieden iſt, daß ſie ſtatt der Steine entweder natürlich oder künſtlich (durch Beitze oder Ankohlung durch glühendes Eiſen, heißen Sand und Kalk) gefärbte Hölzer gebraucht, dient zur Verzierung von Fußböden, Decken und Meubles und gewährt aus einer gewiſſen Ferne betrachtet weit mehr Reiz, als in der Nähe. Das Verfahren dabei iſt folgendes: es wird eine Grundlage von Bretern oder Bohlen gebildet, auf welche die farbigen Hölzer nach einem Muſtergemälde zuſammengeſetzt, geleimt und dann im Ganzen polirt werden (vergl. Moſaik). Die ſchon von Plinius gekannte Kunſt hielt man viele Jahrhunderte hindurch für verloren gegangen, bis Filippo Bruneleſchi (geb. zu Florenz 1377) und Guiliano da Majano (geb. 1387 zu Neapel, geſt. 1457) dieſelbe wieder erfanden.

Marquis, ſ. Markgraf.

Marraſt, Armand, eines der einflußreichſten Häupter des Vereines der Menſchenrechte, ward um das Jahr 1806 in Toulouſe geboren und warf ſich beim Ausbruche der Julirevolution mit allem Feuer ſeines ſüdlichen Temperaments in den Strom der Bewegung. Eine Flugſchrift über die Theilnahme der Deputirtenkammer an der Julirevolution zog zuerſt die allgemeine Aufmerkſamkeit auf ihn. Er zeigte ſich darin als entſchiedener Republikaner. In den republikaniſchen Vereinen, die ſich in dieſer Zeit feſter geſtalteten, war er einer der feurigſten und beredteſten Redner und das Journal „Tribune" ward ſeiner Leitung übergeben. Die Heftigkeit, mit der er hier täglich den König, die Regierung und die ganze beſtehende Ordnung angriff, zog ſeinem Blatte eine Menge Proceſſe zu, in denen es von ſonſt freiſinnigen Geſchworenen häufiger verurtheilt, als freigeſprochen wurde. Der merkwürdigſte Proceß war wohl der, den die Tribüne im April 1833 vor der Deputirtenkammer zu beſtehen hatte, weil den Mitgliedern dieſer Verſammlung in dem von M. verfaßten Aufſatze Käuflichkeit und Beſtechlichkeit ſchuldgegeben war. Auf den Antrag des bitter beleidigten miniſteriellen Deputirten Viennet wurde der verantwortliche Herausgeber am 16. April vor die Schranken der Kammer geladen. M. und der bekannte Republikaner Cavaignac (ſ. d.) waren ſeine Vertheidiger und Beide hielten Reden, die an Keckheit den Aufſatz, welcher die Anklage hervorgerufen hatte, noch überboten. Der Erfolg einer ſolchen Vertheidigung war leicht vorauszuſehen. Lionne wurde zur höchſten Strafe, die das Geſetz verſtattete, zu drei Jahren Gefängniß und 10,000 Francs Geldſtrafe verurtheilt. Sie ſchüchterte aber weder M. noch ſeine Mitarbeiter ein, da es nicht an Männern fehlte, die es ſich zur Ehre anrechneten, die Verantwortlichkeit für ihre verwegenen Ausfälle auf die Regierung zu übernehmen, weil ſie, wenn ſie in den Kerker wandern mußten, als Märtyrer für die gute Sache galten. Die Geldbuße wurde in kurzer Zeit durch öffentliche Subſcriptionen gedeckt. M. hatte in ſeiner Vertheidigung erklärt, daß er einen fortdauernden Krieg gegen die Staatsgewalt führen wolle; er blieb ſeinem Worte treu; aber auch die Regierung bot alle ihr zu Gebote ſtehenden Mittel auf einen Feind, der ihr ſo offen gegenüber trat, zu vernichten. Jede Nummer der „Tribune", die nur irgend einen Grund zur gerichtlichen Verfolgung hergab, wurde mit Beſchlag belegt. Anklage folgte auf Anklage, Verurtheilung auf Verurtheilung; die „Tribune" ſetzte ihren Kampf mit

Digitized by Google

unermüdlicher Beharrlichkeit fort und 95 Anklagen waren in den viertehalb Jahren ihres Bestehens gegen sie erhoben worden, als der bewaffnete Aufstand der Republikaner in den Straßen von Paris am 13. und 14. April 1834 ausbrach. Da setzten die Behörden jede Rücksicht auf gesetzliche Formen bei Seite. Während der Aufstand noch in den Straßen wüthete, wurden am 14. April die Pressen, die Bureaux und die Casse der „Tribune" versiegelt, und nachdem M. vergeblich sich bemüht hatte, eine Druckerei zu finden, die den Druck des republikanischen Blattes übernehmen wolle, mußte er endlich in einem Schreiben im „National", worin er gegen das Verfahren der Regierung als gesetzwidrig protestirte, erklären, daß die „Tribune" zu erscheinen aufhöre, weil unter den 80 Druckereibesitzern in Paris kein Einziger Muth hätte, seine Pressen zur Herausgabe des Journals herzugeben. Bald darauf wurde er selbst mit allen seinen Mitarbeitern verhaftet, brachte 15 Monate im Gefängniß zu, entkam am 15. Juli 1835, begab sich nach England und beschäftigte sich in London mit literarischen Arbeiten. Im Herbst 1839 begab er sich, man weiß nicht zu welchem Zweck, nach Barcelona, wo er aber von den spanischen Behörden, als ein der öffentlichen Ruhe gefährlicher Mensch, verhaftet und so schlecht behandelt wurde, daß er sich unter den Schutz des franz. Consuls begab, obgleich er in Frankreich während seiner Abwesenheit zum Tode verurtheilt war. Auf einem Kriegsschiffe wurde er nach der franz. Küste geführt, erhielt aber gegen Verpfändung seines Ehrenworts die Erlaubniß, sich frei nach Paris zu begeben, wo sein Proceß von Neuem aufgenommen ward. Er wurde aus Frankreich verbannt, lebte einige Zeit in England, kehrte aber um 1842 nach Frankreich zurück und war als Hauptredacteur des „National" besonders thätig, seine Grundsätze zu verfechten und die Schwächen der Regierung aufzudecken. Nach der Februarrevolution von 1848 wurde er Maire von Paris und nach den Junitagen erster Präsident der Nationalversammlung, behielt aber fortdauernd seinen frühern Einfluß auf sein Journal, mit dem er die durch Cavaignac vertretene gemäßigte Partei der Republik vertheidigte und unterstützte.

Marryat, Capitän der engl. Marine und einer der beliebtesten engl. Romanschriftsteller, geb. 1792 in der Grafschaft Suffolk, stammte aus einer angesehenen Gentryfamilie. Seine Romane, von denen die berühmtesten „Peter Simpel", „Midshipman Easy", „Jakob Ehrlich", „Newton Forster", „Frank Mildmay der Flottenoffizier", „Japhet, der einen Vater sucht", „Erzählungen eines Pascha" ꝛc. zeichnen sich durch leichte Darstellung aus, obgleich sie wenig künstlerisches Interesse haben. Das Bild, welches sie von dem englischen Seemannsleben geben, hat wohl am meisten zu ihrer großen Verbreitung beigetragen. Seine neuesten Romane verlieren durch die große Familienähnlichkeit mit den frühern immer mehr an Interesse, ja von seinem „Monsieur Violet" hat ein amerikanischer Kritiker ziemlich klar nachgewiesen, daß er nur eine Sammlung von Aufsätzen aus amerikanischen Journalen sei. Er starb am 9. Aug. 1848.

Mars, bei den Griechen Ares, Sohn des Zeus und der Here, der furchtbarste der Olympier, der an der Wuth der Feldschlacht, an Leichen und Todesröcheln sich ergötzend, selbst den unsterblichen Göttern verhaßt war. Wenn er zur Schlacht geht, sind Grauen und Entsetzen (φοβος und δειμος) seine Diener, dem Mordenden voran schreitet seine Schwester, die Zwietracht (Eris), und in dieser Hinsicht ist er als Symbol roher, barbarischer Kriegssitte entgegengesetzt der Minerva, als Kriegsgöttin, das Sinnbild der mit Ueberlegung und Kenntniß des Kriegswesens verbundenen Tapferkeit; dessenungeachtet heißt er Vater des Sieges. Sein Lieblingssitz war das wilde und rohe Thrazien (Odyss. 8, 360), wohin auch im Mythus seine meisten Beziehungen gehen. Er war daher Vater der thrazischen Flüsse und Völkerstämme, denn ihm fiel bei der Theilung der Welt dieses Land zu. Statius (Theb. 7, 41) beschreibt seinen Palast am Hämos. Des Gottes Gestalt war schön und er, ein Liebling der Aphrodite, erzeugte mit ihr zuerst zwar die grauenvollen Söhne Phobos und Deimos, nach der späteren Dichtung aber geht aus einer zweiten Umarmung, als schönes Sinnbild der Vereinigung des Starken mit dem Zarten, des Heftigen mit dem Sanften, die Harmonie hervor. Mit fortschreitender Cultur erscheint Mars weit humaner; hier tritt er auf als Rächer der Unschuld, Führer der Gerechten, Beschützer der Sterblichen,

Digitized by Google

Spender der Jugendkraft und als Schutz des Olympus. Nach Hirt ist der Charakter des Mars verschieden von dem des Apollo, Bacchus und Hermes; sein Gesicht ist rund, die Stirn breit, aber nicht heiter, der Mund klein, die Lippen voll, die Augen aber liegen tief und blicken nicht frei, das Haar ist dicht, aber kurz, die Wangen ziert ein gekräuselter Backenbart. Ernst, düster, ja drohend ist die Miene, der Körper übrigens verhältnißmäßig stark und kraftvoll, im Ganzen schlank, die Haltung zeigt viel Selbstgefühl und Würde und sonach sieht man im Mars das Ideal eines starken, schnellen und kühnen Kriegers. — Nach Varro verehrten ihn die kriegerischen Römer, bevor die Künstler den Göttern menschliche Gestalt gaben, nach Art der Wilden unter dem Bilde eines Speeres; nur die spätere Zeit bildete aus dem Ares der Griechen ihren Mars (Mavors). Als Gründer und Beschützer des römischen Staates mußte natürlich auch Rom der vorzüglichste Ort seiner Wohnung sein. Ihm weihte man daher den Monat März und das Marsfeld und Augustus (Sueton. Aug. 29; Plin. hist. nat. 36, 8) erbaute dem Mars ultor einen prächtigen Tempel. Statuen des Mars giebt es sehr wenig; am häufigsten und verschiedensten zugleich findet man ihn auf Münzen, meistens mit ehernem Panzer, Helm, Speer und Schwert, auf einem Wagen, gelenkt von der Bellona, hinter ihm Siegeszeichen, vor ihm Eris, Kriegsgeschrei und Zorn. Zu bemerken ist der Unterschied zwischen Mars Gradivus (a gradiendo in bello ultro citroque) und Quirinus; jener, heißt es, war der Name des Gottes im Kriege, dieser in Friedenszeiten, wie bei den Griechen Ares und Enyalios (von Enyo der Städteverwüsterin hergenommen, der Bellona der Römer); indeß ist die passendste Ableitung des Quirinus unstreitig von Curis, Quiris, Speer und führt auf den alten Kriegsgott der Quiriten Den Dienst des Mars besorgten in Rom eigene Priester, die Salischen, welche in Palatinische und Collinische zerfielen und den Priestern des Mars Gradivus untergeordnet waren; denn immer muß der Unterschied zwischen Mars Quirinus und Gradivus festgehalten werden. Cato (De re rust. 83) erwähnt einen Mars Silvanus, der als Beschützer der Landwirthschaft allgemein verehrt wurde. Auch Orakel schrieben die Römer dem Mars zu und wie zu Dodona durch eine Taube, so wurde hier der Wille des Gottes durch einen Specht verkündet (Dionys. Halic. 1, 114). Die vorzüglichsten Kriegsthaten des Mars sind folgende: im Gigantenkriege tödtete er den Pelorus und Mimas, sowie den Halirrhotios, einen Sohn Poseidons, welcher die Alkippe, die Tochter des Mars, geschändet hatte; vom Poseidon deshalb verklagt, wurde er auf einem Hügel bei Athen (Marshügel) vor das Gericht der 12 obern Götter gestellt; nach ihm als dem Ersten, der vor diesem Gericht erschien, hieß derselbe Areopagus (Hügel des Mars). Mehrmals stritt er mit Herkules, so daß einst Zeus nur durch Blitze die Kämpfenden trennen konnte; den Adonis tödtete er in Gestalt eines Ebers. Der Sage nach blieb er unvermählt, indeß gaben ihm die Sabiner die Neria (Nerio oder Neriene) zur Gemahlin. Desto zahlreicher waren seine Liebschaften; wir nennen nur die vornehmsten seiner Geliebten: die Atalanta; mit ihr zeugte er den Parthenopäos, mit Althäa den Meleager, mit Aegina die Sinope, mit Asterope den Oenomaos, mit Kalirrhoe den Biston, mit Erotogeneia den Oxylos, mit Rhea Silvia den Romulus und Remus und viele Andere. Ueberhaupt ist das ganze Geschlechtsregister des Mars symbolisch, denn alle Helden wurden Söhne des Mars genannt. Verschieden ist die Art seiner Verehrung. Die Scythen verehrten ihn in Gestalt eines Säbels, opferten ihm Pferde und Kriegsgefangene. Weniger ausgebreitet war sein Cultus bei den Griechen; die berühmtesten seiner Tempel waren zu Geronthrä in Lakonien, zu Sparta, Athen, mit seiner Statue von Alkamenes, zu Halicarnaß und zu Tegea (Paus. 3, 15. 8, 39. 1, 8). Die vornehmsten Sitze seiner Verehrung waren Thrazien (Herodot 5, 7) und Theben. Zu Rom wurde ihm an den Calendä des März ein Fest gefeiert; ein zweites fiel in die Mitte des October, wobei Pferderennen gehalten wurden. Als Stammvater der Römer, von Romulus und Remus, hatte er zu Rom mehrere Tempel (Ovid. Fast. 5, 553); ihm waren neben dem Pferde und Hahne alle wilden Thiere heilig. Die vorzüglichsten Beinamen bei den Griechen: Alloprosaleos, Aphneios, Azitos, Enyalios, Odrysios, Strymonios u. a. m. bei den Römern: Romulus, Colosseus, Mamers, Marspiter, Pacifer, Stator, Salisub

Digitized by Google

fulus, Ultor, Bisultor, Vincius u. a. Obgleich aber der Mythus dieses Gottes ein offenbar personificirtes Abstract ist, so hat er doch zu verschiedenen Andeutungen Anlaß gegeben. Einige, wie Nietsch, finden in Mars das uralte Symbol der Macht der Sonnenkraft, mithin ist er gleichbedeutend mit den Melcarthus der Tyrer. Unstreitig gab aber zu diesen Deutungen der Name des Planeten Mars (♂) Anlaß.

Mars, Anna Françoise Hippolyte, eine der berühmtesten Schauspielerinnen des Théâtre français, war die Tochter des berühmten Schauspielers Monvel und wurde 1778 zu Paris geboren. Ihre Mutter und ihre 1837 gestorbene ältere Schwester waren am Theater Montansier angestellt. Die junge M. trat hier 1783 zum ersten Male auf in Kinderrollen. In ihrem 12. Jahre erhielt sie Anweisung durch die berühmte Contat und bald wurden ihr die Rollen naiver Mädchen und junger Liebhaberinnen übertragen. Als sie 1812 auch zu den Rollen der grandes coquettes überging, zeigte sie auch in diesen gleiche Meisterschaft. Während sie noch immer als Betsy in „La jeunesse de Henri V." unnachahmlich blieb, war sie in den Kokettenrollen von Marivaux's Lustspielen unübertrefflich und gab die Celimène im „Misanthrop" und die Elmire im „Tartüffe" mit noch nie gesehener Vollkommenheit. Man kann sagen, daß sie das Geheimniß aller Charaktere kannte und ihr Talent das Modell des Wahren und Schönen besaß, in welcher Gestalt dieses auch erscheinen mochte. In ihrem 56. Jahre gab sie noch immer dieselben Rollen, die sie früher gegeben, und mit demselben Beifall. Ihre wohlklingende sanfte Stimme, der mannichfaltigsten Nuancen fähig, und ihre schöne schlanke Gestalt ließen noch keine Spur des Alters merklich werden. Das Publikum nannte sie den „Diamant". In der letztern Zeit trat sie auch im Trauerspiele „Cid d'Andalousie" und in Victor Hugo's „Hernani" auf. In den Zeiten ihres blühenden Ruhms stand sie sich, ohne die Geschenke von Napoleon und andern Großen zu rechnen, jährlich auf 30—40,000 Francs. Durch Speculationen an der Börse, die sie früher mit Glück trieb, verlor sie später den größten Theil ihres Vermögens. Erst 1841 verließ sie die Bühne. Sie starb am 20. März 1847. Eine interessante Schilderung ihres Lebens und ihrer Zeit in Romanform gab E. M. Oettinger im „Narrenalmanach von 1848".

Mars oder Marsch, gewöhnlich Mastkorb genannt, heißt das auf zwei starken mit dem Mast verbolzten Planken, den Sahlingen oder der Sattelung, ruhende Rösterwerk, welches bestimmt ist, den Fuß der Stange, d. h. der Verlängerung des Mastes, zu tragen und durch die Wandten derselben sie zu befestigen. Der volle Dreimaster, die Pink oder das volle Schiff hat auf jedem Maste einen Mars, den Großen-, Vor- und Kreuzmars, während die Stengen zur Befestigung der Bramstengen nur Sahlingen ohne Rösterwerk tragen. Auf großen Schiffen findet man auf der hintern Seite der Marse eine auf Stützen ruhende Regelung. Hier haben die zum Auskuken Beauftragten ihren Aufenthalt; auch benutzt man sie, um von hier aus Kleingewehrfeuer zu geben oder Handgranaten zu werfen. Endlich liegen zur Zeit eines Treffens hier der Apparat und die Hülfsmittel der Bootsmänner bereit, um den am Tau- und Segelwerk in den obern Theilen vorkommenden Beschädigungen sogleich abzuhelfen.

Marsch ist die Bewegung geordneter Kriegshaufen und Geschützzüge von einem Orte zum andern und unterscheidet sich in den Manövermarsch und in den Reisemarsch. I. Der Manövermarsch hat im Kriege allezeit den Zweck, sich dem Feinde zu nähern, oder an ihn gekommen die Stellung zum Angriff oder zum Rückzuge zu verändern. Er muß daher immer in größter Ordnung und so geschehen, daß die Truppen jeden Augenblick im Stande sind, sich in der bestimmten Schlachtordnung aufzustellen und das Gefecht zu beginnen. Er kann 1) vorwärts, 2) seitwärts und 3) rückwärts ausgeführt werden, 1) und 3) entweder mit ganzer, oder — wie 2) allezeit — mit gebrochener Front. 1) Heißt daher auch ein Frontmarsch, wenn das Bataillon oder die Brigade in einer Linie geradeaus vorgeht. Auf gleiche Weise findet er durch „Kehrt" rückwärts statt, um die Entfernung zwischen den Truppen und dem Feinde zu vergrößern. Soll hingegen der Marsch vorwärts in schräger Richtung (auf der Diagonale) ausgeführt werden, bricht die Fronte

Digitized by Google

ſich durch eine Viertelswendung in ihre Züge (ſ. d.) rechts oder links, die dann in der dadurch erhaltenen ſchrägen Richtung fortgehen. 2) Der Flankenmarſch nach einer Seite erfordert entweder die Wendung „rechts oder links um", um den Trupp (Bataillone oder Escadrone) in einer Kolonne von drei oder zwei Mann Front fortgehen zu laſſen, wo jedoch durch das weitere Ausſchreiten der Soldaten eine größere Ausdehnung der Front unvermeidlich iſt; oder er wird durch Einſchwenken mit Zügen oder Sectionen ausgeführt, die nun in einer geöffneten Kolonne marſchiren, oder durch Aufrücken der einzelnen Abtheilungen die geſchloſſene (oder Angriffs-) Kolonne bilden. Im Frieden werden alle dieſe Marſcharten auch zur Uebung und bei Ausführung der verſchiedenen Dienſtverrichtungen angewendet; durch die Größe und Geſchwindigkeit des Schrittes zerfallen ſie a) in den Parademarſch, der in früherer Zeit nur allein gebräuchliche, in dem die alten Kriegsleute kühn und ſtolz dem Feinde entgegentraten, die Preußen Batterien und Verſchanzungen erſtürmten. Hier geſchehen 75—90 Schritte im Zeitraume von einer Minute, während dem der Artilleriſt drei Kartätſchenſchüſſe und der feuernde Infanteriſt vier Flintenſchüſſe dem Anrückenden entgegenſchickt; b) den Geſchwindmarſch, wo bei den Preußen 108, bei den Sachſen 115 Schritte in einer Minute geſchehen; c) in den Sturmſchritt, in einer Minute 120 Schritte; er findet bei dem Deployiren aus der geſchloſſenen Kolonne und bei der Bajonnet-Attaque ſtatt. II. Der Reiſemarſch geſchieht im Frieden, oder in einer ſolchen Entfernung vom Feinde, daß man nicht unvorbereitet, wohl gar ungewarnt, in ein Gefecht verwickelt werden kann, geſchieht immer in geöffneter Kolonne, wo die Züge oder Sectionen um die Länge ihrer Front hintereinander ſtehen und durch dem Abmarſch entgegengeſetztes Einſchwenken in Schlachtordnung aufmarſchiren können. Zur Bequemlichkeit der Marſchirenden läßt man dabei die Rotten (Reihen) ſich ſeitwärts öffnen; die Soldaten dürfen jedoch weder ihr Glied, noch viel weniger ihren Zug verlaſſen, ſie müſſen durchaus in einem nicht zu langſamen Schritte fortgehen. Jede Kolonne hat ihre Avant- und Arrieregarde, die ſich vor-, ſeitwärts und rückwärts mit Patrouillen — im freien und ebenen Lande von Cavallerie, in durchſchnittener Gegend aber von leichter Infanterie — umgeben. Geſchütze und Wagen müſſen ſtets dicht auf einander fahren und ihren Marſch unter keiner Bedingung aufhalten oder von anderem Fuhrweſen durchkreuzen laſſen. Jeder zufällig ſchadhaft gewordene Wagen wird ſeitwärts aus dem Wege gebracht, um ihn unvorzüglich wieder herſtellen und alsdann der Kolonne folgen laſſen zu können. Nach jeder Wegeſtunde wird $^1/_4$ Stunde zu Befriedigung der natürlichen Bedürfniſſe angehalten, nach 3—4 Stunden aber eine Stunde lang geruht, wobei die Infanterie ihre Gewehre glieder- oder zugweiſe zuſammenſtellt, die Cavallerie aber abſitzt, den Pferden ein wenig Heu giebt und Sattel und Gepäck nachſieht. Größere Aufmerkſamkeit erfordern Nachtmärſche, wo man die im Finſtern ſo leicht entſtehende Unordnung durch die Neigung der Leute, im Reiten oder Gehen zu ſchlafen, zu fürchten hat. Ebenſo muß bei dem Durchziehen der Dörfer und Marktflecken mit größter Strenge darauf gehalten werden, daß die Soldaten nicht aus Reih und Glied treten, wozu ſie bei etwas lockerer Kriegszucht nur zu ſehr geneigt ſind, um zu rauben oder andere Ausſchweifungen zu begehen. Das Fordern eines Stückchen Linnentuchs, um ein gedrücktes Pferd zu verbinden, führte einmal die Plünderung eines ganzen Städtchens herbei. — Marſch heißen auch die Muſikſtücke, welche von den Tambouren, Trompetern und Hautboiſten geſchlagen und geblaſen werden, um die Menſur des Schrittes zu bezeichnen. Sie ſind demnach entweder Parademärſche ($^4/_4$ oder $^2/_4$ Tact) oft aus Opern genommen, wo ſie zu Feſt- und Krönungsmärſchen oder Chören dienen; oder Geſchwindmärſche, zu denen ſchnelle Tanzſtücke, Walzer oder Cotillons (in $^3/_8$ Tact) geblaſen werden. Trauer- oder Todtenmärſche endlich erfordern einen traurigen langſamen Satz in Molltönen. Der alte Deſſauer Marſch iſt bekannt genug und noch immer in der preuß. Armee bei Paraden üblich.

Marſchall oder Marſchalk (Marescalcus), wie es im Mittelalter heißt, iſt wahrſcheinlich von dem alten Worte Mar oder Mähre, d. h. Pferd oder Streitroß, und Schalk, d. h. Diener, herzuleiten, wie auch im Franzöſiſchen maréchal der Hufſchmidt heißt.

Digitized by Google

Der Titel stieg in der Folge von der Bezeichnung eines über 12 Pferde gesetzten und unter dem comes stabuli stehenden Stallbedienten bis zum Stallmeister und Reichs-Erzmarschall. Der Reichs-Erzmarschall war der comes stabuli unter den fränkischen Königen, später eine Würde des deutschen Reichs. Er mußte bei Reichstagen, Krönungen und andern hohen Reichsfeierlichkeiten für Ordnung sorgen. Sein Amt ließ er durch einen Erbmarschall versehen. Der Kurfürst von Sachsen war Reichs-Erzmarschall. Der Reichs- und Landmarschall hatte bei Versammlungen der Landstände Aufsicht über Ordnung, Vorsitz und Vortrag. Der Hofmarschall ist einer der angesehensten Hofbeamten; er verwaltet die fürstliche, königliche, oder kaiserliche Hofhaushaltung. Ueber Feldmarschall siehe diesen Artikel. In London ist der Marschall der Kings Bench der Ober-Kerkermeister. — Bei öffentlichen Feierlichkeiten, Prozessionen, Leichenbegängnissen u. s. w. werden Marschälle, die einen Marschallsstab führen, zu Zugführern um Ordnung zu erhalten, erwählt. Einen Marschalls- oder Commandostab erhält auch der Feldmarschall zum Zeichen seiner Würde.

Marschländer sind Niederungen, meist durch Anschlemmung des Meeres, eines See's oder eines bedeutenden Flusses entstanden, äußerst fruchtbar für Futterbau, und zur Viehzucht geeignet. Das Klima ist in der Regel feucht, weil ihr fetter Boden mehr dünstet als strenger und trockener.

Marschner, Heinrich, erster Kapellmeister zu Hanover und Doctor der Musik, einer der beliebtesten Componisten der Gegenwart, wurde 1798 zu Zittau geboren und bezog 1814 die Universität Leipzig, um die Rechte zu studiren. Seine große Neigung zur Musik und das Talent, das er schon früh dazu entwickelte, führte ihn zu dem Entschlusse, sich ganz der Tonkunst zu widmen, und der treffliche Schicht wurde sein Lehrer. Auf Anrathen des ungarischen Grafen Amadée ging er 1817 nach Wien und componirte hier seine erste Oper: „Heinrich IV. und d'Aubigné". Maria von Weber, dem er sie zusandte, fand darin ein der Aufmunterung würdiges Talent, und brachte sie nicht allein in Dresden zur Aufführung, sondern verschaffte M. auch die Anstellung eines Musikdirectors bei der dasigen Oper. Nachdem M. drei Jahre in dieser Stellung geblieben, verheirathete er sich mit der Sängerin Mariane Wohlbrück, reiste eine Zeit lang mit ihr und ließ sich dann in Leipzig nieder, wo er seine Oper „der Vampyr" schrieb, die ihm, ungeachtet der großen Reminiscenzen an Maria von Weber, einen europäischen Ruf erwarb. Reifer ist seine nächste Oper „der Templer und die Jüdin". Zu Ende des Jahres 1830 erhielt M. einen Ruf nach Hanover, wo er seine vierte bedeutende Oper „Hans Heiling" schrieb, die 1832 in Berlin zuerst aufgeführt wurde. Seine spätern Opern: „Der Kyffhäuser Berg", „das Schloß am Aetna", „der Bäbu" und „Lucretia" sind weniger bekannt geworden. Auch für das Lied ist M. sehr thätig gewesen und die „hebräischen Gesänge" Lord Byron's sind von großer Schönheit.

Marseillaise, s. Rouget de Lisle.

Marseille, die alte Massalia der Griechen und Massilia der Römer, berühmte Hauptstadt des französischen Departements Bouches du Rhône (Rhonemündungen) soll seinen Namen von dem keltischen Worte Mas (Wohnung) und dem gallischen Volke Salies erhalten haben, liegt in einer angenehmen mit vielen Landhäusern (Bastides) geschmückten Gegend, am Fuße eines hohen Gebirges und an einem Busen (dem Lyoner) des Mittelländischen Meeres, das hier seinen größten 1200 Schiffe fassenden, durch die Festungswerke St. Jean und St. Nicolas geschützten, Hafen bildet, besteht aus der winkligen Altstadt und schön gebauten Neustadt, hat unter 37 öffentlichen Plätzen einige schöne, wie den neuen Platz mit vier Springbrunnen, den Platz St. Michael, Kastellane u. a., eine reformirte, eine griechische und mehrere katholische Kirchen, worunter die Kathedrale einst ein Tempel der Diana und die ehemalige Klosterkirche von St. Sauveur ein Tempel des Apollo war, 14 Hospitäler, ein wichtiges Krankenhaus mit vortrefflichen Sicherheitsanstalten gegen die aus der Türkei und Aegypten kommenden Schiffe und Waaren, ein festes Schloß nôtre dame de la garde, schönes Rathhaus, Arsenal, Börse, Gouvernementshaus, Münze,

Digitized by Google

Theater, Lyceum mit ſchönen Sammlungen, Schifffahrtsſchule mit einer 130 Fuß über dem Meere liegenden Sternwarte, öffentliche Bibliothek von 90,000 Bänden und 2000 Handſchriften, Muſeum für Kunſt, desgl. für Naturgeſchichte, botaniſchen Garten zur Heimiſchmachung fremdländiſcher Gewächſe, mediciniſche Geſellſchaft, Akademie der Wiſſenſchaften, der Künſte: Malerei, Bildhauerei und Tonkunſt, königliches Collegium mit Bibliothek, Zeichnenſchule, Handelskammer, Handelsgericht, 16,000 theilweiſe mit platten Dächern und Orangenbäumen geſchmückte Häuſer und 152,000 (nach Andern 176,000) Einw. Dieſe beſitzen viele Fabriken in Seife (jährlich werden im Durchſchnitt 500,000 Centner bereitet), Korallen, Porzellan, Steingut, Damascener Klingen, Wolle, Baumwolle, Seide, Saffian, Gold- und Silberſtoffen, Stärke, Nudeln u. ſ. w., eine phelloplaſtiſche Fabrik (Korkbilderfabrik, die in Kork vorzüglich Alterthümer nachbildet), treiben Schiffbau, Fiſcherei auf Thunfiſche, Sardellen und Korallen, und einen ſehr wichtigen Handel nach Italien, der Türkei, Griechenland, Spanien und Afrika. Marſeille nimmt wegen ſeiner frühen Erbauung, baldigen Macht und mannichfaltigen Schickſale einen hohen Rang in der Geſchichte der europäiſchen Städte ein. Zur Zeit des fünften römiſchen Königs Tarquinius Priscus ums Jahr 600 vor Chr. Geb. von kleinaſiatiſchen Griechen, den Phokäern unter Simos und Protis, angelegt, hatte es Anfangs eine freie ariſtokratiſche Verfaſſung unter einem Rathe von 600 Männern, die Timuchi hießen, und viele gefährliche Kämpfe mit ſeinen wilden Nachbaren, den Ligurern, erlangte aber durch Handel bald die Macht, dieſe von ſich abzuhalten, mit Karthago glückliche Seekriege zu führen, und nach dem erſten puniſchen Kriege mit dem Nachbarſtaat Rom in einen Freundſchaftsbund zu treten. In den Bürgerkriegen zwiſchen Cäſar und Pompejus des Letztern Partei anhängend, wurde es von Cäſar durch eine ſchwere Belagerung, die Vernichtung ſeiner Flotte und eine ſtarke Geldbuße geſtraft, und ſank ſeit dieſer Zeit trotz der ihm gelaſſenen Freiheiten von ſeiner Höhe herab. Nur in wiſſenſchaftlicher Hinſicht blühte die Stadt fort, ſo daß ſie zu Auguſtus' Zeiten vorzüglich in Philoſophie und Medicin Nebenbuhlerin Athens und ein Hauptſammelplatz aller nach Wiſſenſchaft ſtrebenden Männer wurde; bis auch dieſe Blüthe unter den Gothen und unter den Franken gänzlich verſchwand. Marſeille gelangte nun in kurzer Zeit an mehrere Gewalthaber: 480 an die Weſtgothen unter Eurich und Alarich II., dann an die Oſtgothen unter Theodorich, ſpäter an die fränkiſchen Könige aus dem Hauſe der Merowinger bis auf Karl Martell. Jetzt wurde es kurze Zeit vom Herzog von Moronte unter dem Schutze der Sarazenen beherrſcht, kam dann an die Karolinger und von dieſen an die Könige von Burgund und Arelat, deren Einer, Ludwig der Blinde, 889—903 ſeine Zerſtörung durch die Sarazenen nicht hindern konnte. Als es unter Konrad dem Friedfertigen 937—993 wieder aufgebauet worden war, bekam es Statthalter, durch deren Abfall von Burgund ums Jahr 1000 eigene Vicomtes und Gelegenheit, im 13. Jahrhundert eine Republik zu werden, indem es alle Rechte der Vicomté an ſich kaufte. Doch mußte es ſich bald dem Grafen von Provence, Karl von Anjou, unterwerfen, blieb aber im Beſitze großer Vorrechte, ſelbſt als es 1481 Frankreichs Königen unterthänig wurde, und nach zwei Belagerungen unter dem Connetable Karl von Bourbon 1524, und unter Kaiſer Karl V. 1536, als Freundin der Ligue 1575 ſich Heinrich IV. ergeben mußte. Erſt Ludwig XIV. war es, der 1660 Marſeille ſeine Freiheiten entriß und eine Wunde ſchlug, die die Peſt im Jahre 1720 u. 21 durch den Tod von 60,000 Menſchen ungeheuer vergrößerte. Im J. 1792 machte M. ein ſchauerliches Aufſehen durch ſeine Mörderbanden, die nach Paris zogen und dort Gräuel auf Gräuel häuften. M. iſt Geburtsort des Satyrikers Petronius Arbiter, des Paſtoret, Peyſſonel, de Bias, Barthelemy u. A.

Marſer (Marsi, *Μαρσοί*), 1) ein italiſches Volk in dem ehemaligen Samnium, um den Lacus Fucinus, den großen Keſſelſee Lago di Celano, herum; ihre Hauptſtadt war Marrubium oder Marruvium, jetzt große Ruinen unter dem Namen Muria, acht Meilen ſüdlich von Coll' Armeno. Neben ihr blühte vorzüglich Alba Fucentia, auch Fucentis, oder Alba Marſorum, und Alba ad Fucinum lacum genannt. Zur römiſchen Colonie ge-

Digitized by Google

worden war es der Ort, wo die Römer ihre Gefangenen z. B. den macedonischen K. Perseus aufzubewahren pflegten. Die Marser behaupteten den Ruhm der Tapferkeit und des entschlossenen Muthes bis zu ihrem Untergange im Bundesgenossenkriege, der, weil die M. Anführer waren, auch der marsische heißt. Außerdem stand das Volk im Rufe ausgezeichneter Wahrsagerei: die M. waren Schlangenbeschwörer. Daher der Hain der Anguitia bei Marruvium. Und noch jetzt kommen, wie Niebuhr (Röm. Geschichte 1, S. 107) versichert, die Gaukler, unter deren vor dem Volke geübten Künsten vertrauliche Behandlung des Schlangengewürms eine der vornehmsten ist, aus Abruzzo und vom Lago di Celano nach Rom und Neapel. — 2) Ein deutsches Volk zu den Istävonen, d. h. zu den Bewohnern des Westens gehörig; ihr Name wird abgeleitet von Marsch, d. i. Niederung; mithin Marschländer; nach Tacitus uralt, von Tuisko abstammend, und berühmt, in der Umgegend der Grafschaft Rietberg, südlich Hamm, bei der Stadt Münster, die damals Bogadium hieß. Sie besaßen den berühmten Tempel der Tanfana, und waren Theilnehmer an dem Siege über Varus.

Marsfeld, s. Märzfeld.

Marsigli, Ludovico Fernando Graf von, geb. den 20. Juli 1658 zu Bologna, zeichnete sich in seiner Jugend schon durch Kenntnisse in fast allen Wissenschaften aus, die er im Umgange mit den berühmtesten Gelehrten bedeutend vermehrte, unternahm 1679 mit dem venetianischen Gesandten eine Reise nach Konstantinopel, wandte die Zeit seines Aufenthaltes besonders dazu an, sich vom Zustande der osmanischen Kriegsmacht zu unterrichten und gab nach seiner Rückkehr seine Beobachtungen in besonderen Werken heraus. Da der Kaiser Leopold um jene Zeit in einen Krieg mit den Türken verwickelt war, trat er in dessen Dienste, wurde aber beim Uebergange bei Raab von den Türken gefangen und erhielt erst im folgenden Jahre seine Freiheit wieder. Nach dem Karlowitzer Frieden 1699 wurde er zur Grenzbestimmung gebraucht, und beim Anfange des spanischen Erbfolgekrieges erhielt er die Unter-Commandantenstelle in der Festung Alt-Breisach, worin Graf Arco Gouverneur war. Da sich diese Stadt aber nach einer kurzen Belagerung den 6. Sept. 1703 an die Franzosen (unter dem Herzog von Bourgogne) ergab, wurden Beide vor ein Kriegsgericht gestellt und dem Grafen Marsigli der Degen zerbrochen, so wie er aller seiner Würden entsetzt wurde. In einer spätern Vertheidigungsschrift bewies er seine Unschuld. Er beschäftigte sich hierauf mit den Wissenschaften, durchreiste die Schweiz und das südliche Frankreich in naturhistorischer Hinsicht, bis ihn Papst Clemens IX. 1709 nach Rom berief, um ihm den Oberbefehl über ein kleines Heer zu ertheilen, welches gegen Kaiser Joseph I. bestimmt war. Es kam jedoch, vor Ausbruch des Krieges, ein Vergleich zu Stande, worauf er sich nach Bologna begab. Im Begriff, sein Leben in der Provence zu beschließen, wohin er sich 1728 begeben hatte, riefen ihn häusliche Angelegenheiten nach Bologna und er starb daselbst den 2. Nov. 1730. Um sein Vaterland hat sich Marsigli große Verdienste durch die Errichtung (1714) eines Instituts erworben, wozu er den Grund durch seine eigenen beträchtlichen Sammlungen legte. Der Senat gab das Gebäude her. Eine ansehnliche Bibliothek, ein physikalisches und Antiquitäten-Cabinet, ein chemisches Laboratorium wurden angelegt und Lehrer der Physik, Mathematik, Chemie u. s. w. angestellt. In neuerer Zeit ist diese Akademie gesunken, indem sie sich von dem ursprünglichen Zwecke ihres Stifters entfernt hat. Unter seinen Schriften zeichnet sich aus: „Danubius Pannonico-Moesicus, cum observationibus geographicis, astronomicis, hydrographicis, physicis perlustratus" (Haag u. Amsterd. 1726, 6 Bde., Fol. mit 288 Kpfrn.), worin er die Donau von dem Kalenberge in Oesterreich bis zur Vereinigung mit der Jantra in der Bulgarei beschreibt. Außerdem ist noch bemerkenswerth: „Histoire physique de la mer" (Amsterd. 1725, Fol. mit 52 Kpf.) und „Stato militare dell' imperio Ottomanno" (Haag 1726, 4 Thle., Fol. mit Kpfrn.).

Marstall nennt man die in der Regel sehr eleganten Gebäude, in welchen die Pferde fürstlicher und anderer vornehmer Personen aufgestellt sind, und wo alle zum Reiten und Fahren gehörigen Geräthe aufbewahrt werden.

Digitized by Google

Marſyas, ein Sohn des Olympos, fand die Flöte, welche Minerva erfunden, aber weil ihr Spiel das Geſicht entſtellte, wieder weggeworfen, und zugleich den mit dem härteſten Fluche belegt hatte, der ſie wieder aufnehmen würde. Als er es durch Uebung zu einer bedeutenden Fertigkeit im Flötenſpiele gebracht hatte, wagte er es ſogar den Apollo zu einem Wettkampfe herauszufordern, wobei die Muſen Richterinnen ſein ſollten. Anfangs ſchien der Sieg ſich auf des Marſyas Seite zu neigen, da die hellern und ſtärkern Klänge der Flöte die ſanften Leiertöne des Gottes überhallten; allein da Apollo die Leier umkehrte, und ſein Spiel mit Geſange begleitete, wurde Marſyas, der ihm dies nicht nachthun konnte, für überwunden erklärt. Apollo hängte ihn an einen Baum, und zog ihm die Haut ab, ſo daß der Fluch der Minerva an ihm in Erfüllung ging. Seine Haut zeigte man in einer Höhle bei Celänä in Phrygien, und aus ſeinem Blute entſtand der Fluß Marſyas. Die ganze Erzählung, welche ihre Ausbildung wahrſcheinlich erſt den Athenern verdankt, iſt nur eine mythiſche Einkleidung der Geſchichte des Flöten- und Citherſpiels, und des Sieges des Letztern über das Erſtere.

Martellos heißen die runden, ſteinernen Thürme auf den Küſten von Sardinien und Corſica, gegen die Seeräuber, mit 1—3 Kanonen beſetzt. Aehnliche Thürme ſind in England gegen die von Napoleon angedrohte Landung erbauet, viereckige aber in Frankreich wohl angeordnet, doch nur einige wirklich ausgeführt worden.

Martène, Edmond, ein gelehrter Benedictiner von der Congregation St.-Maure, wurde geboren zu Saint-Jean-de-Löne 1654. Mit ſeinem Ordensbruder, Urſin Durand aus Tours, machte er zur Unterſuchung der Archive und Bibliotheken in Klöſtern und Kirchen ſeit 1709 große Reiſen nicht nur in Frankreich, ſondern auch in den Niederlanden und in Deutſchland, die bedeutende Ausbeute für die Geſchichtsforſchung gaben. Er ſtarb am Schlage am 20. Juni 1739. Unter ſeinen zahlreichen Werken heben wir beſonders hervor ſeinen „Commentarius in regulam sancti patris Benedicti literalis, moralis, historicus etc.“ (Paris 1690—95, 4.); „De antiquis monachorum ritibus“ (2 Bde., Lyon 1690, 4.); „De antiquis ecclesiae ritibus“ (3 Bde., Rouen 1700); „Thesaurus novus anecdotorum“ (5 Bde., Par. 1717, 4.), und die umfaſſende Sammlung „Veterum scriptorum et monumentorum historicorum, dogmaticorum et moralium amplissima collectio“ (9 Bde., Par. 1724—33, Fol.).

Martens, Georg Friedrich von, geb. den 22. Febr. 1756 zu Hamburg, ſtudirte zu Göttingen, bildete ſich dann weiter aus in Wetzlar, Regensburg und Wien, promovirte 1780 in Göttingen, wurde 1784 daſelbſt Profeſſor der Rechte und 1789 in den Adelſtand erhoben. Von 1808—1813 bekleidete er die Stelle eines Staatsraths und auch vom October 1810 an die eines Präſidenten der Finanzſection des königlich weſtfäliſchen Staatsraths; ſeit 1814 war er königlich hanöverſcher Geheimer Cabinetsrath, ſeit 1816 Bundestagsgeſandter zu Frankfurt und ſtarb daſelbſt den 21. Februar 1821. Das Staats- und das poſitive Völkerrecht verdanken ihm zuerſt ihre wiſſenſchaftliche Form. Seine Sammlungen und eigenen Schriften ſind hauptſächlich folgende: „Recueil des principaux traités d'alliance, de paix etc. depuis 1761“ (Göttingen 1790—1818, 14 Bände); ſeine Einleitung in das poſitive europäiſche „Völkerrecht“ (Göttingen 1796); ſeine „Causes célèbres du droit des gens“ (Göttingen 1800. 2 Bde., 4.); ſein „Cours diplomatique, ou tableau des rélations extérieures des puissances de l'Europe“ (Berlin 1801. 3 Bde.); ſein „Grundriß einer diplomatiſchen Geſchichte der europäiſchen Staatshändel und Friedensſchlüſſe ſeit dem 15. Jahrh.“ (Berlin 1807); ſein „Verſuch über Körper“ (Göttingen 1795); ſein „Grundriß des Handelsrechts u. ſ. w.“ (Göttingen 1805), welcher letztere noch gegenwärtig auf den deutſchen Univerſitäten als Grundlage bei Vorleſungen benutzt wird. — Sein Neffe Karl von M. iſt in die Fußſtapfen ſeines Oheims getreten. Er ſetzte mit Saalfeld und Murhard deſſen „Nouveau recueil des traités etc.“ (24 Bde., Halle 1824—47) fort und gab ſelbſt heraus den „Manuel diplomatique“ (Lpz. 1823), den er in den „Guide diplomatique“ (2 Bde., Lpz. 1832) neu bearbeitete, ferner die „Causes célèbres du droit des gens“ (2 Bde., Lpz. 1827), „Nou-

Digitized by Google

velles causes célèbres etc." (2 Bde., Lpz. 1843), „Recueil manuel et pratique des traités, conventions et autres actes diplomatiques entre les divers états souverains" (4 Bde., Lpz. 1845—46).

Martha (Anna Biget), gewöhnlich genannt Schwester Martha, eine durch ihre barmherzigen Werke berühmte franz. Nonne, geb. 1749, versah vor der Revolution die Dienste als Thürsteherin in einem Kloster und lebte nach Auflösung der Orden zu Besançon von einer Pension von 133 Francs. Mit seltener Aufopferung unterstützte und pflegte sie seit 1792 die Hülflosen und Kranken, und furchtlos besuchte sie die Gefängnisse. Bei Ankunft der Verwundeten und Kriegsgefangenen verdoppelte sie ihren Eifer; sie verpflegte ohne Unterschied Freund und Feind und suchte deren Schicksal selbst durch Verwendung bei den Behörden zu lindern. Besonders machte sie sich verdient um 600 gefangene Spanier, die 1809 zu Besançon im traurigsten Zustande anlangten. Ihr Name wurde in den Armeen bekannt, und die Soldaten priesen sie als ihren rettenden Engel. Im J. 1814 ging die betagte M. nach Paris, um von den Verbündeten die Vollmacht zur Krankenpflege zu erhalten. Die Kaiser von Rußland und Oesterreich und der König von Preußen erkannten ihre Verdienste und gaben ihr Orden und Geld, das sie aber lediglich zu mildthätigen Zwecken verwendete. Auch Ludwig XVIII., dem sie vorgestellt wurde, gab ihr einen Orden und ernannte sie zur Vorsteherin aller Vereine von barmherzigen Schwestern in Frankreich. In dem Hungerjahre 1817 reiste sie nochmals nach Paris und sprach die Reichen der Hauptstadt und die Regierung um Unterstützung der Nothleidenden ihrer Gegend an. Sie starb zu Besançon am 29. März 1824. — Ein Neffe von ihr, der Maler Biget, der sie bei ihren Bemühungen oft unterstützt hatte, erhielt das Recht, ihre Orden zu tragen.

Martialgesetz (Martial-law) nennt man überhaupt, ganz besonders aber in England, das Kriegsgesetz oder die Reihe von gesetzlichen Bestimmungen, nach welchen in der bewaffneten Macht die Disciplin geübt wird und die Vergehen bestraft werden. Das Kriegsgesetz, um seinem Zwecke zu entsprechen, ist überall in seinen Strafen härter und in seinem Verfahren formloser, als die allgemeinen Landesgesetze. Wenn daher bei Aufruhr oder Tumult die bürgerlichen Gesetze Leben und Eigenthum der Einwohner nicht mehr zu schützen vermögen, so wendet man auf eine Stadt, einen District, oder auch wohl auf eine Provinz das Kriegsgesetz an. Die bewaffnete Macht ist dann berufen, Ordnung und Gehorsam zu erzwingen und die Schuldigen nach den Kriegsgesetzen ohne Umstände zu richten. Aber auch wenn eine Stadt oder Provinz vom innern oder äußern Feinde nur bedroht oder belagert ist, stellt man, in Rücksicht der großen Gefahr, die Bevölkerung unter Militärbefehl und Kriegsgesetz, oder man erklärt, wie man zu sagen pflegt, den Ort in Belagerungszustand. In neuester Zeit haben die großen Städte Frankreichs, Spaniens und Deutschlands dieses Schicksal mehrmals erlitten. Da indeß ein solches von der Staatsgewalt beanspruchtes Ausnahmegesetz zu großem Mißbrauch und zur Unterdrückung der öffentlichen Freiheit führen kann, so ist die Anwendung des Kriegsgesetzes, wenigstens in constitutionellen Staaten, mit schwerer Verantwortung belastet und darf nur in den Fällen und unter den Formen und Bestimmungen verhängt werden, welche dafür im Voraus gesetzlich gegeben sind. In Frankreich steht es zunächst dem freilich von der Regierung ernannten und abhängigen Maire (s. d.) zu, die Militärgewalt bei außerordentlichen Fällen zu Hülfe zu rufen. In Großbritannien, wo Leben und Freiheit der Bevölkerung am meisten mit schützenden Formen umgeben sind, hängt es nur von der Ortsobrigkeit ab, den Kriegszustand eintreten zu lassen und diese Magistrate sind für ihre Handlungsweise auf Anklage vor dem ordentlichen Richter verantwortlich. Ob die bewaffnete Macht die ihr gegebenen Befehle überschritten hat, wird dagegen vor dem Kriegsgerichtshofe oder auch von dem Parlament selbst untersucht. Das altenglische, im Laufe der Zeit entstandene Kriegsgesetz wurde zum letzten Mal unter Jacob II. bei der Empörung des Herzogs von Monmouth (s. d.) in Anwendung gebracht. Die blutige Willkür, welche hierbei der Hof geltend machte, hatte zur Folge, daß mit der Thronbesteigung Wilhelm's III. die sogenannte Aufruhracte (Mutiny-

Digitized by Google

act) zu Stande kam, welche seitdem vom Parlament jährlich wieder erneuert werden muß. Erst nachdem diese Acte verlesen, die Habeascorpusacte (s. d.) für den bestimmten Ort und auf bestimmte Zeit aufgehoben ist, kann nach Verlauf einer Stunde gegen das aufrührerische Volk mit Militärgewalt verfahren werden. Für Irland gelten aber noch gegenwärtig besondere Gesetze. In Deutschland ist bis jetzt noch kein Gesetz gegen die willkürliche Anwendung des Martialgesetzes vorhanden, denn die seit 1848 außerordentlich schwankenden Rechtszustände machen es noch sehr zweifelhaft, ob die von der Nationalversammlung erlassenen Grundrechte überall dauernde Geltung erlangen werden.

Martialis, Marcus Valerius, berühmter römischer Dichter, geb. zu Bilbilis in Celtiberien, unter der Regierung des Claudius, lebte lange Zeit unter Nero und den folgenden Kaisern zu Rom, wurde von Domitian zum Tribun und Ritter ernannt, verließ aber unter Trajan, der den Dichter nicht zu schätzen wußte, Rom wieder und kehrte in sein Vaterland zurück, jedoch in so dürftigen Umständen, daß er von Plinius d. J., der ihn sehr liebte, eine Summe Geldes, zur Bestreitung der nöthigen Reisekosten annehmen mußte. In Spanien verheirathete er sich mit der reichen Marcella und starb im Jahre 101 in einem Alter von 75 Jahren. Eine sehr treffende Schilderung der Verdienste und des Charakters des M. giebt Plinius in einem Briefe an Priscus (8, 21). M. glänzt vorzüglich als Epigrammendichter und kann auch wohl mit Recht der Schöpfer des neuern Epigramms genannt werden; Plinius im erwähnten Briefe sagt von ihm: „er war ein witziger, geistreicher und launiger Mann, offen und freimüthig, seine Schriften sind voll Salz und Galle". Seine Epigramme, sagt Scaliger, sind kurz, anmuthig und sinnreich, dabei rein und anständig. Wir haben von ihm 14 Bücher dieser Art Gedichte, indeß haben Einige die Aechtheit der beiden letzten bezweifeln wollen. Unter den zahlreichen Ausgaben erwähnen wir neben der ersten (Ven. 1470, Fol.), die von Rader (Ingolst. 1602 und öft.), Schrevel (Leyd. 1656 und 1670 mit J. C. Gronov's Anmerkungen), Lemaire (Par. 1825) und von Schneidewin (2 Bde., Grimma 1841). Lat. und deutsch gab sie Ramler (5 Bde., Lpz. 1787—91) im Auszuge heraus, ferner übersetzte sie Willmann (Köln 1825) und Diesling (Frankf. 1835).

Martignac, Gaye, Vicomte de, französischer Minister unter Karl X., geboren 1776 zu Bordeaux, stieg von der Advocatur in seiner Vaterstadt zur Generalprocuratur am Gerichtshofe zu Limoges, die er aber, nachdem er seiner Vaterlandsliebe wegen zum Ritter der Ehrenlegion ernannt worden, 1822 niederlegte, als er 1821 zum Deputirten des Lot- und Garonnedepartements erwählt war. Hier war ihm Gelegenheit gegeben, seine Grundsätze und tiefen Einsichten in die Staatsregierung und Verwaltung in einer leichtverständlichen, eindringlichen und gefälligen Beredtsamkeit vor den Augen Frankreichs zu entwickeln, so daß ihn nach der Rückkehr aus Spanien, wohin er als königlicher Commissär mit dem Herzog von Angoulême gegangen war, dort das monarchisch-souveräne Princip Ferdinand's VII. gegen die constitutionellen Empörungen zu befestigen, der König zum Staatsminister ernannte. Er zeigte sich in dieser Stellung sehr gemäßigt und wurde nach seinem Austritte zum Director der Domänen und 1824 zum Vicomte ernannt. Als aber am 9. Febr. 1829 das Ministerium Villèle aufgelöst werden mußte, erhielt Martignac den Auftrag zur Bildung eines neuen mit dessen Präsidentschaft. Er suchte jetzt die extremen Parteien zu versöhnen und zu verschmelzen. Er hatte dabei einen harten Kampf zu bestehen mit der Oppositionspartei, die aus dem Präsidenten der Kammer, Royer-Collard, Casimir Périer, Lafitte, Lafayette, Dupont de l'Eure mit 170 andern Anhängern bestand, während Labourdonnaye und Ravez auf der rechten Seite nur 150 Mitglieder hatten; doch gewann er durch Gesetze und Einrichtungen bald die Mehrheit der Stimmen in der Kammer und Popularität; durch Herstellung der Marine erhielt die französische Flagge ihr Ansehen in Westindien, Brasilien und im Mittelmeere; Handel, Industrie und Schifffahrt wurden durch allmälige Freigebung gefördert, die Korngesetze durch Anordnung bloßer Schutzzölle gemildert und die Gewerbthätigkeit, obschon auf ihr eine Abgabe von mehr denn 1000 Mill. Francs lastete, blühte doch so rasch und glücklich auf,

Digitized by Google

daß im Jahre 1829 an 550 Schiffe nach Colonien segelten und Frankreichs Production mit der von Deutschland, England und der Schweiz wetteifern konnte. Das schwarze Cabinet, eine Verletzung allgemein menschlicher Rechte, wurde aufgehoben, die von Villèle eingesetzte Polizei erhielt, nach der Entfernung der jesuitischen Directoren Franchet und Delaveau, in Debelleyme einen vertrauenswürdigen und rechtlichen Polizeipräfecten. Das Schulwesen, der Straßenbau, die Gefängnisse wurden verbessert, das Lotteriespiel in 28 Departements aufgehoben, in acht andern nicht gestattet, die Gesetze der periodischen Presse besser geordnet und die Justiz in den Colonien revidirt. Ausnehmende Sorgfalt wurde auf die Durchsicht und Prüfung der Finanzen verwendet, und M. setzte die Kammer von einem im vorigen Ministerium Villèle gemachten Deficit von 200 Mill. in Kenntniß, das zwar von den Anhängern Villèle's bestritten, aber von den Deputirten Lafitte, Benjamin Constant, Labbey de Pompierre und Andern untersucht und bestätigt wurde; in Folge davon wurde für das Jahr 1829 ein Budget von 975,703,025 Francs mit 299 gegen 28 Stimmen angenommen. Die durch diese Verwaltung und Einsetzung besserer Institutionen gewonnene Popularität und sein Ansehen bei Hofe verlor M. theils durch die Opposition gegen die Hofpartei, theils wegen Zurückweisung des von der Kammer Verlangten, vorzüglich seit er das von Labbey de Pompierre am 14. Juni in Anklage versetzte Ministerium Villèle, welches sich widerrechtliche Eingriffe in die Charte erlaubt und dadurch die Kluft zwischen Volk und König nur noch erweitert habe, mit solchem Erfolg annahm, daß die beabsichtigte Anklage zurückgewiesen wurde. In dem heftigen Streite über die Departements-, Municipal- und Communalorganisationen und über damit zusammenhängende Wahlgesetze unterlag M. gänzlich, indem sich bei der Abstimmung die linke und rechte Seite zugleich gegen ihn erhob. Nach der Auflösung der Kammer am 31. Juli 1829 verbreitete sich in ganz Frankreich höchster Unwille über das Ministerium, so wie es der Hof haßte, weil dasselbe den Wünschen der sogenannten Liberalen nachgebend die öffentliche Meinung und neue Forderungen aufgeregt habe. Der Einfluß der Hofpartei wurde so mächtig, daß der König Karl X. am 8. Aug. 1829 sieben Ordonanzen erscheinen ließ, durch welche M. mit seinem Ministerium entlassen und der Liebling des Königs, Fürst Polignac, damals Botschafter am Londoner Hofe, zum Minister des Innern berufen wurde. M. erhielt bei seinem Abgange die Insignien des Großkreuzes der Ehrenlegion aus den Händen des Königs. Von diesem Augenblicke an wurde der Bruch der Nation und dem Hofe fast unheilbar; selbst M. ging mit dem ihm gehörigen bisherigen ministeriellen Journal, dem Messager, zur Opposition über, und nahm selbst in der am 2. März 1830 vom Könige eröffneten Kammersitzung nicht, wie früher auf der rechten Seite, sondern im Centrum als Deputirter des Lot- und Garonnedepartements seinen Platz. Nach der Julirevolution vertheidigte er aber am 4. Aug. 1830 den verwiesenen König, wie am 30. Dec. desselben Jahres in dem Processe gegen die letzten Exminister den Fürsten Polignac in einer gewandten und schönen Rede so tüchtig, daß ihm der Fürst 100,000 Frcs. zum Geschenk übersandte. Ungeachtet M. ein mäßiges, durch sein Ministerium eher geschmälertes als erweitertes Einkommen hatte, so wies er doch das Geschenk zurück, zufrieden mit dem Rufe eines rechtlichen, uneigennützigen Staatsmannes. Geschwächte Gesundheit zwang ihn bald darauf aus der Deputirtenkammer zu treten und sich auf seinem Landgute Miramont bei Marmande zur Wiederherstellung seiner Gesundheit von Zeit zu Zeit aufzuhalten, wo er am 3. Aug. 1832 starb. M. war früher ein guter Vaudevillendichter gewesen und hat sich auch in der Geschichte mit Glück versucht. Nach seinem Tode erschien „Essai historique sur la révolution d'Espagne et sur l'intervention de 1823" (Par. 1832).

Martin, der Heilige, war zu Sabaria, einer bedeutenden Colonie des Kaisers Claudius (jetzt Stain am Anger oder Szombathely) in Pannonien, von heidnischen Aeltern um 316 geboren, wurde aber in Pavia schon sehr früh in der christlichen Religion erzogen, und von seinem Vater, einem römischen Kriegstribun, zum Militärdienst bestimmt. Nach Ablauf seiner Dienstzeit ging er nach Gallien zu dem, durch seinen frommen Sinn weithin bekannten Bischof Hilarius, der ihn in seine Liebe aufnahm. M. kehrte zwar in seine

Digitized by Google

Vaterstadt zurück, mußte sie aber wegen der arianischen Streitigkeiten wieder verlassen. Er ging in ein französisches Kloster und wurde bald nachher durch des Volkes einstimmige Wahl zum Bischof von Tours ernannt und mußte, obschon er sich verbarg, von fetten Gänsen verrathen, die bischöfliche Würde annehmen. Er baute in der Nähe der Stadt Tours ein Kloster, wo 80 Mönche unter seiner Aufsicht und nach seinen Vorschriften lebten. Es wurde dies ein Benedictinerkloster und dient jetzt zu einer Porzellanfabrik. Er starb am 11. Nov. 400, welcher ein Festtag für die Katholiken ist und mit fettem Gänsebraten gefeiert wird.

Martin ist der Name von fünf Päpsten. — M. I., geb. zu Todi in Toscana, bestieg 649 den päpstlichen Stuhl. Als er auf der ersten Lateransynode die Monotheleten und den Kaiser Heraklius verdammen ließ, wurde er 653 von dem kaiserlichen Statthalter Kallioras gefangen nach Konstantinopel geführt und als ein Majestätsverbrecher zum Tode verurtheilt, ein Urtheil, das jedoch auf Fürbitten des Patriarchen Paulus in Verbannung verwandelt wurde. Nach dem Chersones verwiesen, starb er dort 655. Später wurde er unter die Heiligen versetzt. — M. II. oder Marinus I., 882—884, und M. III. oder Marinus II., 942—946, werden sehr oft nicht mit gerechnet und deshalb M. IV., 1281 bis 85, auch als der zweite aufgeführt. In des Letztern Regierung fiel die Sicilische Vesper (s. d.). — M. V., aus dem alten Geschlechte der Colonna, wurde 1417, nach Gregor's XII. Entsagung und Benedict's XIII. Absetzung, während der Kirchenversammlung zu Konstanz zum Papste erwählt. Keiner seiner Vorgänger oder Nachfolger ist je so feierlich geweiht worden. Er ritt auf einem weißen Rosse, das der Kaiser und der Kurfürst von der Pfalz, Beide zu Fuß, beim Zügel führten. Eine Menge von Fürsten und eine ganze Kirchenversammlung bildeten den Zug. Seine Klugheit wußte die reformatorischen Bestrebungen des Concils so zu beherrschen, daß nur unbedeutende Mißbräuche aufgehoben wurden. Mit Deutschland, Frankreich und England schloß er Separatconcordate, die nicht in Ausübung kamen und löste die Versammlung in der 45. Sitzung unter nichtigem Vorwande auf. Als Benedict XIII. 1424 gestorben, wurde zwar ein neuer Gegenpapst in Clemens VIII. gewählt, doch dieser entsagte 1429 seinen Ansprüchen und erhielt als Entschädigung das Bisthum von Majorca. Eine Kirchenversammlung, welche M. im Jahre 1423 nach Pavia berief und von da nach Siena verlegte, wurde ebenfalls aufgelöst, ohne etwas festgesetzt zu haben. M. starb 1431.

Martin, Robert Montgomery, englischer Statistiker, wurde im Juni 1803 in der Grafschaft Tyrone im Norden Irlands geboren, studirte, um seiner Reiselust genug zu thun, in Dublin die Medicin und besuchte von 1820 an in den 11 folgenden Jahren viele außereuropäische Länder, hielt sich in Ostindien mehrere Jahre auf, wo er eine Zeitschrift in vier Sprachen gründete, mit dem hauptsächlichen Zweck, Aufklärung unter den Hindus zu verbreiten, und kehrte zu Ende des Jahres 1830 nach England zurück. Jetzt widmete er sich ganz seinen schriftstellerischen Arbeiten und entwickelte dabei eine erstaunenswerthe Thätigkeit. Er ließ keine wichtige Frage über Colonialwesen, Handel und Finanzen vorübergehen, ohne seine Stimme zu erheben. Die Idee zu der gegenwärtig ins Leben getretenen Briefpostreform soll ursprünglich von ihm ausgegangen sein. Doch das bedeutendste Verdienst hat M. durch seine historisch-statistischen Werke über die britischen Colonien. Seine „History of the british colonies" (5 Bde., Lond. 1834—35, deutsch von Frisch, Lief. 1—3, Lpz. 1835—36), zu der er zwei Jahre lang vergebens einen Verleger suchte, machte wegen der Gedanken, die er darin entwickelte, ein solches Aufsehen, daß, ehe noch der zweite Band die Presse verlassen hatte, eine zweite Auflage des ersten nothwendig wurde. Seine Absicht bei Herausgabe dieser Statistik war, wie er selbst sagt, „in der englischen Nation einen Sinn für ihre Colonialbesitzungen zu erwecken und dieselbe mit den Zuständen, Bedürfnissen und Eigenthümlichkeiten von mehr als 100 Millionen englischer Unterthanen bekannt zu machen". Ein Auszug aus diesem größern Werke ist: „The british colonial library" (10 Bdchn., Lond. 1836—37); das Ganze seiner statistischen Kenntniß der Colonien faßte er in „Statistics of the colonies of the british empire" zusammen, wobei ihn

Digitized by Google

die englische Regierung durch Zulassung zu den Acten des Colonialamts auf das Liberalste unterstützte. Ostindien behandelte er besonders in „Statistics of the Eastern-India" (3 Bdchn.). Später sollte ein Colonialatlas folgen. Um seine Ansicht einer durchgreifenden Reform der Colonialverwaltung allseitig darzustellen, gab er ferner noch „The colonial policy of the british empire" in einzelnen Heften heraus, begann ein „Colonial review" und wenn man auch mit seinen Ansichten nicht ganz einverstanden sein und die Vortheile, die er davon hofft, nicht erwarten kann, so bleibt sein Streben immer sehr ehrenwerth. Er hat zugleich Materialien zu einer Statistik der Colonien Frankreichs, Spaniens, Portugals und Hollands gesammelt, bereitet eine „Statistical history of England" vor und gab noch nebenbei die Depeschen des Marquis Wellesley („The Marquis of Wellesley's dispatches" 5 Bd. und „European dispatches of the Marquis of Wellesley) heraus. Im J. 1843 ward er Kassenbeamter auf Hongkong.

Martin, Vincenzo, ein bekannter Componist, mit dem Beinamen lo Spagnuolo, geb. zu Valencia 1754. Vom spanischen Hofe, wo er Kapellmeister war, ging er weg und 1781 nach Wien, wo er mit den beiden Opern: „Cosa rara" oder Unschuld und Tugend, und „Arbore di Diana" (Baum der Diana) so rauschenden Beifall erwarb, daß Mozart und Haydn fast eifersüchtig wurden. Nachdem er für die Höfe Wien, Madrid und London mehrere gelungene Arbeiten ausgeführt, ging er einem Rufe zu Folge nach Petersburg und wurde daselbst zum Hofkapellmeister mit dem Hofrathstitel ernannt 1788. Er starb 1816 zu Petersburg. Seine zahlreichen Tondichtungen zeichnen sich durch Anmuth und Wahrheit aus, wenn sie auch mitunter zu liederhaft sind. Von seinen übrigen Compositionen erwähnen wir seine von Kennern geschätzte Oper „Burbero" (1785) und „La capricciosa corretta" (1809); ferner „Dodici canoni per il cembalo"; „Dodici ariette italiane con accomp. di cembalo" und die Cantate „Il sogno".

Martin, Christoph Reinhard Dietrich, Oberappellationsrath und Honorarprofessor zu Jena, Großherzogl. Sachsen Weimarischer Geh. Justizrath, einer der ausgezeichnetsten Rechtslehrer und Rechtsschriftsteller Deutschlands, namentlich im Fache des Processes, wurde den 2. Febr. 1772 unweit Göttingen zu Bowenden im Hessischen geboren, wohin sich seine Familie, durch die Religionsverfolgungen unter Ludwig XIV. aus Frankreich vertrieben, gewandt hatte. Nachdem er häuslichen Unterricht genossen hatte, ging er in seinem 15. Jahre nach Göttingen, um sich daselbst der Rechtswissenschaft zu widmen. Drei Jahre später (1790) wurde er Advocat und fing neben diesen Geschäften zugleich an, juristische Vorlesungen zu halten. Im Jahre 1796 wurde er zu Göttingen Doctor der Rechte, 1797 Assessor der Juristenfacultät, 1802 außerordentlicher und 1805 ordentlicher Professor daselbst. Noch in demselben Jahre wurde ihm die Leitung der Juristenfacultät zu Heidelberg als Spruchcollegium übertragen. Nach einer Reihe von Jahren (1815) nahm er jedoch in Folge von Mißhelligkeiten, die ihm sein freimüthiges Benehmen zugezogen hatte, seine Entlassung von diesem Posten, und 1816 erhielt er eine weit vortheilhaftere Stelle in dem neuerrichteten Oberappellationsgerichte des sachsen-ernestinischen Hauses und der sämmtlichen Fürsten Reuß zu Jena, welche mit den Rechten eines ordentlichen Honorarprofessors verbunden und bei deren Uebernahme er sich zugleich verpflichtete, gewisse Arbeiten für die Gesetzgebung des Großherzogthums Sachsen-Weimar-Eisenach zu übernehmen. Besondere Erwähnung verdienen hierbei: der Entwurf einer bürgerlichen Proceßordnung, welche M. zuerst verfertigt und dann gemeinschaftlich mit den beiden Kanzlern der Landesregierungen zu Weimar und zu Eisenach ausgearbeitet hat; ferner der Entwurf eines Strafgesetzbuchs, wovon 1822 eine Abtheilung, die allgemeinen Grundsätze enthaltend, im Druck erschien und den Staatsbehörden und Landständen des Großherzogthums zur Begutachtung zugefertigt wurde. M. erkennt das geltende Recht nur als ein Produkt des positiven Gesetzes an und räumt der Geschichte und der Philosophie nur so viel ein, als zu Erforschung des Ursprunges und Sinnes des Gesetzes, zur Beurtheilung seines Inhaltes und seiner Zweckmäßigkeit nothwendig erscheint. Er vereinigt übrigens die positiven Bestimmungen aller in Deutschland gültigen Gesetzgebungen, ohne Unterschied ihres römischen, päpstlichen oder

Digitized by Google

deutſchen Urſprungs zu einem Ganzen. Unter ſeinen rein juriſtiſchen Schriften iſt namentlich zu erwähnen: „Lehrbuch des deutſchen gemeinen bürgerlichen Proceſſes“ (12. Aufl., 1838), das ſich durch ſeine philoſophiſche und geiſtreiche Behandlung vor andern Lehrbüchern auszeichnet; „Rechtsgutachten und Entſcheidungen des Heidelberger Spruchcollegiums“ (Heidelb. 1808); „Anleitung zu dem Referiren in Rechtsſachen“ (2. Aufl., Heidelb. 1829); und „Lehrbuch des gemeinen deutſchen Criminalproceſſes“ (Götting. 1812, neue Aufl., 1831); auch führte er von 1816—18, die Redaction des „Neuen rheiniſchen Merkurs“. Im J. 1840 legte er ſeine Aemter nieder und lebte ſeitdem zu Mügeln im Königreiche Sachſen als Privatmann.

Martineau, Harriet, Miß, eine der geachtetſten Schriftſtellerinnen Englands ihrer Tendenz nach, wie ſehr man auch den poetiſchen und künſtleriſchen Werth ihrer Schriften herabſetzen mag. Sie wurde am 12. Juni 1802 zu Norwich in der Grafſchaft Norfolk geboren, und genoß von ihrem Vater, der in einer großen Fabrik in Norfolk eine Anſtellung hatte, obwohl er nicht in glänzenden Verhältniſſen lebte, eine gute Erziehung. Einen beſondern wohlthätigen Einfluß auf Harriet's geiſtige Richtung hat ihr jüngerer Bruder, James M., der jetzt in Livorno Geiſtlicher iſt. Der Geiſt der Schriften der Miß M. geht ausſchließlich dahin, die Lage der untern Claſſen der Geſellſchaft gründlich zu verbeſſern, theils indem ſie auf die gedrückten Verhältniſſe derſelben hinweiſt, theils indem ſie ihnen das Licht der Vernunft anzündet: und dieſes Ziel hat ſie ſo ſtetig verfolgt und ihre Wirkſamkeit iſt zuweilen ſo thätig geweſen, daß man mit Achtung und Liebe auf ihr ſchönes Streben hinſehen muß und es nicht genug hervorheben kann, um ſo mehr, als der Parteihaß in England bemüht geweſen iſt, die Reinheit ihrer Abſichten zu verdächtigen. Ihr erſter ſchriftſtelleriſcher Verſuch erſchien 1821 unter dem Titel: „Devotional exercises for the use of young persons“; größere Aufmerkſamkeit erregten ihre „Traditions of Palestine“; im Jahre 1830 folgte eine theologiſche Abhandlung über Judaismus, Katholicismus und Mohamedanismus; am ausgezeichnetſten aber bezeichnet ihre geiſtige Richtung die „Illustrations of political economy“ (9 Bde., 1832—34), worin ſie den ganzen Cyclus der Statiſtik und Nationalökonomie in Erzählungen einer geſunden Kritik unterwarf. Nichts iſt hier übergangen, Verwaltung, Steuerregulation, Sclavenſyſtem, Population, Verhältniß des Staates zur Kirche, Zweck der Ehe im Staate. Die Geſellſchaft zur Verbreitung nützlicher Kenntniſſe forderte ſie jetzt auf, die Armengeſetze einer Betrachtung zu unterwerfen, und ſie ſchrieb ihr „Poor laws and paupers“, worauf ſie das gründlichſte Studium der darauf bezüglichen Parlamentsacte machte. Während eines zweijährigen Aufenthaltes in Amerika hatte ſie mehrfache Materialien geſammelt, die ſie theils in dem Werke: „Society in America“ (3 Bde., 1837), theils in dem „Retrospect of western travel“ (3 Bde.) veröffentlichte. Sie ſtellte hier den Grundſatz auf, daß die politiſche Verfaſſung ohne Bedeutung ſei, wenn ſie nicht in Harmonie und auf derſelben Stufe mit der Bildung der Individuen im Staate ſtehe. Zum Beleg vergleicht ſie die im blühendſten Gedeihen ſtehenden nördlichen Staaten Nordamerikas mit der Entſittlichung der ſüdlichen Sclavenſtaaten. Im J. 1839 ſchrieb ſie die Novelle: „Deerbrook“ 1840: „The deep water“, Romane, die als Nachträge zu den „Illustrations of political economy“ angeſehen werden können. Ueberall zeigt ſich Miß M. voll Klarheit und des Zwecks völlig bewußt, den ſie erreichen will. Sie erſchöpft ſich nicht in leeren Klagen, ſondern weiſt nach, wie eine beſſere Gliederung der Geſellſchaft zu erreichen ſei. In ihrem Syſtem der Nationalökonomie ſtimmte ſie hauptſächlich mit Malthus überein. In der populären Form iſt ſie Meiſterin, ihre Schreibart iſt friſch, nervig, ausdrucksvoll, oft poetiſch und alle ihre Darſtellungen zeigen eine gründliche Erſchöpfung und Durchdringung ihres Gegenſtandes.

Martinez de la Roſa, Don Francisco, ſpaniſcher Staatsmann und Dichter, geb. um 1780 in Granada, that ſich zuerſt zur Zeit der ſpaniſchen Revolution von 1808 hervor, wo er der Partei der Liberalen ſich anſchloß und einer ihrer muthigſten Kämpfer wurde. Gleiche Thätigkeit zeigte er dann als Abgeordneter ſeiner Provinz in den ordentlichen Cortes, welche auf die außerordentliche Verſammlung folgten, die dem Lande die

Digitized by Google

Constitution von 1812 gegeben hatte. Deshalb bei Ferdinand's VII. Rückkehr nach den afrikanischen Strafcolonien deportirt, erhielt er erst durch die Revolution von 1820 seine Freiheit wieder. Seine Rückkehr nach Granada glich einem Triumphzug. Er wurde sogleich von seiner Vaterstadt in die außerordentlichen Cortes von 1820 abgeordnet und im Februar 1822 an die Spitze des Ministeriums gestellt. In diesem Posten, wie als Deputirter, befolgte er die übelberechnete Maßregel der Gemäßigten, welche dahin ging, die Umtriebe der Contrerevolutionspartei zu dulden, um revolutionären Excessen vorzubeugen. Die Absolutisten, hierdurch ermuthigt, griffen im Juli 1822 zu den Waffen: nur der entschlossene Widerstand der Nationalgarde rettete die constitutionelle Regierung. M., wie die übrigen Glieder des Ministeriums wurden verhaftet, und es war die Rede, sie des Hochverraths an der Verfassung anzuklagen. Wenn es auch dahin nicht kam, so war doch von nun an seine politische Wirksamkeit vernichtet und er wie die Partei, welcher er zugethan war, mußten sich den Vorwurf machen, der Contrerevolution so wenig entgegengewirkt zu haben, daß man sich außer Stand sah, die Intervention der heiligen Allianz mit Erfolg abzuwehren. Nachdem 1823 die unumschränkte Herrschergewalt in Spanien wiederhergestellt war, wanderte er aus, und die nun von den Absolutisten über ihn verhängte Verbannung rettete seine Ehre von dem Verdachte der Verrätherei. Seitdem lebte M. in Paris, wo er seine Muße mit literarischen Beschäftigungen ausfüllte. Im Jahre 1830 erhielt er die Erlaubniß zur Rückkehr nach Spanien, wovon er aber erst 1833 Gebrauch machte. Durch seinen Geist, seinen Ruf als Dichter und seine lebhafte Unterhaltung gewann er sehr bald das Vertrauen der Königin Regentin und ward im Jan. 1834 Minister des Auswärtigen und Präsident des Cabinets. Er bewirkte sofort die Zurückberufung von Arguelles, Galiano, Isturiz, Quiroga, Valdez, Mina u. A., führte durch das Estatuto real vom 10. Apr. 1834 das Zweikammersystem ein und brachte zur Aufrechthaltung der neuen Ordnung auf der pyrenäischen Halbinsel die Quadrupelallianz zwischen Spanien, Portugal, Großbritannien und Frankreich zu Stande. Nach dem Abgange des Generals Llauder führte er bis zur Ankunft des Generals Valdez interimistisch das Portefeuille des Kriegs; doch bereitete ihm der Krieg in den nördlichen Provinzen und der Kampf der Procuradores mit den Anhängern der Constitution von 1812 so viele Schwierigkeiten, daß er am 10. Juni 1835 aus dem Ministerium schied. Man beschuldigte ihn allgemein des Mangels an Energie und Entschlossenheit. Er nahm darauf wieder seinen Sitz in den Cortes und führte namentlich 1843 in der Commission wegen der Volljährigkeitserklärung der Königin Isabelle den Vorsitz. Bald nachher ward er Gesandter am französischen Hofe, von wo er 1847 in gleicher Eigenschaft beim päpstlichen Hofe accreditirt wurde. Als Dichter ist M. durch viele Theaterstücke bekannt, unter welchen besonders ein Trauerspiel „Mariana" und ein Lustspiel „Die Mutter auf dem Maskenball und die Tochter zu Hause" zu erwähnen, welche ins Französische übersetzt und auf dem Théâtre français gegeben wurden. Er folgte wie die besten spanischen Dramatiker französischen Mustern. Eine Sammlung seiner Werke ist unter dem Titel: „Obras literarias" zu Paris in 4 Bänden erschienen.

Martini, Giambattista, ein gelehrter Franziscaner, geb. 1706 zu Bologna, beschäftigte sich noch nach seinen weiten Reisen, vorzüglich mit der Musik, in der er so viel Aufsehen machte, daß ihm Friedrich der Große sein in Brillanten eingefaßtes Bildniß und einen sehr verbindlichen Freundschaftsbrief sandte. Unter M.'s Werken behaupten noch jetzt bedeutendes Ansehen: „Saggio fondamentale prattico di contrapunto" und seine „Geschichte der Musik" (1771—81, 3 Fol.). Er starb am 23. Aug. 1784.

Martinifest ist ein Erinnerungsfest an den heiligen Martin (s. d.); es fällt auf den 11. Nov., den Geburtstag desselben. Die Feierlichkeit besteht in Schmausereien und in einigen Gegenden in lustigen Gesängen der Jugend, die Abends unter dem Schall der Glocken mit brennenden Lichtern auf den Straßen herumzieht. Die an diesem Tage abzuliefernden Zinsen und andere stehende Angaben haben ihren Namen von dem Tage; daher Martinsschoß, Martinslehn, Martinspfennig.

Martinique, die wichtigste französische Insel in Westindien, eine der kleinen An-

tillen oder karaibischen Inseln, liegt zwischen Dominique und St. Lucia und enthält 26 QM. und 118,600 Einw., darunter 42,400 freie Einw. und 76,200 Sclaven sind. Diese Insel hat im Innern vulkanische Gebirge, als: Pelée von 4500 Fuß und les Pitons du Carbet von 7000 Fuß mit einem furchtbaren Krater; dabei aber auch eine große Fruchtbarkeit, gesundes Klima und vorzüglichen Ackerbau. Hauptprodukte sind: Zucker, Cacao, Indigo, Baumwolle, Tabak und Kaffee, welcher seit 1723 Hauptprodukt ist und sehr geschätzt wird. M. hat gute Häfen und Ankerplätze, wird von 40 Flüssen bewässert und die Küsten haben tiefe Meereinschnitte, wodurch vortreffliche Baien gebildet werden. Im Jahre 1812 betrug der Werth Ausfuhr, als die Engländer diese Insel besaßen, 1,085,923 Pfd. Sterling. Die Hauptstadt auf M. ist St. Pierre, einer der wichtigsten Handelsplätze der Antillen. Sie hat ansehnliche Gebäude und ein Fort mit 2000 Häusern und 30,000 Einw.; liegt gleichsam unter überhängenden Felsen und wird durch einen Gebirgsstrom in zwei ungleiche Theile getrennt, den des Fort und des Ankerplatzes. In diesem letztern befinden sich die Handlungsetablissements. Der Gouverneur wohnt im Fort Royal, wo der beste Hafen der Insel ist. — Die Insel ist zwar von den Spaniern entdeckt, aber zuerst von französischen Privatleuten colonisirt worden, denen sie, nach gänzlicher Vertreibung der Karaiben, die französische Regierung 1664 für 40,000 Thaler abkaufte. Die Verwaltungskosten werden durch die Einkünfte nicht gedeckt und nur Handelsinteressen machen den Besitz der Insel wichtig.

Martius, Karl Friedrich Philipp von, Dr., Ritter des Civilverdienstordens der bayerschen Krone (von persönlichem Adel) Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften, Professor, Mitvorstand und zweiter Conservator des königlichen botanischen Gartens zu München, wurde geboren 1794 zu Erlangen. Sein Vater, der Hofapotheker und Doctor der Medicin und Philosophie daselbst, ertheilte ihm eine sorgfältige Erziehung und gab ihm in Folge seiner eigenen naturgeschichtlichen Studien und seines vertrauten Umganges mit den beiden als Naturforscher rühmlichst bekannten Gelehrten Esper und Schreber, bald diejenige Richtung, die für sein ganzes Leben entscheidend war. M. studirte auf dem Gymnasium und dann Medicin auf der Universität zu Erlangen. Nach Erlangung der medicinischen Doctorwürde 1814 trat er in die Akademie der Wissenschaften ein, wurde später Adjunct und 1820 Mitglied derselben, auch Mitdirector und Conservator des brasilianischen Museums. Vor seiner Reise nach Brasilien, wo er sich mehrere Jahre lang aufgehalten, gab er eine „Flora cryptogamica Erlangensis" heraus, deren Ausarbeitung, sowie seine Alpenreisen, ihn zu bedeutenderen wissenschaftlichen Leistungen vorbereiteten. Die Begebnisse seiner Reise nach Brasilien für die Naturwissenschaft hat M. in der in Verbindung mit J. B. von Spix (s. d.) herausgegebenen Reise in mehreren Bänden niedergelegt; 1822—26 gab M. in München seine „Nova genera et species plantarum brasiliensium" (2 Bde., Fol., mit 200 lithographirten Blättern) heraus. Auch in den Annalen der juristischen Literatur hat sich M. ein Plätzchen gesichert durch seine zu München 1832 erschienene „Abhandlung von dem Rechtszustande unter den Ureinwohnern Brasiliens", welche zwar den Laien in der Rechtswissenschaft nicht verkennen läßt, gleichwohl aber für den Ausbau der Universalrechtsgeschichte von Wichtigkeit ist.

Martyni-Laguna, Karl Friedrich, geb. 1755 in Zwickau, gest. daselbst 1824, war ungemein thätig für Theologie und Philologie, ohne daß er jemals ein Amt angenommen außer der Führung des Grafen von Hofmannsegg und des Grafen von Unruh, mit welchem Letzteren er 1780 nach Warschau ging und sich daselbst mit einem Fräulein Laguna verheirathete. Seit der Zeit nannte er sich Aloysius Martyni-Laguna, da sein väterlicher Name nur Martyni war. Immerwährend sammelnd hat er von der unternommenen Ausgabe des Cicero, wozu er die besten Handschriften verglichen hatte, doch nur einen Band geliefert. Seine übrigen Arbeiten liegen zerstreut in Journalen und als Glossarien in Büchern der Dresdner und Zwickauer Bibliotheken. Seine eigne von ihm angelegte und mit herrlichen Werken ausgestattete Bibliothek verbrannte 1807. Er gehörte zu den besten Philologen der neuesten Zeit, war unermeßlich reich an wissenschaftlicher Erfahrung und

Meister alterthümlicher Darstellung und Sprache. Seine Ausgabe des einen Bandes ciceronischer Briefe ist voll wichtiger Angaben und Winke, oft mit Bedacht räthselhaft angedeutet und daher dunkel. Außerdem von ihm „Epistolae de libris Lucani" (Lpz. 1787, 1795). Er war einer der tüchtigsten und gewissenhaftesten Recensenten, und wenn die Kritik in solchen Händen ruht, ist selbst Tadel erfreulicher, als Lob von jetzigen Kritikern.

Marx, Adolf Bernhard, Doctor und Professor der Musik und Musikdirector an der Universität zu Berlin, wurde zu Halle am 27. Nov. 1799 geboren. Sein Vater, ein Arzt, bestimmte ihn den Studien; doch lernte er schon frühzeitig Clavier spielen und singen und componirte schon im siebenten Jahre. Er genoß des Unterrichts von Türk, ohne von ihm in praktischer Composition besonders gefördert zu werden. Schon als Tertianer stiftete er mit K. Löwe Concerte. Während er in Halle dem Studium der Rechte oblag, dirigirte er als Student und noch später einen Verein für Opernaufführung und einen andern für Kirchenmusik, wodurch er mit den Werken Mozart's, Beethoven's, Haydn's, Händel's u. A. bekannt wurde. Nach vollendeten Studien arbeitete er Anfangs auf dem Stadtgericht zu Halle und wurde dann als Referendar zum Oberlandesgericht nach Naumburg versetzt, doch obgleich er neben seinen Berufsgeschäften immer seinem Musikstudium treu blieb, sah er ein, daß er auf diesem Wege sein Lebensziel nicht erreichen könne. Er begab sich daher nach Berlin, studirte unter Zelter's Leitung, der ihn aber nicht befriedigte, gab endlich 1830 den Justizdienst ganz auf und erhielt durch die Redaction der „Berliner allgemeinen musikalischen Zeitung", die er gewissenhaft führte, und die Anstellung an der Universität einen seinen Wünschen angemessenen Wirkungskreis. Schon im Jahre 1827 hatte ihn die Universität Marburg zum Doctor der Musik ernannt, 1839 ward er Mitglied der niederländischen Akademie und dirigirendes Mitglied des Nationalvereins für Musik in Deutschland. Seine Vorträge verbreiten sich über alle Theile der Compositionslehre, über Geschichte der Musik, Philosophie derselben ꝛc., als Musikdirector hat er sich um den akademischen Chor wesentliche Verdienste erworben. Außer zahlreichen Aufsätzen in der „Berliner allgemeinen musikalischen Zeitung", in Webers „Cäcilia" und anderwärts, hat er: „Die Kunst des Gesangs" (Berl. 1826), „Ueber Malerei in der Tonkunst" (Berl. 1828), „Ueber die Geltung Händel'scher Sologesänge für unsere Zeit" (Berl. 1828) geschrieben. Seine Hauptwerke aber sind: „Die Lehre von der musikalischen Composition" (2 Bde., Lpz. 1837—38, 2. Aufl., 1841) und „Allgemeine Musiklehre" (Lpz. 1839). Unter seinen eigenen Compositionen heben wir hervor die Musik zu „Jery und Bätely", zum Melodrama „Die Rache wartet", das Oratorium „Johannes der Täufer", „Der erste Psalm" für Männerchor und Clavierbegleitung und mehrere Hymnen und weltliche Gesänge. Auch gab er Seb. Bach's „Große Passion" und „Hohe Messe" heraus.

Maryland, einer der Vereinigten Staaten von Nordamerika, umfaßt das Uferland der innern Chesapeakbai und zieht sich zwischen Pennsylvanien, Delaware und Virginien mit einem schmalen Landstriche längs dem Potomak bis zum Westabhange des Alleghanygebiets. Das Land ist im Innern sehr fruchtbar. Hauptprodukte sind Eisen, Alaun, Steinkohlen, Tabak und alle Arten Getreide und Obst. M. hat ungefähr 500 QM. Flächeninhalt mit 470,000 Einw., darunter 53,000 freie Farbige und gegen 89,000 Sclaven; Zucker, Leder, Woll- und Baumwollenwaaren, Hüte und Quincaillerieartikel sind die Hauptgegenstände des Gewerbfleißes. Die gesetzgebende Gewalt haben der Senat und das Haus der Abgeordneten, die vollziehende ein Gouverneur. Zum Congresse sendet M. zwei Senatoren und acht Repräsentanten. Die Hauptstadt und Sitz der Regierung, ist Annapolis mit 2800 Einw., die bedeutendste Stadt aber als Handelsplatz und Hafen Baltimore (s. d.). Außerdem verdienen der Erwähnung Harford wegen der dasigen Ockerbrüche, Cumberland wegen seiner Eisen-, Blei- und Kupfergruben und das ganz von Deutschen bewohnte Frederiktown.

Marzipan, entstanden aus Marci panis, d. h. Markusbrot, ist eine Art feines Confect, das aus einem Teige von süßen und einigen wenigen bittern Mandeln und Zucker bereitet, im Ofen bei gelindem Feuer gebacken, dann mit Zuckergelée übergossen und

Digitized by Google

mit buntem Streuzucker bestreut wird. Vorzüglichen Marzipan liefert Königsberg in Preußen.

Masaccio, Thomas, sogenannt wegen seines dürftigen, schwerfälligen Aeußern; sein eigentlicher Name ist Tomaso Guidi, florentinischer Maler von St. Giovanni di' Val d' Arno, geb. 1402, gest. wahrscheinlich vergiftet 1443, Schüler des Maximus Vanicale, hielt sich eine Zeit lang in Rom auf, kehrte aber in sein Vaterland zurück, als sein Beschützer Cosmus aus dem Exil zurückberufen wurde. Er war nach Cimabue, den er studirt hatte, der größte Maler, der die moderne Kunst, wie sie unter Rafael, Michelangelo u. s. w. aufblühte, vorbereitete. Von seinen in Tempera gemalten Staffeleibildern sind nur wenige vorhanden; seine Fresken, besonders die in der Capelle Brancacci in der Karmeliterkirche zu Florenz, die Geschichte des heiligen Petrus darstellend, sind von höchster Bedeutung und Epoche machend. Hier erblickt man zum ersten Male eine völlige Emancipation von der typischen Strenge des frühern Mittelalters, eine Darstellung der Menschengestalt um ihrer eignen Schönheit willen. M. hat zuerst vollständige Kenntniß des Nackten entwickelt und die Gegenstände nicht mehr halb andeutungsweise, sondern in ihrer ganzen Wirklichkeit dem Beschauer vor Augen geführt. Einzelne Gestalten sind bereits so frei componirt, so edel aufgefaßt, daß sie für alle spätere Florentiner, ja für Rafael und Michel Angelo Vorbild blieben und von Ersterem nachgeahmt wurden. Auch in der Drapirung eröffnete M. einen neuen Styl, indem er dieselbe mehr den Körperformen folgen ließ. Die Fresken zu San Clemente in Rom sind entweder nicht von ihm oder bis zur Unkenntlichkeit übermalt.

Masaniello, eigentlich Tommaso Aniello, geb. zu Amalfi 1622, nährte sich als Fischer und Fisch- und Obsthändler zu Neapel, erregte 1647 einen Aufruhr gegen die spanische Regierung, was ihm um so leichter wurde, weil das Volk schon lange über die harten Auflagen gemurrt hatte. Als nämlich die Einnehmer von einem durch M.'s Schwager nach der Stadt gebrachten Korbe Früchte die Abgaben verlangten, warf dieser sich zur Erde und rief das Volk um Hülfe an. Augenblicklich umringte ihn dasselbe und drang mit dem Geschrei: „Es lebe der König, weg mit den Abgaben"! auf das Accisen-Bureau, unter Anführung des M. Von hier eilte es zum Vicekönig, dem Herzog von Arcos, und forderte von ihm, daß er M. zu seinem Gehülfen annehmen solle. Der Erzbischof, Cardinal Filomarini, versuchte umsonst die Ruhe wieder herzustellen und selbst die Annäherung des Johann von Oesterreich, Sohn Philipp's II., mit 22 Galeeren, vermochte nicht den Auflauf zu stillen. M. ließ hierauf als Gouverneur der Stadt 60 der ansehnlichsten Paläste einäschern, Viele hinrichten und alle Zeichen des Königthums vernichten. 7 Tage lang dauerte der Aufruhr. Nach Verlauf derselben legte M., auf das Versprechen, daß die Abgaben auf das Obst abgeschafft würden, seine Waffen nieder. Kaum war aber dies geschehen, so ließ ihm, wie man sagt, der Vicekönig Gift beibringen, welches ihn rasend machte. In der Wuth rannte er durch die Straßen, erschoß mehrere seiner Freunde, das Volk wurde gegen ihn aufgebracht, begehrte seinen Tod und er wurde am 16. Julius 1647 in einem Karmeliterkloster, wohin er sich geflüchtet hatte, von 4 Verschwornen, ehemaligen Freunden von ihm, erschossen. Nach seinem Tode dauerte der Aufruhr unter Gennaro Annese, der früher Soldat gewesen war, fort. M.'s Leichnam wurde mit den größten Feierlichkeiten zur Erde bestattet. Annese, nachdem er später den Herzog Heinrich II. von Guise, der mit ihm die Herrschaft getheilt hatte, den Spaniern in die Hände geliefert, wurde auf Befehl des Vicekönigs ermordet.

Masarnau, Santiago de, einer der ausgezeichnetsten jetztlebenden Pianisten und Componisten Spaniens, wurde am 9. Dec. 1809 zu Madrid geboren, und zeigte schon in früher Jugend entschiedene Anlage zur Musik. Unter der Leitung seines Vaters und des Organisten der Kathedrale zu Granada, Don José Roure und des dasigen Singmeisters Llamas machte er so schnelle Fortschritte, daß er schon im 9. Jahre seines Alters eine Messe componirte, die in Madrid aufgeführt wurde, wobei er selbst die Orgel spielte. In Madrid bildete er sich unter den Meistern Don José Boveras, Nono und Don Angel Inzenga weiter aus, wurde von der Königin Isabella da Braganza, der er einige Walzer widmete,

Digitized by Google

in seinem 14. Jahre zum Hofjunker ernannt, mußte 1823 Spanien verlassen, weil er des Liberalismus beschuldigt wurde und ging nach England, von wo er erst 1834 nach Spanien zurückkehren durfte. Diese Verbannung, der Verlust einer geliebten Schwester und später seines Vaters, nährten seinen Hang zur Schwermuth, daß alle seine Compositionen, La fosanica, The farewell, La graciosa, The halt, La ricordanza, L'innocente, und besonders sein berühmtes Notturno The spleen, selbst seine Walzer El parnaso neben den brillantesten Partien voll Leben und Humor die Schmerzenslaute unbefriedigter Sehnsucht athmen. Die persönliche Bekanntschaft mit deutschen Meistern, die er auf seiner letzten Reise nach Paris und London gemacht, hat ihn der deutschen Schule näher geführt und befreundet. Er gab eine treffliche Uebersetzung von Hummel's „Clavierschule" heraus und soll mehrere ganz im deutschen Style componirte Werke zur Herausgabe bereit haben. Er besitzt eine vielseitige literarische Bildung und kennt nicht blos die Literatur seines Vaterlandes, sondern auch die Frankreichs, Englands, Italiens und selbst Deutschlands. In dem Kunstblatte „El Artista" befinden sich mehrere kritische Aufsätze über Musik, über Mozart und die deutsche Schule von ihm.

Mascagni, Paolo, einer der ausgezeichnetsten Anatomen der neuern Zeit, geb. 1752 zu Casteletto bei Siena, studirte in der letztgenannten Stadt Medicin, besonders aber Anatomie, ward 22 Jahre alt Professor der Anatomie in Siena, 1800 zu Pisa, 1801 zu Florenz und starb daselbst am 19. Oct. 1835. Verdient hat sich M. besonders gemacht durch seine trefflichen Untersuchungen über die lymphatischen Gefäße. Von hohem Werthe sind folgende seiner Werke: „Vasorum lymphaticorum corporis humani historia et iconographia" (Siena 1787, Fol., deutsch von Ludwig, Lpz. 1789—94, 4.); „Prodromo della grande anatomia", herausgegeben von Fr. Antommarchi (dessen Unternehmen die Erben M.'s für einen literarischen Raub mit Recht erklärten), Flor. 1819, Fol.; und das Prachtwerk: „Anatomia universa, XLIV. tabulis aeneis, juxta archetypum hominis adulti repraesentata" (Pisa 1823 u. flg., Fol.).

Maschine ist eine Vorrichtung, vermöge welcher der Mensch eine rohe Naturkraft in seinen Dienst nimmt, und unterscheidet sich dadurch vom Werkzeuge, Instrument, dessen Motiv nicht eine rohe, sondern die bewußte Kraft des Menschen ist. Ihre Erfindung geht aus von dem Wunsche, die eigene Thätigkeit durch einen vom reinen Willen bewegten Automaten zu ersetzen, ein Surrogat für Arm und Hand zu erschaffen, das die Arbeit allein verrichte und dadurch die Arbeitsmacht verdopple. Der Arm mit der Hand aber ist ein so vollkommenes Werkzeug des Organismus vermöge seiner Beweglichkeit nach allen Seiten, seiner und der Finger Gelenkigkeit, die zusammengesetztesten, complicirtesten Linien zu beschreiben und in jeder beliebigen Richtung die Kraft bildend auf das rohe Material wirken zu lassen, daß der Einfall anfänglich als Chimäre erscheinen muß, aus der starren Materie einen genügenden Ersatzmann der geschickten Künstlerin Hand zu verfertigen. Es ist nicht früher möglich, einer höchst einseitig und nach einer Richtung strebenden Naturkraft die bisher von der Hand ausgeführte Arbeit zu überlassen, als bis diese in die allereinfachsten Functionen zerlegt ist, aus deren Verschmelzung sie besteht, bis z. B. die krumme Linie eines höheren Grades, etwa eine Spirale, in der sich das Werkzeug zwar von der Hand leicht führen läßt, weil diese mit weicher Schmiegsamkeit in jedem Augenblick nachgeben kann, aber nicht von einer Naturkraft, die zu der stetigen Ausweichung nur durch eine unendliche Menge von Hemmnissen und Lenkungsvorrichtungen gezwungen werden kann, aufgelöst ist in eine größere Anzahl von geraden. Die Theilung der Arbeit aber in ihre letzten, einfachsten Functionen kann erst dann eintreten, wenn das Bedürfniß sich so hoch gesteigert hat, daß die vorhandenen Einzelkräfte der Handwerker nicht mehr zu seiner Befriedigung ausreichen. So lange z. B. der Gebrauch von Messern noch gering ist, bleibt auch der Eifer, sie zu fabriciren, gering, weil von der Steigerung der Verfertigung kein Gewinn zu erwarten steht, und es werden einzelne Messerschmiede genügen, deren jeder für sich allein das ganze Messer mit allen seinen Theilen anfertigt. Ein solcher hat nun schnell nach einander eine große Menge verschiedener Functionen zu versehen und kann dabei begreiflicherweise keine Zeit erübrigen,

zed by Google

um über specielle Vorrichtungen zur Erleichterung und vollkommneren Herstellung specieller, einzelner Theile des Messers nachzusinnen. Kurz, das Handwerk muß erst durch Zunahme des Bedürfnisses zur Fabrication gesteigert sein, bevor das Maschinenwesen zu seiner Entstehung Grund und Boden gewinnen kann. Nachdem man aber zu der Ueberzeugung gelangt ist, daß die größtmöglichste Beschränkung der Einzelthätigkeit auf ein enges Gebiet die bedeutendsten, sowohl quantitativen, als qualitativen Resultate liefert, und demzufolge die Gesammtarbeit bis aufs Aeußerste in ihre Details auseinandergelegt hat, dann liegt der Schritt, diese Detailarbeit statt von der Hand, von der Naturkraft ersetzen zu lassen, außerordentlich nahe, weil man wahrnimmt, daß man nur einen kurzen Vermittelungsweg zurückzulegen hat, um die ungeregelte Kraft zur regelmäßigen Bewegung und Wirkung in einer einfachen Richtung zu fesseln. Ist dies gelungen, so ist die erlangte Regelmäßigkeit und Genauigkeit sogar größer, als die von der Hand jemals zu erwartende; dazu kommt der ungemeine Gewinn an nie ermüdender und darum wohlfeilerer Kraft, weil sie nicht zu essen braucht und an Schnelligkeit; dies Alles zusammen muß eine größere Gleichförmigkeit, Gediegenheit und Wohlfeilheit des Produkts herbeiführen. Freilich macht man das Entbehrlichwerden einer größeren Arbeiterzahl dem Maschinenwesen zum Vorwurf, und dieser mag für bestimmte Localitäten, wo ein Mißverhältniß zwischen Production und Consumtion stattfindet, nicht unbegründet sein. Vom allgemein menschheitlichen Standpunkte aus muß er jedoch unbedingt zurückgewiesen werden, denn es ist nicht nur zu berücksichtigen, daß jedenfalls das durch den Maschinenbetrieb herbeigeführte Sinken der Preise einer unverhältnißmäßig größeren Anzahl von Menschen zu Gute kommt, als die ist, welche etwa durch geschmälerten Arbeitslohn zu leiden hat, daß ferner zugleich mit der größeren Leichtigkeit, das Fabrikat zu erwerben, die Nachfrage sich so schnell steigert, daß bald zur Lenkung der Maschinen mehr Menschenkraft verbraucht wird, als vorher, sondern hauptsächlich auch dies, daß die geistlose, den Menschen verdummende Beschäftigung mit unaufhörlicher Herstellung einer bestimmten Kleinigkeit wegfällt, obwohl andrerseits auch nicht zu leugnen ist, daß der letztere Vortheil des Maschinenwesens leicht zu einer Illusion werden kann, insofern auch die beaufsichtigende Thätigkeit bei der Fabrikation durch Maschinen oft so einfach und gleichförmig ist, daß sie nachtheilig auf den Geist wirken kann. Indeß lehrt die Erfahrung, daß man gerade unter Fabrikarbeitern, die viel mit Maschinen zu thun haben, viel aufgeweckten, oft sogar poetischen Sinn findet. In Bezug auf die Ausbildung des Maschinenwesens in den verschiedenen Ländern steht England unstreitig obenan, obgleich man nicht leugnen kann, daß auch die übrigen Länder in der neuesten Zeit Riesenfortschritte in der Benutzung der Maschinen gemacht haben. England ist als das eigentliche Vaterland des Maschinenwesens zu betrachten, ihm zunächst steht Nordamerika, Frankreich und Belgien, während Deutschland durch verschiedene Umstände genöthigt, dem Maschinenwesen noch immer nicht diejenige Ausdehnung hat geben können, die zu einem vortheilhaften Wettstreit in industriellen Unternehmungen mit dem Auslande durchaus erforderlich ist.

Maschinerie oder Maschinen nennt man in den Werken der dramatischen und epischen Poesie alle die Wesen, von denen Wirkungen, Thaten und Ereignisse ausgehen, die außerhalb der Natur und der durch die Endlichkeit beschränkten menschlichen Freiheit liegen. In der dramatischen Dichtung ist es ein Fehler des Dichters, den Helden des Stückes in Verhältnisse zu versetzen, in denen er nicht weiter kann und ruhig abwarten muß, bis ihm eine übersinnliche Erscheinung in und aus seiner Verlegenheit durch ein bloßes außerhalb dem Gange der Handlungen liegendes Machtgebot hilft. Die Sache kommt von der griechischen Bühne, wo, wie in des Euripides Jon und Hippolytos, ein Gott in der Flugmaschine auf dem Theater erscheint und die nach Gesetzen menschlicher Freiheit begonnene und auszuführende Handlung unterbricht. Die Römer nannten diese und jede in der Kunst wider den Lauf der natürlichen Begebenheiten vorkommende übernatürliche Erscheinung, die an der eigentlichen Handlung sonst keinen Theil hatte, Deus ex machina d. h. Maschinengott. Die im Epos auftretenden Götter werden von den Neuern gleichfalls Maschinen genannt. In den Zeiten, wo man den Homer treu nachahmte, glaubte man

Digitized by Google

auch göttliche oder nach dem Begriff der bilderlosen abstracten Religion, abstracte Wesen mit einflechten zu müssen. Ist dies im Geiste Homer's geschehen und sind die Götter als vollständig nach rein menschlichen Gesetzen Handelnde so dargestellt, daß sie nicht wie übersinnliche Wesen, sondern nur als eine höhere Art Menschen erscheinen, so ist der Ausdruck „Maschine" völlig unstatthaft und dürfte aus der Aesthetik zu verweisen sein. Sobald es aber kalte Abstracta sind, die, wie im Dramatischen, ohne an der Handlung Antheil zu haben, in diese wie aus blauem Himmel hineinfallen, so ist die Kunst des Dichters eine maschinenmäßige und der erschienene Gott ist eine bloße Maschine, durch welche das Interesse an dem Kunsterzeugnisse gestört wird.

Mascov, Johann Jacob, geb. zu Danzig 1689, studirte in Leipzig, wurde 1718 Doctor der Rechte in Halle, 1719 außerordentlicher Professor in Leipzig, dann Assessor des Consistoriums und des Oberhofgerichts, ordentlicher Professor der Rechte und Geschichte, Senator und Proconsul und starb 1761 in Leipzig. Er war außer Mosheim und Friedrich Liscov mit dem Grafen Bünau der Vorbote eines bessern Zeitalters der deutschen Prosa und suchte der Sprache eine gefällige Geschmeidigkeit zu geben. Ein umsichtiger Forscher faßte er den Gedanken einer Volks- und Staatsgeschichte ziemlich richtig auf und schrieb körnig und einfach, seine Urtheile auf untrügliche Beweise gründend. Seine historischen und publicistischen Schriften gaben ihm in Deutschland so vieles Ansehen, daß Leipzig damals von Studirenden sehr zahlreich besucht wurde. Noch jetzt wird unter seinen vielen Schriften sein Werk: „Geschichte der Deutschen bis zum Anfange der merovingischen Könige" (2 Bde., 1726—37, 4.) mit den dazu gehörigen später erschienenen und mehrmals neu aufgelegten „Commentarii de rebus imper. romano-germanici" sowie den „Principia juris publici imperii rom.-germ." (1729, 5. Aufl., 1769) mit Achtung genannt.

Masern (Morbilli). Diese fieberhafte Ausschlagskrankheit hat wahrscheinlich mit den Pocken ein Vaterland, nämlich Afrika, und auch in unserm Welttheile eben das Alter mit denselben. Rhazes hat sie, so wie die Pocken, zuerst beschrieben im 9. Jahrhundert. — Sie sind so ansteckend wie die Pocken, haben aber ihr eigenes Miasma, das besonders auf das lymphathische System wirkt; jeder Mensch hat Empfänglichkeit für sie. Die M. sind kleine rothe Flecke, wie Flohstiche, die, wenn sie zuerst im Gesichte vorkommen, Anfangs etwas über die Haut hervorstehen, auch zuweilen etwas zugespitzt sind, so daß sie den Pocken ähnlich sehen, allmälig aber ebener und breiter werden. Auf dem übrigen Körper liegen sie sogleich flach in der Haut, und sind hier, besonders auf der Brust und dem Unterleibe, breiter und röther, und in der Folge nur etwas rauh anzufühlen. Ihr Sitz ist blos die Epidermis. Gewöhnlich brechen sie zuerst an der Stirn und im Gesichte haufenweise aus, fließen daselbst mehr oder weniger zusammen, und bilden dadurch ungleiche rothe Flecke und Streifen, von verschiedener Gestalt, Größe und Breite, wobei das Gesicht etwas aufschwillt. Sie kommen alsdann weiter auf der Brust, am Halse, an den Gliedmaßen u. s. f. zum Vorschein. Die wenigsten bemerkt man da, wo die stärkste Ausdünstung ist, in den Kniebeugen, zwischen den Beinen. Doch kommen sie auch in dem Schlunde, der Luftröhre u. s. w. vor. — Die charakteristischen Zufälle der Masern sind katarrhalischer Art: trockener Husten, dessen Ton etwas Eigenes hat; Nießen und Fließen der Nase, Drücken und Brennen in den Augen, sowie Absonderung von Thränen, Schwere des Kopfs, Anschwellen der Augenlieder, beengte Brust mit kurzem Athem, rauhen Hals, Trägheit des Körpers und Geistes u. s. w. Nach und unter diesen Zufällen erfolgt Fieber, Anfangs mit abwechselndem Frost und allmälig steigender, bleibender Hitze, wobei gewöhnlich zu Ende des dritten Tages, zuweilen unter etwas convulsivischen Bewegungen, der Ausschlag nach und nach, zuerst im Gesichte und dann am übrigen Körper erscheint. Nach dem Ausbruche lassen die heftigsten Zufälle etwas nach. Der Husten dauert mehrentheils fort und wird wohl noch heftiger, besonders wenn im Halse und auf der Luftröhre M. sitzen. Das Fieber geht gewöhnlich in gleichem und stärkerem Maße fort. — Es werden drei Stadia (Zeiträume) festgesetzt. Das erste Stadium geht von Entstehung des Fiebers bis zum Ausbruche, und dauert mehrentheils 3 bis 4 Tage. Das zweite Stadium, von dem Aus-

Digitized by Google

bruche bis zur völligen Perfection desselben, dauert 2—3 Tage, nach welchem das Fieber mit dem Ausschlage verschwindet. Das dritte Stadium ist das der Abschuppung, welche zuerst im Gesichte geschieht, indeß die Flecken am übrigen Leibe noch ihre volle Röthe und Breite haben und wobei sich die Haut überall kleienartig unter vielem Jucken absondert. Zuweilen verschwinden die M. auch ohne alle Abschuppung, wobei alles gut geht. Es erfolgen Schweiße und häufiger Urin, auch Auswurf, und nicht selten ein mäßiger, wohlthätiger Bauchfluß, womit die ganze Krankheit verschwindet. Aber dieser Bauchfluß kann auch in eine gefährliche, ja tödtliche colliquative Diarrhöe übergehen; sowie bei einem bösartigen oder ganz vernachlässigten Zustande noch mehr böse chronische Folgen gewöhnlich sind. — Der bösartige Charakter der M. rührt, außer einer schlechten Behandlung und individuellen körperlichen Ursachen in einzelnen Fällen, hauptsächlich von der epidemischen Constitution her. — Die Cur ist oft allein durch ein gutes Verhalten, gelinde Wärme und Diät ohne alle Anwendung von Arzneimitteln durchzuführen, doch ist bei den vielen, vorher nicht zu berechnenden Zufällen, die dazu kommen können, die zeitige Hülfe eines Arztes zu empfehlen.

Masinissa (*Μασανάσσης*), Sohn Gulas (Gala's), Vater des Micipsa, Großvater des Jugurtha, König der Massyler, anfänglich ein gefährlicher Feind, nachher ein um so treuerer Freund der Römer. In Karthago erzogen besiegte er schon im 17. Jahre seines Lebens den im Bunde Roms stehenden König der Massäsyler Syphax zweimal, dann ging er nach Hispanien, vereinigte sich mit den karthagischen Feldherren Mago und Hasdrubal, nahm Theil an den beiden Siegen über die römischen Heere der Cornelier, P. Cornelius Scip. und Cnej. Cornelius Scip., die ihr Leben dabei verloren, wurde aber mit seinen Bundesgenossen von dem großen Scipio Afrikanus bei Bätula gänzlich geschlagen. Nach dieser Niederlage entschloß er sich zu den Römern überzugehen. Nach einer Unterredung zuerst mit dem Proprätor Silanus, dann mit dem Scipio, ging er nach Afrika zurück, wo der Tod seines Vaters Thronstreitigkeiten veranlaßt hatte. M. anfänglich von Bochar, einem König von Mauritanien, unterstützt, schlug den Lacumaces, eroberte Thapsus, zerstreute mit weniger Mannschaft zum zweiten Mal das zahlreiche Heer des Mezetulus und Lacumaces, nahm den väterlichen Thron ein und erklärte sich offen für die Römer. Syphax verband sich dagegen desto enger mit Karthago, durch Vermählung mit der dem M. versprochenen Tochter des Hasdrubal, Sophonisbe; er brach in das Gebiet der Massyler ein, schlug den M., trieb ihn auf den Berg Balbus, von da bis zur Stadt Clupea und ließ dort Alles niederhauen. M., der nur mit vier Begleitern entkommen und eine Zeit lang sich in einer Höhle verborgen hatte, erhielt endlich wieder ein Heer, mit dem er in Massäsylien einfiel, aber nochmals geschlagen wurde. Als darauf die Römer in Afrika landeten und Karthago hart bedrängten, suchte dieses den M. durch Zurückgabe seiner Herrschaft für ein Bündniß gegen Rom zu gewinnen. Doch M. verband sich mit dem Lälius, Beide schlugen das verbündete Heer des Hasdrubal und Syphax dreimal und nahmen den letztern mit seinem Sohne und bald darauf auch die Sophonisbe gefangen. Die alte Liebe war noch nicht erloschen, M. vermählte sich mit ihr und sah sich endlich genöthigt, die Sophonisbe zu vergiften, um sie vor der Schmach, im Triumph in Rom aufgeführt zu werden, zu sichern. Die Römer belohnten seine Treue durch eine goldene Krone, durch den elfenbeinernen Ehrenstuhl, durch Palmenkleider und andern königlichen Schmuck. M. nahm Theil an der Schlacht bei Zama, warf die karthagische Reiterei und die deshalb im Rücken angegriffenen Fußvölker der Feinde und erhielt nach dem Frieden außer seinem Erbreiche noch Länderstücke von der Herrschaft des Syphax. In der Zeit zwischen dem zweiten und dritten punischen Kriege ängstigte und schwächte er das an sich schon ohnmächtige Karthago durch Einfälle und Eroberungen in dessen Gebiete und wurde die Ursache des dritten punischen Krieges, nachdem er, schon hoher Greis von 80 Jahren, den Hasdrubal geschlagen und die Karthager zu 5000 Silbertalente tributspflichtig gemacht hatte. Bei der Annäherung der Römer legte der 90jährige Greis das Schicksal seines Reiches in die Hände des Scipio Aemilianus und starb 148 v. Chr. M. war von großem und starkem Körperbau, abgehärtet in allen

Digitized by Google

Mühseligkeiten des Lebens, ein tapferer und erfahrener Krieger, ein vorzüglicher Feldherr, verständiger Herrscher und im Privatleben äußerst mäßig. In seiner 60jährigen Regierung führte er in seinem Lande Ackerbau ein und machte seine Unterthanen gesitteter.

Maskat ist ein arabischer Staat auf der Ostküste der Landschaft Oman am persischen Meere. Gegenwärtig wird er von einem Imam beherrscht, der von den Engländern unterstützt, den Wahabiten (s. d.) widerstanden und durch seine ebenso milde, als kluge und einsichtige Regierung M. zu einem der mächtigsten Staaten Arabiens gemacht hat, indem er eine nicht unbedeutende Land- und Seemacht besitzt. Zu demselben gehören in Asien der lange, schmale Küstenstrich der persischen Provinzen Laristan (s. d.) und Moghistan (s. Karamanien) sammt den am Eingange des persischen Meerbusens gelegenen Inseln Ormus und Kischm, auf der ostafrikanischen Küste dagegen ein Landstrich vom Aequator bis südlich zum Vorgebirge Delgado mit den Landschaften und Inseln Zanzibar, Quiloa, Melinda, Patta, Pemba, Dschuba, Momia und Lambo. Die Insel Sokotra (s. d.) verkaufte 1835 der Imam an England. Der ganze Staat umfaßt ein Gebiet von ungefähr 7500 QM. mit 800,000 Einw., wovon 300,000 auf das eigentliche M. in Arabien kommen. Die Hauptstadt Maskat am persischen Meere, von Gärten und Dattelwäldern umgeben, ist ziemlich gut befestigt, besitzt einen Hafen, treibt bedeutenden Handel und ist der Stapelort zwischen Ostindien, Afrika und dem persischen Meerbusen. In Folge dieses Verkehrs und der guten Regierung des gegenwärtigen Imam, der hier wohnt, hat sich die Stadt in der Neuzeit außerordentlich gehoben und soll auf 50—60,000 Einw. zählen. Im J. 1507 eroberte Albuquerque die Stadt und seit der Zeit gehörte sie den Portugiesen bis 1648, wo sie der arabische Emir Akif wieder nahm.

Maskelyne, Nevil, geb. 1732 zu London (nicht 1731 wie Einige angeben), einer der verdienstvollsten Astronomen der neuern Zeit, hatte sich ursprünglich der Theologie gewidmet und ward 1777 zum Doctor dieser Wissenschaft ernannt. Seine Hauptwissenschaft war Astronomie. Er starb 1811 als königlicher Astronom zu Greenwich. Bekannt ist M. besonders durch seine Untersuchungen über die Anziehungskraft der Berge und durch seine astronomischen Beobachtungen im Gebiete der Schifffahrtskunde. Verdienstvoll sind folgende seiner Schriften: „British mariners guide" (Lond. 1763) und „Tables requisite to be used with the nautical ephemeris" (1781); auch redigirte er von 1767 bis an seinen Tod den „Nautical Almanac".

Masken sind verlarvte Personen, deren Verhüllung bestimmte charakteristische Physiognomien trägt, gleichviel ob diese tragisch, komisch oder satirisch sind. Sowohl in den mimischen Darstellungen der bachischen Aufzüge, in den satirischen Dramen, als auch in den profanen Komödien der Alten erscheinen sie als mit Symbolen umgebene Charaktere, deren Kostüm Gesichtsausdruck, Gestaltung des Körpers schon den eigenthümlichen Charakter anzeigte. Schon in der griechischen Mythologie erscheint das ganze Gefolge des Dionysos, jenes Gemisch von männlichen und weiblichen Wesen, unter gewissen Masken, die bald das Ehrwürdige und Erhabene, bald das Scurrile, Lächerliche, Ueppige und Ausgelassene ausdrücken. Man unterscheidet dort überhaupt zwei verschiedene Charaktermasken: 1) die Satyre und Satyriskon, die mit rother Farbe bemalt oder in rothe Gewänder gehüllt und mit Epheu bekränzt in den Processionen oder in den satirischen Dramen erschienen. 2) die Silenen, in denen sich der Kontrast selbst personificirte. Der Anführer dieses Maskenchors Silenos erscheint als glatzköpfiger, taumelnder Greis, mit wolligen Oberkleidern und weißen Schuhen, unter welcher Maske er erhabenerweise vom Ursprunge der Dinge, von der Bedeutung des Lebens spricht. (Ueberhaupt war die Maske in dem Gottesdienst der Alten, vor Allem in dem Geheimdienste ein wesentliches Mittel der allegorischen Darstellung; die altgriechischen Mysterien waren sämmtlich maskirt. Von da kam die Sitte zu den italienischen Bacchanalien.) Diesen Kampf der Hülle mit dem Wesen, diese Nüchternheit neben den äußerlichen Scurrilitäten, diese Tiefe neben Gemeinheit bildete die Grundlinien zu seiner Maske. Aus diesen Satyrspielen und Silenenmasken bildete später für das häusliche Leben Aristophanes jene grotesk-allegorischen Gemälde, die unter der

Digitized by Google

Maske einer thierischen Hülle die Physiognomie gewisser schlechten und unmoralischen Charaktere versinnlichten, und gleichsam als seltene, redende Hieroglyphen die Laster geißelten. So sind: die Vögel, der Wespenchor, der Chor der Frösche bei dem Aristophanes, die aber nur er schaffen konnte. Eingeführt wurden sie überhaupt erst zur Zeit des Aeschylus (in der 70. Olymp.), aber die Maskirung und die Maske wechselten, denn zuerst verfertigte man die Masken von Blättern, dann von Baumrinde, später von Leder mit Leinwand gefüttert, bis man sie endlich nach Hesychius von geschickten Bildhauern aus Holz aushöhlen ließ. Die Ausdehnung des Maskengebrauches auch auf nicht feste Charaktere erleichterte den Schauspielern ihre Rollen, indem ihre Maske das Traurige und Wilde ihres Charakters ausdrückte. Das Ungeheuere, Lächerliche und Uebertriebene kam erst zur Zeit des politischen Despotismus auf, als man dem wirklichen Leben nachzuahmen verbot; und so entstanden jene ekelhaften Larven mit struppigem Haar, mit dicken Bäuchen u. dgl. nur von der Phantasie geschaffen. Eigenthümlich war bei ihnen das an der Maske angebrachte Sprachrohr, welches Plinius (Hist. natur. lib. 37. c. 10.) Chalkophonos nennt. Die Maskencharaktere bei den Griechen theilte man 1) in tragische, 2) in komische, 3) in satyrische, 4) in orchestrische oder stumme Masken ein, von denen die letzte Gattung blos für Tänzer gebräuchlich war. — In den atellanischen und mimischen Spielen der Römer, selbst in ihrem aufgeklärtesten Zeitalter, waren solche Charaktermasken häufig, von welchen die grotesk-komischen am berühmtesten sind. Dahin gehören: 1) der Parasit oder Schmarotzer, kennbar durch einen Striegel, Oelkrug und Stecken, die er als Insignien seiner Harlekinschaft zu tragen pflegte; 2) der Histrion (s. d.), der Prästigiator oder Gaukler, die, wie die heutigen Budenkünstler, durch Reifen sprangen, Feuer spieen und große Baumstämme auf der Stirne unbewegt trugen; 4) der Grallator oder Stelzengeher mit mannichfachen närrischen Spielen; 5) der Mackus oder Mack, oder der weiße Mim (mimus albus) mit monströser Gestalt, weißem Kostüm, hinten und vorn buckelig als Charakter eines unverbesserlichen Narren in den Atellanenspielen. (S. Diomed. de orat. lib. 8 Apulej. in apolog.). Im Jahre 1727 wurde ein solcher verlarvter Mack aus Erz mit silbernen Augen in Rom ausgegraben und Biccobini in seiner Geschichte des italienischen Theaters ist der Meinung, daß die Maske Pulcinella der Italiener sich aus dem altrömischen Mack gebildet habe. (Vergl. Berger de larvis 1723. Boindin in den Memoir. de l'acad. des inscript. 4. Mongez in den memoir. de l'instit. Litt. T. 5. Hauptstelle bei Pollux 4. Cap. 18—20. Böttiger die Furienmaske. Derselbe de actoribus primar. secund. it. tert. part. 1797. Kannegießer, komische Bühne in Athen. Dazu Hermann's Recension in der Leipziger Literaturzeitung 1817. Nr. 59. 60.).

Nach dem Untergange des classischen Alterthums dauerten noch die Spiele der Mimen, die Atellanischen Possen und mit ihnen die Charaktermasken fort, und selbst die spätern Zeiten der Barbarei schienen diese tiefwurzelnden Spiele nicht verscheuchen zu können. Daher werden noch im 6. Jahrhundert solche Spiele erwähnt, und nachdem sich das römische Reich längst aufgelöst hatte, setzten die Erben dieses Reichs, die romanischen Völker, diese Maskenspiele fort, die sich namentlich in dem italienischen Volkstheater, der Comedia dell' arte (s. d.), erhalten haben. Schon im 12. Jahrhundert finden wir den bolognesischen Dottore, auch Graziano genannt. Er hat eine Maske mit schwarzer Nase und Stirn und rothen Wangen und erscheint als ein pedantischer und langweiliger Schwätzer. Der Pantalone kam gegen Ende des 14. Jahrhunderts auf die Bühne. Er stellt einen reichen venetianischen Kaufmann vor und hat die Rolle des Vaters. Früher bestand seine Kleidung aus der sogenannten Zimarra, einer Art langen schwarzen Mantels mit kurzen Oberärmeln und umgelegten schwarzen Kragen und rothen Strumpfhosen, die daher auch den Namen Pantalons erhielten. Als die Republik Venedig das Königreich Negroponte an die Türken verlor, verwandelte man auch die rothen Unterkleider zum Zeichen der Trauer in schwarze, auch wurde die Weste mit der Zeit verlängert und die oben faltenreichen Pantalons am Knie unterbunden. Dem Charakter nach ist der Pantalon gewöhnlich ein gut-

Digitized by Google

müthiger, einfältiger Alter, sehr verliebt und stets durch einen Nebenbuhler, Sohn oder Bedienten angeführt. In der neuern Zeit macht man oft einen guten Hausvater aus ihm, voll Ehrgefühl und Gewissenhaftigkeit in Bezug auf sein einmal gegebenes Wort; sehr streng gegen seine Kinder, aber er wird stets angeführt. Er spricht venetianisch, wie der Dottore bolognesisch. Zu den ältesten Masken der italienischen Bühne gehören ferner die Zanni, von denen der eine Arlichino (s. Harlekin), ein Bergamaske, der andere Scapin ist, Beide listige, schelmische Bediente im Dienste des Pantalone und des Dottore. Weniger alt ist der Brighella, der, nach Einigen, einen anmaßenden, herzhaften und verschlagenen Plebejer von Brescia vorstellen und dadurch entstanden sein soll, daß als der Adel von Brescia im Jahre 1200 die Bürger nöthigen wollte, die Waffen gegen die von Bergamo zu ergreifen, die Bürger sich widersetzten und die Adeligen vertrieben, und, nachdem jene in Cremona einen militärischen Bund geschlossen, die Volkspartei einen ähnlichen Bund unter dem Namen Burgella oder Brighella, schloß. Nach der gewöhnlichen Annahme dagegen stammt der Brighella aus Ferrara. Er macht meist den Kuppler. Alle diese Masken, zu denen noch die bramabarsirenden Capitäns Spaviento, ein Neapolitaner, Fracasso, Tempesta und Truffaldin gehörten und die man am besten unter dem Namen der Zanneschi zusammenfaßt, waren seit dem 15. Jahrhundert auf der Bühne. Außerdem hatten die Römer den Don Pasquale und die Gelsomini, die Florentiner die Pasquelle, die Calabresen den Giangurgolo, die Sicilianer die Travaglini, die Messinesen die Giovanelli, die Neapolitaner den Coviello, Pasquariello, die Mailänder den Girolamo und die Piemontesen den Gianduja. Noch kennt man Pedrolino, Bertolino, Tartaglio, Trivelino, Mezzolino und Don Plione Balanzoni. Endlich ist noch die Maske des Pulcinella (s. d.) zu erwähnen. Die weiblichen Charaktere der commedia dell' arte, Colombina und Spiletta, treten unmaskirt auf und sprechen römisch oder toscanisch. Ruzzante soll die Maskencharaktere 1530 zuerst in das größere Lustspiel eingeführt haben. Vgl. Valentini „Trattato sulla commedia dell' arte, ossia improvisa, maschere italiane ed alcune scene del carnevale di Roma" (Berl. 1826, 4., mit Kupfern). — Im Sinne wie wir jetzt Masken verstehen und wie man sie gewöhnlich auf Redouten (s. d.) oder Maskeraden sieht, sind aus leichten Stoffen verfertigte Gesichter, die zur Unkenntlichmachung dienen. Man hat ganze und halbe Masken, je nachdem man das Ganze oder blos einen Theil des Gesichts maskiren will; auch werden nicht selten Augen-, Nasenmasken u. s. w. gebraucht. Unter diesen unterscheidet man wieder natürliche und Carricaturmasken, leinwandene und papierne und die meisten werden noch jetzt aus Italien geliefert. — Maskiren heißt in der Befestigungskunst etwas verdecken oder verbergen, hinter eine Erhöhung des Terrains, oder ein Gebüsch, oder auch durch andere aufgestellte Truppen, wie z. B. das Geschütz, um den angreifenden Feind mit einem unerwarteten Feuer zu empfangen. (Maskirte Batterieen).

Masora, ein hebräischer Ausdruck mit der Bedeutung: Ueberlieferung. Seit dem 3. Jahrhundert n. Chr. machten die jüdischen Gelehrten allerlei Bemerkungen zur Erklärung des alten Testamentes, theils grammatischen und kritischen, theils hermeneutischen und paläographischen Inhalts. Solche Anfangs blos mündlich fortgepflanzte Bemerkungen wurden insbesondere zu Anfang des 6. Jahrhunderts, in Tiberias gesammelt, ohne große Sorgfalt in der kritischen Behandlung des Zusammenzustellenden. Erst 1518 unternahm Felix Pratensis und 1525 der Rabbi Jacob Ben Chajim für den Buchdrucker Bomberg in Venedig eine Zusammenstellung nach festen Gesetzen der Kritik: „Biblia Rabbinica, fol. 1525—28", die aber der tiefe Kenner der semitischen Sprachstämme und um Bearbeitung der talmudisch-rabbinischen Literatur hochberühmte Johann Bockstrop (Burtorf) aus Camen und sein Sohn Johann Bockstrop II. weit übertraf. Die M., welche alle Bemerkungen enthält, heißt die große; in der aber nur eine Auswahl auf den Rand der Bibel als Marginalien aufgenommen worden, wird die kleine M. genannt. Die angeblichen Verfasser solcher Bemerkungen sind Masoreten benamset, ein Ausdruck, der insofern etwas Verächtliches bezeichnet, als die Masoreten der spätern Zeiten von dem Wesen des zu

Digitized by Google

erklärenden Gegenstandes abirrend sich in Kleinigkeiten verloren und z. B. die Verse des gesammten alten Testamentes, die Worte und Buchstaben, die Consonanten und Vocale u. s. w, zählten. Die Signaturen, die in der kleinen M. an den Rand gesetzt werden, sind ק und כ, d. h. Keri (lies) und Chetibh (schreib). Die Auslassung von Wörtern unbeschadet des Textes wird durch Keri velo Chetibh bezeichnet.

Masovien, Woiwodschaft des russischen Königreichs Polen, auf dem linken Weichselufer mit der Hauptstadt Warschau, enthält auf $311^1/_{10}$ Q.M. 485,000 Menschen in mehr als 50 Städten und 2500 Dörfern. Der von der Weichsel bewässerte Boden ist fruchtbar und waldreich. Die ohne die Hauptstadt in 15 Kreise eingetheilte Woiwodschaft ist der größte Theil des alten Masovia, Masau, Masuren, und stand unter den polnischen Königen, aber seit 1138, wo Boleslaus III. seine Herrschaft unter seine vier Söhne theilte, bis auf die Brüder Johann und Stanislaus 1526 unter besonderen Herzögen von Masovien. Von da theilte es mit Polen wieder verbunden gleiche Schicksale.

Massa, Herzog von, s. Reynier, Claude Antoine.

Massa-Carrara, Herzogthum in Oberitalien, zwischen dem Mittelmeere, Modena, Toscana, Lucca; besteht aus dem Fürstenthum Carrara und dem Herzogthum Massa, zählt auf $4^1/_2$ Q.M. 29,000 Einw. Das Land ist durch die Apenninen gebirgig, aber doch reich an Oel, Obst, Hanf, Wein, Seide, Südfrüchten und ausgezeichnetem Marmor, der in das Ausland versandt 300,000 Thaler einbringt. Die Hauptstadt gleiches Namens, nahe am Meere, am Flusse Frigido, hat gegen 7,000 Einw., eine Akademie der Bau- und Bildhauerkunst, Kathedrale u. s. w. Früher als Marquisat dem Hause Malespina gehörig, wurde Massa 1530 Reichslehn des genuesischen Geschlechts Cibo, und schon 1568 wurde des Grafen von Florentillo Sohn, Lorenz, Nachfolger Alberich's, vom Kaiser Maximilian II. zum Fürsten von Massa und Markgrafen von Carrara, so wie Alberich Cibo 41. 1664 zum Fürsten von Carrara und Herzog von Massa vom Kaiser Leopold ernannt. Als der letzte Herzog dieses Hauses Alderan 1713 ohne Söhne starb, kam die Herrschaft an seinen Bruder, den Cardinal Cibo, der 1743 ohne Erben starb. Die Herrschaft erhielt darauf Alderan's Tochter, die sich 1741 mit dem Erbprinzen von Modena verheirathet hatte. Die einzige Tochter dieser Ehe ist Beatrix, Herzogin von Este, verheirathet mit dem Erzherzog Ferdinand von Oesterreich. Sie ward 1796 aus dem von ihrer Mutter 1790 ererbten Reiche Massa und Carrara vertrieben, das Gebiet erhielt 1806 Pascal Bacciochi von seinem Schwager Napoleon zum Lehn und 1809 wurde Reynier Herzog von Massa und Carrara. Nach dem Beschluß des Wiener Congresses erhielt Maria Beatrix ihre Herrschaft wieder, auf Lebenszeit; nach ihrem Tode fiel Massa und Carrara ihrem Sohne, dem Herzog von Modena, Franz IV. (s. d.), zu.

Massachusetts, einer der Vereinigten Staaten von Nordamerika, bildete sonst mit der seit 1820 zum Staate erhobenen Landschaft Maine einen Staat, grenzt an das atlantische Meer, das hier mehrere Baien, wie die Massachusetts-, Barnstable-, Buzzards-, Boston- und Ipswichbaien in das Land gewühlt hat, an New-Hampshire, Rhode-Island, Connecticut und New-York, hat heiße Sommer und kalte Winter, aber gesundes Klima, auf 370 Q.M. 138,000 E., Wälder und Gebirge, worunter der 3000 Fuß hohe Taghconnuc, die Grena- und White-Mountains, der Tom bemerkenswerth sind, die Flüsse Merimak, mit großem Wasserfalle, Connecticut, Thames und noch viele andere; Rindviehzucht, begünstigt durch schöne Wiesen, viele Fische (Stockfische und Wallfische), Wild, nicht hinreichendes Getreide, Gartenfrüchte, Obst, Schiffbauholz, Flachs, Salz, Kupfer; Eisen, Blei; viele Fabriken, die Leinwand, Segeltuch, Wolle, Baumwolle, Leder, Eisenwaaren, Rum, Zucker, Tabak ꝛc. liefern; bedeutenden, durch mehrere schiffbare Flüsse, Kanäle, gute Straßen und viele Brücken unterstützten Handel. Unter seinen Bewohnern ist viel Sinn für Wissenschaft; Hauptstadt ist Boston (s. d.); ansehnliche Städte sind Salem, Lyna und Charlestown. Der Staat hat 620,000 Gulden Einkünfte und eine Regierung, die in die gesetzgebende und vollziehende Gewalt getheilt ist. Erstere besitzt der Generalcourt, der aus einem Senat von 40 Männern und einem Repräsentantenhause besteht; die vollziehende ein auf ein

Digitized by Google

Jahr gewählter Gouverneur mit einem gegebenen Rathe. Auf dem Congresse wird der Staat durch zwei Senatoren und 10 Repräsentanten vertreten.

Massageten, ein skythisches, von Herodot als sehr kriegerisch beschriebenes Volk, das nach Ptolemäos zu den Sacä gehörte und in dem Gebirge des Altai, wie im Lande der jetzigen Turkestaner und Karakalpaken wohnte. Die M. führten Bogen, Lanze und Streitart, hatten viel Gold und Erz, kein Eisen und kein Silber; daher die Rüstungen der Krieger wie der Pferde mit Erz und Gold reich verziert. Ihre Lebensweise war skythisch. Cyrus kam auf einem Kriegszuge gegen sie um.

Massalianer, s. Messalianer.

Masse. 1) Als der Stoff eines jeden Körpers, oder als die Menge der Grundbestandtheile, aus denen derselbe zusammengesetzt ist, ist Masse in der Naturwissenschaft ein streng bezeichnender Name, insofern man sich unter ihm den Körper in seiner Sichtbarkeit und Räumlichkeit denkt, ohne die Frage, wie beide Eigenschaften auf das Auge wirken, zu berücksichtigen. Jeder Körper besteht aus einer Menge nicht mehr theilbarer Körperchen (Atomen), d. h. Urstoffen. Wegen der unendlichen Theilbarkeit des Stoffes läßt sich die Masse eines Körpers nicht absolut bestimmen, und es giebt kein anderes Mittel, einen relativen Begriff von ihr zu erhalten, als daß man sie mit der Größe und dem Gewicht anderer Körper vergleicht. 2) In der Aesthetik ist Masse der Stoff, aus dem ein Kunstwerk besteht, wobei man seine Gestalt nicht in Betrachtung zieht. So spricht man von Marmor-, Gyps-, Farben-, Licht- und Schattenmassen u. s. w. 3) Im gewöhnlichen Sprachgebrauch ist Masse gleichbedeutend mit Menge; Menschenmasse, Büchermasse u. a. 4) In der Rechtswissenschaft ist Masse Inbegriff alles Dessen, was durch den nothwendigen Beisatz bezeichnet wird: wie Concursmasse Inbegriff alles Dessen, was zum Concurs gehört, Erbschaftsmasse u. A. 5) In der Kriegswissenschaft ist Masse eine Stellung der Krieger in dicht geschlossenen Haufen, deren geringste Tiefe gewöhnlich 16 Mann beträgt. Sie kam in neuerer Zeit wahrscheinlich bei den Heeren des republikanischen Frankreichs auf, gelangte dann zu den Oesterreichern und findet sich jetzt fast bei allen Kriegsmächten Europa's. In ihr verharrt das Fußvolk, ehe es sich zum Feuern entwickelt, zu dem diese Stellung wenig geschickt ist, auch wenn man das vom Grafen Wilhelm von der Lippe vorgeschlagene Niederfallen der vordersten Glieder anwendet, da das Feuer aus den hintersten Reihen den vierten Theil seiner Stärke verliert. Bei allen ihren Vortheilen im Widerstande gegen Angriffe der Reiterei und im engern Angriffe mit dem Bajonnett, wobei sie vorzüglich das Durchbrechen der feindlichen Schaar beabsichtigt und häufig bewirkt, zeigt sich diese Stellung doch sehr unvortheilhaft wegen ihrer Breite und Tiefe gegen das Geschütz, und außerdem gegen das Streben einer augenblicklichen Schadenverbesserung. Denn einmal durch eingebrochene Reiterei oder Geschützfeuer in Unordnung gebracht, läßt sie sich sehr schwer in die vorige Ordnung wieder herstellen. Meistentheils helfen die Anstrengungen der Befehlshaber nichts, sie verwandelt sich in einen regellosen, unbehilflichen Klumpen, der sich bald in wilder Flucht zertheilt. In besondern Fällen, unter einem Feldherrn, der sich ihrer zu rechter Zeit und auf rechtem Orte zu bedienen weiß, ist sie von überwiegenden Vortheilen, im Allgemeinen aber steht sie der Linienstellung, die zerrissen, leicht wieder herzustellen ist, und dem Geschütz eine weit geringere Beute darbietet, sehr nach.

Masséna, André, Herzog von Rivoli und Fürst von Eßlingen, Marschall von Frankreich, einer der berühmtesten Feldherrn, welche die Revolutionskriege erzogen haben, war erst gemeiner Soldat. Im J. 1758 in der Grafschaft Nizza geboren, der Sohn eines Handelsmannes, und früh verwaist, trat er 1775 in ein sardinisches Regiment; als er aber nach 14jährigem Dienste Unteroffizier geblieben war, nahm er seinen Abschied. Er hatte sich eben in Antibes vortheilhaft verheirathet, als die Heere der franz. Republik in Italien eindrangen. M. schloß sich sogleich ihnen an und schwang sich bald zum Oberoffizier, Brigadegeneral (1793) und im April 1794 zum Divisionsgeneral empor. Als Bonaparte den Oberbefehl in Italien übernahm, fand er in M. einen Gefährten, welcher den Planen seines Geistes auf dem Schlachtfelde die größte Verwirklichung

Digitized by Google

geben konnte. Unerschrocken, hartnäckig, unermüdlich, zeigte sich M. im ersten Gliede in beinahe allen so denkwürdigen Schlachten der Feldzüge 1796 und 1797. Montenotte, Millesimo, Dego, Cherasco, die Brücke von Lodi, Lonato, Castiglione, Roveredo, Bassano, Caldiero Arcole, Rivoli und die Favorite (wo er binnen 48 Stunden auf zwei Schlachtfeldern focht, die 12 Stunden weit auseinander lagen), San Daniel, die Chiusa Tarvis, Villach, Neu-Mark u. s. w. waren die Schauplätze der Heldenthaten der unsterblichen Division, deren Chef er war. Bonaparte nannte ihn das Schooßkind des Sieges und hatte ihn beständig um sich. Er schickte ihn beim Friedensschluß von Campo Formio (am 17. Oct. 1797) mit der Ratification des Kaisers Franz nach Paris, wo er auf das Ausgezeichnetste empfangen wurde. Während Bonaparte's Abwesenheit in Aegypten hielten M. und Moreau allein das Glück der französischen Waffen in Europa aufrecht. Im J. 1799 als Obergeneral nach der Schweiz gesandt, besiegte M. in der Schlacht bei Zürich am 25. Sept. die seit einem Jahrhundert unbesiegten Russen. Frankreich wurde gerettet durch diesen Sieg, in dessen Folge die Russen von den Oesterreichern sich trennen und in ihre Heimath zurückkehren mußten. Bonaparte nach Paris zurückgekehrt, schickte ihn nach Italien, wo das französische Heer beinahe aufgerieben war. Ohne Geld, ohne Lebensmittel, ohne Munition mit einer Handvoll abgematteter Krieger in Genua eingeschlossen, hielt M. die zahlreiche ausgehungerte Bevölkerung dieser Stadt im Zaume und vermehrte noch seinen Kriegsruhm, indem er lange Zeit den Feind siegreich zurückschlug. Erst als keine Vertheidigungsmittel mehr da waren, ging er mit dem österreichischen General einen sehr ehrenvollen Vertrag ein (sogar das Wort Capitulation verwarf er), in dessen Folge er ihm die Thore Genua's öffnete. Zehn Tage darauf entschied die Schlacht bei Marengo Bonaparte's Herrschaft. Der Oberfeldherr gab das siegreiche Heer dem M. und eilte nach Paris. Nach Abschluß des Friedens ward M. vom Seinedepartement in den gesetzgebenden Körper gewählt. Er war einer der Ersten, welche Bonaparte als Kaiser begrüßten, und wurde zum Marschall ernannt. Im J. 1805 führte er den Oberbefehl in Italien mit wechselndem Glücke, verfolgte den Erzherzog Karl, welchen der Fall von Ulm nach Oesterreich zurückzukehren zwang. Er besetzte nach dem Preßburger Frieden das Königreich Neapel für Joseph Bonaparte und unterdrückte den Aufstand in Calabrien. Im J. 1807 führte er den rechten Flügel der franz. Armee in Polen. Beim Ausbruch des spanischen Krieges 1808 erhielt M. mit dem Titel eines Herzogs von Rivoli den Oberbefehl über das ganze franz. Heer in Spanien, von wo er 1809 nach Deutschland zurückberufen, in den Schlachten bei Eckmühl, Regensburg, Ebersberg, Eßlingen und Wagram kämpfte. Er rettete bei Eßlingen durch seine hartnäckige Festigkeit das franz. Heer vom Untergang, und ward dafür mit der Würde eines Fürsten von Eßlingen belohnt. Im J. 1810 ging er mit dem Oberbefehl nach Portugal. Wellington zog sich vor ihm zurück, nahm aber bei Torres Bedras eine so feste Stellung ein, daß M. ihn nicht vertreiben konnte. Napoleon rief ihn nach Frankreich zurück, und ließ ihn sogar in den wichtigen Jahren 1812 und 1813 unbeschäftigt. Während der Begebenheiten des Aprils 1814 befehligte M. die achte Militär-Division in Toulon. Er erklärte sich für Ludwig XVIII. Bei Napoleon's Zurückkunft war sein Benehmen so lange zweideutig, bis der Kaiser wieder eingesetzt war, dann huldigte er ihm aufs Neue und wurde Pair von Frankreich. Allein auch an dem neuen Feldzug Napoleon's nahm er keinen Theil. In den schwierigen Tagen, welche der Zurückkunft des Königs vorhergingen, hielt er als Commandant der Pariser Nationalgarde die Ordnung aufrecht. Er lebte dann von Geschäften zurückgezogen, unter unaufhörlichen Kränkungen von Seiten der Royalisten, bis er am 4. April 1817 starb. Er gehörte zu den Gehilfen Napoleon's, die nicht blos tapfere Generäle, sondern wahre Feldherren waren. Seinen persönlichen Charakter soll aber Habsucht entstellt haben.

Massenbach, Christian von, geb. 1768 zu Schmalkalden in Kurhessen, genoß seine Erziehung in der Militärakademie auf der Solitude bei Stuttgart, wurde 1782 Offizier der würtembergischen Garde und Lehrer an obiger Akademie, trat aber bald als Hauptmann aus diesem Dienste in den preußischen und ward im Generalquartiermeisterstab

Digitized by Google

angestellt. Später wurde er vom König Friedrich Wilhelm II. zum Instructor des Prinzen Louis in der Mathematik ernannt, wohnte 1787 dem Feldzuge in Holland und 1792—95 dem Kriege gegen Frankreich bis zum Baseler Frieden bei, ward 1805 Oberst, 1806 Generalquartiermeister des Hohenlohe'schen Corps, focht mit bei Jena, rieth zur Capitulation bei Prenzlau und wurde deswegen in eine Untersuchung verwickelt, worauf er sich auf sein Stammgut im Würtembergischen und auf das Gut Bialyosk im Herzogthum Posen, begab, welches er 1794 vom Könige erhalten hatte. Jetzt schrieb er seine „Memoiren zur Geschichte des preußischen Staats unter Friedrich Wilhelm II. und Friedrich Wilhelm III." (Amsterd. 1809 u. 10, 3 Bde.) und seine „Historische Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Verfalls des preußischen Staats seit 1792." (Amsterd. 1809, 2 Bde.) Hierzu lieferte er einen Band Fortsetzungen, die er aber später unterdrücken und vernichten ließ. Im J. 1817 trat er bei der würtembergischen Ständeversammlung auf und erregte einiges Aufsehen durch die Drohung an den König von Preußen, daß er, wenn ihm nicht eine gewisse Summe bewilligt würde, wichtige Papiere veröffentlichen werde. Da er bis hierher seine Entlassung aus dem preußischen Dienste noch nicht erhalten hatte, so wurde er auf Requisition in Frankfurt a. M. verhaftet, nach Küstrin gebracht und vor ein Kriegsgericht gestellt, welches ihn, obgleich zum Theil aus seinen Freunden bestehend, zum 14jährigen Festungsarrest verurtheilte. Als sich ihm ein Vertheidiger anbot, wies er diesen selbst zurück, weil er die Gerechtigkeit dieses Urthels anerkenne. Im J. 1820 nach Glatz gebracht, wurde er 1826 vom Könige begnadigt und starb 1827 auf seinem Gute Bialokosz bei Vinne im preuß. Polen.

Massilia, eine schon im frühesten Alterthume bedeutende Stadt, an der Südküste des narbonensischen Galliens, jetzt Marseille (s. d.), wurde bereits im 6. Jahrh. v. Chr. von Phocensern, welche aus Kleinasien vertrieben worden waren, gegründet. Die Stadt hob sich schnell durch Schifffahrt, Handel und Bildung und bestand als blühende Handelsrepublik, bis Cäsar sie eroberte. Vgl. Dederich „Ueber die Gründung von M." im „Rheinischen Museum" (Bd. 4, Heft 1); Johannsen „Veteris Massiliae res et instituta" (Kiel 1817) und Brückner „Historia reipublicae Massiliensium" (Gött. 1826).

Massillon, Jean Baptiste, geb. am 24. Juni 1663 zu Hières in der Provence, gehört zu den berühmtesten französischen Kanzelrednern. In seiner Jugend trat er in das Collegium des Oratorium seiner Geburtsstadt, wo er seine Gefährten durch Wiederholung ausgezeichneter Vorträge gern um sich versammelte. Durch seinen Vater für den Advocatenstand bestimmt, wurde er aus dem Oratorium zurückgenommen, allein die Vorsteher dieser Anstalt, seine Anlagen und seinen Fleiß bemerkend, bewogen den Vater, ihm den Wiedereintritt zu gestatten, und von 1681 an studirte er daselbst Theologie acht Jahr, später erklärte er, daß er sich nicht zum Kanzelredner berufen fühle, und wünsche eine philosophische oder theologische Lehrstelle, dessenungeachtet gefielen seine Predigten, er wurde an den Hof berufen, begab sich aber, wie er sagte, aus Furcht vor Stolz und Eigendünkel in das Kloster Sept-Fonds, von wo er vom Cardinal Noailles dem Oratorium wiedergegeben wurde. Durch seine berühmte Leichenrede am Sarge des Marschalls Heinrich von Villars belam er 1696 den Ruf als Director des St. Magloire Seminars nach Paris. Sein Vortrag gründete sich auf tiefe Selbstkenntniß und auf das Gefühl, er suchte in der Tiefe des Herzens die Beweggründe der Handlungsweise eines Menschen auf; und nicht selten gelang es ihm, die Scheingründe, die der leichtsinnig Handelnde vorbrachte, zu zerstören, oft war er so glücklich, den Verführten auf die rechte Bahn zurückzuleiten. Den glänzendsten Beifall erhielt er vom Könige Ludwig XIV.; mit Lobeserhebungen überschüttet kehrte er 1698 von Montpellier zurück. Im J. 1709 hielt er dem Prinzen von Conti, im folgenden Jahre dem Dauphin und 1715 dem Könige Ludwig XIV. die Leichenrede, weil, wie die Franzosen sagen, Massillon nach dem Tode Fléchier's der letzte berühmte Redner des großen Jahrhunderts war. Im J. 1717 wurde er zum Bischof von Clermont ernannt, predigte auf's Neue vor dem Könige und erhielt fast einstimmig dafür den Namen

Digitized by Google

Racine der Kirche. Im J. 1719 ward er Mitglied der Akademie zu Paris. Bei der berüchtigten Bulle „Unigenitus" war er einer von denen, die diese Bulle annahmen, wozu er, wiewohl vergeblich, seine Collegen aufforderte. Geehrt und geliebt von ganz Frankreich, ausgezeichnet durch seine Kenntnisse, Rednertalente und durch seine Wohlthätigkeit, entschlief er am 18. Sept. 1742. Seine Werke, unter denen die Fastenpredigten den ersten Platz einnehmen, erschienen 1745 u. 1762 in 15 Bänden. Unter den neuern Ausgaben ist die vom Abbé Guillon (16 Bde., Par. 1828, 12.) und die vom Abbé Migne in seiner großen Sammlung der Kanzelredner die beste. Die unter M.'s Namen herausgegebenen „Mémoires de la minorité de Louis XV." (Par. 1792) sind ein aus der Fabrik von Soulavie hervorgegangenes Machwerk.

Massinger, Philipp, aus Salisbury, geb. 1584, gest. 1640 zu London, studirte zu Oxford, wurde aber in der Folge ein in der damaligen Zeit geachteter Dramatiker; er schrieb Komödien und Tragödien. Er legte seine Plane regelmäßig an und ist einer kräftigen Sprache mächtig; unter seinen 18 Schauspielen gebührt den Tragödien und Tragikomödien der Vorrang. Für das Gelungenste wird die Tragödie „The unnatural combats" gehalten. Herausgegeben wurden seine Werke unter Andern von Gifford (Lond. 1805, 4 Bde.) und Hartley-Coleridge zusammen mit Ford's Werken (Lond. 1839).

Masson, Anton, einer der geschicktesten Kupferstecher und Zeichner in der neueren Zeit, geb. zu Louri bei Orleans 1636, kam in seiner frühen Jugend nach Paris, wurde dort 1679 Mitglied der königlichen Kunstakademie und starb daselbst 1700. Er soll zuerst Waffenschmied gewesen sein. Die Kunsthistoriker sind voll seines Lobes. Vergl. Füßli u. Art. Masson. — Seine Tochter und Schülerin war Magdalena Masson, 1666 in Paris geb. machte als Künstlerin ihrem Vater Ehre. Ihr Todesjahr ist unbekannt. — Franz Masson, auch Lemasson genannt, ein vortrefflicher Bildhauer, geb. zu Lyre in der Normandie 1745 (nach Andern 1747), war bis in sein 17. Jahr Bauer, erhielt dann flüchtigen Unterricht von einem Benediktinermönch, wurde dann von seinem älteren Bruder zu Cousin und später von dem Bischof zu Noyon in die Schule Coustou nach Paris gebracht. Von da ging er fünf Jahre nach Rom, und erhielt von da zurückgekehrt, von dem Marschall von Broglie den Auftrag, den von Clerisseau erbauten Regierungspalast mit 42 breiten Basreliefs, kolossalen Figuren und Tropäen zu verzieren. Nach sechs Jahren ging er wieder nach Paris, erhielt 1797 die Leitung aller Skulpturarbeiten in den Tuilerien, verfertigte das Denkmal des Erziehers J. J. Rousseau und 1805 auf Befehl des Kaisers Napoleon die Büste des Prinzen Erzkanzler und des General Cafarelli und starb am 14. Dec. 1807.

Mast heißt man die hohen und verhältnißmäßig starken Bäume, welche die Segel zu Fortbewegung derselben tragen; bei Flußfahrzeugen läuft auch wohl die Zugleine durch einen Block an ihrem Gipfel, damit sie über die hohen Sträucher am Ufer hinweg geht. Hier sind die Mastbäume 44—50 Fuß hoch; bei den Seeschiffen hingegen wohl über 100 Fuß, bei mehr als drei Fuß unterer Stärke ($^1/_{30}$ ihre Länge). Sie können deswegen auch nicht aus Einem Baume verfertigt werden, sondern der untere Theil bis an den Mars besteht aus 5—9 einzelnen Hölzern, vierseitig behauen und auf einander verzahnt, alsdann äußerlich rund gemacht und mit starken eisernen Reifenbünden zusammen gehalten. Der zweite, mittlere Theil des Mastes heißt die Stenge, und der obere die Brahmstenge. Der größte unter den zwei oder drei Masten eines Seeschiffes trägt den Namen des großen Mastes, der durch die Schiffsdecke bis auf den untersten Boden hinab reicht und hier in dem Spuhr, einem starken, gut befestigten Holzstück steht. Im ersten, oder untersten Deck wird der Mast in dem für ihn bestimmten Loche (der Fische) mit concaven Keilen festgekeilt, in dem zweiten und dritten obern Deck aber hat der Mast Spielraum, damit er sich etwas nach dem Winde biegen kann. Auf die Spitze jedes Stückes des Mastes wird ein Block mit zwei Löchern geschoben, welchen der Fuß des zweiten oder dritten Aufsatzes (Stenge) hält. Vor dem großen steht der Fockmast, um $^1/_9$ kürzer als jener, mit seiner Vorstenge und Vorbrahmstenge; hinter dem ersteren aber der kleinste

Digitized by Google

(Besahnmast), der nur $^3/_4$ der Länge des großen hat; seine Aufsätze sind die Kreuzstenge und die Kreuzbrahmstenge. Diese Masten werden alle durch die Wandtaue gehalten, welche zu beiden Seiten des Schiffes herabgehen, hier an den Bord befestigt sind und vermittelst quer durch sie angeknüpfter Leinen Leitern bilden, um auf ihnen die Spitzen der Masten ersteigen zu können. Zu demselben Behuf dienen auch die Stenge, welche von jedem Mast oben herunter an den Fuß des vor ihm stehenden gezogen sind (s. Tauwerk). Um die Masten in das Schiff zu setzen, dient der 132 Fuß hohe Mastenkrahn, der aus zwei starken, schräge über die See ragenden Bäumen besteht, die durch ein Gerüste und mehrere starke Taue in dieser Stellung erhalten werden. An ihrer Spitze hängt ein großer Flaschenzug, womit man die Masten in die Höhe zieht und an ihre Stelle bringt. Die Vorrichtung ist auch wohl auf einem alten Schiffe (wie in England, Schweden u. a.) angebracht, neben welches man das zu bemastende Schiff legt. Oder man wendet einen dazu bestimmten Brahm (den Bullen) an, in dessen Mitte ein galgenförmiges Gerüst, mit einem Flaschenzuge, steht. Neben den aufrecht stehenden Masten führen die meisten Seeschiffe, selbst die kleineren, einen schräge aus dem Vordertheile hervorragenden Baum: den Bugspriet, mit einer Verlängerung, der durch zwei Stege gehalten, einige Segel führt. Einen kleineren Mast auf die äußerste Spitze des Bugspriets zu setzen, ist wohl schon seit 100 Jahren aus dem Brauch gekommen.

Mastdarm (intestinum rectum) nennt man das unterste Stück des Darmkanals (s. Darm), welches in der Mitte der hintern Wand des kleinen Beckens an der vordern Fläche des Kreuzbeins vom fünften Lendenwirbel an bis zum After, mit dem es endigt, herabsteigt. Der Mastdarm besitzt dieselben Wandungen, wie die übrigen Theile des Darmes, nur sind sie dicker, was besonders durch die vielen ringförmigen Muskelfasern bewirkt wird, die ihn zusammenziehen und verschließen können und deswegen Schließmuskel (sphincter ani) genannt werden. Durch den Mastdarm sollen die unbrauchbaren Stoffe aus dem Körper entfernt werden. Die vorzüglichsten Krankheiten, welche diesen Theil des Darmes befallen können, sind Geschwüre, welche theils Fisteln (s. d.) bilden, theils andere Entartungen verursachen können, und der Mastdarmvorfall (prolapsus intestini recti). Bildungsfehler sind die Mastdarmverschließung (atresia ani), sowie das gänzliche Fehlen desselben, welche beide bei Neugeborenen beobachtet werden und von denen der erstere durch chirurgische Hülfe beseitigt werden kann, der letztere gewöhnlich baldigen Tod nach sich zieht.

Mastix, Mastix, Mastiche, ist das Harz von Pistacia Lentiscus L., einem Baume, der auf den Inseln des Archipelagus nicht selten vorkommt, besonders auf Scios, woher wir auch den besten Mastix bekommen. Als Arzneimittel wird es jetzt wenig mehr in Gebrauch gezogen, doch hat es als Räucherungsmittel, zur Zertheilung kalter Geschwülste oft gute Dienste gethan; auch hat man es als Kaumittel angerathen. Sein Geruch ist nicht unangenehm, sobald man nicht in zu großen Quantitäten damit räuchert, wo er leicht betäubende Zufälle erregen kann. Auch nennt man manche cement- oder kittartige Massen Mastix, aus Mißverständniß des engl. und franz. Namens Mastic, welcher keineswegs für das Mastixharz gebraucht wird.

Mastkorb, s. Mars.

Mastricht, Hauptstadt der niederländischen Provinz Limburg und starke Festung, an der Maas, welche hier den kleinen Fluß Jaar aufnimmt und sie in zwei Theile theilt, wovon der auf der rechten Seite der Maas Wyk heißt. Beide hängen durch eine große steinerne Brücke zusammen. Die Stadt ist ziemlich regelmäßig und schön gebaut, kann in ihren Umgebungen durch Schleusen unter Wasser gesetzt werden und hat eine öffentliche Bibliothek auf dem großen und schönen Stadthause, 3000 H. und 27,000 E., welche Branntweinbrennerei, Seifen-, Leder- und Flanellfabrikation, und Krapp-, Tabaks- und Cichorienbau treiben. Berühmt sind die hiesigen Gerbereien, sowie auch die hier verfertigten Pfefferkuchen. Zu bemerken sind das Rathhaus mit der Bibliothek, der Gouvernementspalast und zwei schöne öffentliche Plätze, als: der große Marktplatz, und der mit

Digitized by Google

Bäumen umgebene Paradeplatz, 9 katholische und reformirte Kirchen, 21 aufgehobene Klosterkirchen, ein Gymnasium und eine Ackerbaugesellschaft. Unweit der Vorstadt St. Peter auf dem St. Petersberge befindet sich eine Citadelle. In diesem Berge ist ein vortrefflicher Steinbruch, welcher nach der Maas zu einen Ausgang hat, wo Wagen leicht hineinfahren und hernach die Steine am Ufer des Flusses ausladen können. Dieser Steinbruch hat lange horizontale Gänge, welche durch unzählige viereckige Pfeiler unterstützt werden. Hin und wieder sind Luft- und Lichtlöcher, auch kleine Wasserbehältnisse. In Kriegszeiten dient er den Einwohnern zu einem sichern Zufluchtsorte. Es sollen in diesem Steinbruche, worin an 40,000 Menschen Platz haben, gegen 20,000 Wege sich durchkreuzen und der Umfang 12 Stunden betragen. Auch hat man darin Krokodilskelette gefunden. In der neueren Zeit hat Mastricht einen Streitpunct in der holländisch-belgischen Frage abgegeben. Die Präliminarconvention vom 29. Mai 1833 bedingte freie Communication zwischen dieser Festung und den Grenzen von Nordbrabant und Deutschland.

Mastung hat den Zweck, durch eine reichliche Fütterung mit guten Futterstoffen viel Fleisch und Fett von den Thieren zu gewinnen. In Bezug auf die Mastfähigkeit der Thiere sind Alter, Geschlecht, Gesundheit und Anlage zu berücksichtigen, denn zu junge wie zu alte Thiere mästen sich nicht gut; am zuträglichsten ist der Mastung die mittlere Lebensperiode. Das zur Mastung aufgestellte Vieh muß gesund, nicht kraftlos und nicht ganz mager sein. Zur Mastung sind alle sonst gebräuchliche Futterstoffe geeignet, wenn auch Heu und Grünfutter allein die Mastung bewirken. Am meisten Fett erzeugen Kartoffeln und Rüben in gekochtem Zustande, Getreide, Oelkuchen, Trebern, Branntweinspülicht, sowie die Abfälle von den Stärke- und Zuckerfabriken. Die Thiere können im Stalle wie auf der Weide gemästet werden, die Schweine in Eichen- und Buchenwäldern, Schafe und Rindvieh auf Aeckern und Wiesen. Das Mastvieh muß öfter als das Zuchtvieh gefüttert, reinlich und trocken gehalten, so wenig als möglich in Bewegung gesetzt und in einem mehr dunkeln als hellen Stalle gefüttert werden. Je mehr das Futter durch Zerkleinern und Erweichen in den bestmöglichen Zustand der Verdauung gesetzt wird, und je mehr durch ein zweckmäßiges Zusammensetzen und Fortschreiten von minder nahrhaften Futterstoffen zu den nahrhaftern die Freßlust der Thiere rege erhalten wird, um so schneller erfolgt die Mastung. Man unterscheidet zwei Perioden derselben, die halbe und die ganze Mastung. Erstere geschieht, um den zu magern Thieren einen höhern Werth zu verschaffen, letztere, um Fett zu erzeugen. Ob die halbe oder ganze Mastung vortheilhafter sei, hängt von der Mastungsfähigkeit der Thiere und von dem Preise des Fleisches und Fettes gegen die Mastungsmittel ab. In der ersten Periode der Mastung nehmen die Thiere bei reichlichem und gutem Futter am meisten zu, weshalb auch die halbe Mastung in den meisten Fällen vortheilhafter ist als die ganze.

Masurec (sprich: Masuretz, falsch ist Masurek) oder Masurisch, seltener Masur, ein polnischer Nationaltanz im $^3/_4$ Takte, genannt nach dem Völkernamen der Masuren (s. d.) Die Musik bekommt meistens liegenden Baß, oder auch gebrochene Octaven, mit dem Ictus auf dem zweiten oder dritten Viertel des Taktes. Der Tanz, ein gefälliger und grotesker, auch in Norddeutschland immer gewöhnlicher, wird von 4 bis 8 Paaren ausgeführt; man tritt wie zu einer Quadrille an, ein Vortänzer tanzt die Tour vor.

Masuren heißt der ostwärts von der Weichsel gelegene Landestheil von Ostpreußen. Er umfaßt die Kreise Johannisburg, Sensburg, Lötzen, Lyck und Olezko im Regierungsbezirke Gumbinnen u. s. w. und ist ungefähr 300 QM. groß. Die Einwohner, 400,000 an der Zahl, sind Nachkommen der in der zweiten Hälfte des 15. Jahrh. hier eingewanderten Polen, und sprechen, mit Ausnahme der Städtebewohner, ein verderbtes Polnisch. Das Land ist bergig und reich an Naturschönheiten, namentlich in der Nähe der Stadt Lyck, die, am Somnau- und am Lycksee reizend gelegen, gegen 4000 gewerbthätige E. zählt, ein Gymnasium hat und bis zur Absperrung Rußlands nicht unbedeutenden Handel trieb. Der Boden ist im Allgemeinen sandig und dürftig und deshalb sowie wegen geringer Intelligenz der Landleute der Ackerbau auf keiner hohen Stufe. Im

Digitized by Google

Winter 1844 auf 1845 litt das Land durch verheerende Regengüsse und Ueberschwemmungen. Indeß hatte die dadurch und durch russ. Grenzsperre, welche allen Handel lähmte, herbeigeführte große Noth doch wenigstens das Gute, daß der König im Frühjahre 1845 die Provinz persönlich bereiste und sich so am besten von Dem überzeugte, was hier dringend Noth sei. Zunächst soll die Provinz durch Chausseen mit Königsberg und Insterburg in Verbindung gesetzt werden, wo sich allein nur Absatz für ihre Producte finden läßt.

Maß und Gewicht. Maß nennt man im Allgemeinen die bekannte Größe, als Einheit von einer Größe derselben Art genommen, nach welcher man bestimmt, wie viel solcher Einheiten die unbekannte gleichartige Größe enthält. Willkür, Bequemlichkeit und Gewohnheit beim Gebrauche desselben haben eine große Verschiedenheit der Maße in fast allen Ländern herbeigeführt. Man unterscheidet zuerst das Längenmaß, zur Messung aller Gegenstände, die sich unter Linienform darstellen. Das Maß wird hier als bekannte Liniengröße angenommen, mittelst desselben jedoch nicht nur Länge, sondern auch Breite, Tiefe und Höhe bestimmt. Die in Deutschland gewöhnlichen Längenmaße sind: Elle, die wie die meisten Maße zur genauern Bestimmung wieder in Unterabtheilungen, Viertel und Zoll getheilt ist; ferner Ruthe, Klafter (Feldmessung), Meile (bei Entfernungen), Faden (Schifffahrt). Ein eigenes Werkzeug zum Messen der Flächen, als Einheit des Quadratmaßes, hat man nicht, und die gewöhnlichen Maße dafür, wie Quadratmeile, -Ruthe, -Fuß ꝛc., und für größere Feldflächen: Morgen, Joch ꝛc. sind erst durch das Längenmaß gefunden. Um den körperlichen oder kubischen Gehalt eines Gegenstandes zu messen, bedient man sich des Kubik- oder Körpermaßes, und hat dafür Kubikruthen, -Klaftern, -Fuß, -Zolle. Für unzusammenhängende trockene und flüssige Dinge hat man das Hohlmaß, wie Kanne, Eimer, Scheffel, Metze ꝛc. — Ebenso wie Raumgrößen, lassen sich Kräfte, Wirkungen, Lasten ꝛc. messen. Als Einheit des Zeitmaßes nehmen wir das Umdrehen der Erde um ihre Axe oder ihren Umlauf um die Sonne an und theilen diese Maße, das letztere (Jahr) in Monate, und das erstere (Tag) in Stunden, Minuten ꝛc. Das Maß für die Schwere eines Körpers ist so verschieden, wie das Raummaß, richtet sich meist nach dem Gegenstande, welcher gewogen werden soll, und demnach unterscheidet man im Handel: Fleischer-, Kramer- und Schiffsgewicht und hat dafür Lasten, Centner, Steine, Pfunde, Lothe ꝛc. Zur Wägung des Goldes und Silbers bedient man sich der kölnischen Mark, als Einheit; und bei Juwelen des Karats. Ueber das Apothekergewicht vergl. die einzelnen Artikel. Die meisten dieser eben angegebenen Maße sind in den verschiedenen Ländern, ja oft selbst in einzelnen Provinzen eines Landes verschieden, und wie wünschenswerth eine Einheit, und wie vortheilhaft dieselbe namentlich für Handel und Wandel sein würde, darüber ist nicht nöthig, ein Mehreres zu sagen. Es ist dieser Wunsch und wird noch heute vielfach wiederholt. Leicht ist es allerdings nicht, ein allgemein verständliches, bequemes und zweckmäßiges Maß- und Gewichtssystem aufzustellen, es sind der Vorschläge schon viele gemacht worden, doch haben sie größere oder geringere Einwendungen nicht völlig beseitigen können. Frankreich machte mit seinem Decimalsystem (s. d.) zuerst den Anfang, auch Preußen hat viel dafür gethan; doch die Ungleichheit im Ganzen wird dadurch nicht gehoben. Vielleicht gelingt es dem deutschen Zollverbande, wenigstens in den gesammten deutschen Staaten, in Kurzem diesem Uebelstande abzuhelfen. — Zur Kenntniß der verschiedenen Maße und Gewichte vgl. Vega „Natürliches Münz-, Maß- und Gewichtssystem„ (Wien 1803); Gerhard „Allgem. Comptoirist;" Eytelwein „Vergleich der gegenwärtigen und vormaligen preuß. Maße und Gewichte mit Rücksicht auf die vorzüglichen europäischen Maße und Gewichte" (Berl. 1810) und Löhmann „Tafeln zur Verwandlung des Längen- und Hohlmaßes, sowie des Gewichts und der Rechnungsmünzen aller Hauptländer Europa's ꝛc." (Leipz. 1821—26.)

Maßmann, Hans Ferdinand, ordentlicher Professor der ältern deutschen Literatur und Sprache an der Universität zu München, Ministerialsecretär im Ministerium des Innern und Vorsteher der öffentlichen Turnanstalt daselbst, wurde am 15. Aug. 1797 zu Berlin geboren, erhielt auf dem Friedrich-Werder'schen Gymnasium eine gründliche Schul-

Digitized by Google

bildung, wo besonders Spilleke und Friedrich Ludwig Jahn auf seine Bildung einwirkten, und bezog im Herbst 1814 die Universität zu Berlin, um sich der Theologie zu widmen. Seine Studien wurden aber schon im nächsten Jahre unterbrochen, da er als freiwilliger Jäger mit zu Felde zog und bis nach Paris kam. Im Herbste 1815 begann er seine Studien wieder, setzte sie 1816 zu Jena fort, blieb aber fortwährend der Turnkunst ein treuer Anhänger, so daß er im Sommer 1817 während der Abwesenheit der Vorsteher Jahn und Eiselen in Berlin die Turnanstalt leitete. In Breslau, wo er die Candidatenprüfung bestand, wurde er Mitglied des pädagogischen Seminariums und Hülfslehrer am evangelischen Gymnasium, leitete aber auch unter Harnisch die dortige Turnanstalt. Hier wandte er sich dem Studium der Naturwissenschaften zu, kam im Herbst 1819 als Lehrer an das Gymnasium zu Magdeburg, kehrte aber schon 1820 nach Berlin zurück, wo er neben seinen naturwissenschaftlichen Studien auch das Drechslerhandwerk erlernte, um durch Selbstanschauung des bürgerlichen Lebens auch auf die zweckmäßigere Entwickelung des Volksunterrichtes und der Volkserziehung belebender einwirken zu können. Zugleich trieb er aber auch unter Bopp das Studium des Sanskrit und beschäftigte sich mit der Geschichte und den Verzweigungen des großen deutschen Sprachstammes. Nach mannichfachem Wechsel seiner äußern Lebensstellung und seines Aufenthaltes, ward es ihm endlich i. J. 1824, besonders durch liebevolle Opfer seines Zwillingsbruders, des Arztes Johann Karl M. zu Osterburg in der Altmark Brandenburg, möglich, eine sprachwissenschaftliche Reise zu unternehmen, und schon 1825 erging, während er in Straßburg war, von München aus an ihn die Anfrage, ob er geneigt sei, unter königlichen Auspicien seine Kräfte und Erfahrungen der pädagogischen Wiederbelebung der Leibesübungen zu widmen. M. übernahm erst 1826, nachdem er in Heidelberg seinen literarischen Arbeiten obgelegen hatte, den Turnunterricht beim königlichen Cadettencorps in München, wobei er zugleich die Erlaubniß erhielt, an der Universität Vorlesungen zu halten. Schon nach dem ersten Halbjahr seiner Thätigkeit in dieser Stadt ward ihm auch der Unterricht der königlichen Prinzen im Turnen übertragen, und 1828 war ihm der Auftrag geworden, eine öffentliche Turnanstalt für die Gymnasien und Schulen in München zu errichten. Im J. 1829 erhielt M. das bayerische Indigenat und die Anstellung als außerordentlicher Professor an der Universität. Vier Jahre nachher machte er im Auftrage des Kronprinzen eine wissenschaftliche Reise nach Italien, von der er manche gothische Sprachdenkmäler aus Neapel, Rom und Mailand in Abschriften und Facsimile's zurückbrachte; 1835 endlich ward er zum ordentlichen Professor und Referenten für das Schulwesen im königlichen Ministerium ernannt. Im J. 1843 aber ward er nach Berlin berufen, um dort von Staatswegen Turnanstalten einzurichten, wohin er auch mit Genehmigung des Königs von Bayern, der ihm einen Urlaub für ein Jahr ertheilte, abging. — M.'s vielseitige Thätigkeit für die gothische Sprache, in welcher er sogar eigene Dichtungen versucht hat, verdienen die allgemeine Anerkennung, ebenso wie seine Bemühungen, das Turnwesen als dasjenige Mittel ins Leben zu rufen, wodurch unsere Jugend allein die allseitige körperliche und geistige Bildung und Kraft erhalten kann, die sie bedarf, und die so lange in dem gewöhnlichen Gymnasialleben von Grund aus gestört wurde. Seine zahlreichen Schriften bestehen theils in einer Menge von sprachwissenschaftlichen, literarischen und kunstgeschichtlichen, geschichtlichen und pädagogischen Aufsätzen in Zeitschriften, theils in selbstständigen Werken, wie: „Erläuterungen zum Wessobrunner Gebete des 8. Jahrh., nebst zweien noch ungedruckten Gedichten des 14. Jahrh." (Berl. 1824), „Denkmäler deutscher Sprache und Literatur aus noch ungedruckten Handschriften des 8. bis 16. Jahrh." (München 1828), „Auslegung des Evangeliums Johannis in gothischer Sprache, aus römischen und mailändischen Handschriften" (München 1834, 4.), „Deutsche Gedichte des 12. Jahrhunderts und der nächststehenden Zeit" (2 Bde., Quedlinb. 1837), „Die gothischen Urkunden zu Neapel und Arezzo" (Wien 1838, Fol. mit Steindrücken). „Die deutschen Abschwörungs-, Beicht-, Buß- und Betformeln des 8.—13. Jahrh." (Quedlinb. 1839). „Armin, Fürst der Cherusker, Befreier Deutschlands" (Lemgo 1839). „Die bunte Welt, oder

Digitized by Google

Bilder und Geschichten, Lieder und Weisen für Kinder (München 1828). „Leibesübungen" (Heft 1. Landsh. 1830). „Die öffentliche Turnanstalt zu München" (München 1837). ꝛc. ꝛc. M. fertigte auch Holzschnitte und Steinzeichnungen und hat sich im Kupferstich versucht.

Maßstab heißt das Werkzeug, auf welchem die Maßeinheit mit ihren Unterabtheilungen bemerkt ist, um hiernach die Ausdehnung einer Größe abzumessen, wie z. B. die Elle, der Zollstab u. s. w. Der verjüngte Maßstab ist im genauen Verhältniß zu dem wirklichen verkleinert und dient dem Zeichner, wenn er einen großen Gegenstand verkleinert, aber vollkommen ähnlich darstellen will. Wenn der Maßstab nach geometrischen Gesetzen durch horizontale, perpendiculare und diagonale Linien dergestalt abgetheilt ist, daß man mit möglichster Genauigkeit Längeneinheiten und Unterabtheilungen derselben, z. B. bei einem Ruthenmaßstabe die Ruthen, Fuße und Zolle danach bestimmen kann, so heißt er Transversalmaßstab. Solche verjüngte und Transversalmaßstäbe finden sich in allen bessern Reißzeugen. Auch ist auf allen Bau- und andern Rissen, Planen und Landkarten der verjüngte Maßstab angegeben, nach welchem man mit dem Cirkel Größen abnehmen und messen kann. Eine andere Art von Maßstäben vertritt die Stelle von Tabellen; so die quadratischen, cubischen und logarithmischen Maßstäbe. Die Artilleristen bedienen sich zum Messen der Geschütze des Kalibermaßstabes (s. Kaliber), und der Visirstab (s. d.) dient zum Ausmessen des Inhalts von Hohlgefäßen.

Matador, ein spanisches Wort: der Mörder, Todtschläger, z. B. bei Stiergefechten. Im Kampfe gegen Philipp IV. trugen 200 Barcellonische Freiwillige den Namen, da sie als Scharwächter jeden mit der Regierung Unzufriedenen sogleich erschlugen. Von dieser außerordentlichen Superiorität werden in mehrern Kartenspielen die drei, auch mehrere der höchsten Trümpfe, sobald sie in einer Hand zusammen sind, Matadors genannt. Im gewöhnlichen Leben pflegt man auch wohl einen Reichen, Angesehenen oder Einflußreichen mit diesem Namen zu bezeichnen.

Matelotte, ein Nationaltanz der Bewohner der nordwestlichen Küsten von England, der von je zwei und zwei einander gegenüberstehenden Personen, gewöhnlich mit hölzernen Schuhen, nach dem Takt der Hornpfeife (s. d.) getanzt wird und wovon der M. auch häufig den Namen Hornpipe führt.

Mater, s. Matrize.

Materia medica, s. Pharmakologie.

Materie ist gemeinhin der Stoff, aus dem ein im Raume befindliches und als solches in die äußere Wahrnehmung fallendes Ding besteht. Was für die äußeren Sinne wahrnehmbar sein soll, muß sie afficiren oder eine Wirkung auf sie ausüben, ohne welche das Dasein der Materie nicht erkannt wird. Es besitzt daher die Materie, da jede Wirkung ein Act der Thätigkeit ist, eine Kraft, die nicht ruht, nicht todt ist, sondern im immerwährenden Ausströmen begriffen, ewig bewegt ist, und deshalb Bewegkraft genannt werden kann. Diese Bewegkraft giebt sich zunächst in dem gegenseitigen Aufeinanderwirken der Theile eines Gegenstands wie verschiedener Körper oder Materien, nach den Gesetzen, unter welchen jede Materie ihr Dasein darlegt: das sind die Gesetze der Schwere, der Ausdehnung, der Cohäsion u. s. w. oder allgemein die Anziehungs- und Abstoßungskräfte. Mittelst dieser Eigenthümlichkeiten ist in der Materie ein immerwährendes Schaffen oder Werden nach chemischen Processen. Neben dieser ursprünglichen Kraft der stets sich erneuenden Metamorphose liegt ein anderes, gleich starkes und ursprüngliches Princip des Erhaltens, das Gesetz der Beharrlichkeit, nach welchem die scheinbare Regellosigkeit der Verwandlungen constant und regelrecht wird. Beide Arten eigenthümlicher Gesetze sind zugleich mit der Materie gegeben; denn anzunehmen, wie es die aus der Kant'schen Philosophie entsprungene Physik that, es sei die Kraft ein Ursprüngliches und Erstes, die Materie dagegen sei ein Erzeugniß von der Wirkung entgegengesetzter Kräfte — dies anzunehmen widerstreitet dem menschlichen Denkvermögen, welches sich von Kräften ohne Materie keine Vorstellung machen kann. Gleich unzureichend sind die Ansichten anderer Philosophen über

Digitized by Google

die Entstehung der Materie. Einige stellten schon in den ältesten Zeiten die Corpuscularphilosophie oder die Atomistik (s. d. A.) auf und behaupteten in derselben, die Materie sei aus den von ihnen angenommenen, aber in keinerlei Weise erwiesenen Atomen, die im leeren Raume herumgeschwärmt hätten, entstanden, indem zu selbigen untheilbaren, bald für länglich, bald für rund, bald für hakenförmig angesehenen Körperchen eine seelenähnliche Substanz getreten wäre, wodurch aus dem ordnungslosen Schwarm das Gleichartige zum Gleichartigen herausgesondert worden und sich unter den Gesetzen, die das Dasein eines Körpers unsern Sinnen beweisen und erhalten, mit einander verbunden habe. Die scholastische Philosophie nahm eine Urmaterie an, die im Grunde nichts Anderes ist als der nur mit andern Worten ausgedrückte Lehr- oder vielmehr Leersatz der Atomistik. Die Scholastik theilte alsdann die Materie ein 1) in eigentliche, technisch materia ex qua genannt, welche a) eine bleibende und vergehende, b) nächste oder entfernte, c) gänzliche oder zertheilte, d) nothwendige oder gleichgültige sein sollte. 2) Grundmaterie und 3) Materie, mit der man eben zu thun hat: materia circa quam. Im letztern Sinne wird der Ausdruck Materie auch im gewöhnlichen Leben häufig gebraucht, indem man z. B. sagt: eine schwierige Materie behandeln. Bei jener Eintheilung konnte die Scholastik nicht verharren, weil das Ganze ein leerer Schemen und Blendwerk ist, wodurch die metaphysische Frage nach dem Wesen der Materie und ihrer Wechselwirkung nicht im Mindesten beantwortet wird. Man nahm daher zu allerlei tellurischen, spirituellen, himmlischen und pneumatischen Einflüssen seine Zuflucht, wodurch die Sache nur noch mehr mystificirt wurde. Die nachfolgenden Philosopheme nahmen den Satz, der in der ältesten Philosophie verschleiert war, daß nämlich in der Materie das Körperliche mit dem Geistigen verbunden sei, wieder auf und bildeten ihn anfänglich als einen durch die ganze Welt verbreiteten Dualismus aus. Mag man die Lehren der Philosophen betrachten und untersuchen, wie man will, zu allen Zeiten findet man entweder bloße Spuren oder eine nach Verhältniß der Zeit und Cultur schon vollständige Ausbildung jenes dualistischen Systems, entweder in einem und demselben Individuum, wie in Zoroaster, mehreren griechischen Philosophen und in der neuern Zeit bei Cartesius, oder in zwei gesonderten Individuen, von denen als von der nämlichen Zeit Getragenen einer den andern completirt ohne es auch zu wollen. Es bildeten sich hieraus die Systeme der Philosophie: der Idealismus mit seinem Gegensatze, dem Realismus und der Formalismus, dem der Materialismus gegenüber steht. Wie der Idealismus alle Materie geradezu wegläugnet und die Ideen oder die Vorstellungen, die wir von der Materie haben, für Ausflüsse der Gottheit im Menschen ansieht, so daß die Wirkung der Materie auf den Geist geradehin eine Einwirkung der Gottheit selbst wäre, wie es wirklich Malebranche, Spinoza, Hume u. A. gelehrt haben: so lehrt der Materialismus, alles Existirende sei körperlich und die Körperlichkeit sei Grundprincip aller Dinge. Aus diesem an sich nicht gefährlich aussehenden Lehrsatze folgt der wichtige Schluß, daß die Seele und sogar Gott, da beiden eine Existenz nicht abgesprochen werden kann, gleichfalls körperlich sind. Während mithin der Idealist die ganze Welt vergeistigt und um dies desto besser ausführen zu können, die sämmtlichen Erscheinungen für blos Bilder und Gebilde der dem Menschen inwohnenden Phantasie erklärt, läßt der Materialist jeden Gedanken, alles Leben, Seele und Gott und Unsterblichkeit in Bein und Fleisch verknöchern. Zwar behauptet eine Sekte der Materialisten, die deswegen auch Hylozoisten genannt werden, auch die Materie, mithin Stein, Polyp, Mensch, Erdkloß und alles Körperliche habe Leben, Empfindung, Willen- und Denkvermögen, aber sie können es so wenig beweisen, wie die Pantheisten die Allgegenwart Gottes in jedem Dinge. Die von den Hylozoisten abweichenden Materialisten meinen, daß der Geist nichts weiter sei als ein Erzeugniß des körperlichen Organismus; weswegen denn auch die Seele denselben Leiden unterworfen sei, von denen der Körper afficirt wird. Wenn man nun z. B. vom Körper ein Bein abhackt, wird auch dem Geiste ein Bein abgehackt; oder wenn dem Gesichte eines Menschen eine Nase angeheftet und angeheilt wird, so wird zugleich auch dem Geiste eine Nase gedreht! In dieser Annahme des Materialismus liegt der Punct, in welchem sich der Materialist mit dem Realisten ver-

einigt. Der Realismus setzt viel Reales ohne alle Idealität als das Erste und Ursprüngliche: das Sein ist ohne alle Vorstellung und Bewußtsein und das Geistige ist nichts wie Accidens oder Product des Körperlichen. Kein System ist der Liederlichkeit und Frivolität aller Art günstiger, keine Lehre leistet der Wollust und dem Laster mehr Vorschub als der Materialismus, nach dessen Grundsätzen der Geist und seine Freiheit, jede Bewegung der Seele, ein Product der Materie, ein sterbendes Kind des Vergänglichen ist, ja Gott selbst kann man im nächsten Kieselsteine entseelen. So führt der Materialismus zum Pantheismus, Fatalismus, Atheismus. Werke über Materialismus: Helvetius „De l'esprit" (Par. 1758, 2 Bde.; deutsch von Forkert, Leipz. 1787, 2. Ausg.), derselbe „De l'homme" (Lond. 1773, 2 Bde.; deutsch, Breslau 1774 u. 1785, 2 Bde.), Mirabaud (oder Baron von Hollbach, oder La Grange) „Système de la nature ou des lois du monde physique et du monde moral" (Lond. 1770, 2 Bde.; deutsch von Schreiter, Lpz. 1783, 2 Bde.). — Von Materie kommt das Adjectivum Material, welches alles auf eine Materie sich Beziehendes bezeichnet. Wie Form oder Gestalt der Materie oder dem Gehalt, vornehmlich in der Philosophie entgegengesetzt wird, so ist auch material der Gegensatz von formal. So wird das bloße Denken ohne Rücksicht auf die Gegenstände der Gedanken ein formales genannt und die Philosophie ist eine Formalphilosophie; das Denken aber, mit dem zugleich der Gedankengehalt bestimmt wird und ein Erkennen zur Folge hat, ist das materiale, wie in der Metaphysik. Materiales Recht giebt der Wirksamkeit eines vernünftigen Wesens einen bestimmten Stoff oder Gegenstand; materiale Wahrheit ist diejenige, welche die Vorstellungen, Erkenntnisse und ihren metaphysischen Charakter nach den Gesetzen des materialen Denkens erwägt; materiale Principien heißen die Grundsätze, welche die Materie in Ansehung der Erkenntnisse und Handlungen bestimmen. — Endlich ist Material ein Hauptwort und bezeichnet den rohen, zur Anfertigung einer Arbeit nöthigen Stoff, zuweilen mit den dazu erforderlichen Werkzeugen, z. B. Schreibmaterialien u. A. In der Handelswissenschaft ist eine Materialhandlung eine Detailhandlung; daher auch Materialist und Materialwaaren. In der Kriegswissenschaft heißt Materialiendepot dasjenige Depot der Belagerer, wo alle zur Belagerung nöthigen Materialien aufbewahrt sind.

Mathematik nennt man gewöhnlich die Wissenschaft, welche die Größen zu bestimmen, d. h. zu messen oder zu berechnen lehrt, genauer genommen ist sie aber diejenige Wissenschaft, welche es mit den verschiedenen Formen der Größen zu thun hat, weshalb sie auch ganz passend Größenlehre genannt wird. Man unterscheidet eine reine und eine angewandte Mathematik, je nachdem man die Größen an sich oder noch mit andern Eigenschaften verbunden betrachtet. Die reine Mathematik ist als die Theorie, die angewandte als Anwendung der Theorie auf wirklich vorhandene Gegenstände zu betrachten. Die reine Mathematik zerfällt wieder in die Arithmetik (s. d.), wo die Zahlgrößen, und in die Geometrie (s. d.), wo die Raumgrößen behandelt werden. Zur angewandten Mathematik gehören alle Wissenschaften, welche von den Grundsätzen der reinen Mathematik ihre Bestimmung und Sicherheit erhalten, wenn sie auch auf anderm Boden fußen; so das Feldmessen (s. d.), Nivelliren (s. d.) und Markscheiden (s. d.), in den mechanischen Wissenschaften die Mechanik (s. d.), Dynamik (s. d.), Statik (s. d.), Hydraulik (s. d.), Hydrostatik, Aërometrie, Aërostatik ꝛc., in den optischen Wissenschaften die Optik (s. d.), Dioptrik (s. d.), Katoptrik (s. d.), Perspektive (s. d.), in den astronomischen Wissenschaften die Astronomie (s. d.) mit der Chronologie (s. d.) und Gnomonik (s. Gnomon). Die mechanischen, optischen und astronomischen Wissenschaften bilden zusammen die physisch-angewandte Mathematik.

Die wissenschaftliche Begründung der Mathematik ist wohl bei den Indiern und Aegyptiern zu suchen; die erste Ausbildung finden wir bei den Griechen. Thales, namentlich Pythagoras, Plato und Eudoxos bereicherten ihr Gebiet. Doch scheint es, als sei die Geometrie damals sorgfältiger angebaut worden als die Arithmetik. Das goldene Zeitalter der M. unter den Griechen war die Periode der alexandrinischen Schule v. Chr. Geb.:

Digitized by Google

Euklides, Archimedes, Hipparch, Appollonius ꝛc. Auch nach Chr. Geb. gab es tüchtige griechische Mathematiker: Pappus, Diophantus ꝛc. Unter den Römern hatte die M. nie sonderlichen Eingang gefunden; Vitruv, Manlius und Sulpicius Gallus sind die berühmtesten römischen Mathematiker. Dagegen betrieben die Araber vom 10. bis zum Ende des 12. Jahrh. die M. ausgezeichnet. Sie sind die Erfinder der Trigonometrie und Algebra; auch machten sie die noch jetzt gebräuchlichen Ziffern mehr bekannt. Mit der Wiederherstellung aller Wissenschaften fing auch die M. an wieder in Aufnahme zu kommen, vorzüglich von der Mitte des 13. Jahrh. an bis zum Ende des 16. Jahrhunderts. In diesem Zeitraume trifft man auf die Namen eines Alphonsus, Roger Bacon, Peurbach, Regiomontan, Cardan, Vieta, Byrg, Appian, Kopernikus, Tycho Brahe, Kepler u. A. m. Noch höher hoben sich sämmtliche mathematischen Wissenschaften im Laufe des 17. Jahrh., in dessen Zeit die Erfindung der Logarithmen, der Differential- und Integralrechnung fällt. Wem sind nicht Galilei, Descartes, l'Hospital, Cassini, Huyghens, Newton, Halley, Leibnitz, Jacob und Johann Bernoulli, Römer ꝛc. bekannt? Ferner blieb das 18. Jahrh. in der Ausbildung und Vervollkommnung nicht hinter seinen Vorgängern zurück. Es wurden die combinatorische Analysis, die Variations- und Derivationsrechnung erfunden. Die Hülfsmittel des mathematischen Studiums, gute Lehrbücher, zweckmäßigere logarithmische und andere Tafeln, vermehrten sich beträchtlich und unter den vielen Mathematikern dieser Zeit wollen wir nur die vorzüglichsten erwähnen: Nikolaus und Daniel Bernoulli, Euler, Maclaurin, Taylor, Bradley, Maskelyne, Moivre, Clairaut, d'Alembert, Lalande, Lagrange, Laplace, Monge, Wolf, Lambert, Tob. Mayer, Kästner, Hindenburg, Klügel, Bugge ꝛc. Endlich steht die M. jetzt, seit dem Anfange des 19. Jahrh., durch die Arbeiten eines Gauß, Olbers, Bessel, Littrow, Struve, Kries, Ohm, Abel, Crelle, Fourier, Poisson, Delambre, Mechain, Burckhardt, Oriani, Piazzi, Herschel, Schröter, Hansen, Burg, Legendre, Bohnenberger ꝛc. erweitert und ausgebildet, auf einer Höhe, zu der noch keine andere der menschlichen Erkenntnisse sich hat emporschwingen können; die mathematische Literatur ist außerordentlich reichhaltig geworden.

Mathematische Geographie, der erste der drei Theile, in welche gewöhnlich die gesammte Geographie zerlegt wird und die von der Gestalt und Größe unserer Erde handelt. Sie kann ohne astronomische Vorkenntnisse nicht wohl verstanden werden, sowie auch ihr die sphärische und sphäroidische Trigonometrie zum Grunde liegen. Zu den wichtigsten Gegenständen der math. G. gehören: 1) die Längen- und Breitenbestimmungen, entweder durch astronomische Beobachtungen oder durch geodätische Operationen; 2) die Längen- und Breitengradmessungen; 3) Pendelbeobachtungen; 4) die Entwerfung der generellen und speciellen Landkarten; 5) die Ausmittelung des Kubik- und Flächeninhalts der ganzen Erde, sowie der einzelnen Erdtheile und Länder ꝛc. Die math. G. der Alten war äußerst unvollkommen und ihre Erweiterung und Ausbildung hing ganz von der der Astronomie ab, daher sie erst in unsern Zeiten ihre größtmögliche Vollendung erhalten. In der Literatur der math. G. sind Bergmann, Scheibel, Ludolph, Bode, Kries, Schmidt u. A. gefeierte Namen.

Mathews, Charles, Sohn eines Londoner Buchhändlers, geboren am 28. Juni 1776, zeigte schon in früher Jugend, wo er sich unter Andern eine Sammlung von Perücken naiv-komischer Alten anlegte, viel Sinn für das Theatralische. Ohne große Vorbildung trat er, 17 Jahre alt, auf dem Theater zu Richmond mit so ausgezeichnetem Erfolge auf, daß er sich von der Zeit ausschließlich der Schauspielkunst widmete; von 1795—98 war er in Wales, 1798 in York, 1803 in London auf dem Haymarkettheater und 1804 bis 1809 auf der Drurylanebühne. In seinen seit 1818—22 gegebenen lustigen Abendvorstellungen hatte er immer ein gefülltes Auditorium; und 1822 ging er nach Amerika, wo er nicht so viel Beifall fand wie in Alt-England, aber die Gelegenheit benutzte, die Amerikaner zu studiren, die er nach seiner Rückkehr auf der engl. Bühne höchst ergötzlich darstellte. Im J. 1833 nöthigte ihn Kränklichkeit, sich von der Bühne zurückzuziehen. Zwei Jahre später starb er an seinem Geburtstage zu Plymouth, wo er einen Freund hatte

Digitized by Google

besuchen wollen. Seine Frau gab nach seinem Tode die „Memoirs of Charles M." (4 Bde., Lond. 1838) heraus.

Mathilde, Markgräfin von Toscana, geb. 1046, Tochter von Bonifaz III., Markgrafen von Toscana, und der Beatrix von Lothringen, berühmt durch ihren Eifer für die Partei des Papstes Gregor VII. und für die Kirche. Nach dem Tode ihres Vaters 1052 und ihrer Mutter, die während der Minderjährigkeit ihrer Tochter die Regierung verwaltet hatte, vermählte sie sich mit einem Verwandten, Gottfried dem Buckligen, Herzog Gottfried's des Bärtigen von Lothringen, Sohn und nach dessen Ermordung 1076 mit dem Herzoge Welf von Bayern, 1090, von dem sie sich bald darauf wieder scheiden ließ, 1095, und starb 1115 in ihrer Burg zu Reggio. Sie war eine der reichsten Fürstinnen damaliger Zeit, durch ihre italienischen Besitzungen; ihr gehörte ein Theil von der Mark Ancona, ganz Toscana, Parma, Modena, Piacenza, Mantua, Ferrara, Reggio, Spoletro, Verona, ein Theil von Umbrien u. v. a. Unter sechs Päpsten, Nikolaus III., Alexander II., Gregor VII., Victor III., Urban II., Paschalis II., immer treu der Kirche ergeben, setzte sie 1077, im Falle eines kinderlosen Ablebens, den Stuhl des heiligen Petrus zum Erben aller ihrer Besitzungen ein, weshalb nach ihrem Tode zwischen dem deutschen Kaiser, der die Güter als eröffnetes Reichslehen einziehen und zwischen dem Papste, der dem Testament zu Folge das Erbtheil in Beschlag nehmen, und zwischen dem Herzoge Welf, der als ehemaliger Gatte ein Näherrecht auf die Verlassenschaft haben wollte, sich ein Streit entspann, der Jahrhunderte lang dauerte, in den Kämpfen der Welfen und Ghibellinen (s. d.). Die Kirche behielt endlich doch den größten Theil des Vermächtnisses. Man hat in der letztern Zeit der M. den Vorwurf gemacht, mit den Päpsten, besonders mit Gregor VII., in unschicklichem Umgange gelebt zu haben; war sie, eine junge und schöne Fürstin, wirklich die Geliebte eines 70jährigen Greises, so war sie es aus Anhänglichkeit an die Kirche.

Mathuriner, s. Trinitarier.

Matrikel ist überhaupt eine Rolle, ein Verzeichniß der Genossen eines Standes oder einer Würde. Auf Universitäten ist Matrikel der vom Rector oder Prorector Jemandem ertheilte Schein zum Beweis, daß der Inhaber in das Verzeichniß akademischer Bürger aufgenommen (immatrikulirt) sei. Die Matrikel gewährte sonst Privilegien; man konnte sich ihrer statt eines Passes bedienen und sie vertrat in den Zeiten der mittelalterlichen Studentenwirthschaft alle übrigen zur Legitimation nöthigen Papiere. — Ehemals gab es auch eine Reichsmatrikel, in welche die Stände eingetragen waren und die zugleich den Matrikularansatz jedes Reichsstandes zu den allgemeinen Bedürfnissen bestimmte.

Matrize (besser Matrice, von matrix) ist bei Schraubenwerken die sogenannte Mutter oder das Mutterchen, in welches die Schraube eingedreht wird. Bei den Schriftgießern ist es die kupferne Form, worin die Lettern oder Buchstaben gegossen werden. In der Galvanoplastik bezeichnet man mit Matrize den ersten Kupferniederschlag, welcher auf einem zu copirenden Originale gemacht wird und nachher als Form für die nachfolgenden Niederschläge dient. Hier tritt der Fall ein, z. B. bei den Copien von gestochenen Kupferplatten, daß die Matrize eine erhabene Form bildet.

Matrosen nennt man die Seeleute, welche unter dem Befehle des Schiffführers oder Steuermanns ein Schiff bemasten, betakeln, beladen oder stauen, über See führen und entlöschen und auf der Reise alle Reparaturen am Tauwerk und Segeln besorgen. Ein befahrener Matrose muß steuern und rudern (rojen) können und nüchtern, verständig, gehorsam und entschlossen in Gefahren sein.

Matter, Jacques, Generalinspector der Universität zu Paris, wurde zu Alteckendorf in Elsaß am 31. Mai 1791 geboren, Anfangs vom Vater zum Advocaten, von der Mutter zum geistlichen Stande bestimmt. In Folge der letztern Bestimmung, welche in dem häuslichen Rathe durchdrang, kam M. im 15. Jahre trefflich vorbereitet auf das von Oberlin geleitete Gymnasium zu Straßburg, ging im folgenden Jahre zur dasigen protestantischen Akademie über und erhielt, nachdem er sich die akademischen Grade erworben hatte, eine Anstellung an dem Gymnasium, dessen Schüler er gewesen war. Doch nach tieferen

Digitized by Google

Kenntnissen begierig, ging er erst nach Göttingen, wo er juristische, philologische und staatswissenschaftliche Vorlesungen hörte, und von da nach Paris, wo seine Arbeit über die Alexandrinische Schule (Essai historique sur l'Ecole d'Alexandrie, Paris 1820) 1817 den Preis von der Akademie erhielt und ihn den französischen Gelehrten bekannt machte. Royer-Collard verschaffte ihm 1829 durch Guizot einen historischen Lehrstuhl an einem der Collegien Straßburgs; nach zwei Jahren erhielt er die Direction desselben und die Professur der Geschichte an der protestantischen Akademie in Straßburg. Eine andere von der Akademie gekrönte Preisschrift erwarb ihm die Ernennung zum Inspector der Akademie, und 1832 ernannte ihn Guizot zum Generalinspector der Universität zu Paris, d. h. des ganzen höheren Unterrichtswesens in Frankreich. Bei allen seinen vielen Berufsarbeiten hat M. noch Muße gefunden, literarisch sehr thätig zu sein. Während seines Aufenthaltes in Straßburg schrieb er seine „Histoire générale du christianisme et de la société chrétienne, considérée principalement dans ses institutions et ses doctrines" (4 Bde., 2. Aufl., Par. 1838) und „Histoire critique du gnosticisme et de son influence sur les sectes religieuses et philosophiques des six premiers siècles de l'ère chrétienne" (3 Bde., Par. 1828, deutsch von Dörner, Heilbronn 1833) ferner „De l'influence des moeurs sur les lois et de l'influence des lois sur les moeurs" (Par. 1832, deutsch von Buß, Freib. 1833), welche letztere Schrift von der Akademie den außerordentlichen Preis von 10,000 Fr. erhielt und ihm das Generalinspectorat eintrug. Während der letztern schrieb er noch seine „Histoire des doctrines morales et politiques des trois derniers siècles" (3 Bde., Par. 1837), „Le visiteur des écoles" (2. Aufl., Par. 1838), „L'instituteur primaire" (Par. 1832), „Manuel de l'histoire grecque" (Par. 1839), „Manuel des écoles primaires, moyennes et morales" (Par. 1833) ꝛc.

Matthäi, Johann Gottlob, geb. zu Meißen, Bildhauer und Inspector des einst Rafael Mengs gehörigen und nach dem Tode desselben vom damaligen Kurfürsten von Sachsen gekauften und den 1. Mai 1795 in Dresden eröffneten Gypskabinets. Seine Werke sind zwar fleißig aber nicht von der Bedeutung wie die seines Sohnes Friedrich, geb. am 4. März 1777 zu Dresden, ein Bildniß- und Geschichtsmaler, wurde von seinem Vater und, 1796 zum Pensionär der Dresdener Akademie im Fache der Historienmalerei aufgenommen, von Casanova gebildet, studirte die Kunst in Wien unter Füger, ging nach Italien, wo er in Florenz 1803 den ersten Preis in der historischen Malerei und die Ehrenmitgliedschaft der dortigen Akademie erhielt, von da nach Rom, kehrte gegen 1808 wieder nach Dresden zurück und wurde 1809 Professor an der dortigen Malerakademie und erster Inspector der königlichen Gemäldegallerie. An seinen zahlreichen Werken wird richtige Zeichnung, gutes Colorit, kunstgemäße Composition, Beleuchtung und Ausdruck gelobt. Ausgezeichnet kann man seine Wirksamkeit als Lehrer nennen, sowohl in als außer der Akademie; besonders ging seine Lehrthätigkeit auf eine sorgfältige Anleitung zur richtigen Zeichnung. Steinla der Kupferstecher und der Maler Veit in Frankfurt am Main sind unter Andern Specialschüler von ihm. Er starb im Oct. 1845 auf einer Reise nach Wien, ist aber in Dresden beerdigt.

Matthäus, der Evangelist, bis zu seiner Berufung zum Apostel Zolleinnehmer am See Tiberias. Von seinen Lebensumständen ist das Wahrscheinlichste, daß er am meisten in Palästina und den nahe umher liegenden Ländern für die Ausbreitung des Christenthums gewirkt hat. Alle Zeugnisse stimmen darin überein, daß er sein Evangelium in der palästinensischen Landessprache geschrieben habe; wann? und wo? war schon zu Hieronymus' Zeiten unbekannt. Da sich im Evangelium Spuren eines früheren und späteren Ursprungs finden, so nehmen wir an, daß die erste Ausgabe nicht nach 50 n. Chr., die griechische Umarbeitung nach 60 n. Chr., vor Zerstörung Jerusalems, erfolgt sei. Daß dasselbe zunächst für Judenchristen bestimmt war, zeigen z. B. die Stellen, welche den Zweck der Sendung Jesu zunächst nur auf die Juden beschränken, die Drohung, daß das Reich Gottes von

Digitized by Google

ihnen genommen werden solle. M. enthält mehrere Anklänge vom jüdischen Partikularismus.

Matthesius, Johann, ein durch Förderung der Reformation und des Schulunterrichts zu Luther's Zeit vielfach verdienter Mann, geb. 1504 zu Rochlitz, studirte zu Ingolstadt und später zu Wittenberg Theologie, lebte dann eine Zeit lang als Lehrer zu Altenburg, von wo er 1532 als Rector der Schule nach Joachimsthal kam. Im Jahre 1540 legte er diese Stelle nieder, lebte einige Zeit zu Wittenberg, kehrte dann als Prediger nach Joachimsthal zurück und führte hier die Reformation ein. Er starb hier 1568. Sein größtes Verdienst ist seine Verbesserung der Schulen, so weit seine Wirksamkeit reichte. Von seinen Schriften haben nur folgende Werth: „Sarepta oder Bergpostille" (Nürnb. 1562 u. öfter, zuletzt Freib. 1679, 4.); „Historie von Dr. M. Lutheri Anfang, Lehre, Leben und Sterben, in 27 Predigten" (sehr oft gedruckt, zuletzt Leipzig 1806; im Auszuge Berlin 1817, 4.).

Matthiä, Friedrich Christian, geb. zu Göttingen 1763, studirte daselbst Philologie, wurde 1787 in Neuwied Lehrer des Griechischen und Lateinischen, 1789 Director am Grünstädter Gymnasium, 1798 an der Mainzer Centralschule Professor der alten Literatur, kam dort 1800 in den Municipalrath, das Jahr nachher in das Conseil général du départ. Mont-Tonnèrre, war 1802 abermals Director in Grunstadt, 1804 Professor und 1806 Rector am Gymnasium zu Frankfurt a. M., 1812 Oberschul- und Studienrath und starb 1822. Schriften: Seneca's Briefe (2 Bde., Frankf. a. M. 1808). Besondere Ausgaben; Dionysius Orb. terr. descriptio, Festus Avienus, Arati Phaenomena, des Gregorius von Cypern Selbstbiographie, Beiträge zu Beckmann's und Heyne's Ausgabe des Aristot. de mirabill. ausc. u. A.

Matthiä, Aug. Heinr., Bruder des Vorigen, geb. 1769 zu Göttingen, einer der tüchtigsten und fleißigsten Philologen neuester Zeit, war zu Göttingen gebildet, ging 1789 als Inspector nach Amsterdam, und gewann dort durch die 1802 unter dem Titel: „Versuch über die Verschiedenheit in den Nationalcharakteren" erschienene Schrift, den 1797 von den Curatoren des Stolpe'schen Legats in Leyden ausgesetzten Preis; 1798 ward er Lehrer an einer französischen, von dem Emigranten Mounier gestifteten Erziehungsanstalt zu Belvedere bei Weimar, seit 1801 Doctor der Philosophie und Director des Gymnasiums zu Altenburg, 1808 Kirchen- und Schulrath und starb am 6. Jan. 1835. Von seinen Schriften nennen wir: „Ueber Philosophie der Geschichte in drei Büchern" (Aus dem Ital. des Abbate Bertola. Neuwied 1789); „Lehrbuch für den ersten Unterricht in der Philosophie" (2. Ausg., Lpz. 1827); „Commentatio de moribus ac momentis, quibus virtus nullo religionis praesidio munita sese commendare ac tueri possit" (Gött. 1789, 4., gekrönte akademische Preisschrift); „Grundriß der römischen und griechischen Literatur" (Jena 1822); „Entwurf einer Theorie des lateinischen Styls" (Lpz. 1826); „Observatt. critt. in Tragicos, Hom., Apoll., Pind." (Gött. 1789); „Miscellanea philologica" (2 Bde., Lpz. 1803—4); „Homeri Hymni et Batrachomyom." (2 Bde., Lpz. 1805); „Ausführliche griechische Grammatik" (2. Ausg., 3 Bde., Lpz. 1825—26, ins Englische von Blomfield, ins Italienische von Veyron übersetzt; „Euripidis tragoediae et fragm." (9 Bde., Lpz. 1813—29); „Ciceronis Epistolae selectae ac temp. ordine dispositae" (2. Ausg., Lpz. 1825); „Ciceronis orationes VII." (2. Ausg., Lpz. 1826). Unter mehreren andern Schriften und Aufsätzen in Ruperti's und Schlichthorst's „Magazin" und in Wolf's „Analekten", „Museum", ist besonders eine Anzahl Programme höchst schätzbar: wie „De usu futuri exacti Latinorum", „De anacoluthis", „De ratione mythologiae tractandae" u. a.

Matthias, deutscher Kaiser, 1612—19, geb. am 24. Febr. 1557, war der vierte Sohn des Kaisers Maximilian's II. und erhielt unter dem Augen seines Vaters in Deutschland durch den geistvollen und gelehrten Diplomaten Busbecq (s. d.) eine sehr zweckmäßige Erziehung und Bildung. Bei seinem regen Thätigkeitstriebe fühlte er doppelt die Pein durch seinen argwöhnischen Bruder von der Theilnahme an Regierungsgeschäften

ausgeschlossen zu sein. Als daher beim Beginn des Aufstandes der Niederlande eine Partei unter den niederländischen Großen, die dem zu weit greifenden Ansehen des Prinzen von Oranien ein Gegengewicht setzen wollte, ihn einlud, zur Rettung der katholischen Religion und der habsburgischen Herrschaft in jenen Provinzen sich an die Spitze zu stellen, ergriff er diese Gelegenheit, die sich seinem Ehrgeize darbot, mit Freuden und ging 1577 heimlich in die Niederlande. Bei seiner Ankunft erhielt er den Titel und die Huldigung als Souverän, legte aber, als er sah, daß er neben dem Prinzen von Oranien keinen Einfluß gewinnen könne, 1580 seine Würde nieder, erhielt vom Könige Philipp II. und von seinem Bruder durch die Vermittelung seiner Mutter Verzeihung und lebte nun aufs Neue in geschäftsloser Zurückgezogenheit. Erst als sein älterer Bruder, der Erzherzog Ernst, 1595 gestorben war, vertraute ihm Rudolf, den seine Neigung in Prag fesselte, die Statthalterschaft in Oesterreich an. Seit seinem Aufenthalt in den Niederlanden war er gegen den Protestantismus mit Groll erfüllt und als er zugleich von dem Wiener Cardinalbischof Klesel (s. d.) gereizt wurde, erwies er sich in dieser Stellung den Protestanten äußerst ungünstig, rieth seinem Bruder, die von dem vorigen Kaiser ertheilten Religionsconcessionen in Oesterreich aufzuheben und hinderte wenigstens, da dieser darauf nicht einging, die weitere Ausdehnung derselben, welche die Stände beantragt hatten. Als er hierauf, in Folge einer Verabredung mit seinen Brüdern und Vettern, förmlich zum Hauptregenten und Schutzherrn ihres Hauses ernannt worden war, zog er zu Felde gegen die Ungarn, die in Folge der sorglosen und verkehrten Regierungsweise des Kaisers Rudolf unter dem Magnaten Stephan Botskai einen Aufstand erregt und die Türken zu Hülfe gerufen hatten und schloß mit ihnen am 23. Juni zu Wien und mit den Türken am 11. Nov. 1606 Frieden, wodurch die innere und äußere Ruhe wiederhergestellt wurde. Bald darauf machten ihn einzelne Maßnahmen seines Bruders wegen der Erbfolge mißtrauisch. Er nöthigte daher denselben, ihm im Juni 1608 Mähren, Oesterreich ob und unter der Ens und Ungarn abzutreten und die Nachfolge in Böhmen zuzugestehen, mußte aber auch den Protestanten, für den Beistand, welchen sie ihm hierbei geleistet hatten, erweiterte Religionsfreiheiten bewilligen, während zugleich der Kurfürst von Sachsen, der die Rolle eines Vermittlers zwischen den beiden Brüdern übernommen hatte, ihn dahin brachte, sich dem Einflusse der Jesuiten zu entziehen. Inzwischen war Kaiser Rudolf auch mit seinen böhmischen Unterthanen in Händel gerathen. Vergebens suchte er sie 1609 durch Bewilligung des Majestätsbriefes und durch Zusicherung freier Religionsübung zu beruhigen. (S. Calixtiner.) Als er aus Haß gegen seinen Bruder M. dem Erzherzog Leopold den böhmischen Thron zuzuwenden suchte, wendeten sich die Böhmen, die sich durch dieses Beginnen bedroht glaubten, an M., der alsbald mit einem Heer erschien und seinen Bruder zwang, ihm auch Böhmen, Schlesien und die Lausitz am 11. April 1611 abzutreten. M. vermählte sich jetzt am 4. Dec. 1611 mit Anna, der Tochter seines Oheims, des Erzherzogs Ferdinand und wurde, als Rudolf bald darauf starb, am 24. Juni 1612 von den Kurfürsten einstimmig zum Kaiser gewählt. In der Wahlcapitulation mußte er versprechen, daß er kein fremdes Kriegsvolk im Reiche dulden und die Rheinschifffahrt gegen die Holländer sichern wolle. Seine Regierung aber war keineswegs glücklich. Die bisher im Reiche und den österreichischen Ländern nur insgeheim thätige und gehässige Wirksamkeit der Glaubensparteien gegen einander dauerte nicht nur fort, sondern bildete sich sogar unter der Form zweier Verbindungen, der Union und der Liga, zu festen, einander öffentlich entgegenwirkenden Gewalten aus. Vergebens versuchte der Kaiser auf Klesel's Rath Anfangs die Leitung der Liga von Bayern an Oesterreich zu bringen und da dies nicht gelang, die Bündnisse zu vernichten. Als er durch einen Machtspruch am 3. Apr. 1617 dieselben aufheben wollte, achtete weder der eine noch der andere Theil auf seinen Befehl. Auch die türkische Macht, im Besitze des größten Theils von Ungarn und der Hauptstadt des Königreichs drohte mit einem Angriffe. Die Umstände wären gerade jetzt günstig gewesen, die Türken zu vertreiben und Siebenbürgen wieder zu erobern. Da aber die Reichsstände wie die Abgeordneten seiner Erbländer die zur erfolgreichen Führung eines Krieges erforderlichen Mittel versagten, sah sich M. genöthigt, 1615 mit den

Digitized by Google

Feinden unter leidlichen Bedingungen auf 20. Jahre Frieden zu schließen. Bald erregte er auch bei den Protestanten in seinen Erbländern, durch Gestattung der ungerechten Uebergriffe, welche die hohe Geistlichkeit dem Majestätsbriefe zuwider sich erlaubte, eine Unzufriedenheit, die noch stärker und allgemeiner wurde, als er zu kränkeln anfing, die Regierungsgeschäfte vernachlässigte und endlich, auf Andringen der übrigen Glieder des österreichischen Hauses, den bigoten Erzherzog Ferdinand, nachmaligen Kaiser Ferdinand II. (s. d.), 1617 zum Könige von Böhmen und 1618 zum Könige von Ungarn krönen ließ. Nicht sobald hatte daher die Geistlichkeit in Böhmen sich neuer Verletzungen des Majestätsbriefes schuldig gemacht, als hier, während der Abwesenheit M.'s zur Krönung Ferdinand's in Presburg, am 23. Mai 1618 eine offene Empörung ausbrach, welche weder des Kaisers milde Abmahnungsschreiben, noch auch, nach der von Ferdinand bewirkten Entfernung des zur Friedenspolitik geneigten Cardinalsministers Klesel, die Ergreifung kriegerischer Maßregeln zu dämpfen im Stande war. Die Böhmen, um ihr Schicksal besorgt, griffen zu den Waffen, stellten den Grafen von Mansfeld an ihre Spitze und hatten schon mehrere bedeutende Vortheile über das kaiserliche Heer erfochten, als der Kaiser am 20. März 1619 mitten in dieser Bedrängniß starb. M. besaß mehr Ehrgeiz als Fähigkeit, mehr guten Willen als Entschlossenheit und Kraft. Durch seine schwankende, unsichere Regierungsweise machte er sich sehr bald alle Parteien abgeneigt, verlor den Einfluß auf sie und verschuldete so das Unglück des dreißigjährigen Krieges (s. d.), welches unter ihm über Deutschland hereinbrach.

Matthias Corvinus, der Große, König von Ungarn und Herzog in Schlesien, Johann Hunyades Sohn, geb. 1443, wurde, da er nach dem Tode seines Vaters von dessen Feinden in Böhmen gefangen gehalten, aus dem Kerker durch die Wahl der ungarischen Großen zum Thron den 14. Jan. 1458 berufen. Freilich erzwang Michael Ziloggi von Horogzeg, des M. Mutterbruder, die Wahl desselben von den Reichsständen mit einem starken Kriegsheere. So jung auch noch M. war, so übernahm er doch sogleich selbst die Regierung, dämpfte zuerst die gegen ihn gerichteten Empörungen, und da die Ungarn dem Kaiser Friedrich III. das Reich antrugen, richtete er seine Waffen gegen diesen, schloß mit ihm zuerst einen Waffenstillstand und nach einigen Jahren (1463) den völligen Frieden. Kaiser Friedrich lieferte die sogenannte heilige Krone wieder aus, welche gegen 20 Jahre in fremden Händen gewesen war und M. wurde mit derselben gekrönt. Unterdessen waren die Türken in Ungarn eingefallen; er wendete nun die Waffen gegen diese, nahm ihnen Bosnien (1463), behauptete die Wallachei und Bulgarien und blieb durch sein errichtetes Fußvolk und stehendes Heer (1465) furchtbar. Er würde sie aber noch mehr haben beschränken können, hätte er seine Waffen, statt gegen Oesterreich und, treulos gegen seinen alten Freund, Wohlthäter und Schwiegervater, den König von Böhmen, Georg Podiebrad, gegen sie gewendet. Der Papst hatte nämlich diesen mit dem Banne belegt und bot dessen Königreich, wozu auch Mähren, Schlesien und die Lausitz gehörten, dem M. an. Dieser bemächtigte sich auch dieser Länder (1468—78), siegte gegen Polen und eroberte, da der Krieg mit Friedrich III. wieder ausgebrochen war, selbst Wien und einen Theil Oesterreichs. Seine Hoffnung aber König von Böhmen zu werden, wurde auch nach Georg's Tode nicht erfüllt. Die Böhmen wählten Wladislav VI., einen polnischen Prinzen. M. starb 1490 zu Wien und hinterließ nur einen Sohn, Johann Corvinus, den er offenbar zu seinem Thronfolger ausgebildet und vorbereitet hatte, der aber nicht gewählt wurde. Die Wahl fiel auf Wladislav VII. König von Böhmen. M. gab viele weise Gesetze, unter denen das sogenannte große Decret von 1485 das wichtigste ist. Staatsmann, Gesetzgeber und Feldherr in dem größten Maße, war er auch Freund und Beförderer der Wissenschaften, erneuerte die Universität Ofen, errichtete daselbst eine der ansehnlichsten und trefflichsten Bibliotheken und legte die erste Sternwarte und eine Buchdruckerei an.

Matthisson, Friedrich von, würtembergischer geheimer Legationsrath und Oberbibliothekar, unter den Deutschen der ansprechendste Landschaftsdichter, war der Sohn eines Predigers zu Hohendodeleben bei Magdeburg, und wurde daselbst 1761 am 23. Jan. geb.

Der frühe Tod seines Vaters und das stille beschauliche Leben auf dem Lande mögen in dem empfänglichen Knaben die ersten Keime für die Landschaftsmalerei und empfindsame Betrachtung geweckt haben. Von einem verwandten Prediger zu Krakau bei Magdeburg erzogen, kam er 1773 auf die Schule zu Klosterbergen und besuchte 1778—81 die Hochschule zu Halle, um Theologie zu studiren. Darauf wurde er Lehrer am Philanthropin zu Dessau, verließ diese Stelle bald wieder und ging als Hauslehrer der Gräfin Sievers nach Altona, mit seinen Zöglingen 1785 nach Heidelberg, 1786 nach Manheim, und wegen Kränklichkeit im Herbst 1787 nach Nyon. Hier verlebte er im Hause Bonstetten's, den er in Heidelberg kennen gelernt hatte und im Umgange mit Bonnet schöne Tage, die ihm seine verlorne Heiterkeit wiedergaben, ging erst 1789 nach einem Aufenthalte von zwei Jahren, als Hauslehrer des Banquiers Scherer nach Lyon, machte daselbst die Bekanntschaft mit Friederike Brun und Salis und lebte bald hier, bald auf dem Landsitze Grandelos am Genfersee, wo er das schöne Gedicht: „Der Genfersee" verfertigte. Nachdem ihn 1794 Frankreichs Gräuel von hier in die Heimath getrieben hatten, ward er Lector und Reisegefährte der regierenden Fürstin von Anhalt-Dessau und reiste 1795—96 mit dieser und Friederike Brun durch Italien, hielt sich längere Zeit in Rom und Neapel, 1799 im südlichen Tyrol und nördlichen Italien, 1801 und 1808 in der französischen Schweiz auf, wurde 1809 von dem König von Würtemberg geadelt, 1812 nach dem Tode seiner Gönnerin in dessen Dienste gezogen und Geheimer Legationsrath, Oberbibliothekar und Ritter des Civilverdienstordens. Er lebte in Stuttgart bis 1819, wo er mit dem Herzoge Wilhelm von Würtemberg nach Italien ging und längere Zeit in Florenz verweilte, erhielt 1825 das Ritterkreuz der würtembergischen Krone und starb am 12. März 1831 zu Wörlitz, wohin er sich seit 1824 gewendet hatte. Was den Werth und das Eigenthümliche seiner Gedichte betrifft, deren erste Sammlung 1787 zu Manheim erschien, so verweisen wir auf Schiller's treffliche Beurtheilung in dessen Werken (Bd. 8, Abthlg. 2, S. 119 u. f. der Octav-, und Bd. 18, S. 472 u. f. der Sedezausgabe) und nennen als einige der schönsten: „Das Mondscheingemälde"; „Der Genfersee"; „Abendlandschaft"; „Der Alpenwanderer"; „Die Alpenreise"; „Elegie in den Ruinen eines Bergschlosses"; „Adelaide". In ungebundener Sprache hat er „Erinnerungen" (8 Theile, Zürich 1810—15) hinterlassen, die zuerst in 2 Bänden (Zürich 1795) unter dem Titel: „Briefe" erschienen. Eine Ausgabe letzter Hand kam zu Zürich (1825 in 6 Bdn.) heraus. S. seine Selbstbiographie in den „Zeitgenossen" (Bd. 1, Abthlg. 4.).

Maturitätsprüfung, Abgangs- oder Abiturientenprüfung nennt man diejenige Prüfung auf höheren Schulen, durch welche ermittelt werden soll, ob ein Schüler nach vollendetem Schulcursus diejenige Bildung erlangt hat, welche zum Uebergange auf die Universität oder in einen praktischen Lebensberuf erforderlich ist. Erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. wurden die Anforderungen an die von den Gymnasien auf die Universitäten abgehenden Schüler genauer bestimmt und besondere Maturitätsprüfungen angeordnet. Eins der ersten, wo nicht das erste Abiturientenreglement war das in Preußen vom 22. Dec. 1788, an dessen Stelle unter dem 12. Oct. 1812 ein neues verbessertes trat. Zufolge des letztern wurde eine mehr gleichmäßige encyklopädische Bildung in den allgemeinen Schulwissenschaften nicht zur unumgänglichen Bedingung für die Maturität gemacht, sondern es genügte auch schon die Vertrautheit mit einer der Hauptrichtungen des Wissens, wodurch der natürlichen Anlage und der Neigung des Schülers freier Spielraum blieb. Mehrere der Bestimmungen dieses Reglements wurden durch besondere Verordnungen später modificirt, namentlich unterm 11. Dec. 1828 die Anforderungen im Griechischen, bis endlich unter dem 4. Juni 1834 ein neues Maturitätsprüfungsreglement publicirt wurde, welches von dem frühern in wesentlichen Punkten abweicht. Als Zweck der M. wird aufgestellt, auszumitteln, ob der Abiturient den Grad der Schulbildung erlangt habe, welcher erforderlich ist, um sich mit Nutzen und Erfolg dem Studium eines besondern wissenschaftlichen Faches widmen zu können. Die bisher gebräuchlichen drei Censurgrade wurden zwar abgeschafft und der Abiturient sollte nur für reif oder nicht reif erklärt werden; doch wurden

Digitized by Google

jene Censurgrade dadurch gewissermaßen wiederhergestellt, daß bei der Reife drei Stufen unterschieden, mit A, B und C bezeichnet und daß unter B auch Diejenigen, die im Deutschen und Lateinischen zwar den Anforderungen genügen und außerdem in den beiden alten Sprachen oder in der Mathematik bedeutend mehr als das Geforderte leisten, wenn sie auch in den übrigen Fächern das Erforderliche nicht leisten, unter C aber bei vorgerücktem Alter und bei vermuthlichem Vortheil für den Staatsdienst auch Diejenigen für reif erkannt werden sollen, welche im Deutschen, Lateinischen und in noch zwei andern Gegenständen das Erforderliche leisten. Die Geschichte wurde aus der Reihe der Hauptfächer gestrichen. Die Anforderungen im Deutschen wurden, wenigstens äußerlich, gesteigert, im Griechischen, Lateinischen und Französischen ermäßigt. Als neue Prüfungsgegenstände kamen hinzu philosophische Propädeutik und Religion. Die schriftlichen Arbeiten wurden leichter gemacht, die mündliche Prüfung durch ihren Umfang etwas schwieriger, durch Ermäßigung einiger wichtiger Anforderungen im Ganzen aber auch leichter. Das neue Reglement forderte mehr eine formale, allgemeine encyklopädische Bildung, sicherte der rein philologischen und mathematischen Bildung ein Uebergewicht und hatte die allgemeine Gleichheit aller Gymnasien des Landes zur Folge. Wie überhaupt das Gymnasialschulwesen Deutschlands, besonders des nördlichen, schon seit dem Jahre 1817 sich mehr oder weniger nach dem Muster des preußischen umgestaltet hat, so wurden auch die Maturitätsprüfungen nach und nach bei allen deutschen Gymnasien eingeführt, z. B. 1820 (umgeändert 1828 und 1834) in Kurhessen, 1826 in Braunschweig, 1827 in Oldenburg, 1829 in Hanover und im Königreiche Sachsen (hier 1831 erneuert), 1832 im Großherzogthum Hessen, 1833 in Mecklenburg, 1834 in Würtemberg und die Anforderungen im Ganzen meist nach den preußischen bemessen.

Auch bei den höhern Bürger- und Realschulen in Preußen wurden unter dem 8. März 1832 durch eine vorläufige Instruction Maturitätsprüfungen angeordnet und der Zweck derselben dahin bestimmt, denjenigen Jünglingen, welche den Unterricht in einer vollständigen höhern Bürger- und Realschule genossen haben und mit genügenden Kenntnissen aus derselben entlassen werden können, die bisher an den Besuch der obern Classen der Gymnasien geknüpfte Berechtigung zum Eintritt in den einjährigen freiwilligen Militärdienst, in das Post-, Forst- und Baufach und in die Bureaux der Provinzialbehörden zuzusichern, den Aeltern und Vormündern eine zuverlässige Benachrichtigung über den Bildungsstand des zu entlassenden Zöglings zu gewähren, um darnach zu ermessen, ob er zum Eintritt in die für ihn bestimmte Laufbahn gehörig befähigt sei; endlich den Schulen eine Gelegenheit zu geben, sich über ihre Leistungen vor den ihnen vorgesetzten Behörden auszuweisen, durch den günstigen Erfolg sich in dem Vertrauen des Publikums zu befestigen und in den Lehrern wie in den Schülern den würdigen Eifer für die Erreichung eines bestimmten Ziels lebendig zu erhalten. Im Jahre 1841 erlitt diese Instruction durch zwei Ministerialverfügungen wesentliche Abänderungen. Nach der einen vom 2. Juni wurde die Berechtigung zum einjährigen Militärdienste nicht mehr von einem Maturitätszeugnisse, sondern von der Reife für die oberste Schulclasse abhängig gemacht und in der vom 30. Oct. wurde bestimmt, daß bei Mangel hinreichender Befähigung in der lateinischen Sprache ein Zeugniß der Reife nicht ertheilt werden solle. Bei den Real- und höhern Bürgerschulen, in andern deutschen Staaten, einzelne Anstalten vielleicht ausgenommen, sind bis jetzt ähnliche Maturitätsprüfungen nicht angeordnet worden und man kann dies schwerlich bedauern, da gegen die Maturitätsprüfungen überhaupt, sowohl an Gymnasien als an Realschulen, gewichtige Bedenken erhoben werden können. Diese Prüfungen sind hervorgegangen aus der falschen Ansicht, daß gehäufte Controle und Examina das sicherste Mittel seien, den Bildungsstand eines Schülers kennen zu lernen. Sie dienen aber nur dazu, dem blos äußern Wissen ein unstatthaftes Uebergewicht zu verschaffen, das Augenmerk von der tiefern, namentlich von der Charakterbildung, abzulenken und einem äußern Ehrgeize Nahrung zu geben, welcher nachtheiligen Einfluß auf die sittliche wie die körperliche Gesundheit der jungen Leute auszuüben geeignet ist. Ueberhaupt sind Maturitätsprüfungen ein sehr unsicheres Mittel, den

Digitized by Google

Stand der Schulbildung eines jungen Menschen zu ermitteln, weil sie doch nur Einzelnes aus dem Kreise des Schulwissens herausheben und nur eine kürzere Zeit in Anspruch nehmen können. Den Angehörigen der Schüler kann auf geeignetere Weise Nachricht über den Bildungsstand der Schüler zugehen und die Schule hat außerdem Gelegenheit genug, über ihre Leistungen vor den vorgesetzten Behörden und dem Publikum sich auszuweisen. Die Reife oder Nichtreife eines Schülers vermag das Lehrercollegium einer Anstalt auch ohne M. richtiger zu beurtheilen und dieses Urtheil wird bei stattfindenden Maturitätsprüfungen immer als letzte Norm gelten; deshalb dürfte es besser sein, die Maturitätsprüfungen, wie sie jetzt bestehen, ganz fallen zu lassen und sie nur für die Fälle beizubehalten, wo das Lehrercollegium selbst über die Reife eines Schülers zweifelhaft oder sehr getheilter Ansicht ist. Die Zulassung zu diesen ausnahmsweisen Maturitätsprüfungen müßte billigerweise auch denjenigen Schulern gestattet werden, die zwar das Lehrercollegium für nicht reif hält, die aber den Cursus in der obersten Classe durchgemacht haben. Durch eine solche Einrichtung würde dem sehr bedenklichen Umstande entschieden entgegengewirkt, daß jetzt die Primaner der Gymnasien, zum Theil auch der Realschulen, fast nur für die Maturitätsprüfung arbeiten.

Matuta, die Göttin der Frühe, war ursprünglich eine altital. Gottheit, mit welcher man sowohl die griechische Leukothea als die Albunea vermengte. Die Sagen und der Cultus der Ino-Leukothea gingen auf sie über. Die Frauen führten auch in Rom eine Sclavin in den Tempel der Göttin, schlugen sie mit Ruthen und trieben sie dann fort. Ferner nahmen die das Fest der Göttin (Matralia) feiernden Mütter ihre Schwesterkinder auf den Arm und begingen Feierlichkeiten, die sich auf die Leiden der Ino um den Dionysos, den Sohn ihrer Schwester Semele bezogen. Der König Servius Tullius weihte der M. einen Tempel, welchen Camillus widerherstellte.

Maubeuge, eine Stadt im Departement des Nordens in Frankreich, liegt an beiden Ufern der Sambre und ist als starke Festung bekannt, die in Form eines unregelmäßigen bastionirten Siebenecks unter Ludwig XIV. von Vauban gebaut wurde. Sie hat ungefähr 6000 Einw., die sich mit Fabrikation von Tuch, Fayence, Eisenwaaren und Quincailleriesachen beschäftigen. Auch ist daselbst eine königliche Gewehrfabrik.

Mauerbrecher, Sturmbock, eine Kriegsmaschine, die in den frühesten und früheren Zeiten bei Belagerungen die Stelle unseres groben Geschützes vertrat. Der M. bestand aus einem starken, an dem einen Ende mit einem eisernen Widderkopf versehenen, Balken, der unter einer Art von beweglicher Gallerie in Stricken oder Ketten hing und gewöhnlich mit naßgemachtem Leder bedeckt war, damit er nicht vom Feuer ergriffen und verbrannt werden könne. Ungefähr 100 Mann, durch die über demselben befindliche Gallerie vor den feindlichen Pfeilen und Steinen geschützt, schoben denselben an die Mauer und bewegten ihn mit möglichster Kraft und in wiederholten Stößen gegen dieselbe. Die Belagerten hingen gewöhnlich an den Ort, auf welchen er stieß, mit Wolle oder Stroh angefüllte Säcke, oder suchten den Widderkopf mit großen Zangen zu fassen, um ihn in die Höhr zu ziehen und so unwirksam zu machen.

Mauguin, François, einer der berühmtesten parlamentarischen Redner Frankreichs, wurde am 28. Febr. 1785 zu Dijon geboren, wo sein Vater Procurator beim Parlamente war. Zum Advocatenstande bestimmt, machte er in Paris seine Rechtsstudien und zeichnete sich in der praktischen Laufbahn, die er nach ihrer Vollendung ergriff, durch Scharfsinn, Geist und Beredtsamkeit so aus, daß er 1815 bereits zu den angesehensten Anwälten gerechnet wurde. M. führte mehrere Processe, in denen es galt, die liberale Meinung gegen den Druck der Regierung zu vertreten; sein Ruf als Advocat stieg immer mehr und obgleich er 1819 seiner geschwächten Gesundheit wegen die Ausübung seines Berufes auf längere Zeit aussetzen mußte, hatte sein Ansehen nichts verloren, als er nach fünf Jahren von Neuem vor Gericht auftrat. Im J. 1827 bewarb er sich um einen Sitz in der Deputirtenkammer und zwei Wahlcollegien, das von Beaune und das von Noyon, wählten ihn. Er entschied sich für das erstere, das er seitdem fortdauernd in der Kammer vertreten hat. In der Kam-

Digitized by Google

mer gehörte er zu den Vorkämpfern der Volksfreiheit, in der Seſſion des Jahres 1828 trug er beſonders dazu bei, die Mittel aufzudecken, durch welche das Miniſterium die Wahlen in ſeinem Sinne zu leiten ſuchte; er unterſtützte jeden freiſinnigen Antrag und überſchritt bei Gelegenheit der berühmten Adreſſe der 221 ſo ſehr die Schranken, daß der Präſident, Royer-Collard, ihm das Wort entziehen mußte. Er gehörte zu den einflußreichſten Mitgliedern der geheimen Geſellſchaften vor der Julirevolution und war auch nach derſelben ein ſtandhafter Vertreter der Grundſätze, die ſie hervorgerufen hatten, wie er auch in den erſten beiden Jahren einen neuen Kreuzzug gegen die abſolutiſtiſchen Mächte predigte. Doch ſcheint dieſe und vielleicht noch manche andere Idee, die er im Sinne der Volkspartei vertheidigte, weniger ihm als dem General Lamarque anzugehören, bei dem er, wie ein geiſtreicher Publiciſt ſagt, die Stelle eines Chefs des Generalſtabes bekleidete. Nach dem Tode Lamarque's erloſch M.'s kriegeriſche Stimmung und ſeine entſchiedene freiſinnige Tendenz gab einem Schwanken der Meinung Raum, das ihm bald das Vertrauen der Parteien entziehen mußte. Er nahm die einträgliche Stelle eines Sachwalters und Geſchäftsführers der franzöſiſchen Colonien an und er, der zwei Jahre früher alle Völker von der Knechtſchaft hatte befreien wollen, trat jetzt als Vertheidiger der Negerſclaverei auf. Seitdem ſteht M. in der Deputirtenkammer vereinzelt da; der Regierung kann er ſich nicht anſchließen und mit der Oppoſition mag er ſich nicht vereinigen, da er ſich ihren neuen Führern nicht unterordnen will. M. iſt in den ſpätern Jahren der vornehmſte Eigenthümer des „Journal du commerce“ geworden, das unter den franzöſiſchen Journalen eine ähnliche Stellung einnahm, wie ſein Patron in der Abgeordnetenkammer.

Mauke iſt eine Fußkrankheit der Pferde und des Rindviehs, welche man an einem in der Kronengegend des Hufs ſtattfindenden Abfluß einer wäſſrigen Feuchtigkeit erkennt. Die Krankheit entſteht theils durch innere Schärfe der Säfte, theils durch nachtheilig auf die Füße einwirkende örtliche Urſachen. Ihr Weſen beſteht in dem Anſchwellen eines oder beider Hinterfüße, wenn das Thier im Stalle ſteht; doch vergeht die Geſchwulſt, wenn es in Gang kommt. Die Krankheit endet mit gänzlicher Abmagerung. Verſchieden von dieſer Krankheit iſt die ausfallende oder brandige Mauke, die durch vieles Waten in Eis, Schneewaſſer und gefrornem Boden entſteht und bald in Schwärung und Brand übergeht. Im Anfange iſt die Mauke meiſt leicht zu heilen durch Reinlichkeit, Abführmittel, vermindertes Futter, mäßige tägliche Leibesbewegung und laue Fußbäder.

Maulbeerbaum. Eine Gattung Bäume, die in Perſien, China und Japan einheimiſch ſind; ſie werden häufig in Europa angepflanzt, deſſen Klima ſie recht gut vertragen. Der ſchwarze Maulbeerbaum (Morus nigra L.) liefert ſäuerlich ſüßſchmeckende Beeren (Maulbeeren). Der weiße Maulbeerbaum (Morus alba L.) wird häufig angepflanzt, weil ſeine Blätter zur Fütterung der Seidenwürmer dienen. Der Papiermaulbeerbaum (Morus papyracea L.) liefert einen feinen Baſt, welcher in China und Japan zur Bereitung des chineſiſchen Papiers gebraucht wird.

Maulthier, equus mulus, Baſtard von einem Pferde und einer Eſelin, während der Mauleſel, equus hinnus, Baſtard von einem Eſel und einer Stute iſt. Der Mauleſel iſt wilder aber weit nutzbarer als das M., lebt von geringer Nahrung und wird beſonders im ſüdlichen Europa zum Reiten und als Saumroß zum Laſttragen gebraucht. Er iſt übrigens dem Geſchlecht der Eſel näher als das M.

Maultrommel, ſ. Mundharmonika.

Maulwurf, ein Säugethier, das zu den ſogenannten Inſectenfreſſern gehört, lebt faſt beſtändig unter der Erde und gräbt daſelbſt mit ſeinen breiten, ſtarken Vorderpfoten und Krallen Gänge, aus denen es nur zur Begattung oder wenn es durch Waſſer vertrieben wird, herauskommt. Früher behauptete man, der M. ſei blind. Dies iſt nicht der Fall; doch ſind ſeine Augen ſehr klein, nicht größer als ein Stecknadelkopf und in Italien findet ſich eine Art, deren Augen ſogar mit einem Fell überzogen ſind. Der M. nährt ſich nur von Würmern, namentlich Regenwürmern, Inſecten und ihren Larven; ſeine Gänge gräbt er nur ſeiner Nahrung wegen, deren er ſehr viel bedarf. Iſt er ſchon im Freien ſehr geſchwind, ſo

Digitized by Google

ist er es noch vielmehr in seinen Gängen. Sehr interessante Beobachtungen über die Maulwürfe machte der berühmte Maulwurfsfänger Lecourt; veröffentlicht hat dieselben Cadet de Vaux in der Schrift „Vom Maulwurf" (deutsch von Leonhardi, Lpz. 1804).

Maupeou, René Charl. de, Vicekanzler von Frankreich unter Ludwig XV., geb. 1688 zu Paris, bekleidete seit 1710 die Stelle eines Raths am Parlament zu Paris, stieg 1743 durch Verbindung mit dem Hofe zum ersten Präsidenten auf und erlangte eine gewisse Berühmtheit durch einen langen Streit mit dem Erzbischof Beaumont in Sachen der Hospitalverwaltung und der Jansenisten. Der Hof verbannte 1751 das Parlament nach Pontoise und den Bischof nach Conflans, ohne daß die Ruhe hergestellt wurde. Endlich wurde M. 1757 von seinen eigenen Collegen genöthigt, die Präsidentschaft niederzulegen, worauf ihn der Hof 1763 zum Vicekanzler erhob, um durch ihn den Kanzler Lamoignon, welchen besonders die Pompadour haßte, vollends zu stürzen. Als endlich Lamoignon am 15. Sept. 1768 seine Entlassung genommen, erhielt M. die Kanzlerwürde, legte jedoch dieselbe schon am folgenden Tage zu Gunsten seines Sohnes nieder. Er starb 1775. — Nicolas Charl. Augustin de M., des Vorigen Sohn, bekannt durch seinen Streit mit dem Parlamente, wurde 1714 zu Paris geboren. Er besaß nicht das vortheilhafte Aeußere, aber mehr Kühnheit und Kenntnisse als sein Vater und erhielt zeitig die Stelle eines Parlamentsraths. Mit der Erhöhung des Vaters stieg er 1763 zum ersten Präsidenten, in welcher Eigenschaft er den Minister Choiseul (s. d.) zu gewinnen suchte. Nachdem er 1768 das Kanzleramt erhalten, verließ er seinen Gönner und betrieb, schon um seinen Vater zu rächen, mit dem Hofe die Demüthigung des Parlaments. (S. Ludwig XV.) Die Gelegenheit dazu gab ihm der Proceß des Herzogs von Aiguillon, der als früherer Gouverneur von Bretagne vom Parlament zu Rennes bei dem zu Paris wegen Ueberschreitung und Mißbrauch der Amtsgewalt angeklagt worden war. M. ließ dem Pariser Parlament in einen Lit de justice im Juni 1770 die Fortsetzung der Procedur verbieten; allein das Parlament kehrte sich daran nicht, sondern erklärte den Herzog am 2. Juli aller Pairsrechte für verlustig. Der König mußte nun auf Betrieb des wüthenden Kanzlers in einem zweiten Lit de justice den Proceß cassiren und dem Parlamente im Nov. 1770 das Recht absprechen, sich der Einregistrirung der königlichen Edicte zu widersetzen und mit den übrigen Parlamenten ein untheilbares Corps zu bilden. Das Parlament stellte hierauf seine richterlichen Functionen ein und der Kampf steigerte sich mehr und mehr, als Choiseul zu Ende des Jahres gestürzt wurde und die Dubarry (s. d.) das berüchtigte Ministerium bildete, in welches auch der Herzog von Aiguillon trat. M. ließ in der Nacht vom 21. Jan. 1771 die Parlamentsglieder durch abgesendete Soldaten einzeln verhaften und verweisen und bildete am 23. aus dem großen Rathe ein Interimsparlament; zugleich ernannte er für den Gerichtsbezirk von Paris sechs Obergerichte (Conseils souverains). Obschon die Prinzen, die Parlamente der Provinzen, die übrigen Gerichtshöfe gegen den Gewaltstreich protestirten, so fuhr M. doch auf dem betretenen Wege fort, hob den Gerichtshof Châtelet, die Steuerkammer (s. Malesherbes) auf und erklärte im April 1771 das Interimsparlament, das er mit seinen Creaturen besetzte, für ein ständiges. Ebenso setzte er die Auflösung des Parlaments zu Rouen durch und erneuerte wenigstens die Mitglieder der übrigen größtentheils. Weil das Volk die Despotie des Hofes noch mehr haßte und fürchtete als den aristokratischen Druck und die Anmaßungen der Parlamente, so gestaltete sich die Aufregung und die Unordnung für Hof und Minister täglich drohender. Der Tod Ludwig's XV., am 10. Mai 1774, machte endlich dieser Spannung ein Ende. M. wurde sogleich verbannt und das alte Parlament wiederhergestellt. Er ertrug seinen Fall und den Volkshaß mit Ruhe und starb vergessen zu Thuit am 29. Juli 1792. Vergl. „Journal historique de la révolution opérée dans la constitution de la monarchie franç. par M." (2 Bde., Lond. 1775).

Maupertuis, Pierre Louis Moreau de, einer der tüchtigsten Mathematiker, wohlerfahren in der Astronomie, Philosophie und Kriegswissenschaft, ein Mann von lebhaftem Geiste, vieler Gewandtheit, aber auch ebenso vieler Eitelkeit; dabei keck und paradox, in

Digitized by Google

seiner Schreibart klar, künstlich, affectirend und durch Nachahmung Fontenelle's manierirt steif. Er ist am 17. Juli 1698 von angesehenen Aeltern zu St. Malo geboren, nahm 1718 Kriegsdienste in einem französischen Regiment, wurde Hauptmann, legte seine Stelle nieder, trat 1723 in die Akademie der Wissenschaften zu Paris, wurde 1731 deren besoldetes Mitglied und leitete die von Ludwig XIV. 1736 zur Gradmessung in Lappland ausgeschickte Gesellschaft. Nach sechsmonatlicher Abwesenheit kam er am 20. Aug. 1737 wieder zurück nach Paris. Im Jahre 1740 ging M., einem Rufe des Königs von Preußen, Friedrich's II., folgend nach Berlin, nahm 1741 an dem ausgebrochenen schlesischen Kriege Antheil, wurde bei Molwitz von österreichischen Husaren gefangen, nach Wien gebracht, aber mild behandelt und mit einer brillanten Uhr, zum Ersatz für eine geraubte, vom Kaiser beschenkt, entlassen. Er ging nach Paris, 1745 abermals nach Berlin, wurde hier Präsident der königlichen Akademie, gerieth aber mit dem Professor König in Franecker in heftigen wissenschaftlichen Streit über einen physikalischen Ausspruch, den M. aus Privatmittheilungen von Leibnitz entlehnt haben sollte; König wurde desshalb aus der Akademie ausgestoßen, M. dagegen von dem ihm bisher befreundet gewesenen Voltaire mit bittern und ihren Verfasser selbst entehrenden Satiren und Pamphlets verfolgt. M. verließ Berlin 1753, kehrte 1754 wieder nach Preußen zurück, ging 1756 abermals weg, blieb von da bis 1758 in Frankreich, begab sich aber, unmuthig über die vielfachen Anfechtungen und von körperlichen Leiden gebeugt, 1759 nach Basel und starb daselbst in den Armen seiner Freunde, vorzüglich des berühmten Mathematikers Bernoulli am 22. Juli 1759. Ergebnisse jener nordischen Expedition gab M. in seinem Werke „De la figure de la terre, déterminée par les observations de M., Clairaut, Camus etc." (Par. 1738, mit Kupfern) in einem ebenso unterhaltenden als belehrenden Gewande heraus. Seine Werke, theils philosophischen, theils mathematischen Inhalts, erschienen in vier Bänden (Lyon 1756).

Mauren, die ältesten Bewohner von Nordafrika, das von den Römern mit dem Namen Mauritania belegt ward, tragen diese Benennung nur durch einen Irrthum der ältern Philologen: „daß die Lateiner ihre Sprache in deutscher Mundart gesprochen"; (!) da doch bei den alten Römern höchst wahrscheinlich Au wie O klang, daher sie auch in den spanischen Chroniken nicht Mauros sondern allezeit Moros oder Moriscos heißen, ohne Unterschied der in Spanien wohnenden und der in Afrika zurückgebliebenen. Hier wohnten sie in den frühern Zeiten an den Küsten des Mittelmeeres, waren kecke Reiter und treffliche Spießwerfer (Horaz nennt das Jaculum Mauri ein furchtbares Gewehr) und wurden den Römern schon 146 Jahre vor dem ersten punischen Kriege als Bundesgenossen der Karthager in Sicilien bekannt. Ihr Land war später eine römische Provinz, und kam nachher in die Gewalt der Vandalen, deren Reich in Afrika Belisar, 534 unter Justinian zerstörte. Im 7. Jahrhunderte breiteten sich die arabischen Anhänger Muhammed's, sowie gegen Süden und Osten, auch in Nordafrika bis an die Säulen des Herakles aus, vermischten sich mit den eingeborenen Barbaren und nahmen von ihnen den Namen der Mohren an. Sie wurden von einem Statthalter des Khalifen von Damascus beherrscht, die, von unzufriedenen spanischen Rittern aufgefordert, eine Flotte nach Spanien hinübersandten und in weniger als 5 Jahren den größern Theil des westgothischen Reiches unterwarfen, wie es schon vorher mit Persien, einem Theile Asiens, Aegypten und dem nördlichen Afrika geschehen war, wodurch sich das ungeheure Reich der Khalifen gebildet hatte. Die Eroberer brachten die wissenschaftliche Bildung der Araber mit nach Europa herüber, wo sie die Castilianer durch das ihnen schon längst bekannte Feuergeschütz besiegten; wo ihre schöne Baukunst — aus der zum Theil die später unter dem Namen die Gothische bekannte hervorgegangen ist — ihr schwermüthiger Dichtergeist voll glühender Leidenschaft und unerschütterter Standhaftigkeit, ihre Galanterie und ihre, jeder Probe trotzende Kühnheit heimisch wurden; sich mit dem stolzen Ritterssinn des Spaniers verschmolzen. Bauwerke entstanden, die noch jetzt der späte Nachkomme mit Bewunderung sieht; Bibliotheken wurden gesammelt, deren Größe die neuern kaum erreichen. (Vom Khalif El-Hakem in Spanien 600,000 Bände und später vom letzten fatimidischen Khalifen in Kahira 2 Millionen Bände.) Nicht zufrieden, ganz

Digitized by Google

Spanien erobert zu haben, wollten sie ihre Besitzungen bis über die Pyrenäen hinüber ausdehnen, wo sie aber von Karl Martel 732 bei Poitiers geschlagen und in ihre Grenze zurückgeworfen wurden. In der Folge zerfiel das Maurische Reich in mehrere kleine Staaten, deren Zwiste mit einander, gemeinschaftlich mit oft ausbrechenden bürgerlichen Unruhen ihre Macht schwächten und den häufigen Anfällen der in Spanien entstandenen christlichen Reiche Preis gaben. Im J. 1491 eroberte Ferdinand der Katholische auch Granada, das letzte Maurische Reich in Spanien, wo sie fast 800 Jahre geherrscht hatten. Die vornehmen Mauren kehrten nach Afrika zurück; die geringern lebten als ruhige Bürger in Spanien fort, wo sie äußerlich Bekenner des christlichen Glaubens geworden waren. Die Bedrückungen jedoch, welchen sie von der fanatischen Geistlichkeit ausgesetzt waren, erregten unter dem finstern Philipp II. eine Empörung der Mauren, wo viele mit dem Leben büßten und über 100,000 aus Spanien vertrieben wurden. Die noch zurückgebliebenen mußten endlich unter Philipp III. ebenfalls nach Afrika auswandern, wo sie aber kein viel günstigeres Schicksal fanden, weil die hier wohnenden Türken und Araber sie als Abtrünnige betrachteten. Spanien verlor seine fleißigsten und besten Bewohner, mit denen zugleich Künste und Wissenschaften verschwanden. Vergl. Don Jos. Ant. Condé „Geschichte der Herrschaft der Mohren in Spanien", aus arabischen Handschriften von Rutschmann (deutsch, 3 Bde., 1824).

Maurepas, Jean Frédéric Phelippeaux, Graf von, Minister Ludwig's XV. und Ludwig's XVI., geb. 1701, bekleidete sehr früh schon hohe Würden, und erhielt in in seinem 26. Jahre das Ministerium des Seewesens, in welchem er viele Kenntnisse zeigte. Weniger geschickt und höchst nachlässig war seine Verwaltung der auswärtigen Angelegenheiten, die ihm später anvertraut wurde. Ein Spottgedicht auf die Marquise von Pompadour, welches man ihm zuschrieb, war die Ursache seiner Verbannung nach Bourges 1749. Ludwig XVI. rief ihn 1774 ins Ministerium zurück. Allein M. hatte weder den Geist noch die Kraft, wirksame Maßregeln zur Abwendung der Katastrophe zu ergreifen, die er voraussehen konnte und welcher in Kurzem die Monarchie unterlag: er scherzte über die Begebenheiten des Tages und starb den 21. Nov. 1781. Bei weniger Leichtsinn hätte er dem Lande nützlich werden können, da er unläugbare Talente besaß: in einer Denkschrift an Ludwig XV. hatte er zuerst entwickelt, wie Frankreich über Canada mit den englischen Colonien Handel treiben, sich ihnen als ihre natürliche Bundesgenossin empfehlen, England als ihre natürliche Feindin darstellen und sie vermögen könne, das englische Sclavenjoch abzuwerfen. Auch verdankt ihm Frankreich große Verbesserungen im Seewesen und im Schiffbau. Die unter seinem Namen erschienenen Memoiren sind von seinem Secretär Salé verfaßt und von Soulavie herausgegeben.

Maurer, Georg Ludwig, Ritter von, bayerischer Staatsrath, lebenslänglicher Reichsrath und ordentliches Mitglied der Akademie der Wissenschaften zu München, wurde am 2. Nov. 1790 zu Erpolsheim bei Dürkheim in der jetzigen bayerischen Rheinpfalz geboren, wo sein Vater evangelischer Prediger war, erhielt in Heidelberg seine Gymnasial- und Universitätsbildung und ging im Herbst 1812 zu seiner weitern Ausbildung nach Paris. Seine Fähigkeiten hatten sich so glänzend entwickelt, daß ihn die Universität Heidelberg ohne vorhergegangenes Examen mit der juristischen Doctorwürde beehrte. Von Paris zurückgekehrt ward er 1814 zuerst in Mainz, dann in Speier und Landau bei den Kreisgerichten als Substitut des königlichen Staatsprocurators angestellt, kam 1816 an das Appellationsgericht in Zweibrücken, wurde 1824 als Staatsprocurator bei dem Bezirksgericht zu Frankenthal angestellt und 1826, nachdem die Münchener Akademie der Wissenschaften seine „Geschichte des altgermanischen und namentlich altbayerischen mündlichen Gerichtsverfahrens" (Heidelb. 1824, 4.) mit dem ersten Preise gekrönt und ihn zu ihrem correspondirenden Mitglied ernannt hatte, an die nach München übersiedelte Universität als Lehrer des deutschen Privatrechts, der deutschen Reichs- und Rechtsgeschichte berufen. Im J. 1829, wo er einen Ruf nach Göttingen an Eichhorn's Stelle ausschlug, gab ihm der König den Titel eines geheimen Hofraths und berief ihn noch in demselben Jahre in den

Digitized by Google

Staatsrath; am Neujahrstage 1831 ernannte er ihn zum Ritter des Civilverdienstordens der bayerschen Krone und am 26. Jan. zum lebenslänglichen Reichsrathe. Im J. 1832 ward er, wider seinen Willen, neben dem Staatsminister von Armansperg (s. d.) und dem Generalmajor von Heideager Mitglied der Regentschaft in Griechenland (s. d.). Hier wirkte er auf eine für Griechenland sehr wohlthätige Weise, arbeitete für dieses Land ein Strafgesetzbuch für das Strafverfahren, die Gerichts- und Notariatsordnung und das Gesetzbuch über das Civilverfahren aus, setzte die Trennung der griechischen Kirche vom Patriarchate in Konstantinopel durch, wodurch der König erst wahrhaft selbständiger Herr seines Reichs wurde und machte sich um das Schulwesen, Erziehung, Wissenschaft, Kunst und Administration sehr verdient. Bekanntlich wurde seine Wirksamkeit durch den Zwiespalt unterbrochen, der in der Regentschaft ausbrach, und M. selbst 1834 nach Bayern zurückgerufen. Zu seiner Rechtfertigung schrieb er sein bekanntes Werk: „Das griechische Volk in öffentlicher, kirchlicher und privatrechtlicher Beziehung vor und nach dem Freiheitskampfe bis zum 31. Juli 1834" (3 Bde., Heidelb. 1836), in welchem er das Walten der Regentschaft schildert, aber, die Mäßigung eines wahrhaften Geschichtschreibers vergessend, von seinem eigentlichen Zwecke abkommt und als Ankläger Armansperg's auftritt. Dieser hat niemals öffentlich darauf geantwortet, wohl aber fand diese heftige Parteischrift von andern Seiten heftigen Widerspruch, die ihm auch die Gründlichkeit des wissenschaftlichen Standpunktes schon stark bestritten. Außer diesen Werken sind noch von M. bekannt worden „Grundriß des deutschen Privatrechts mit Einschluß des Handels-, Wechsel- und Lehnrechts" (Münch. 1828), „Ueber die bayerschen Städte und ihre Verfassung unter der römischen und fränkischen Herrschaft" (Münch. 1829), „Ueber die deutsche Reichsterritorial- und Rechtsgeschichte" (Münch. 1830), und noch fortdauernd ist M. an mehreren juristischen Zeitschriften thätig.

Maurerei, s. Freimaurerei.

Mauritiusinsel, s. Isle de France.

Maurokordatos, Alexander Maurokordato-Skarlati, geb. 1636 auf Scio (Chios), Sohn eines verarmten Adligen Panteli Maurokordato, der nach Konstantinopel zog und sich durch niedere Geschäfte am Hofe bereicherte. Alexander's Mutter war die Tochter eines Griechen Skarlatos, daher der Beiname, den Andere und selbst Maurokordato von dem Geschlechte der Genueser Skarlati ableitete. Alexander kam frühzeitig nach Italien, nach Einigen in seinem zwölften Jahre nach Padua, Rom und Bologna, wurde Doctor der Medicin und Philosophie, kehrte nach Konstantinopel zurück und übernahm eine Lehrerstelle am christlichen Lyceum zu Konstantinopel und eine ausgedehnte Praxis der Medicin, wobei er Leibarzt des Großherrn wurde. Nach dem Tode des ersten Dragoman Panagioti wurde er von dem Großvezier in dessen Amt eingesetzt, worin er sich mit Gewandtheit und Kenntniß der oft schwierigen und gefährlichen Verhältnisse unter vier Sultanen und einer Menge Großveziers dreißig Jahre lang erhielt. Auf eine Anklage, die Belagerung Wiens vereitelt zu haben, wurde er mit Verlust seines Amtes und Vermögens gefänglich eingezogen, aber wieder eingesetzt, weil sein Nachfolger als Dragoman zu ungeschickt war. Nachher wurde er der erste türkische Geschäftsträger am Hofe Leopold's I. 1688 und schloß den Karlowitzer Frieden 1699. In dem Aufstande 1702, bei dem Mustapha II. den Thron verlor, entging er durch Flucht seinem Verderben, und wurde von Achmet III. wohlwollend aufgenommen. Seit der Zeit lebte er in Frieden, bis er 1709 in den Armen seiner Söhne Nikolaus und Johannes starb. Während seiner langen, durch Würde ausgezeichneten Amtsführung, hat er die reichliche Gelegenheit, seinen Landesgenossen nützlich zu sein, nicht vorbeigehen lassen. Er ermunterte zum Studium der Nationallitteratur, gründete in Konstantinopel ein Institut, wo griechische Literatur gelehrt wurde, und beschenkte die Schulen mit Ausgaben der Klassiker. Unter seinen zahlreichen Werken wird besonders angeführt, die mehrmals aufgelegte Schrift: „Instrumentum pneumaticum circulandi sanguinis, sive de motu et usu pneumonum" (Bologna, 1664). Eine

Digitized by Google

griechisch geschriebene Relationsgeschichte gab sein Sohn Nikolaus (Bucharest, 1716) heraus. — Johannes Nikolaus M.-Skarlati, des Vorigen älterer Sohn und, seit Eröffnung des Friedenscongresses in Karlowitz, dessen Nachfolger als erster Dragoman der Pforte, wurde 1709, der Erste unter den Fanarioten, Hospodar der Moldau, aber im November 1710 schon zurückberufen, jedoch 1711 nach dem Abfall des ihm zum Nachfolger gegebenen berühmten Demetrios Kantemir wieder eingesetzt, und nach der Enthauptung des Kantakuzenos, Hospodars der Walachei, zu Anfange des Jahres 1716 auch Hospodar dieser Provinz. Hier vollzog er die Befehle der Pforte, lieferte die Steuern regelmäßig, verminderte das Militär, nahm den Offizieren ihre überaus großen Vorrechte und bestrafte die Widersetzlichen: so erschlug er mit eigner Hand den Oberstallmeister seines Vorgängers und ließ einen griechischen Bischof, den Großvater des Georg Kantakuzenos, hinrichten. Dadurch verhaßt geworden, war es für Oesterreich leicht, ihn zu überfallen und 1716 zugleich mit seiner Frau und seinen vier Kindern gefangen nach Hermannstadt zu führen, wo er bis zum Abschluß des Passarowitzer Friedens blieb, nach dessen zwölftem Artikel im Tractat die Pforte seine Freiheit ausbedungen — ein Beweis von Achtung gegen einen christlichen Griechen (Fanarioten), wie ihn die Türken bis dahin noch nicht gegeben. Mit hoher Ehre in Konstantinopel empfangen, übernahm er wieder, nach dem Tode seines Bruders Johann, der ihm im Amte gefolgt war, die Würde des ersten Dolmetschers und die Hospodarie der Walachei, in deren Besitz er bis zu seinem am 14. Sept. 1730 in seinem 60. Lebensjahre erfolgten Tode blieb. Er war nach den damaligen Verhältnissen und im Vergleich seiner Umgebung ein Fürst, der über seinem Zeitalter stand. Mit politischer Klugheit und hofmäßiger Geschmeidigkeit, war in ihm Liebe für Wahrheit, Wissenschaft und Kunstschätze vereinet. Er schrieb und sprach das Alt- und Neugriechische rein, ebenso die türkische, persische, lateinische, italienische, französische und arabische Sprache. Er besaß selbst eine große Bibliothek, in welche er die besten Werke der griechischen Klöster und Städte, vornehmlich vom Berge Athos gesammelt hatte. Sie ist in den verheerenden Kriegen mit Rußland verschwunden. Sie soll nach den Aussagen damaliger gelehrten Reisenden, wie Villoison u. A. viele seltene und kostbare Handschriften, und sogar für verloren gehaltener Werke enthalten haben. Er hinterließ zwei Söhne, Karl mit dem Vater von gleicher Fähigkeit, und — Konstantin, seinen Nachfolger, und den letzten Hospodar, den die Bojaren ernannten und der Divan bestätigte. Sogleich im ersten Jahre seiner Regierung wurde er durch die Entsetzung Achmet's III. vertrieben, bekam aber im folgenden Jahre von Mahmud seine Güter, Freiheit und Herrschaft wieder. Er ist es vor Allen, der die Provinz der Walachei gänzlich zu Grunde richtete durch eine nur zum Vortheil des Fiscus gemachte Aenderung im Steuerwesen, der Verwaltung, Regierung und Polizei 1739. Darauf wurde er 1741 entsetzt, 1744 wieder in seine Würde eingeführt, die er von Neuem 1748 verlor, aber 1756 wieder erhielt; abermals 1759 zurückberufen, wurde er 1761 zum letzten Mal bis 1763 Hospodar, wo er in Ungnade fiel und wenige Jahre nachher in hohem Alter starb. In den Zwischenregierungen von 1741 bis 1761 waren sieben verschiedene Fürsten außer ihm eingesetzt, von denen drei aus der Familie Racowitza und vier aus der der Ghica, von denen jeder mehrere Male seine Würde verlor und wieder erhielt. Unter diesem Wechsel, der nach Konstantin's Tode eher häufiger als seltener wurde, erlitt die Hospodarie unendlich vielen Schaden. Uebrigens war er ebenfalls ein Beschützer der Gelehrsamkeit, ließ z. B. eine Grammatik in griechischer und slavonischer Sprache verfassen 1735, eine Ausgabe der Bibel besorgen und verordnete, daß in jeder Kirche das Evangelium gelesen würde. — Alexander, Fürst, unstreitig der geistreichste und gewandteste Politiker Griechenlands und muthiger Führer der griechischen Sache im letzten Freiheitskampfe, war geb. 1787. Ein heller Kopf, vielseitig gebildet, wurde er noch sehr jung von seinem Onkel, dem Fürsten der Walachei Karadja, mit nicht unwichtigen Geschäften beauftragt, und die gewandte Leitung derselben ließ in ihm einst einen tüchtigen Staatsmann hoffen. Als Karadja beim Ausbruch der Unruhen flüchten mußte, folgte ihm M. nach der Schweiz und Italien. Hier trieb der

Digitized by Google

junge Fürst unter Leitung seines Oheims mit Eifer seine staatswissenschaftlichen Studien, und eben war er zu Pisa, als ihn die Nachricht vom Aufstande seines Vaterlandes traf. Mit einer unbedeutenden Geldsumme schiffte er sich 1821 mit einigen franz. Offizieren und Waffenvorräthen nach Griechenland ein. Seine Erscheinung zu Sulí in Epirus war, bei der höchst kritischen Lage Griechenlands und bei dem großen Mangel an talentvollen, sachverständigen Männern, eine höchst willkommene Erscheinung. Die mächtigsten Primaten schlossen sich an ihn an und der geschäftskundige M. brachte bald in die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten einige Ordnung durch Einsetzung einer provisorischen Regierung, zuerst in Westhellas und einer obersten provisorischen, für ganz Griechenland gesetzlichen, bald darauf am 15. Jan. 1822. M. stand an der Spitze dieser Letztern, die mit Anfang Februars zu Korinth in Thätigkeit trat. Durch sie brachte er vor Allem Zusammenhang in die kriegerischen Unternehmungen, so wie Ordnung in die bürgerliche Verfassung der verschiedenen Provinzen. Der Sommer desselben Jahres machte seine Gegenwart in Epirus nöthig, um daselbst den Feldzug zu leiten. Er übertrug seine Stelle als Präsident des Vollziehungsrathes dem Vicepräsidenten Athanasios Kanakares und ging mit Normann nach Missolunghi, wohin ihm unverzüglich 2000 Peloponnesier folgen sollten, die aber ausblieben, so daß seine Gesammtmacht nicht über 4000 Mann betrug. Der Feldzug endigte daher mit dem unglücklichen Treffen bei Peto, wo der Verrath des alten Kapitano Gogo Schuld war an der Vernichtung des tapfern Philhellenencorps. M. rettete sich mit seiner Schar nach Missolunghi, wo er, trotz der ungünstigsten Verhältnisse, durch heldenmüthige Vertheidigung dieser Feste, vom Nov. 1822 bis Jan. 1823, den Peloponnes rettete. Mehrere an ihn, bald nach der Katastrophe auf Scio, von Seiten der englischen Consuln auf den ionischen Inseln, sowie selbst von Lord Strangford ergangenen Anträge, die Griechen zur Annahme der vom Sultan gegen Niederlegung der Waffen gebotenen Amnestie, wies er bestimmt zurück und vereitelte 1824 die Plane Omer Vrione's auf Aetolien und Akarnanien. Als Griechenlands Lage im J. 1825 eine außerordentliche Sitzung der hellenischen Regierung im Juni d. J. nöthig machte, that er zuerst den Vorschlag, England um Beistand anzurufen. Er war damals Generalstaatssecretär, nachdem er, um den Vorwürfen der Herrschsucht von Seiten des verrätherischen Kolokotroni zu entgehen, den ihm abermals angetragenen Vorsitz im Vollziehungsrathe abgelehnt hatte. Sein Vorschlag fand Gehör, wiewohl ihm Kolokotroni möglichst opponirte. Schon bei Ausbruch des Bürgerkrieges, den die Partei dieses Fürsten entzündet hatte, zog sich M. immer mehr von den öffentlichen Geschäften zurück, besonders aber seitdem Kolokotroni nach der Capitulation von Navarino (18. Mai 1825), welches M. vertheidigte und wo er sich nur durch Schwimmen retten konnte, den Heerbefehl erhalten hatte, und nur dann und wann bekleidete er untergeordnete Stellen. Als mit Kapodistria das russische System und mit ihm zugleich Zwietracht und Unordnung in den Angelegenheiten Griechenlands vorherrschend wurde, reichte er 1829 seine Entlassung ein, richtete aber dadurch, daß er im J. 1831 mit Miaulis und Konduriotti, gegen mehrere Beschlüsse des Präsidenten förmlich protestirte, die Erbitterung des Letztern auf sich und ging nach Hydra, von wo er nach Ermordung des Präsidenten, zurückkehrte. Bei Organisation der Regierungscommission, am 26. April 1832, wurde er Secretär der Finanzen und im Oct. 1833 Präsident des Ministeriums. Bei der Veränderung des Ministeriums im folgenden Jahre wurde er nach einander Gesandter an den Höfen zu München, Berlin und London. Im J. 1841 trat er wieder für kurze Zeit an die Spitze der griech. Regierung. Darauf ging er als Gesandter nach Konstantinopel, von wo er in Folge der Septemberrevolution von 1843 nach Griechenland zurückkehrte, und Anfangs als Minister ohne Portefeuille in das Cabinet Metaxas eintrat, dann aber nach dem Sturze desselben und der russ. Partei, am 11. April 1844 Präsident des von ihm gewählten neuen Cabinets wurde. Er galt von jeher als das Haupt der engl. Partei in Griechenland; da diese aber im griech. Volke zu wenig wurzelte, konnte sich auch das aus ihr gebildete Cabinet nicht lange halten. Daher mußte M. schon im Aug. 1844 sein Amt niederlegen und hat sich seitdem nur durch seine hart-

nächige, häufig in die verwerflichsten Umtriebe und in die gefährlichste Parteisucht ausartende Opposition gegen das Ministerium Kolettis bemerklich gemacht.

Mauromichalis ist der Name einer, um die Befreiung der Hellenen vom türkischen Pascha-lismus hochberühmten Familie. Sie gelangte, zu den acht Stammhäuptern des Mainottenlandes gehörig, nachdem sie das Kapitanat verschiedener Districte in Morea verwaltet hatte, in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, vornehmlich seit dem durch die Russen 1770 veranlaßten unglücklichen Aufstande gegen die Pforte, zu der Würde eines, dem osmanischen Kaiser unterwürfigen und tributpflichtigen Bei's der Mainoten, die zwar früher schon von der Pforte als Unterthanen angesehen wurden, aber eigentlich unter den von ihnen selbst gewählten Stammhäuptern in ihren Bergen und Thalschluchten frei lebten, nach eignem Herkommen und ohne Tribut zu zahlen. Janaki Mauromichalis, welcher in Izimova im Districte von Mittel-Maina (Meso-Mani), seinen Sitz hatte, machte einen Versuch, die Hellenen zur Freiheit zu erheben, als Rußland 1769 mit der Pforte in Krieg gerathen, die Griechen aufforderte, zu den Waffen zu greifen und die Muselmänner zu bekämpfen. Mit Eifer erhob sich Janaki und die Hellenen waren eine Zeit lang glücklich; aber die Russen konnten sie nicht genug unterstützen, schlossen 1774 Frieden und Griechenland blieb seinem Schicksal überlassen. Der Unternehmungsgeist der Griechen, und vor Allem Janaki's M. erwachte in der französischen Revolution, und der Zug der Franzosen nach Aegypten weckte die Theilnahme der Griechen, die von dort ihre Befreier erwarteten. Janaki unterhandelte mit Bonaparte in Italien über künftige Versuche der Befreiung, und die von Napoleon geschickten Gesandten wurden von den durch Janaki vorbereiteten Mainoten mit Begeisterung aufgenommen. Ungeachtet dieser vielfachen Versuche, die aber mehr einen allgemeinen Ausbruch vorbereiteten, ohne unmittelbar zum Ziele führende Handlungen zu sein, wurde Janaki's Sohn, Pietro Mauromichalis, als Bei von Maina eingesetzt. Geboren 1765 wuchs er, wenig in Künsten und Wissenschaft unterrichtet, in der Zeit auf, wo Morea nach dem russischen Frieden der Rache des Divan Preis gegeben, von den Albaniern durch Brand, Plünderung und Mord so verödet wurde, daß sich die Pforte endlich selbst genöthigt sah, der Wuth der Albanier durch Waffengewalt Einhalt zu thun. Pietro wußte um die Gründung der Hetäria (s. d.) und als der Aufstand 1821 ausgebrochen, sammelte Pietro Mauromichali wie Kolokotroni in Lakonien seine Krieger, erklärte sich für die Revolution und präsidirte in einem, schnell in Kalamata am 6. April 1821 gebildeten Senate, so wie er in einer Proclamation Morea und ganz Hellas zu den Waffen rief. Bald darauf wurde er Oberbefehlshaber des Belagerungsheeres, das vor Napoli di Malvasia (oder Monembasia, das alte Epidaurus Kimera) lag, und nach der Ankunft des Demetrios Ypsilanti, nahm er die Stadt am 3. Aug. ein. Hierauf zog er mit einem starken Haufen gegen Tripolitza in Arkadien. Hierher hatte sich schon Kolokotronis gewandt und belagerte die eng eingeschlossenen Türken. Bei der durch Sturm am 5. Oct. (15. Oct.) 1821 erfolgten Einnahme war Pietro M. höchst thätig, entschlossen und tapfer, und wurde von dem Archistrategen des Peloponnes, von Demetrios Ypsilanti, zugleich mit Kolokotroni, als Commandant der gewonnenen Stadt ernannt. Im Anfange des Jahres 1822 half er den Dramali aus Morea vertreiben, blokirte mit Niketas eine Zeit lang Napoli di Romania, ging im December nach Akarnanien zu Maurokordatos, der ihn zu einer Diversion gegen den nach Missolunghi geschickten Omer Vrione schickte. Bald darauf wurde Pietro Proedros eines Nationalcongresses und eines Verwaltungsrathes, in Napoli di Romania. Daraus entstand ein für Griechenland höchst nachtheiliger Streit zwischen Pietro und dem auf die Würde desselben eifersüchtigen Kolokotroni. Ein Senat löste den Verwaltungsrath auf und Pietro ging mit seinen, ihrer Würde rechtlos entsetzten Amtsgenossen nach Tripolitza, von dort aus die Gewalt der Waffen entscheiden zu lassen; ein Bürgerkrieg entstand, der mit Kolokotronis Gefangennehmung endete. Pietro wurde, im Begriff neue Truppen in Maina zu werben, eingezogen und in Hydra in Gewahrsam gebracht 1824, aber beim Einbruch Ibrahim Pascha's wieder freigegeben. Im folgenden Jahre erhielt er von Georgios Kon-

Digitized by Google

duriotis den Oberbefehl in Morea und wußte den weit überlegenen Ibrahim durch künstliche Stellungen und Manöver zu täuschen. Eine ihm in der am 28. April 1826 eröffneten Nationalversammlung angebotene Proedrie nahm er nicht an, wurde darauf Mitglied der nach dem Fall von Missolunghi errichteten provisorischen Vollziehungsdeputation in Napoli di Romania am 29. April und blieb es, nachdem die Nationalversammlung 1827 der interimistischen Commission die Auctorität ertheilt hatte, bis der Graf Kapodistrias zum Präsidenten von Griechenland ernannt und von diesem eine stellvertretende Regierung eingesetzt war. In der neuen Regentschaft wurde der alte Pietro M. übergangen, aber sein Sohn Georg Mauromichalis mit Milaitis und Natos gewählt. Pietro trat von der unmittelbaren Führung der Staats- und Kriegsgeschäfte zurück, da einmal von der Nationalversammlung eine neue Constitution entworfen und weil nach der Wahl des Kapodistrias auf sieben Jahre die oberste Leitung des Staates mittelbar dem russischen Ministerium übergeben ward. Und davon eröffneten sich sogleich die deutlichsten Aussichten, indem die Gesandten von England, Rußland und Frankreich am 6. Juli 1827 einen Vertrag abschlossen, worin sie sich verpflichteten, der Pforte ihre Vermittelung anzubieten, ihr Verhältniß zu Griechenland zu bestimmen und einen Waffenstillstand zur Eröffnung von Unterhandlungen von beiden Seiten zu verlangen, mit der Drohung, daß, schlösse die Pforte oder Griechenland nicht innerhalb eines Monats den Waffenstillstand, die hohen Mächte alle in ihrer Gewalt stehenden Mittel anwenden würden, den bestimmten Zweck zu erreichen. So wurde denn endlich, nach unsäglichem Unheil und Blutvergießen, erreicht, was schon der alte Janaki Mauromichalis mit wenigem Erfolge versucht, aber nicht erlebt hatte, aber seiner Frau, die noch jetzt als eine hochbetagte würdige Matrone — von einigen 90 Jahren — lebt, seinen Söhnen und Enkeln wurde das Glück, Griechenland frei zu sehen. Diese Freiheit war aber auch von der Familie Mauromichalis, die sich wie wenige andere dem Dienste des Staats geweiht hatte, theuer erkauft; man berechnet, daß über 40 nähere und entfernte Verwandte in dem Freiheitskampfe geblieben sind. Und die weiten und reichen Besitzungen des angesehenen Mainotenbeis Pietro und seiner Brüder, mögen bei dem wechselnden Kriegsglück, vornehmlich als der wilde Ibrahim Pascha in Morea hauste, nicht unbeschädigt geblieben sein. Um desto sicherer mochte das Haupt der Familie, Pietro, auf die Ehre als ein reiches Ersatzmittel für viele Verluste rechnen, bei der neuen Regierung einen angemessenen Wirkungskreis zu erhalten. Er wurde wirklich Probulos im Kriegsdepartement, welches ein Theil des als Staatsrath fungirenden und am 1. April 1828 eingesetzten Panhellenions war. Allein es zeigte sich bald Mißtrauen zwischen Pietro und Kapodistrias, wovon wohl beide Theile die Schuld tragen mögen. Die Häupter der Kriegsscharen, zu denen vor Allem der angesehene und mächtige Mainotenbei gehört, waren im Besitz der Gewalt, die sie oft zu argen Bedrückungen mißbrauchten, und jede Beschränkung, die zur Herstellung der Ordnung nöthig war, schien ihnen unerträglich. Solche Primaten, die die bedeutendsten Ländereien und großen Reichthum hatten, mochten den Einfluß nicht vergessen können, den sie unter den Paschen gehabt, und fühlten sich durch die neuen Einrichtungen in ihrem Kreise beengt. Es ist noch nicht bekannt geworden, daß Pietro M. durch solche selbstsüchtige Handlungen seine, von Allen anerkannte Würde, verletzt habe, aber von seinen Brüdern Anastasios, Johannes und Konstantin wird berichtet, daß sie der gesetzmäßigen Regierung zum Hohn den Zehnten, Zölle und andere öffentliche Einkünfte, für sich gewaltsam einzogen. Auf der andern Seite mag die neue, mit den speciellen Interessen der kleinen griechischen Gebiete noch nicht genau bekannte Regierung durch Einführung neuer, nur in schon geordneten Staaten anwendbarer Formen, Mißtrauen erregt haben. Wenigstens trat hierbei der alte Pietro häufig mit Meinungen im Staatsrathe auf, die nicht im Sinne und Plane des vielleicht etwas zu ehrgeizigen Präsidenten waren, der mehr im Sinne eines mächtigen Cabinets handeln wollte, als angemessen für ein kleines, so eben erst werdendes Reich. Ja Pietro wies einzelne Anträge des Präsidenten mit der Bemerkung gänzlich zurück, daß die Entscheidung nicht dem von Fremden eingesetzten Staatsrathe, sondern einer schon längst versprochenen, aber noch immer nicht zusammenberufenen

Digitized by Google

Nationalversammlung gebühre. Genug, das Mißtrauen zwischen dem Präsidenten und der Familie der Mauromichalis wuchs immer mehr und brach in völligen Haß aus, als Kapodistrias aus bisher noch nicht bekannt gewordenen Gründen, vielleicht aus bloßer Machtvollkommenheit und auf Verdacht, den Georgios Mauromichalis mit zwei andern aus der provisorischen Regierungscommission stieß und als Majestätsverbrecher festsitzen ließ. Georgios entkam und flüchtete nach Maina, wo er in der wilden Tapferkeit seiner Landesgenossen Mittel genug hatte, sich zu schützen und zu rächen. Unterdeß suchte der Präsident den einflußreichen Pietro anderweitig zu beschäftigen, damit er dessen Aufmerksamkeit von Maina abziehe; nach der Auflösung des Panhellenions wurde er als erster Senator in den im Juli 1829 nach dem Beschluß der Nationalversammlung in Argos zu wählenden Senat aufgenommen. Daneben erneuerte Kapodistrias heimlich einen alten, durch die Freiheitskriege aber vergessenen Zwist, zwischen den beiden mächtigen Familien der Mauromichalis und Murtzinos, der aber damit endete, daß Murtzinos auf seinem Sterbebette reuevoll aussagte, vom Präsidenten zum Streite aufgefordert zu sein. Zu Folge dieser Angaben erkannte die Familie Mauromichalis, daß der Präsident es auf Vernichtung ihrer Macht abgesehen hatte. Daher brach schon gegen Ostern 1830 in dem Wohnsitze der Familie, in Tzimora, unter Johannes Mauromichalis, ein Aufstand aus, unmittelbar nur gegen Ghenovellos in Lakonien, und gegen Ende des Jahres, wo es schien, als wolle der größte Theil Europas einen blutigen Versuch des Revoltirens machen, wurde der Aufstand gegen die Regierung allgemeiner. Pietro's Brüder, **Konstantin** und **Kadschis** und dessen Sohn **Kadschakos** M., wurden als Rebellen ergriffen; der erstere floh nach Maina, wo er sogleich Befehlshaber der Truppen wurde. Pietro, in Nauplia allenthalben von Laurern umgeben, entfloh nach Maina, nachdem er ein Schreiben an den Präsidenten zurückgelassen, in welchem er ebenso klar als edel die Gründe seiner Flucht auseinandersetzt (s. allgem. Zeitg. 1831 Nr. 126); wurde aber gefangen und als Staatsverbrecher auf Itschkale in Gewahrsam gebracht. Eine vom Präsidenten ernannte, widerrechtlich nicht aus Senatoren bestehende Untersuchungscommission erkannte auf Criminalverbrechen und decretirte Einkerkerung. Dem Verurtheilten soll Kapodistrias die Freiheit geboten haben, im Fall eines Gnadengesuches; Pietro schlug die angebotene Gnade aus. Bald darauf wurden Georgios und Konstantin, die, den Präsidenten um Freilassung Pietro's zu bitten, nach Nauplia kamen, nicht nur nicht vernommen, sondern sogleich unter polizeiliche Aufsicht gestellt und mit Stadtarrest belegt. Selbst die Verwendung des russischen Admirals Ricord und die Demüthigung Pietro's, die Freiheit als ein Geschenk des Präsidenten anzunehmen, blieb erfolglos und steigerte den Haß der Familie M. bis zu dem Schwur, unversöhnliche Rache zu üben. Am 9. Oct. 1831 fiel Kapodistrias, gemeuchelt von Pietro's zweitem Bruder Konstantin, der dabei blieb, und Sohne Georgios, welcher sich flüchtete, aber ergriffen, vor ein incompetentes Gericht gestellt, ohne Erweis einer Theilnahme an dem verübten Mord, und ohne des Angeklagten eignes Geständniß, verfassungswidrig verurtheilt und am 22. Oct. 1831 bei Nauplia auf dem Platonplatze erschossen wurde. Pietro blieb noch bis zum April 1832 im Gefängniß, war im Juli wieder in der Nationalversammlung und lebte von da an ruhig wieder in seiner Familie, bis er 1833 abermals wieder in Nauplia unter polizeiliche Aufsicht gestellt wurde. Pietro, der von König Otto mannichfache Auszeichnungen erhielt und namentlich 1836 zu einem der Vicepräsidenten des Staatsraths ernannt wurde, blieb dem Könige mit unverbrüchlicher Treue ergeben und starb am 27. Jan. 1848.

Maurus, Hrabanus, s. **Hrabanus Maurus**.

Maurus, Congregation des heiligen, s. **Benedictiner**.

Maury, Jean Siffrein, geb. am 26. Juni 1746 zu Valréas in der Provence, wählte den geistlichen Stand und wurde durch seine Kenntnisse und Talente bald zu mehreren Aemtern befördert. Schon vor der Revolution war er königlicher Hofprediger, Prior von Lyon, Abt von Frenada und Mitglied der französischen Akademie. Im J. 1789 war er Deputirter der Geistlichkeit von Peronne in der Versammlung der Notabeln, vertheidigte in derselben die Rechte des Thrones und widersetzte sich der Vereinigung der drei Stände

Digitized by Google

zu einer Nationalversammlung aufs Lebhafteste. Da diese dennoch zu Stande kam, verließ er Versailles, wurde zu Peronne verhaftet, aber auf Befehl der constituirenden Versammlung wieder freigelassen und zeigte gleiche Thätigkeit in ihr wie zuvor. Mit Nachdruck vertheidigte er die Rechte der Geistlichkeit und die Unveräußerlichkeit ihrer Güter, entging den 9. Nov. 1789 nur durch seine Geistesgegenwart dem Tode an der Laterne, und blieb seinen Grundsätzen bis zur Auflösung dieser Versammlung 1792 getreu. Unmittelbar darauf verließ er Frankreich, begab sich nach Rom und wurde daselbst vom Papst Pius VI. mit großer Freude aufgenommen, der ihn noch in demselben Jahre zur Krönung Franz II. nach Frankfurt sandte und ihn darauf zum Bischof von Nicäa und 1798 zum Cardinal machte. In dem nachfolgenden Revolutionskriege verließ er Rom nie, zeigte unverholen seine Anhänglichkeit an die Bourbons und erwarb sich durch die Festigkeit seines Charakters auch die Achtung der Feinde. Erst 1804, nachdem Napoleon Kaiser geworden war, dünkte es ihm gut, von der Strenge seiner Grundsätze etwas nachzulassen und die Bourbons aufzugeben; er unterwarf sich dem Kaiser durch einen verbindlichen Brief, assistirte bei der Kaiserkrönung und wurde 1808 Erzbischof von Paris. Von jetzt an schien er der kriechendste Schmeichler zu sein und mußte daher nach Napoleon's Sturz den Erzbisthümern von Paris und Montefiascone entsagen. Er begab sich 1814 nach Rom, wurde kalt empfangen, und weil er ohne Genehmigung des Papstes die bischöfliche Würde angenommen, sogar auf die Engelsburg und dann in das Kloster St. Silvestro auf dem Quirinal gesetzt. Nur nach mehreren auferlegten Bußübungen wurde er wieder als Cardinal anerkannt, bekam eine jährliche Pension von 4000 römischen Thalern und starb den 10. Mai 1817. Unter seinen Schriften zeichnen sich aus: „Eloge de Fénélon" (1771); „Panégyrique de Saint Louis" (1772); „Principes de l'éloquence pour la chaire et le barreau (1782, 12.). Seine „Oeuvres choisies," worin auch seine Reden in der Nationalversammlung enthalten sind, erschienen in 5 Bänden (Paris 1827). Vgl. seines Neffen L. S. Maury „Vie du cardinal M." (Paris 1827).

Maury, Juan Maria, ein ausgezeichneter spanischer Dichter und Kritiker, geb. zu Malaga, wo sein Vater ein angesehener Kaufmann war, kam frühzeitig nach Frankreich, um dort seine Studien zu beginnen, und vollendete seine Bildung in England. Er besuchte darauf auch Italien, und ließ sich dann in Paris nieder. Sein episches Gedicht „La agresion britanica" (Madrid 1806) zeichnete sich besonders durch sorgfältigen Versbau und schöne Sprache aus; noch größern Ruf erwarb er sich durch seine „Espagne poétique" (2 Bde., Paris 1826—27), eine Sammlung der spanischen Lyriker von den ältesten bis auf die neuesten Zeiten, mit metrischen französischen Uebersetzungen und biographisch-kritischen Abhandlungen, worin er sich als einen feinen Kenner seiner vaterländischen Poesie, geschmackvollen geistreichen Kritiker und so gewandten Uebersetzer bewies, daß die Franzosen selbst seine correcten und eleganten Verse bewunderten. Erst nach langem Zwischenraume trat er wieder mit einem eigenen größeren Gedichte, dem romantischen Rittergedicht „Esvero y Almedora" (Paris 1840) auf, worin er Tasso und Ariost, wenigstens in technischer Meisterschaft, in Vollendung des Versbaues und Schönheit der Diction fast erreicht hat. Seine kleineren Gedichte und vermischten Aufsätze sammelte er in den „Poesias castellanas" (3 Bde., Valencia 1845). Er starb zu Paris am 2. October 1845.

Maus, eine bekannte Gattung von Nagethieren, zerfällt in eine große Menge von Arten, von denen mehrere durch starke Vermehrung und große Gefräßigkeit den Menschen schädlich werden. Dahin gehören außer der Hausmaus, die Hausratte, Wanderratte und Feldmaus. Die Hausmaus, meist dunkelgrau von Farbe, doch auch als Kakerlake, nämlich ganz weiß mit rothen Augen vorkommend, ist ursprünglich in Europa heimisch, findet sich aber gegenwärtig, durch Schiffe verbreitet, in allen Erdtheilen und wirft des Jahres vier bis sieben Junge. Größere Verwüstungen als sie richtet die Hausratte an, die 8 Zoll lang ist und einen ebenso langen Schwanz hat. Sie arbeitet sich selbst durch die stärksten Mauern hindurch, ist sehr bissig, so daß nur wenige Katzen ihr nach-

Digitized by Google

stellen, und geht nicht leicht in irgend eine Falle oder an eine vergiftete Lockspeise. Die Hausratte sowohl als die Hausmaus werden von der Wanderratte vertrieben, die bedeutend stärker ist, 10 Zoll mißt und einen 8 Zoll langen Schwanz hat. Sie ist ein äußerst böses, bissiges Thier, das sogar gegen den Menschen sich zur Wehre setzt, unter dem Federvieh großen Schaden anrichtet und öfters sogar Kindern in der Wiege gefährlich wird. Sie ist sehr schwer zu tilgen, da sie sehr vorsichtig ist und eine Katze sich durchaus nicht an sie wagt. Die Feldmaus, oben rothgrau, mit sehr langen Ohren, vermehrt sich in manchen Jahren so stark, daß sie den Ertrag der Ernte bedeutend schmälert. Füchse und Eulen stellen ihr eifrigst nach, daher es nicht rathsam ist, dieselben unbedingt zu tödten.

Mausoleum hieß das Grabmal, welches dem Könige Mausolus von Karien seine Gemahlin Artemisia (s. d.) zu Halikarnaß errichten ließ. Es wurde erst nach ihrem Tode vollendet und gehörte seiner Pracht wegen unter die Wunderwerke der Welt. Es hatte eine Höhe von 104 Fuß, 140 Fuß im Umfange und war von 36 korinthischen Säulen rings umgeben. Auf dem viereckigen Unterbau erhob sich ein pyramidenförmiger Bau von 24 Stufen, und oben darauf stand eine Quadriga. Die Baumeister waren Satyros und Pytheus, die Bildhauer Bryaxis, Leochares, Skopas und Timotheos.

Mauth, s. Zoll.

Mauvillon, Jacob, herzogl. braunschweigischer Oberstlieutenant und Professor der Kriegswissenschaft, wurde am 2. März 1743 zu Leipzig geboren, wo seine aus Frankreich stammenden Aeltern eine Lehranstalt, hauptsächlich für französische Sprache, errichtet hatten, legte zu Braunschweig auf dem Carolinum, bei dem sein Vater seit 1756 als Professor der französischen Sprache angestellt war, unter Jerusalem, Gärtner, Ebert und anderen tüchtigen Lehrern, den ersten Grund seiner wissenschaftlichen Ausbildung, sollte Anfangs Gottesgelahrtheit, und als er schon früh religiöse Zweifel hegte, die Rechte studiren, widmete sich aber aus Neigung den Sprachen, dem Zeichnen und der Mathematik. Obgleich verwachsen, trat er doch 1759 mit großer Liebe zum Kriegerstande als Ingenieur in hanoverische Kriegsdienste, verließ dieselben nach dem Frieden 1765, und ging dem Wunsche seines Vaters folgend, nach Leipzig, um daselbst die ihn wenig reizende Rechtswissenschaft zu treiben. Bald gab er seinen Vorsatz wieder auf, wurde 1766 Collaborator an dem Pädagogium zu Ilefeld, wo er mit den beiden Unzer eine enge Freundschaft schloß, 1771 Lehrer der Kriegswissenschaft an dem Carolinum zu Kassel, bei Errichtung des Kadettencorps daselbst Hauptmann, und 1785 Major und Professor der Kriegswissenschaft am Carolinum zu Braunschweig, wo er 1794 als Oberstlieutenant starb. Von seinen zahlreichen Originalschriften und Uebersetzungen mögen hier nur folgende als die bemerkenswerthesten stehen: „Briefe über den Werth deutscher Dichter;" „Philosophie und politische Geschichte der Besitzungen und des Handels der Europäer in Indien, aus dem Französischen des Raynal" (4 Bde., Hanover, 1774—78); „Sammlung von Aufsätzen über Gegenstände aus der Staatskunst, Staatswirthschaft und neuesten Staatengeschichte" (2 Bde., Leipz. 1776—77); „Physiokratische Briefe" (Braunschweig 1780); „Einleitung in die sämmtlichen militärischen Wissenschaften" (Braunschweig 1783); „Essai historique sur l'art de la guerre pendant la guerre de 30 ans" (Kassel 1784); „Ueber die preußische Monarchie" (4 Bde., Braunschweig 1793—96), vollendet von Friedrich v. Blankenburg, ein Werk, das Mauvillon unter Mirabeau's Mitwirkung schrieb; „Biographie des Herzogs von Braunschweig" (Leipz. 1794).

Mavors, s. Mars.

Maxen, ein sächsisches Dorf bei Pirna, mit 750 Einw. und nahen Kalk- und Marmorbrüchen, die zum Bau der kath. Kirche in Dresden viel Marmor lieferten. Hier wurden 1759 den 21. Nov. im siebenjährigen Kriege der preußische General Fink mit 12,000 Mann von den Oesterreichern unter Daun umzingelt und mußte das Gewehr strecken.

Maxentius, Marcus Aurelius Valerius, des Kaisers Maximianus Sohn und

Digitized by Google

des Kaisers Galerius Schwiegersohn, welche ihn nebst Maximinus, Constantius und Licinius zum Mitkaiser annahmen. Er nahm 306 seine Residenz zu Rom, zog dem Severus entgegen, schlug ihn gänzlich und bemächtigte sich nach dem Tode seines Vaters willkürlich eines großen Theiles des damals bekannten Afrikas, machte sich aber durch Grausamkeit und Herrschsucht so verhaßt, daß sich die Römer gegen ihn empörten. Constantin, der ihnen zu Hülfe kam, besiegte den M. zuerst 312 bei Turin und bald darauf bei Verona, von wo M. nach Rom fliehend, von dem pons Milvius, der heutigen Tiberbrücke, stürzte und ertrank. Er war ein Freund des Heeres und der Christen, aber ohne alle Eigenschaften eines guten Regenten.

Maxime, Norm, Grundsatz, Regel, wonach ein Mensch seine Handlungen nach freiem Willen richtet. Es bleibt hierbei unbestimmt, ob dieser Grundsatz nur eine subjective oder eine objective allgemeine Gültigkeit hat. In den Maximen, nach welchen der Mensch handelt, wurzelt sein Charakter (d. d.), weshalb die Untersuchung, ob die in den meisten Fällen unabsichtliche und unwillkürliche Entstehung und Befestigung solcher oder anderer Maximen auf sittlicher Grundlage ruht, denn die sittliche Bildung erheischt, daß die subjectiven Maximen des Menschen mit den objectiven Sittengesetzen in Uebereinstimmung kommen.

Maximianus, Marcus Aurelius Valerianus, genannt Herculeus, geb. 250 n. Chr. in Thracien von geringen Aeltern, trat in römische Kriegsdienste, und zeichnete sich durch große Tapferkeit aus, so daß er sich bis zum Feldherrn aufschwang. Diocletian ernannte ihn wegen seiner Tapferkeit zu seinem Mitregenten und ertheilte ihm Italien, Afrika, Hispanien und Gallien, um diese Länder gegen die immer zahlreicher andringenden wilden Horden zu vertheidigen. M. nahm seine Residenz zu Mailand, stellte in Gallien die Ruhe wieder her, indem er die eingefallenen Burgunder und Alemannen zurückschlug, war jedoch minder glücklich gegen den Empörer Carausius. Die Mauren in Afrika zwang er, in andere Länder auszuwandern. Im J. 305 entsagte er zugleich mit Diocletian der Regierung, bemächtigte sich aber kurz darauf derselben von Neuem und regierte gemeinschaftlich mit seinem Sohne Maxentius und den übrigen Kaisern Licinius, Galerius, Maximinus und Constantius. Nach einem mißlungenen Versuche, sich seiner Mitkaiser zu entledigen und sich der Alleinherrschaft zu bemächtigen, tödtete er sich selbst 310. Seine hervorstechendsten Eigenschaften waren Tapferkeit, Geiz und Grausamkeit. Er war ein heftiger Feind der Christen.

Maximilian I., deutscher Kaiser, Sohn Friedrich's III. und Eleonorens von Portugal, geb. den 22. März 1459 zu Neustadt, war bis ins 10. Jahr sprachlos. Nach dem Tod Karl's von Burgund vermählte er sich mit dessen Tochter Maria 1477, und erhielt mit ihr die Niederlande, die er gegen Frankreichs Ansprüche kräftig vertheidigte, Ludwig XI. zu einem Waffenstillstande von Sens, den 17. Sept. 1477, zwang und 1479 am 24. Aug. bei Guinegate besiegte. Nach Maria's frühzeitigem Ableben 1482 gerieth er mit den Ständen der Niederländer in Mißhelligkeiten, denen zu Folge er Burgund seiner mit dem Dauphin, nachherigem Karl VIII., verlobten und in Frankreich zu erziehenden Tochter Margarethe als Heirathsgut mitgab, und nur als Vormund seines Sohnes Philipp von Gent gegen Bestätigung der Privilegien Flanderns anerkannt wurde 1485. Zum römischen König gewählt, 1486, wurde er bei der Zurüstung zu einem Krieg gegen Frankreich nach Ludwig's XI. Tode 1488 treulos in Brügge gefangen genommen und nach Hinrichtung seiner Räthe 4 Monate lang in festem Gewahrsam gehalten, bis er Flandern eidlich entsagte, worauf 1489 der Frankfurter Friede geschlossen wurde, da Friedrich III. gegen die Städte Nichts ausgerichtet hatte. Von dem kinderlosen Sigismund von Tyrol zum Erben eingesetzt, erhielt er 1496 dieses Land, und machte nach dem Tode des Matthias von Ungarn auf selbiges Reich Ansprüche 1490; aber als Wladislaw von Böhmen gewählt wurde, fiel Maximilian in Ungarn ein und schloß 1498 den Preßburger Frieden, in welchem er den Titel eines Königs von Ungarn und 200,000 Ducaten erhielt. In dieser Zeit hatte Herzog Albrecht von Sachsen die niederländischen Stände und Städte gedemüthigt. In der nämlichen Zeit erhob sich ein neuer Krieg. Maximilian hatte sich die

Digitized by Google

reiche Anna von Bretagne durch den Prinzen von Oranien antrauen lassen; Karl VIII. raubte sie und vermählte sich mit ihr 1491, nachdem er seine Verlobte, Margarethe, Maximilian's Tochter, weggeschickt hatte. Von seinen Verbündeten, England und Aragonien, und wenig vom Reiche unterstützt, mußte Maximilian 1493 den Frieden zu Senlis schließen, wodurch sein Sohn Philipp Artois, Burgund, Charolais und nach erreichtem 20. Jahre, Aire, Bethune mit Hesdin erhielt. Am 19. Aug. 1493 deutscher Kaiser geworden, vertrieb er die mit 10,000 Mann bis Laibach vorgedrungenen Türken, vermählte sich nicht ohne Widerspruch der deutschen Fürsten mit der reichen Bianca Maria, der Schwester des mailändischen Herzogs Johann Galeazzo und übergab seinem mündig gewordenen Sohne Philipp die Regierung der Niederlande. Während er hierauf den Herzog von Geldern, Karl, durch Albrecht von Sachsen bewältigen ließ, brachte er einen Bund zu Stande gegen den in Neapel eingefallenen Karl VIII., der sich sogleich zurückzog. Ludwig Sforza wurde mit dem Herzogthum Mailand belehnt, das Faustrecht durch allgemeinen Landfrieden aufgehoben, ein Reichskammergericht eingesetzt und ein Reichstag zu Lindau gehalten. Nach seiner Rückkehr aus Italien fiel er 1498 in Burgund ein, um seinem Sohne die zurückbehaltenen Provinzen Aire, Hesdin und Bethune zu verschaffen und Ludwig XII. schloß Frieden. Im folgenden Jahre kam es mit der Schweiz zum Kriege, die, weil sie nicht zum Kammergericht treten und keinen Heerbann zu den Reichskriegen stellen wollte, zugleich mit Acht und Bann belegt wurde. Die Schweizer vertheidigten sich so nachdrücklich, daß nach der Niederlage des Grafen von Fürstenberg bei Dorneck der Frieden zu Basel am 22. Sept. 1499 geschlossen wurde, der die förmliche Unabhängigkeit der Schweiz zum ersten Mal aussprach. Kurz darauf nahm Ludwig XII. Mailand ein, eröffnete sich Aussichten auf Unterwerfung ganz Italiens und führte so eine Verwickelung der politischen Verhältnisse herbei, in denen Maximilian nach allen Seiten hin zu thun hatte. Verbunden mit Ferdinand dem Katholischen von Aragonien, dem Papst, Savoyen und Venedig beabsichtigte Ludwig XII. eine Theilung Neapels 1501; Philipp bewog seinen Vater Maximilian zum Tridenter Vertrag am 15. Oct. 1501, wo eine Doppelheirath bestimmt wurde, Claudia von Frankreich solle sich mit Philipp's Sohne Karl (nachher Kaiser Karl V.) und Philipp's Tochter, Maria, mit dem noch nicht geborenen Sohne Ludwig XII. vermählen. Es wurde dabei die gegenseitige Garantie für Maximilian's Succession in Ungarn und Böhmen, Philipp's in Spanien gegeben und Frankreich erhielt die Belehnung Mailands, welches Mitgift der Maria werden sollte. Der von Maximilian beabsichtigte Kreuzzug gegen die Türken, sowie die Erhebung Oesterreichs zur Kurwürde, mißlang durch den 1503 geschlossenen Kurverein; dagegen erhielt der Reichshofrath in Wien die Reichsinstanz. Dazu kam 1504 ein blutiger Streit über das erledigte Herzogthum von Bayern-Landshut, zwischen Pfalz und Bayern-München, der in der Schlacht bei Regensburg, wo der Kaiser selbst vom Pferde geworfen wurde, unentschieden blieb, bis ein späterer Vergleich zu Stande kam, in dem Maximilian Kirchberg, Elsaß, Weißenborn und mehrere tyroler Schlösser erhielt. In Italien waren Ludwig XII. und Ferdinand von Aragonien unterdessen über die Theilung Neapels uneinig geworden, Maximilian sandte Truppen ab, Neapel für sich zu erhalten, aber sein Sohn Philipp erneuerte den Trienter Vertrag, worauf der Friede von Blois am 22. Sept. 1504 erfolgte. Frankreich ward aber wortbrüchig und Claudia wurde mit dem Herzog von Angoulême, Franz, vermählt; Philipp starb den 25. Sept. 1506 in Spanien, Maximilian verlor die Vormundschaft über Philipp's blödsinnige Wittwe Johanna, erhielt aber die Regentschaft der Niederlande, wohin er seine Tochter Margarethe sandte. Auf dem Reichstage 1507 erhielt Maximilian ein Heer von 90,000 Mann zu einem Römerzuge, er sprach die Acht über die mit Frankreich verbunden gewesenen Venetianer aus, eroberte mehrere Plätze, verließ aber bei Annäherung eines starken feindlichen Heeres das seine nach Bekanntmachung einer päpstlichen Bulle, die ihn zum römischen Kaiser proclamirte. Das deutsche Heer ging unter und ein Waffenstillstand zu Venedig erfolgte 1508. Dafür ward aber Venedig in einem sogleich nachher ausgebrochenen Kriege gedemüthigt, und es kam, da dessen ungeachtet Maximilian keine

Digitized by Google

raschen Fortschritte machte, 1511 zu einem allgemeinen Congreß in Mantua; Frankreich verlor besonders seit 1512 ganz Italien. Es fiel Heinrich VIII. von England, Maximilian's Verbündeter, in Frankreich mit 80,000 Mann ein, worauf ein Friede zwischen Max. und Frankreich zu Stande kam 1514. Nach Ludwig's Tode 1515 fiel dessen Nachfolger Franz I. abermals ins Mailändische 1516, Maximilian zog ihm siegreich bis Mailand entgegen, dort liefen aber die Schweizer davon und das ganze Heer löste sich auf. Nachher berief M. einen Reichstag nach Augsburg 1518, um die Fürsten zu einem Türkenzuge zu bewegen. Ueber den fehlgeschlagenen Versuch mißvergnügt, ging er nach Insbruck, wo ihn ein Fieber ergriff, das sich durch eine Reise nach Wels und unmäßigen Genuß von Melonen so sehr verschlimmerte, daß er den 11. Jan. 1519 starb. Er hatte zwei eheliche Kinder mit seiner ersten Gemahlin, und außerdem 14 uneheliche. Er ist, wenngleich er vom Finanzfache wenig verstand und ewig an Geldmangel litt, der Gründer der Macht des österreichischen Hauses, vornehmlich durch reiche Heirathen. Die bleibendsten Verdienste um das Reich sind der Landfrieden, die Eintheilung in Kreise, die Errichtung der Posten und des Kammergerichts; Verbesserung der Kriegskunst und bessere Einrichtung der Fußvölker. Er schätzte und schützte die Wissenschaften, führte italienische und französische Schriften ein, schrieb selbst gutes Latein und verfaßte mehrere treffliche deutsche Aufsätze. (Vgl. Treitzsaurwein.) Der Reformation anfänglich günstig, ermunterte er Friedrich den Weisen zur Beschützung Luther's, bis ihn der Cardinal Cajetan in Augsburg 1518 umstimmte. Es folgte ihm sein Enkel als Kaiser Karl V.

Maximilian II., deutscher Kaiser, Sohn Ferdinand's II. und Anna's von Ungarn, geb. am 1. Aug. 1527, in Spanien meist von Wolfgang Severius erzogen, nahm er Theil am schmalkaldischen Kriege 1548, vermählte sich im selben Jahre mit Karl's V. Tochter, war 3 Jahre Vicekönig in Spanien, lebte nachher in Oesterreich, wurde den 20. Sept. 1562 in Prag zum ungarischen und den 24. Nov. zum römischen König in Mainz gekrönt und des aus seiner Neigung zum Protestantismus entstandenen Widerspruchs ungeachtet 1562 zur Kaiserwürde erhoben. Er besaß Ungarn, Böhmen und Oesterreich, sein Bruder Ferdinand Tyrol und Karl Steiermark, Kärnthen und Krain. Die religiösen Spaltungen beschwor er in seinem Reiche und jede Partei war mit ihm zufrieden, weil er durch sein Geschäft der Versöhnung allenthalben den Frieden erhielt. Daher wurde er auch auf dem Reichstage zu Augsburg 1566 von allen Parteien kräftig zum Türkenkriege unterstützt, sogar der Papst sandte 50,000 Dukaten. Er legte die Grumbach'schen Händel (s. Grumbach) durch Einnahme Gotha's und Gefangennehmung des gotha'schen Herzogs bei, schlichtete die Ansprüche des deutschen Ordens auf Preußen, bestätigte den Herzog von Florenz in seinem vom Papst erhaltenen Titel, gestattete dem österreichischen Adel die öffentliche Bekennung zum Protestantismus, den Laien den Gebrauch des Kelchs und Priesterehen in Böhmen, Bayern und Oesterreich, obwohl ihn daran der Papst hinderte, unterwarf sich durch Lazarus Schwendi den Fürsten Johann Sigismund von Siebenbürgen, Soliman's II. Verbündeten, mit dem er 1570 Frieden schloß, und 1576 wurde er zum Könige von Polen ernannt, doch wurde Bathori, Großfürst von Siebenbürgen, gewählt. Maximilian starb auf dem Reichstage zu Augsburg am 12. Oct. 1576. Ihm folgte unter seinen 6 Kindern sein Sohn Rudolph I. als Kaiser.

Maximilian I., Kurfürst von Bayern, ältester Sohn Herzog Wilhelm's V., geb. am 17. April 1573, ging, von Jesuiten erzogen und gegen den Protestantismus aufgereizt, 1587 auf die Universität Ingolstadt und schloß dort mit dem nachherigen Kaiser Ferdinand II. enge Freundschaft. Von 1591 lebte er in Bayern, um unter Aufsicht seines Vaters den Geschäftsgang kennen zu lernen, machte eine Reise nach Italien und übernahm 1593 einen Theil und seit den 15. Oct. 1597 die ganze Regierung. Er verbesserte die Justizverwaltung und die Finanzen, gab eine neue Land-, Forst- und Polizeiordnung, belagerte und eroberte die mit dem Abt zum heiligen Kreuz in Streit gerathene protestantische Stadt Donauwerth 1607, und gab dadurch Veranlassung zur Gründung der protestantischen Union, worauf er mit andern katholischen Reichsständen am 10. Juli 1609 zu München die Ligue bildete.

Digitized by Google

Bei Ausbruch des 30jährigen Krieges war er der treuste Anhänger des Katholicismus und brachte dadurch unsägliches Elend auf sein Land, wenngleich er anfänglich so glücklich war, die Schlacht am weißen Berge bei Prag gegen Friedrich V. von Böhmen zu gewinnen. An seine Stelle kam hierauf Tilly, nach dessen mehrfachen Siegen Maximilian die Kurwürde des geächteten Friedrich's von der Pfalz erhielt. Für die auf 13 Mill. Gulden berechneten Kriegskosten hatte ihm der Kaiser Oberösterreich verpfändet, das M. 1626 zwar herausgab, dafür aber am 14. März 1628 die Oberpfalz und Grafschaft Cham als Eigenthum mit der Kurwürde erhielt. Nach Tilly's Niederlage bei Leipzig sah er seit 1632 und namentlich 1647 sein Land unendlichen Verwüstungen der Schweden und Franzosen preisgegeben. Dagegen erhielt er im westfäl. Frieden die Oberpfalz, die Grafschaft Cham und die Bestätigung in der Kurwürde nebst dem Erztruchseßamte. Auch während des Kriegs war er für das Aufblühen seines Landes rastlos besorgt; er verschönerte und erweiterte die Residenz, baute das Zeughaus und das Josephsspital, legte daselbst den Hofgarten an, zog die merkwürdige Sooleleitung von Reichenhall nach Traunstein, begründete die Jesuitencollegien zu Amberg, Burghausen, Mindelheim und Heidelberg und ließ dem Kaiser Ludwig dem Bayer in der Frauenkirche zu München ein prächtiges Denkmal errichten. Er starb am 17. Sept. 1657 zu Ingolstadt. Merkwürdig ist die von M. für seinen Sohn und Nachfolger Ferdinand Maria (1651—79) aufgesetzte „Anleitung zur Regierungskunst," die lat. und deutsch von Aretin (Würzb. 1822) herausgegeben wurde. Vgl. Pet. Phil. Wolf: „Geschichte M.'s I. und seiner Zeit," fortgesetzt von Breyer (4 Bde., München 1807—11).

Maximilian II. Maria Emanuel, Sohn Ferdinand Maria's und Enkel Maximilian's I. von Bayern, geb. am 11. Juli 1662, trat 1679 unter Vormundschaft und 1680 selbständig die Regierung an, entsetzte, mit Kaiser Leopold verbunden, 1683 das von den Türken belagerte Wien, 1685 Gran, wurde im nämlichen Jahre österreichischer Generalissimus und erhielt des Kaisers Tochter, Maria, zur Gemahlin, eroberte 1686 Ofen, errang 1687 den Sieg bei Mohacz, stürmte 1688 Belgrad, sandte 1691 seine Truppen nach Italien, nahm selbst Theil an der Belagerung von Carmagnola, wurde 1692 Karl's II. Statthalter in den Niederlanden und brachte es dahin, daß Karl II. den Joseph Ferdinand zum Erben in der spanischen Monarchie einsetzte. Im spanischen Erbfolgekriege trat M. als Frankreichs Alliirter auf, war anfänglich glücklich in seinen Unternehmungen, wurde aber 1704 von Eugen und Marlborough bei Hochstädt geschlagen und floh nach Brabant, während sein Reich als Reichslehn unter Generale und Hofbeamte vertheilt, theils von Oesterreich verwaltet, M. selbst aber mit seinem Bruder, dem Kurfürsten von Köln, nachdem sich die Unterthanen vergeblich durch mörderischen Aufstand 1705 und 1706 von den Oesterreichern zu befreien gesucht, in die Acht erklärt wurde, am 29. April 1706. Er lebte in den Niederlanden bisweilen mit Noth kämpfend, seine Söhne wurden als Grafen von Wittelsbach erzogen, seine zweite Gemahlin, Theresia Kunigunde von Polen, entfloh nach Venedig und erst 1714 erhielt er seine Herrschaft wieder, 1715 trat er die Regierung an, erhielt 1717 die verlorene Kurstimme wieder und verglich sich 1724 mit der Kurpfalz wegen des Reichsvicariats. Er starb am 26. Febr. 1726; sein Sohn Karl Albrecht, sein Nachfolger, erhielt als Karl VII. die deutsche Kaiserwürde.

Maximilian III. Joseph, Kurfürst von Bayern, Sohn Karl Albrecht's von Bayern und der Maria Amalia von Oesterreich, geb. am 28. März 1727, erhielt die Regierung am 20. Jan. 1745. Er führte zwar den von seinem Vater begonnenen Krieg mit Oesterreich fort, sah sich bald aber zu dem Frieden von Füssen am 22. April 1745 genöthigt, worin er gegen Anerkennung der pragmatischen Sanction und gegen Zustimmung zur Kaiserwahl des Großherzogs Franz von Toscana seine Besitzungen zurück erhielt. Er schloß mit der Pfalz einen Vertrag über den Wechsel im Reichsvicariat; suchte darauf im Frieden den Zustand der Finanzen zu verbessern und die Staatsschulden zu mildern, namentlich aber durch Beförderung des Ackerbaues, Verbesserung der Rechtspflege, durch Errichtung eines Revisionsrathes, eines Gesetzbuches, einer Wechselordnung, durch Wissen-

Digitized by Google

schaften, wie durch Gründung der Akademie der Wissenschaften in München, durch Anstellung neuer Lehrer in Ingolstadt, durch Künste, Handel und Betriebsamkeit den Wohlstand seines Reiches zu heben, wenngleich er an dem siebenjährigen Kriege Theil hatte. Seine mit der polnisch-sächsischen Prinzessin Maria Anna Sophia eingegangene Ehe blieb kinderlos und mit ihm erlosch am 30. Dec. 1777 der männliche Stamm der bayerisch-wittelsbach'schen Linie, und die Herrschaft kam an Karl Theodor (s. d.) von der Pfalz.

Maximilian Joseph, erster König von Bayern, wurde am 27. Mai 1756 zu Schwetzingen geboren. Er stammte von dem Pfalzgrafen Friedrich, der österreichischer Feldmarschall war, und von der Tochter Johann Karl's von Sulzbach, Francisca, ab. Sein Oheim war der Herzog Christian, unter dessen Aufsicht er auch seit dem 6. Jahre in Zweibrücken war. Nachdem er von 1777 in franz. Diensten gewesen, mehrere Reisen in Frankreich gemacht und bis 1789 in Straßburg verweilt, ging er bei dem Ausbruche der Revolution nach Mannheim zurück, folgte im J. 1795 seinem Bruder Karl II., Herzog von Zweibrücken, in der Regierung und nachdem der pfalz-sulzbach'sche Stamm durch den Tod des Kurfürsten von Bayern, Karl Theodor, erloschen war, folgte er auch diesem in der Regierung, weil die Erbfolge in Pfalzbayern zunächst auf die neue pfalz-zweibrück'sche Linie überging. Am 12. März 1799 hielt nun M. als Maximilian Joseph IV. seinen Einzug in München. Im J. 1805 trat er, nebst Würtemberg und Baden, nur um sein Land gegen Verwüstungen zu schützen, auf die Seite des franz. Kaisers und am 1. Jan. 1806 nahm er als Maximilian I. (Joseph) feierlich die Königswürde an. Doch nicht blos nach dem Glanze äußerlicher Hoheit war sein Streben gerichtet; er suchte mit allen Kräften, der Vater seines Volks zu sein. Als er die Regierung seines Erblandes antrat, war es von Schulden gedrückt und von mancherlei Mißbräuchen und daraus entstehenden Unordnungen in traurigen Zustand versetzt. Darum wendete er die größte Sorgfalt auf Verwaltung und Gerechtigkeitspflege und diese Sorgfalt bewies er stets dem Wohle seines geliebten Volkes, besonders als er vollkommene Staatsgewalt erhalten hatte. Zunächst nahm er Alles, was auf das Gesagte Bezug hatte, aus den Händen von Privatpersonen und vertraute dasselbe seinen Staatsdienern: ebenso hob er die unter Karl Theodor bestandenen geheimen Hofgerichte auf. Das Criminalrecht besonders und überhaupt die Gerichtsverfassung erhielten zweckmäßige Einrichtungen; die Verschiedenheiten der Verfassungen, das landschaftliche Bündniß und die Ausnahmen von allgemeinen Pflichten wurden 1807 vernichtet. Im J. 1808 wurde eine Verfassung entworfen, welche als erster Versuch sehr achtungswerth ist. Sie trat nicht in das Leben. Man findet sie in Pölitz' „Europ. und amerikan. Staatensysteme" II, 259. Die Grundlage der künftigen Verfassung vom 1. Mai 1818 ward ergänzt durch das organische Edict vom 4. Juni desselben Jahres, die Bildung des geheimen Raths betreffend, durch ein vom 24. Juli eben dieses Jahres über die Gerichtsverfassung und durch vier andere vom 28. Juli über die Verhältnisse des Adels, die gutsherrlichen Verhältnisse, die Aufhebung der Leibeigenschaft (31. Aug.) und über die Patrimonialgerichtsbarkeit (8. September). M., der zum Ruhme der Deutschen 1813 sich wieder an die Deutschen angeschlossen und die Ketten der französische Regierung von sich streifte, bemühte sich, die Wunden, welche der langwierige Krieg seinem Volke geschlagen, mit väterlicher Liebe zu heilen. Darum wurde eine strenge Aufsicht über die Behörden und die äußere und innere Sicherheit des Landes, Verbesserung der Straßen, Forsten, Berg- und Salzwerke geführt. Ebenso gebot M. genaue Aufnahme und Verzeichnung aller Ortschaften wegen Ausmittelung gerechter und gleichmäßiger Besteuerung. Weil übrigens seit der Säcularisation der geistlichen Güter in kirchlicher Hinsicht keine feste Bestimmung über kirchliche Angelegenheiten in Bayern stattfand, schloß er auch 1817 mit dem Papste ein Concordat ab. Den 17. Mai 1818 erschien das Gemeinde-Edict, worin bestimmt ward, daß die früher (24. Sept. 1818) aufgehobenen Magistrate mit erweitertem Wirkungskreise wieder hergestellt werden und die Dorfgemeinden eine neue Verfassung erhalten sollten. Die Gemeinden sollten ihre Angelegenheiten und ihr Vermögen sonach selbst verwalten, eine Bestimmung, wodurch das Volk in niedrigerem Wirkungskreise auf die beste Art vor-

Digitized by Google

bereitet werden kann zu den Verhandlungen des Reichstages. Endlich erschien am 26. Mai 1818 die Verfassungsurkunde des Königreichs Bayern. Er war demnach einer der ersten deutschen Fürsten, welche das Versprechen des 13. Artikels der deutschen Bundesacte erfüllten. Diese Verfassungsurkunde wurde noch durch 10 Edicte ergänzt. Am 4. Febr. 1819 wurde die erste Ständeversammlung vom Könige eröffnet. Nicht minder sorgte M. für die Cultur des Bodens. Binnen der 9 ersten Jahre waren 400,000 Tagewerke oder Gründe angebaut worden und der Lohn der Arbeiter oder neuen Anbauer war gewöhnlich das Eigenthum des Bodens und 10jährige Abgabenfreiheit; auch ein landwirthschaftlicher Verein wurde gestiftet, dessen ausschließlicher Zweck Beförderung der praktischen Landwirthschaft ist. Fabriken und Manufacturen hoben sich unter dem milden Glanze seiner Vaterregierung. Eine Wohlfahrtspolizei sorgte für Aerzte auf dem Lande und für Apotheken. Durch ihn wurden Feuerversicherung und Pockenimpfung im ganzen Lande gemein. Er hob viele Mißbräuche der Handwerker auf, sorgte, daß in zweckmäßigen Landschulen, Feiertags- und Freischulen der Aberglaube bekämpft ward, und indem er durch die Auflösung von 200 Klöstern ihrer Herrschaft ein Ziel setzte, ward das Eigenthum derselben fleißigen Händen, sowie ihre gelehrten Schätze Gelehrten übergeben. Daneben that M. Vieles für Wissenschaft und Kunst. Er errichtete eine Forstschule zu Aschaffenburg, eine landwirthschaftliche zu Schleisheim und zu München eine medicinische Lehranstalt. Das Nationaltheater zu München bildete sich zu einem sehr vorzüglichen und die Residenz wurde durch neue, schöne Gebäude (darunter die schätzbare Glyptothek) verschönert. Zahlreiche Gymnasien und Lyceen waren die Vorbereitungschulen zu den Universitäten zu Landshut, Erlangen und Würzburg. Wie ernstlich er endlich darauf bedacht war, dem Finanzwesen seines Staates aufzuhelfen, ersieht man sowohl aus seinen frühern Verordnungen, als auch besonders aus dem in der ersten Ständeversammlung 1819 gegebenen sechsjährigen Finanz- und Schuldentilgungsgesetz. Wie anders, als der begeistertste Jubel also konnte sein 25jähriges Regierungsjubelfest am 16. Febr. 1824 begrüßen! Durch mehrere edle Stiftungen wurde dieser Tag verewigt. Gefällige Herablassung, menschenfreundliche Milde und anspruchlose Einfachheit der Sitten brachten ihn, den Vater seines Volkes, demselben immer näher. Voll patriotischen Enthusiasmus begrüßte ihn das Volk, wo er sich sehen ließ, und desto wehmuthsvoller und schmerzlicher mußten die Seinen endlich von seinem plötzlichen, aber schmerzlosen Tod zu Nymphenburg in der Nacht vom 12. zum 13. Oct. 1825 hören. Er war dieses schönen Endes werth; denn er hat gezeigt, was der Regent, der sein Volk liebt, vermag. Vgl. Sölti „Max Joseph, König von Bayern" (Stuttg. 1837).

Maximilian, Joseph, Herzog in Bayern, der einzige Sohn des am 3. August 1837 verstorbenen Herzogs Pius August in Bayern und dessen gleichfalls nicht mehr lebender Gemahlin Amalie Louise Julie, geborner Prinzessin von Arenberg, wurde am 4. Dec. 1808 in Bamberg geboren und Anfangs durch Privaterzieher, später 1817 in der königlichen Erziehungsanstalt für Studirende in München gebildet, 1824 von seinem Oheim, dem König Maximilian I. von Bayern, zum Oberstinhaber des damaligen 9. Linieninfanterieregiments ernannt, hörte später, im Herbst 1827, theils öffentlich, theils privatim die naturhistorischen, geschichtlichen und staatswirthschaftlichen Vorträge der ausgezeichnetsten Lehrer an der nach München verlegten Universität und nahm im Winter 1827—1828 als volljährig in der Kammer der Reichsräthe an der damaligen Ständeversammlung Theil. Er vermählte sich am 9. Sept. 1828 mit der Prinzessin Louise Wilhelmine, der jüngsten Tochter Königs Maximilian I., ward 1831 zum Commandant der Landwehr des Isarkreises (Oberbayern) ernannt und 1837 zum Generalmajor befördert. Von früher Jugend hatte er einen Trieb zu einer Wanderung nach dem Orient genährt, der mit der Zeit zu einem fest ausgebildeten Plan gediehen war und im Jan. 1838 ausgeführt wurde. Seine dabei gesammelten Erfahrungen hat er in einer Reisebeschreibung niedergelegt, unter dem Titel „Wanderung nach dem Orient im J. 1838, unternommen und skizzirt von dem Herzog Maximilian in Bayern" (Münch. 1839, 2. Aufl. 1840). Auch früher schon huldigte er den Musen, indem er mehrere Novellen und andere belletristische Arbeiten unter

Digitized by Google

dem Namen Phantasus herausgab. Sie sind unter folgenden Titeln erschienen: „Novellen" (2 Bde., Münch. 1831), „Lucrezia Borgia, Drama, dem Französischen des Victor Hugo frei nachgebildet" (Münch. 1833), „Skizzenbuch für 1834" (München), „Jakobina, Novelle" (Münch. 1835), „Der Stiefbruder, Novelle" (Münch. 1838).

Maximilian, Heinrich, Kurfürst zu Köln, war der Sohn des Herzogs Albrecht VI. in Bayern und wurde am 6. Oct. 1621 geboren. Nach dem Tode Ferdinand's, seines Vetters, erhielt er 1650 das Kurfürstenthum Köln mit den Bisthümern Lüttich und Hildesheim. Mit dem Kurfürsten von Mainz gerieth er 1653 über das Recht, die Kaiserkrönung zu vollziehen, in einen Streit, der dahin geschlichtet wurde, daß sie fortan bei der Krönungsceremonie abwechselnd fungiren sollten. Später gerieth er mit der Stadt Köln, deren Privilegien er antastete, in langwierige Streitigkeiten, in denen nicht nur der Kaiser, sondern auch die Generalstaaten der Niederlande auf Seite der Stadt traten und ihn bedroheten. Deshalb schloß er unter Vermittelung des Bischofs von Straßburg, Wilhelm Egon von Fürstenberg, eines eifrigen Anhängers des franz. Hofs, 1669 mit Ludwig XIV. von Frankreich ein Bündniß, nach welchem dieser ihn bei einem Ueberfalle mit Truppen unterstützen wollte, und erneuerte dieses Trutz- und Schutzbündniß mit Frankreich gegen die Niederlande im J. 1672, dem jetzt auch der kriegerische Bischof von Münster, Christoph Bernhard von Galen (s. d.) beitrat. Vergebens suchten die Generalstaaten den Kurfürsten zufrieden zu stellen, in dem sie ihm die 1633 genommene Festung Rheinbergen, um die es sich angeblich handelte, anboten. Der Kurfürst erklärte den Generalstaaten den Krieg, brach mit den Franzosen zugleich in die Niederlande ein und nahm, als sich der Kaiser gegen Frankreich in Bewegung setzte, franz. Truppen in Kaiserswerth, Neuß und Bonn ein. Zugleich eroberte er Deventer und belagerte mit dem Bischof von Münster Gröningen. Als jedoch im Laufe des Jahres 1673 die Verbündeten der Generalstaaten Bonn belagerten, floh M. nach Köln und leitete sogleich Friedensunterhandlungen ein. Hierauf kam am 22. April 1674 der Vergleich der Generalstaaten mit Münster, am 11. Mai mit Kurköln zu Stande, in welchem die Niederländer Rheinbergen dem Kurfürsten abtraten. Im J. 1683 wurde er Bischof von Münster; weil jedoch die päpstliche Bestätigung ausblieb, so beschränkte sich seine Verwaltung nur auf die weltlichen Angelegenheiten. Er starb am 3. Juni 1688. Uebrigens war er ein eifriger Alchymist.

Maximilian, Franz Xaver Joseph, letzter Kurfürst von Köln, war der jüngste Sohn der Kaiserin Maria Theresia, geb. am 8. Dec. 1756, und wurde für den geistlichen Stand bestimmt. Nachdem er als Jüngling von 18 Jahren Deutschland, Holland, Frankreich und Italien, unter Leitung des Grafen von Rosenberg, durchreist, auch im bayerschen Erbfolgekriege seinen Bruder ins Feld begleitet, erlangte er im J. 1780 die Würde des Hoch- und Deutschmeisters zu Mergentheim und 1784 wurde er Kurfürst und Erzbischof von Köln und Bischof zu Münster. Er war der letzte Kurfürst von Köln, aber gewiß auch einer der edelsten; denn sowie er selbst, bei seinen jährlichen Einkünften von $2^1/_2$ Mill. Gulden, bei seinem einfachen Leben und Abscheu gegen allen zwecklosen Aufwand, höchst haushälterisch war, so übertrug er auch diesen Sinn auf die Finanzen seiner Länder, Köln und Münster. Sein Vorgänger, Kurfürst Maximilian Friedrich, hatte durch Nichtbeachtung der Finanzen, des Polizei- und Justizwesens die Länder in großer Unordnung hinterlassen; M. aber führte, unter Mitwirkung seines trefflichen Ministers von Waldenfels, Ordnungsliebe, redliche und sparsame Verwaltung der Finanzen ein und in die Gerichts- und Verwaltungshöfe redliche und erprobte Männer. Seine Sparsamkeit überließ ihm manche Summen zur Unterstützung der Künste und Wissenschaften und der ausgezeichneten Talente, sowie zur Wohlthätigkeit gegen Nothdürftige. Da er selbst ein Kenner und Freund der Wissenschaften war, suchte er besonders für sie zu wirken durch Unterstützung der Universität Bonn und Erweiterung derselben vermittelst nützlicher Anstalten. Die Hofbibliothek machte er mehr zugängig und vermehrte sie mit den ausgezeichnetsten Werken. Er selbst sprach mehrere Sprachen sehr fertig, kannte die besten Schriftsteller der neuern Zeit durch eigene Lectüre und liebte die Musik so sehr, daß er selbst einige Instrumente spielte. Doch

Digitized by Google

alle diese Beschäftigungen und Lieblingsgegenstände seiner Tage, die er nach einer festen Ordnung, gewissen Geschäften widmete, entfremdeten ihn keineswegs seinen Unterthanen. Jedem derselben war der Zutritt zu ihm erlaubt; an Jedes Verhältnissen nahm er innigen Antheil und auf gleich interessante Weise konnte er mit den Menschen aller Stände reden, da eine liebenswürdige Offenheit und gute Laune ihn immer zur Unterhaltung fähig machten. In Godesberg, Poppelsdorf und Augustusburg legte er herrliche Anstalten an. Was dieser vortreffliche Fürst gesäet, konnte er nicht der Reife entgegengehen sehen. Denn ob er auch aus Liebe zu seinem Lande keinen Theil an der Sache der franz. Emigrirten nahm, mußte er doch bei dem Einzuge der Franzosen in Bonn 1794 seine Residenz verlassen, da er als deutscher Fürst an dem Reichskriege Theil nahm. Er floh nach Münster, dann Mergentheim und unter den Schutz der preußischen Neutralität nach Ellingen. Endlich begab er sich im Frühling des Jahres 1800 nach Wien und starb in Hetzendorf am 26. Juli 1801. Vgl. Seida „M. Franz, letzter Kurfürst von Köln" (Nürnb. 1803).

Maximilian, Prinz von Neuwied, s. Neuwied.

Maximilianische Thürme, in neuester Zeit angewandte Befestigungsmittel von hoher Wichtigkeit, tragen ihren Namen von ihrem Erfinder, dem Erzherzog Maximilian von Este, und sind Thürme von 80 Fuß Durchmesser und 40 Fuß Höhe, die in vier Stockwerke, jedes zu 10 Fuß, zerfallen, von denen das unterste sich unter der Erde befindet und einen Brunnen und die Munition, das zweite Vorräthe, das dritte Wohnungen für die Besatzung, das vierte Wurfgeschütze enthält und mit einer Platteform versehen ist, auf der 10 16pfündige Kanonen stehen. Sie erfordern zu ihrer Erbauung mit dem sie umgebenden Graben und dem jenseit desselben befindlichen Erdmantel, der von gleicher Höhe mit ihnen ist, einen Kostenaufwand von ungefähr 26,000 Thlr. und sind deshalb so wichtig, weil sie nicht allein wegen ihres geringen Umfanges und der Höhe des Erdmantels weder von dem verticalen noch von dem directen Feuer wenig zu fürchten haben, sondern auch, weil ihr geringer Aufwand gestattet, sie nur auf die Schußweite eines 16pfündigen Geschützes aus einander zu bauen und zu gegenseitiger wirksamer Vertheidigung geeignet zu machen. Die österreichische Regierung hat diese Thürme zuerst bei der Befestigung von Linz angewandt, und daselbst 32 an der Zahl erbaut, von denen 23 auf dem linken und 9 auf dem rechten Donauufer stehen. Sie bilden ein verschanztes Lager und sperren das Donauthal gegen einen von Westen nahenden Feind höchst wahrscheinlich sicherer, als die gewöhnlichen Festungswerke, deren Erbauung außerdem wegen der Lage mit ungeheuern Schwierigkeiten und Kosten verbunden gewesen wäre.

Maximinus ist der Name zweier römischer Kaiser. Der eine, Cajus Julius Verus M., nach seinem Vaterlande der Thracier genannt, eines Hirten Sohn, ward wegen seiner Kenntnisse, Gestalt und Stärke von Alexander Severus unter die kaiserliche Leibwache aufgenommen, und schwang sich durch Verdienst und Tapferkeit bis zu der Würde eines Feldherrn auf. Nach Severus' Ermordung bei Mainz 235, empörte er sich an der Spitze der Soldaten, deren Liebling er wegen seiner Tapferkeit war, und schwang sich auf den Thron. Seine ersten Thaten zeugen von seinem Charakter. Er ließ nämlich alle seine Wohlthäter und alle Anhänger des vorigen Kaisers ermorden, machte sich aber dadurch viele seiner Anhänger zu Feinden. Glücklich waren seine Feldzüge in Dacien und Germanien 236, und ebenso glücklich besiegte sein Präfect 237 die vom Senate gegen ihn aufgestellten Gegenkaiser Gordianus und dessen Sohn in Afrika. Allein durch seine Grausamkeit hatte er sich so verhaßt gemacht, daß er von seinen eigenen Soldaten 238 bei Aquileja auf einem Zuge gegen die vom Senate neu gewählten Kaiser Pupienus und Balbinus ermordet ward. — Der andere, Cajus Galerius Valerius M., Daza genannt, ein Illyrier von niederer Geburt, erhielt durch den Kaiser Galerius im J. 305 die Cäsarwürde und die Verwaltung des Orients, die er mit Härte und Grausamkeit, besonders gegen die Christen, führte. Im J. 307 nahm er den Titel eines Augustus an und zog, nachdem er die Vereinigung Konstantin's des Großen (s. d.) und des Civinus er-

Digitized by Google

fuhr, gegen den Letztern, wurde aber 313 von ihm bei Adrianopel geschlagen und tödtete sich auf der Flucht in Tarsus.

Maximum und **Minimum** heißen in der Arithmetik der größte und kleinste Werth einer Zahl, die stetig zu- oder abnimmt; z. B. wenn in dem Ausdrucke $\sqrt{7-x^2}$ für x nur ganze Zahlenwerthe genommen werden sollen, so ist für x=0, $\sqrt{7-x^2}=\sqrt{7}$ das Maximum; für x=2 aber $\sqrt{7-x^2}=\sqrt{3}$ das Minimum. — In der Geometrie, wo man sich die Curven aus Gleichungen entstehend denkt, haben sowohl die Abscissen, als die Ordinaten ihr Maximum und Minimum; z. B. die Gleichung des Kreises ist $y^2=r^2-x^2$; für x=0 wird die Ordinate y=r ein Maximum, für x=r, aber y=o ein Minimum; ebenso wird für y=o, die Abscisse x=r ein Maximum, für y=r aber x=o ein Minimum. In der Differentialrechnung nun wird gezeigt, wie man die Maxima und die Minima eines Ausdrucks sowohl, als auch einer Curve nach Regeln bestimmen kann. — Aber auch in der Physik z. B. beim Druck der Luft, bei der Wärme, beim Regen u. s. w., hat man das Maximum und Minimum sehr oft zu berücksichtigen; selbst im gemeinen Leben spricht man vom Maximum und Minimum des Courses von Geldsorten; vom Max. und Min. der Preise von gewissen Waaren; vom Max. und Min. der Fruchtbarkeit und Sterblichkeit der Bevölkerung u. s. w.; woraus man deutlich abnehmen wird, daß man Alles, was zwischen einer höchsten und tiefsten Stufe nach einem gewissen, wenn auch unbekannten Gesetze hin- und herschwankt, und sich durch Zahlen darstellen läßt, einer mathematischen Behandlung unterwerfen kann.

Maximus, aus Tyrus gebürtig, daher Tyrius genannt, ein Lehrer der Philosophie und Beredtsamkeit in der letzten Hälfte des 2. Jahrh. n. Chr., lebte abwechselnd in Griechenland und Rom und hat 41 philosophisch-rhetorische Abhandlungen hinterlassen, in denen er dem Platonismus huldigt. Herausgegeben wurden sie zuerst von Stephanus (Par. 1557), dann von Heinsius (Leyd. 1607), Davis (Sambr. 1703), Ward (Lond. 1740, 4.), am besten aber von Reiske (3 Bde., Leipz. 1774).

Mayenne (lat. Meduana), ein Fluß im nordwestlichen Frankreich, entspringt im Departement Orne, wird nach 24 M. langem Laufe bei Château Gontier schiffbar und fällt bei Pont de Cé in die Loire. Von ihm hat das Departement Mayenne seinen Namen erhalten. Es ist ein Theil der alten Provinz Maine, 95 QM. groß, mit 362,000 Einw., die vielen Acker-, Obst- und Weinbau, Bienenzucht, Bergbau, Lein- und Wollenweberei und ansehnlichen Handel mit ihren Landesproducten und Fabrikaten treiben. Den Titel Herzog von Mayenne führte Charl. von Lothringen, geb. 1554, gest. kinderlos 1601, der Sohn Franç. von Guise's und Bruder Henri's I. von Guise (s. d.).

Mayer, Joh. Tob., geb. den 17. Febr. 1723 zu Marbach in Würtemberg, kam, zwei Jahr alt, nach Eßlingen, wurde hier in seinem 6. Jahre in die deutsche, nachher in die lateinische Schule und zuletzt in das Collegiatstift geschickt, wo ihn seine glänzenden Fortschritte sehr bald auszeichneten. Später ward er mit dem Artillerie-Unteroffizier Geiger und mit einem Liebhaber der Mathematik, Namens Kandler, von Profession ein Schuhmacher, bekannt, welche seine Freunde und Lehrer in der Mathematik wurden. Dabei befriedigte er stets seine Neigung zum Zeichnen und Malen, und trat in seinem 18. Jahre zuerst als mathematischer Schriftsteller auf. Nach seiner bekannten, jedoch verunglückten Flucht mit de Witt nach Holland, ging er nach Augsburg, später nach Nürnberg, wo es ihm besser erging; er kam mit Homann und Franz in intime Berührung, und heirathete bald des Letztern Schwägerin. Die ruhigere Lage gab nun M. Gelegenheit, seine Talente zu seinem Ruhme immer mehr zu entwickeln, so daß er endlich einen Ruf als Prof. der Astronomie nach Göttingen erhielt, wo er auch nun bis an seinen Tod, der am 20. Febr. 1762 erfolgte, blieb und weit mehr durch seine astron. Beobachtungen und Schriften, als durch seine Vorlesungen bekannt wurde. Die berühmteste Arbeit von ihm sind die weltbekannten Mondstafeln, für welche dessen Witwe erst lange nach seinem Tode die Prämie von 3000 Pfd. Sterl. erhielt. Anderweitige Verdienste erwarb er sich durch Ver-

Digitized by Google

besserung der Winkelmeßinstrumente, Einführung des Multiplicationskreises, Aufstellung einer Theorie der Refractionen und Finsternisse, durch seine Fixsternverzeichnisse ꝛc. Seine Hauptwerke sind die „Theoria lunae juxta systema Newtonianum“ (Lond. 1767, 4.) und die „Tabulae motuum solis et lunae“ (Lond. 1770). Aus seinen hinterlassenen Schriften gab Lichtenberg „Opera inedita“ (Gött. 1774, Fol.) heraus. — Sein Sohn, Joh. Tobias M., geb. zu Göttingen am 5. Mai 1752, ward 1780 Professor der Mathematik und Physik in Altdorf, 1786 in Erlangen und 1798 in Göttingen und starb daselbst am 30. Nov. 1830. Er trat in seines Vaters Fußtapfen und erwarb sich besonders durch den „Unterricht zur praktischen Geometrie“ (Bd. 1—3, 4. Aufl., Göttingen 1814—18; Bd. 4, 4. Aufl., Erl. 1828; Bd. 5, 2 Aufl., Gött. 1821), die „Anfangsgründe der Naturlehre“ (5. Aufl., Gött. 1823) und das „Lehrbuch der höhern Analysis“ (2 Bde., Gött. 1819) auch als Schriftsteller einen geachteten Namen.

Mayr, Simon, ein guter deutscher Virtuos und Componist, zu Menzdorf bei Ingolstadt 1763 geboren, erhielt durch seinen Vater, welcher daselbst Organist war, den ersten musikalischen Unterricht, bezog dann nach des Vaters Willen die Universität, widmete sich aber bald ausschließlich dem Studium der Musik. In Bergamo fand er an dem Grafen Pesonti einen Gönner, der ihm die Mittel verschaffte, sich unter Bertoni's Leitung in Venedig weiter auszubilden. Nach seines Wohlthäters Tode mußte er seines Unterhalts wegen die theatralische Laufbahn ergreifen. Im J. 1802 ward er Kapellmeister an der Kirche Santa Maria Maggiore in Bergamo. Bald gewann er hohes Ansehen als Operncomponist und wurde nur durch Rossini (s. d.), dem er die Bahn geebnet hatte, in den Hintergrund gedrängt. Namentlich verdankt ihm die ital. Oper ein besseres Instrumentale. G. Weber sagt von ihm: „Deutschland beschenkte England mit einem Händel, Frankreich mit einem Gluck und Italien mit S. Mayr.“ Er starb am 2. Dec. 1845. Die Zahl seiner Opern, Oratorien, Cantaten ꝛc. ist sehr groß; am bekanntesten ist seine Oper „Lodoisca“ (1807).

Mayseder, Joseph, Kammervirtuos, Director der Hofkapelle, Mitglied des Domchors zu St. Stephan und Solospieler bei dem Hofoperntheater in Wien, einer der ausgezeichnetsten jetzt lebenden Violinspieler und Componisten für dieses Instrument, wurde am 26. Oct. 1789 in Wien geboren, erhielt daselbst seine Bildung durch den durch sein Quartettspiel besonders bekannten Schuppanzigh, und hat Wien fast nie verlassen; ein Umstand, der namentlich dazu beigetragen hat, sein treffliches Spiel weniger bekannt zu machen, als es verdiente. In den Jahren 1815—20, wo er in der frischesten Jugendkraft war, erntete er die reichsten Früchte seines Talents. Er hatte mit Hummel und noch einem andern Virtuosen einen Verein zu Concerten geschlossen, welche in Wien den Namen der Ducatenconcerte erhielten, wegen ihres Eintrittspreises, die aber ihrer Trefflichkeit wegen so besucht waren, daß es schwer wurde, ein Billet zu erlangen. Sie dauerten mehrere Jahre; denn als Hummel Wien verließ, trat Moscheles an seine Stelle, und gaben den Unternehmern reichen Gewinn. M.'s Violincompositionen, 50—60 an der Zahl, sind höchst beliebt und für die Violine sehr dankbar. Er hat mehrere ausgezeichnete Schüler, z. B. den in Paris lebenden Panofka, gebildet. Auch als Kapelldirector hat er große Verdienste.

Mazarin, Julius, Cardinal und Minister während der Minderjährigkeit Ludwig's XIV. in Frankreich, geb. am 14. Juli 1602 zu Rom, nach Andern zu Piscina in den Abruzzen, war der Sohn eines sicilianischen Edelmannes, studirte in Rom und dann auf span. Universitäten die Rechte, trat aber 1622 in päpstliche Militärdienste und stand 1625 als Hauptmann in Veltlin. Im mantuan. Erbfolgestreite begleitete er die päpstlichen Legaten an die Höfe von Savoyen und Frankreich und hier lernte ihn 1630 Richelieu kennen, der eine hohe Meinung von seinen staatsmännischen Talenten faßte und ihn zur Aufrechthaltung des franz. Interesses in Italien benutzte. Im J. 1632 vertauschte er in Rom den Militärstand mit dem Staatsdienst, wurde 1634 vom Papst nach Avignon als Vicelegat und bald darauf als außerordentlicher Nuntius in Angelegenheiten der lothring. Dynastie an den franz. Hof geschickt. Im J. 1636 kehrte er nach Rom zurück

Digitized by Google

und wirkte nun offen für die franz. Politik, worauf er 1639 förmlich in die Dienste Ludwig's XIII. trat. Richelieu, auf dessen Verwenden er 1641 den Cardinalshut erhalten, empfahl ihn sterbend dem Könige als den einzigen Mann, der sein politisches System fortsetzen könne. Ludwig XIII. ernannte darauf M. zum Staatsrath und zum Mitglied des Regentschaftsrathes, der unter der Präsidentschaft des Herzogs Gaston von Orleans (s. d.) das Reich während der Minderjährigkeit Ludwig's XIV. verwalten sollte. Nach dem Tode des Königs am 13. Mai 1643 mußte aber M. alle Biegsamkeit des Italieners aufbieten, um sich den Großen und den Prinzen gegenüber zu erhalten; namentlich war ihm die Königin-Mutter, Anna von Oesterreich, abgeneigt, weil er die Errichtung des Regentschaftsraths angerathen hatte. Sie verband sich mit dem Herzog von Orleans und dem Prinzen Ludwig II. Condé (s. d.) und ließ sich am 18. Mai 1643 vom Parlament zur alleinigen Vormünderin und Regentin erklären. Die gewandte Politik M.'s bewahrte diesem aber dennoch sein Amt als Minister und Staatsrath. Bald wußte er sich der Königin-Mutter unentbehrlich zu machen und eine unumschränktere Macht zu erlangen als selbst Richelieu. Das Parlament, das unter der neuen Regierung auf Wiedererlangung seiner politischen Macht sann, benutzte bei der fortdauernden Unterdrückungspolitik des Hofes die Unzufriedenheit der Großen und das Elend des Staats und Volks und begann den Kampf gegen die Regierung, indem es die Einregistrirung drückender Steueredicte verweigerte. M. wagte endlich nach dem Siege der franz. Waffen bei Leas gegen das Parlament und dessen Anhang einen entscheidenden Schlag und ließ am Tage der Siegesfeier, am 26. Aug. 1648, die Häupter der Opposition verhaften. Dagegen erhob sich schon am folgenden Tage die Hauptstadt und damit nahmen die sogenannten Unruhen der Fronde (s. d.) ihren Anfang. Im Jan. 1649 zog sich der Hof nach St. Germain zurück; M. ward aber am 8. Jan. vom Parlamente geächtet; doch schon am 11. März kam es zu Ruel zu einem Vergleiche, worauf M. stillschweigend Minister blieb. Als aber die Königin-Regentin im Jan. 1650 auf seinen Rath die Prinzen Condé und Conti nebst dem Herzog von Longueville verhaften ließ, brach der Kampf gegen M. und den Hof noch heftiger aus. An der Spitze der Truppen des Hofes begab sich M. jetzt selbst in die aufgestandenen Provinzen, zeigte sich aber nach dem Siege bei Retel am 15. Dec. so übermüthig, daß die Großen sich mit dem Volke der Hauptstadt verbanden und nicht blos die Absetzung, sondern sogar den Tod des ausländischen Ministers verlangten. M. entwich daher im Febr. 1651 aus Paris, kündigte am 12. zu Havre de Grace den gefangenen Prinzen in Person die Freiheit an, wurde aber mit solcher Verachtung empfangen, daß er über die niederländ. Grenze floh. Noch einmal schleuderte das Parlament sein Verbannungsdecret gegen ihn und die Presse verfolgte ihn mit Schmähschriften (Mazarinades). M. ging von Lüttich nach Köln, blieb aber fortdauernd mit der Königin-Regentin in Verbindung und fand sogar den Muth, nach der Empörung des Prinzen Condé, Frankreich wieder zu betreten. Mit 2000 Reitern und vier Kanonen traf er im Dec. 1651 zu Poitiers ein und vereinigte sich mit der Streitmacht des Hofes. Da aber Paris die Entfernung des zweifach geächteten Ministers zur Bedingung seiner Unterwerfung machte, begab sich M. am 19. Aug. 1652 nach Sedan und von hier nach Rheims. Erst nachdem die Parteien Frieden geschlossen und Condé nach Spanien entflohen war, hielt er am 3. Febr. 1653 einen glänzenden Einzug in die Hauptstadt. Bald wußte er sich wieder die Gunst des veränderlichen Volks zu erwerben und das Parlament, die Großen und die Prinzen mußten sich vor ihm beugen. Unter ihm ward der Einfluß Frankreichs nach Außen gewaltig, im Innern aber befestigte sich der von Richelieu geschaffene Regierungsdespotismus, der unter Ludwig XIV. vollends ausgebildet wurde. Die Rechtspflege, der Handel, das Seewesen, besonders aber die Finanzen geriethen unter M.'s Leitung in die größte Zerrüttung. Auch gab man ihm die Schuld, daß er zur Verlängerung seiner Herrschaft die Erziehung des jungen Königs mit Absicht vernachlässigt habe. Die Anstrengung, mit welcher er die Unterhandlungen des pyrenäischen Friedens betrieb, untergrub seine von Gicht und Steinschmerzen längst wankend gewordene Gesundheit gänzlich. Er starb am 9. März 1661 an der Wassersucht zu Vincennes, wohin er

Digitized by Google

sich einen Monat vorher hatte bringen lassen. Sein ungeheures Vermögen von 200 Mill. Livres, das ihm der König kurz vor seinem Tode durch einen Schenkungsbrief legitimiren mußte, erbte größtentheils der Marquis de la Meilleraie, der eine seiner berühmten Nichten, Hortensia Marini, heirathete und den Titel eines Herzogs von Mazarin erhielt. Von ihm erschienen „Lettres où l'on voit les négociations pour la paix des Pyrénées" (2 Bde., Paris 1745 und öft.). Vgl. Aubery „Histoire du cardinal M." (4 Bde., Amst. 1717); Richard „Parallèle du cardinal Richelieu et du cardinal M." (Amst. 1716) und Bazin „Histoire de France sous la ministère du cardinal M." (2 Bde., Paris 1842).

Mazeppa, Iwan Stepanowitsch, der Kosaken-Hetman, in Podolien geboren 1645; seine adlige Familie war arm und M. wurde Page bei Johann Kasimir. Der rasche und wohlgestaltete Jüngling gerieth mit der Gemahlin seines Herrn in galante Verhältnisse, wurde aber bei einem Rendezvous ertappt und damit gestraft, daß er nackend auf ein Pferd gebunden wurde, das nachher seine Freiheit erhielt und nach den Steppen der Ukräne, wo es geboren war, eilte, aber von den dortigen Bauern gefangen wurde. Dem Tode nahe, wurde M. abgelöst und in die Dienste des Hetmans Samoilowitz genommen; er wurde Secretär, Adjutant und 1687 am 20. Juni sogar an der Stelle seines entsetzten Herrn, Hetman. Er diente Peter dem Großen mit aller Ergebenheit 20 Jahre lang und erwarb sich des Herrschers Achtung und Gewogenheit, bis ihn der Uebermuth zuerst zu einem Einverständniß mit Stanislaus Leczinsky und dann mit Karl XII. von Schweden trieb, dem er alle Kosaken unter der Bedingung zuführen wollte, wenn ihm die Souverainetät über die Ukraine gegeben würde. Mehrere Unterbefehlshaber, die dem Czar Anzeige von dem Complot gemacht hatten, aber an Mazeppa zurückgesandt wurden, ließ dieser zwar hinrichten, stand aber von seinem Plane nicht ab, bis Peter plötzlich in die Ukraine einbrach und den Hetman zu den Schweden zu fliehen zwang, für die sich nur die Zaparower Kosaken erklärten. Als Karl XII. am 28. Juni 1709 die Schlacht bei Pultawa verlor, floh M. mit dem König in die Walachei und starb noch im nämlichen Jahre. — Lesenswerth ist der M. von dem Engländer Byron.

Mazzini, Guiseppe. Der Kampf der Parteien und das Streben unserer Zeit, das sociale Leben in größere Uebereinstimmung mit den Anforderungen der Vernunft und des allen Menschen eingebornen Rechtsgefühls zu bringen, hat manche ausgezeichnete Männer ans Licht gezogen, ausgezeichnet durch Menschenliebe und jenen tief religiösen Sinn, der sie in die Reihe der großen Reformatoren der Vergangenheit stellt, wenn auch ihre Wirksamkeit durch die bestehenden Verhältnisse der Gesellschaft und die Unreife der größern Mehrzahl der Menschen für diese Reform gehemmt und im Keime erstickt worden ist. M. gehört unstreitig zu ihnen. Der einzige Sohn eines angesehenen und sehr vermögenden Arztes in Genua, hatte M. eine sorgfältige Erziehung genossen und erwählte, nach Vollendung seiner rechtswissenschaftlichen Studien, den Stand eines Advocaten, nahm aber auch an den Hoffnungen für eine politische Wiedergeburt seines Vaterlandes und an den Maßregeln, die diese Hoffnungen zur Wirklichkeit machen sollten, einen lebendigen und bald hervorstechenden Antheil. Als diese Umtriebe entdeckt wurden, mußte M. ins Ausland fliehen und wurde bald darauf von der piemontesischen Behörde in contumaciam zum Tode verurtheilt. Anfangs hatte sich M. 1831 nach Marseille begeben und stiftete hier das Journal „Giovine Italia" und die politische Verbindung gleiches Namens. Die Ermordung zweier Italiener, Emiliani und Lazzareschi, durch einen ihrer Landsleute zu Rhodez am 31. März 1833, angeblich in Folge eines vom Comité des Jungen Italiens zu Marseille gefällten und von M. unterzeichneten Todesurtheils, lenkte die Aufmerksamkeit der französischen Regierung auf diese Verbindung. M. protestirte gegen jede Theilnahme an dieser That, wurde gerichtlich freigesprochen, mußte aber als Stifter der Gesellschaft des Jungen Italiens Marseille verlassen. Er ließ sich in Genf nieder und setzte hier seine Bemühungen, ähnliche Verbindungen wie seine Gesellschaft auch bei andern Nationen zu gründen, mit dem größten Eifer fort und verwendete dazu, wie zu andern Plänen, oft be-

Digitized by Google

deutende Geldmittel, die ihm theils von seiner Familie, theils von andern Seiten zukamen. In Genf reifte in ihm auch der Plan zu dem bekannten Savoyerzuge (s. d.). Er stand an der Spitze desselben und soll für ihn 12,000 Fr. verwendet haben. Nach der Rückkehr aus Savoyen hielt er sich zu Grenchen im Kanton Solothurn auf, stiftete im April 1834 die Verbindung des Jungen Europa und scheute eine Zeit lang keine Kosten zur Förderung ihrer Zwecke. Auch die Zeitschrift „die Junge Schweiz," welche damals zu Biel erschien, hatte ihn zum Gründer. Später trat M. aus dem Centralcomité des Jungen Europa aus und zog sich auch aus dem Ausschusse des Jungen Italien zurück, blieb jedoch fortwährend politisch thätig und in vertrautem Umgange mit den Leitern der das Junge Europa bildenden Verbindungen. Die Verfolgungen gegen die politischen Flüchtlinge verschiedener Nationen in der Schweiz gegen Ende des Jahres 1836 zogen M. eine kurze Haft zu. Nach seiner Freilassung hielt er sich noch einige Zeit im Kanton Solothurn auf, mußte aber endlich im Anfang des J. 1837 die Schweiz verlassen und begab sich, mit einem Passe der französischen Gesandtschaft versehen, nach England. — Seine vielseitige literarische und künstlerische Bildung (er ist mit neuern Sprachen, namentlich mit dem Französischen und Deutschen sehr vertraut, kennt die neuere Literatur Italiens und des Auslandes sehr genau, ist ein Meister auf der Guitarre und hat auch nicht gewöhnliche Kenntnisse in der Theorie der Musik, wovon er schon früher in mehreren Arbeiten der ästhetischen Kritik Zeugniß ablegte) gab ihm hier bald eine selbständige Existenz, indem er theils für das Foreign Review, theils für das Monthly Chronicle und andere englische Zeitschriften geschichtliche, politische und belletristische Aufsätze lieferte. — M. trägt im Aeußern ganz das Gepräge seines Geistes und Charakters. Das Feuer, das ihn beseelt, scheint an seinem Körper zu zehren. Er ist unter mittlerer Größe, hager, doch nicht unkräftig. Blasse Gesichtsfarbe, glänzend feurige Augen, langes schwarzes Haupthaar und Bart geben seiner Physiognomie einen zugleich eigenthümlichen und echt nationalen Ausdruck. In der Unterhaltung ist er in hohem Grade belebt und belebend. In allen ihm verwandten Kreisen, worin er sich bewegte, hat er stets jene Anziehungskraft geäußert, die Männern eigen ist, deren kräftige Ueberzeugung ihrem Denken und Streben einen festen Mittelpunkt gegeben hat. Der Berichterstatter der deutschen Bundescentralbehörde hat M.'s Geist und Charakter im Wesentlichen richtig erfaßt und von seinem entgegengesetzten politischen Standpunkte aus ihm ein gerechtes Urtheil nicht versagt. Er bezeichnete ihn als zu jener Fraction der Revolutionäre gehörig, denen die materielle Seite der Revolution fern liege, die mit leidenschaftlicher Begeisterung einer sie ausschließlich beherrschenden Idee folge. Er schildert ihn als unermüdlich thätig für seine Zwecke, über viele Männer derselben Richtung hervorragend, als ein Glied der Partei, welcher die Revolution die Religion ist. M. hat seine Ideen zunächst in der „Verbrüderungsacte des Jungen Europa," der kurz darauf erschienenen „Erklärung der Principien ꝛc.," in der 1834 ausgearbeiteten „Allgemeinen Instruction für die Initiateurs des Jungen Europa," am ausführlichsten aber in der Broschure „Foi et avenir" (Biel 1835) ausgesprochen. Der §. 2 der Instruction lautet: „Ein einziger Gott, ein einziger Herrscher: sein Gesetz. Ein einziger Ausleger dieses Gesetzes: die Menschheit." Im §. 3 wird als Aufgabe des Jungen Europa bezeichnet: „Die Menschheit so zu ordnen, daß sie so schnell als möglich durch ein ununterbrochenes Fortschreiten zur Auffindung und Anwendung des Gesetzes, das sie beherrschen soll, gelangen könne." Weiter heißt es an einer andern Stelle: „Das Junge Europa der Völker wird an die Stelle des alten Europa der Könige treten. Es ist dies der Kampf der jungen Freiheit gegen die alte Sclaverei, der Kampf der jungen Gleichheit gegen die alten Privilegien, der Sieg der neuen Ideen über den alten Glauben." Die Schrift Foi et avenir ist voll Eigenthümlichkeit, voll Geist und Phantasie. Mögen auch den Anhängern der jetzigen bestehenden Gesellschaftsformen seine Ansichten verwerflich, seine Pläne ausschweifend, seine Zwecke unerreichbar erscheinen, sie müssen gestehen, daß ein tiefer Glaube an die Zukunft, die er in Gedanken trägt, aus jeder Zeile athmet. Er schildert unverholen die Schwächen und Blößen seiner eigenen Partei, die bis jetzt nur eine Kraft

Digitized by Google

der Vereinzelung und Auflösung, nicht aber der organischen Verbindung und Wiedergeburt offenbart habe. Daher sagt er: „Die Republik, die wenigstens, wie wir sie verstehen, ist die Association, wovon die Freiheit nur ein Element und eine nothwendige Bedingung ist.“ Seine sociale Ueberzeugung fällt mit den Lehren des St. Simonismus und Fourier's vielfach zusammen, trägt aber eine durchaus religiöse Farbe. „Die republikanische Partei ist keine politische Partei. Sie ist eine religiöse Partei oder sie ist nichts. Sie hat ihr Dogma, ihren Glauben, ihre Märtyrer seit Spartacus.“ „Die politischen Parteien fallen und sterben; die religiösen nie, es sei denn durch die Zeit und den Sieg, wenn die ursprüngliche Idee, die sie ins Leben rief, jede mögliche Entwickelung erhalten hat und in die Sitten übergegangen ist.“ Sein religiös-politisches Dogma faßt M. in Folgendem der Hauptsache nach zusammen: „Wir kommen im Namen Gottes und der Menschheit. Wir glauben an einen einigen Gott, den lebendigen Schöpfer alles Daseins, wovon unsere Erde ein Strahl, die Welt eine Offenbarung ist. Wir glauben an ein einziges, allgemeines und unveränderliches Gesetz und an eine fortschreitende Entwickelung desselben. Wir glauben an die Menschheit, als ein lebendig verbundenes Gesammtwesen, die höchste Offenbarung der Idee Gottes auf unserer Erde, die einzige Auslegerin seines Gesetzes. Wir glauben an die Association, die nichts Anderes ist, als der thätige Glaube an einen einzigen Gott. Wir glauben an den heiligen Bund der Völker, an ihre Freiheit und Gleichheit, an ihre Nationalität, als das eigenste Bewußtsein der Völker und an das heilige Vaterland, als die Wiege der Nationalität.“ In der neuesten Zeit nahm er fortdauernd an den Bewegungen in Italien eifrigen Antheil, Anfangs nur leitend von England aus, wie bei dem Aufstande im J. 1845, später unmittelbarer, namentlich im J. 1848, wo er nach Rom ging und Anfangs des J. 1849 Mitglied der provisorischen Regierung, später Dictator der Republik wurde.

Mazzola, auch Mazzuoli, Francesco, genannt Parmeggiano, weil er aus Parma gebürtig, berühmter Maler und Kupferätzer, auch Holzschneidekünstler, ward geb. 1503, empfing den Unterricht in der Kunst von zweien Oheimen, wenig bedeutenden Malern zu Parma, sowie von Marmita, einem geschickten Coloristen und zugleich Edelsteinschneider, ebenfalls in seiner Geburtsstadt. Erst 16 Jahre alt, malte M. schon mit großem Beifall eine Taufe Christi für die Kirche S. Nunziata zu Parma. Correggio's Anwesenheit, um 1521, machte ihn mit dem Style dieses Künstlers bekannt, den er denn auch in seinen vornehmsten Werken nachgeahmt, in der Stärke des Colorits jedoch niemals erreicht hat. Kriegerische Unruhen vertrieben unsern Künstler nach Viadana; und hier, sowie auf anderen Plätzen, hatte er vor seinem 20. Jahre bereits Gemälde verfertigt, welche mehr einen vielerfahrnen Meister, als einen Jüngling zeigen. Nach Parma zurückgekehrt, malte der Jüngling unter Anderem eine Madonna mit dem Kinde und zweien Heiligen in Oel, welches treffliche Bild man noch jetzt im Kloster della Nunziata bewundert, obschon es durch Zeit und ungeschickte Hände viel gelitten hat. In Rom ward der nunmehr 20jährige M. vom Papst Clemens VII. sehr gnädig empfangen und sogleich mit Aufträgen beehrt. Hier war es, wo die Werke Raphael's den tiefsten Eindruck auf ihn machten, so daß er sich von jetzt an in seinen Arbeiten eine Manier bildete, welche Correggio's Grazie mit Raphael's Großartigkeit zu verschmelzen strebte. Bei der Plünderung von Rom, 1527, erlitt er bedeutende Verluste, die sich wiederholten, als er von Rom nach Bologna gegangen und ihm von hier aus sein Schüler Anton da Trento mit vielen Zeichnungen und Kupferstichen durchgegangen war. Denn M. verfertigte sehr gute Entwürfe zu Holzschnitten, die er jedoch unter seiner Leitung von Anderen ausführen ließ, und fing an, geschickt in Kupfer zu arbeiten. Jene entwendete Sammlung hat sich jedoch in späterer Zeit wiedergefunden und ist großentheils durch Kupferstich verbreitet worden. In Bologna arbeitete M. unter Anderem einen heiligen Rochus für die Kirche des S. Patronius, sowie die jetzt in der Dresdner Galerie befindliche sogen. Madonna della rosa, welche er aus einer Venus zur Madonna umgestaltet hatte. Endlich ging er nach Parma zurück, während er sich jetzt auch als Radirer einen hohen Ruhm begründete, da er der Erste unter den Italienern ist,

Digitized by Google

welcher das Aetzwasser angewendet hat. In seiner Geburtsstadt fertigte er jetzt den Bogen schnitzenden Cupido, und übernahm es, die neuerbaute Kirche S. Maria della Steccata mit mehrern Arbeiten zu schmücken. Er verließ aber diese Arbeit und ward von den Vorstehern jener Kirche wegen vorausbezahlt erhaltener Gelder gerichtlich angefochten; weshalb der Künstler sich nach Casal ma giore begab, wo er 1540, zum Theil vor Unmuth, starb. Viele klagen ihn an, daß er durch eine leidenschaftliche Neigung zur Alchemie so Zeit wie Vermögen zersplittert habe; daher denn seiner Arbeiten nicht viele sind, z. B. seiner radirten Blätter nur noch 15. Man wirft Parmeggiano Manierirtheit vor, sowie Verstöße gegen die Richtigkeit der Verhältnisse. Was ihm ganz eigen war, das ist eine gewisse Grazie in den Wendungen seiner Köpfe, in den Stellungen seiner Figuren und in den leichten Faltenwurf seiner Draperien; auch brauchte er den Pinsel kühn, doch mit Umsicht. Seine Radirnadel ist leicht und flüchtig, und die mit ihr ausgeführten Blätter zeigen eine gewisse Unordnung in den Strichen, welche auf den ersten Blick als Nachlässigkeit erscheint, sich jedoch bei näherer Betrachtung als eine Manier darstellt, welche ebenso geistreich als effectvoll ist. — Hieronymus Mazzuoli, Parmeggiano's Vetter und Schüler, brachte es so weit, daß er seines Meisters hinterlassene Gemälde in der Kirche della Steccata zu Parma zu vollenden, auch neue zu componiren vermochte. Er starb 1542. Die Dresdner Galerie besitzt ein Gemälde von ihm. — Ein zweiter Franz Mazzuoli, des großen Parmeggiano Enkel, wurde ein geschickter Bildhauer, blühte in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts und verfertigte namentlich 1684 den Hauptaltar der Kathedralkirche zu Cortona.

Mazzolini, Lodovico, der berühmteste Maler der Schule von Ferrara, geb. 1481, gest. 1530, war ein Schüler des Lorenzo Costa, welcher seinerseits mit der paduanischen Schule Mantegna's (s. d.) zusammenhing. M. ist in der Auffassung der Gestalten wesentlich Naturalist und in den Bewegungen und Physiognomien nicht selten carrikirt, zeichnet sich aber aus durch eine ungemeine Glut und Intensivität der Farben. Seine besten Bilder befinden sich gegenwärtig in Deutschland, so bewahrt namentlich das Museum von Berlin sein Meisterwerk: Christus als Knabe unter den Schriftgelehrten im Tempel.

Mechain, Pierre François André, Astronom der Nationalsternwarte, Mitglied des Nationalinstituts und des Bureau des Longitudes in Paris, geb. zu Laon 1744 den 16. Aug., ward, weil sein Vater Baumeister war, ebenfalls für die Baukunst erzogen. Durch Empfehlungen kam M. nach Paris auf die Ecole des ponts et chaussées, gerieth jedoch bald sammt seinem Vater in die allerdrückendste Noth, und nur durch den Verkauf eines astron. Quadranten an Lalande ward er mit diesem bekannt und durch ihn nicht nur aus seinen elenden Umständen gerettet, sondern auch nun ganz für die Astronomie gewonnen. M. trug 1782 bei der k. Akademie der Wissenschaften einen Preis davon, er beobachtete eine große Anzahl von Kometen und berechnete ihre Bahnen, nahm Antheil an der vom Herzog von Ayen veranstalteten Entwerfung einer militärischen Karte von Deutschland und vom nördlichen Theile Italiens, erhielt 1786 den ehrenvollen Auftrag, die „Connaissance des tems" zu besorgen, in denen er seine astron. Entdeckungen bekannt machte, und kam endlich 1792 zur großen französ. Gradmessung, an welcher er unter den größten Mühseligkeiten, welche ihm vom Terrain selbst und von der spanischen Regierung entgegengesetzt wurden, bis an seinen Tod Theil genommen hat. Zu Valencia in Spanien ward er 1804 den 12. Sept. ein Opfer seiner angestrengtesten Bemühungen, und starb daselbst am gelben Fieber in den Armen seines Freundes, des Barons de la Puebla-Tornesa. Ein Sohn M.'s wurde als Astronom mit Bonaparte nach Aegypten geschickt.

Mechanik ist die Lehre von der Ruhe (dem Gleichgewicht) und der Bewegung der Körper, und macht einen Haupttheil der angewandten (auch reinen) Mathematik aus. Sie zerfällt in sechs Theile: 1) Statik, Lehre vom Gleichgewicht fester Körper; 2) Hydrostatik, Lehre vom Gleichgewicht tropfbarflüssiger Körper; 3) Aërostatik (Aërometrie), Lehre vom Gleichgewicht elastisch-flüssiger Körper; 4) Dynamik (Maschinenlehre), Lehre von der Bewegung fester Körper; 5) Hydrodynamik (Hydraulik),

Digitized by Google

Lehre von der Bewegung tropfbar-flüſſiger Körper; 6) Aërodynamik (Pneumatik), Lehre von der Bewegung elaſtiſch-flüſſiger Körper. Ueber dieſe Wiſſenſchaften insbeſondere ſ. die einzelnen Artikel. — Schon im höchſten Alterthume findet man deutliche Spuren von Kenntniſſen der praktiſchen Mechanik, doch entwickelte ſich zuerſt die Theorie der M. bei den Griechen: Archimedes, Kteſibius, Heron u. A. ſind berühmt. Im mittleren Zeitalter aber ſcheint die M. gänzlich in Vergeſſenheit gelegen zu haben, und ſelbſt im 16. Jahrh. n. Chr. noch waren die Fortſchritte der mechaniſchen Theorie unbedeutend; doch zeichneten ſich Guido Ubaldi und Simon Stevin aus. Die glänzende Epoche der M. fängt erſt von den Zeiten des Galilei mit ſeiner Entdeckung der Geſetze fallender Körper an. Nun entſprang im 17. Jahrh. die höhere M. durch Toricelli, Borelli, Roberval, Descartes, Merſenne, Wallis und beſonders Huygens. Endlich vollendete Newton durch ſeine Entdeckungen das Gebäude der höhern M., das er in ſeinem unſterblichen Werke (Philosophiae naturalis principia mathematica) aufgeführt und der phyſiſchen Aſtronomie zum Grunde gelegt hat. Von dieſer Zeit an ward die M. mit Hülfe des Infinitesimal-Calculs bedeutend erweitert; durch die Arbeiten eines Huygens, Leibnitz, Jac. und Joh. Bernoulli, Hospital, Saurin u. A. m. Später brachten Euler, d'Alembert, Clairaut, Lagrange und am allermeiſten Laplace die höhere M. zu einem hohen Grade von Vollendung. Auch die Maſchinenlehre blieb durch Hook, Desaguliers, Varignon, Amontons, Hautefeuille, Muſchenbroek, Berthoud, Langsdorf, Eytelwein, Reichenbach u. ſ. w. nicht zurück. — Unſterblich ſind Newton's erwähnte principia und Lagrange's Mécanique analytique. Unter den neueren Werken über M. ſind hervorzuheben die von Langsdorf (Grundlehren der mech. Wiſſenſchaften, Handbuch der gemeinen und höhern M., Syſtem der Maſchinenkunde), Eytelwein (Handb. der M.), Poiſſon (Traité de méc.), Bezout (Principes généraux de la mécanique), Prony (méc. philosophique, Leçons de méc. analytique), Francoeur (Traités élém. de méc.), Brandes, die Lehre vom Gleichgewicht und der Bewegung feſter und flüſſiger Körper.

Mechaniſch heißt zur Mechanik gehörig, in der Wiſſenſchaft der Mechanik, d. h. auf mathematiſche Weiſe betrachtbar; dann auch maſchinenmäßig. In erſter Beziehung ſpricht man von mechaniſchen Kräften im Gegenſatz, z. B. von Kraft der chemiſchen Verwandtſchaft, Geiſteskraft, in letzterer von mechaniſcher Thätigkeit, mechaniſchen Künſten, deren Reſultate nicht Schöpfungen eines frei ſich bewegenden Geiſtes ſind. Da ferner die Theile einer Maſchine in dieſer zu einem Ganzen vereint ſind, ſo daß ihre Verbindung eine nur äußerliche iſt, ſo unterſcheidet man mechaniſche Verbindungen zweier Stoffe von chemiſchen, jene ein äußerliches Zuſammenſein der verſchiedenartigen Theile, dieſe ein inniges Durchdrungenſein ausdrückend; analog von mechaniſcher Trennung oder Scheidung und chemiſcher Scheidung. Die Grenzen chemiſcher und mechaniſcher Verbindung ſind ſchwer zu beſtimmen. Da endlich das Leben der Maſchine nicht ſich ſelber der Quell iſt, die Maſchine nicht aus ſich heraus den Anſtoß zur Bewegung erhält, ſo unterſcheidet man mechaniſch von organiſch. So hat man z. B. die Frage aufgeworfen, ob das Leben des Staates ein mechaniſches oder organiſches ſei.

Mechel, Chriſtian v., geb. zu Baſel 1737, erlernte die Kupferſtechkunſt in Nürnberg, Augsburg und von 1757 bis 1754 in Paris. Ein auf das Jubiläum der Baſeler Univerſität verfertigter Kupferſtich erwarb ihm das Prädicat eines Kupferſtechers der Stadt und Univerſität Baſel, und nach ſeiner Rückkehr dahin wurde er zum Mitgliede des Rathes gemacht. Auch Mitglied der Akademie zu Florenz wurde er auf einer Reiſe nach Italien. Er errichtete hierauf die erſte Kunſthandlung in der Schweiz und eine Kupferſtecherſchule. Unter ſeinen Werken zeichnet ſich ein Katalog der Düſſeldorfer Galerie mit Kupfern und eine Sammlung von Kupferſtichen nach den beſten Werken Holbein's aus. Er wurde nun auch zum kurpfälziſchen Kupferſtecher ernannt und 1778 als Rath der Akademie nach Wien berufen. Nachdem er daſelbſt die Galerie des Belvedere angeordnet hatte, kehrte er 1783 nach Baſel zurück. Im J. 1803 wendete er ſich nach Berlin, woſelbſt er 1806 Mitglied der Akademie wurde und um 1824 ſtarb.

Digitized by Google

Mecheln, franz. Malines, Hauptstadt des gleichnamigen Bezirks der belgischen Provinz Antwerpen, ein todter, ziemlich regelmäßig gebauter Ort mit 3120 Häusern und etwas über 24,600 Einwohnern, liegt in einer herrlich cultivirten Ebene an der Dyle und dem Kanale von Loewen, ist Sitz eines Erzbischofs und Domkapitels, eines Tribunals erster Instanz, hat ein Collegium, zwei erzbischöfliche Seminarien, eine Akademie der Zeichnen-, Bildhauer- und Baukunst, fünf Hospitäler und andere öffentliche Anstalten. Unter den Kirchen, die seltene Gemälde enthalten, zeichnet sich die große prachtvolle, mit allem Schmuck gothischer Baukunst prangende Kathedrale St. Romuald, 1452 erbaut, mit ihrem 348 F. hohen Thurme aus. Unter den Wohlthätigkeitsanstalten verdient der sogenannte noch jetzt bestehende Beguinenhof, für 800 alte Frauen erwähnt zu werden (vgl. Beguinen). Der Handel ist unbedeutend und bezieht sich einzig auf die Fabrikate (vorzüglich Hut-, Wollendecken und Spitzenfabriken) und auf Getreide.

Mecheln oder Meckenen, Israel v., ist der Name eines niederdeutschen Malers und Kupferstechers aus der zweiten Hälfte des 15. Jahrh., wenn nicht etwa zwei verschiedene Personen, Vater und Sohn, damit gemeint sind. Die einzigen festen Data sind Monogramme von 1462 und später, und ein Grabstein vom J. 1503. Der Heimathort ist jedenfalls nicht Mecheln in Brabant, sondern Meckenen oder Mecheln bei Bocholt oder ein gleichnamiger Ort bei Münster, oder endlich Meckenheim bei Bonn. Die dem Maler Israel beigelegten Gemälde sind offenbar von verschiedenen Meistern gefertigt, z. B. gehört das Leben der Maria in der Münchener Pinakothek einem trefflichen rheinischen Künstler um 1450, die Bilder in Nürnberg, Köln und an andern Orten aber spätern Malern; ein beglaubigtes Gemälde Israels hat man nicht aufgefunden; doch wissen wir aus einer Notiz des 16. Jahrh., daß es einen Maler dieses Namens gab. — Genauer ist der Kupferstecher J. von M. bekannt, von welchem gegen 300 Blätter vorhanden sind, z. B. eine Passion und ein Leben der Maria, jedes in zwölf Blättern, Christus und die Apostel in 13 und wiederum in 15 Blättern u. s. w. In diesen Blättern zeigt sich der Meister als dürrer, geistloser Manierist und sehr mittelmäßiger Zeichner; demungeachtet werden die Blätter oft gesucht, da sie für Sammler einen bedeutenden Werth haben.

Mechitaristen, die von Mechitar gestiftete armenische Congregation, welche sich mit Bildung junger Leute und mit gelehrten Forschungen beschäftigt, auch Missionen in den Orient und zu den Armeniern in Ungarn sendet. Der Stifter dieser Congregation, Mechitar oder Mkhitar, d. h. der Tröster, ward 1676 im Siwars oder Sebastian in Kleinarmenien geboren. Er wurde im 20. Jahre Priester und erhielt bald darauf die Würde eines Doctors der Theologie. Schon vorher hatte er den Plan gefaßt, eine Vereinigung zu gründen, welche dem Fall seiner Nation entgegenarbeiten sollte. Um 1700 versammelten sich in Konstantinopel neun Freunde um ihn, unter welchen er eine Art geistlicher Regel einführte. Verfolgungen bewogen ihn jedoch, nach Morea zu fliehen, wo er von der venetianischen Regierung Erlaubniß erhielt, ein Kloster und eine Kirche zu errichten. Im J. 1712 wurde die Congregation durch Clemens IX. bestätigt. Als die Türken Fortschritte in Morea machten, begab er sich nach Venedig, wo ihm die Insel San Lazaro zum Bau einer Kirche und eines Klosters eingeräumt wurde. Nachdem diese vollendet waren, starb er am 16. April 1749. — Diese Congregation hat sich durch Herausgabe zahlreicher und wichtiger Werke Verdienste erworben. M. selbst schrieb ein ausführliches Wörterbuch der armenischen Sprache und besorgte eine vollständige Ausgabe der heiligen Schriften. Seine Schüler lieferten Ausgaben der bedeutendsten armenischen Schriftsteller, übersetzten Werke aus allen Sprachen ins Armenische und gaben selbständige Schriften in allen Zweigen der Literatur heraus. Die Ausgaben der Mechitaristen sind die correctesten und besten der armenischen Schriftsteller; auch erscheint in San Lazaro eine Zeitung, die in der Levante viel gelesen wird. Vgl. Boné „Le convent de St. Lazare à Vinite ou histoire succincte de l'ordre de Méchitaristes arméniens" (Paris 1837). — Seit 1801 besteht auch in Wien ein Mechitaristencollegium, welches sich nächst literarischen Beschäftigungen der Jugendbildung widmet und den Verlag gemeinnütziger Schriften be-

Digitized by Google

sorgt und ebenso in München. Vgl. Neumann „Geschichte der armenischen Literatur nach den Werken der Mechitaristen bearbeitet" (Leipz. 1836).

Meckel. In der Geschichte der Medicin neuerer Zeit glänzen, besonders in Bezug auf Anatomie, drei Männer dieses Namens. Joh. Friedr. M., geb. zu Wetzlar den 31. Juli 1714, begann seine Studien in Göttingen, ging sodann auf zwei Jahre nach Berlin, wo er auf kurze Zeit das Prosectorat verwaltete, kehrte aber hierauf nach Göttingen zurück. Im J. 1751 ward er Demonstrator der neu errichteten Hebammenschule zu Berlin und Prosector bei der Anatomie und bald darauf Professor der Geburtshülfe und Anatomie an derselben Universität, wo er am 18. Sept. 1774 starb. Den meisten Ruhm erwarb er sich durch die mit unermüdetem Eifer fortgesetzten Untersuchungen des fünften Gehirnnervenpaars, deren Resultate er vorzüglich in jener berühmten Abhandlung — „De quinto pare nervorum cerebri" (Gött. 1748) — niederlegte. — Phil. Friedr. Theod. M., Sohn des Vorigen, geb. zu Berlin den 30. April 1756, studirte in Berlin, Göttingen und Straßburg, an welchem letzterm Orte er im J. 1774 Doctor ward und einige Zeit als Prosector fungirte, bereiste hierauf Frankreich, England und Schottland und wurde 1779 Professor der Anatomie und Chirurgie in Halle, wo er zugleich als praktischer Arzt sich auszeichnete. Er schlug einen höchst ehrenvollen Ruf nach Rußland aus und starb den 18. März 1803. Unter seinen mehrfachen literarischen Producten verdienen besondere Erwähnung: die mit Anmerkungen begleitete Uebersetzung von Baudelocque's „Anleitung zur Entbindungskunst" (2 Thle., Leipz. 1783 und 2. Ausg. 1791—94), „Handb. der pathol. Anatomie" von Vogtel, mit Zusätzen von Meckel (Halle 1803). „Observationes in Götzii comment. de morbis ligamentorum" (Berl. 1799). — Joh. Friedr. M., Sohn des Vorigen, geb. zu Halle am 17. Oct. 1781, gest. am 31. Oct. 1833, erhielt die erste wissenschaftliche Bildung hauptsächlich in seinem Geburtsorte unter der Leitung seines trefflichen Vaters und erwarb sich daselbst schon im J. 1802 die medicinische Doctorwürde. Hierauf unternahm er eine wissenschaftliche Reise durch Deutschland, Frankreich und Italien und trat dann, nach Halle zurückgekehrt, die Professur der Anatomie und Physiologie bei dasiger Universität an. Nun besonders ward ihm Gelegenheit, sich der angeerbten Vorliebe für Forschungen im gesammten Gebiete der menschlichen und vergleichenden Anatomie mit ungetheilter Hinneigung und mit dem unermüdlichsten Eifer zu ergeben. Gleich wie er durch sein 30 volle Jahre hindurch fruchtreich entfaltetes seltenes Lehrtalent seinen Schülern unvergeßlich bleiben wird, ebenso unversiegbar wird der Ruhm sein, welchen er sich durch seine nicht weniger mühsamen als kostbaren Sammlungen anatomischer Präparate und besonders durch seine hinterlassenen Werke erwarb. Unter letzteren sind besonders hervorzuheben: die von gehaltreichen Anmerkungen begleitete Uebersetzung von Cuvier's „vergleichender Anatomie;" „Beiträge zur vergleichenden Anatomie," (2 Bde., Leipz. 1809—13); „System der vergleichenden Anatomie;" „Handbuch der menschlichen Anatomie" (4 Bde.); „Handbuch der pathologischen Anatomie" (3 Thle.); „Tabulae anatomico-pathologicae" (4 Bde.); „Descriptio monstrorum," mit Kupfern. Die Physiologie verdankt ihm unter Andern die wichtige Theorie der stufenweisen Entwickelung des menschlichen Organismus, vermöge deren die einzelnen Entwickelungsstufen permanenten Bildungen der Thierklassen entsprechen, demgemäß also die Mißgeburten als auf einer niederen Stufe stehen geblieben oder sogenannte Hemmungs-Bildungen anzusehen und rücksichtlich ihrer Organisation bald dieser bald jener Thiergattung vergleichbar sind.

Mecklenburg. Geographie und Statistik. Die beiden Großherzogthümer Mecklenburg-Schwerin und Mecklenburg-Strelitz gehören ihrer Naturbeschaffenheit nach zu dem germanischen Tieflande und bilden eine selten unterbrochene Ebene mit geringer Neigung gegen Ostsee und Elbe. Im Osten von Pommern, im Süden von Brandenburg und Hanover, im Westen von Dänemark und Ratzeburg, im Norden von der Ostsee begrenzt, sind beide Länder wegen der wenigen Neigung des Bodens ungemein reich an Seen, unter welchen der Müritz-, der Schweriner-, der Schaal-, der Stummerower-, Malchiner-, Drewitzer- und Tollen-See die bedeutendsten sind. Außerdem wird dieser Wasserreichthum

Digitized by Google

noch vermehrt durch die Warnow, Reckenitz und Peene, welche in die Ostsee, die Elde mit der Stör, welche in die Elbe und die Sude, Boize und Dosse, welche in die Havel fließen. Der Boden ist ungemein fruchtbar für Getreide und Wiesenwuchs, daher Hauptproducte: Getreide, vorzüglich Waizen, Roggen, Gerste, Hülsenfrüchte, Flachs, Kartoffeln und Futterkräuter. Aus dem Mineralreiche findet man Sandsteine, Kalk, Thon, Braunkohlen zu Malitz bei Dömitz, Gyps, Alaun, Torf und Salz aus der Sülzer Saline, Mineralwasser bei Goldberg und Dobberan; in den Gewässern Lachse und Muränen. Hauptzweige der Einwohner sind Ackerbau und Viehzucht, namentlich Pferdezucht, zu deren Verbesserung jährlich Pferdewettrennen im August bei Dobberan, zu Pfingsten bei Güstrow, ferner in Neubrandenburg und Basedow gehalten werden. Handel und Fabriken sind unbedeutend, letztere bestehen hauptsächlich in Wollenweberei. Das Großherzogth. Mecklenburg-Schwerin ist 228 QM. groß und hat 524,042 E., unter welchen 3284 Juden, die aber nicht in Rostock und Wismar wohnen dürfen. Die übrige Masse der Einwohner bekennt sich größtentheils zur lutherischen Religion und ist in kirchlicher Hinsicht in sechs Kirchenkreise mit fünf Superintendenten und 26 Präposituren vertheilt. Die Universität Rostock ist beiden Großherzogthümern gemeinschaftlich, Gymnasien finden sich zu Schwerin, Güstrow, Parchim, Rostock und Wismar. An der Spitze der Regierung steht nach dem Recht der Erstgeburt und der Linealerbfolge Friedrich Franz, geb. am 26. Febr. 1823, zur Regierung gelangt am 7. März 1842. Die Majorennität des Regenten beginnt mit dem 18. Jahre, wegen einer etwaigen Minorennität übernimmt der nächste Agnat Vormundschaft und Verwaltung. Die nachgeborenen Prinzen erhalten Geldappanage, die Töchter eine Aussteuer von 20,000 Thlr., welche Stände und Kammergüter aufbringen. Der Großherzog und der Erbprinz führen den Titel königl. Hoheit. — Das Recht der Gesetzgebung theilt der Regent mit den Landständen, wobei zu bemerken, daß die Landstände beider Großherzogthümer einen Körper, die alte Landesunion genannt, bilden. Zu dem Landtage haben außer der berechtigten Ritterschaft noch die Deputirten von 46 Städten Zutritt, so daß die Zahl aller zu erscheinen Berechtigten sich auf 5—600 beläuft. Jährlich versammeln sich die Stände auf Zusammenberufung des Landesherrn abwechselnd zu Sternberg und Malchin und berathen die jährlichen Contributionssachen, Steuern, Landesverordnung u. A. — An der Spitze der Verwaltung steht das geheime Ministerium zu Schwerin und die Regierung bestehend aus dem Geh. Rathspräsidenten, einem Geh. Rath, drei Regierungsräthen, einem Assessor und einem Fiscal. Unter dem sogenannten Kammercollegium stehen die großherzoglichen Aemter, die Renterei, Münze, Baudepartement, Schuldentilgungscasse, Bergwerke, Gestüte, Zölle, Posten und Forsten. Die höchste juridische Behörde ist das 1818 für beide Großherzogthümer zu Parchim errichtete Oberappellationsgericht, für welches Regierung und Landschaft, doch jede für sich, Räthe ernennen. Die niedrige Gerichtsbarkeit wird theils verwaltet von den Domänenämtern, theils von den Patrimonialgerichten der Ritterschaft, theils von den Stadtgerichten. Die Städte haben größtentheils das Recht ihre Magistrate selbst zu wählen, Rostock aber besitzt auch die Gerichtsbarkeit über alle Einwohner und deren Güter, sowie das Besteuerungs- und Münzrecht. — Die Leibeigenschaft ist seit dem J. 1820 mit Zustimmung der Stände aufgehoben. — Die Einkünfte schätzt man auf 1,600,000 Thlr. Die Staatsschuld auf 8 Millionen. Das Militär, zu welchem jeder über 21 Jahr alte Unterthan verpflichtet ist, besteht aus 4778 Mann, worunter eine Escadron leichter Reiterei zu 125 Mann und 50 berittene Gensd'armes sich befinden. — Beide Großherzogthümer nahmen im engern Rath des deutschen Bundes die 14. Stelle ein, führten im Plenum zwei Stimmen, stellten zur 2. Division des 10. Armeecorps 3580 Mann und zahlten der Bundescanzlei 1333 1/3 Fl. Das Großherzogthum Mecklenburg-Strelitz, 52 QM. groß, hat 95,000 Einw., welche sich größtentheils zur lutherischen Religion bekennen, deren Angelegenheiten unter einem Consistorium zu Neustrelitz und fünf Synoden stehen. Unter dem Consistorium stehen auch die Schulanstalten, unter welchen auch das Gymnasium Carolinum zu Neustrelitz und die Gymnasien zu Neu-Brandenburg, Friedland und Ratzeburg, die bedeutendsten sind. Großherzog ist Georg Friedrich Karl Joseph, geb. am 12. Aug. 1799, Regent seit dem 6.

Digitized by Google

Nov. 1816. Erbgroßherzog: Friedrich Wilhelm Georg Ernst Karl Adolf Gustav, geb. den 17. Oct. 1819. Die Regierung ist ähnlich wie in Schwerin geordnet, die Einkünfte betragen 400,000 Thlr. Das Militär besteht aus 742 Mann, als Bundescontingent werden 500 Mann gestellt und 666⅔ Fl. gezahlt. Das Jahr 1848 hat auch in den beiden Großherzogthümern eine große Veränderung in den Staatsverhältnissen hervorgebracht. Schon am 24. Oct. 1845 vereinigten sich die bürgerlichen Gutsbesitzer zur Vertheidigung ihrer verfassungsmäßigen Rechte; doch damals wurden ihre Forderungen unter dem Vorwande zurückgewiesen, daß ihre Beschwerden keinen Grund hätten. In dem verhängnißvollen Jahre von 1848 aber trat die Landschaft mit dem Verlangen auf, eine den Forderungen der Zeit angemessene Verfassung zu erhalten und jetzt ward ihrem Begehren in dem Maße nachgegeben, daß der vereinigte Landtag nach einem allgemeinen Wahlgesetze zusammengesetzt wurde. Zur Zeit, wo wir den Artikel schreiben, ist er noch versammelt; doch die neue Verfassung, mit der er sich beschäftigt, hat in ihren Haupttheilen eine so demokratische Färbung, daß der Großherzog von Schwerin mit der Octroyirung einer andern Verfassung umgeht.

Geschichte. Die Fürsten von Mecklenburg sind die einzigen europäischen Fürsten von slavischer Abkunft und stammen von dem Obotritenfürsten Pribislaus ab, welcher im J. 1170 zum deutschen Reichsfürsten erklärt ward. Den Namen führen sie von dem alten Schlosse, jetzt Dorfe Mecklinborg, zwischen Wismar und Brüel. Die Söhne Heinrich's des Löwen, gest. 1329, Albrecht und Johann stifteten die Linien zu Stargard und Schwerin 1348 vom Kaiser Karl IV. mit dem Herzogstitel ausgestattet. Im Jahre 1471 vereinigte der Urenkel Albrecht's, Heinrich der Fette, alle Besitzungen seines Hauses und vertheidigte sein Recht glücklich gegen die Ansprüche Brandenburgs, welches sich im Vertrage zu Wittstock 1442 mit dem Versprechen der Erbfolge bei Erlöschen des Stammes begnügen mußte. Doch haderten sich im 16. Jahrh. wieder zwei Linien Schwerin und Güstrow, welche im Jahre 1627 durch Wallenstein zwar ihre Besitzungen verloren, aber 1631 von Gustav Adolf restituirt wurden. Von der schwerinischen Hauptlinie theilten sich wieder mehrere Nebenlinien ab, nämlich Grabow und Strelitz, welche nach dem Aussterben der Hauptlinien Schwerin 1682 und Güstrow 1695 über die Erbschaft in Streit geriethen. Man verglich sich erst 1701 zu Hamburg dahin, daß die Linie Grabow die Landschaften Schwerin und Güstrow, die Linie Strelitz aber Ratzeburg und Stargard mit ihren Pertinencien erhalten sollte. Zu gleicher Zeit ward das Recht der Erstgeburt und Lienalerbfolge anerkannt. Wegen Beeinträchtigung der Stände ward der Herzog Karl Leopold im J. 1728 durch eine Commission der Regierung entsetzt und dieselbe seinem Bruder Christian Ludwig übertragen. Der Großherzog Paul Friedrich, Enkel desselben, erwarb 1803 durch Kauf die schwedische Stadt Wismar nebst Pertinencien, sowie noch in demselben Jahre durch den Reichsdeputationsschluß 7 ehemals Lübeckische Dörfer. — Stifter der strelitzischen Hauptlinie war Adolf Friedrich II., dessen Enkel Herzog Karl Ludwig Friedrich, Vater des jetzigen Großherzogs, der verstorbenen Königin Louise von Preußen und des Herzogs Karl Friedrich August, welcher Letztere 1785 den 30. Nov. geb., jetzt königl. preuß. General und Präsident des preuß. Staatsrathes ist. Quellen: Hempel „Geogr. Beschreibung der Großherzogth. Mecklenburg" (Neustrelitz 1829), Rudloff „Handbuch der mecklenburgischen Geschichte" (3 Thle.), v. Lutzow „Pragmat. Geschichte von Mecklenburg" (Berl. 1827).

Medaille, s. Denkmünze.

Medea, die Tochter des Königs Aeetes von Kolchis, war von so ausgezeichneter Schönheit, daß sie die Thetis zum Wettstreit herausforderte und den König von Kreta Idomeneus zum Schiedsrichter erwählte, der aber der Göttin den Vorrang zuerkannte, weshalb M. ihn und seine Landsleute für Lügner erklärte. Noch mehr Ruhm erwarb sie sich aber als Zauberin, die sogar den Mond, die Sterne und die Flüsse in ihrem Laufe zu hemmen vermochte. Sie half dem Jason (s. d.) das goldene Fließ erwerben und entfloh darauf mit ihm. Sie nahm ihren Bruder, den Knaben Absyrtus, mit und zerstückelte ihn unter-

Digitized by Google

wegs, um ihren Vater in der Verfolgung aufzuhalten. In seine Heimath mit Jason angekommen, verjüngte sie den alten Vater desselben, Aeson und rächte ihren Gemahl an dem Pelias (s. d.). Nachdem Jason von Acastus aus seinem Reiche verdrängt war, ging er mit seiner Gattin nach Korinth, wo sie 10 Jahre glücklich mit einander lebten. Als er sie aber verstoßen hatte, rächte sie sich auf das Schrecklichste und entfloh auf ihrem Drachenwagen nach Athen zum Aegeus, mit dem sie einen Sohn, Medos, zeugte. Als hierauf Theseus unerkannt zu seinem Vater nach Athen kam, rieth sie ihm, denselben zu tödten; allein, indem Theseus das Gift trinken sollte, erkannte Aegeus seinen Sohn und sie entfloh mit dem Medos zu ihrem Vater nach Kolchis. Diesem verhalf sie, da er von seinem Bruder Perses des Thrones entsetzt war, wieder zur Herrschaft.

Mediante, die dritte Stufe vom Grundton, in dem sich das Musikstück oder der Gang der Harmonie bewegt. Es ist also der mittlere Ton zwischen dem Grundton (Tonica) und seiner Quinte (Dominante). Untermediante heißt die vom Grundton abwärts gezählte Terz, oder die Sechste der Tonart.

Mediateur oder Vermittler nennt man im Völkerrechte die Macht, welche das gestörte Einverständniß zwischen andern Mächten durch Unterhandlung herzustellen und besonders den Frieden zu unterhandeln oder zu stiften sucht. Wesentlich verschieden ist die schiedsrichterliche Entscheidung, bei der sich beide feindliche Mächte dem Ausspruche einer neutralen Macht im Voraus unterwerfen. (S. Austrägalgericht.) Bei der Mediation sind beide feindliche Mächte zwar einverstanden, die Vergleichsvorschläge einer dritten oder mehrerer vermittelnden Mächte anzuhören, aber nicht verbunden, dieselben auch anzunehmen. Gewöhnlich wird die Mediation nachgesucht, doch bieten sie benachbarte oder auch bei dem Kriege fremder Staaten sonst betheiligte Mächte an, damit der Krieg zwischen jenen sie nicht zuletzt selbst in den Kampf verwickle. Dies Letztere geschieht z. B. bei verbündeten Höfen, aber auch wohl im neutralen Staat, wenn er glaubt, der schwächere möchte überwunden werden und der siegende Theil dadurch seine Macht, zum Nachtheil des politischen Gleichgewichts, vergrößern. Früher wählte man zu Vermittlern am Liebsten solche Mächte, die bei den Streitpunkten nicht im Mindesten interessirt waren und wo möglich selbständige Mächte des zweiten Ranges. Gegen die Einmischung einer Großmacht war man in hohem Grade mißtrauisch und wenn Frankreich oder Oesterreich, was nicht selten geschah, ihre Vermittelung anboten, so suchte man sie auf höfliche Weise abzulehnen. Um so mehr als diese Vermittler aus ihrer Vermittelung nicht selten später Ansprüche ableiteten, die zu neuen Zwistigkeiten und Kriegen Anlaß gaben. Aus diesen Gründen fiel bei den großen Welthändeln die Vermittlerrolle sehr häufig Venedig anheim; bei den Kriegen der nordischen Mächte ist sie nicht selten von den Generalstaaten von Holland übernommen worden. In neuerer Zeit hat die Mediation meist den Charakter der Intervention (s. d.) angenommen und nicht blos vermittelt, sondern vorgeschrieben und erzwungen.

Mediatisirung. Durch den Reichsdeputationsreceß von 1803, also mit Bewilligung von Kaiser und Reich, wurden für die auf dem linken Rheinufer an Frankreich abgetretenen Besitzungen den weltlichen Fürsten und Reichsgrafen als Entschädigung die geistlichen Staaten und selbst viele Reichsstädte angewiesen. Im Preßburger Frieden vom 25. Dec. 1805 erhielten mehrere süddeutsche Fürsten höheren Rang. Damit sie diesen würdig bekleiden möchten und damit Oesterreichs Einfluß in jenen Gegenden geschwächt werde, ermächtigte sie die zwischen ihnen selbst und Frankreich abgeschlossene Rheinbundsacte von 1806, die ihnen passend liegenden Gebiete der kleinen Grafen und Fürsten mit ihren Erbstaaten zu vereinigen, was denn auch durch militärische Kraft erfolgte. Der Wiener Congreß hob diese Verfügung nicht nur nicht wieder auf, sondern ließ noch einige Souveräne mehr in den Abgrund der Mediatisirung fallen. Diese Vereinigung kleiner Länder mit größern fand schon in der ältern Geschichte des deutschen Reichs eine Begründung, indem zu verschiedenen Zeiten kleinere Stände des Reichs aus unmittelbaren Angehörigen zu mittelbaren, d. h. landsässigen Grundherrn geworden waren. Es hieß dies eximiren, d. h. aus der Steuerrolle des Reichs herausnehmen, wobei man entweder den bisherigen Beitrag an

Digitized by Google

dessen Stelle bezahlte (executio cum onere) oder nicht, weil er schon in dem eignen Matricularanschlag der Eximirenden enthalten war (executio sine onere). Namentlich waren in den österreichischen Erblanden sehr viele Reichsstände eximirt worden. Seit dem Wiener Congreß hat keine Mediatisirung statt gefunden, wohl aber eine Demediatisirung, indem Hessen-Homburg aus einem abhängigen zu einem souveränen Staate erhoben wurde.

Medici. Aus dem gewöhnlichen Bürger- und Kaufmannsstande hob sich die Familie der Mediceer (Medici) seit der Mitte des 14. Jahrhunderts durch allmälig immer mehr sich vergrößernden Reichthum, sowie durch kluge Benutzung der häuslichen Verhältnisse zu einer solchen politischen Stellung in Florenz empor, daß ihre Häupter schon lange, bevor sie den fürstlichen Titel erhielten, der Sache nach als Fürsten herrschten und von dieser Basis ihres Ansehens und ihrer Macht einen entscheidenden Einfluß auf die Angelegenheiten von ganz Italien ausübten. Indem sie nun auch nach der Feststellung ihres Reichthums und ihrer politischen Macht sich der im 15. und 16. Jahrhundert in Italien herrlich aufblühenden Geistesbildung zum lebendig theilnehmenden Mittelpunkte darboten, um sich alle Diejenigen versammelten und auf das Freigebigste unterstützten, welche in den mannichfaltigen Richtungen der damals auflebenden classischen Literatur oder der Kunst sich auszeichneten, erwarben sie sich um diese ein unvergängliches Verdienst, welches die dankbare Nachwelt dadurch anerkannte, daß jene Zeit mit dem Namen des mediceischen Zeitalters bezeichnet ward. Zweierlei ist es vorzüglich, was man bei einer Betrachtung des Emporsteigens der Medici ins Auge zu fassen hat, einerseits den Gang, die Entwickelung der innern Verfassung von Florenz und andererseits die Wichtigkeit der Florentinischen Banquiergeschäfte in allen allgemeinen Verhältnissen der ganzen italienischen Halbinsel. — In eine Reihe vieler kleiner Staaten zerspalten, deren mannichfaltig wechselnde, oft sich durchkreuzende Interessen stets mit der größten Aufmerksamkeit und dem feinsten Verstande wahrgenommen werden mußten, war Italien seit dem 14. Jahrhundert der Sitz einer höchst regsamen und feinen politischen Bildung, welche nicht nur, wie es in großen Staaten der Fall ist, ein Gemeingut weniger war, sondern an der alle nur einigermaßen höher stehenden Bürgerclassen mehr oder weniger Theil hatten. Natürlich wirkten diese Verhältnisse auch auf die innern Angelegenheiten der einzelnen Staaten zurück, so daß wir auch bei diesen denselben Geist der politischen Thätigkeit, Beweglichkeit und Unruhe zu bemerken Gelgenheit haben, welcher in Florenz im Allgemeinen darauf hinarbeitete, die niedern Zünfte und das gemeine Volk zu einer Theilnahme an der herrschenden Gewalt in der Stadt zu erheben. Schon war in Folge des Kampfes der Ghibellinen und Guelfen der Adel vom höchsten Regiment der Stadt zurückgedrängt und statt seiner stellten die höhern Zünfte, der popolo grasso, aus ihrer Mitte die Prioren auf, welche unter dem Vorsitz des Venners der Justiz die Signoria bildeten Gegen die Herrschaft kämpfte nun einerseits der Adel an, der in eine eigene Gemeinde, parte guelfa, vereinigt noch einen festen Standpunkt hatte, andrerseits aber die gemeinen Stadtbewohner, ciompi, nicht weniger als jener auf die Macht der Reichen eifersüchtig. Gelang es nun einer Familie des an sich nicht zahlreichen popolo grasso durch Billigkeit und Freigebigkeit jene niedern Städter in ihr Interesse zu ziehen, sie an sich zu knüpfen und sich mit den übrigen Familien des eigenen Standes durch Verwandtschaft u. dgl. in ein gutes Vernehmen zu setzen oder sie an Reichthum und auf ihn gegründeter Macht zu überflügeln, so mußte diese nothwendig die Herrschaft in Händen haben und Mittelpunkt des ganzen Staates werden. Beides glückte der Familie de'Medici. Ihre politische Thätigkeit beginnt, wenn auch schon im J. 1314 ein Averardo de'Medici als Gonfalonier in Florenz genannt wird, doch erst in der Mitte des 12. Jahrhunderts, als Gautier (Walther) von Brienne, Herzog von Athen, sich mit Hülfe einer Partei der Herrschaft der Stadt bemächtigt hatte. Gegen seine drückende Anmaßung, in der er nicht einmal die angesehenen Parteien, den Adel und popolo grasso, verschonte, verschworen sich zuerst die M., welche verletzt waren durch die Hinrichtung Herrn Giovanni's de'Medici, ehemaligen Florentinischen Podesta's in Lucca. Verrath entdeckte dem Herzog die ihm drohende Gefahr, er aber entweder zu viel trauend auf die Unterstützung der von ihm begünstigten niederen Volksclassen oder in augenblicklicher Laune

der Großmuth forschte und strafte nicht weiter. Unerträglich ward endlich allen seine Herrschaft. Es bildeten sich drei Verschwörungen gegen ihn, an der Spitze der einen standen wiederum die Medici, mit ihnen die Rucellai u. A. Am 26. Juli 1343 brach der Kampf aus, durch welchen der Herzog aus Florenz verjagt, die Verfassung aber so geordnet ward, daß der Adel, welcher gleichfalls thätig gegen den Herzog gekämpft hatte, wiederum einen Einfluß auf das Regiment der Stadt erhielt. Uebermüthig reizte dieser das Volk wider sich auf, so daß nach einem mißlungenen Versuche am 21. Sept. die Medici und Rondinelli an der Spitze der Zünfte die Waffen erhoben und mit Hülfe des popolo minuto die Adelsquartiere am rechten und linken Ufer des Arno erstürmten, ihn selbst aber von aller Theilnahme an der städtischen Gewalt entfernten. Dagegen erhielt der popolo minuto als Belohnung für den Sieg ein neues Gewicht in der Verfassung. Es wurden aus drei Prioren der niedern Zünfte, zwei des popolo grasso und zwei aus den mittleren Zünften, eine neue Signoria zusammengesetzt, welcher der Venner der Justiz, abwechselnd aus allen drei Parteien gewählt, präsidirte. Noch mehr aber sank die Macht des popolo grasso und hob sich die des popolo minuto, als im Januar 1346 durch die Zahlungsunfähigkeit des Königs von England die reiche Banquierfamilie der Bardi fallirte und in ihren Sturz viele der andern Banquiers mit sich zog. Man suchte daher, namentlich war hierbei die parte guelfa, der Adel thätig, durch ein neues Gesetz das niedere Volk von den Aemtern zurückzuhalten und verordnete, daß kein Ghibelline amtsfähig sein könne. Geschärft ward diese Maßregel im Jahre 1357, indem man festsetzte, daß das Zeugniß von sechs als rechtlich bekannten Leuten vor den Capitanen der Parte guelfa zur Durchführung der Klage des Ghibellinismus gelten, und der Verurtheilte 500 Silbergulden zahlen sollte. Gegen wen nun die Capitane Zeugen anzunehmen Willens waren, dem machten sie dieses bekannt, d. h. sie ammonirten ihn, wovon natürlich die Folge war, daß ein solcher um ein Amt anzuhalten nicht wagen durfte. An der Spitze der durch dieses Ammoniren herrschenden Partei stand die Familie Degli Albizzi und alle erlaubten sich gegen ihre Feinde des ärgsten Mißbrauchs der Ammonitionen. Vereitelt ward durch den Verrath Bernabo de Visconti's, die Verschwörung gegen die Albizzi, welche mit mehreren andern Bartolommeo de'Medici im Jahre 1360 angezettelt hatte, der nur durch das Ansehen seines Bruders Salvestro von der Strafe gerettet ward. Auf diesen richteten sich daher die Blicke der ganzen unterdrückten Menge, zu der auch die Familien Alberti, Ricci u. A. gehörten. Natürlich versuchte die Partei auch ihn zu ammoniren, doch gelang ihr dieser Plan nicht und Salvestro ward im Jahre 1378 Venner der Justiz. Als solcher beschloß er mit den Freunden dem Unwesen der Ammonitionen ein Ende zu machen und setzte auch glücklich ein Gesetz gegen dasselbe durch. Doch der Tumult des niedern Volkes, durch den einmal gegen die herrschende Faction begonnenen Kampf hervorgerufen, legte sich nicht, sondern man erwählte eine Balie, d. h. eine Commission mit unumschränkter Vollmacht zur Aenderung der Verfassung. Salvestro, an die Spitze derselben gestellt, beschloß, man solle alle Ammonisten noch einmal einer Abstimmung unterwerfen, doch Derjenige drei Jahre lang ohne Aemter bleiben, welcher seit dem September 1377 ammonirt sei. Die hiedurch Verletzten regten das noch immer unruhige Volk zu neuem Tumulte auf, an dem auch Salvestro schuldig zu sein angeklagt, später aber freigesprochen ward. Doch war so viel klar, daß er der Liebling des Volkes war, welches ihn durch den Ritterschlag und durch Geschenke ehrte. Gänzlich zurückgedrängt ward durch dieses alles die parte guelfa, und als es auch gelungen war die neueingerichteten Zünfte wieder aufzuheben und sie selbst wieder aus dem Regiment zu entfernen, dessen sie sich während des Aufstandes theilweise bemächtigt hatten, hatten die Familien Ricci, Alberti, Medicis, Scali und Strozzi die Gewalt in Händen. Von diesen erscheinen nun die Häupter der beiden letztern Familien als die mächtigsten im Staate, während Salvestro de'Medici sich zurückgezogen zu haben scheint. Zum eigenen Verderben aber übten die Strozzi und Scali die gewonnene Macht ebenso übermüthig wie ihre frühern Feinde durch Hinrichtungen und Ammonitionen aus. Die Folge davon war eine allgemeine Unzufriedenheit in Florenz, welche bei einer schreienden Ungerechtigkeit der Machthaber in gewaltsamen Aufruhr ausbrach. Alle der

Digitized by Google

niedern Volkspartei feindlich Gesinnten, die ganze parte guelfa sammelte sich in Waffen, Giorgio Scali ward enthauptet und die durch Salvestro de'Medici veranlaßten Gesetze, Verbannung ꝛc. aufgehoben. Der Sturm traf vorzüglich die Alberti und Ricci und mit ihnen die niedern Handwerker als ihren Anhang. Von 1381—92 regierte nun die herrschende Partei, an ihrer Spitze wieder ein Glied der Albizzi, Maso, im Ganzen streng aber ruhig, doch ward der Druck, den sie ausübte, zuletzt so unerträglich, daß die niedern Zünfte ihre gänzliche Unterdrückung befürchtend, von neuem die Waffen zur Vertheidigung ergriffen und sich zu Anführern die ihnen befreundete Familie der Medici erwählten. Haupt derselben war damals Veri de'Medici, der Sohn Salvestro's und leicht hätte dieser, wie Machiavelli versichert, sich ohne Hinderniß bei dieser Gelegenheit zum Fürsten der Stadt erheben können. Aber Veri bediente sich seiner Popularität nur zur Vernichtung des Streites, indem er das Volk zur Niederlegung der Waffen bewegte. Als die Partei aber die Versprechungen nicht hielt, äußerte er, wie alle Volksfreunde, Worte der Mißbilligung, in Folge welcher die ganze von Alamanno abstammende Linie der Medici nebst vielen andern aus der Stadt verwiesen ward. Vergebens machten diese Vertriebenen, unter ihnen Antonio de'Medici, im J. 1397 einen Versuch zur Rückkehr, er ward wie auch ein zweiter im Jahre 1400 vereitelt und ihre ganze Partei, die Familien Ricci, Alberti und Medici ꝛc. auf zehn Jahre von allen Aemtern ammonirt, viele Glieder derselben verbannt.

Während durch diese Niederlagen die Ricci und Alberti zu Grunde gingen, fanden die Medici in demselben Unglück gerade die Quelle ihrer nachmaligen Größe: denn in dieser Zeit, in welcher sie von aller politischen Thätigkeit frei bleiben mußten, wandten sie ihre Aufmerksamkeit auf ihre Handels- und Banquiergeschäfte, so daß sie bald darauf zu den reichsten Kaufherrn der Stadt gehörten. Erwägt man nun, daß Florenz der Ort war, an welchem seit dem 15. Jahrh. fast alle Anleihen der Geldgeschäfte der Päpste und bedeutendern Herrscher Europas betrieben wurden, daß dadurch die Verbindungen und die Geschäfte der Florentinischen Banquiers sich über Frankreich, die Niederlande, Burgund, England und die angrenzenden Landschaften ausbreiteten und daß auch der Adel fast ganz Italiens hier sein Geld anlegte, so wird man einerseits sich einen Begriff von der Großartigkeit der Unternehmungen und ihres Gewinnes machen können, andrerseits aber auch begreifen, welches Ansehen und welchen Einfluß eine Famile sich in der Stadt selbst erwerben mußte, die in der Theilnahme an diesen Geschäften bald alle andern übertraf. Seitdem es Giovanni de'Medici, aus einer früher ärmern Linie seines Geschlechts, sich zum päpstlichen Banquier herauf zu schwingen und in Folge hievon einen fast unberechenbaren Gewinn zu erwerben gelungen war, wurde er auch nicht mehr von Staatsämtern ausgeschlossen. In den Jahren 1402, 1408 und 1411 finden wir ihn unter den Prioren, 1414 war er im Kriegsrath der Zehn und 1421 zur großen Freude der Volkspartei sogar Venner der Justiz. Mit großer Mäßigung und Klugheit wußte er seine Stellung zwischen beiden Parteien zu bewahren, indem er der herrschenden Partei des popolo grasso durch seinen Reichthum und seine Geschäftsverbindungen, sowie durch das Ansehen, welches er bei dem Volke besaß, Achtung einflößte, das Volke aber von zu großen und namentlich ungerechten Forderungen abhielt. Allgemein geehrt starb Giovanni im Jahre 1429 und hinterließ als Erben eines ungeheuren Vermögens zwei Söhne, Cosimo und Lorenzo, von welchem der ältere nun an die Spitze des Hauses und seiner Partei trat, der mit größerm Muthe und mit größerm Eifer und mehr Entschiedenheit in Hinsicht auf die Freunde, als sein Vater gethan hatte, in den Staatsangelegenheiten handelte. Er war ein Mann von größter Klugheit, von ernstem, angenehmen Aeußern, ganz freigebig, ganz leutselig, durch welche beide Eigenschaften er sich die Gunst der Menge nicht nur, sondern auch der vielen mit ihm in Geschäftsverbindungen stehenden, und mehr oder weniger dadurch abhängigen Bürger erwarb. Ihm zur Seite standen Averardo de'Medici und Puccio Pucci, jener durch seine Kühnheit, dieser durch seine Klugheit und seinen Scharfsinn ihn fördernd, während er selbst nicht so offen in den Vordergrund des politischen Handelns trat. — Deutlich erkannte die herrschende Partei seine Macht und daß es eigentlich nur an seinem Willen fehlte, sich zum Fürsten von Florenz zu

Digitized by Google

erheben, weshalb man auf seine Entfernung aus der Stadt sann. Als nun 1433 ein von den Albizzi abhängiger Mann Venner der Justiz geworden und auch Prioren von günstiger Gesinnung im Amte waren, lud man Cosimo vor Gericht und setzte ihn alsobald fest. Er fürchtete für sein Leben, zog aber durch 1000 Gulden den Venner in sein Interesse, so daß das Gericht nur seine Verbannung nach Padua aussprach. Allgemeine Entmuthigung bemächtigte sich der Bürger, Cosimo aber selbst verlor nicht nur nichts, sondern gewann noch durch diese Verbannung. Denn während er in Padua und später in Venedig auf das höchste von den Regierungen und dem Volke gleich geehrt, der Beschäftigung mit den Wissenschaften und den politischen Verhältnissen von ganz Italien lebte, ward es zu Florenz erst recht deutlich und Allen klar, wie viel die Stadt an ihm verloren. Das Volk hatte in ihm seinen Beschützer und einzigen Freund verloren, Kaufleute und Handwerker aber vermißten in ihrem Gewerbe, daß sich das bedeutendste Geschäftshaus der Stadt zurückgezogen und so kam es, daß man schon im folgenden Jahre auf seine Zurückberufung drang. Mit großem Zusammenlauf des Volkes, mit großer Liebesbezeigung ward Cosimo bei seiner Rückkehr empfangen und aus freiem Antriebe grüßte ihn Jeder: Wohlthäter des Volkes und Vater des Vaterlandes. Von dieser Zeit an gewinnt nun die Stellung der Mediceer in Florenz eine vollkommen welthistorische Bedeutung. Cosimo sah nämlich ganz richtig ein, daß bei den schwankenden Verhältnissen der vielen Staaten in Italien und ihrem Einfluß auf die Gestaltung der innern Angelegenheiten der einzelnen, seine eigene Stellung in der Stadt trotz alles Ansehens, welches er besaß, eine unsichere sein müsse, wenn er nicht auch einen Einfluß auf die Leitung jener sich erwerbe. In Italien hatten sich nun hauptsächlich vier Staaten zu größerer Bedeutung emporgehoben: Venedig und Mailand, der Papst und Neapel, und indem jeder von diesen seine Herrschaft auf Kosten des andern auszudehnen suchte, sie sich also gegenseitig beschränkend in einer Art von Gleichgewicht hielten, war es nun der Gedanke Cosimo's, Florenz zum ausschlaggebenden Mittelpunkt dieses Gleichgewichtssystems zu erheben und so die Ruhe von ganz Italien sowie sich selbst zu sichern. Zur Basis dieses Plans bediente er sich nun einerseits seiner Stellung in Florenz, seines Reichthums und seiner auf Geldgeschäfte gegründeten Verbindungen mit allen Staaten, andrerseits aber der Verbindung mit dem damals in Italien mächtigsten Condottiere Franz Sforza. Cosimo's Geld und die von ihm gelenkten Waffen des Sforza hielten alle Mächte Italiens in Schranken, welche Stellung der Dinge auch keine Veränderung erlitt, als Franzesco Sforza sich zum Herzog in Mailand erhob. In Florenz selbst ward zwar Cosimo's Einfluß eine Zeitlang durch das Ansehen, welches Neri di Gino Capponi sich erworben, einigermaßen geschmälert, doch wiederum im Jahre 1444 durch die Ernennung einer neuen Balie aus Anhängern der mediceischen Partei festgestellt, welche zu den Staatsämtern ihnen günstige oder befreundete Männer erwählten. Als nun gar im Jahre 1455 Neri di Gino Capponi starb, hatte Cosimo mehr seine eigenen Anhänger, als seine Feinde zu zügeln. Mit weiser Mäßigung und größtentheils im Interesse der Menge verfahrend, liebte er es, jene seine Unentbehrlichkeit fühlen und war ja eine gewaltsamere Maßregel nöthig, durch Andere handeln zu lassen. Wie in der frühern Zeit Puccio Pucci, so mußte in der spätern Luca Pitti, einer der reichsten Kaufleute seiner Partei, dergleichen Dinge vollbringen, dessen Ansehen und Einfluß überhaupt stieg, je mehr sich Cosimo wegen Alter und Kränklichkeit von den Staatsgeschäften zurückzog und der schon früher von ihm geliebten Beschäftigung mit den Künsten und Wissenschaften hingab. Auch auf diesem Felde machte er sich durch die großartigste Unterstützung, welche er Künstlern und Gelehrten angedeihen ließ, zu dem lebendigsten Mittelpunkt, um den sich fast alle nur geistigen Notabilitäten Italiens sammelten. Die Architekten und Maler Donatello, Ghiberti, Brunelleschi, Michelozzi, Lippi, Masaccio, Fra Agnolo da Fiesole, die Philosophen und Philologen: Plethо, Ficin, Bessarion, Niccolo Niccoli, Filelfo, Calandrino, Aretino, Papezio u. A. m. standen mit Cosimo in steter Verbindung, der die einen durch Bauten vieler Kirchen, Kapellen, Klöster und ihre Ausschmückung, die andern durch Sammlungen von Handschriften, Bibliotheken ꝛc. nicht weniger beschäftigte als geistig anregte. Wie einst Pericles Staatsleitung in Athen das herrlichste

Digitized by Google

und großartigste hervorrief oder pflegte, was der Athenische Geist überhaupt je geschaffen hat, so bereitete das politische und geistige Wirken Cosimo's de Medici in Italien das Terrain, auf welchem sich die neu auflebende Kunst und Wissenschaft frei entfalten konnte. Bei dieser wahrhaft fürstlichen Stellung und Thätigkeit war das Privatleben des Mediceers einfach und einem reichen Bürger mehr angemessen, als einem Fürsten. So sicherte er sich die Liebe seiner Mitbürger und als er den 1. April 1464 gestorben, ward durch öffentliches Decret auf sein Grabmal in der Kirche St. Lorenzo gesetzt: „Vater des Vaterlandes". Alle christlichen Fürsten bezeigten seinem Sohne Pietro ihr Beileid über des Vaters Tod.

Pietro de'Medici, der einzige hinterlassene Sohn Cosimo's, hatte nicht des Vaters Geist, Klugheit und Umsicht geerbt. Gleich nachdem er an die Spitze der Angelegenheiten seines Hauses getreten war, verscherzte er durch eine unkluge und engherzige Maßregel die Liebe des Volkes. Er forderte nämlich die ausstehenden Capitalien, welche sein Vater mehr oder weniger fast allen bedeutenden Bürgern in Florenz geliehen und niemals daran gemahnt hatte, ein, wovon die natürliche Folge war, daß eine Menge Anhänger bei der Unmöglichkeit, die Schuld abzuzahlen, ihre bürgerliche Existenz bedroht sehend, im Unmuthe sich von ihm abwandte. Bedeutende Männer, Luca Pitti, Agnolo Acciajuoli, Nicoli Soderini, suchten daher diese Stimmung zum Verdrängen der Mediceer zu benutzen und Florenz theilte sich in die Parteien des Berges (die Feinde des Pietro) und der Ebene. Aber wie sicher Cosimo die Macht seines Hauses festgestellt hatte, zeigte sich bei dieser Gelegenheit recht deutlich. Denn obwohl Pietro keineswegs an geistiger Gewandheit und Energie seinen Gegnern gewachsen war, errang er dennoch den Sieg. Ein Mordanschlag gegen ihn ward durch Verrath vereitelt, die Gegner trennten sich, als Luca Pitti von ihnen abfiel, so daß eine neue Balie 1466 wiederum nur aus Anhängern Pietro's zusammengesetzt ward, der indeß krank und oft bettlägerig den Uebermuth der Seinigen nicht zu steuern vermochte. Schon im Jahre 1469, am 2. oder 7. Dec., übereilte ihn der Tod.

Zwei Jünglinge, Lorenzo und Giuliano, erbten ihres Vaters Pietro's Stellung. Von den berühmtesten Gelehrten ihrer Zeit, Landini, Archyropyle und Marsilius Ficinus trefflich unterrichtet, durch Reisen nach Rom, Bologna, Venedig, Ferrara, Mailand und Neapel gebildet und der dort herrschenden Verhältnisse aus eigener Anschauung kundig, trat Lorenzo, in einem Alter von 21 Jahren, anfänglich von Tommaso Soderini geleitet, an die Spitze seines Hauses. So fest war jetzt schon die Macht desselben gewurzelt und die Interessen der meisten größern und kleinern Bürger der Stadt mit dem Bestehen jener verknüpft, daß die Gegenpartei nicht anders als durch einen Mord der beiden Brüder den Sieg erringen konnte. Diese Lage der Dinge richtig erkennend, beschlossen die Pazzi ihr gemäß auch zu handeln. Mannichfach, auch nicht ohne Gewaltstreiche, in ihren Interessen von den Medici gekränkt und gestört, bestand zwischen beiden Familien kein Rechtsverhältniß irgend einer Art, die Gewalt mußte entscheiden. Unterstützt vom Papst Sixtus IV., dem die Mediceer bei seinen Versuchen, die kleinen Herrn im Kirchenstaate zu unterdrücken, entgegengetreten waren, beschlossen Francesco de Pazzi, Bernardo di Bandino, Baroncelli und Andere in Verbindung mit dem Erzbischof von Pisa Francesco Salviati beide Mediceer während des Gottesdienstes in der Kirche San Reparata zu ermorden. Am 26. April 1478 schlug der Versuch fehl. Zwar fiel Giuliano, Lorenzo aber rettete sich und die Verschwornen büßten zu großer Freude des Volkes sämmtlich mit ihrem Leben. So weit reichte damals der Einfluß der Medici, daß selbst der türkische Sultan den nach Konstantinopel entflohenen Baroncelli ihnen auslieferte. Ein für Florenz ziemlich unglücklicher Krieg mit dem Papste, Neapel u. A. war die Folge dieses Sieges der Medici, bis es zuletzt Lorenzo durch eine eigene Reise nach Neapel gelang, den König von der Partei zu trennen und dadurch den Frieden zu erhalten. Mit Jubel in Florenz bei seiner Rückkunft empfangen, ward seine Macht durch die Beisetzung eines permanenten höchsten Rathes von 70 Bürgern, auch formell, noch mehr befestigt. Während dieser Zeit war jedoch die alte Basis dieser Macht, der Reichthum der Mediceer so zusammengeschmolzen, daß man in Florenz nur die Wahl

Digitized by Google

hatte zwischen einem Banqueroute Lorenzo's oder einem theilweisen Banqueroute der Stadt. Es ward der letztere vorgezogen. Lorenzo erhielt vom Staate die größten Summen, sein Geschäft zu erhalten, während die Zinsen der Staatsschuld verringert, die milden Stiftungen mit Beschlag belegt und selbst noch andere schlechte Finanzoperationen, wie Münzveränderungen, beliebt wurden. Waren nun die alten Stützen der mediceischen Macht schwach geworden, so suchte Lorenzo neue zu gewinnen. Er gab allmälig den Handel auf, welchen aber mit Glück die von Lorenzo, Cosimo's Bruder abstammende Nebenlinie des Geschlechtes fortsetzte, legte sein übriges Vermögen in Landgütern auf eine mehr fürstliche als kaufmännische Weise an und suchte vornämlich in der Kirche einen neuen Haltpunkt zu erwerben. Es glückte ihm, seinen Sohn Giovanni (den nachmaligen Papst Leo X.), in das Cardinalscollegium zu bringen, eine seiner Töchter mit Francesco Cibo, dem Sohne des Papstes, zu vermählen und sich solchergestalt in Rom Einfluß zu verschaffen. In dem langen Frieden, den er durch Klugheit der Republik bis an sein Lebensende im Ganzen sicherte, erfreute er das Volk durch glänzende, geschmackvolle Feste; aber wenn auch bei seinen Lebzeiten die allgemeine Stimmung ihm gewogen blieb, so war dieses doch mehr eine Folge früherer, als der jetzigen Verhältnisse. Durch das Aufgeben der kaufmännischen Geschäfte hatte er gewissermaßen sein Interesse von dem der Menge getrennt, und die Unterstützung, welche er nicht weniger als sein Großvater der Wissenschaft und Kunst angedeihen ließ, war jetzt so allgemein in Italien geworden, es war schon so sehr die Beschäftigung mit ihnen ins ganze Leben der Italiener übergegangen, daß man auch hierin nichts Außerordentliches mehr sah, daß sich darauf kein Einfluß mehr gründen ließ, wie solches durch Cosimo statt gefunden hatte. Lorenzo, mit dem Beinamen des „Prächtigen" geschmückt, starb, von seinen Mitbürgern geliebt, von allen Fürsten Europas geehrt, am 8. April 1492 auf seinem Landhause zu Careggi. (Zu Florenz erschienen im Jahre 1826 auf Kosten des Großherzogs Leopold II. zum erstenmale die Opere di Lorenzo di Medici, detto il magnifico in 4 Bänden, 4.).

Als nun gar der Nachfolger Lorenzo's, Pietro, auch in keiner Weise den Anforderungen an einen Lenker des Staates geistig zu entsprechen im Stande war, zeigte sich sehr bald die Wirkung der schon bei Lorenzo's Leben in Florenz veränderten Stellung der Mediceer. Wohl mag auch die schwierige Lage, in welche er sich durch die italienisch-französischen Kriege versetzt sah, einen Theil von Pietro's unkluger Führung der Angelegenheiten von Florenz entschuldigen; es bleibt demnach so viel als gewiß, daß seine Politik schwach und schwankend war. Der für ihn schimpfliche Friede mit Karl VIII. zu Sarganella brachte den Unwillen der Florentiner zum Ausbruch. Vergebens ritt der Cardinal, Pietro's Bruder, mit dem alten Rufe ihres Hauses Palle, durch die Straßen, er fand keinen Anhang und beide Brüder mußten, später für Rebellen erklärt, die Stadt räumen. — Mehrere Versuche zur Rückkehr mißlangen und Pietro starb 1504 in der Schlacht am Garigliano, welche er im französischen Heere mitgekämpft hatte, in den Wellen des Flusses. — Lorenzo hatte sich nicht verrechnet, als er durch eine Verbindung mit der Kirche seinem Hause eine neue Stütze zu verschaffen suchte. Von ihr ging allerdings die Widereinsetzung der Medici in Florenz aus. Giovanni, der Cardinal de'Medici, schon ohnehin durch angenhme persönliche Eigenschaften in der Vaterstadt nicht unbeliebt und am Hofe Julius II. viel geltend, benutzte die böse Stimmung, welche dieser mit seinen Verbündeten gegen Florenz als Bundesgenossin der Franzosen hegte, auf das Beste. Als die Florentiner auf den Vorschlag zu einer Verbindung mit der Liga und einer Zurückrufung aller Verbannten nicht eingegangen waren, beschloß der Congreß der Verbündeten zu Mantua, mit den Waffen gegen sie zu verfahren. Der Cardinal de'Medici schloß sich dem Heere an, welches Florenz leicht zur Uebergabe und zur Annahme aller von jenem beliebten Veränderungen der Verfassung zwang. Am 16. Sept. 1512 wurden durch eine Volksversammlung alle Gesetze seit der Vertreibung der Mediceer für aufgehoben erklärt und eine neue Balie auf ein Jahr mit aller Staatsgewalt ernannt, ja dieser selbst zugestanden, ihre Gewalt von Jahr zu Jahr zu erneuern. Von den Mediceern kehrten zurück Giulio, ein natürlicher Sohn von Lorenzo's des Erlauchten Bruder Giuliano,

Digitized by Google

der spätere Papst Clemen's VII., Lorenzo, Pietro's Sohn, Lorenzo's Enkel, Ippolito, Giuliano's Bruder, Pietro's natürlicher Sohn, der spätere Cardinal de'Medici und Alessandro, Sohn Giulio's und später Herzog von Florenz. Als nun der Cardinal Giovanni de'Medici unter dem Namen Leo X. den päpstlichen Stuhl bestiegen hatte, war es natürlich eine seiner Hauptsorgen, so viel als möglich zu der festen Stellung seiner Familie in Florenz beizutragen und sich dadurch bei den mannichfach verwickelten Verhältnissen zu den Italienern und Karl V. eine Stütze zu schaffen. Sein Neffe Lorenzo, Pietro's Sohn, zum Herzog von Urbino ernannt, lenkte die Republik, Giulio de'Medici ward zum Erzbischof von Florenz und zum Cardinal erhoben, später ihm auch die Legation von Bologna übertragen. An venerischen Uebeln starb Lorenzo im April 1519 und hinterließ nur eine Tochter, Katharina, die spätere Königin von Frankreich. Alsbald übernahm der damalige Cardinal (Giulio) de'Medici die Regierung der Stadt, welche er auch nach dem Tode Leo X. trotz mancherlei Umtrieben der Gegenpartei festhielt und im November 1523 als Clemens VII. Papst geworden, durch seinen Neffen Ippolito und den Cardinal de'Silvio Passerini verwalten ließ. Ein Aufstand des Volkes für die Freiheit im April 1527 mißglückte freilich gänzlich, desto besser gelang aber derselbe Plan, als der Papst durch Karl von Bourbon eingeengt, fast alle Macht verloren hatte. Am 17. Mai 1527 mußten Ippolito und sein Rathgeber die Stadt verlassen, worauf eine republikanische Regierung eingerichtet ward. Die falsche Politik jedoch, welche jetzt Florenz befolgte, führte von neuem den Untergang der republikanischen Verfassung herbei. Man hatte sich nämlich meistentheils dem französischen Interesse ergeben, wovon die Folge war, daß Clemens VII. bei Karl V. allen seinen Einfluß anwandte, die Republik seiner Familie wieder zu unterwerfen. Die kaiserlichen Truppen eroberten 1530 die Stadt und obwohl Anfangs die Mediceer nur unter republikanischen Formen ihren Einfluß wieder erhielten, gelang es Alessandro de'Medici im Jahre 1531, vom Kaiser die Einsetzung als erblichen Herzog von Florenz zu erhalten. Mit Härte und Grausamkeit sicherte dieser seine neue Gewalt und Würde, die noch einen neuen Haltpunkt in seiner Vermählung mit des Kaisers natürlicher Tochter Margaretha erhielt, obwohl sich Alessandro auch durch seine verliebten Ausschweifungen bei Allen verhaßt machte. Doch dauerte seine Herrschaft nicht lange, indem er schon im Jan. 1537 von seinem Vetter Lorenzino de Medici, aus der von Lorenzo, Bruder Cosmo's abstammenden Linie, ermordet ward. Der Mörder floh, ohne seine That weiter zu benutzen, nach Venedig, während der Cardinal Cibo, ein Vertrauter Alessandro's, auf das Klügste Alles einrichtete, einer Empörung des Volkes vorzubeugen. Man kam endlich in einer Versammlung der wichtigsten in Florenz gegenwärtigen Männer (die den M. feindlichen waren alle verbannt) dahin überein, daß Cosimo de'M., der Vater Lorenzino's und mit diesem aus derselben Nebenlinie stammend, zum Capo della republica Florentina ernannt ward. Cosimo, ein schöner, bei dem Volke wie bei den Soldaten, beliebter Mann, benahm sich so klug, daß er auch den Kaiser für sich gewann, der ihn bald darauf durch ein eigenes Decret zum erblichen Herzog von Florenz erklärte. Im Jahre 1569 erhielt Cosimo vom Papst Pius V. den Titel eines Großherzogs von Toscana. Seine Nachkommen hielten sich bis zum Jahre 1737 auf dem Throne. (Die weitere Geschichte der mediceischen Herzöge, welche mit der Geschichte von ganz Toscana innig verknüpft ist, siehe daher unter diesem Artikel.) — Quellen: Außer den gleichzeitigen ital. Gschichtsschreibern, wie Machiavelli ꝛc. „Fabroni, Magni Cosmi Medici vita" (2 Bde., Pisa 1789, 4.), sowie desselben „Laurent. Medici vita" (2 Bde., Pisa 1784, 4.), ferner: „Roscoe the life of Lorenzo de Medici" namentlich wichtig in der italienischen Uebersetzung von Mecherini. sec. ed. (4 Th., Pisa 1816, 8.), „Roscoe the life of Leo X." Gegen Roscoe hat auch Sismondi in seinem größern Werke die Geschichte der Mediceer, aber mit großer Ungerechtigkeit gegen sie ausführlich behandelt.

Medici, Luigi, Don, Herzog von Sarto, gewöhnlich Ritter M., aus der Familie der von den Medicis abstammenden Fürsten von Ottajano, Neapolitanischer Staatsminister, starb 1830. Er war in dem Seminar zu Nola erzogen worden und erhielt 1786 eine Stelle bei dem neu errichteten Tribunal di Guerre e Casa reale. Im Jahre 1798 wurde

Digitized by Google

er bei Gelegenheit des von Don Carluccio Giordano begangenen Diebstahls um doppelten Mordes der Königin bekannt. Zum Lohne für die bei jener Gelegenheit erprobte Thätigkeit und Klugheit wurde er bald darauf zum Regente die Vicaria ernannt. Als nun die Grundsätze der französischen Revolution und bald darauf auch die französischen Waffen in Neapel eindrangen, machte er sich sowohl dem Hofe als der Volkspartei verdächtig, wurde mehrere Male verhaftet und endlich durch einen General-Indult befreit, worauf er sich gänzlich von den Geschäften zurückzog. Da er jedoch mächtige Verbindungen bei Hofe hatte und seine Thätigkeit daselbst anerkannt war, wurde er 1801 zum Finanzminister erhoben und führte mehrere Verbesserungen in diesem Zweige der Verwaltung ein. Während Joseph's und Murat's Herrschaft lebte er in England; nach der Schlacht bei Leipzig kam er nach Wien, wurde von seinem Könige zum Polizeiminister ernannt und trug als solcher viel zur Verhaftung Murat's bei. Im Jahre 1818 wurde er beauftragt, ein Concordat mit dem päpstlichen Bevollmächtigten, Cardinal Consalvi, abzuschließen und benahm sich bei dieser Unterhandlung mit Umsicht und Festigkeit. Jetzt trat M. wieder an die Spitze der Finanzverwaltung und führte ein neues zweckmäßiges Münzsystem durch das Münzgesetz vom 20. April 1818 ein. Doch stellten die Vorrechte des Adels und der Geistlichkeit sich seinen Verbesserungen besonders in Sicilien hemmend in den Weg. — Auch die Umbildung der Rechtspflege und die Abfassung eines Gesetzbuches betrieb er eifrig, aber mit nur unvollkommenem Erfolge. Auf seinen Rath wurde unter Anderem die wichtige Verordnung erlassen, daß die Richter in Streitsachen nach dem buchstäblichen Sinne des Gesetzes und wo dieser zweifelhaft sei, nach billigen Auslegungen, nicht aber nach den Commentarien der Rechtslehrer entscheiden sollten. Um das Land von Verbrechern zu befreien, schloß er einen Vertrag mit der Regierung von Rio Janeiro, vermöge dessen er derselben zweitausend neapolitanische Galeerensclaven überließ. Die Verwaltung des Ministers erregte übrigens mancherlei Unzufriedenheit. Man tadelte die Wiederherstellung vieler Klöster und das Volk murrte über die von ihm eingeführte Grundsteuer. Als in Folge dieser und vieler andern Umstände die Militärrevolution zu Nola (am 20. Juli 1820) ausbrach, rieth M. dem Könige, den Aufrührern nicht nachzugeben, nahm, als dieser Rath nicht befolgt wurde, seine Entlassung und zog sich nach Rom zurück. Doch im Juni 1822 wurde er wieder Finanzminister und trug durch versöhnende Maßregeln viel dazu bei, das Land völlig zu beruhigen. Zur Deckung eines Deficits in den Finanzen war bereits eine Anleihe mit Rothschild abgeschlossen worden. Als sich der König mit dem bisherigen Premierminister zum Congresse nach Verona und von da nach Wien begab, erhielt M. den Vorsitz im Ministerium und schloß im Febr. 1824 eine zweite Anleihe mit Rothschild ab. M. bewirkte noch den Abzug des österreichischen Schutzheeres aus dem Königreiche Neapel.

Medicin bedeutet eigentlich, seiner Etymologie nach, die Kunst zu heilen; doch ist dieser Begriff viel zu eng als daß er Das enthielte, was wir unter diesem Worte verstehen. Ehe wir nämlich zu der Kunst zu heilen vorschreiten können, muß uns die Wissenschaft, welche uns diese lehrt, dazu vorbereiten; vor der Annahme der Krankheiten muß man die Gesundheit kennen und um einen klaren Begriff der Gesundheit im Ganzen zu gewinnen, müssen wir das Einzelne im regelmäßigen Zustande erforscht haben. Dieses Einzelne ist aber nicht nur der Mensch in allen seinen körperlichen und geistigen Theilen, sondern auch Alles, was auf den Menschen irgend einen Einfluß haben kann, also die ganze Natur und das Leben. Sonach theilt sich die M. von selbst in drei Wissenschaften, deren jede an und für sich schon einen bedeutenden Umfang hat, nämlich die Naturkunde überhaupt mit der genauen Kenntniß des menschlichen Körpers und Geistes im regelmäßigen Zustande; ferner die Kenntniß des unregelmäßigen krankhaften Zustandes des thierischen und menschlichen Organismus und endlich die Lehre, den unregelmäßigen Zustand durch die von der Natur gebotenen Mittel wieder zur Regelmäßigkeit zurückzuführen. Die philosophische Verbindung dieser drei in ihrem Wesen abgesonderten Theile zu einem harmonischen Ganzen bildet erst den vollkommenen Begriff der M. Damit ist auch zugleich die Reihenfolge gegeben, in welcher die M. gelehrt und gelernt werden muß, indem nicht nur im Ganzen, sondern

Digitized by Google

auch im Einzelnen ein Fortschreiten von der Theorie zur Praxis sich als nöthig herausstellt. Ehe man jedoch an die einzelenen Disciplinen mit Vortheil gehen kann, muß man sich eine nicht geringe Masse von Vorkenntnissen erworben haben, ohne welche das Studium der M. unmöglich sein würde, namentlich die Kenntniß der alten und der gangbarsten neuen Sprachen, der Mathematik, der Philosophie und der allgemeinen Geschichte. Das Studium der Medicin beginnt sodann mit der Naturkunde, wozu vorzugsweise Physik (s. d.) im engern Sinne, Chemie (s. d.), Kosmologie (s. Kosmogenie), Geologie und Geogenie (s. Geognosie), Botanik (s. d.) und Zoologie (s. d.) zu rechnen sind. Erst wenn man sich durch diese Wissenschaften eine Ansicht der Natur im Ganzen erworben hat, kann das Studium der den Menschen besonders betreffenden Disciplinen begonnen werden, nämlich die Anthropologie (s. d.), Psychologie (s. d.), Somatologie oder Anatomie (s. d.) und Physiologie (s. d.). Hierauf folgt als zweiter Haupttheil die Pathologie (s. d.), welcher sich dann als dritter die Therapie (s. d.) anschließt. Alle die genannten einzelnen Disciplinen zerfallen wieder in Unterabtheilungen, von denen die beiden letztern eine bedeutende Zahl umfassen. Namentlich gehört zu der Therapie noch die Lehre von den Arzneimitteln (s. Pharmakologie) und der Art ihrer Behandlung und Anwendung (s. Pharmacie). In diese letzte Classe gehören eigentlich auch die früher noch mehr als jetzt mit Unrecht von der M. als völlig geschieden betrachtete Chirurgie (s. d.), welche nur eine besondere Classe Heilmittel kennen und anwenden lehrt und die mit ihr verwandte Geburtshülfe (s. d.). Sowie die M. in dieser Reihenfolge ihrer einzelnen Unterabtheilungen nach und nach von dem großen Ganzen der Welt und Natur auf das einzelne Individuum übergeht, so breitet sie sich von diesem wieder auf eine größere Menge aus als Staatsarzneikunde (s. d.) und beschließt, wie sie mit allgemeinen Vorkenntnissen begann, mit ebenso allgemeinen Wissenschaften, nämlich der Literatur und Geschichte der M., den ihr angehörigen Kreis. So verschieden von einander auch alle diese Wissenschaften erscheinen mögen und in ihren Anfangsgründen gelehrt werden können, so stehen sie doch in inniger Verbindung, so daß die eine stets durch die andere ergänzt wird, wie z. B. oft auf pathologische Veränderungen die Anatomie sich stützt und durch therapeutische Beobachtungen erst pathologische Entdeckungen gemacht werden.

Darin liegt auch der Grund, weshalb die M. kaum in ihrem ersten Theile als eine feststehende, keinem Zweifel unterworfene Wissenschaft erscheint und daß bei der Lehre von dem Grundstoffen des menschlichen Körpers schon die Verschiedenheit der Ansichten beginnt. Je mehr sich dann die Wissenschaft von der positiven Anschauung aus dem Reiche der Voraussetzungen und Schlüsse nähert und in diesem selbst vorschreitet, um so mehr weichen die aufgestellten Behauptungen von einander ab. Diese Abweichungen der Ansichten und die verschiedenen Wege, welche man zur Erreichung des Hauptzwecks der M. eingeschlagen hat, lassen sich am besten unter drei Gesichtspunkte bringen, welche auch zugleich in geschichtlicher Hinsicht die Entstehung und Fortbildung der M. darstellen. Die erste und unterste Stufe ist der Empirismus (s. d.). Die zufällige Entdeckung eines Mittels und seiner Heilkräfte gegen eine Krankheit hatte die Anwendung desselben in einem ähnlichen Falle zur Folge und somit war der Grund zur künftigen M. gelegt. Neben dem Empirismus, der dabei stehen blieb, sich nur an die Erscheinung hielt und unbekümmert um die jedesmaligen Ursachen dieser Erscheinung und um die verschiedenen Individualitäten, die sie boten, nach ihr handelte, trat endlich der Dogmatismus (s. d.) auf. Er bildete den schroffsten Gegensatz zum Empirismus, indem er eine hypothetische Behauptung, die das Wesen des Lebens erklären sollte, aufstellte, von dieser aus weiterschließend, Gesundheit und Krankheit definirte und so zu einer festen Regel die Gesundheit zu erhalten und die Krankheit zu heilen gelangt zu sein glaubte. So entstanden die Systeme der M., welche sämmtlich auf unerweisbaren Sätzen beruhen und sonach in den darauf gebauten Consequenzen zwar geistreiche Auffassungen der M., keineswegs aber sichere Anhaltepunkte für die Ausübung derselben darbieten. Auch sind nur selten die Urheber dieser Systeme in ihrem praktischen Wirken sich selbst treu geblieben. Zwischen beide trat vermittelnd der Rationalismus (s. d.) ein. Dieser

Digitized by Google

suchte nicht in der einseitigen Auffassung der Krankheitssymptome oder den aus einem System herausgesponnenen Krankheitsursachen den Weg zur Erkenntniß des Leidens und des anzuwendenden Mittels, sondern strebte durch treue Naturbeobachtung und daraus hergeleiteten vorsichtigen Schlüssen, wobei er stets die besondere Art des ihm vorliegenden Falles im Auge behielt, vor Allem die Ursachen der Krankheiten und somit in den meisten Fällen diese zugleich zu heben. Freilich muß auch er in nicht seltenen Fällen sich dem Empirismus nähern, wenn die pathologische Kenntniß nicht bis zur Ursache des Leidens dringt, aber er wird in solchen Fällen lieber ein bewährtes Mittel anwenden, auch wenn ihm die Art, wie es heilen kann, nicht klar ist, als der Natur durch ein Verfahren Zwang anthun wollen, welches sich auf eine Hypothese gründet. Auch ist die Heilkraft der Natur selbst die mächtigste Bundesgenossin des Rationalismus. Das erste Entstehen der M. beruhte rein auf Empirismus und es erforderte lange Zeit, um diese Wissenschaft bis zum Rationalismus hindurchzuführen, wobei wohl zu bemerken ist, daß sie eigentlich von ihrem Ende aus begann, mit der Therapie den Anfang machte und alle die Kenntnisse, auf welche diese sich stützen soll, noch nicht vorhanden waren. Um diese Kenntnisse zu ersetzen, trat der Dogmatismus mit seinen hypothetischen Grundlehren auf, dessen Ansehen nur nach und nach durch Fortschritte in der Naturkunde geschwächt werden konnte, da immer neue Annahmen auftauchten. Selbst in unserer Zeit hat er noch nicht ganz verdrängt werden können, noch immer werden einzelne Lehren und Systeme erschaffen, welche trotz ihrer Einseitigkeit Anhänger unter Aerzten und Nichtärzten gewinnen. Der Rationalismus hingegen ist schon oft und vor langen Zeiten durch einzelne hochbegabte Geister geltend gemacht, aber fast ebenso oft von Andern, welche jene nicht verstanden, verdrängt worden. Erst in der neuern Zeit ist es ihm gelungen, zu einer Allgemeinheit zu gelangen, die er noch nie hatte und die er der außerordentlichen Vervollkommnung der Naturwissenschaften verdankt, welche der Fleiß der letzten Jahrzehende ihm als Stütze gab. So ist das Streben nach einem Universalmittel gegen alle Krankheiten, welches schon vom grauen Alterthume her viele Kräfte, die eines bessern Zieles würdig waren, aufzehrte, noch immer nicht ganz erloschen und giebt uns in der neuesten Zeit, in der strengsten Art, der Wasserheilkunde (s. d.), einen vollgültigen Beweis seines fortdauernden Daseins.

Den Gang, den in dieser Hinsicht die Fortbildung der M. genommen hat, lernen wir aus der Geschichte kennen, welche zugleich den Bestrebungen des Einzelnen sowohl wie ganzer wissenschaftlicher Verbindungen und der sogenannten Schulen durch die einfache Thatsache ihres Fortbestehens oder Untergehens das gerechteste Urtheil spricht. Sie zeigt uns eine Menge glänzender Erscheinungen im Reiche der M., aber ihr Verlauf läßt uns zugleich erfahren, inwiefern das Ansehen, welches eine, die Geister ergreifende und zuweilen unterjochende Lehre erlangte, in der Persönlichkeit des Urhebers derselben oder in ihr selbst begründet war, inwiefern die Männer, denen die M. sichtbare Fortschritte verdankt, von ihrem Zeitalter richtig verstanden oder falsch aufgefaßt wurden. Sie zeigt uns, wie Wahres und Falsches in derselben Zeit entstanden ist und dasselbe Ansehen genossen hat, wie aber die nachfolgende Zeit nach und nach das Wahre vom Falschen sonderte, wie große und wichtige Entdeckungen erst von Vorurtheilen bekämpft, ja zuweilen fast gänzlich wieder unterdrückt, doch am Ende, und geschah es auch erst nach Jahrhunderten, ihre siegende Kraft entfalten und einem neuen Geschlechte auf der Bahn der Erkenntniß voranleuchteten. Im grauen Alterthum war die M. innig mit der Religionslehre verbunden, der Glaube an heilende Gottheiten, welche nicht nur den Menschen die Heilkunst lehrten, sondern auch selbst bei der Wirkung der Mittel auf eine unbegreifliche Art ihren Einfluß geltend machten, bildet die erste Periode der Geschichte der Heilkunde. Hier war noch, wie sich jede andere Art von Bildung in dem Priesterstande concentrirte, auch die M. in den Händen der Priester, wobei die theoretische Kenntniß sich fast nur auf etwas Kräuterkunde beschränkte und der Empirismus in seiner ganzen Macht herrschte. Besonders waren es die Asklepiaden (s. d.), denen die Pflege der damaligen M. anvertraut war. Durch die allgemeine Philosophie, welche in ihren Systemen den Ideen über Gottheit, Natur und Mensch eine bestimmtere Gestaltung gab, gezwungen,

Digitized by Google

den Schleier des Tempelgeheimnisses abzuwerfen, fand die M. im großen unsterblichen Hippokrates (s. d.) einen Bildner, der das gesammelte Erfahrungsmaterial und die philosophische Weltanschauung zu einer Wissenschaft zusammenfügte, in deren Pflege und Weiterbildung er selbst als unübertroffenes Muster dasteht, indem Zusammenstellung der Erfahrungen und Ableitung von Schlüssen einen reinen, echten Rationalismus in ihm hervorbrachten. Jedoch der Mangel an positiver Naturerkenntniß und an Beobachtungsgeist, verbunden mit dem Streben, der jungen Wissenschaft eine Festigkeit zu geben, die sie ihrer damals freilich noch nicht erkannten Natur nach nie gewinnen konnte, ließ die Nachfolger des Vaters der Medicin in den Dogmatismus verfallen. Durch die Ausstellungen, die jeder nach Principien verfahrende Arzt an denen Anderer zu machen hatte, wurden eine Menge verschiedener Systeme ins Leben gerufen, wie die dogmatische, empirische, methodische, pneumatische und eklektische Schule und dadurch die Ansichten wie die Kräfte so zersplittert, daß nur ein Mann wie Galenus (s. d.), diese Verwirrung wieder zu einer Harmonie zu vereinigen vermochte. Seine Kenntnisse im Gebiete der Anatomie und Physiologie, welche namentlich unter und nach den Ptolemäern in Alexandria in dem vergangenen Zeitraume eifrig betrieben worden waren, sowie der Philosophie der Vor- und Mitwelt, setzten ihn in den Stand auf dem Grunde der erstern ein System der M. aufzubauen, welches nach ihm durch das ganze Mittelalter hindurch seine Festigkeit erhielt. Die politische Umgestaltung von ganz Europa mit ihren Stürmen hatte um diese Zeit die M. aus den von germanischen Stämmen besetzten Ländern gänzlich vertrieben und in die Hände der Araber gegeben, welche die Galenischen Lehren mit den Ländern, die sie eroberten, gewissermaßen als Beute mit überkamen. Wenn sie aber auch die Wissenschaft selbst nicht weiter fortbildeten, so ist ihnen doch das Verdienst nicht abzusprechen, durch Vervollkommnung einzelner Doctrinen zur spätern Vervollkommnung des Ganzen beigetragen zu haben. Der wahre wissenschaftliche Geist in seiner Allgemeinheit war in den immer mehr und mehr sich verkleinernden griechischen Kaiserreiche zurückgeblieben und flüchtete, als seine bisherige Heimath endlich ein Schauplatz der wildesten Verheerung wurde, in das nach langen Stürmen ruhende Abendland, wo er von dieser Zeit an eine bleibende Stätte fand.

Durch gelehrte Griechen wurde das Studium der alten Schriften über M., namentlich der des Hippokrates, erneuert und dadurch dieser Begründer der Wissenschaft endlich zu seinem verdienten, ihm vorher noch nicht gespendeten Ansehen erhoben, sowie die auf irrigen Annahmen ruhenden Ansichten durch Zuziehung der unterdeß errungenen Kenntniß der Natur berichtigt. Jedoch schon ehe die Hippokratische Medicin durch einzelne glänzende Beispiele sich wieder in ihrer Reinheit erhob, mußte das Galenische System den aus ihm selbst genommenen Widerlegungsgründen und einer neuern, der Cultur und den Fortschritten der Naturwissenschaften entsprungenen höhern Anschauung der M. weichen, einer Anschauung, die in ihren Lehren sich einem Mysticismus anschloß, der nicht wie früher in die Tempel sich verschloß, sondern offen hervortretend um Verbreitung kämpfte. Paracelsus (s. d.) stürzte des Galenus Gebäude zusammen. Vergebens suchte der Dogmatismus auf den Trümmern desselben sich von neuem eine Alleinherrschaft zu gründen; Paracelsus selbst, von Helmont (s. d.), Sylvius (s. d.) unternahmen es, das iatrochemische System aufzuführen; nach Harvey's (s. d.) Entdeckung des Blutumlaufes traten die Iatromathematiker (s. d) auf, und die verschiedenen Systeme von Friedrich Hoffmann (s. d.), Stahl (s. d.), Brown (s. d.), Hahnemann (s. d.), Broussais (s. d.) und Rasori folgten. Sowie von jeher die Gestaltung der Philosophie in einem jeden Zeitraume in der Auffassung der M. reflectirte, so übte auch im 19. Jahrhundert das naturphilosophische System von Schelling (s. d.) einen bedeutenden Einfluß aus und erreichte auf der praktischen Seite in Kieser's (s. d.) System der M. und auf der theoretischen in K. R. Hoffmann's „Idealpathologie" (Stuttg. 1834) seine höchste Spitze. Aber alle die Genannten gewannen nur einen beschränkten Kreis von Anhängern und ihre Systeme konnten den ungleichen Kampf mit der ruhig ihren Gang fortschreitenden Wissenschaft nur eine Zeit lang fortführen. Diese gewann aber durch den einfachen Grundgedanken, daß alles ärztliche Wirken sich auf eine

Digitized by Google

getreue, unbefangene Naturbeobachtung stützen müsse und durch den Fleiß, welchen dieser Gedanke hervorrief, fortwährend an Ausbildung in allen ihren einzelnen Zweigen, welches die ungeheuern Fortschritte der Physik seit Galilei (s. d.), der Kosmologie seit Kopernicus (s. d.), der Naturkunde im engern Sinne seit Buffon (s. d.) und Linné (s. d.), der Anatomie und Physiologie seit Harvey und Haller (s. d.) u. s. w. genugsam beurkunden. Durch alles Dieses wurden dem Rationalismus hinreichende Mittel gegeben, sich unabhängig vom Empirismus und Dogmatismus zu erhalten und derselbe berechtigt, in den schon errungenen Triumphen sichere Bürgen für künftige zu erblicken. Wenn freilich der Gewinn, den die Therapie als höchsten Endzweck der M. aus allen diesen Entdeckungen gezogen hat, noch Vielen, namentlich den Uneingeweihten, nicht klar ist, oder sich nicht als genügend herausstellt, so muß zwar bemerkt werden, daß allerdings dieser Theil der M. mit den andern in der Vervollkommnung nicht gleichen Schrit gehalten zu haben scheint, daß aber die Therapie die leidende Menschheit als Object hat und der Experimentation dadurch eine feste, nur vorsichtig zu überschreitende Grenze gesetzt ist, indem die bloße Ueberzeugung von der Heilkraft eines Mittels ohne gegründetere Beobachtungen den Arzt noch nicht berechtigt, es andern genauer bekannten vorzuziehen. Hat sich nun durch den Mangel an Fortschritten in der Therapie in der neuesten Zeit auf der einen Seite ein oft vom Zweifel in der Wissenschaft bis zur Verzweiflung an derselben steigender Skepticismus geltend gemacht, so hat man auf der andern angefangen, durch Untersuchung der organischen Veränderungen, welche eine Krankheit im Körper hervorbringt, diese selbst genauer kennen zu lernen, um nach Feststellung der Beschaffenheit einer Abnormität leichter das Mittel zu finden, letztere zu entfernen. Es ist die pathologische Anatomie und Physiologie, welche mit Messer, Retorte und Mikroskop ausgerüstet, die Krankheiten bis in ihre kleinsten Details verfolgt, welche weder allein in den Erscheinungen, die auf der äußern Oberfläche des Körpers den unbewaffneten Sinnen sich darbieten, noch dem Schlusse, der sich aus einer Hypothese über das Wesen des Lebens herleiten läßt, die Gründe für ihre Diagnose entnimmt, sondern sorgfältig die Erscheinungen vor dem Tode mit den Ergebnissen der anatomischen Untersuchung nach demselben vergleicht, die gewonnenen Aufklärungen auf ähnliche Fälle überträgt und so die Masse des Positiven vermehrend, der M. und namentlich der Therapie eine breitere, festere Basis unterzulegen verspricht. Bei dem Fleiße, der in der neuesten Zeit sich in Hinsicht auf diese Wissenschaft sowohl als in allen andern zur M. gehörigen überall regt und einen unendlichen Schatz von Material aufgehäuft hat, ist es wohl zu erwarten, daß auch bald ein ordnender Geist prüfend und sichtend eingreifen und dem aufgefundenen Guten die Stelle anweisen werde, die es seiner Natur nach ausfüllt. Vgl. Kurt Sprengel „Versuch einer pragmatischen Geschichte der Arzneikunde" (5 Bde., 3. Aufl., Halle 1821—28); Choulant „Tafeln zur Geschichte der Medicin" (Lpz. 1822, Fol.); Hecker „Geschichte der Heilkunde" (2 Bde., Berl. 1822—29) und Friedländer „Vorlesungen über die Geschichte der Heilkunde" (Lpz. 1838—39).

Medicinische Geographie begreift alle diejenigen Gegenstände der allgemeinen Geographie in sich, welche von wesentlichem Einflusse auf den Gesundheits- und Krankheitszustand der Menschen sind. Daß aber die mannichfaltigen geographischen Verhältnisse einen unverkennbaren Einfluß auf das physische und, freilich in einem weit geringeren Grade, auch auf das psychische Leben der Menschen haben, wird aus folgenden Erfahrungssätzen sattsam erhellen. Die in dieser Hinsicht bemerkbaren Hauptunterschiede beziehen sich nämlich: A. Auf die verschiedenen Himmelsstriche. 1) Die kalte Zone, welche der organischen Entwickelung überhaupt hinderlich ist, bedingt auch eine nur kümmerliche körperliche und geistige Entfaltung ihrer Bewohner und prädisponirt dieselben besonders zu Entzündungs- und Zehrkrankheiten. 2) Die heiße Zone veranlaßt, indem sie den Lebensproceß überhaupt beschleunigt, eine frühzeitigere körperliche Reife, deshalb aber auch im Durchschnitt ein früheres Absterben und läßt vornehmlich gallige, nervös-faulige (zufolge des mehr venösen, kohlenstoffreichen, reizlosen Blutes), contagiöse (insofern sich die Ansteckungsstoffe aus den daselbst ungleich reichlicheren Ausdünstungen der Erdoberfläche leichter

Digitized by Google

entwickeln) und Unterleibskrankheiten entstehen. Mitten inne steht 3) die gemäßigte Zone, welche dem Gedeihen ihrer Bewohner in jeder Beziehung am förderlichsten ist und je nach der verschiedenen Jahreszeit und Witterungsconstitution bald mehr den Krankheitscharakter der kalten, bald wiederum mehr den der heißen Zone, immer aber in gelinderer Form, adoptirt. B. Auf die besonderen örtlichen Verhältnisse. Hierher sind zu rechnen: 1) die Verschiedenheiten in Bezug auf Licht und Wärme einer einzelnen Gegend. Höher gelegene, sonnige Orte bedingen im Allgemeinen einen glücklicheren Gesundheitszustand ihrer Bewohner, als feuchtkalte, schattige, von hohen Gebirgsketten dicht umgebene Thäler, in denen sich leichter Zehr- und Entmischungskrankheiten ausbilden. Hiermit steht in enger Verbindung 2) die Beschaffenheit der Atmosphäre. a) Die reinere, sauerstoffreichere, der Gesundheit im Allgemeinen zuträglichere Luft giebt vorzugsweise zur Entstehung entzündlicher Krankheiten, besonders der Athmungswerkzeuge Veranlassung; wogegen b) die mit verschiedenartigen Ausdünstungen geschwängerte Atmosphäre niedrig gelegener, sumpfiger Gegenden die Ausbildung der schon genannten Zehr- und Entmischungskrankheiten, mannichfaltiger Contagien und Miasmen und größtentheils hieraus entspringender endemischer Krankheiten, begünstigt. Außerdem sind hierher gehörige Verschiedenheiten der Atmosphäre: c) die mehr oder weniger bedeutende Schwere, das größere oder geringere elektrische Verhalten derselben, die vorherrschende Richtung und mehr oder weniger starke Bewegung der Winde in einzelnen Gegenden (Südwinde äußern mehr eine erschlaffende, Nord- und Ostwinde dagegen mehr eine erregende und stärkende Wirkung), wobei die größere oder geringere Nähe des Meeres, vulkanischer Gegenden u. s. w. einen wesentlichen Unterschied bedingt. 3) Die verschiedene Lebensart, wobei namentlich a) die Nahrungsmittel und besonders die Beschaffenheit des Wassers und b) der größere oder geringere Wohlstand und die unzählig verschiedenartigen, auf das physische Wohl Einfluß habenden Sitten eines Volkes in Anschlag zu bringen sind. Vgl. Schnurrer's „Geographische Nosologie" (Stuttg. 1813). — Als ein Theil der medicinischen Geographie ist die medicinische Topographie anzusehen. Sie unterscheidet sich von dieser dadurch, daß sie blos über einzelne Ortschaften eine deshalb um so genauere Auskunft giebt und zwar über die geographische Lage, über die nächste und entferntere Umgebung (Berge, Wälder, Sümpfe u. s. w.), über die Beschaffenheit des Bodens und der umgebenden Gewässer, über den mittleren Barometer-, Thermometer- und Hygrometerstand, über die Beschaffenheit der Gebäude und die Lebensart der Bewohner eines Orts. Welcher Nutzen für die Erkenntniß und rationelle Behandlung der Krankheiten und für die zweckgemäße Ausübung der medicinischen Polizei hieraus erwächst, wird man aus der sorgfältigen Erwägung des unverkennbaren Einflusses jener geographischen und Ortsverschiedenheiten auf das physische Leben leicht abnehmen können. S. Metzler's „Leitfaden zur Abfassung medicinischer Topographieen".

Medien war, nach dem Sturze Alt-Assyriens, bis sich Persien alle Länder Asiens vom Halys oder Taurus bis zum Indus oder das Morgenland unterwarf, ein mächtiges selbständiges Reich, grenzte im Süden an Persis und Susiana, gegen Westen an Assyrien und Armenien, gegen Norden an das kaspische Meer, begriff also die nördlichen und südlichen Provinzen des heutigen Persiens, wie Aserbeitschan, Ghilan und das gebirgige Masanderan an der Küste des kaspischen See's. M. war zu jener Zeit ein blühendes Reich und die Natur selbst hatte ihm feste Grenzen gegen Einfälle fremder Völkerschaften gesetzt. Die Meder waren ein rauhes, kriegerisches Volk, gute Reiter, sie vergifteten ihre Pfeile, bestätigten ihre Bündnisse durch Blut. Ihre sterbenden Verwandten, sagt man, ließen sie von Hunden zerreißen. Arbaces oder Arbak, erhob nach dem Sturze des Altassyrischen Reiches Medien zu einem selbständigen Staate, indeß mag M. unter seinen Nachfolgern vielleicht eine lange Zeit dem mächtigen Neuassyrischen Reiche unterlegen haben. Unter den spätern Königen M.'s erscheint zuerst Phraortes mit einigem Einfluß, er bekriegte die damals für ein unbedeutendes Nebenvolk gehaltenen aber schon auf einer ziemlichen Stufe der Cultur stehenden Perser mit Glück, wurde aber von den Assyrern geschlagen und kam

Digitized by Google

selbst um. Cyaxares sein Nachfolger (635 v. Chr.) schlug die Assyrer, setzte den Einfällen der räuberischen Scythen Grenzen, die ihn Anfangs besiegten, gewann (598) die Oberherrschaft in Asien wieder und ganz Vorderasien bis an den Halys war ihm tributbar. Zwei Jahr darauf (596) verband sich Cyaxares mit Nebukadnezar, vernichtete das assyrische Reich, starb noch in demselben Jahre; Astyages, sein Nachfolger, gab seine Tochter dem Perser Kambyses zur Ehe und wurde von seinem Enkel Cyrus, den er als Kind hatte wollen ermorden lassen, vom Throne gestürzt und sein Reich (560) mit Persien (s. d.) vereinigt. Alexander der Große eroberte 330 v. Chr. die persische Provinz M. und gab sie dem Parmenio zur Verwaltung, nach dessen Tode erhielt sie Python, der mit Antigonus gegen Eumenes kämpfte. Durch Seleukus I. Nicator wurde M. ein Theil des syrischen Reichs. Antiochus III. fügte nach 220 v. Chr. das Küstenland zwischen dem Albort und dem kaspischen Meere zu der Provinz hinzu, das, nach einem Satrapen des Darius Atropates, bei dessen Nachkommen es blieb, Atropatene oder im Gegensatz zu dem übrigen M. Kleinmedien genannt wird und von Alexander auf seinem Zuge nicht berührt wurde, da sein Beherrscher Artabazanus sich freiwillig unterwarf. Um 152 v. Chr. entriß Mithridates M. dem syrischen Könige Demetrius, worauf es zu den Ländern der Parther (s. d.) gehörte. Um 36 v. Chr. hatte es einen eignen König an Artavasdes, gegen den der Triumvir Antonius Krieg führte. Im J. 216 v. Chr. machte Caracalla auf seinem Zuge gegen die Parther einen Einfall in M.

Medigo, Joseph Salomo del, der Sohn Elias Ben Elieser, aus einer ausgezeichneten, aus Deutschland stammenden jüdischen Familie, wurde geboren am 16. Juni 1591 in Candia und erwarb sich auf der Universität zu Padua, wo er Galilei hörte, in Philosophie, Astronomie und Heilkunde große Kenntnisse. Nach vollendeten Studien kehrte er auf kurze Zeit in seine Heimath zurück, verließ sie aber 1616 wieder und machte Reisen nach Aegypten, der Türkei und Polen, wo er 1621—24 verweilte. Hierauf wurde er Hausarzt bei dem Fürsten Radziwil. Später wendete er sich nach Hamburg und Glückstadt und ließ sich um 1628 in Amsterdam nieder, wo er gegen 20 Jahre gewohnt zu haben scheint. Zuletzt ging er nach Prag, wo er am 16. Oct. 1655 starb. Er strebte in allen Fächern nach klarer Erkenntniß und behandelte jeden Gegenstand großartig. Namentlich war er auch ein großer Kenner der Literatur. Leider besitzen wir von ihm nur einzelne Versuche und Bruchstücke, die von seinen Zuhörern und Freunden herausgegeben wurden; dahin gehören „Elim und Majan Gannim" (Amst. 1629); eine Sammlung von Aufsätzen über Philosophie, Kabbala u. s. w. (Bas. 1629); Hippokrates „Aphorismen" (hebr. Prag) und der Brief „Achus" über hebräische Literatur (Berl. 1840) in dem Werke „Melo Chofnajim" (von Geiger). — Elia Ben Moses Abba del M., aus derselben Familie, unter dem Namen Elia Cretensis bekannt, lehrte Philosophie in Padua, wo Pico sein Zuhörer war, schrieb Mehreres in hebräischer und lateinischer Sprache und starb 1493.

Medina oder Medinat al Nabi, d. h. Stadt des Propheten, nach Mekka (s. d.) die zweite heilige Stadt der Türken, berühmt durch Muhamed's Flucht, liegt im Gebiet Hedjas, einem gebirgigen Küstenlande am nördlichen Theile des arabischen Meerbusens, 13 Meilen von der Küste. Sie hat 30 öffentliche Lehranstalten und die Bewohner, deren Zahl zwischen 6000 und 20,000 angegeben wird, treiben einigen Handel, besonders über die nahe Hafenstadt Jambo am Rothen Meere, nähren sich aber vorzüglich durch die Pilgrime. Die Stadt steht unter dem Großscherif von Mekka. In M. ist Muhamed's Grab, in der heiligen Moschee, einem ansehnlichen, mit Säulengängen, goldenen Inschriften, kostbaren Friesen und 5 Thürmen gezierten Gebäude. In der Südostecke des Tempels befindet sich die Begräbnißkapelle des Propheten, neben ihm die Särge der Khalifen Abubekr und Omar. Ehemals waren hier ungeheure Schätze durch die gläubigen Pilgrimme aufgehäuft, wurden aber sammt M. 1804 von den Wahabiten in Beschlag genommen. Die Stadt wurde zwar den ungeweihten Händen bald wieder entrissen, die Schätze aber gingen verloren.

Digitized by Google

Mednianszky von Medgyes, Aloys, Freiherr, Vicepräsident der ungarischen Hofkanzlei in Wien, wurde am 20. April 1784 zu Priekopa in der turoczer Gespannschaft während eines Besuchs seiner Aeltern bei ihren Verwandten geboren und stammt aus einer adeligen ungarischen Familie, die schon zu den Zeiten Ludwig's des Großen und Sigmund's von Luxemburg ritterliche Kriegsdienste leistete, Ferdinand I. gegen Johann Zapolya beistand, deshalb 1561 von Ersterem mit vielen Privilegien begabt und für ihre Treue von Leopold I. während der Unruhen der beiden Rakoczy in den Freiherrnstand erhoben wurde. Nach vollendeten Studien in dem Piaristencollegium zu Trencsin und der Theresianischen Ritterakademie in Wien wurde M. bei der ungarischen Hofkanzlei angestellt, zeichnete sich in dem Kampfe Oesterreichs von 1809 dnrch patriotischen Eifer aus, verließ aber nach der Besiegung des Kaiserstaates seine bürgerliche Stellung und zog sich auf seine Güter zurück. Auf dem Landtage von 1811 trat er gegen das berufene Finanzpatent auf, fiel dadurch bei Hofe in Ugnade und widmete sich bis 1825 im stillern Privatleben dem materiellen und geistigen Wohle seines Vaterlandes. In dem genannten Jahre trat er bei der Krönung der Kaiserin in der Magnatenkammer wieder als Vorkämpfer für die Freiheiten seines Vaterlandes auf und mit einer so würdigen Haltung, daß man ihn zum Mitglied des Ausschusses für die Vorbereitung der Gesetzentwürfe für den nächsten Landtag ernannte. Später trat er als ungarischer Statthalteirath in den Staatsdienst. Nach dem Aufstande 1831 in Pesth ward er seiner dabei geleisteten Dienste wegen zum wirklichen Hofrath in Wien befördert, 1839 zum Präses der Studiencommission und des damit verbundenen Censurcollegiums für Ungarn. Auch bekleidete er die Obergespanschaft der Comitate Trencsin und Nauten und starb am 14. Juli 1844. M. ist vielfach als Schriftsteller thätig gewesen; Aufsätze von ihm befinden sich im „Hesperus" und im „Archiv" von Hormayr. Von 1820 bis 1829 gab er mit Letzterem das „Taschenbuch für vaterländische Geschichte" heraus. Als selbständiger Schriftsteller zeigte er sich in der „Malerischen Reise auf dem Waagflusse" (Pesth 1826) und „Erzählungen, Sagen und Legenden aus Ungarns Vorzeit" (Pesth 1829). Auch für praktische Technologie und rationelle Landwirthschaft ist M., in Verbindung mit dem Grafen Hugo von Salm, in seinem Vaterlande thätig gewesen.

Medoc, s. Bordeaurwein.

Medon, der Sohn des Kodrus (s. d.), machte, gleich seinem Bruder, nach dem Tode des Vaters Ansprüche auf den Königsthron, wurde aber statt dessen zum Archonten erwählt. — Medon, ein Sohn des Oileus und Bruder des Ajax, wanderte nach Phylake aus, weil er einen Verwandten seiner Stiefmutter Eriopis erschlagen hatte und wurde vor Troja von Aeneas getödtet.

Medusa war eine der drei Töchter des Phorkys und der Ceto, die sterbliche der drei Gorgonen, aber von so ausgezeichneter Schönheit, daß sich Neptun selbst in sie verliebte, und ihrer Liebe im Tempel der Minerva genoß, worüber die Göttin so entrüstet ward, daß sie die Frevlerin in ein abschreckendes Scheusal, ihre Locken in Schlangen verwandelte, und ihr die furchtbare Kraft beilegte, Jeden, der sie anblickte, in Stein zu verwandeln. Perseus enthauptete sie mit Hülfe der Götter. (S. Perseus). Die Alten bildeten das Medusenhaupt als einen schönen Frauenkopf mit trüben Gesichtszügen, Schlangen in den Haaren, sterbenden Augen; später hat man ihn als ein Bild der Scheußlichkeit geschildert.

Medusen, s. Akalephen.

Meer, Weltmeer, Ocean nennt man überhaupt die Gesammtmasse des salzigen Wassers, die $^2/_3$ der Erdoberfläche, oder ungefähr $6^1/_2$ Mill. geogr. QM. umfaßt. Es zerfällt zunächst in 5 größere Becken, die man als ebenso viele Hauptmeere betrachten kann; in das nördliche und südliche Eismeer, den amerikanischen Ocean, welcher Europa und Afrika von Amerika trennt und durch den Aequator in zwei Hälften, den atlantischen und äthiopischen Ocean getheilt wird; ferner in das große Welt- oder stille Meer., welches Amerika von Asien und Australien trennt und endlich in das südliche Weltmeer oder den indischen Ocean, zwischen Asien, Afrika, Neuholland und dem südlichen Eismeer. Einzelnen

Digitized by Google

Theilen dieſer ungeheuren Waſſerbecken hat man wieder beſondere Namen beigelegt und nennt z. B. den Theil des atlantiſchen Oceans, welcher zwiſchen England, Norwegen, Deutſchland und den Niederlanden liegt, die Nordſee oder das deutſche Meer, nicht zu gedenken der zahlreichen mittelländiſchen (d. h. in das Innere eines Continents eindringende, auf allen Seiten vom feſten Lande eingeſchloſſene und nur auf einem Punkte mit dem Weltmeere zuſammenhängende Meeresabtheilungen, wie das eigentlich mittelländiſche Meer, das ſchwarze und adriatiſche Meer, das Meer von Marmora u. A.), der Meerbuſen, Buchten, Baien, Rehden, Meerengen, Straßen, Sunde u. ſ. w. Da der Meeresgrund nur eine tieferliegende Fortſetzung des feſten Landes iſt, ſo muß auch die Tiefe des M. ſehr verſchieden ſein. Berge, Thäler und Ebenen wechſeln auch hier mit einander ab und die Meſſungen der Seefahrer beſtätigen dies; denn nicht ſelten befinden ſich in geringer Entfernung von Klippen, die oft über der Meeresfläche emporragen, Stellen, wo das Senkblei durchaus keinen Grund findet. Andere Erhöhungen des Meeresgrundes nennt man Bänke (Korallen-, Auſtern- und Sandbänke), Dünen ꝛc. — Intereſſant ſind die phyſiſchen Eigenſchaften des M., ſowie die Erſcheinungen, welche es dem Auge darbietet. Alles nimmt im Zuſtande der Ruhe eine wagerechte Oberfläche ein, demungeachtet hat man aber in den Höhen des Spiegels der einzelnen Meere größere und geringere Ungleichheiten wahrgenommen und die Urſachen dieſer Erſcheinung bis jetzt noch nicht alle ergründet. So beweiſen z. B. die Strömungen von Gibraltar aus dem atlantiſchen und durch den Helleſpont aus dem ſchwarzen in das mittelländiſche M., daß das letzte tiefer liegen müſſe als jene beiden. Stärkere Ausdünſtungen, geringerer Zufluß vom Lande aus mögen indeß theilweiſe den niedrigen Waſſerſtand des einen Meeres vor dem andern erklären. Eine zweite Erſcheinung iſt die allmälige Verminderung der Geſammtmaſſe des Meerwaſſers, welche man aus dem an mehreren Orten beobachteten allmäligen Zurücktritt des Meeres von früher von ihm bedeckten Landſtrecken folgert. So ſoll nach einer alten Volksſage das Meer ſich in uralten Zeiten bis an die Stadt Kulm erſtreckt und noch vor 200 Jahren Danzig ſo nahe am Meere gelegen haben, daß es öftern Ueberſchwemmungen ausgeſetzt war. Dasſelbe beobachtete man bei der Nordſee und an andern Küſtengegenden. Andere Thatſachen, wie das Vorrücken des Meeres an einigen Küſten, ſcheinen eher für eine Zunahme des Waſſers zu ſprechen; die Mitte wäre alſo das ſich Gleichbleiben der ganzen Maſſe, da gewöhnlich das Zurücktreten des Meeres dem Vorrücken desſelben in andern Küſtengegenden entſpricht.

Was die Farbe des Meerwaſſers anlangt, ſo zeigt es in geringerer Menge, z. B. in einem Glaſe betrachtet, in der Regel keine Farbe, während es in großen Maſſen ein ganz eigenes Blaugrün (Meergrün) annimmt und wogegen der weiße Schaum der Meereswellen ſehr angenehm abſticht. Doch zeigt ſich dieſe, dem M. eigenthümliche Farbe nicht überall und der Widerſchein der Luft, der Wolken, die Brechung der Sonnenſtrahlen, die Beſchaffenheit des Bodens und andere theilweiſe noch unbekannte Urſachen laſſen es bald dunkel- bald hellblau, oder ſchwarz, nicht ſelten blut- oder purpurroth erſcheinen. Die chemiſchen Beſtandtheile des Meerwaſſers ſind: Süßwaſſer, kohlenſaures Gas, ſalzſaure Bittererde, ſchwefelſaurer Kalk, kohlenſaure Kalk- und Bittererde, ſchwefelſaure Bittererde, ſalzſaures Natron. Der Geſchmack des Meerwaſſers iſt ganz eigen ſalzig und bitter, erregt Ekel und Brechen und leiſtet nur als Arzneimittel zuweilen, z. B. gegen die Seekrankheit, Dienſte. Die alten Griechen und Römer ſollen es unter den Wein gegoſſen haben, um dieſen vor Verderben zu ſchützen. An den Polen und am Aequator iſt ſein Salzgehalt am ſtärkſten; dort bleiben durch Gefrieren des Waſſers die Salztheile im flüſſigen Waſſer zurück und hier, wo die Ausdünſtung am ſtärkſten iſt, verfliegt das ſüße Waſſer und das Salz bleibt ebenfalls zurück. Ueberhaupt iſt der Salzgehalt der einzelnen Meere auch, je nachdem ſie mehr oder weniger Süßwaſſerzufluß vom Lande erhalten, verſchieden. Was den Urſprung dieſer Salztheile anlangt, ſo rühren ſie nach der Meinung der ältern Naturforſcher von aufgelöſten, auf dem Meeresgrunde liegenden Steinſalzſchichten oder zahlreichen Salzquellen her; nach Andern hat es Gott gleich ſalzig erſchaffen und dieſe Meinung erſpart wenigſtens alle Mühe des weitern Nachforſchens. Das Meerſalz (auch Boi- oder Baiſalz genannt)

Digitized by Google

bildet in Küstenländern einen wichtigen Handelsartikel und wird theils durch natürliches, theils durch künstliches Abdunsten des Meerwassers gewonnen. Der Salzgehalt des M.'s ist nicht überall gleich; im Durchschnitt 3,5 pCt. Einen für Seestaaten wichtigen Gegenstand haben von jeher die Versuche des Trinkbarmachens des Seewassers gebildet. Die vortheilhafteste Art und Weise dafür war bis jetzt die Destillation oder das Abziehen, sie läßt alle frühern Versuche ähnlicher Art, wie das Durchseihen durch Filtrirsandstein u. A. m. weit hinter sich; Poissonier erfand 1765 eine brauchbare Vorrichtung zum Destilliren, welche in einem Tage 4200 Kannen lieferte, indeß war dieselbe noch nicht durchgehends anwendbar, weil bei längern Reisen das Schiff eine große Quantität Brennstoff zum Heizen der Maschinen mit sich führen mußte; Dr. Lind und Dr. Irving halfen diesem Uebelstande dadurch in vieler Hinsicht ab, daß sie das Verfahren des Siedens mit der Küche in Verbindung brachten. Obwohl die so erhaltene Wassermenge für größere Schiffe noch nicht hinreichend war, so erhielt Irving vom Parlament dennoch eine Belohnung von 4000 Pfd. Sterling. Eine verbesserte Methode hat Wurzer angegeben. Otto von Kotzebue sah bei einem französischen Seefahrer Freycinet, welcher sich 1818 am Vorgebirge der guten Hoffnung befand, eine Destillirmaschine (20 Fuß lang und 10 Fuß breit und hoch), die bei einem geringen Bedarf von Steinkohlen doch täglich so viel Trinkwasser lieferte, als 130 Mann in 3 Tagen brauchen. — Daß nicht das Salz des Meeres, wie man sonst glaubte, sondern Ebbe und Fluth und die Bewegung durch Stürme und Winde dazu dienen, das Meerwasser vor Fäulniß zu bewahren, hat die Erfahrung bestätigt. So blieb z. B. auf Sumatra nach einer hohen Fluth einst das Meerwasser 14 Tage auf dem Lande und gerieth zuletzt so in Fäulniß, daß die ganze holländische Besatzung des dortigen Kastells starb. Boyle u. A. führen ähnliche Beispiele an. Dem Salzgehalte verdankt indeß das Meerwasser seine Schwere und deshalb die Fähigkeit verhältnißmäßig weit größere Lasten tragen zu können, als das Süßwasser. Die Wärmegrade des Meeres sind so verschieden, als die Wärmegrade des Landes und der Atmosphäre und zum Gefrieren des Meerwassers ist eine Kälte von 1,8° R. erforderlich. Die Temperatur nimmt mit der Tiefe ab. An den Polen liegt ewiges Eis auf der Meeresfläche und die malerischen, wahrhaft feenartigen Gebilde der Eisberge und Eisinseln in jenen Gegenden entschädigen den kühnen Seefahrer für tausend überstandene Gefahren.

Die Bewegung des Meeres hat verschiedene Ursachen, einmal den Wind, dann die Umdrehung der Erde und die Anziehungskraft des Mondes und der Sonne. Durch den Wind entsteht die wellenförmige Meeresbewegung, durch die Arendrehung die Strömungen, und durch die anziehenden Kräfte des Mondes und der Sonne die Ebbe und Fluth (s. d.). Die wichtigste Strömung des Meeres ist die von Osten nach Westen, die sogenannte Aequatorialströmung oder der Oststrom. Sie findet ununterbrochen in den Aequatorialgegenden statt und zeigt sich am deutlichsten und regelmäßigsten auf dem offenen Meere, im atlantischen und großeu Weltmeere. Sie entsteht durch den entgegengesetzten Umschwung der Erde von W. nach O. Das Wasser als flüssiger Körper weniger schwer, als die feste Erdkugel, wird beim Umdrehen der Letztern nothwendig ein wenig zurückbleiben, oder dem Anscheine nach von O. nach W. zu laufen scheinen Ebenso haben der Mond durch seinen scheinbaren Umlauf um die Erde binnen 25 Stunden vermöge seiner Anziehungskraft und die allgemeinen Ostwinde der heißen Zone Einfluß auf die Bewegung des Meeres nach Westen. Die Strömungen sind zum Theil so bedeutend, daß ihre Geschwindigkeit 10, 20, 30 bis 50 und im Golfstrome unterm 26. und 27. Breitengrade 80 Seemeilen auf den Tag beträgt. Die Breite und Länge dieser Strömungen ist sehr verschieden. Erstere beträgt z. B. bei den westlichen Inseln der Azoren eine Breite von 160 Meilen und die Länge des Golfstroms schätzt Humboldt auf 3800 Meilen und glaubt, daß er, um seinen Kreislauf zurückzulegen, 2 Jahre und 10 Monate brauche. Außer den Hauptströmungen in der Nähe des Aequator giebt es noch unzählige besondere, deren Ursachen zum Theil noch unbekannt, wahrscheinlich aber großentheils ebenso wie die Strudel durch Beschaffenheit des Meeresgrundes und der Küsten verursacht werden. So giebt es an vielen Stellen des Meeres

gitized by Google

Doppelströmungen d. h. solche, welche übereinander, einer an der Oberfläche, der andere in der Tiefe, nach entgegengesetzten Richtungen laufen. Noch ist eine der schönsten und merkwürdigsten Erscheinungen des Meeres übrig, das Leuchten desselben. Man ist über diesen vielfach erforschten Gegenstand noch nicht ins Klare. Gewöhnlich unterscheidet man drei Arten des Leuchtens. Die erste, die man in allen Meeresgegenden beobachtet, besteht darin, daß, wenn ein Schiff bei Nacht mit starkem Winde segelt, das sogenannte Kielwasser, oder die Spur, welche das Schiff im Wasser hinter sich zurück läßt, einen hellen Glanz von sich giebt, der sich indeß oft nur den nächsten Wellen mittheilt. Besonders ist der Nordwind diesem Leuchten günstig, Südwinde und feuchte Witterung sind ihm entgegen und die Fischer halten es für Vorbedeutung zu einem glücklichen Fischfang. Eine zweite Art dieses Leuchtens zeigt sich nur in wärmeren Himmelsstrichen, erfolgt bei Windstille und kleinem Wellenschlage. Die ganze Oberfläche des Meeres scheint alsdann in Brand zu stehen und in der Nähe der Schiffe und anderer bewegter Körper wird dieser Glanz noch erhöht. Füllt man eine Tonne mit solchem leuchtenden Wasser, so fängt es an dunkel zu werden, in dem Maße als das Schwanken aufhört, aber bei jeder starken Erschütterung leuchtet es von neuem. Die dritte Art erstreckt sich nicht blos auf die Oberfläche des Meeres, so weit das Auge reicht, soudern auch in die Tiefe, so daß man zur Nachtzeit innerhalb des Wassers andere Gegenstände erblicken kann, welche zugleich selbst leuchten. Schöpft man von solchem leuchtenden Wasser in ein Gefäß, so sieht man, daß der Glanz von unzähligen unter sich nicht zusammenhängenden leuchtenden Pünktchen herrührt, welche durch das Mikroskop als kleine Thierchen erscheinen. Diese letzte Art ist besonders zur Nachtzeit ein höchst prächtiges Schauspiel. Die See scheint dann gleichsam überall in Feuer zu stehen, jede Welle hat einen leuchtenden Saum, überall, wo das Schiff die See berührt, zeigen sich Streifen von phosphorischem Licht.

Meer, Jan van der, ein berühmter niederländischer Maler, geb. 1650 zu Utrecht, lieferte namentlich vortreffliche Landschaften und Genrestücke. Er starb im Jahre 1606.

Meerbusen heißt ein Arm des Meeres, welcher sich eine Strecke in das Land hinein erstreckt, so daß ihn umgebend die Küste eine Einbiegung macht. Kleine M. heißen Baien und Buchten.

Meereicheln, s. Balanen.

Meerenge, Sund, Kanal, Straße nennt man einen schmalen zwei Länder (oder Inseln) scheidenden und zwei Meere verbindenden Meeresstrich.

Meeresstrudel entstehen, wenn das bewegte Meer oder ein Seestrom an einer Felsenküste gebrochen oder abgelenkt wird, indem das Wasser eine kreiselnde Bewegung annimmt und in Folge der mit der Ebbe und Fluth abwechselnden Seeströmung gleichfalls abwechselnd in entgegengesetzter Richtung fließt. Am bedeutendsten ist der Mahlstrom an der norwegischen Küste, am bekanntesten dem Alterthum Scylla und Charybdis bei Sicilien, jetzt wenig bedeutend.

Meergeusen, s. Geusen.

Meergötter waren bei den Griechen und Römern die Götter, welche alle Erscheinungen in und auf dem Meere leiteten. Sie bildeten den zweiten Götterstaat. Oben an steht Poseidon (Neptun), Vater des Triton, der die Tritonen erzeugte; ihm zunächst folgen: Okeanos, der Beherrscher des äußern Meeres, der Vater der Flüsse und des heiligen Göttergeschlechts der 3000 Okeaniden oder Nymphen (s. d.) und der Beherrscher des innern Meeres, Pontos; von diesem stammen die 50 weissagenden Nereïden (s. d.), aus welchen Neptun sich die Amphitrite zur Gemahlin nahm. Nachkommen dieser beiden Beherrscher, des Okeanos und Pontos, sind die Meerdämonen Proteus, Glaukos, Leukothea u. v. A. Sirenen, die Stromgötter u. v. A. Bildung und Attribute der M. sind nach ihren mannichfaltigen Functionen verschieden.

Meerkatzen sind eine besondere Abtheilung schlaffschwänziger Affen und haben wahrscheinlich ihren Volksnamen daher erhalten, daß man diese Thiere nur über das Meer

Digitized by Google

aus Afrika brachte. Es giebt sehr viele Arten; die gemeinste ist der in allen Menagerien anzutreffende Macaco, dessen eigentliches Vaterland man sonderbar genug nicht kennt. Eine andere seit den ältesten Zeiten bekannte Art ist der von den Capverdischen Inseln stammende sogenannte grüne Affe oder Callitricha, von 2 F. Höhe, grünlichgelber Färbung, mit schwarzem Gesicht und gelbem Backenbart.

Meermann, Gerhard, Rathspensionär der Stadt Rotterdam, stammte aus einem alten und vornehmen Geschlechte und war 1722 zu Leyden geboren. Er bildete sich auf Reisen, erhielt 1748 die obengenannte Stelle und ward vom Kaiser in den Reichsfreiherrnstand erhoben. Er wandte sein ganzes Leben und seine Schätze einzig für Wahrheit und Wissenschaft an und starb viel zu früh 1771, der gelehrten Welt u. A. durch die Herausgabe eines „Thesaurus juris civilis et canonici" und der „Origines typographicae" ein rühmliches Andenken hinterlassend. — Johann, Herr von Dalen und Buren, Sohn des Vorigen, geb. im Haag den 1. Nov. 1753, erhielt daselbst und in Rotterdam seine erste Bildung und übersetzte in seinem 10. Jahre Molière's „Mariage forcé", welche er ohne seines Vaters Wissen dem Druck übergab. Er studirte in Leipzig, Göttingen und Leyden, wurde dort 1774 Dr. der Rechte und bereiste dann mit wenigen Unterbrechungen bis 1800 die vornehmsten Länder Europas. Seine großen Wanderungen beschrieb er in einem Werke von 11 Bänden. Nach seiner Rückkehr nahm er thätigen Antheil an den Verhandlungen mehrerer Gelehrtengesellschaften, die ihn als Mitglied aufgenommen hatten; sowie er eine große Anzahl Schriften, besonders historischen und staatsrechtlichen Inhalts, sehr verschiedener Art herausgab, die seine ausgebreiteten Kenntnisse, seinen Eifer für Tugend und Religiosität beweisen. Unter König Ludwig Bonaparte von Holland wurde er Director der schönen Künste und des öffentlichen Unterrichts, ward dann von Napoleon als französischer Senator nach Paris berufen, wo er drei Jahre dieses Amt verwaltete und kehrte nach der Restauration in sein Vaterland zurück, wo er den 19. Aug. 1816, allgemein geachtet, starb. Als Director der Künste und Wissenschaften machte er sich verdient bei Bearbeitung der „Jahrbücher der Wissenschaften und Künste im Königreich Holland" (1806—7). Auch beschenkte er sein Vaterland mit einer Uebersetzung von Klostock's Messiade (Gravenhaag 1803—15, 4 Bde., 4.). Seine Wittwe, eine geschätzte Dichterin, hat sein Leben beschrieben. Er besaß eine auserlesene Bibliothek, die 1824 im Haag verauctionirt wurde und 171,000 holländische Gulden eintrug.

Meernesseln, s. Aktinien und Akalephen.

Meerrettig (Cochlearia armoracia) ist eine im wärmern Europa und in Deutschland einheimische Pflanze, deren große, starke, ästige, kriechende Wurzel sich durch ein flüchtig scharfes Princip eigenthümlicher Natur auszeichnet, das auch im Samen des Senfs, in den Blättern und Stengeln der Brunnen- und Gartenkresse, des Löffelkrauts und in der Wurzel des Rettigs vorhanden ist. Diese Schärfe verhindert und heilt die unter dem Namen Scorbut (s. d.) bekannte Krankheit, und findet sich im M. und Senfsamen so concentrirt, daß man beide medicinisch gleich den Senfteigen benutzt, denen sie, frisch geriben, im Herbste und Winter sogar vorzuziehen ist, weil sie die Haut weit schneller als diese röthet. Es giebt vom M. viele Arten.

Meerschaum, der Name dieser Erdart rührt aus einer früheren Zeit her, wo man sie für den verhärteten Schaum des Meeres hielt, bewogen durch die Weichheit und Leichtigkeit, sowie durch den Umstand, daß es in der Nähe des Meeres gefunden wird. Erst in neuerer Zeit hat man sie genauer kennen gelernt und für eine Gattung von Talkerde erkannt, die die Chemiker unter der Rubrik der kieselsauren Magnesia mit aufführen. Am meisten kommt sie in Griechenland in der Gegend des sonstigen Theben, sowie in Kleinasien vor, wo sie gegraben und zu der Verfertigung der weltbekannten Pfeifenköpfe benutzt wird; sonst findet man sie auch noch in Spanien und in Frankreich am Montmartre u. s. w. Niebuhr hat das Vorkommen derselben in Kleinasien in der Gegend von Coni (des alten Ikonium) gesehen und beschrieben; nach ihm bricht man sie in einer grauschieferigen, 6 Schuh mächtigen Kalkkluft in nicht gar starken Adern. Frisch gegraben ist sie weiß und zähe, von

Digitized by Google

Wachsconsistenz, nimmt aber bald an der Luft den Grad von Härte an, der zur Bearbeitung der Pfeifenköpfe erforderlich ist. Will man Figuren und Zierrathen en haut relief an ihnen haben, so formt man sie sogleich aus frischer Erde, die man zu diesem Behufe in Formen drückt und dann die Löcher hineinbohrt, man läßt sie nun entweder an der Luft trocknen, oder bringt sie zu diesem Endzweck in einen ausgewärmten Backofen, doch springen die auf diese Weise getrockneten Köpfe sehr oft schon beim ersten Anrauchen, sie werden dann eine Stunde lang in Milch gesotten und mit Schachtelhalm oder Kannenkraut abgerieben und polirt. Die nach Constantinopel und in andere türkische Provinzen versendeten werden zuvor noch verschiedenartig gefärbt; doch zieht man ihnen in der Türkei die aus rother Siegelerde bereiteten bei weitem vor. Nach Europa (besonders nach Deutschland) werden sie ungefärbt versendet. Der Handel mit ihnen ist vorzüglich in den Händen von griechischen Kaufleuten; zu Lande erhalten wir sie über Wien und Prag, wo sich große Niederlagen derselben befinden; zur See aber über Triest, wo sie unmittelbar aus der Türkei in grob geflochtenen Körben anlangen. Auch wird der M. in großen Stücken versendet und in verschiedenen Städten Deutschlands erst nach den durch die Mode oft abgeänderten Formen zu Pfeifenköpfen gedreht. Der M. wird oft täuschend nachgeahmt, wozu eine Masse aus Gyps und gestoßenen Eierschalen benutzt wird. Christoph Dreiß zu Suhl hat den beim Drehen der Pfeifenköpfe gewonnenen Abgang wiederum zur Fertigung von neuen benutzt, doch haben sie die Güte und Dauerhaftigkeit der echten bei weitem nicht. Man siedet bei uns die frischen sowohl, als die schon braun gerauchten und fleckig gewordenen Köpfe in Oel oder Wachs wieder auf und sie erhalten nach diesem Aufsieden die Namen von Oel- oder Wachsköpfen. Um einen echten Meerschaumkopf von einem unechten zu unterscheiden, streicht man ihn mit einer Silbermünze, der echte nimmt keinen Bleistift ähnlichen Strich an, wie der unechte.

Meerschwein, s. Delphin.

Meerschweinchen (cavia), ein kleines Nagethier von gelber, schwarzer und weißer Färbung, stammt ursprünglich aus Südamerika, hat sich aber in Europa sehr heimisch gemacht und wird hier und da wegen seines hübschen Aussehens als Hausthier gepflegt.

Meerzwiebel oder Squille (Scilla maritima), eine an den Küsten des Mittelmeeres häufig wachsende Pflanze, hat eine sehr große, eiförmige Zwiebelwurzel, welche aus breiten fleischigen Schuppen gebildet, außen mit dünnen, dunkelbraunen Häuten bedeckt ist und oft mehrere Pfund schwer wird. Die bei gelinder Wärme getrockneten Zwiebelschuppen werden medicinisch bei Stockungen im Unterleibe, Wassersucht u. s. w. angewendet.

Megalopolis (d. h. große Stadt) lag im alten Arkadien (s. d.), wurde nach der Schlacht bei Leuktra auf Epaminondas Betrieb gegründet, in den macedonischen Kriegen von den Spartanern zerstört, theilweise wieder aufgebaut, sank seitdem immer mehr und war der Geburtsort des Philopömen und Polybius. M. hatte das größte Theater Griechenlands. Eine genaue Beschreibung der Gegend und der alten Ueberreste der Stadt, die sich bei dem heutigen Orte Sinanu befinden, ist in der „Expédition scientifique de Morée" (Bd. 1, Par. 1831) enthalten.

Megapenthes, der Sohn des Prötos und Vater des Anaxagoras und der Iphianeira, war Herrscher von Tiryns, welches er später an Perseus gegen Argos vertauschte. Er tödtete den Perseus, um des Vaters Tod zu rächen. — Megapenthes, der Sohn des Menelaos und der Sclavin Pieris oder Teridas, vertrieb nach einer rhodischen Sage mit seinem Bruder Nikostratos die Helena nach des Menelaos Tode aus Sparta nach Rhodos.

Megara, die Tochter des Königs Kreon von Theben, war die Gemahlin des Herakles, mit dem sie den Therimachos, Deikoon, Kreontiades und Deion zeugte, die dieser in seiner Raserei umbrachte. Nach Einigen traf die M. dasselbe Schicksal; nach Andern aber verheirathete sie Herakles an den Iolaos.

Megara, die Hauptstadt von Megaris (s. d.), gegenwärtig der Sitz eines Bi-

Digitized by Google

schofs, auf dem Isthmus gelegen, war im Alterthum berühmt durch den sogenannten Muschelmarmor und eine Art von weißem Thon, aus dem man Gefäße verfertigte. Die Stadt war stark befestigt und während des persischen und peloponnesischen Kriegs groß und mächtig, sank aber später in Folge der unerhörten Sittenlosigkeit und Verderbtheit seiner Bewohner ganz herab, so daß zur Zeit der türkischen Herrschaft seine Stätte nur noch ein elendes Dorf einnahm, welches im letzten Freiheitskampfe vollends zerstört wurde, bis man in neuester Zeit das Ganze wieder in eine neue Stadt umzuschaffen begonnen hat. Nach ihr sind die Megarische Schule (s. d.) und deren Anhänger die Megariker benannt.

Megäre, eine der Furien, s. Eumeniden.

Megareus, der Sohn des Hippomenes oder des Poseidon und der Oenope und Bruder der Abrote, der Gemahlin des Nisos, zog mit einem böotischen Heere dem Nisos, Könige von Megara, als dieses von Minos II. belagert wurde, zu Hülfe, fiel aber im Kampfe und wurde in Megara (s. d.), das von ihm den Namen erhielt, begraben.

Megaris (a. Geogr.), der kleinste Staat Griechenlands, zwischen Attika, dem saronischen Meerbusen und dem korinthischen Isthmus. Die Hauptstadt war Megara. Das Land, dessen Einwohner Jonier und Aeolier waren, gehörte ursprünglich zu Attika; beim Abzug der Dorer von Attika wurde Megara gegründet, welches späterhin seine Unabhängigkeit gegen Athen wie gegen Korinth aufrecht zu halten hatte. Dennoch hob sich M. durch Handel. Durch die Kriege der Perser sank der Wohlstand von M. und nun versuchte Athen von neuem das Gebiet desselben zu unterjochen, welches besonders durch den peloponnesischen Krieg furchtbar litt, aber auch den Triumph hatte, Athen gedemüthigt zu sehen. Später theilte M. das Schicksal Griechenlands. Die Verfassung war aristokratisch, wurde aber bisweilen durch mächtige demokratische Parteien, von den Athenern unterhalten, beunruhigt. Die Megarenser standen schon frühzeitig in dem Rufe der Falschheit und Verstellung, daher Megarensische Thränen von den Alten sprüchwörtlich für erheuchelte gebraucht wurden. Vergl. Reinganum „Das alte Megaris" (Berl. 1825, mit 2 Karten).

Megarische Schule heißt eine der Philosophenschulen, welche von den Freunden des Sokrates gestiftet wurden. Da die Weisheit des Sokrates eine durchaus negative, nur formale Richtung hatte, so findet man unter seinen Schülern Lehrmeinungen von der verschiedensten und einseitigsten Art. Die Megariker, welche ihren Namen von Megara, der Vaterstadt ihres Meisters und Stifters Euklides hatten, hielten sich an die Disputirmethode des Sokrates und bildeten dieselbe mit großem Scharfsinn weiter aus. Sowie nun aber Sokrates selbst vermittelst seiner Methode Verwirrung und Widerspruch in die Gemüther unbefangener Menschen zu bringen wußte, so benutzten auch die Megariker, und zwar in noch höherem Grade, ihre Forschungen zu Aufstellung von Sätzen, welche jedes inhaltvolle Denken fast unmöglich erscheinen ließen. Solche spitzfindige Sätze sind uns nun vorzugsweise von ihnen aufbewahrt worden und das hat sie in den Ruf gebracht, als wären sie nur eben auf Spitzfindigkeiten der Art ausgegangen. Wenn aber der Umstand wahr ist, daß Euklides (s. d.) den Sokrates mit Lebensgefahr besucht hat, so könnte man schon hieraus schließen, daß ein ernsteres Interesse, als das an Spitzfindigkeiten, ihn beseelt habe. Die bekanntesten unter den Megarikern waren Euklides, Eubulides von Milet, Diodoros, Stilpo von Megara, Phädon von Elis und Menedemus aus Eretria. Die letzteren beiden nennt man zuweilen auch als Stifter eigener Schulen, der Eleischen und der Eretrischen. Doch unterscheiden sich diese beiden Schulen keineswegs wesentlich von der Megarischen. Vergl. Spalding „Vindiciae philosophorum megaricorum" (Berl. 1793); Ritter „Ueber die Philosophie der Megarischen Schule" im „Rheinischen Museum für Philologie ꝛc." (Jahrg. 2, Heft 3) und Deyks „De Megaricorum doctrina" (Brem. 1827).

Megaspileon, das größte Kloster im Königreich Griechenland, in der Provinz Achaja, liegt im Gebirge oberhalb Vostitza romantisch hoch an einer Felswand, in die es zum Theil gehauen und ist berühmt durch seine Höhlengänge und durch ein wunderthätiges Marienbild, das dem Evangelisten Lucas zugeschrieben wird und zahlreiche Pilgrime dahin-

Digitized by Google

zieht. Das Kloster, das an der Stelle eines Orakels des Herkules stehen soll, wurde im 5. Jahrh. gegründet und hatte ehedem gegen 200 Mönche, die einen ansehnlichen Handel mit Reliquien treiben.

Megerle, Ulrich, s. Abraham a Santa-Clara.

Mehemed Ali, Vicekönig von Aegypten, geb. 1769 zu Kavala, einer kleinen Stadt in Macedonien, verlor zeitig seinen Vater, der Aga der Straßenwächter war, und wurde dann vom türkischen Befehlshaber von Kavala, dem der Knabe seiner geistigen und körperlichen Gewandtheit wegen gefiel, in sein Haus aufgenommen. Die Erziehung, die er hier erhielt, war elend genug, denn erst später als Pascha lernte er lesen und schreiben. Auch ein in Kavala ansässiger französischer Handelsmann Namens Lion nahm sich seiner vielfach an und legte so den Grund zu M.'s Vorliebe für die Franzosen. Schon in seinem 14. Lebensjahre gab M. einen auffallenden Beweis seiner Geschicklichkeit und Energie, indem er einen in Kavala ausgebrochenen Aufstand durch sein entschiedenes Eingreifen stillte. Zur Belohnung dafür wurde er im Militärdienste angestellt und 1787 verhalf ihm sein türkischer Beschützer zu einer vortheilhaften Heirath. Eine Zeit lang widmete er sich nun ausschließend Handelsspeculationen in Tabak, bis die französische Expedition nach Aegypten dieser Beschäftigung ein Ende machte. M. ward zugleich im Jahre 1800 an der Spitze des Truppencontingents seiner Vaterstadt dahin gesendet. Die glänzenden Beweise von Tapferkeit, die er auf diesem neuen Schauplatze seiner Thätigkeit bei Gelegenheit des Gefechts von Rahmanieh entwickelte, verhalfen ihm zu einer Befehlshaberstelle; stufenweis stieg er nun immer höher bis zum Befehlshaber des Albanesencorps in Aegypten. In dem Streite, der sich nach der Vertreibung der Franzosen aus Aegypten zwischen den Mamlucken und den türkischen Herrschern erhob, nahm er mit seinen Albanesen eine eigne ziemlich zweideutige Stellung ein, da er sich bald mit den Mamlucken verband, bald sie bekämpfte, begründete immer mehr seinen militärischen Ruf, legte aber auch den Grund zu der tödtlichen Feindschaft zwischen ihm und Khosrew Pascha, dem damaligen Pascha von Aegypten, indem er ihn entsetzen half. Durch seine Klugheit, Mäßigung und Mannszucht bei den durch Türken und Mamlucken gleich hart bedrängten Eingeborenen, insbesondere bei den Einwohnern von Kairo, die in ihm einen Erretter von der Tyrannei der Mamlucken sahen, machte er sich indeß so beliebt, daß diese ihn 1804 zum Pascha ausrufen ließen. M. hatte es zunächst nur auf die Gründung einer eigenen Partei abgesehen und nahm daher diesen Titel nicht an, sondern ließ ihn dem neuernannten Pascha Khurschid; als aber die Erpressungen desselben das ganze Land aufbrachten, erklärte er sich offen gegen ihn und brachte es mit Hülfe des franz. Consuls Drovetti dahin, daß er von der Pforte 1806 als Pascha von Aegypten bestätigt und zum Pascha von drei Roßschweifen ernannt wurde. Vor Allem hatte er es nun ebenfalls mit dem Mamlucken zu thun, die ihre alten Ansprüche auf die Herrschaft des Landes nicht aufgeben wollten und von den Engländern unterstützt wurden. Letztere hatten sich 1807 Alexandria's bemächtigt, allein M. schlug sie mehrmals, zwang sie, sich wieder einzuschiffen und nöthigte einen Mamluckenbei nach dem andern, theils mit gütlichen, theils mit gewaltsamen Mitteln zur Unterwerfung. Kaum hatte er diesen Feind bezwungen, als in den Reihen seiner eigenen Leute der Aufruhr losbrach. Die Albanesen und Dehlis (kurdische Reiter) griffen M.'s eigenen Palast an und plünderten ihn; nur durch Geldaustheilung vermochte er den Aufruhr zu stillen. Da die damals herrschende Unordnung in den Finanzen Aegyptens, die es unmöglich machte, den Sold der Truppen ordentlich zu entrichten, die Ursache zu diesen Aufständen war, so suchte M. nun seine Finanzen auf einen bessern Fuß zu bringen. Er that dies durch Vertreibung einer Menge Grundbesitzer aus ihrem Eigenthum und Einziehung der liegenden Gründe aller frommen Stiftungen und begann damit das von ihm später immer mehr ausgebildete Erpressungssystem. (S. Aegypten.) Die scheinbare Unterwerfung der Mamlucken dauerte indeß nicht lange, bald fingen sie ihr altes Treiben wieder an, das zwischen ihnen und M. einen Kampf herbeiführte, der nach echt orientalischer Weise, theils durch offene Gewaltthaten, theils durch Ränke aller Art und gegenseitigen Verrath geführt wurde und endlich ein blutiges Ende nahm. Als nämlich

Digitized by Google

M. sah, daß er auf die zeitherige Weise mit den Mamlucken nicht fertig werden könne, beschloß er sie auf eine andere Weise zu vernichten. Zu dem Ende lud er alle in Kairo befindliche Mamluckenbeis zu einem großen Feste zu Ehren seines Sohnes Tussun auf der Citadelle ein und ließ sie, nachdem sie bewirthet worden, beim Fortgehen in einem Gange durch seine Albanesen niederschießen, die Gefangenen aber auf der Stelle enthaupten. Gegen 470 Mamlucken, darunter die angesehensten Beis, kamen bei dieser Gelegenheit um; ihre Häuser wurden geplündert, ihre Weiber geschändet; ebenso wurde in andern ägyptischen Orten gegen die Mamlucken verfahren und man berechnet, daß über 1000 ermordet wurden. Der noch übrige Rest derselben warf sich nach Oberägypten, wurde aber 1812 auch hier von den Truppen M.'s geschlagen und vertrieben. Sie flüchteten nach Nubien, allein die Expedition, welche M. 1820 dahin sendete, zerstreute sie vollends. Erst jetzt nach der Vernichtung der Mamlucken konnte M. zur ungehinderten Ausführung seiner Pläne schreiten. Mit starker Hand ergriff er die Zügel und nach vielen Jahrhunderten wilder Unordnung erfreute sich Aegypten endlich einmal einer geordneten Regierung und innerer Ruhe. Doch bald schien die wachsende Macht M.'s der osmanischen Pforte gefährlich; um sie zu brechen, trug sie ihm die Bekämpfung der immer mehr in Arabien um sich greifenden Wahabiten (s. d.) auf. Der erste Versuch unter Tussun Pascha, M.'s zweitem Sohne, im Jahre 1811, mißlang; desto glücklicher war M.'s ältester Sohn, Ibrahim Pascha (s. d.), der die Wahabiten in den Jahren 1816—18 mit Glück bekämpfte und ihre Macht brach. So dehnte M. seine Herrschaft auch über einen großen Theil Arabiens aus, gleichwie er durch die Expedition gegen die Mamlucken nach Nubien dieses ganze Land und selbst Kordofan sich unterwarf und dadurch den Handel mit schwarzen Sclaven in seine Gewalt bekam, den er von nun auf die empörendste Art betrieb, indem er zur Erlangung der Schwarzen förmliche Jagden anstellte. Diese Expedition, die von 1820—22 dauerte, ist berüchtigt durch die furchtbaren Gräuel, welche sich die Truppen M.'s in Folge der Ermordung ihres Anführers Ismael Pascha, des jüngsten Sohnes M.'s, durch einen eingeborenen Fürsten des Sennaar, an den Einwohnern dieses Landes erlaubten. Durch diese Kriege waren aber die albanesischen Soldtruppen, die bisherigen Werkzeuge zu M.'s Erhebung, zusammengeschmolzen; es galt jetzt, da sie sich durch ihre Unbotmäßigkeit immer untauglicher zu M.'s Zwecken zeigten, sie durch einheimische Truppen zu ersetzen. So begann denn M. die Bildung einer eigenen ägyptischen Kriegsmacht. Rekruten wurden aus den Fellahs ausgehoben und nach europäischer Art eingeübt und organisirt; auch das Seewesen wurde auf europäische Art eingerichtet, Festungen, Werfte, Zeughäuser wurden erbaut und Werkstätten zur Verfertigung aller Arten von Kriegsbedarf und Maschienen errichtet. Um das Geld zur Durchführung dieser Unternehmungen zu gewinnen, bedurfte es aller der Maßregeln zur Hebung der materiellen Cultur des Landes, sowie zur Policirung und Organisirung desselben, die ihn als Regenerator des Landes erscheinen lassen, doch nur dem Scheine nach, da sie alle ihm nur Mittel zur Befriedigung seiner Herrschaft waren, wie der gräuliche Despotismus, das schrecklichste Aussaugungssystem und die entsetzlichste Menschenschinderei beweisen, die parallel mit jenen Verbesserungen gingen und das Land mehr herunterbrachten, als jene je es zu heben vermochten. Dazu wurden jene Verbesserungen auf die äußerlichste und oberflächlichste Art betrieben und M.'s Eitelkeit und Unwissenheit bewirkte, daß eine Menge Abenteurer und Projectenmacher sich um ihn sammelten, die das Land ausbeuteten und durch verkehrte Unternehmungen ruinirten. Franzosen, insbesondere Offiziere, waren die treuen Helfer und Lehrer M.'s in allen diesen Bestrebungen, ein Umstand, der mit seiner frühern Vorliebe für diese Nation, viel dazu beitrug, ihn hinsichtlich seiner Politik immer enger mit Frankreich zu verbinden und sich auf dieses zu stützen.

Die erste große Unternehmung, die M. mit seiner neugebildeten Land- und Seemacht begann, war der Zug nach Griechenland (s. d.), mit dessen Unterwerfung ihn Sultan Mahmud beauftragte. Die Zerstörung der ägyptischen Flotte bei Navarin trieb ihn zu verdoppelten Anstrengungen, den Verlust zu ersetzen und damit zu vermehrten Erpressungen. Das Heer, von dessen Unfähigkeit, europäischen Truppen gegenüber, er sich überzeugt hatte,

Digitized by Google

wurde neu organisirt und eine ansehnliche Flotte in kurzer Zeit mit unsäglichem Aufwand wieder hergestellt. Der Zweck dieser eiligen Rüstungen war die Eroberung Syriens. Schon lange hatte M. auf dieses Bollwerk Aegyptens sein Auge geworfen; deshalb verlangte er für seinen Sohn Ibrahim Pascha das Paschalik von Damascus. Als er dieses nicht erhielt, suchte er einen Vorwand, mit Gewalt seine Pläne durchzuführen und fand ihn bald in den Händeln mit dem Pascha von St. Jean d'Acre. So vollendete er denn vom Ende Oct. 1831 an im Laufe eines Jahres durch seinen Sohn Ibrahim Pascha die Eroberung Syriens, trotz der gegen diesen und ihn ausgesprochenen Amtsentsetzung und Aechtung. Nach dem Siege bei Konieh in Kleinasien am 20. Dec. 1832 hätte er der Herrschaft des Sultans ein Ende machen können, wenn nicht die Landung der Russen im Bosporus dem Vordringen Ibrahim's ein Ende gemacht hätte. (S. Osmanisches Reich.) Unter diesen Umständen konnte M. dem Andrängen der europäischen Großmächte nicht widerstehen und willigte in den Frieden, der unter der Vermittelung der Letztern am 4. Mai 1833 in Konieh zu Stande kam und durch welchen M. unter Aufhebung der Aechtungsfermans in seinen zeitherigen Besitzungen bestätigt wurde und dazu die Statthalterschaft von ganz Syrien und den Bezirk von Adana als Pachtung für seinen Sohn Ibrahim erhielt, nachdem er schon früher nach dem griechischen Zuge das Paschalik von Kreta erhalten hatte. Doch M. war hiermit nicht befriedigt, denn was er vor Allem erstrebte, Unabhängigkeit und Erblichkeit seiner Dynastie, hatte er nicht erreicht; ebenso war die Erbitterung des Sultans Mahmud's II. durch die widerfahrene Demüthigung und den Verlust zweier Provinzen nicht verlöscht, sondern nur um so mehr entflammt worden. Der Friede war nur ein zeitweiliger Waffenstillstand, den beide Theile dazu benutzten, sich von neuem zu rüsten, um, wenn die passende Gelegenheit gekommen, den Kampf wieder zu beginnen. Unterdeß hatte M. viel mit der Beruhigung des unbotmäßigen Syriens zu thun, ebenso mit dem Aufstand der Städte des Hedschas in Arabien, welche unterworfen wurden. Als er seine Herrschaft bis über die arabische Provinz Jemen ausdehnte, machte er dadurch die Engländer immer argwöhnischer gegen sich. Andere Umstände kamen hinzu, um die Lage der Dinge noch mehr zu verwickeln. So bezahlte M. seinen jährlichen Tribut von 16. Mill. türkischen Piastern an die Pforte nur höchst unordentlich; auch leistete er ihren Befehlen, besonders in Betreff der vielen Reclamationen der durch seine Monopole beeinträchtigten Seemächte trotz aller scheinbaren äußern Ehrfurcht gegen den Sultan unter allerhand Ausflüchten keine Folge und widersetzte sich vorzüglich der Ausführung des am 3. Juli 1838 von der Pforte mit Oesterreich und England abgeschlossenen Handelsvertrags. Da brach endlich Sultan Mahmud los und erklärte im Jahre 1839, kurz vor seinem Tode, M. den Krieg, der so unglücklich mit der Schlacht von Nisib am 24. Juni endigte. Der Verrath des Kapudan Pascha, der mit der türkischen Flotte am 5. Juli zu M. überging, schien den Triumph M.'s vollenden zu wollen, der jetzt nichts weniger als die erbliche Herrschaft über Aegypten sammt seinen Dependenzien, über Syrien mit Adana und über Kreta, sowie die Absetzung seines alten Todfeindes Khosrew Pascha, den der junge Sultan Abdulmedschid zu seinem Großvezier erwählt hatte, verlangte. Noch glaubte M.'s einziger Verbündeter, Frankreich, den Streit in Güte vermitteln zu können und suchte deshalb, nachdem er schon nach der Schlacht von Nisib ein weiteres Vorrücken Ibrahim Pascha's gehindert hatte, ihn von seinen hohen Forderungen abzubringen. Allein alle diese Anstrengungen waren vergebens, denn bereits war der Vertrag vom 15. Juli 1840 zwischen Oesterreich, Preußen, England und Rußland zu London abgeschlossen worden. Die Ereignisse des Jahres 1840 in Syrien waren die Folge desselben. Als M. sich endlich sogar in Alexandria mit einer Blockade durch die englisch-österreichische Flotte bedroht sah, schloß er am 27. Nov. 1840 den provisorischen Vertrag mit dem englischen Commodore Napier ab, in welchem er sich anheischig machte, Syrien zu räumen und die osmanische Flotte wieder herauszugeben, wenn man ihm Aegypten lassen wollte. Hierauf erfolgte am 12. Jan. 1841 der großherrliche Hattischerif, durch welchen er, als Vasall der Pforte, mit der erblichen Statthalterschaft über Aegypten beliehen wurde. Da der Hattischerif jedoch eine Menge Beschränkungen für M. enthielt, so kam unter Vermittlung der

vier Mächte der Investitur-Ferman vom 1. Juni 1841 zu Stande, durch den M. in dem Besitz Aegyptens und Nubiens, der erblich auf seine männliche Nachkommenschaft übergehen sollte, bestätigt, zugleich aber auch verpflichtet wurde, als Vasall der Pforte einen jährlichen Tribut zu bezahlen, sich den allgemeinen Gesetzen des osmanischen Reichs zu unterwerfen, ohne Erlaubniß des Sultans seine Streitkräfte nicht zu vermehren und alle obern Offiziere, vom Obersten an, durch diesen bestätigen zu lassen. Später wurde M. noch zum Sadrazan oder Ehrengroßvezier der Pforte ernannt.

So hatte denn M. als Ergebniß der ehrgeizigen Bestrebungen seines ganzen Lebens und all der unermeßlichen dafür verschwendeten Mittel nichts als die unsichere Erblichkeit seiner Dynastie errungen; Adana, Syrien und Kreta waren verloren, ebenso waren die mit unendlichem Aufwand an Geld und Menschen erkauften Eroberungen in Arabien während dieses Kampfes mit der Pforte fast sämmtlich wieder darauf gegangen; von einem Heer von 130,000 M. war nicht die Hälfte übrig und die Flotte, aus 11 Linienschiffen, 7 Fregatten, 5 Corvetten und mehrern kleinern Schiffen bestehend, mußte er abtakeln und im Hafen von Alexandria ungenutzt verfaulen lassen, denn der Schatz war leer und das Land zu ausgesaugt und durch die unmenschliche Rekrutirung zu sehr entvölkert, als daß es eine so ungeheure Kriegsmacht hätte erhalten können. M. erklärte nun künftig nur mit den innern Angelegenheiten des Landes sich beschäftigen und der Verbesserung desselben leben zu wollen, was er auch so ziemlich gehalten hat. In der letzten Zeit ist, was sehr zu beklagen, mit dem Abnehmen der geistigen Kräfte M.'s ein Zustand desselben eingetreten, der häufig zwischen launenhafter Aufregung und apathischer Erschlaffung schwankt und, nahe an zeitweiligen Wahnsinn grenzend, zu den thörichtsten Beschlüssen führt, wie im Juli 1844, wo er auf einmal über die Folgen seines zeitherigen despotischen Systems, welches das Land an den Abgrund des Verderbens geführt, erschreckt, mit seiner ganzen Umgebung und Familie, denen er die Verheimlichung dieses Zustandes schuld gab, zerfiel und deshalb abdanken und nach Mekka reisen wollte, ein Beschluß, den er jedoch bald wieder aufgab, um in der alten Weise fortzuregieren. Nach und nach verschlimmerte sich sein Zustand so sehr, daß er zu Zeiten völliger Bewußtlosigkeit glich. Sein Sohn Ibrahim Pascha übernahm daher im Anfange des Jahres 1848 die Leitung der öffentlichen Geschäfte Anfangs im Namen seines Vaters, der in Kairo fort vegetirte. Als Ibrahim im Nov. des J. 1848 starb, erhielt Abbas Pascha die förmliche Belehnung des Paschaliks Aegypten durch die Pforte.

Mehl wird die durchs Zermahlen aller Getreidearten erhaltene pulvrige Substanz genannt, nachdem sie von der Kleie (den Hülsen) geschieden ist. Es muß weiß, trocken und geruchlos sein. Die nähern Bestandtheile des M.'s sind bei den verschiedenen Arten verschieden. Im Allgemeinen besteht es aus Kleber, Stärkemehl, Zucker und Gummi, das Stärkemehl ist immer der Hauptbestandtheil, die übrigen sind bald in größerer oder geringerer Menge darin enthalten. Die bei uns gebräuchlichsten Sorten M. sind das vom Weizen zu feinem weißen Backwerk, vom Rocken und Gerste zu Brod. Das M. des Spelzweizen wird zu feinem Backwerk und zu Suppen benutzt, das vom Mais zu Nudeln. Mehrere Seestädte treiben einen großen Mehlhandel, hauptsächlich führt Nordamerika sehr viel und auch schönes Mehl aus, welches auf ihren so zweckmäßig eingerichteten Mühlen gemahlen wird.

Mehlthau heißt der Anfangs klebrige, später weiße, pulverige Anflug, der sich an den Blättern und Stengeln sowohl angepflanzter, als auch wilder Gewächse im Hochsommer, doch in allen Jahren nicht gleich stark, einfindet und diese Pflanzentheile zum Verwelken bringt. Gewöhnlich gilt er für Thau- oder giftigen Niederschlag aus der Atmosphäre, doch in der That besteht er aus mikroskop. Pilzen, die parasitisch auf dem Blatte leben und je nach ihrer Entwickelungsstufe einen mehr schleimigen oder trocknen Ueberzug darstellen. Andere erklären diese Blattpilze nur für krankhafte Gebilde, Pusteln oder Schorfe einer Hautkrankheit der Pflanzen. Nicht zu verwechseln ist damit der Honigthau (s. d.).

Méhul, Etienne Henri, geboren 1763 zu Givet, versah schon im 10. Jahre den Organistendienst im Franciskanerkloster Valledieu und empfing zu gleicher Zeit von einem Deutschen, Hauser, Unterricht im Contrapunkt. Nachdem er im 16. Jahre nach Paris

Digitized by Google

gekommen war, machte er durch einen Zufall die Bekanntschaft des Ritters Gluck, der sich seiner fernern Ausbildung leitend annahm, doch blieb seinem Selbststudium deren größerer Theil überlassen. Im Jahre 1790 führte er seine erste Oper „Horatius Cocles" dem Publikum vor, darauf „Euphrosine und Corradin", eine komische Oper, die einen entscheidenden Erfolg hatte. Bald sah er seinen Ruhm gesichert und seine Werke auch im Auslande mit Beifall aufgenommen. Er nahm innigen Antheil an der französischen Revolution und erregte Begeisterung durch seine Volksgesänge! „Chant du départ" — de victoire — de retour" Im Jahre 1795 wurde er Professor der Musik am Nationalinstitut, hierauf Inspector und Professor am Conservatorium der Musik und Mitglied der Ehrenlegion. Er starb 1817. Von seinen Werken sind noch zu erwähnen, die Opern „Une folie" (Je toller, je besser), „Les aveugles de Tolède", „Joseph"; unter den Instrumentalsachen hat sich noch die „Jagdouvertüre" erhalten (zu „Le jeune Henri"). M.'s Compositionen sind mit Talent, Wahrheit und geschickter Hand gefertigt, aber sie sind wie Bilder, die, wenn sie sich zur Historienmalerei erheben wollen, im Genre-Fach zurücksinken und als Genrebilder doch der leichtern genialen ungesuchten Züge ermangeln. Verstand und Besonnenheit waren bei ihm vorherrschend und erzeugten ernste, monotone Prosa nnd Effecthascherei. Sein „Joseph" hat sich bis jetzt auf der Bühne erhalten. Im J. 1835 wurde ihm in seiner Vaterstadt ein Denkmal errichtet.

Meibom, Heinrich, geb. am 4. Dec. 1555 zu Lemgo, gest. 1625 als Prof. der Poesie und Geschichte zu Helmstädt, beschäftigte sich besonders mit vaterländischer Geschichte und verfaßte mehrere lat. Gedichte. Kaiser Rudolph ernannte ihn zum gekrönten Poeten. — Sein Sohn, Johann Heinrich M., ein gelehrter Arzt, geb. am 27. Aug. 1590 in Helmstädt, gest. als Leibarzt des Erzbischofs zu Bremen in Lübeck am 16. Mai 1655, gab außer mehreren med. Schriften eine „Vita Maecenatis" (Leyd. 1653, 4.) heraus. Berühmter als er, wurde des eben genannten Sohn Heinrich, geb. in Lübeck 1638; er lebte in Helmstädt als Prof. der Medicin, Geschichte und Dichtkunst. Sein Hauptfach war Anatomie, welche Wissenschaft er durch mehrere Entdeckungen, unter andern durch die der von ihm benannten Meibom'schen Drüsen bereicherte. Von ihm „Rerum Germanicarum scriptores" (3 Bde., Fol., 1688). Er starb 1700. — Ein Verwandter des Genannten, Marcus M., geb. 1630 in Tönningen, beschäftigte sich vorzüglich mit Forschungen über die Musik der Alten. Unter Anderm verfaßte er eine lateinische Uebersetzung der alten Schriftsteller über die Musik. Er lebte theils in Schweden, theils in Dänemark und Holland unter den verschiedensten Verhältnissen. Kurze Zeit hielt er sich am Hofe der Königin Christine von Schweden auf, wurde aber bei Aufführung einer griechischen Musik ausgelacht und gab dem Leibarzt der Königin Bourdelot eine Ohrfeige. Darauf war er königlicher Rath und Professor am Gymnasium zu Sorör, dann Präsident des Zollamts zu Helsingör, zuletzt Professor der Geschichte zu Amsterdam. Auch diese Stellung verließ er, bereiste Frankreich und England und kehrte endlich nach Amsterdam zurück. Seine Heftigkeit und seine wunderbaren Einbildungen verleideten ihm jede Umgebung. Er starb in Amsterdam 1711.

Meier, Moritz Hermann Eduard, Professor der Philologie zu Halle, wurde am 1. Jan. 1796 in Glogau geboren und nach dem frühzeitigen Tode seines Vaters von seiner Mutter sorgfältig erzogen. Als er 1813 das Studium der Philologie auf der Universität Berlin beginnen wollte, brach der Krieg gegen Frankreich aus und M. schloß sich ihm als Freiwilliger an, konnte aber diesen Entschluß wegen seiner schwachen Brust nicht ausführen und begann in Breslau seine Studien. Im Jahre 1814 kam er nach Berlin und neigte sich hier besonders Böckh zu, dessen Grundsätze auch die seinigen wurden. Er trat mit Eduard Gerhard, Ottfr. Müller, Wernicke, mit Buttmann, Schleiermacher und Savigny in nähere Verbindung, erwarb sich 1818 die philosophische Doctorwürde und kam im Febr. 1820 als Privatdocent nach Halle, wo er sich durch seine „Historia juris attici de bonis damnatorum et fiscalium debitorum" (Berl. 1819) und seine Vorlesungen einen ehrenvollen Platz unter den Kennern des griechischen Alterthums und besonders des attischen Rechts erwarb. Noch in demselben Jahre 1820 ward er als außerordentlicher Professor

Digitized by Google

der Philologie nach Greifswald versetzt, kam aber im Jahre 1825 als ordentlicher Professor der Philologie wieder nach Halle. Seine gründlichen Vorlesungen umfassen namentlich die griechischen Dramatiker und Redner, sowie den Pindar, den Plautus und die gerichtlichen Reden des Cicero, nebst den griechischen und römischen Alterthümern. Er leitete in Gemeinschaft mit seinem gelehrten Collegen Bernhardy (s. d.) die Uebungen des philologischen Seminars mit großer Gewissenhaftigkeit. Seit dem Ableben des Professor Schütz hat er auch das Amt eines Programmatarius, dem die Freunde des griechischen Alterthums eine Reihe schätzbarer Abhandlungen, z. B. über die Frösche des Aristophanes, über Theophrast, über Aeneas den Taktiker und besonders über die Reden des Andocides verdanken. Seit dem Jahre 1824 ist er Mitredacteur der „Allgemeinen Literaturzeitung" und unter seiner und Professor Kämtz Leitung erscheint die dritte Serie der Erich- und Gruber'schen Encyklopädie.

Meierotto, Joh. Heinr. Ludw., ein vielseitig gebildeter Schulmann und Pädagog in der letzten Hälfte des 18. Jahrhunderts, geb. am 22. Aug. 1742 zu Stargard, studirte zu Frankfurt an der Oder und wurde 1771 zum Professor an dem Joachimsthalschen Gymnasium, darauf zum Ephorus desselben und Oberschulrath ernannt und starb am 24. Sept. 1800. Ein großes Verdienst erwarb er sich namentlich dadurch, daß er neben den sprachlichen auch den sachlichen Kenntnissen im höhern Unterrichtswesen eine würdige Stelle anwies und durch das lebendige Wort ebenso sehr wie durch seine Schriften den tödtenden Mechanismus in der Schule zu bekämpfen suchte. Von seinen Schriften erwähnen wir außer vielen in einem eleganten Latein geschriebenen Programme besonders seine „Lateinische Grammatik in Beispielen aus den classischen Schriftstellern" (2 Bde., Berl. 1785); die treffliche Schrift „Ueber Sitten und Lebensart der Römer" (2 Bde., Berl. 1776; 3. Aufl., von Buttmann vermehrt, 1814); ferner die „Abschnitte aus deutschen und verdeutschten Schriftstellern zu einer Anleitung der Wohlredenheit" (Berl. 1794) und „Ciceronis vita ex ipsius scriptis excerpta" (Berl. 1783). Ueber die Erdrevolutionen stellte er geistreiche Vermuthungen auf in den „Gedanken über die Entstehung der baltischen Länder" (Berl. 1790); auch sein in mehrere neuere Sprachen übersetztes „Exempelbuch für Seefahrer und Strandbewohner" (Berl. 1790) fand vielen Beifall. Vgl. Brunn „Versuche einer Lebensbeschreibung von M." (Berl. 1802).

Meil, Johann Wilhelm, geb. zu Altenburg 1733, ein geschickter Kupferstecher und Zeichner (starb 1805 als Vicedirector der Akademie der Künste zu Berlin). Er studirte Anfangs, wurde aber 1752 in Berlin durch den Anblick der dortigen Kunstsammlungen der Kunst zugewendet. Er schuf sich eine eigne Manier zu radiren und machte sich durch Correctheit der Erfindung und durch ungewöhnliche Sauberkeit der Ausführung in sehr kleinem Maßstabe bald berühmt. Er hat über 500 Vignetten erfunden. Zu den besten seiner Arbeiten gehören die zu Engels Mimik und die zu der neuesten Ausgabe des Sebaldus Nothanker von Nikolai. Er zeichnete sich besonders durch gelehrte Kenntniß vorzeitlicher Kostüme aus, und hat durch dieselbe namentlich das Berliner Theater mehrfach unterstützt.

Meile, geographisches Längenmaß, zuerst von den Römern zu 1000 geometrische Schritt, den Schritt zu 5 Fuß angenommen, (mille) milliare genannt, woraus unsere M. entstanden. Die neuern Völker haben ein weit größeres Meilenmaß angenommen. Die bekannteste und allgemeinste ist die sogenannte geographische oder deutsche Meile, welche den 15. Theil eines Grades im Aequator oder 22842½ Par. Fuß beträgt und worin man die Entfernungen der Himmelskörper und ihre Größen zu bestimmen pflegt. Die sonstigen bekanntesten M. sind: bayrische kleine 24212½, große 39425½; kurbraunschweigische 32569½; englische 4956½, englische Seemeile 5710; französische (lieue) 13704½, franz. Seemeile 17130½; holländische 18032; österreichische 45803½; italienische 5710; portugiesische 19034; preußische 23113; russische Werst 3285; sächsische gemeine 20908; sächsische Polizeimeile 27877 Par. Fuß.

Digitized by Google

Meiler ursprünglich jeder Haufen oder Hügel, jetzt der Haufe geschichteten Holzes, aus dem die Köhler die Kohlen brennen.

Meinau, eine zum badischen Seekreise gehörige liebliche Insel im Ueberlingersee, einem nordwestlichen Arme des Bodensees, mit einem Schlosse, das früher dem deutschen Orden gehörte, hängt durch eine 650 F. lange Brücke mit dem Festlande zusammen, hat $^3/_4$ Stunden im Umfange und ist mit Weinbergen, Feldern, Baumpflanzungen und Gärten bedeckt.

Meinberg, ein Badeort in dem Fürstenthum Lippe-Detmold. Die 6 Mineralquellen gehören theils zu den kohlensäurehaltigen Eisenwassern, theils zu den kochsalzhaltigen Schwefelwassern, theils zu den Kochsalzquellen, haben sämmtlich nur geringe Temperatur und werden sowohl zum Getränk als zum Baden benutzt, vorzüglich von solchen Kranken, welche die stärkern Eisenquellen nicht vertragen oder eine mehr auflösende Methode fordern. Auch sind hier ganz vorzügliche Anstalten zu Mineralschlamm-, Dampf-, Gas- und verschiedenen andern Bädern. Vergl. Gellhaus „Ueber die Mineralquellen zu Meinberg" (Lemgo 1820).

Meineid ist die eidliche Bekräftigung einer als unwahr erkannten Aussage, oder ein eidliches Versprechen, welches man nicht zu halten gedenkt und ist wohl zu unterscheiden vom Eidbruch, dem Nichthalten eines eidlichen Versprechens. Doch pflegt man das Wort „meineidig" allerdings in einem allgemeinern Sinne zu gebrauchen, in welchem es den Begriff „eidbrüchig" mit umfaßt. Der Eid, und besonders der gerichtliche, ist ein um so unentbehrlicheres Mittel, Gerechtigkeit und Vertrauen im menschlichen Verkehr herzustellen, je unvollkommner und unausgebildeter das Bewußtsein über Recht und Unrecht ist und je beschränkter mithin die Möglichkeit ist, auf dem Wege der Untersuchung Recht und Unrecht auszumitteln. Daher ist auch der Meineid unter Völkern und in Zeiten, da die Gerichtspflege noch in ihrer Kindheit war, als sehr wichtig behandelt worden. Nach dem mosaischen Gesetze z. B. ist er eines von den wenigen Verbrechen, welche durch kein Opfer gesühnt werden konnten; auch wurde der gerichtliche M. mit dem Tode bestraft. Dasselbe geschah zuweilen in Griechenland, wo überdies der Meineidige als den Furien verfallen, Gegenstand des allgemeinen Abscheus, ja des Entsetzens war. Im Mittelalter fand etwas ähnliches statt. In der neuern Zeit hat der Eid seine Wichtigkeit verloren, und die öffentliche Meinung betrachtet daher den M. gelinder, als manche andere Verbrechen. Man hat demzufolge die ältern, strengen Bestimmungen zwar nicht aufgehoben, aber für die meisten Fälle dadurch außer Kraft gesetzt, daß man den Begriff M. beschränkt hat. Man betrachtet nämlich nur den M., in Folge dessen ein eines Criminalverbrechens Angeklagter unschuldig verurtheilt wird, als wahren M. und überläßt die Bestrafung jeder andern Art von M. richterlichem Ermessen oder anderweitigen Bestimmungen.

Meineke, Johann Albert Friedrich August, Director des joachimsthalschen Gymnasiums zu Berlin, Sohn des durch mehrere Ausgaben alter Classiker bekannten Directors des Gymnasiums in Quedlinburg, August Christian M., ward 1791 zu Soest in Westfalen, geboren, erhielt seine Schulbildung in Schulpforta und bezog dann die Universität Leipzig, wo besonders Hermann's Vorlesungen und Gespräche auf ihn einwirkten. Im Verein mit seinem Freunde Reisig gab er 1812 den „Oeconomicus" des Xenophon heraus, welche Arbeit durch die darin enthaltenen schonungslosen Urtheile gegen ältere Kritiker, namentlich gegen J. A. Schneider, den jungen Kritikern manchen scharfen Tadel zuzog. M. folgte bald darauf einem Rufe an das damals bestehende Conradinum zu Jenkau, wurde Professor der lateinischen und griechischen Literatur am Athenäum zu Danzig und gab dieser Anstalt, als er 1821 an ihre Spitze trat, eine neue Organisation und neues Leben. Dies zog die Aufmerksamkeit des Ministeriums auf ihn und er wurde 1826 als Director des joachimsthalschen Gymnasiums nach Berlin gerufen. Seit 1831 ist M. Mitglied der königlichen Akademie der Wissenschaften und seit 1837 Ritter des rothen Adlerordens vierter Classe. M.'s Schriften sind: „Commentationum miscellanearum fasciculus primus" (Danzig 1822), „De Euphorionis Chalcidensis vita et scriptis" (Danzig 1823) und eines seiner

Digitized by Google

Hauptwerke: „Menandri et Philemonis reliquiae" (Berl. 1823). Seine „Quaestiones scenicae" (Berl. 1826—30) wurden erweitert und vielfach umgearbeitet in seine Schrift „Fragmenta comicorum graecorum" (Berl. 1839) aufgenommen. Auch erschien von ihm eine Ausgabe des Theokrit, Bion und Moschus (Berl. 1836) und eine kritische Bearbeitung des Horaz (Berl. 1834).

Meiners, Christoph, geb. den 31. Juli 1747 zu Otterndorf im Lande Hadeln; Professor der Philosophie zu Göttingen, gest. den 1. Mai 1810, beschäftigte sich vorzugsweise mit Geschichte der Wissenschaften. Sein Hauptwerk ist: „Geschichte des Ursprungs, Fortgangs und Verfalls der Wissenschaften in Griechenland und Rom" (Lemgo 1781, 2 Bde.). Außerdem hat er mehrere bändereiche, aber dem wissenschaftlichen Werthe nach ziemlich unbedeutende Schriften verfaßt. Nichtsdestoweniger hat er um seine Zeit mannichfache Verdienste. Er war einer der ersten, welche darauf aufmerksam machten, daß die Geschichte noch einen andern Inhalt habe, als Namen und Zahlen. Auch erfreute er sich einer seiner Wirksamkeit angemessenen Berühmtheit. Das französische Nationalinstitut ernannte ihn zum Mitgliede und italienische Akademien beriefen sich auf seine Autorität. An Tiefe der Anschauungsweise, an einer eigenthümlichen philosophischen Ansicht fehlte es ihm freilich, aber gerade hierdurch wurde er für die Mehrzahl seiner Zeitgenossen desto brauchbarer. Er gehörte zu der großen Menge von Gelehrten, welche, ohne sich dessen ausdrücklich bewußt zu sein, die Ansichten der Leibnitz-Wolfischen Schule popularisirten und dadurch der Menge zugänglich machten. Von seinen Schriften mögen noch erwähnt werden: „Grundriß der Geschichte aller Religionen" (Lemgo 1797); „Allgemeine kritische Geschichte der Religion" (2 Bde., Han. 1806—7); „Allgemeine kritische Geschichte der ältern und neuern Ethik" (2 Thle., Han. 1800—1); „Geschichte ꝛc. der hohen Schulen" (4 Bde., Gött. 1802—5); „Untersuchungen über die Verschiedenheit der Menschennatur in Asien und den Südländern" (2 Thle., Tüb. 1813) u. v. A.

Meiningen, die Haupt- und Residenzstadt des Herzogthums Sachsen-Meiningen-Hildburghausen (s. d.) und der Sitz der Landescollegien, liegt im sogenannten Unterlande, in einem Thale an der Werra, ist freundlich gebaut und hat 6000 Einw. In dem Schlosse, das von Herzog Bernhard 1681 angelegt und seiner Gemahlin zu Ehren Elisabethenburg genannt wurde, befinden sich die Bibliothek mit 24,000 Bänden, verschiedene Kunstsammlungen und in einem besondern Locale das den Regierungen von Preußen, Sachsen-Weimar und Sachsen-Meiningen gemeinschaftliche hennebergische Gesammtarchiv. Der englische Garten des Herzogs ist einer der schönsten in Deutschland. Die Hofhaltung bildet den Hauptnahrungszweig der Bewohner, die sich aber auch mit Tuch-, Barchent- und Leinwandweberei beschäftigen. Die Stadt hat ein Gymnasium (Bernhardinum), ein Schullehrerseminar, eine Industrieschule und ein neues Theater. Vgl. „M. und seine Umgebungen" (Mein. 1842).

Meinung ist diejenige Form des Bewußtseins, vermöge deren wir die Dinge nicht erkennen, wie sie an sich sind, sondern wie sie für den einzelnen Beobachter sind. Jeder Einzelne nämlich steht zu den Dingen, mit welchen er in Berührung kommt, in einer bestimmten Beziehung, vermöge deren irgend eine Eigenthümlichkeit jener Dinge ihm vorzugsweise und in einem bestimmten Lichte erscheint. Der durch solche Beziehungen hervorgebrachte Schein hat allerdings zum Theil seinen Grund in dem betrachteten Dinge, aber nicht allein in demselben, sondern auch in der Art, wie der Betrachtende, insofern er ebenfalls ein Gegenständliches, ein Ding ist, sich gegen jenes verhält. In der auf diese Weise entstandenen M. wird daher immer einige Wahrheit, aber auch einiger Irrthum enthalten sein und zwar giebt es natürlich unendliche Abstufungen zwischen absoluter Wahrheit und Irrthum und darum nicht schlechthin wahre oder unwahre Meinungen, wie man gewöhnlich annimmt, sondern bessere und schlechtere, mehr oder minder wahre in unendlicher Mannichfaltigkeit.— Die Aufgabe der Wissenschaft ist es nun, die M. zur Wahrheit zu erheben, von jenen besondern Beziehungen zu abstrahiren, die Dinge an sich, ihre allgemeine Natur zu erkennen; und Aufgabe der Bildung für den Einzelnen ist, sich aus dem Gebiete der M. in das der

Digitized by Google

Wissenschaft zu begeben. Die Meinung, insofern sie dem Einzelnen die vernünftige Betrachtung eines Dinges erschwert, heißt Vorurtheil. — Als ganz verwerflich müssen indeß Ansichten betrachtet werden, nach denen Meinen und Erkennen zusammenfallen, nach denen die Dinge gar keine allgemeine Natur haben, oder diese, was dasselbe für uns ist, nicht von uns erkannt werden kann. Es war dies die Ansicht der griechischen Sophisten, welche dieselbe vorzugsweise in dem Ausspruche: „der Mensch ist das Maß der Dinge", zusammenfaßten. Und doch ist diese Ansicht in neuern Zeiten wieder gäng und gäbe geworden. (S. Wissenschaft.) Ueber die M. erhebt sich der Mensch indeß nicht allein in der Wissenschaft sondern auch in der lebendigen Gewißheit des Glaubens, den die Religion giebt. Ueber den Unterschied zwischen Glauben und Wissen s. Wissenschaft. — Meinung, öffentliche, s. öffentliche Meinung.

Meiosis oder Miosis (griechisch), eigentlich Verminderung, heißt eine mit der Litotes (s. d.) verwandte rhetorische Figur, nach welcher man sich in der Rede eines scheinbar verringernden Ausdrucks bedient, um den Gegenstand, von dem die Rede ist, dadurch hervorzuheben.

Meißen, im Königreich Sachsen, ehemals der Sitz der Markgrafen, Burggrafen und Bischöfe von M. und noch gegenwärtig eines Domcapitels, liegt in herrlicher Gegend zwischen dem Flüßchen Meiße, von dem es den Namen hat und dem Triebischbache, auf und zwischen Hügeln, am linken Ufer der Elbe, über die hier eine Brücke führt und hat gegen 8,100 Einw. Das berühmteste Bauwerk ist die Domkirche, ein Meisterstück altdeutscher Baukunst, mit einem merkwürdigen, dem sogenannten höckerigen Thurme, der in eine 60 F. hohe Spitzsäule von durchbrochener Arbeit ausläuft, reich an herrlichen Verzierungen und Denkmalen aus sehr früher Zeit. Ihr erster Erbauer soll Kaiser Otto I. gewesen sein. Zu Anfange des 13. Jahrhunderts brannte sie gänzlich ab. Bischof Wittigo I., 1266—93, begann sie vom Grunde aus neu zu bauen; doch kam er damit nur bis zum Haupteingange der Südseite. Wittigo II., 1312—42, setzte den Bau bis auf die beiden westlichen Thürme fort, die zu Anfange des 14. Jahrhunderts vollendet wurden, aber schon 1413, vom Blitze entzündet, abbrannten und seitdem nicht wieder hergestellt, wohl aber, um die Gewölbe zu schützen, durch den sogenannten Schafstall ersetzt wurden, der erst in neuester Zeit einer gefälligen Plattform gewichen ist. Den westlichen Haupteingang des Doms verdeckt die Fürstenkapelle, die der Kurfürst Friedrich der Streitbare 1425 als Erbbegräbniß seines Stammes erbaute und die unter Anderm das eherne Grabmal ihres Stifters enthält. Vgl. Ursinus „Geschichte der Domkirche zu M. und ihrer Grabmäler" (Dresd. 1782, 4.); Ebert „Der Dom zu M.", herausgegeben von Klemm (Meiß. 1835) und Schwechten „Der Dom zu M. bildlich dargestellt" (Berl. 1826, Fol., mit 22 Abbild.). Das an die Domkirche grenzende Schloß war in frühester Zeit zugleich markgräfliche, burggräfliche und bischöfliche Residenz, wurde seit 1471 durch den Kurfürsten Ernst und den Herzog Albert ganz neu gebaut, unter Kurfürst Johann Georg II. um die Mitte des 17. Jahrhunderts restaurirt und Albrechtsburg genannt und 1710 der Porzellanmanufactur eingeräumt. Vgl. Puttrich „Das Schloß und der Dom zu M." (Lpz. 1845, Fol., mit Abbild.). Nächstdem sind zu erwähnen die Stadt- und Marienkirche, die schon zu Anfange des 13. Jahrhunderts erwähnt wird und die Kirche des ehemaligen St. Afraklosters aus dem Anfange des 14. Jahrhunderts. Vgl. Ursinus „Ursprung der Kirche und des Klosters St. Afra in M." (Lpz. 1780) und Oertel „Das Münster der Augustiner Chorherrn zu St. Afra in M." (Lpz. 1843). Das Domcapitel, im Besitz bedeutender Grundstücke in der Stadt und zahlreicher Dörfer, besteht aus acht Capitularen, nämlich einem Dompropst, Domdechant, Senior, Cantor, Custos und drei Domherrn, worunter die beiden ersten Professoren der Theologie an der Universität zu Leipzig. Wiederholt schon hat man an die Aufhebung desselben und eine zeitgemäßere Verwendung der Fonds gedacht; doch bis jetzt ist nichts von dem ausgeführt worden. Vgl. Stieglitz „Das Recht des Hochstifts M. auf ungehindertes Fortbestehen u. s. w." (Lpz. 1834). Die Fürstenschule zu St. Afra wurde durch den Kurfürsten Moritz gestiftet, auf Grund der 1205 bei dem gleichnamigen Kloster gegründeten

Digitized by Google

Sing- und Kloſterſchule, die 1543 aufgehoben worden war. Sie liegt auf einem bedeutenden Hügel, der durch ſeine im 13. Jahrhundert erbaute kühne Brücke mit dem Schloßberge in Verbindung ſteht. Den Unterricht beſorgen 7 Profeſſoren und andere Lehrer und die Zahl der Alumnen iſt 120; außerdem finden gegen beſonderes Honorar auch Extraner und Penſionärs Aufnahme. Ihr erſter Rector war Georg Fabricius (ſ. d.). Nächſtdem hat M. eine Stadtſchule, die urſprünglich eine Franciskanerſchule, 1540 in eine Stadtſchule und 1800 in eine Bürgerſchule verwandelt wurde. Die Porzellanfabrik auf der Albrechtsburg wurde als die erſte in Europa (ſ. Porzellan) von Böttger (ſ. d.) 1710 begründet und beſchäftigt gegenwärtig mehr als 500 Arbeiter. Außerdem beſchäftigen ſich die Bewohner der Stadt mit anſehnlichem Wein- und Obſtbau, Bierbrauerei, Zuckerſiederei und Schifffahrt. Schon 1799 wurde daſelbſt eine Weinbaugeſellſchaft gegründet. Viel verlor die Stadt durch die Anlegung der Leipzig-Dresdener Eiſenbahn, die $^1/_2$ Stunde nordöſtlich an der Stadt vorüberführt, da ſie ehemals eine Hauptſtation der Dresden-Leipziger Chauſſee war. In der Nähe von M. ſind zu nennen eine 1835 errichtete Eiſengießerei, eine Sicherheitszünderfabrik und das Buſchbad, ein Vergnügungsort, mit einer Kaltwaſſerheilanſtalt. Vgl. Lindau „Beſchreibung der Stadt M." (Meiß. 1817).

M. iſt eine der älteſten Städte Sachſens. Sie wurde von König Heinrich I. 928 als Schutzwehr ſeiner deutſchen Anſiedelungen in hieſiger Gegend gegen die unterjochten Slawen angelegt; doch von den alten Befeſtigungen ſind nur noch wenige Spuren vorhanden. Seit ihrer Begründung war ſie nicht nur der Sitz der Markgrafen von M., bis dieſe im 13. Jahrhundert ihre Reſidenz in Dresden nahmen, ſondern auch der Burggrafen und Biſchöfe bis zur Zeit der Reformation und hatte daher bei den Fehden der Markgrafen und Biſchöfe Manches zu leiden. Durch die Huſiten erlitt ſie große Bedrängniß. Die Reformation wurde, abgeſehen von dem Domcapitel, 1539 eingeführt. Vgl. Rüling „Geſchichte der Reformation zu M." (Meiß. 1839). Wie ſchon 1547, ſo wurde die Stadt auch im dreißigjährigen Kriege 1632 von den Kaiſerlichen genommen, 1637 aber von den Schweden, die ſie nicht nur ausplünderten, ſondern auch zum Theil niederbrannten. Im Jahre 1745 fiel ſie den Preußen in die Hände und am 13. März 1813 ließ der franzöſiſche General Davouſt, um die Communication zu unterbrechen, die daſige Elbbrücke abbrennen. Vgl. Reinhard „Die Stadt M., ihre Geſchichte, Merkwürdigkeiten u. ſ. w." (Meiß. 1829).

Das Markgrafthum M. wurde 928 vom Könige Heinrich I. begründet und es gehörten dazu, außer der Stadt M., namentlich die Städte Lommatzſch, Roſſen, Leisnig, Mügeln, Colditz, Dresden, Bautzen und Kamenz. Der Markgraf hatte die Grenzen der neuerworbenen Eroberungen zu ſchützen gegen die ſlawiſchen Nachbarn. Als der erſte Markgraf wird Ridag um 983 genannt; ihm folgte 985 ſein Neffe, Eckard I. Des Letztern Nachfolger gehörten verſchiedenen berühmten Dynaſtengeſchlechtern an, bis nach Egbert's II. Ermordung im Jahre 1090 die Markgrafſchaft an das Haus Wettin kam, in welchem ſie ſeit 1127 mit Konrad dem Großen (ſ. d.) erblich wurde. (S. Sachſen.) Vgl. Ritter „Aelteſte Meiß. Geſchichte" herausgegeben von Schröckh (Lpz. 1780). Das Bisthum M. wurde von Kaiſer Otto I. im Jahre 965 gegründet und wie die gleichzeitig geſtifteten Bisthümer zu Merſeburg und Zeitz, in geiſtlichen Dingen dem Erzbisthum Magdeburg unterworfen. Der erſte Biſchof war des Kaiſers Hofkapellan Burkhard. Sein Nachfolger Volkold brachte bereits die Stadt Wurzen und andere Orte an das Stift und mehr und mehr ſich erweiternd reichte nachmals der biſchöfliche Sprengel bis an die böhmiſche Grenze und in die Nähe von Berlin. Der berühmteſte unter den Biſchöfen war Benno (ſ. d.). Nach Einführung der Reformation in der Stadt nahm in Folge Vertrags 1559 auch das Stift die proteſtantiſche Kirchenverfaſſung an; der Biſchof aber wählte Wurzen (ſ. d.) zu ſeiner Reſidenz. Endlich trat 1587 der Biſchof Johann von Haugwitz ſelbſt zur proteſtantiſchen Kirche über und legte ſein biſchöfliches Amt nieder, worauf zunächſt ein Vertrag zwiſchen dem Kurfürſten von Sachſen und dem Domcapitel dahin zu Stande kam, daß der Adminiſtrator desſelben ſtets aus dem Kurhauſe Sachſen gewählt werden ſolle. Kurfürſt

Digitized by Google

Johann Georg II. erlangte 1663 durch einen anderweitigen Vertrag für das Kurhaus Sachsen das Recht fortwährender Administration des Domcapitels, das nun völlig dem kursächsischen Lande einverleibt wurde. Vgl. Calles „Series misnens. episcoporum" (Regensb. 1752, 4.). Das Burggrafenthum M. gehört zu den wenigen Burggrafenthümern, deren Inhaber von der niedern Stufe eines Befehlshabers der kaiserlichen Truppen sich zu höherer Macht, Ansehen und Erblichkeit erhoben und die Zeit des allgemeinen Verfalls der burggräflichen Würde im 12. Jahrh. überlebten. Der erste 1011 vom Kaiser eingesetzte Burggraf war Graf Friedrich von Eilenburg, aus dem Hause Wettin. Die Besitzungen der Burggrafen umfaßten nach und nach die Schlösser Frauenstein, Hartenstein, Rochsburg und eine Menge anderer weit zerstreuter Besitzungen. Der Burggraf Wiprecht von Groitzsch verlegte 1117 seine Residenz nach Leisnig; seine spätern Nachfolger residirten Anfangs in Frauenstein, später in Hartenstein. Zuletzt waren die Grafen Reuß zu Plauen seit 1426 mit der burggräflichen Würde in M. belehnt, die sie aber für den Fall des Erlöschens dieser Linie 1546 an das Kurhaus Sachsen zu überlassen versprachen, was im J. 1572 der Fall war, worauf die Burggrafenwürde aufgehoben wurde. Vgl. Märcker „Das Burggrafenthum M." (Lpz. 1842).

Meißner, August Gottlieb, geb. den 3. Nov. 1753 in Bautzen, studirte von 1773—76 zu Leipzig und Wittenberg Jurisprudenz und Aesthetik, wurde dann Cancellist beim Geh. Consil, später Geheimer Archivregistrator zu Dresden, wo er sich besonders der Gunst des damaligen Ministers von Wurmb erfreute. Schon auf der Universität beschäftigte er sich viel mit Schriftstellerei, namentlich mit Anfertigung von Operetten. Später erhielt er eine Anstellung als Professor der Aesthetik zu Prag und zuletzt wurde er Consistorialrath und Director der höhern Lehranstalten zu Fulda. Er starb den 20. Febr. 1807. Seine „Skizzen" gründeten seinen Ruf, doch machte er sich später vorzüglich durch eine große Menge historischer Romane bemerklich, in welchen freilich wenig Historisches zu finden ist. Mit Kanzler gab er 1783—85 die Quartalschrift „für ältere Literatur und neue Lectüre" heraus und 1792—95 die Monatsschrift „Apollo". Auch aus fremden Sprachen übersetzte er viel, namentlich aus der italienischen und französischen. Seine Werke, von denen wir hier „Alcibiades" (4 Bde., Lpz. 1781—85), „Bianca Capello" (2 Bde., Lpz. 1785), „Epaminondas" (2 Bde., Prag 1798—1801), „Leben des Julius Cäsar" (2 Bde., Berl. 1799—1801, fortgesetzt von Haken, 2 Bde., Frankf. 1811—12) und „Bruchstücke zur Biographie J. G. Naumann's" (2 Bde., Prag 1803—8) erwähnen, empfehlen sich im Allgemeinen durch blühende Einbildungskraft, leichte Sprache, Anmuth und Witz, leiden aber auch häufig an geziertem Ausdruck, spielendem Witz und leerer Declamation. Eine Gesammtausgabe seiner Werke besorgte Kuffner (36 Bde., Wien 1813—14).

Meister (von meist), Bezeichnung des Inhabers der größten Macht oder Würde, in Beziehung auf andere. Daher auch die Ausdrücke: den M. spielen; einer Sache M. werden, sich einer Sache M. machen, sich ihrer bemeistern. Ebenso nennt man überhaupt M. einen jeden, der anerkannt in einem Fache, Handwerke, einer Wissenschaft, eine besondere Fertigkeit, Geschicklichkeit besitzt, ein M. in seinem Fache ist; wie Schul-, Tanz-, Sing-, Schreibmeister u. A. So sagt man: das Bild ist von einem berühmten Meister. Gewöhnlich versteht man unter M. jeden Handwerker, der sein Handwerk gehörig erlernt hat, Geselle war und sich (bei seiner Zunft durch das Meisterstück) das Recht erworben hat, das Handwerk frei zu treiben, Lehrburschen anzunehmen und Gesellen zu halten. Wer M. werden will, muß bei einem rechtmäßigen M. gelernt und als Geselle gewandert haben. In den Ländern, wo jeder nach Lösung eines Patents ein Handwerk betreiben kann, unterscheidet man Patentmeister. Bei den Freimaurern führt der Vorsteher der Loge den Titel Meister vom Stuhl. — Meister werden in der Kunstgeschichte insbesondere diejenigen den Namen nach unbekannten ersten Formenschneider und Kupferstecher genannt, welche man blos nach ihren Monogrammen oder an einzelnen wiederkehrenden Zeichen kennt; so z. B. der M. vom Jahre 1423 (der erste Formenschneider, welcher eine Jahrzahl anbrachte); der Meister E. S. (vielleicht Erhard Schön, einer der ausgezeichnetsten Kupferstecher des

Digitized by Google

15. Jahrh., höchst wahrscheinlich der Kolmaer Malerschule angehörend); der Meister F. B. B. (vielleicht Franz von Bocholt, ein Kupferstecher vom Ende des 15. Jahrh.); der M. mit dem Anker, mit den Bandrollen, mit dem Antoniuszeichen (T), mit dem Krebs u. s. w. Von manchen Künstlern, die man früher auf diese Weise bezeichnete, ist indeß durch neuere Forschungen der Name ausgemittelt worden. — Kleine Meister nennt man die Kupferstecher, welche als die Nachfolger Dürer's ihre meist kleinen Kupferstiche bis in die kleinsten Details herab mit der größten Genauigkeit und Sauberkeit ausführten. (S. Kupferstechkunst.)

Meister, Leonhard, geb. 1741 zu Neftenbach bei Zürich, bildete sich vorzugsweise durch den Umgang mit Bodmer und Breitinger und schloß sich also jener Partei an, welche trotz ihrer sonstigen Beschränktheit doch das Verdienst hat, der Seichtigkeit Gotsched's und seiner Jünger zuerst entgegengearbeitet zu haben. M. beschäftigte sich vorzugsweise mit Geschichte und mit der schönen Literatur. Besonders für die Geschichte der Schweiz hat er sich manche Verdienste erworben. Als die französische Revolution auch die Regierungsformen der Schweiz umgestaltete, nahm er Anfangs Theil an den politischen Neuerungen. Sein Eifer erkaltete aber sehr bald, und er zog sich auf das Land zurück, woselbst er theils als Geistlicher, theils als Erzieher, theils sich mit den Wissenschaften allein beschäftigend, bis zum 19. Oct. 1811 zuletzt als Pfarrer zu Kappel im Canton Zürich lebte. Seine brauchbarsten Schriften sind: „Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Nationalliteratur" (2 Bde., Heidelb. 1780); „Geschichte von Zürich bis zum Ende des 16. Jahrhunderts"; „Helvetische Geschichte während der letzten zwei Jahrtausende" (3 Bde., St. Gallen 1801—3); „Zur Geschichte der deutschen Sprache und Nationalliteratur" (Bern 1777) und „Geschichte der deutschen Sprache und Schriftsteller des 15. und 16. Jahrh." (2 Bde., Bern 1796).

Meister, Simon, einer der bessern neuern Maler, geb. zu Koblenz 1803, studirte in Paris unter Horace Vernet und bildete daselbst seine Vorliebe für Pferde- und Schlachtenmalerei zur Virtuosität aus. Später lebte er in Köln, wo er 1844 starb. Seine vorzüglichsten Bilder sind eine Löwenjagd, eine große Darstellung des Kronprinzen (Friedrich Wilhelm's IV.) von Preußen zu Pferde, umgeben von seinem Stab, mehrere Scenen aus dem griechischen Freiheitskampfe, die Schlacht bei Ligny u. s. w. Feuer der Darstellung und lebendiges Colorit zeichnen seine Werke aus und lassen die Nachlässigkeit in manchem Einzelnen vergessen. Gemeinschaftlich mit seinem Bruder Nikolaus M. unternahm er 1840 die Verfertigung eines kolossalen Panorama, den Rheinübergang des Generals Hoche bei Neuwied darstellend, welches mit dem größten Beifall aufgenommen wurde und durch Lebendigkeit der Staffage sich auszeichnete.

Meistersänger pflegt man die vorzüglich dem bürgerlichen Stande angehörigen deutschen Dichter zu nennen, die, in Singschulen verbunden, seit der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts Gesang in künstlichen Formen, aber ohne sonderlichen poetischen Gehalt übten und ihnen die Minnesänger (s. d.), als die ältern, vorzüglich dem ritterlichen Stande angehörigen deutschen lyrischen Dichter des 12. und 13. Jahrhunderts, entgegenzusetzen, deren Lieder von dem Geiste der Poesie beseelt sind. Diese Namen können nur dann gelten, wenn zwei verschiedene Stadien des Entwickelungsgangs der lyrischen Kunstpoesie des deutschen Mittelalters, ihre Blüthe und ihr Verfall damit im Allgemeinen bezeichnet werden sollen. Die schärfere Begrenzung beider gegen einander hat jedoch ihre Schwierigkeiten und leicht wird bei jenen Namen die Zeit des Uebergangs von dem einen zu dem andern übersehen. Ueberhaupt darf man sich nicht zu dem Glauben verleiten lassen, als habe man in diesen Namen historisch begründete Benennungen zweier Erscheinungen, die ohne innere Gemeinschaft einander dem Wesen wie der Zeit nach fremd, ja entgegengesetzt gewesen wären. Daß diese eine Zeit lang übliche Ansicht irrig und unbegründet sei, daß im Gegentheil die besten Minnesänger der schwäbischen Zeit, wie man nach Bodmer's Vorgang sich ausdrückte, mit den spätesten handwerksmäßigen sogenannten M. geschichtlich und durch

Digitized by Google

ein innerliches Band zusammenhängen, hat Jac. Grimm in seiner Schrift „Ueber den deutschen Meistergesang“ (Gött. 1811) zuerst nachgewiesen und gezeigt, wie Dasjenige, was den Meistergesang als solchen charakterisirt, in einer bestimmten Grundform des Strophenbaues liege, die mit dem Entstehen lyrischer Kunstpoesie im deutschen Mittelalter zugleich, im 12. Jahrhundert, sich bildete, sich als ihr Gesetz die Zeit ihrer Blüthe hindurch erhielt und die auch, als diese Blüthe nach der Mitte des 13. Jahrhunderts allmälig verwelkte und endlich im 14. Jahrhundert schwand, noch lange als die Form einer bestimmten Gesangübung fortdauerte. Jene Grundform beruht nämlich auf der Dreitheiligkeit der Strophe; jede Strophe, wofür die ältern Dichter das Wort Lied, die spätern das Wort Gesätz brauchen, besteht aus drei Gliedern, von denen zwei (später Stollen genannt, auch unter dem Namen Aufgesang zusammengefaßt) symmetrisch gemessen und gereimt sind, während das dritte Glied, der später sogenannte Abgesang, gewöhnlich seine eigne Messung und Reimstellung hat. Am häufigsten steht der Abgesang am Ende der Strophe, nicht selten aber wird er auch von den beiden Stollen in die Mitte genommen. Die Gleichheit der Stollen zeigt sich in der Zahl der Sylben (für die lyrische Poesie gilt die Regel des ununterbrochenen Wechsels der Hebungen und Senkungen) und Zeilen, sowie in der Stellung der Reime; doch wird der Eindruck der Gleichheit durch den zuweilen vorkommenden Fall nicht verletzt, daß die Reime in dem zweiten Stollen eine andere, namentlich umgekehrte Folge erhalten, wo dann die Sylbenzahl sich entweder nach der Zahl oder nach dem Reim der Zeile richtet. Die eigentlichen lyrischen Lieder bestehen gewöhnlich aus mehreren Strophen; die sogenannten Sprüche, reflectirenden und didaktischen Inhalts, aus einer einzigen; findet das Erstere statt, so sind der ersten Strophe in Stellung und Art der Reime die folgenden in der Regel, im Maß der sich entsprechenden Zeilen stets gleich und diese Gleichheit unterscheidet die Form des Liedes von der des Leiches (s. d.), die, von der mittelhochdeutschen lyrischen Kunstpoesie aufgenommen, die einzige wirkliche Ausnahme von jener ihrer Grundform bildet. Die Mannichfaltigkeit der Strophenarten oder Töne, wie sie die lyrische Poesie ihrer Natur nach nicht nur erlaubt, sondern verlangt, wurde durch das gemeinsame Gesetz nicht ausgeschlossen; sie entwickelte sich aus der Freiheit, welche der Dichter in der Anwendung verschiedener Versarten, in der Bestimmung der Zeilenzahl von Stollen und Abgesang, in der Anordnung der Endreime, in der Anwendung von Mittelreimen und reimlosen Zeilen (Waisen) u. s. w. hatte und namentlich in den Gedichten der ältern Zeit tritt uns, da gewöhnlich der Dichter ein neues Gedicht auch in einem neuen Ton schuf, ein unendlicher Reichthum von Tönen entgegen, während in einer spätern Zeit die Nachahmung früherer Töne häufiger wurde. Während aber den ältern Dichtern meist einfachere und kürzere Töne genügten, suchten die spätern, obwohl sie, auch was die Form anlangt, an erfinderischer Kraft jenen weit nachstehen, sie durch Künsteleien und Reimüberladungen in immer längern Tönen zu überbieten. Dieses falsche Streben zeigt sich schon einzeln in den Liedern der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, nimmt aber später noch weit mehr überhand. Die Lieder, sowie die Leiche und die ihnen gleichförmigen Reihen, neben denen auch Tanzlieder vorkommen, wahrscheinlich auch, wenigstens in der besten Zeit, die Sprüche waren für den Gesang bestimmt, und es war Sache des Dichters, die Melodie oder Weise zu erfinden, unter welcher letztern Benennung bisweilen auch das Maß oder der Ton mitbegriffen wird, während beiden der Text seinem Wortinhalt nach als Wort entgegengestellt wird. Schon in der frühesten Zeit wurde die Technik, welche bei Abfassung der Lieder und ihrer Weisen, wie beim Vortrag in Ausübung kam, durch mündliche Belehrung von dem erfahrenen Dichter dem Jünger, der sich ihm anschloß, überliefert; dies bestätigen manche Andeutungen, wie z. B. Walther von der Vogelweide Oesterreich als das Land nennt, wo er „singen und sagen“ lernte. An eine förmliche Stiftung des Meistergesangs ist jedoch nicht zu denken, wie spätere M. eine solche erdichteten, die sie schon unter Otto dem Großen durch zwölf berühmte Meister geschehen lassen. Frühzeitig mögen auch schon einzelne Sänger zu freien Genossenschaften, an die dann jüngere sich der Belehrung wegen anschlossen, sich vereinigt und in ihnen Wettkämpfe angestellt haben, worauf das Gedicht vom Wart-

Digitized by Google

burgkrieg hinweist. Aus solchen Vereinen gingen endlich die eigentlichen Sing- und Meisterschulen hervor mit schulmäßiger auf bestimmten Satzungen und Gebräuchen beruhender Einrichtung, die zuerst im Anfange des 14. Jahrhunderts unter der Genossenschaft, die sich in Mainz um Frauenlob (s. d.) versammelte, erscheint und die in der Folge, da sich vornehmlich Handwerker des Meistergesangs befleißigten, eine recht eigentlich zunftmäßige Gestalt annahm. In den Schulen wurde dann auch der Name Meister zur Benennung für Die, welche den höchsten Grad nach den Satzungen ihrer Singschule erlangt hatten, während er früher theils zur Anerkennung vorzüglicher Kunst, theils vom Schüler gegen den Lehrer, theils zur Bezeichnung des bürgerlichen Laienstandes, dem der Dichter angehörte, im Gegensatz gegen die Benennung „Herr", die den Ritter und Geistlichen auszeichnete, gebraucht wurde.

Die geschichtliche Entwickelung der lyrischen Kunstpoesie, die wir unter dem Namen des deutschen Meistergesangs begreifen, steht im engsten Zusammenhang mit der Geschichte der deutschen Poesie des Mittelalters überhaupt, deren Glied sie bildet und unter dem Einfluß derselben Zeitverhältnisse und Bedingungen. (S. Deutsche Poesie.) Der Meistergesang, der namentlich das südliche Deutschland zu seinem Sitz hatte und behielt, entwickelte sich bald nach der Mitte des 12. Jahrhunderts sowohl der Form als dem innern Gehalt nach aus dem Volksgesang. Die Troubadourpoesie der Provencalen hat weder auf seine Entstehung noch auf seine Ausbildung irgend wesentlich eingewirkt und nur von einem der vielen Dichter, Rudolf von Neuenburg, läßt sich nachweisen, daß er einen Troubadour, den Folquet von Marseille, nachgeahmt habe. Dem Tone des Volksgesangs gehören noch die ältesten Stücke lyrischen Gesangs an, die namenlos aus der Mitte des 12. Jahrhunderts, ebenso die, welche unter dem Namen des von Kürnberg um 1170 und des Spervogel auf uns gekommen sind. Bald nachher leitete Dietmar von Eist zu der künstlichern ausgebildeten Form über, als deren eigentliche Begründer Friedrich von Hausen und Heinrich von Veldeke, die Beide noch vor 1190 dichteten, zu betrachten sind und in den nächsten Jahrzehnten entfaltete sich reich und schön die Blüthe des lyrischen Gesanges durch viele Dichter, die zumeist, doch nicht alle, dem ritterlichen Stande, überhaupt dem Pfleger der Poesie in jener Zeit, angehörten und ihre Kunst insbesondere an den Höfen milder, d. h. freigebiger Fürsten, wie des Landgrafen Hermann (s. d.) von Thüringen, übten (daher höfelicher Sang), welche dieselben belohnten und nicht selten mittrieben. Aus der eigenthümlichen Entwickelung des Frauendienstes, die in jener Zeit unter dem Einfluß des Ritterthums stattfand, folgte es ganz natürlich, daß die Minne (s. d.) den Hauptinhalt für jene Lyrik gewährte. Wenn daher auch der Name Minnesänger für die ältern M. nicht unpassend erscheint, so darf man doch nicht glauben, daß die Minne und etwa, damit verbunden, die Lust an der Natur, namentlich am Erwachen des Lenzes und den Freuden, die er bringt, die einzige Triebfeder des Gesangs gewesen sei. In vielen Liedern und Sprüchen der ältern Zeit spricht sich das religiöse Gefühl, Theilnahme an den Weltbegebenheiten, Verehrung milder, Tadel karger Fürsten, die Feier echt ritterlicher Zucht und Sitte, oder auch die Klage über ihr Verschwinden, Rüge und Warnung ob der einbrechenden Verderbniß, Scherz und Spott über Thorheit und Verkehrtheit aus. Viele Dichter, besonders ritterliche, haben freilich nur Minnelieder gedichtet; nur Walther von der Vogelweide (s. d.) zeichnet sich durch reiche Mannichfaltigkeit aus und ragt in dieser wie in jeder andern Hinsicht unter allen lyrischen Dichtern seiner Zeit, deren viele von einer gewissen Eintönigkeit nicht freizusprechen sind, hervor. Schon um die Mitte des 13. Jahrhunderts fing die lyrische Poesie an zu sinken, und Künsteleien und Uebertreibungen in der Form begannen. Das zu ersetzen, was an dichterischer Kraft und frischer Lebendigkeit gebrach, dies nahm gegen Ende des 13. Jahrhunderts und noch mehr im Anfange des 14. Jahrh. zu, wo die Zahl der ritterlichen Sänger sich mindert, die der bürgerlichen steigt, zumal da einer eignen Lust an grübelnden Betrachtungen, einer Neigung zu geheimnißvollen Forschungen und zur Gelehrsamkeit auch begabtere Dichter der letztern Zeit, wie der Frauenlob in ihren Gedichten, deren Form sie immer künstlicher zu machen strebten, sich ergaben; doch finden sich auch in der spätern Zeit des beginnenden Ver-

Digitized by Google

falls noch immer einzelne Gedichte, in denen Verworrenheit und Ueberkünstelung glücklich vermieden sind.

Von den vielen Dichtern, die vom 12. bis ins 14. Jahrh. den Meistergesang übten und deren die sogenannte Manessische Sammlung allein 130 aufführt, nennen wir namentlich aus der ältern Zeit, außer den bereits genannten, Heinrich von Morungen, Hartmann von Aue (s. d.), Reimar den Alten, Wolfram von Eschenbach (s. d.), der die Tage- oder Wächterlieder in die deutsche Lyrik einführte, Neidhart (s. d.), den Erfinder der „höfischen Dorfpoesie" Gottfried von Strasburg (s. d.), Graf Otto von Botenlaube (herausgeg. von Bechstein, Lpz. 1845), Ulrich von Singenberg, den Tanhäuser; um die Mitte des 13. Jahrh. Christian von Hameln, Gottfried von Neifen, Ulrich von Lichtenstein (s. d.), Schenk Ulrich von Winterstetten, Reinmar von Zweter, Konrad von Würzburg (s. d.), den Marner, den Meißner; aus dem Ende des 13. und aus dem Anfang des 14. Jahrh. Konrad Schenk von Landeck, Herzog Heinrich IV. von Breslau, Markgraf Otto mit dem Pfeil von Brandenburg, Raumsland, Meister Joh. Hadlaub (herausgeg. von Ettmüller, Zür. 1840), Heinrich von Meißen, genannt Frauenlob (s. d.), den Schmied Regenbogen. Unter den Handschriften, durch welche uns die Lieder dieser Zeit erhalten worden sind, nimmt den ersten Platz wegen ihres Reichthums die Pariser sogenannte Manessische Sammlung (s. d.) ein; andere berühmte Handschriften sind die Weingartener, jetzt in Stuttgart befindliche, von welcher Fr. Pfeiffer einen genauen Abdruck (Stuttg. 1843) besorgt hat, die Jenaer und mehrere Pfälzer oder Heidelberger Handschriften. Aus der Pariser Handschrift machte Bodmer zuerst „Proben der alten schwäbischen Poesie" (Zür. 1748), dann den größten Theil der in ihr befindlichen Strophen unter dem Titel Sammlung von Minnesingern aus dem schwäbischen Zeitpunkte" (2 Bde., Zür. 1758—59) bekannt; wichtige Ergänzungen gab besonders Benecke in seinen „Beiträgen zur Kenntniß der altdeutschen Sprache und Literatur" (2 Bde., Gött. 1810—32); die vollständigste Sammlung zugleich mit den Lebensbeschreibungen der einzelnen Dichter und vielen Erörterungen besitzen wir in von der Hagen's „Minnesinger" (4 Bde., Lpz. 1838); unter den Erneuerungen sind, außer Simrock's Uebertragung von Walther's Gedichten, besonders L. Tieck's „Minnelieder aus dem schwäb. Zeitalter" (Berl. 1803) zu erwähnen.

Nach der Mitte des 14. Jahrh. zieht sich der Meistergesang ganz in die Städte, besonders der Reichsstädte, des südlichen Deutschlands zurück, namentlich Handwerker sind es, die ihn hier in ihren sich immer mehrenden, von der Berührung mit nicht zunftmäßigen Dichtern sich allmälig ganz abschließenden Singschulen, denen Karl IV. 1378 Freibrief und Wappenrecht bewilligte, zum ehrsamen Zeitvertreib, mit großem Eifer als den vorzugsweise von ihnen als kunstmäßig betrachteten Gesang üben. Von der Behandlung spitzfindiger scholastisch-theologischer Fragen wendete man sich nach und nach ab; auch die Liebe hörte auf, Gegenstand des Meistergesangs zu sein und in dem 16. Jahrh. waren es in den protestantischen Städten, wo er, wie in Nürnberg, am meisten blühte, namentlich die Bibel, der Katechismus, Geschichte aus dem Alterthum, welche den Meistersängern den Stoff für ihre Bar, wie jetzt die Lieder genannt wurden, darboten, so wenig für denselben die lyrische Form sich eignete. Diese blieb zwar in ihrer Dreitheiligkeit die alte, aber das Streben nach Schwierigkeiten, das Wohlgefallen an sonderbarer und geschmackloser Künstelei in den neuen Tönen, die man neben den alten zu erfinden bedacht war, die handwerksmäßige Weise, wie man dabei verfuhr, ertödteten in ihr alle Geschmeidigkeit und Lebendigkeit und so sehr man über Reinheit der Sprache und des Versbaues zu wachen meinte, drang doch die allgemeine Verwilderung und Roheit in beiden auch hier ein. Poetischer Geist zeigt sich noch hier und da bei Meistern aus dem Ende des 14. und dem Anfange des 15. Jahrh., wie bei Heinrich von Mügeln und Muscatblüt, in der Zeit also, wo das Volkslied in neuer Frische und Kraft erwacht und Dichter wie der letztgenannte sowie Hugo von Montfort und Oswald von Wolkenstein einen Uebergang vom Meistergesang zum Volkslied bilden. Später entwich er ganz und selbst ein wahrer Dichter wie Hans Sachs (s. d.) vermochte die reiche

Digitized by Google

poetische Natur, die er in andern Werken so tüchtig bethätigte, in den 4275 Bar deutschen Meistergesangs nicht zu entwickeln, die er „die Schule zu zieren und zu erhalten“ nicht für die Oeffentlichkeit gedichtet und sich in ihnen nicht über die Trockenheit und Armuth seiner meistersängerischen Zunftgenossen zu erheben. Die Regeln für die Abfassung und Vortragsweise der Meisterlieder und die ganze zunftmäßige Ordnung der Singschulen, ihrer Einrichtungen und Gebräuche wurden in sogenannten Tabulaturen verzeichnet, die jedoch nicht über das Ende des 15. Jahrh. hinaufgeben. Jede Singschule bildete einen geschlossenen Verein, dessen Mitglieder nach dem Grade ihrer Kunstfertigkeit abgestuft und benannt waren. Zur feierlichen Aufnahme ward eine bestandene Lehrzeit bei einem anerkannten Meister und Prüfung verlangt. Zur Erlangung der Meisterschaft wurde in der Regel die Erfindung eines neuen Tones gefordert; die Töne selbst benannte man mit dem Namen des Erfinders und mit allerlei zum Theil sonderbaren Benennungen, die entweder auf ihre Beschaffenheit, namentlich ihre Länge oder zufällige Veranlassungen sich bezogen; so Benedict's von Watt Riesenweis von 94, desselben überlanger Ton von 122, Puschmann's Adlerweis von 100 Zeilen, so die Beerweis, die spitzige Pfeilweis, die gelbe Lilienweis, die englische Zinnweis, die blutglänzende Drahtweis u. dgl. m. Außer den gewöhnlichen Zusammenkünften, welche die M. wie andere Zünfte auf ihrer Herberge oder Zeche hielten, fanden auch große angesagte Zusammenkünfte statt, bei denen jedes Mitglied der Schule erscheinen mußte, und die z. B. in Nürnberg in der Katharinenkirche an Sonn- und Feiertagen Nachmittags öffentlich gehalten wurden. Den Anfang hierbei machte das Freisingen, bei dem in der Wahl der Gegenstände mehr Freiheit gelassen war, aber auch weder Beurtheilung durch die Merker, d. h. auserwählte Richter aus der Zahl der Meister, nach Vertheilung von Preisen und Strafen stattfand. Dies geschah nur bei dem darauf folgenden Hauptsingen, für das nur aus der heiligen Schrift der Gegenstand gewählt werden durfte. Die Merker, die auf einem verdeckten Platze saßen, mußten auf die Richtigkeit des Inhalts, wie der Prosodie, der Reime und der Melodie (denn noch wurden alle Meisterlieder gesungen) achten. Nach Verschiedenheit der in den Tabulaturen als solche bezeichneten Fehler wurden die Strafen, die ebenfalls darin bestimmt waren, auferlegt. Der am fehlerfreiesten (glattesten) gesungen hatte, erhielt als Preis das Gehänge, eine Schnur oder Kette mit daran hängenden Münzen, der zweite Preis bestand aus einem Kranze künstlicher Blumen. Die Zünfte der Meistersänger oder wie sie sich aus Bescheidenheit gern nannten, der Liebhaber des deutschen Meistergesangs bestanden bis in das 17., nur wenige, wie die Nürnberger, erhielten sich länger, bis in das 18. Jahrhundert. In Ulm haben sie sich bis in das 19. Jahrhundert erhalten; noch im Jahre 1830 gab es daselbst zwölf Meistersänger, meist alte Männer; im Jahre 1839, wo nur noch vier übrig waren, übergaben diese, unter der Benennung das geehrte Gemerke der letzten deutschen, Ulmschen M., ihr Eigenthum, bestehend in der Schultafel, Fahne und dazu gehörigen alten Kleinodien, der Lade, den Tabulaturen, Schul- und Liederbüchern, den Liederkranz zu Ulm mit der Bitte, die Fahne bei Festzügen neben der des Liederkranzes tragen zu lassen. Ueber den spätern Meistergesang, aus dessen Liederbüchern nur Weniges hie und da in Druck bekannt gemacht worden ist, handeln namentlich Ad. Puschmann, ein Schüler des Hans Sachs im „Gründlicher Bericht des deutschen Meistergesangs“ (2. Ausg., Bresl. 1584) und Wagenseil „Von der Meistersänger holdseliger Kunst“ hinter seinem Buche „De civitate noribergensi“ (Altdorf 1697).

Mekka, welches ehemals mit Medinah und seinen Gebieten das heilige Land der Türken bildete, zu dem aber gegenwärtig der ganze Küstenstrich am rothen Meere zwischen Jemen und dem Isthmus von Suez, also das jetzige Gebiet Hedjas gerechnet wird, liegt 5 Meilen vom arabischen Meerbusen, ist schön gebaut, hat zu seiner Beschützung drei Kastelle, war aber ehedem viel blühender und zählt ungefähr 40,000 Einw., also nicht einmal das Drittheil seiner früheren Bevölkerung. Die Stadt liegt in einem engen Thale zwischen bis 500 Fuß hohen Hügeln, in völlig baumloser, unangebauter Gegend, die großen Wassermangel hat, weshalb man das Wasser mittels einer alten, zum Theil verfallenen Wasserleitung 7 Stunden weit herbeiführt. In M. wurde 571 Muhammed geboren und von hier

Digitized by Google

floh er 622 nach Medinah, daher jeder seiner Bekenner diesen Ort wenigstens einmal im Leben besuchen soll. Indeß zeigt die immer größere Abnahme der Zahl der Pilgrimme, daß dieser fromme Eifer erkaltet. Die heilige Kaaba, ein 34 F. hohes Gebäude, soll nach Muhammed's Vorgeben schon Adam erbaut, die Sündfluth zerstört, Abraham und Ismael wieder hergestellt haben. In ihr eingemauert findet sich der mit Silber eingefaßte heilige Stein, welchen der Sage nach der Engel Gabriel dem Abraham beim Beginnen des Tempelbaues überbracht hat. Die häufigen Thränen, die er über das sündige Menschengeschlecht vergoß, sollen den ursprünglich weißen Stein schwarz gefärbt haben und durch die Millionen Küsse frommer Pilgrimme ist er etwas uneben geworden. Schon lange vor Muhammed war er Hauptgegenstand der abgöttischen Verehrung der Araber. In der Nähe der Kaaba ist der Brunnen, welchen Gott der Hagar zeigte, als ihr Sohn Ismael verschmachten wollte. Den Dienst der Kaaba als Wächter versehen 40 Verschnittene. Nicht-Muhammedaner dürfen M. nur bis zu 9 M. Entfernung nahe kommen. Früher brachten zahlreiche Karavanen aus allen Theilen des muhammedanischen Morgenlandes reichliche Gaben nach der heiligen Stadt; doch haben diese frommen Spenden nach der Verminderung der Pilger fast ganz aufgehört, obgleich noch immer jährlich die gewöhnlichen Pilgerkaravanen ankommen. Auch der Handel hat in M. sehr abgenommen, das früher durch das Zusammenströmen der Pilger ein Hauptmarkt und Stapelplatz zwischen Arabien und dem übrigen Asien, Afrika und Europa war. Das benachbarte Dschidda am rothen Meere kann als Hafen von M. gelten. Der Gewerbfleiß der Bewohner ist äußerst gering und beschränkt sich fast nur auf die Fabrikation von Rosenkränzen. Die Stadt besaß sonst angesehene Schulen und viele fromme Stiftungen und Anstalten, die jetzt insgesammt sehr in Verfall gerathen sind. Die Geschichte M.'s beginnt mit Muhammed. Damals war sie im Besitz der Koreischiten, wurde aber nach Muhammed's Tode nebst ihrem Gebiete das Erbtheil seiner Nachkommen. Das Haupt derselben regierte unter dem Namen eines Großscherifs und wußte eine Zeit lang den Khalifen das Gegengewicht zu halten. Beschränkter wurde ihr Einfluß, als die osmanischen Sultane den Titel als Beschützer der heiligen Stadt M. und Medinah annahmen und den Großscherif aus der Mitte der Scherifen wählten. Im Jahre 1803 wurde M. von den Wahabiten (s. d.) eingenommen und geplündert; doch dauerte deren Herrschaft nicht lange. Später mußte sie sich dem Pascha von Aegypten, Mehemed Ali, unterwerfen, der den Großscherif gefangen nach Kairo führen ließ. Im J. 1840 benutzten aber die Scherife die bedrängte Lage des Vicekönigs von Aegypten, um sich seiner Herrschaft wieder zu entziehen.

Mela, Pomponius, Schriftsteller in römischer Sprache, lebte um 48 n. Chr. Geb., ein Spanier von Geburt und hat uns ein kurzes und dennoch reichhaltiges Compendium der Geographie in drei Büchern (de situ orbis) hinterlassen, worin er u. A. auch vollständigere Nachrichten über das nordwestliche Europa mittheilt. Er hat auch griechische Vorarbeiten benutzt und namentlich das System des Eratosthenes zum Grunde gelegt. Ausgaben sind u. A.: „Edit. princeps" (Mail. 1471); v. Aldus (Vened. 1518); Abr. Gronov (Leid. 1722); C. H. Tzschucke (7 Bde., Lpz. 1807); A. Weichert (Ebend. 1816).

Melampus, Sohn Amythaon's und der Idomene, oder Bruder des Bias, berühmt als Wahrsager, Götterversöhner und Arzt, verstand die Stimmen aller Thiere und verdankte diese Kunst Schlangen, welche ihm im Schlafe die Ohren geleckt hatten. Als er einst für seinen Bruder Bias die Rinder des Tyro, welche Neleus von jenem als Brautgeschenk für seine Tochter Pero verlangt hatte, dem Iphiklos stehlen wollte, wurde er gefangen und in ein Gefängniß geworfen. Die Holzwürmer jedoch verriethen ihm, daß dieses bald einstürzen würde. Auf sein Bitten führt man ihn heraus, und alsbald stürzte der Kerker hinter ihm zusammen. Verwundert über die Weisheit dieses Mannes, gebrauchte ihn Iphiklos jetzt zu wichtigen Geschäften und schenkte ihm die Heerde. Als Arzt bediente sich M. neben der Aussöhnung rachsüchtiger Dämonen, der Hauptursache innerer Krankheiten, auch noch natürlicher Heilmittel. Er heilte die wahnsinnigen Töchter des Prötus, Königs von Argos und erhielt als Belohnung eine dieser Töchter, die Iphianassa und mit ihr den dritten

zed by Google

Theil des Königreichs. Zu Agosthena, einem Flecken in Megaris, hatte er ein Heiligthum, wo seine Bildsäule aufgestellt war und ihm ein jährliches Fest gefeiert wurde.

Melancholie (von μέλας, schwarz und χολή, Galle), eigentlich Schwarzgallsucht. Die Alten wählten diese Benennung, weil sie die Entstehung dieser Krankheit der Einwirkung der schwarzen Galle auf das Gehirn zuschrieben. In der gewöhnlichen Sprache versteht man darunter eine vorherrschende Neigung zur Traurigkeit ohne wirkliche Störung und Verrückung der Geistesthätigkeiten und mit noch vorhandenem, vollkommenem Bewußtsein, — Schwermuth; der Psycholog aber bezeichnet mit dem Namen M. diejenige Art des gestörten psychischen Gefühlsvermögens (Gemüth), welche in einem fortwährenden Festhalten irgend einer traurigen Idee und dem Verluste des freinen Selbstbewußtseins besteht, wobei sich alle Geistesthätigkeiten von der Außenwelt gänzlich weg und einzig und allein auf eben diese fixe Idee richten. Diese Idee nun, mag die sie hervorgebrachte Ursache sein welche sie wolle, besteht immer darin, daß der Melancholische sich von einem unabwendbaren fürchterlichen Unglücke fortwährend bedroht glaubt oder über einen wirklichen oder eingebildeten Verlust trauert, ohne daß irgend etwas ihn von seinen trüben Gedanken abzuziehen vermag, die endlich jede freiere Geistesthätigkeit hemmen und alle andern Geisteskrankheiten herbeiführen. Die Krankheit entsteht, unter Mitwirkung der entfernteren, prädisponirenden Ursachen (sehr reizbares oder geschwächtes Nervensystem, sogenanntes melancholisches Temperament, Stockungen im Blutsysteme, Bildungsfehler edler Organe u. s. w.), hauptsächlich durch starke, anhaltende, das Gemüth tief ergreifende Leidenschaften, als: unglückliche Liebe, religiöse und anderartige Schwärmerei u. dgl. m.; — daher besonders die verschiedenen Formen, unter denen die Krankheit erscheint. In Bezug auf das Wesen der M. unterscheidet man noch die mit körperlichen, besonders chronischen Unterleibsübeln innig verbundene (M. sine et cum materia der Alten). Ihr Verlauf ist unbestimmt: bald hält sie Jahre lang an, bald wird sie durch die Kunst oder durch zufällige Umstände in kurzer Zeit beseitigt, bald auch geht sie in andere Seelenstörungen oder körperliche, besonders schleichende Krankheiten über.

Melanchthon, Philipp, der als Mensch und Gelehrte so große, ausgezeichnete Mann, der treue Mitarbeiter am Werke der Reformation, der rathende und mäßigende Genius Luther's, war geb. am 16. Febr. 1497 zu Bretten in der Unterpfalz. Sein Vater Georg Schwarzerd, ein Waffenschmied und Rüstmeister des Pfalzgrafen und seine Mutter Barbara, die Tochter Johann Reuter's, Amtmanns zu Bretten, waren beide eben so rechtschaffen, als alterthümlich und streng dem Glauben ihrer Zeit zugethan. Philipp erbte wohl die strenge Rechtschaffenheit und Gewissenhaftigkeit seiner Aeltern, sein Geist aber wuchs über ihren befangenen Glauben empor. Vorzüglich erwarb sich sein Großvater, der ihn durch einen eben so gründlichen als bedächtigen Lehrer, Joh. Unger, erziehen ließ und nach frühzeitig erfolgtem Ableben des Vaters, ganz zu sich nahm, unleugbare Verdienste um seine Emporbildung. Der Wahlspruch seines Lehrers cave ac cede, sei vorsichtig und nachgebend, blieb entscheidend für M.'s ganzes Leben. So vorbereitet kam er auf die Schule zu Pforzheim, wo der große Reuchlin, sein mütterlicher Oheim, auf des Knaben classische Bildung unermüdeten Einfluß übte. Hier war es auch, wo er nach damaliger Gelehrtensitte auf Reuchlin's Aufforderung seinen deutschen Namen griechisch (aus μέλας schwarz und χθών Erde) umformte. Nach zwei fleißig verlebten Jahren bezog er 1510 als 13jähriger Jüngling die Universität Heidelberg und erwarb sich als Student solche Anerkennung, daß einst ein plötzlich erkrankender Lehrer ihn veranlassen konnte, die abgebrochene Vorlesung fortzusetzen. Durch die Theilnahme, welche Professor Pallas für ihn äußerte, ward M., an Jahren selbst noch Kind, am Geiste und Charakter aber ein Mann, Hofmeister zweier jungen Grafen von Löwenstein. Er war gesonnen als öffentlicher Lehrer aufzutreten, allein die ehrwürdigen Graubärte jener Hochschule trugen Bedenken, dem 14jährigen Jünglinge die Magisterwürde zu ertheilen und deshalb ging M. 1512 nach Tübingen, um hier sein Ziel zu erreichen. Geschichte, Sprachkunde und Philosophie waren seine Hauptstudien. Durch solche Mittel gebildet wollte er zur Theologie fortschreiten und für Wahrheit und Recht sprechen. Seine Nebenstunden füllte er mit dem Lesen der Bibel aus, deren

Digitized by Google

Rand er mit Bemerkungen beschrieb. Nachdem er in Tübingen Magister geworden, hielt er von 1514 an Vorlesungen über griechische und römische Classiker und schrieb seine griechische Grammatik, die auch jetzt ihr Ansehen noch nicht verloren hat. Sechs Jahre lang wirkte er an dortiger Universität, bis er 1518 auf Reuchlin's Empfehlung einen Ruf von dem Kurfürsten Friedrich von Sachsen an die Universität Wittenberg als Professor der griechischen Sprache und Literatur erhielt. Sich immer mehr auszubilden und dadurch rastlos zu nützen, war sein unermüdliches Streben. Seine Vorlesungen über Homer und die Pauliniſchen Briefe verschafften ihm allgemeine Anerkennung. Sie waren so besucht, daß man oft 2500 Zuhörer zählte. Jetzt machte er Luther's Bekanntschaft. Dieser kam dem gelehrten Manne, dessen Uebergewicht er anerkannte, entgegen. Die milde Besonnenheit M.'s und sein tiefes, ruhiges Forschen, die hohe Sehnsucht nach Wahrheit, aber das leidenschaftlose, obwohl unermüdete Streben nach ihr, die ängstliche Gewissenhaftigkeit des Mannes, keinen Ausspruch zu wagen, der der Wahrheit zu nahe treten könnte, dies Alles zeigte sich in seinen Privatgesprächen ebenso unverkennbar, wie in seinem öffentlichen Leben und deswegen war er der eigentliche überzeugende Rath des rasch überblickenden, schnell fassenden und ebenso rasch zur That greifenden Luther's. Gleich bei Beginn seines Werkes fühlte Luther, wie nöthig ihm die Hülfe M.'s sei und nahm ihn mit zu der 1519 in Leipzig gehaltenen Disputation zwischen ihm und Dr. Eck. Auch Eck fühlte die Triftigkeit von M.'s Gründen und rief darum: „Schweig, Philipp, kümmre dich um deine Studien und laß mich in Ruhe". — Er selbst bekennt in dieser Zeit sehr fleißig gewesen zu sein und ob er sich auch am 25. Nov. 1520 mit Katharina Krapp, der Bürgermeisters Tochter zu Wittenberg verheirathete, hatte das Ereigniß doch, wie er Anfangs fürchtete, keine Störung seiner unermüdeten Thätigkeit zur Folge. Schon im folgenden Jahre erschienen seine loci theologici, die Grundlage aller folgenden protestantischen Dogmatiken. In der Zeit, als Luther auf der Wartburg verborgen gehalten wurde, war er die einzige Stütze der Universität in der neuen Lehre. Nachdem Luther auf sein dringendes Ansuchen, wodurch er zugleich die geistige Uebergewalt M.'s anerkannte, wieder nach Wittenberg zurückgekehrt war, gönnte sich M. eine Erholungsreise in die Heimath und wurde von der noch lebenden und neuerdings verheiratheten Mutter, welche in ihrer ängstlichen, engen Glaubensansicht ihren Philipp nicht gern in Neuerungen solcher Gewissensangelegenheiten verflochten sah, fast ungestüm unter ihrer Aufsicht zurückgehalten. Heimgekehrt von seiner Reise wurden auf sein und Luther's Begehren die Schulen Sachsens visitirt und er selbst war dabei rastlos thätig. Es erschienen darauf 1527 seine Visitationsartikel, Anweisungen über Das, was dem Volke gelehrt werden sollte, so auch wie der öffentliche Gottesdienst einzurichten sei. Also ein Werk, was factisch eingriff in die neue Gestaltung der religiösen Angelenheiten Sachsens. Dies war zu gleicher Zeit das erste Werk, was ihm Verdrießlichkeiten, ja selbst den Vorwurf der Zweideutigkeit, die mit keiner Partei es verderben wolle, zuzog. Vieles geschah deshalb gegen ihn, woraus er aber immer gerechtfertigt hervorging. Er selbst spricht: „Man hält mich für wankend und zweifelhaft, weil ich in den Visitationsartikeln schonend gewesen bin. Gleichwohl sieht Jeder, daß ich nichts Anderes niedergeschrieben habe, als was Luther hier und da selbst gelehrt hat. Weil ich aber alle harte und derbe Ausdrücke vermieden habe, meinen sie, ich sei mit Luthern nicht einverstanden". Kräftig und energisch bewies er sich 1529 auf dem Reichstage zu Speier und sein vorzügliches Verdienst ist es, daß auch wider die Verdammung der Zwinglianer, die gar nicht gehört worden waren, protestirt wurde. Darauf glänzte seine gediegene, schlichte und klare Beredtsamkeit in dem Religionsgespräche zu Marburg, wo von seiner Seite Alles geschah, um die unter sich über einige Glaubenssätze streitende Reformatoren zu vereinigen, und es läßt sich nicht verkennen, wie er Luthern gern für die weit einfachere Ansicht der schweizer Reformatoren gewinnen mochte. Den größten Beweis seiner treuen Sorgfalt für die gute Sache eben sowohl, als seiner klugen Behutsamkeit, um in den aufgeregten Gemüthern nicht noch mehr das Feuer der Zwietracht anzufachen, geben seine allgemein faßlich, mit ebenso vieler Bestimmtheit als Mäßigung niedergeschriebenen 21 Glaubensartikel, welche die abweichenden Lehren und Gebräuche der neuen Gemeinde enthalten und weil sie

Digitized by Google

1530 zu Augsburg öffentlich vorgelesen wurden, unter dem Namen des Augsburgischen Bekenntnisses (confessio augustana) bekannt sind. Diese, sowie die, gegen die Widerlegung (refutatio) einiger katholischen Theologen, die ihm nicht einmal zur Durchsicht verabfolgt wurde, gerichtete Vertheidigung (apologia) trugen seinen Namen durch alle Länder der gebildeten Welt. So kam es dahin, daß ihn im Jahre 1535 Franz I. nach Frankreich berief, um sein Gutachten über Beilegung der auch dort ausgebrochenen Religionsstreitigkeiten abzugeben. Verweigerte auch der Kurfürst von Sachsen die Erlaubniß zu dieser Reise und zwar in so harten Ausdrücken, daß man wohl vermuthen muß, der Fürst habe den Verleumdungen der Feinde M.'s, er werde der guten Sache untreu werden können, Gehör gegeben: so war doch diese Einladung, sowie die bald darauf erfolgte nach England, obwohl sie von Heinrich VIII. eigennütziger Absichten wegen geschah und M. sich von einer Reise dahin wenig Erfolg versprach, ein Beweis der seltenen Anerkennung dieses Mannes von Freund und Feind. Mitten unter diesen Lorbeern trafen ihn manche harte Schläge und sein leichtreizbares Gemüth litt so leicht geistige Schmerzen, daß er dadurch 1539 in eine Krankheit verfiel. Kaum genesen trat er 1540 eine Reise nach Hagenau an, um der dortigen, zwischen Protestanten und Katholiken angestellten Unterredung beizuwohnen, allein ein Rückfall der Krankheit hielt ihn in Weimar fest, die Kunst der Aerzte scheiterte an dem hinzugetretenen Seelenleiden und es bedurfte wirklich des nacheilenden Luther's Zuspruchs, ihn vornehmlich über die Gutheißung der Doppelehe des Landgrafs von Hessen zu beruhigen, sollte sein Leben nicht verloren gehen. Das Religionsgespräch zu Hagenau unterblieb, es sollte 1541 zu Worms angestellt werden. Auch hier kam es zu keinem Entscheid. Die Zusammenkunft erfolgte kurz darauf zu Regensburg. M. war auch dabei. Sein Streben als Friedensbote zu walten, war den Protestanten ein Aergerniß, den Katholiken eine Thorheit. Allerdings auch mochte M. die Menschen oft zu gut nehmen und vereinigen wollen, da wo nur Trennung zum Ziele führte. So ging es ihm auch als Vermittler zu Bonn, wohin ihn der Kurfürst von Köln, Hermann Graf zu Wied, beschied, um die religiösen Angelegenheiten zu ordnen. M. wollte die Abweichung gewisser Auctoritäten nicht aufs Aeußerste treiben und gab darum oft seine gute Sache in ihre Gewalt, aus der er sie gerissen hätte, wenn er sie nicht anerkannte. Und daher die ewigen Vorwürfe seiner Freunde. — Die Sache der Protestanten wurde indeß immer verwickelter. Das Privatleben M.'s trat immer mehr hinter sein öffentliches Wirken zurück und seine Geschäfte mehrten sich in dem Maße, als sein Ansehn mit Luther's Tode (s. Luther) mehr und mehr stieg und er die Hauptstütze der sächsischen Reformation wurde. Häusliche Leiden, das Dahinscheiden mehrerer Freunde und der ausgebrochene schmalkaldische Krieg, der ihn bald hierhin bald dahin trieb, erschwerten seine Sorge für die gute Sache ungemein. Nachdem der Kurfürst von Sachsen bei Mühlberg gefangen genommen, ward die äußerliche Stellung M.'s immer unsichrer und unselbständiger; doch entschied er sich endlich, unter dem Schutz des vom Kaiser eingesetzten, den Protestanten verdächtigen Kurfürsten Moritz, nach dem geliebten Wittenberg zu gehen. Dies, sowie frühere Erinnerungen an sein Nachgeben gegen die Katholiken, seine Annäherung an die Schweizer und überhaupt seine in spätern Zeiten anders ausgesprochenen Ueberzeugungen über Glaubenssätze, z. B. über den freien Willen und die Lehre von der Rechtfertigung, wo Luther bekanntlich dem strengen Augustinischen System gefolgt war, brachten seinen Gegnern die erwünschte Gelegenheit, ihn in eine Masse ärgerlicher Streitigkeiten zu verwickeln. Die Kirchengeschichte jener Zeit giebt darüber weitläufigen Aufschluß. Es war der osiandrische Streit über die Lehre von der Rechtfertigung; der interimistische oder adiaphoristische Streit über die Unterscheidungslehren von der katholischen sowie der reformirten Partei, geführt von starren Lutheranern, die sich streng an Luther's Worte und Formeln banden und denen die freiere Ueberarbeitung der Augsburgischen Confession ein Aergerniß war; vornehmlich aber auch die synergistischen Streitigkeiten, die M. hart trafen, seit er eben in seiner zweiten Ausgabe der Confession offner und entschiedener von Augustin's Ansicht über die völlige Unfähigkeit der Menschennatur abgewichen war. In diesen Streitigkeiten, die noch dazu oft aus früherem

Digitized by Google

Haß mit Persönlichkeiten geführt wurden, erlitt der sich nur der Pflichterfüllung bewußte M. viele harte Schläge, ward verketzert, mußte sich 1554 auf einer Synode zu Naumburg rechtfertigen und kam dahin, daß er endlich selbst über seine innere Ueberzeugung mit sich unruhig, oft lange in die Einsamkeit entfloh, um von Dem Licht und Trost zu erbitten, der die Wahrheit ist und das Leben. Diese und ähnliche Dinge hatten den Abend seines Lebens beschleunigt, noch einmal bot er seine Kraft auf, 1557, zu einem Versuche, die Katholischen und Evangelischen, die ungeachtet des 1555 geschlossenen Friedens immer noch sich beeinträchtigten, auf einer Versammlung zu Worms zu vereinigen, aber vergeblich. Seine letzte Hauptreise, die er unternahm, war nach Heidelberg, die dortige Universität zweckmäßiger einzurichten. Hier erhielt er die Nachricht von den am 11. Oct. 1557 erfolgten Tode seiner Gattin, kehrte an allen Kräften gebrochen nach Wittenberg zurück und wendete sein ganzes Herz voll Liebe auf den Kreis seiner Zuhörer und Freunde. Die rauhe Witterung des März 1560 überraschte ihn auf einer Reise von Leipzig, er verfiel in ein Wechselfieber, die Aerzte versicherten, daß sein Leben den Kampf nicht bestehen werde. Da ließ der um das Wohl der Menschheit bekümmerte Mann unter seinem Papier nachsuchen, um seinen letzten Willen aufzufinden, der seine Glaubensmeinungen, sein Vermächtniß an sein Volk enthielt; da es nicht gefunden werden konnte, wendete er die letzten Stunden seines unermüdlichen Lebens an, es von neuem aufzusetzen; aber er brachte es nicht zu Ende. Seine letzten Worte, als man ihn fragte, ob er noch ein Verlangen habe, waren: „Nichts als die Einigkeit der Kirche"! Und so sprach er in diesen letzten Worten den Sinn seines ganzen Lebens aus. Er starb am 19. April 1560.

Seine äußere Erscheinung anlangend, trug sein kleiner aber wohlgebildeter und zierlich gebauter Körper die Bescheidenheit, Nachgiebigkeit, Sanftheit und das Schönheitsgefühl seiner Seele zur Schau. Auf seiner erhabenen Stirn lag das Gepräge des freien, scharfen Geistes, in seinem blauen Auge glänzte die Freundlichkeit, Aufrichtigkeit und Menschenliebe, alle seine Züge, sein ganzes Wesen verriethen den geselligen, muntern und witzigen Mann, der er in Gesellschaften war. Wie in seinen Schriften Klarheit des Begriffs und richtige Auffassung des Wesentlichen bei eindringlicher Darstellung überall zu finden war, so war er auch in seinem persönlichen Umgange die Seele der Gesellschaft und der Mann, welcher Jeden zu behandeln und darum zu gewinnen wußte. Jedermann fand bei ihm liebevolle Aufnahme und seine Milde gegen Bittende ging so weit, daß er nicht selten wegen zu reichlicher Spenden in eigne Verlegenheiten kam. Von seiner Familie überlebten ihn ein Sohn, der nur die Gutmüthigkeit von ihm geerbt hatte, aber nicht seinen Geist, und eine in Wittenberg verheirathete Tochter; eine ältere Tochter war schon 1547 gestorben. Sein Leben beschrieb sein Freund Joachim Camerarius; ein „Verzeichniß seiner Schriften" lieferte Rotermund (Bremen 1814). Seine „Opera" (5 Bde., Basel 1541) enthalten seine sämmtlichen theologischen, philosophischen und philologischen Schriften, mit Ausnahme seiner Reden; die von seinem Schwiegersohne Peucer besorgte Ausgabe seiner „Opera" (4 Bde., Wittenb. 1562—64, Fol.) enthält nicht einmal die theologischen Schriften vollständig. Die neueste und vollständigste Ausgabe von M.'s Schriften besorgte Bretschneider in dem „Corpus reformatorum" (1—14 Bd., Halle 1834—47, Fol.). Vergl. Galle „Versuch einer Charakteristik M.'s als Theologen" (Halle 1840) und Matthes „Philipp M., sein Leben und Wirken aus den Quellen dargestellt" (Altenb. 1841).

Melanippe, die Tochter des Chiron, ward von Aeolus geschwängert und floh in das Gebirge des Pelion, wo sie die Götter bat, sie in ein Pferd zu verwandeln, damit sie von ihrem Vater, der sie suchte, in ihrem Zustande nicht erkannt werde. Artemis erhörte ihre Bitte und versetzte sie in dieser Gestalt unter die Gestirne. — Eine andere Melanippe, Tochter Aeolus II. oder Desmontes, gebar vom Poseidon zwei Söhne, den Böotos und Aeolus III. Sie wurde deshalb von Desmontes geblendet und in einen Thurm eingesperrt. Die Kinder waren ausgesetzt, von einer Kuh gesäugt und von Hirten aufgezogen worden. Theano, welche fürchtete, als unfruchtbar von ihrem Gemahl Metapontos, König von Ikarien verstoßen zu werden, schob sie als die ihrigen unter. Als sie aber selbst zwei Söhne

Digitized by Google

geboren hatte, stellte sie diese an, jene zu ermorden. Die Söhne des Poseidon siegten jedoch und Theano entleibte sich selbst. Poseidon gab sich ihnen jetzt als Vater zu erkennen und theilte ihnen das Schicksal ihrer Mutter mit. Hierauf tödteten sie den Desmontes, befreiten ihre Mutter, der Poseidon das Gesicht wieder gab und brachten sie zum Metapontos, der sich mit ihr vermählte. — Eine dritte Melanippe, die Königin der Amazonen, eine Schwester der Hippolyte, wurde von Herakles im Kampfe mit den Amazonen gegen das Wehrgehänge freigelassen.

Melanippus, der Sohn des Astakos, erlegte bei der Vertheidigung Thebens den Tydeus und Mekisteus, wurde aber selbst durch Amphiaraos (s. d.) getödtet. Sein Grab zeigte man bei Theben am Wege nach Chalkis. — Melanippus hieß ferner der Sohn des Theseus und der Perigune, der Tochter des Sinis und Vater des Jorus, sowie der Sohn des Ares und der Tritäa, der Erbauer der Stadt Tritäa in Achaja.

Melas, Baron von, aus einer mährischen Familie stammend, diente im 7jährigen Kriege unter Daun als Adjutant und befehligte 1794 als Feldmarschallieutenant an der Sambre, 1795 am Rhein und 1796 in Italien, zum Theil selbständig, zum Theil unter Wurmser, Alvinzi und dem Erzherzog Karl. Im Jahre 1799 zeichnete er sich bei Cassano, Trebbia und Novi aus, eroberte mit Suwarow die ganze Lombardei und schlug die Franzosen den 3. Nov. bei Genola. Im Jahre 1800 war er jedoch minder glücklich. Das Genie Napoleon's überflügelte ihn; er wurde den 16. Juni bei Marengo geschlagen. In dieser gefährlichen Lage schloß er eine Art Capitulation, vermöge welcher er sich nach Mantua zurückzog. Dennoch wurde M. 1806 zum Präsidenten der Commission ernannt, welche über die berüchtigte Capitulation des Generals Mack zu Ulm entscheiden sollte. Er starb 1807 zu Prag als commandirender General von Böhmen.

Melas ist der Name mehrerer Flüsse im Alterthum, unter denen wir den Melas in Böotien erwähnen, jetzt Mauro Nero. Er wird bald nach seinem Ursprunge schiffbar und ergießt sich theils in den Kephisos (s. d.), theils in den See Kopais (s. d.).

Melbourne, William Lamb, Viscount, ein englischer Staatsmann, der besonders in jüngster Zeit durch die von ihm bekleidete Premierministerstelle bekannt geworden, war am 15. März 1779 geboren. Sein Vater, Sir Peniston Lamb, hatte die Würde eines Viscount Melbourne schon im Jahre 1770 erhalten, war 1815 zum englischen Pair creirt worden und starb 1828. William erhielt seine wissenschaftliche Bildung auf der Schule zu Eton und der Universität Oxford, kam bald nach beendigten Studien ins Parlament, wo er sich den Whigs anschloß, wurde in der Folge Staatssecretär für Irland und erhielt unter Lord Grey (s. d.) das Ministerium des Innern. Er fand das Land in großer Aufregung, die öffentliche Ruhe durch Verbindungen und Verbrechen gestört und vermochte nur mit großer Anstrengung die öffentliche Ordnung wiederherzustellen. Besonders gelang es ihm, die Arbeiterassociationen unschädlich zu machen. Als endlich Grey im Sommer 1834 sein Amt als Premierminister niederlegte, glaubte der König in Lord Melbourne den besten Ersatzmann gefunden zu haben und dieser wurde nun erster Lord des Schatzes und damit das Haupt der neuen Verwaltung. Allein die Zeit seiner Amtsführung sollte nicht von langer Dauer sein. Zerwürfnisse und Mangel an Uebereinstimmung unter den Gliedern des Kabinets selbst, das Durchfallen zweier von den Liberalen eingebrachten Bills, über die Reform der irländischen Kirche und die Zulassung der Dissenter zu den Universitäten, dazu auch wohl manche von der torystischen und eigentlichen Hofpartei ausgehende Machinationen hatten bereits den Sturz des Whig-Ministeriums vorbereitet, als der Tod des Grafen Spencer die Entscheidung herbeiführte. Der Sohn desselben nämlich, der bekannte Lord Althorp, bisher wie unter Grey so auch noch unter Melbourne Kanzler der Schatzkammer und als solcher Chef oder Führer der Ministerialseite (ministerial leader) im Hause der Gemeinen, war durch jenen Todesfall zur Pairie gelangt und mußte in Folge hiervon seinen Sitz im Oberhause einnehmen. In einer Unterredung mit dem Könige wegen der zu treffenden Arrangements am 14. Nov. 1834, sprach der König sein Mißfallen über die Uneinigkeit des Ministeriums, namentlich in Bezug auf die Kirchenfrage aus; und entließ

Digitized by Google

M. des Ministeramtes. An die Stelle des bisherigen Whig-Ministeriums trat nun das Wellington-Peel'sche Tory-Ministerium. — Als dieses sich aber genöthigt sah, in Folge der von Russel im Unterhause eingebrachten Appropriationsclausel das Amt schon am 8. April 1835 wieder niederzulegen, erhielt M. zum zweiten Male den Auftrag, ein Whigministerium zu bilden und wählte zu seinen Collegen die Lords Lansdowne, Auckland, Russel, Palmerston, Spring-Rice, Howick ꝛc. Anfangs entwickelte dieses Ministerium eine große und glänzende Thätigkeit nach innen und außen; bald aber nach der Thronbesteigung der Königin Victoria, die M. in den Geschäften unterwiesen, verlor er mehr und mehr die Anerkennung der Parteien. Schon in der Sitzung von 1837 entzogen ihm die Radicalen sichtlich ihre Stimmen und dieser Abfall trat noch entschiedener hervor, als die Agitationen der Chartisten und die Discussionen der Korngesetze begannen. In der Sitzung von 1839, wo die Minister auf die Dispensation der Verfassung von Jamaica antrugen, erhielten sie nur eine Majorität von fünf Stimmen, worauf M. am 7. Mai mit seinen Collegen die Verwaltung niederlegte. Da aber die Königin den Tories gegenüber die Whigs aus den Hofämtern nicht entfernen wollte, traten dieselben wieder zurück und M. mußte mit den Seinigen die Regierung wieder übernehmen. Die vereinzelte Stellung, in welche er sich versetzt sah, machte ihn jedoch im Parlamente völlig ohnmächtig; dagegen zeigte das Ministerium in den auswärtigen Verhältnissen große Thätigkeit und verwickelte sich in den Krieg mit den Afghanen und Chinesen. Im Jahre 1841 trug endlich Peel bei den Verhandlungen über die Kornbill im Unterhause darauf an, dasselbe möge erklären, die Minister hätten das Vertrauen des Hauses verloren. Da M. nur durch die Majorität von einer Stimme siegte, löste er das Parlament auf und berief zum 19. Aug. ein neues. Doch die Radicalen entzogen auch diesmal der Regierung ihre Unterstützung und M. mußte mit seiner Partei am 28. Aug. dem Ministerium Peel (s. d.) weichen. Er starb am 24. Nov. 1848 zu Brocket-Hall. M. war ein gewandter, talentvoller und gebildeter Charakter. Er schrieb das Lustspiel „The fashionable friends" („Die Freunde nach der Mode"). Die Neigung zur Literatur führte ihn auch 1805 zur Vermählung mit der als Romanschriftstellerin bekannten Tochter des Grafen Besborough, Caroline Lamb (s. d.), die 1828 starb. — Ein Bruder M.'s, Frederik James Lamb, geb. am 17. April 1782, war erst Gesandter in Frankfurt, dann in Madrid, endlich in Wien. — Ein jüngerer, George Lamb, geb. am 11. Juli 1784, trat in das Unterhaus, war später Unterstaatssecretär im Ministerium des Innern und starb am 2. Jan. 1833.

Melchisedek, d. h. König der Gerechtigkeit, Herrscher von Salem (Jerusalem), das er begründet haben soll und zugleich Priester, galt schon den Juden als Typus des Messias und wird daher im „Briefe an die Hebräer" als Vorbild Jesu, des wahren Hohenpriesters, benutzt. Hierax, ein Anhänger des Origenes im 3. Jahrhundert, deutete den M. allegorisch vom heiligen Geiste. — Die Melchisedekiten, eine angeblich von einem gewissen Theodotus im 3. Jahrhundert gestiftete Secte, sollen Christum unter M. gestellt haben, weil jener nur für die Menschen, dieser aber für die Engel gewirkt habe.

Melchthal, Thal im Schweizercanton Unterwalden, von dem Arnold von Melchthal den Namen führt. Arnold's Vater war ein wohlhabender Gutsbesitzer, dem der Vogt von Landenberg ein Gespann Ochsen wegtreiben ließ, worüber ergrimmt Arnold den Knecht des Vogts schlug und floh. Der Vogt ließ dem Vater Heinrich von M., der seines Sohnes Aufenthalt nicht verrathen wollte, die Augen ausstechen, wornach jener sich mit Fürst und Stauffacher zur Aufregung und Befreiung der Schweiz (s. d.) verband.

Meleager, Sohn des Oineus oder des Ares (Mars) und der Althäa. Bald nach seiner Geburt verkündeten die Moiren (Parzen) der Mutter, der Sohn, den sie geboren, werde tapfer werden und großmüthig und so lange leben, als der eben auf dem Herde liegende Feuerbrand noch nicht verzehrt sei. Kaum hatten sich die Parzen entfernt, so hob die Mutter den Feuerbrand sorgfältig auf. M. wuchs heran, wurde stark und kräftig, ein tapfrer Krieger und ein unerreichbarer Meister im Speerwerfen. Er ging mit den Argonauten nach Kolchis, erlegte den Kalydonischen Eber und die Haut desselben schenkte er

Digitized by Google

seiner geliebten Atalanta. Als er aber die Brüder seiner Mutter erschlug, weil sie der Atalanta die Eberhaut gestohlen, warf darüber racheentflammt seine Mutter Althäa, den verhängnißvollen Brand ins Feuer und mit ihm verlosch auch das Leben des muthigen M. Vor Kummer darüber starb M.'s Gemahlin Kleopatra. Althäa tödtete sich und seine Schwestern wurden in Vögel verwandelt. Wir besitzen noch mehrere Abbildungen des M. aus dem Alterthume. — Homer dagegen erzählt: Nach der Jagd des Ebers entbrannte durch Artemis Streit zwischen den Kureten und Aetoliern um Kopf und Haut des Ebers. Die Kureten siegten nicht, so lange M. die Aetolier unterstützte. Aber M. hatte die Brüder seiner Mutter erschlagen, diese verwünschte ihn, er schloß sich in den Mauern von Kalydon ein, allen Bitten widerstehend, bis die Kureten schon auf den erstürmten Mauern standen. Da schlug er sie, und Homer läßt uns ahnen, daß er im Kampfe fiel.

Meleager, ein griechischer Epigrammendichter aus Gadara in Palästina oder Syrien, lebte um 60 vor Chr. noch unter den letzten Ptolemäern. Er machte sich namentlich dadurch bekannt, daß er eine Sammlung epigrammatischer und ähnlicher Dichtungen der frühern und spätern Zeit unter dem Titel „Stephanos" d. i. Kranz, zusammentrug. Sie umfaßte die Erzeugnisse von 46 zum Theil berühmten Dichtern, ist aber leider untergegangen. Vergl. Passow „De vestigiis coronarum Meleagri et Philippi in anthologia graeca" (Bresl. 1827). Seine eigenen Poesien, von denen wir noch eine ziemliche Zahl besitzen, sind besonders von Manso (Jena 1798) und am vollständigsten von Gräfe (Lpz. 1811) gesammelt und herausgegeben worden.

Melendez Valdes, Don Juan, einer der ausgezeichnetsten neuern Dichter Spaniens, geb. am 11. März 1754 in dem Flecken Ribera del Fresno im Bisthum Badajoz, machte seine philosophischen Studien in Madrid und studirte nachher mit Unterstützung des Bischofs von Segovia zu Salamanca die Rechte. Hier hielt sich damals der Dichter Cadalso (s. d.) auf und M. gehörte bald zu den ausgezeichnetsten in dem um jenen versammelten Kreise gleichgesinnter junger Leute. Von ihm datirt sich das Wiedererwachen des Nationalbewußtseins, das Abwerfen der französischen Fesseln und die Rückkehr zu den heimischen classischen Mustern. Er besang in dieser seiner Jugendperiode die Freuden des Studenten- und Landlebens mit reizender Anmuth und einfacher Natürlichkeit in den alten Nationalformen. Selbst die Akademie krönte 1780 seine berühmte Ekloge „Batilo". Im folgenden Jahre lernte er in Madrid Jovellanos (s. d.) persönlich kennen, durch dessen Einfluß er Professor an der Universität zu Salamanca wurde. Im Jahre 1789 erhielt er eine Anstellung bei der Audiencia in Saragossa, 1791 in der Justiztanzlei zu Valladolid und 1797 wurde er Fiscal beim Obercriminalgerichtshofe zu Madrid, wo er nun auch Gelegenheit fand, sich als öffentlicher Redner im glänzendsten Lichte zu zeigen. Er hatte schon, begünstigt vom Justizminister Jovellanos, Aussicht zu der glänzendsten Laufbahn, als er im folgenden Jahre in den durch den Friedensfürsten herbeigeführten Sturz des Jovellanos verwickelt ward. Er wurde zunächst nach Medina del Campo und im Jahre 1800 nach Zamora verwiesen. Erst 1802 gelang es seinen Freunden, ihm die Rückkehr auszuwirken, worauf er Salamanca zu seinem Aufenthalte wählte. Nach dem Sturze des Friedensfürsten kehrte er nach Madrid zurück. Hier ward er bald in das Treiben der Parteien verwickelt und ließ sich durch Murat bewegen, eine Reise nach Asturien zu machen, um die Gemüther zu beruhigen. Diese Sendung brachte ihm in Oviedo dem Tode ziemlich nahe, denn das gegen ihn als Vaterlandsverräther empörte Volk führte ihn bereits hinaus, um ihn erschießen zu lassen, als er fast durch ein Wunder gerettet wurde. Er kehrte darauf nach Madrid zurück, wo er durch Napoleon's persönliche Aufforderung geschmeichelt, sich bewegen ließ, Fiscal, Staatsrath und Präsident der Junta des öffentlichen Unterrichts zu werden. Die Folge davon war, daß er bei dem Siege der nationalen Sache mit den Franzosen flüchten mußte und als Vaterlandsverräther proscribirt wurde. In Frankreich kaum vor Mangel geschützt, starb er zu Montpellier am 24. Mai 1817 und wurde zu Montferrier begraben, wo ihm der Herzog von Frias später ein Denkmal errichtete. Seine gesammelten Gedichte, die 1785 zuerst in einem Bande erschienen, dann in der zweiten

Digitized by Google

Auflage drei Bände füllen (Valladolid 1797), von denen aber die neu hinzugekommenen sich durchaus nicht mehr mit jenen seiner ersten Dichterperiode vergleichen lassen, erschienen nach seinem Tode in der von ihm selbst vorbreiteten dritten Auflage (4 Bde., Madr. 1820; wieder abgedruckt, Par. 1832; neueste Aufl., Barcel. 1838). Eine Auswahl derselben findet sich in Wolf's „Floresta de rimas modernas castellanas" (Par. 1837). Neben den Gedichten sind von M. noch seine „Discursos forenses" (Madr. 1820) zu erwähnen. Aber nicht allein durch seine eigenen Werke, sondern auch durch seinen noch dauernden Einfluß auf die Entwickelung der spanischen Poesie, sowie durch seine zahlreichen Schüler und Nachahmer hat er sich den Namen eines Restaurador del parnaso erworben.

Meletianer hießen die Anhänger des Bischofs Meletius (starb 329 n. Chr.) zu Lykopolis in Aegypten, welcher wegen Widerspenstigkeit und anderer Laster abgesetzt wurde, aber die Befugniß seiner Obern hierzu nicht anerkannte. Das Concilium zu Nicäa erkannte ihm zwar die bischöfliche Würde zu, untersagte ihm aber die bischöflichen Verrichtungen. Die hierdurch herbeigeführte Spaltung in der afrikanischen Kirche dauerte auch nach dem Tode des Meletius fort, bis gegen das Ende des 4. Jahrhunderts. — Außerdem nannten sich später die Anhänger des Meletius von Melitene, Bischofs von Antiochien, M. Dieser war 360 n. Chr. von Arianern zum Bischof gewählt, wegen später sich zeigender Orthodoxie aber verjagt, doch von Julian wieder eingesetzt worden. Auch die hierdurch verursachte Spaltung überlebte den Urheber lange, wenn auch der Name M. mit dem 381 erfolgten Tode des Meletius, der von der griechischen und römischen Kirche als Heiliger geehrt wird, aufhörte.

Melia hieß die Tochter des Okeanos, die durch Inachos (s. d.) Mutter des Phoroneus und Aegialeus wurde. Auch wird noch eine andere Tochter des Okeanos gleiches Namens erwähnt, welche von Apollon geraubt wurde und Mutter des Ismenios und des Sehers Teneros war. In der Mehrheit heißt ein Nymphengeschlecht so, welches die Erde, von den Blutstropfen bei der Entmannung des Kronos geschwängert, geboren haben soll.

Melikertes, Schutzgott der Schiffbrüchigen, Sohn des Athamas und der Ino (s. d.). — Als Meergott ward er unter dem Namen Palämon verehrt, von Sisyphus wurden ihm zu Ehren die isthmischen Spiele gestiftet. Die Römer verwechselten den Palämon mit ihrem Hafengotte Portumnus, dem zu Ehren sie den 17. Aug. die Portumnalia feierten, und den sie mit einem Schlüssel in der Hand abbildeten.

Melilotenklee oder Steinklee heißt eine in feuchten Gebüschen, an Ufern und Wegen häufig wachsende 2jährige Pflanze, welche von Linné zum Klee gerechnet wird. Kraut und Blüthen nehmen beim Trocknen einen starken eigenthümlichen Geruch an, weshalb man beides zur Abwehrung von Insecten in Pelzwerk und Kleidungsstücke legt. Außerdem liefert die Blüthe den Saft, womit in der Schweiz der Käse grün gefärbt wird. In der Landwirthschaft ist diese Kleeart von nur geringem Nutzen und empfiehlt sich weder als Mähe- noch als Weidepflanze. In der Medicin wird sie als erweichendes und schmerzstillendes Mittel in Breiumschlägen und Pflastern angewendet.

Melioriren, verbessern, bezeichnet in der Rechtssprache besonders Handlungen, durch welche der bleibende Ertrag eines Grundstücks erhöht wird. Bei mehreren Rechtsgeschäften hat in solchen Fällen der zeitweilige Inhaber eines solchen Grundstücks das Recht, dem wirklichen Eigenthümer desselben die auf solche Meliorationen verwendeten Kosten in Anrechnung zu bringen. Dem Melioriren ist der Begriff des Deteriorirens entgegengesetzt.

Melis, s. Zucker.

Melismatisch. Im weitesten Sinne jede Verzierung der Hauptnoten der Melodie mit durchgehenden und Wechselnoten (Figuren). In der Vocalmusik besonders bezeichnet es, daß auf einer Sylbe mehrere Töne gesungen werden, im Gegensatze zum syllabischen Gesang, bei welchem Sylbe gegen Note kommt. Letzterer kann unvermischt gebraucht werden (z. B. im Recitativ, Choral fast immer), der melismatische Gesang nur

Digitized by Google

in Verbindung mit jenem. In der Arie bezeichnet Melisma überhaupt Dehnung der Sylbe auf eine Reihe von Tönen, Coloratur. Endlich, wiewohl ſelten, nennt man eine leichte gefällige Melodie wohl melismatiſch, weil eben jene kleinen Verzierungen dem Ohre mehr Reiz verurſachen.

Meliſſe iſt eine in Süddeutſchland, Frankreich, der Schweiz und Italien wildwachſende, ſtark aromatiſch riechende, ausdauernde Pflanze, welche auch beſonders angebaut wird. Die getrockneten Blätter dienen als Arzneimittel; die grünen geben einen guten Thee. Verſchieden davon iſt die türkiſche Meliſſe, welche in der Moldau einheimiſch iſt. Die Blätter dieſer Pflanze, welche häufig in Gärten angebaut wird, werden zum Würzen mancher Speiſen und die Blüthen zu Thee benutzt; auch gewähren letztere den Bienen reichen Stoff zu Honig.

Meliſſeus, ein König von Kreta, war von der Amalthea (ſ. d.) Vater der Nymphen Adraſtea und Ida, denen die Rhea den kleinen Zeus zur Erziehung übergab.

Meliſſos aus Samos, lebte um 440 v. Chr. Er widmete ſich mit Eifer dem praktiſchen Leben und befehligte ſogar einſt eine Flotte ſeiner Landsleute gegen die Athenienſer. Obgleich er gewöhnlich unter den griechiſchen Philoſophen aufgezählt wird, ſo verhielt er ſich doch gegen die Wiſſenſchaft nur wie ein gebildeter Dilettant. Er wird ein Schüler des Parmenides genannt, d. h. er war einer von den Vielen, welche ſich mit der Anſchauungsweiſe dieſes ihres großen Zeitgenoſſen befreundet hatten. Irgend einen weſentlichen Unterſchied ſeiner Anſicht von der des Parmenides geben die über ihn berichtenden Schriftſteller nicht an. Was ſie von ihm ſagen, beweiſt nur, daß er ſich bemühte, die oft dunkel ausgedrückten Lehrmeinungen des Parmenides in einer für das gewöhnliche Bewußtſein bequemeren Weiſe aufzufaſſen, wobei indeſſen die Tiefe der betreffenden Anſichten weſentlich gelitten zu haben ſcheint.

Melk oder Mölk, eine reiche Benedictinerabtei im öſterreichiſchen Kreiſe ob dem Wienerwalde, bei dem Marktflecken gleiches Namens, liegt auf einem hohen Felſen an der Donau, iſt prächtig gebaut, von bedeutendem Umfange und enthält ein Gymnaſium, ein Prieſterſeminar, einen botaniſchen Garten nebſt Naturalienſammlung und eine große Bibliothek, die beſonders wegen ihrer Handſchriften geſchätzt wird. Urſprünglich ſtand hier ein von den Römern gebautes Caſtell, welches den Avaren mit Erfolg widerſtand; ſpäter wurde dieſer Ort unter dem Namen Medelikhe, d. h. Eiſenburg, einer der feſteſten Plätze der Magyaren. Markgraf Leopold eroberte M. von den letztern 984 und machte es zu ſeiner Reſidenz, gründete auch daſelbſt ein mit Benedictinern aus Subiaco beſetztes Kloſter. Leopold IV. vermehrte die Güter dieſes Kloſters, welches zugleich unmittelbar unter die Gerichtsbarkeit des Papſtes geſtellt wurde. Als ſpäter Unordnung eingeriſſen war, ſendete Papſt Martin V. 1420 abermals Benedictiner aus Subiaco zur Reformirung der Mönche dahin. Eine große Anzahl deutſcher Klöſter ſchloß ſich an dieſe Reform unter dem Namen der Congregation von M. an, auch wurde dieſelbe 1623 unter den rein öſterreichiſchen Klöſtern noch inniger befeſtigt. Ein Beweis für die natürliche Feſtigkeit des Orts iſt es, daß derſelbe 1612 ſogar eine Belagerung aushielt.

Melo, Don Francisco Manuel de, eigentlich Mello, einer der claſſiſchen Geſchichtsſchreiber in ſpaniſcher Sprache, geb. den 23. Nov. 1611 zu Liſſabon, ſtammte aus einer altadeligen Familie, die mit dem Hauſe Braganza ſtets eng verbunden war. Seine Aeltern beſtimmten ihn, da er früh bedeutende Anlagen zeigte, dem gelehrten Stande, er ſelbſt aber trat, als er mit 17 Jahren ſeinen Vater verlor, um ſchneller weiter zu kommen, in Militärdienſte. Später wurde er auch zu diplomatiſchen Sendungen verwendet. Er ſtand in Flandern als Oberſter, als die Inſurrection in Catalonien gegen Philipp IV. ausbrach. Er wurde mit ſeinem Regiment dahin entſendet und erhielt auch den Auftrag, die Geſchichte dieſes Kriegs aufzuzeichnen. Als aber 1640 Portugal von Spanien ſich trennte, wurde er, als ein treuer Anhänger des nun auf den Thron ſeines Vaterlandes erhobenen Hauſes Braganza, dem ſpaniſchen Hofe verdächtig und eingezogen. Nachdem er ſich gerechtfertigt, verließ er auf immer die ſpaniſchen Dienſte und begab ſich nach Liſſabon, um ſich ganz ſeinem

Digitized by Google

Vaterlande zu weihen. Auch diesem diente er in diplomatischen Verhandlungen, vorzüglich mit England und Holland und durch seine militärischen Kenntnisse. Endlich aber wurde er von seinen Feinden fälschlich des Meuchelmords des Francisco Cardoso angeklagt, eingekerkert, seiner Güter verlustig erklärt und trotz seiner Rechtfertigung auf immer nach Brasilien verbannt. Der Cardinal Mazarin bewirkte 1648 seine Zurückberufung, worauf er sich fast ausschließend mit der Vollendung und Herausgabe seiner zahlreichen Werke beschäftigte. Es erschienen an hundert Bände historischen, politischen, moralischen und poetischen Inhalts von ihm in Lissabon, Madrid, Rom, Lyon u. s. w. im Druck. Er starb zu Lissabon den 13. Oct. 1666. Von diesen vielen Werken ist sein berühmtestes, durch das er auf die Nachwelt gekommen, seine „Historia de los movimientos, separacion y guerra de Cataluña en tiempo de Felipe IV.", die er zuerst unter dem Namen Clemente Libertino zu Lissabon 1645 herausgab und wovon mehrere Auflagen erschienen, die beste von Vicente Ferrer (2 Bde., Par. 1826—32), wieder abgedruckt in Ochoa's „Tesoro de historiadores esp." (Par. 1840) und in Jaime Tio's „Tesoro de los autores illustres" (Barcel. 1841). Diese Geschichte, die er als Augenzeuge und im Geiste der Alten schrieb, gilt auch von Seiten des Stils als classisches Muster. Noch verdienen seine Gedichte, besonders die satirischen und komischen, erwähnt zu werden, die im Geschmacke Quevedo's, seines vertrauten Freundes, geschrieben sind („Las tres Musas de Melodino" Lissab. 1649 und Lyon 1665).

Melodie heißt im Allgemeinen die geregelte Tonfolge im Gegensatz zur Harmonie oder gleichzeitigen Tonverbindung (dem Zusammenklang); im Besondern aber eine Tonreihe, welche sich durch den Wechsel der Verhältnisse nach Höhe und Tiefe, sowie nach dem Zeitwerth dem Ohre als ein abgerundetes Ganze oder als Glied eines Ganzen vom bestimmten Gepräge oder Gefühlsausdrucke darstellt. Oft heißt aber auch M. die vorherrschende oder Hauptstimme eines Stückes. Ob man gleich in gewisser Beziehung ein rein melodisches Element (das Höheverhältniß oder der Intervallenwechsel) dem rhythmischen (Zeitverhältnisse) entgegensetzen kann, so gehört doch wesentlich zur M. eine klare rhythmische Gestaltung. Die Lehre von der regelrechten Gestaltung der Melodie heißt *Melodik*, welche die äußere Ausbildung der Melodie und die Vermeidung von Fehlern lehrt. Das eigentliche Erfinden einer Melodie kann sie aber ebenso wenig lehren, wie die Logik das Denken.

Melodrama, das mit Musik begleitete Schauspiel. Instrumentalmusik unterbricht die Declamation und schiebt sich bald in größeren bald in kleineren Massen und in unbestimmten Formen, zwischen die Perioden und Redesätze ein, um die Empfindungen, die in der Rede ausgesprochen werden, zu verstärken und auszumalen. Man nennt dies Drama, welches in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Deutschland Epoche machte, auch Monodrama oder Duodrama, im Fall nur ein oder zwei Personen darin eingeführt werden. Die Erfindung dieser musikalisch dramatischen Form schreibt man Rousseau zu, dessen Pygmalion den Schauspieler Brandes auf die Idee brachte, die Gerstenberg'sche Cantate Ariadne auf jene Weise zu bearbeiten, als Glanzrolle für seine Frau. Georg Benda componirte den musikalischen Theil. Hierauf folgte die Medea von Gotter mit Musik von demselben Componisten, sein berühmtestes Werk. Reese und Abt Vogler sind noch bekannt mit gleichen Leistungen, jener componirte die Sophonisbe von Meißner, dieser Lichtenberg's Lampedo.— Jetzt ist dieses Zwittergeschlecht von Musik und Drama, indem sich beide Künste nicht recht heimisch fühlen konnten, ausgestorben und in der Oper mit verschlungen.

Melone, eine Frucht, ursprünglich in Asien heimisch, die wegen ihres Wohlgeschmacks und Geruchs, saftigen und zuckerreichen Fleisches, schon seit längerer Zeit in unsern Gemüsegärten eingeführt ist, wo sie in Mistbeeten gezogen wird. Die Samenkerne kommen größtentheils aus Italien. Sehr große, wohlschmeckende Melonen erbaut man in der Umgegend von Astrachan. In den deutschen Gärten werden besonders zwei Arten gezogen, die *Kantalupen*, mit plattrunden, warzigen, unförmlichen Früchten von schwarzgrüner, gelber oder weißer Farbe, die zwar dicke Schalen haben, deren Fleisch aber für das feinste

Digitized by Google

gehalten wird und die Netzmelone, welche mit netzförmigen Erhöhungen überzogen, dünnſchaliger iſt und früher reift als jene. Auch die Waſſermelone (Cucurbita citrullus) eine Kürbisart, die in vielen im Sommer regenloſen Ländern, wie Perſien, Südrußland, Ungarn, Südſpanien, Chile, Neuholland, ſehr wohl gedeiht, wird zu den Melonen gerechnet. Vergl. Jacquin „Monographie complète du melon" (Paris 1833).

Meloplaſt heißt in der Geſchichte der Muſik eine neue, in Frankreich erfundene Methode des muſikaliſchen Unterrichts, welche indeſſen wegen mannichfaltiger Mängel in Deutſchland keinen Eingang gefunden hat. Sie findet ſich beſchrieben in dem Werke (von Galin und Ph. de Geslin „Cours analitique de musique" (Paris 1824).

Melos, jetzt Milo, iſt eine der Cykladen im griechiſchen Archipel, etwa 13 Meilen von der Küſte Morea's entfernt, 3 QM. groß, durchaus mit Bergen und Hügeln bedeckt, vulkaniſch und der Boden an manchen Stellen fortwährend ſo erhitzt, daß man die Hand in einer Tiefe von 12 Zoll verbrennt. Unzählige Höhlen und Grotten hauchen beſtändig Schwefeldunſt aus und verpeſten die Luft. Alle Vegetabilien der wärmern Zonen wuchern in dieſem Treibhauſe, Baumwolle, Wein, Oel, edle Früchte und Koloquinten in Ueberfluß; ſelbſt das Vieh mehrt ſich ungemein und iſt ausgezeichnet; nur der Menſch will nicht mehr hier gedeihen und ſo bevölkert Melos vor Zeiten war, ſo verödet und menſchenleer iſt jetzt Milo; ſo daß kaum nur noch etwa 3000 Menſchen hier leben ſollen. Die Bewohner ſind Griechen. Milo iſt Hauptſtadt der Inſel, hat einen ſehr geräumigen Hafen, in welchem 1821 die zur Bewachung der Inſel auf zwei Kriegsſchiffen ausgeſtellte türkiſche Beſatzung durch eine Abtheilung der griechiſchen Flotte niedergehauen wurde; liegt aber jetzt verödet und wurde vor und während der Revolution von kaum 40 Familien bewohnt. Südlich von dem in Milo's Nähe liegenden Dorfe Kaſtro entdeckte 1814 Baron Haller aus Nürnberg die Lage des alten Melos. Er grub ein Amphitheater und Bruchſtücke marmorner Statuen und Säulen aus. König Otto, damals noch Prinz von Bayern, kaufte dieſen Platz, um weitere Schätze für ſein Antikencabinet zu ſuchen. Ebenſo entdeckte 1820 ein Grieche in der Nähe dieſes Theaters eine Statue, welche man faſt einſtimmig für die Venus von Melos hält. Sie befindet ſich gegenwärtig im Louvre zu Paris und wird ſowohl wegen Feinheit des Stoffes — ſie iſt aus dem ſchönſten pariſchen Marmor gebildet — als wegen des darauf verwandten Künſtlerfleißes, allgemein bewundert. Sie hat 6 Fuß und 3 Zoll Höhe, Bruſt und Leib ſind gut erhalten, die untern Theile verhüllt ein faltenreiches Gewand. Ein Abguß derſelben ſteht in der Berliner Antikengallerie zu Montbijou, einen zweiten beſitzt Herr von Quandt in Dresden.

Melpomene, die Muſe der Tragödien und Trauergedichte, war die Tochter des Jupiter und der Mnemoſyne. Eine ernſte Larve, oder eine Krone, wohl auch ein Cypreſſenzweig und ein Dolch in den Händen ſind im Bilde ihre Bezeichnungen. (S. Muſen).

Meluſine, eine der Feen (ſ. d.), die urſprünglich dem keltiſchen Volksglauben angehören, war nach der Sage die Tochter eines Königs von Albanien und einer Fee und vermählte ſich mit einem Ritter aus dem Hauſe Luſignan. Sie brachte ihm als Mitgift jedes Glück in vollem Maße zu, welches die damalige Zeit ſich nur denken konnte; dafür ſtellte ſie aber ſeinen Charakter und ſeine Einſicht auf eine dauernde ſchwere Probe. Sie mußte nämlich einen Tag in jeder Woche in der Geſtalt eines Fiſches, oder wie ſonſt auch die Sage lautet, halb Weib halb Fiſch, zubringen. Sie verbot daher dem Gemahle, an dieſem Tage in ihre Gemächer zu kommen, und als dieſes dennoch einſt geſchah, ſo verließ ſie ihn trauernd und zürnend und all ſein Glück mit ſich nehmend. So oft den Grafen von Luſignan, ihren Nachkommen, ein großes Unglück bevorſtand, wollte man ſie drei Tage zuvor auf dem Thurme des Schloſſes Luſignan in Poitou, das von ihrem Gemahl erbaut und ihr zu Ehren benannt worden (Luſineem, Anagramm von Meluſine) in Trauer geſehen und ein ſchmerzliches Wehgeſchrei ausſtoßen gehört haben. Als der Thurm 1574 abgebrochen wurde, verſchwand ſie auf immer. Aus den Sagen von ihr, wie ſie im Hauſe Luſignan heimiſch waren, verfaßte Jean d'Arras 1390 ein Gedicht, das ſpäter in proſaiſcher

Digitized by Google

Auflösung zum Volksbuch wurde. Zum deutschen Volksbuch wurde dasselbe durch Thüring von Ringoltingen aus Bern, der es 1456 übersetzte; gedruckt zuerst in Augsburg 1479.

Melville, Henry Dundas, Viscount, britischer Staatsmann und Pair von England, geb. am 28. April 1739 zu Edinburg, wo sein Vater Präsident des obersten Gerichtshofes war, widmete sich dem Rechtsstudium und erlangte seit 1763 als Sachwalter eine bedeutende Praxis. Die Regierung ernannte ihn 1775 zum Attorneygeneral von Schottland; bald darauf aber wählte ihn seine Vaterstadt ins Unterhaus. Dundas schloß sich Anfangs den Reihen der Opposition an, wurde aber bald, weil er sich durch Kenntnisse und klare Beredtsamkeit auszeichnete, vom Ministerium North gewonnen und vertheidigte nun dessen unselige Politik rücksichtlich der Colonien mit großer Geschicklichkeit gegen Männer wie Fox, Burke und Sheridan. Auf seine Zukunft bedacht, verschaffte er sich ausgebreitete Kenntnisse im Verwaltungsfache, namentlich in den ostindischen Angelegenheiten. Nach North's Tode berief ihn der Hof 1782 in den Geheimrath und einige Zeit darauf unter der Verwaltung Shelburne's, wurde er Schatzmeister der Marine. Als Fox ins Ministerium trat, mußte er letztere Stelle aufgeben; dafür rächte er sich, indem er aufs Heftigste gegen dessen Indiabill das Wort ergriff. Unter der Verwaltung William Pitt's, den er unwandelbar und in allen Fällen unterstützte, erhielt er das Schatzmeisteramt zurück und zugleich die Controle der indischen Angelegenheiten. Besonders machte er sich den Hof verbindlich, daß er beim Ausbruche der Geisteskrankheit Georg's III. (s. d.) die Erhebung des Prinzen von Wales zum Regenten nicht zu verhindern suchte. Er wurde dafür 1791 zum Staatssecretär für das Innere ernannt, welches Amt er 1794 mit dem Staatssecretariat des Kriegs vertauschte. In dieser Stellung theilte er die feindlichen Gesinnungen seines Collegen gegen das revolutionäre Frankreich und legte auch zugleich mit Pitt 1801 sein Ministerium nieder, als die Unterzeichnung des Friedens von Amiens bevorstand. Er wurde hierauf 1802 zum Baron Dundas und Viscount M. erhoben, und trat mit Wiederbeginn des Kriegs 1803 als Lord der Admiralität wieder in die Verwaltung. Die Rückkehr Pitt's ans Staatsruder hatte 1804 zur Folge, daß er das Ministerium des Seewesens erhielt. Schon längst beschuldigte man ihn der Bevorzugung seines Geburtslandes und der Bestechung bei den Parlamentswahlen. Jetzt klagte ihn das Unterhaus der Verwendung öffentlicher Gelder zu fremden Zwecken an, so daß er seine Aemter niederlegen mußte. Trotz der Bemühungen Pitt's eröffnete das Oberhaus seinen Proceß im April 1806; schon am 12. Juni erfolgte jedoch die Freisprechung. M. beschränkte sich hinfort auf die Wirksamkeit im Oberhause und war im Jahre 1807 einer der heftigsten Gegner der Emancipation der Katholiken. Seitdem zog er sich ganz vom politischen Schauplatze zurück und starb am 29. Nov. 1811. — Sein einziger Sohn, Lord Rob. Saunders Dundas, Viscount von M., geb. am 14. März 1771, trat nach dem Tode des Vaters 1812 in die Verwaltung, wurde erster Lord der Admiralität, Lord des Handels und der Colonien, Conservator der britischen Museen, Lord des Privatsiegels von Schottland und endlich Kanzler der Universität Edinburg. Im Jahre 1816 beirathete er die Nichte und Erbin des Admirals Saunders. Als nach dem Rücktritte Liverpools, im April 1827, Canning an die Spitze der Verwaltung trat, legte M. seine Aemter nieder und gesellte sich zur torystischen Oppositionspartei.

Membran ist ein dünnes häutiges Gebilde von verschiedener Textur, das theils zur Schützung, Unterstützung oder Bildung anderer Organe, theils zur Absonderung verschiedener Flüssigkeiten und zu manchen andern speciellen Verrichtungen bestimmt ist; dann aber auch eine Handschrift auf Pergament.

Memel, Hafen und Handelsstadt an der Mündung der Dange in die Ostsee im ostpreußischen Regierungsbezirk Königsberg, besteht aus der Stadt, welche in die Alt- und Friedrichsstadt getheilt wird und 3 Vorstädten und hat 8000 Einw. Schifffahrt und Handel sind die wichtigsten Betriebsgegenstände. Die hiesige Navigationsschule steht in Flor. Sie hat eine Citadelle, einen sichern Hafen mit einem Leuchtthurm. Der Hafen

Digitized by Google

kann ungefähr 300 Schiffe aufnehmen und jährlich laufen etwa 700 Schiffe ein und aus. Im Jahre 1807 den 28. Jan. wurde hier Friede zwischen Preußen und England geschlossen. Beim nahen Strand-Dorfe Vitte werden die besten Neunaugen gefangen und bei Karkelbeck ist die stärkste Bernsteinfischerei. — M. ist auch der deutsche Name des Flusses Niemen (s. d.).

Memleben, ein Dorf in Thüringen an der Unstrut, in der jetzigen preußischen Provinz Sachsen, ist besonders bemerkenswerth wegen der Ruine des daselbst im 10. Jahrhundert angeblich von Mathilde, der Gemahlin König Heinrich's I., gestifteten Benedictinerklosters. Dasselbe wurde von Kaiser Otto II. und seiner Gemahlin Theophania in eine Abtei verwandelt und sehr reich ausgestattet, stand Anfangs unter des Kaisers unmittelbarem Schutze, wurde aber später wegen der Zügellosigkeit der Mönche an das Stift Hersfeld übergeben. Die Klosterkirche war eines der ausgezeichnetsten Bauwerke aus der Uebergangsperiode des byzantinischen in den gothischen Baustil; noch sind von ihr bedeutende Ruinen erhalten, auf denen sich auch Wandmalereien befinden; die herrliche Krypta wurde in neuerer Zeit durch die Fürsorge der preußischen Regierung theilweise restaurirt, welche letztere auch sonst den weitern Verfall des Ganzen möglichst zu verhindern gesucht hat. M. war der Lieblingsaufenthaltsort der deutschen Kaiser aus dem sächsischen Hause und sowohl Heinrich I. wie sein Sohn Otto I. starben daselbst. Vgl. Wilhelm „Geschichte des Klosters M." (Abth. 1, Naumb. 1727, 4.) und Puttrich „Die Kirchen zu M., Schraplau und Treben" (Lpz. 1837, Fol.).

Memling oder Hemling, Hans, einer der vorzüglichsten Maler der altflandrischen Schule, war an poetischer Erfindungsgabe wohl der ausgezeichnetste unter allen Nachfolgern der Gebrüder van Eyck. Die Niederländer schreiben ihn M., die Italiener Memelino, Andere Hemling, da die Aufschriften seiner Bilder nichts entscheiden, indem man den Anfangsbuchstaben seines Namens ebenso gut für ein H. wie für ein M. lesen kann. Ueber seine Lebensverhältnisse ist man nicht ganz klar; seine Familie soll aus Konstanz gestammt sein, er selbst aber war wahrscheinlich Schüler Rogier's von Brügge, der zwischen Johann van Eyck und M. so ziemlich die Mittelstufe einnimmt. Er soll 1477 in der Schlacht bei Nancy unter Karl dem Kühnen von Burgund mitgefochten haben und von hier verwundet in das Johannishospital nach Brügge gebracht worden sein, wo er nun wahrscheinlich seinen bleibenden Aufenthalt nahm. In seinen letzten Lebensjahren scheint er nach Spanien gegangen zu sein, wenigstens haben mehrere Gemälde in der Karthause von Miraflores und im Dom zu Valencia aus den Jahren 1496—1509 große Aehnlichkeit mit M.'s Arbeiten. Sein Todesjahr ist unbekannt. Das Eigenthümliche seines Talents besteht in der Gabe, jede Geschichte deutlich und anmuthig durch Figuren zu erzählen und in der zartesten und vollendetsten Technik, die mit gewandter und edler, wenn auch noch magerer Zeichnung die größte Kraft und Naturwahrheit des Colorits verbindet. Die Figuren seiner Oelgemälde sind meist klein und miniaturartig. Die schönsten Oelgemälde von ihm sind, im Johannisspital zu Brügge, der Reliquienkasten der heiligen Ursula, die Vermählung der heiligen Katharina, die Anbetung der heiligen drei Könige und eine heilige Jungfrau; in der Akademie daselbst die Taufe Christi und der heilige Christoph; in der Pinakothek zu München ein Christuskopf, die sieben Frauen der Maria und die Anbetung der Könige mit dem heiligen Christoph und Johannes. Unter seinen Miniaturen sind besonders die in einem Breviarium auf der St. Marcusbibliothek zu Venedig merkwürdig. Auch hat er mehrere Manuscripte mit Miniaturen in Wasserfarben verziert.

Memnon, der Sage nach ein König von Aethiopien, der Sohn des Tithonus und der Eos oder Aurora, wurde zur Zeit des trojanischen Kriegs vom Könige Priamus (s. d.), als Hektor durch Achilles gefallen war, von der bedrängten Stadt Troja zu Hülfe gerufen. Er kam mit einem ansehnlichen Heere dort an, nachdem er alle Völker, deren Gebiet er betrat, besiegt hatte. Allein gegen die Griechen verließ ihn Glück und Ruhm. Zwar erlegte er den Antilochus (s. d.) und gab andere Beweise von Tapferkeit, unterlag aber doch im Kampfe mit dem Achilles. Ein hohes Grabmal, an den Ufern des Aesopus

errichtet, erhielt den Namen dieses heldenmüthigen äthiopischen Jünglings auf der Nordküste von Vorderasien. Bei der Verbrennung seines Leichnams gingen Vögel aus der Asche hervor, die sogenannten Memnonsvögel, die dann jährlich zu seiner Grabstätte zurückkehrten und hier mit einander kämpfend gleichsam Leichenspiele zu seinem Andenken feierten. Noch andere Denkmale, durch welche der Ruhm dieses Helden bewahrt wurde, erwähnen Mythe und Dichtung an mehreren Punkten Asiens, namentlich Susa, dem alten Sitze der Perserkönige, ferner bei Baltos in Syrien und je näher wir seinem Vaterlande kommen, desto glänzender wird sein Name. Besonders berühmt waren die beiden Memnonien zu Abydos (s. d.) und Theben (s. d.) in Oberägypten. Das letztere vor allen war eines der ausgezeichnetsten Bauwerke der noch in ihren Ruinen wunderbaren Stadt und in der Nähe derselben stehen die gegenwärtig unter den Namen Chama und Tama bekannten beiden seltsamen Colosse mit dem Memnonsstatuen, die ihrer außerordentlichen Höhe wegen schon aus der Ferne in die Augen fallen und durch die Länge der Zeit theilweise sehr verstümmelt, später aber, wahrscheinlich durch Probus, zu Ende des 3. Jahrh. n. Chr., wieder ausgebessert worden sind. Die Steinmasse selbst besteht nach Plinius aus Basalt, nach Neuern aus Granit, der von der Sonnenglut schwärzlich gefärbt ist. Ihre Stellung ist parallel mit dem Laufe des Nils. Erst als sich der Verkehr der Römer mit Aegypten vermehrte, etwa im Zeitalter des Augustus, verband man mit dem nördlichen dieser Kolosse die Erzählung von einem geheimnißvollen, dem Schwirren einer Saite ähnlichen Klange, den derselbe von sich gebe und zwar beim Aufgang der Sonne in fröhlicher, beim Untergang in mehr klagender Weise; ja man setzte sogar hinzu, daß er Thränen vergossen und Orakelsprüche in Versen ertheilt habe. Diesen seltsamen Klang nun, den schon im Alterthume Pausanias und Strabo, in neuerer und neuester Zeit mehrere reisende Engländer und Franzosen deutlich vernahmen, während er Andern, wie dem Deutschen Minutoli bei seinem dortigen Aufenthalte versagt wurde, entsteht nach den zuverlässigsten Beobachtungen durch die schnelle Erhitzung des Steins von der Sonne und das sich wiederherstellende Gleichgewicht der Temperatur. Andere, wie Letronne, bezweifeln überhaupt das ganze Factum und halten die Erscheinung, wenn sie im Alterthum stattfand, für einen bloßen Priesterbetrug. Ottfr. Müller in seinem „Handbuche der Archäologie und Kunst" stellt dagegen die Ansicht auf, daß in dem sogenannten Memnonskoloß die Statue des ägyptischen Königs Amenophis II., sowie in dem daneben stehenden Koloß das Bild Ramses des Großen dargestellt sei. Schon in frühester Zeit haben Reisende das Wunder des vorher erwähnten Klanges bald in griechischer, bald in lateinischer Sprache, durch Inschriften bezeugt, die an dem Piedestal und an den Füßen der nördlichen Memnonssäule eingegraben sind und zuerst durch den Engländer Rich. Pococke (s. d.), der 1738 dort verweilte, wohl nicht mit gehöriger Sorgfalt abgeschrieben und nachher bekannt gemacht wurden. Die Erzählungen von M. selbst und die verschiedenen Meinungen der Gelehrten über die beiden Kolosse, nebst Mittheilung und Erklärung der Inschriften, finden sich am besten zusammengestellt in Jacob's trefflicher Abhandlung „Ueber die Gräber des M." in seinen „Vermischten Schriften" (Bd. 4 und 8). Eine zweite gründliche Untersuchung über diesen Gegenstand lieferte Letronne in der Schrift „La statue de M. considerée dans ses rapports avec l'Egypte et la Grèce" (Par. 1833).

Memoire (Denkwürdigkeit). Mit diesem Worte pflegt man die verschiedensten Arten von schriftlichen Aufsätzen zu bezeichnen, wenn sie dazu dienen, das Andenken einer Sache in Anregung zu bringen. Daher bezeichnet man mit diesem Namen mehrere Arten von Staatsschriften und zwar solche, denen die unerläßlichen Förmlichkeiten, besonders die Besiegelung fehlt. Sie haben zum Theil Briefform, zum Theil enthalten sie zwar Anrede, Datum und Unterschrift, aber der Schreibende spricht von sich in der dritten Person, zum Theil endlich haben sie blos die Form der einfachen Abhandlung. Endlich versteht man unter Memoiren auch solche Schriften, in welchen die Lebensereignisse des Verfassers erzählt sind. Wenn solche Selbstbiographien von Männern herrühren, welche ein öffentliches Leben geführt, an der Geschichte ihrer Zeit Theil genommen haben, so sind sie oft reichhaltige

Digitized by Google

historische Quellen. Sie unterscheiden sich von den eigentlichen Geschichtswerken dadurch, daß sie niemals darauf Anspruch machen, irgend eine Begebenheit oder ein Verhältniß vollständig und von allen Seiten zu beleuchten, sondern nur in so weit, als der Verfasser selbst daran Theil genommen hat. Wenn aber der Verfasser sein Leben mit Consequenz einem bestimmten Zwecke gewidmet hatte, so ist in seinen Berichten nicht selten ein tieferer historischer Zusammenhang als derjenige, welcher durch die auf mehr oder minder einseitige Gründe gestützte Zusammenstellung der meisten Historiker gewonnen wird. Ueberdies liefern sie meist interessante Einzelnheiten, entdecken oft die geheimsten Triebfedern und entwickeln Verhältnisse, deren Wichtigkeit dem fernstehenden Geschichtsforscher oft entgeht. Man kann sie in drei Klassen theilen: zuerst in solche, welche ganz einfach zur Erinnerung für den Verfasser selbst oder etwa für seine Freunde aufgeschrieben sind; sodann in solche, welche zu irgend einem äußeren Zwecke, etwa um den Verfasser gegen Anschuldigungen zu verwahren oder die Ansichten und Verfahrungsweise einer Partei zu rechtfertigen, verfaßt sind. Von diesen beiden Classen muß man die dritte wohl unterscheiden, nämlich diejenigen Memoiren, welche mit mehr oder weniger Hülfe von Seiten dessen, von dem sie handeln, von Anderen verfaßt sind. Die Memoiren der ersten Art sind gewöhnlich die glaubwürdigsten und interessantesten; die der zweiten Art sind zwar mit großer Vorsicht zu gebrauchen, wenn man aber mehrere derselben, deren Verfasser von entgegengesetzten Gesichtspunkten ausgehen, vergleichen kann, so erhält man in der Regel ein schärferes und vollständigeres Bild der in Rede stehenden Begebenheiten. Außerdem wirft oft selbst die Darstellungsweise eines solchen Parteischriftstellers Licht auf die Eigenthümlichkeit der Partei, welcher er angehört. Die von Anderen verfaßten Memoiren enthalten ebenfalls zuweilen brauchbare Beiträge zur Geschichte der Zeit, von welcher sie handeln; doch müssen sie mit doppelter Vorsicht benutzt werden, da man hier die Ereignisse gleichsam erst aus der dritten Hand bekommt und mithin eine desto größere Entstellung der Wahrheit zu fürchten ist. Ueberdies haben in der neuesten Zeit Viele ein Geschäft daraus gemacht, ganz falsche Memoiren auf die leichtsinnigste Weise zusammenzuschreiben. Als die ältesten Memoiren werden gewöhnlich Cäsar's Berichte von seinen Feldzügen betrachtet, doch dies ist eine Ungenauigkeit; denn mehrere Geschichtsbücher der Griechen haben mehr oder weniger die Form und die Eigenthümlichkeit der Memoiren und namentlich muß der Bericht des Xenophon über seinen Rückzug aus Asien hierher gerechnet werden. Mehrere der im Mittelalter verfaßten Chroniken z. B. die des Bischofs Ditmar unterscheiden sich von den eigentlichen Memoiren nur durch die gedrängtere Darstellungsweise; diese letzteren aber gehören vorzugsweise der französischen Literatur an. Sie werden jetzt in Paris gesammelt in vier großen Sammlungen. Als die vorzüglichsten Memoiren aus der ältern Zeit verdienen angeführt zu werden, die von Phil. de Commines, Brantome, Sully, Martin du Bellay, Blaise de Montluc, Michel de Castelnau, Rochefoucault und dem Cardinal von Retz. Die Memoiren des Herzogs von St. Simon werden als Muster der Darstellung betrachtet. Später sind die von d'Etrés, de Brienne und Torcy besonders zu nennen. In der Kaiserzeit erschienen fast gar keine Memoiren; man handelte zu viel, als daß man hätte schreiben können. Seit der Restauration aber ist eine wahre Memoirenwuth ausgebrochen. Fast jeder Mann von einiger Bedeutung und viele Frauen haben deren geschrieben. Unter den neuern Memoiren sind vorzugsweise zu nennen: die von Madame Roland, dem Marquis Ferrières, von Linguet, Déjault, von Marquis de Bouillé, Baron Besenval, Bailly, Rabaut de St. Etienne, Mounier, vom Marquis von Lally-Tolendal, Rochambeau, Riouffe, Rivarol, Louvet, Puisaye, Montesquiou, Camille Desmoulins, St. Just, Necker, Glery, Mallet du Pan, Barbaroux, Fréron, Garat, Doppe, Beaumarchais, Ramel, Aimé, Marmontel, Phelippeau, Antonelle, Courtois, Dumouriez, Mad. Campan, Morellet, de Pradt, Segur, Mad. Laroche-Jaquelin, Bourrienne, Savary, Lascases, der Frau von Genlis, Automarchi, Ouvrard, Lafayette u. s. w. Unter den von Deutschen abgefaßten Memoiren sind die besten (z. B. die Histoire de mon temps von Friedrich II., die Memoiren der Markgräfin von Ansbach, Schwester Friedrich's II. u. A.) ebenfalls französisch geschrieben. Unter den deutsch geschriebenen sind etwa zu nennen:

Digitized by Google

Massenbach's „Historische Denkwürdigkeiten zur Geschichte des Verfalls des preußischen Staates", Gagern „Mein Antheil an der Politik", Ritter von Lang's „Memoiren" und die von Hormayr. — In England gewinnen die Memoiren besonders seit der glorreichen Regierung der Königin Elisabeth an Bedeutung und es sind in Bezug auf diese Zeit vorzüglich die Memoiren von James Melvill zu nennen, welche sich bis auf König Jacob erstrecken. Für die Geschichte der Königin Elisabeth sind auch die von Th. Birch nicht unerheblich, während die von Dar. Crawfurd of Drumsey für schottische Verhältnisse eine reiche Ausbeute gewähren. Von Memoiren aus den religiös-politischen Bewegungen des 17. Jahrhunderts nennen wir besonders die von Rushworth (1618—42), Ludlow, Nalson (1639—49), Clarendon (1621—60), Whitelock (bis Karl I.) und Will. Temple (1672 bis 79). Vgl. Guizot „Collection des mémoires relatifs à la révolution d'Angleterre" (33 Bde., Par. 1823). Peck giebt in seinen Denkwürdigkeiten eine lebendige Charakteristik Cromwell's, John Dalrymple und Pepys behandeln den Verfall der Stuarts. An sie schließen sich Burnet und Marlborough, dessen Memoiren zum Theil aus authentischen Papieren zusammengesetzt sind; für die folgenden Zeiten bis auf Georg I. sind die Denkwürdigkeiten von Bolingbroke, Walpole und John Ker of Kersland von Wichtigkeit. Jemehr man sich der Gegenwart nähert, desto üppiger wuchert auch in England die immer mehr sich verflachende Memoirenliteratur.

Memphis, nach der die gleichnamige Stadt Aegyptens benannt sein soll, war die Tochter des Neilos, Gattin des Epaphos und Mutter der Libya; nach Diodor aber eine Tochter des Uchoreus und von dem Neilos Mutter des Agyptos.

Memphis war die alte Hauptstadt von Mittelägypten und lange Zeit Residenz der ägyptischen Könige. König Menes soll sie für eine Colonie von Theben (1300 v. Chr.) erbaut haben. Die Alten rühmten einstimmig die Wunderpracht dieser Stadt. Hier war das berühmte Heiligthum des Vulkan und der Mittelpunkt des ägyptischen Handels. Man war lange streitig über die Stelle, wo jene Stadt, die $3^3/_4$ geographische Meilen im Umfange hatte, gelegen, denn bis auf die letzte Spur sind von ihr Paläste und Tempel verschwunden, da schon der Perserkönig Kambyses 524 v. Chr. und im 7. Jahrhundert die Araber hier zerstörend hausten, und schon nach dem 12. Jahrhundert von M. nichts mehr übrig war, bis in neuerer Zeit die Franzosen bis in jene Gegend, wo nach Herodot M. gelegen haben soll, vordrangen und zwischen den Dörfern Mit Rahineh, El Aftieh und Bedreschin auf der Westseite des Nils im Umkreise einer Meile riesengroße Granitblöcke mit Hieroglyphen bedeckt und unter andern die Faust eines Colosses fanden, die, hätte sie Leben gehabt, allein eine ganze Armee hätte zerschmettern können. Später wurden noch andere Colosse entdeckt und man hält sie für dieselben, womit Sesostris die prächtige Vorhalle zum Heiligthum jenes Gottes schmückte.

Mena, Juan de, der spanische Ennius genannt, geb. 1411 zu Cordova, besuchte erst in seinem 23 Jahre die Universität Salamanca und ging darauf nach Rom, um sich insbesondere mit der altclassischen Literatur noch vertrauter zu machen. Hier lernte er auch Dante und Petrarca kennen. Nach seiner Rückkehr ins Vaterland fand er an dem kunstliebenden Hofe Johann's II. von Castilien bald Gelegenheit, seine Kenntnisse und Talente geltend zu machen und den sogenannten classischen Geschmack einzuführen. Ihn unterstützten hierbei der König und der Marquis de Santillana (s. d.), die Beide selbst Dichter waren. Ersterer ernannte ihn zu seinem lateinischen Secretär und Historiographen und seine Vaterstadt nahm ihn unter die Zahl der Vierundzwanzig (der Stadtregenten) auf. Er starb 1456 und wurde zu Torrelaguna begraben. Bis zu M.'s Zeiten trat die Dichtkunst auch in Spanien vorzugsweise als Volks- und Hofpoesie auf; M. machte die ersten größern Versuche, nach lateinischen und italienischen Mustern castilianische Gedichte zu verfassen und schrieb das allegorisch-didaktische Gedicht „El laberinto", das in formeller Hinsicht zu offenbar eine Nachahmung Dante's und Petrarca's, zu sehr mit Gelehrsamkeit überladen ist, um auf einen bedeutenden, absoluten poetischen Werth Anspruch machen zu können; doch giebt M. in den Partien, welche die Geschichte seines Vaterlandes und seiner

Digitized by Google

Zeit behandeln, Proben von wirklichem Talent. Die älteste Ausgabe dieses Gedichts erschien zu Sevilla 1496, eine andere mit einem Commentar besorgte Hermann Nuñez (Sevilla 1499); von den folgenden Ausgaben nennen wir nur die mit dem Commentar des Franc. Sanchez (Salamanca 1582). Noch schrieb M. ein Gedicht zur Feier der Dichterkrönung des Marquis de Santillana (1492), ein allegorisch-ascetisches Gedicht „Contra los siete pecados mortales" (Salamanca 1500), das er aber unvollendet ließ und mehrere kleinere Minnelieder, Räthselspiele und Anderes im höfischen Tone, die im „Cancionero general" stehen. Seine sämmtlichen poetischen Werke erschienen oft zusammengedruckt (Sevilla 1528; Anvers 1552; Madr. 1804 und 1840, Fol.).

Menächmus, ein berühmter griechischer Bildner oder Toreut aus Naupaktos, um 480 v. Chr., erwarb sich besonders durch Verfertigung von Götterbildern, die mit Gold und Elfenbein überzogen oder ausgelegt waren, großen Ruhm und legte die Regeln seiner Kunst in einem leider verloren gegangenen Werke nieder.

Ménage, Aegid oder Gilles, ein Polyhistor, geb. zu Angers 1613, studirte die Rechte, ward darauf königlicher Procurator, verließ aber diesen Stand, um sich der Theologie zu widmen, bekleidete einige Pfründen und machte sich bald durch seine ausgebreitete Gelehrsamkeit sowie durch seine Verbindungen mit Balzac, Sarrazin, Scudery und Chapelain bekannt. Der Cardinal Mazarin verlangte von ihm ein Verzeichniß der Gelehrten, welche der Unterstützung von Seiten der Regierung würdig wären und vergaß auch ihn nicht. Die Akademie della Crusca nahm ihn zum Mitglied auf; nicht so die französische Akademie, welche er durch seine Requête des dictionnaires, eine Spottschrift auf das die Sprache eines großen Theils ihres Reichthums beraubende „Dictionnaire de l'Académie, beleidigt hatte. Um sich zu entschädigen, errichtete M. in seinem Hause zu Paris und für sich selbst eine Akademie von Gelehrten, die sich alle Mittwoche versammelten und daher von ihm Mercuriales genannt wurden. Die Gesellschaft bestand gegen 40 Jahr. Ein großer Sprecher und unaufhörlicher Erzähler, suchte M. zugleich durch Witzreden zu glänzen; bei diesen aber spielte sein erstaunliches Gedächtniß ihm den Streich, daß er sich meistens mit fremden Federn schmückte. Wer ihn nicht bewunderte, war sein Feind: er hatte deren viele und lebte in beständigem Krieg. Er starb zu Paris 1692. Sein Hauptwerk ist seine Ausgabe des Diogenes Laertius mit Bemerkungen 1663. Sein „Dictionnaire étymologique ou origines de la langue française" (1650) und seine „Origini della lingua italiana" (1669) enthalten neben vielem Unrichtigen viel Gutes. Unbedeutend sind seine französischen, italienischen, lateinischen und griechischen Gedichte. Einzelne Züge und Gespräche von ihm haben seine Freunde nach seinem Tode in den „Menagiana" (4 Bde., Paris 1715) bekannt gemacht.

Menander, der vorzüglichste unter den griechischen Dichtern der sogenannten neuen Komödie, geb. zu Athen 342 v. Chr. Er verfaßte über hundert Lustspiele, deren Trefflichkeit ihm Ansehen und Ruhm bei den Griechen erwarb. Aus Eifersucht gegen seinen Nebenbuhler Philemon (s. d.) soll er sich ertränkt haben. Wir besitzen nur noch einzelne Bruchstücke seiner Komödien, die am besten nebst denen des Philemon von Meineke (Berl. 1823) und in neuer Ueberarbeitung von demselben in den „Fragmenta comicorum graec." (Bd. 1 und 2, Berl. 1839 flg.) zusammengestellt und erläutert, auch von W. Dindorf der Gesammtausgabe des Aristophanes (Par. 1838) beigegeben worden sind. In Rom war es besonders Terentius (s. d.), der ihn zum Muster nahm und aus dessen offenbaren Nachbildungen können wir einen Maßstab zur Beurtheilung der außerordentlichen Feinheit des Menandrischen Lustspiels entlehnen. — Nicht zu verwechseln mit diesem ist ein ebenfalls bekannter griechischer Rhetor Menander, aus Laodicea, welcher im 2. und 3. Jahrh. n. Chr. lebte und außer andern rhetorischen Erläuterungsschriften, die wir nur noch aus Titeln und Fragmenten kennen, eine Abhandlung „De encomiis" oder „De genere demonstrativo" schrieb, besonders herausgeg. von Heeren (Gött. 1785), dann von Walz in den „Rhetores graeci" (Bd. 9, Stuttg. 1836).

Mencius, s. Meng-tsü.

Digitized by Google

Mencke ist der Name einer sehr verdienten deutschen Gelehrtenfamilie. — Otto M., geb. am 22. März 1644 zu Oldenburg, wo sein Vater Kaufmann und Bürgermeister war, gest. als Professor der Moral zu Leipzig am 29. Jan. 1707, begründete durch die Herausgabe der Acta eruditorum (s. d.), seit 1682, die erste in Deutschland erscheinende gelehrte Zeitschrift. — Sein Sohn, Joh. Burkhard M., geb. am 8. Apr. 1674 zu Leipzig, studirte daselbst Theologie und wurde 1699 Professor der Geschichte, wendete sich aber bald nachher dem Studium der Rechte zu und promovirte in Halle als Doctor. Im Jahre 1708 ernannte ihn der Kurfürst von Sachsen und König von Polen, Friedrich August, zu seinem Historiographen und später zum Hofrath. Er starb in Leipzig am 1. Apr. 1732. M. war sehr vielseitig und gründlich gebildet. Das bleibendste Verdienst erwarb er sich durch die Herausgabe der „Scriptores rerum germ., praecipue saxon" (3 Bde., Lpz. 1728—30, Fol.). Viel Aufsehen erregte er zu seiner Zeit durch seine satirischen „Orationes duo de charlataneria eruditorum" (Lpz. 1715 u. öft.), die sowohl ins Deutsche wie in mehrere andere fremde Sprachen übersetzt wurden. Nach seines Vaters Tode setzte er die „Acta eruditorum" fort und begründete 1715 die „Neuen Zeitungen von gelehrten Sachen". Unter dem Namen Philander von der Linde war er ein beliebter Dichter und Vorsteher der Deutschübenden poetischen Gesellschaft in Leipzig. Seine Gedichte erschienen in vier Theilen (Lpz. 1705); seine kleinen und akademischen Schriften, meist historischen und literarischen Inhalts, wurden nach seinem Tode von seinem Sohne gesammelt in den „Orationes academicae" (Lpz. 1734), „Dissertationes literariae" (Lpz. 1734) und „Dissertationum academicarum decas" (Lpz. 1734). — Sein Sohn, Friedr. Otto M., geb. am 3. Aug. 1708 zu Leipzig, gest. daselbst als Professor der Rechte, Hofrath und Rathsherr am 14. März 1754, setzte als gelehrter Literator die von seinem Großvater und Vater begründeten gelehrten Zeitschriften fort und schrieb unter Anderm eine „Historia vitae Aug. Politiani" (Lpz. 1736, 4.). — Ein Vetter des erwähnten Otto M., Lüder M., geb. zu Oldenburg am 24. Dec. 1658, gest. als Professor der Rechte und Ordinarius der Juristenfacultät zu Leipzig am 29. Juni 1726, schrieb mehrere gelehrte juristische Werke.

Mendelssohn, Moses, wurde am 10. Sept. 1729 (nach jüdischer Zeitrechnung am 12. Elul 5489) zu Dessau geboren. Sein Vater Mendel, welcher daselbst eine Elementarschule hielt, gab ihm trotz seiner Armuth eine gute Erziehung, unterrichtete ihn in der hebräischen Sprache und den Anfangsgründen der jüdischen Gelehrsamkeit und ließ ihn auch im Talmud unterrichten. Uebrigens bildete sich M. geistig aus durch fleißiges Lesen des Alten Testaments und durch eignes Nachdenken. Das Werk des Maimonides „More Nebochim" regte ihn zuerst zur Untersuchung der Wahrheit und zu freimüthiger Denkungsart an. Doch zu anhaltendes Studiren zog ihm eine Nervenkrankheit zu, welche eine Rückgratskrümmung zur Folge hatte und seine Gesundheit für immer schwächte. Da sein Vater ihn nicht ferner unterstützen konnte, so wanderte er 1745 nach Berlin, wo er mehrere Jahre in äußerster Dürftigkeit lebte. Gleiches Schicksal führte ihn mit Israel Moses, einem armen Schulmeister aus Galizien zusammen, der ein tiefsinniger Denker und großer Mathematiker war, wegen seiner Freimüthigkeit aber allenthalben verfolgt wurde. Durch ihn wurde in M. der Trieb zur Mathematik geweckt, deren genaueres Studium seinen Verstand ungemein schärfte und ausbildete. Ein junger jüdischer Arzt, Namens Kisch aus Prag, unterrichtete ihn im Lateinischen und durch den Dr. Aaron Salomon Gumperz bekam er seit 1748 Gelegenheit, mit der neuesten Literatur, insbesondere mit Leibnitz's und Wolf's damals herrschender Philosophie sich bekannt zu machen. So lebte M. der Wissenschaft ohne irgend eine andere Aufmunterung als die, welche er aus sich selbst schöpfte und ohne einen bestimmten Lebensunterhalt, bis ein reicher jüdischer Seidenfabrikant zu Berlin, Namens Bernard, ihn zum Erzieher seiner Kinder, später zum Aufseher, seit 1750 zum Factor und endlich zum Theilnehmer seiner Fabrik machte. Unter seinen Glaubensgenossen wie unter den Christen gewannen ihm seine Lebensweisheit und sein edler Charakter eine ausgebreitete Achtung. Als ein vortrefflicher Schachspieler wurde er 1754 mit Lessing bekannt, was auf seine Bildung

Digitized by Google

und vorzüglich auf seine Darstellung den vortheilhaftesten Einfluß hatte. Beide arbeiteten die Schrift „Pope, ein Metaphysiker" (Danzig 1755) gemeinschaftlich aus. Seit dieser Zeit wurde die Philosophie M.'s Hauptbeschäftigung. Zunächst ließ er die „Briefe über die Empfindungen" (Berl. 1745) erscheinen, die durch Reinheit und Natürlichkeit der Darstellung sich auszeichnen. Ihnen folgte die Uebersetzung von Rousseau's Abhandlung „Von dem Ursprunge der Ungleichheit unter den Menschen". Hierauf trat er mit Abbt und Sulzer, seit 1761 auch mit Nicolai in genauere Verbindung und die Abbt'sche Correspondenz ist ein schönes Denkmal der Freundschaft und Vertraulichkeit dieser trefflichen Männer. Er nahm thätigen Antheil an der „Bibliothek der schönen Wissenschaften", an den „Briefen, die neueste Literatur betreffend" und erhielt den von der Berliner Akademie 1763 auf die Beantwortung der Frage, „Ueber die Evidenz der metaphysischen Wissenschaften" gesetzten Preis. Dessenungeachtet strich Friedrich der Große M.'s Namen aus der Liste der neu zu erwählenden Mitglieder, auf welche ihn die Akademie einstimmig gesetzt hatte. „Nur dann würde es mich schmerzen", bemerkte M., „wenn die Akademie mich nicht hätte aufnehmen wollen". Sein „Phädon oder über die Unsterblichkeit der Seele" (Berl. 1767 u. öft.) machte ihn in noch größern Kreisen bekannt, ja für die damalige Zeit berühmt und ohne Originalphilosoph zu sein, gehörte er auch wirklich zu den ausgezeichnetsten Denkern seiner Zeit. Die Aufforderungen und dringenden Vorstellungen Lavater's, der ihn dem Christenthum gewinnen wollte, wußte er mit zarter Feinheit abzulehnen, aber der Verdruß sich auf eine so unerwartete Weise angegriffen zu sehen, zog ihm eine schwere Krankheit zu, die ihn lange Zeit zu allen gelehrten Arbeiten untüchtig machte. In seinem „Jerusalem oder über religiöse Macht und Judenthum" (Berl. 1783) legte er der Welt die trefflichsten Ideen vor, die aber zum Theil falsch verstanden wurden, weil sie tief eingewurzelte Vorurtheile seiner Stammesgenossen angriffen. M. zeigte sich stets als freidenkender Mann, der mittels einer liberalen Auffassung der Urkunden des alten Testaments in diesem die Grundsätze der natürlichen Religion, in die Gestalt der ehrwürdigsten Vorzeit gekleidet, zu finden glaubte. Er lebte äußerlich dem Ceremonialgesetze seiner Stammesgenossen gemäß, verachtete aber keine andere Religion. Die Anfangsgründe seines philosophischen Systems, besonders die Lehre von Gott, gab er in den „Morgenstunden" (Berl. 1785), deren Fortsetzung sein Tod verhinderte. Als er die an ihn gerichtete Schrift F. H. Jacobi's „Ueber die Lehre des Spinoza" erhielt, glaubte er seinen dahingeschiedenen Freund Lessing gegen die Beschuldigung, ein Anhänger des Spinozismus gewesen zu sein, vertheidigen zu müssen. Ohne Rücksicht auf seine erschöpften Kräfte eilte er, den ersten Eindruck der Jacobi'schen Beschuldigung durch die Schrift „Moses Mendelssohn an die Freunde Lessing's" zu vertilgen. Er befand sich aber in einem so gereizten Zustande, daß eine Erkältung hinreichend war, seinem Leben am 4. Jan. 1786 ein Ende zu machen. Deutschland hat M. um so williger den ihm gebührenden Ruhm zuerkannt, je größere Hindernisse er zu überwältigen hatte. Die deutsche Sprache verdankt ihm einen Theil ihrer Bildung und Würde und die philosophischen Untersuchungen erhielten durch ihn ein gefälliges Gewand. Im philosophischen Dialoge machte er unter den Deutschen den ersten gelungenen Versuch, indem er denselben Plato und Xenophon nachbildete. Insbesondere hat er vortheilhaft auf die Bildung seiner Glaubensgenossen gewirkt. Außer seinen bereits genannten Schriften führen wir noch an seine „Philosophischen Schriften" (2 Bde., Berl. 1761—71); „Ueber die Rettung der Juden" (Berl. 1782) und seine Uebersetzung der fünf Bücher Mosis und der Psalmen. Jacobi machte M.'s Briefe über den von ihm angeregten Gegenstand bekannt. Eine „Sammlung theils noch ungedruckter, theils in andern Schriften zerstreuter Aufsätze und Briefe von ihm, an und über ihn" gab Heinemann (Lpz. 1831) heraus; die vollständigste Ausgabe seiner „Gesammelten Schriften" besorgten G. B. Mendelssohn (7 Bde., Lpz. 1843—45).

Mendelssohn-Bartholdi, Felix, Hofkapellmeister in Berlin und Director des Conservatoriums der Musik in Leipzig, ist am 3. Febr. 1809 in Berlin geboren, als Sohn eines angesehenen Bankiers, dessen Vater der berühmte Verfasser des „Phädon", Moses Mendelssohn, war. Sein Talent für Musik entwickelte sich im Schutze der Wohlhabenheit

Digitized by Google

seiner Aeltern schon sehr früh. Zelter wurde sein Lehrer in der Composition, Ludwig Berger im Pianofortespiel. Schon als achtjähriger Knabe spielte er auf dem Piano als Meister und war nach Bernhard Klein unbedingt der sicherste Accompagnist und Dirigent am Pianoforte in Berlin. Im 9. J. spielte er zuerst öffentlich in Berlin und im folgenden Jahre in Paris, wohin er mit seinen Aeltern gereist war. Schon damals hatte er Compositionen aller Art, selbst in den schwierigsten Formen, in großer Zahl geschrieben; aber erst 1824 erschienen die ersten im Druck. Es sind drei Quartette fürs Pianoforte mit Begleitung von Streichinstrumenten, von denen das dritte, aus H-Moll, Goethe dedicirt war, der M. in hohem Grade befreundet war. Im Jahre 1825 machte er eine zweite Reise nach Paris, weil sein Vater den Rath der dortigen Meister, namentlich Cherubini's, hören wollte, ehe er seinem Sohne gestattete, sich der Musik zu widmen. Im Jahre 1827 brachte er in Berlin seine erste größere Oper „Die Hochzeit des Gamacho" zur Aufführung, die viel Reizendes und Geistreiches enthält und sich den Beifall des Publikums und der Kenner erwarb. Einige Jahre später begab er sich nach Düsseldorf, wo er es sich zur Aufgabe machte, mit Immermann ein Theater, rein auf Kunstgrundsätze gestützt, ins Leben zu rufen. Das Unternehmen zerfiel bald, doch M. hatte endlich einen musikalischen Ruf gewonnen. Er war in England gewesen, war dort gerühmt und gefeiert worden und man weiß, wie vortheilhaft der im Auslande erworbene Ruf auf das Heimathland zurückwirkt. In Düsseldorf hatte er auch sein großes Oratorium „Paulus" geschrieben, das einzige bedeutendere Werk, das noch, jene Oper abgerechnet, von ihm erschienen war. Er wurde überall mit großem Beifall aufgenommen, obgleich es die überzeugendsten Beweise an sich trägt, daß der Componist nie ein aus dem Innersten vorzugsweise schaffender Künstler sein wird. Sehr richtig hat man gesagt, M. würde der größte Musiker sein, der je gelebt hat, wenn die Musik eine Wissenschaft statt eine Kunst wäre. Er besitzt alle wissenschaftlichen Anlagen für die Musik, wie sie vielleicht nur bei Mozart vorhanden gewesen sind; die künstlerischen Anlagen aber nur in dem Grade, wie sie der Mehrzahl bedeutender Talente zugetheilt sind; der warme Hauch, der nur aus dem Innern des Genies quillt, fehlt ihm. Paulus ist ein Werk des Ernstes, des ausgebildetsten praktischen Wissens, des edlen, feinen Urtheils, der verständigen Würdigung des Gegenstandes, nicht aber der religiösen Begeisterung, der genialen Erfindung. Wir finden die Studien nach Sebastian Bach, Händel und Bernhard Klein darin, selbständig benutzt und verarbeitet, wie dies bei Jedem, der es ernst mit der Kunst meint, der Fall sein sollte, aber der also gedüngte Boden hat keine Pflanzen von hervortretender Eigenthümlichkeit erzeugt. Dasselbe Urtheil wurde auch von seiner letzten Arbeit, dem Oratorium „Elias" gefällt, doch soll es in einzelnen Partien noch schwächer sein. Nachdem sich die Düsseldorfer Verhältnisse gelöst hatten, erhielt M. im Jahre 1835 den Ruf als Musikdirector nach Leipzig, um die dortigen Abonnementsconcerte im Gewandhause zu leiten und wurde 1836 von der philosophischen Facultät daselbst mit dem Ehrendiplom als Doctor beschenkt. Von jetzt an wuchs sein Ansehen als Componist immer mehr. Im Jahre 1841 ward er vom König von Preußen nach Berlin berufen und mit dem Titel eines Hofkapellmeisters beehrt. Hier schrieb er die Musik zur „Antigone" des Sophokles, welche nach Tieck's Anordnungen zuerst auf dem Schloßtheater in Charlottenburg vor dem preußischen Hofe, dann in Berlin und auf andern deutschen Theatern aufgeführt wurde: er schrieb auch die Musik zu Shakespeare's „Sommernachtstraum", deren Ouverture er schon in seinem 17. Jahre gefertigt hatte. Von seinen übrigen Compositionen, die er für das Orchester, Pianoforte und Gesang in großer Fülle geschrieben, sind die „Lieder ohne Worte" besonders beliebt geworden. Die Gesangscomposition ist weniger M.'s Element, es scheint ihm dazu der lebendige Erguß des Gemüths zu fehlen; die romantische Malerei in Tönen, wie er sie im Sommernachtstraum und in mehrern andern Arbeiten für Kammermusik angewandt hat, scheint seinem Naturell am entsprechendsten. Er starb am 4. Nov. 1847 zu Leipzig.

Mendes, eine der angesehensten Gottheiten der alten Aegypter, ist eigentlich nichts anders als der vergötterte Ziegenbock, dem man dann eine astromische Bedeutung als Bild

im Thierkreise verlieh und mit dem man die Idee der Zeugung, des wollüstigen Naturtriebs verband, so daß er das pantheistische Symbol des befruchtenden Princips in der Natur wurde. Daher kommt es auch, daß ihn die Griechen mit ihrem Pan identificirten. Der Ziegenbock war das ihm geheiligte Thier. Sein Cultus, der mit den scheußlichsten orgiastischen Gräueln verbunden war, blühte vorzüglich zu Mendes in Mittel- und zu Chemmis in Oberägypten.

Mendicanten, s. Bettelmönche.

Mendizabal, Don Juan Alvarez y, behauptet 1790 in Cadiz geboren zu sein, die Bewohner dieser Stadt aber meinen, er sei von Gibraltar gebürtig. Eben so dunkel ist seine Abstammung. Sein noch lebender Vater trägt den Familiennamen Mendez, den der Sohn in Mendizabal verlängerte, und rühmt sich seiner hebräischen Herkunft. Ob sein Sohn Juan sich zum Christenthum bekehrt hat, ist zweifelhaft. Als er sich 1835 in Madrid niederließ, weigerte er sich, dem Pfarrer des Kirchspiels, in dem er wohnte, sein Taufzeugniß vorzuzeigen; weshalb denn in Spanien allgemein der Glaube herrscht, daß er dem Bekenntnisse seiner Väter zugethan geblieben sei, obgleich er in den Cortezversammlungen häufig einen christlichen Eid abgelegt hat. Früh entwickelte sich in M. der von seinem Vater auf ihn übergegangene speculative Geist; die Trödelbude ward ihm bald zu eng; er machte den Unterhändler in größern Geschäften, und in dem Kriege von 1808 gegen die französischen Eindringlinge nahm er, wenn auch nicht mit den Waffen, doch mit als Liferant Theil. Nach Beendigung des Krieges fand er auf dem Comptoir des Don Vicente Beltran de Lis, der durch vortheilhafte Lieferungen für die Nationalarmee ein bedeutendes Vermögen erworben und in Madrid ein Bankiergeschäft errichtet hatte, eine Anstellung, die ihm aber des geringen Gehaltes wegen bald nicht mehr genügte. Er überwarf sich mit seinem Chef, trat aus und wartete auf günstigere Verhältnisse. Im J. 1819 nahm er in Cadiz Theil an der Verschwörung des Galiano und Isturiz, die die Einführung der Constitution von 1812 zum Zweck hatte, und leistete bei dieser Gelegenheit wichtige Dienste, indem er vertrauliche Sendungen an die unfern Cadiz cantonnirenden, nach Amerika bestimmten Expeditionstruppen übernahm und mit Geschick vollzog. Auch am Zuge Riego's nahm er Theil und wußte, wie früher, für die Bedürfnisse der Truppen, für die Beitreibung von Geldern auf summarischem Wege und deren Verwendung sich verdient zu machen. Nach Wiederherstellung der Constitution erkannte der Finanzminister Canga-Arguelles in M. den Mann, der ihm bei seinen Anleihen, bei der Aufhebung der Klöster und Veräußerung der Nationalgüter wesentliche Dienste leisten könnte. Auch mit Toreno kam dadurch M. in Berührung. Wohl sah M. das Ende der constitutionellen Sache voraus, doch seine Anhänglichkeit an die Staatskasse und die seiner Freunde war so groß, daß er erst, nachdem alle Hülfsquellen erschöft waren, sein Vaterland verließ und sich nach England einschiffte. Hier wurde er in das Gefängniß geworfen, indem die durch ihn betrogenen englischen Kapitalisten sich an seine Person hielten. Bald jedoch sahen sie ein, daß aus ihm nichts zu erpressen war, und ließen ihn in Freiheit. Jetzt schloß sich M. an seinen alten Bekannten Zulueta an, entlehnte von ihm 2000 Pfd. St., kaufte damit Porzellan und kurze Waaren ein und begab sich 1827 nach Lissabon. Der glückliche Erfolg dieser Speculation führte zu erneuten, vergrößerten Unternehmungen; M. machte in Lissabon die Bekanntschaft mehrerer vornehmer Portugiesen, die sich für Dom Pedro's Sache interessirten, und sah sich durch glückliche Umstände in Stand gesetzt, dem Kaiser die wichtigsten Dienste zu leisten. Er schloß in Dom Pedro's Namen in London eine Anleihe ab und wußte sie zu einer solchen Höhe zu treiben, daß sein Name berühmt wurde und er selbst sich nicht allein das persönliche Vertrauen des Kaisers und seiner Rathgeber, sondern auch ein ansehnliches Vermögen erwarb, womit seine Handelsunternehmungen unter der Firma des Hauses Ramon y Ramon Carbonell und Comp. sich immer weiter ausdehnten. In dieser Zeit zog er die Aufmerksamkeit des Generals Alava (s. d.), spanischen Gesandten in London, auf sich, der ihm mehrere Lieferungen für die Bedürfnisse der Truppen der Königin von Spanien übertrug. Gegen Ende des J. 1835 hielt das

Digitized by Google

spanische Ministerium um eine bewaffnete Intervention Frankreichs an. M. erfuhr dies, und da dies seine Speculationen zu beeinträchtigen drohte, überredete er den Grafen Alava, als Gegner dieser Intervention aufzutreten und dagegen die Erlaubniß zur Ausrüstung einer Hülfslegion von 10,000 Mann Engländer auszuwirken, welche er selbst anzuwerben und unter billigen Bedingungen auszurüsten versprach. Alava ging in diesen Vorschlag ein und empfahl den Machthabern in Madrid M. als den fähigsten Mann, um ihn zur Ausführung zu bringen. Frankreich hatte inzwischen selbst die Intervention verweigert und Toreno beschloß, sich zu seiner eigenen Erhaltung ganz in Englands Arme zu werfen, und ernannte M. am 13. Juni 1835 zum Finanzminister. Er zögerte nicht, die Stelle anzunehmen, erbat sich aber noch einige Zeit, um seine eigenen Geschäfte in England zu ordnen und die Ausrüstung der Hülfslegion eifrigst zu betreiben. Scheinbar trat er aus dem Handelshause Carbonell aus und übertrug ihm die vortheilhaftesten Lieferungen für die Legion. Er ermahnte währenddem Toreno, auf seinem System zu beharren, und schloß am 4. Aug. 1835 mit dem Hause Ricardo (Ardoin) einen Vertrag ab, wodurch er 327,762 Pfd. St. baar und 836,655 Pfd. St. in (werthlosen) Papieren der aufgeschobenen Schuld erhielt und dagegen 1,156,170 Pfd. St. in Papieren der activen Schuld an Zahlungsstatt gab. Darauf ging er über Paris, wo ihn der König der Franzosen zur Tafel zog, nach Bordeaux und schiffte sich nach Santander ein. Am 20. Aug. hörte er hier von dem Aufstande der Bürgergarde in Madrid, schrieb aber demungeachtet Toreno, er solle dem Volke nicht nachgeben. Von Santander reiste er zur See nach Lissabon, um einige ihn persönlich betreffende Angelegenheiten mit der portugiesischen Regierung in Ordnung zu bringen, und erfuhr hier, daß die Provinzialjunten, die sich überall in Spanien gebildet hatten, sich von der Hauptstadt für unabhängig erklärt hätten. Als er in Badajoz den spanischen Boden betrat, war die Verwirrung aufs Höchste gestiegen, man suchte einen Retter und glaubte ihn in M. zu finden. Mit Jubel ward er überall auf seiner Reise nach Madrid empfangen. Seine prahlerischen Versprechungen, den Bürgerkrieg im Laufe eines Monats zu beendigen, die Finanznoth zu heben und das Land zu beruhigen, freilich unter der Bedingung, daß das Heer siege, die Cortes ihm Geldmittel verschafften und das Volk ruhig bleiben würde, sowie die Lobpreisungen seiner Freunde in den Journalen, schraubten die Hoffnungen des Volkes auf seine Hülfe bis zu wahnsinnigem Enthusiasmus empor. M. ward zum Ministerpräsidenten ernannt und übernahm die Portefeuilles der auswärtigen Angelegenheiten und der Marine neben dem Finanzministerium. Die auf den 16. Nov. 1835 einberufenen Cortes, obgleich unter dem Einflusse Martinez de la Rosa's erwählt, ließen sich willig von ihm lenken; sie gestatteten ihm die Aushebung von 100,000 Mann und die damit verknüpften Geldopfer und bewilligten ihm fast einstimmig, mit Entsagung aller Garantien, am 16. Jan. 1836 das so berühmt gewordene Vertrauensvotum. Dieses ermächtigte ihn, sich alle Hülfsmittel zu verschaffen, die er für nöthig fände, um dem Kriege ein Ende zu machen, doch ohne neue Anlethen zu erheben und die zur Deckung der Staatsgläubiger dienenden Nationalgüter anzugreifen. Die Art, wie er dieses Wunder ausführen wollte, nannte er sein Geheimniß; es stürzte die Nation bald in ein unabsehbares Elend. Er hob alle in Spanien noch bestehenden Mönchsklöster auf, vertrieb die Nonnen aus ihren Klöstern, ohne ihnen ihre Aussteuer wiederzugeben, verschleuderte die Staatspapiere durch seine Finanzoperationen mit Ardoin in London und erhöhte die Lasten des Staats durch die Consolidirung eines großen Theils der unverzinslichen Schuld auf eine unerträgliche Weise. Die ihm so zugethanen Cortes hatte er am 27. Jan. 1836 wegen eines unbedeutenden Artikels in dem von Alcala Galiano ausgearbeiteten Wahlgesetze, mit dem sie nicht einverstanden waren, aufgelöst; den französischen Gesandten, Grafen Rayneval, durch seinen Uebermuth zu seinem Feinde gemacht, und als die Frist, die er selbst zur Beendigung des Kriegs gesetzt, verstrich, ohne daß dieser aufhören wollte, als von allen seinen großartigen Versprechungen keine in Erfüllung ging, begann das Vertrauen des Volkes auf ihn zu wanken. Seine Intrigue gegen Isturiz (s. d.), mit dem er Anfangs ein neues Ministerium bilden wollte, wozu dieser sich aber

nicht hergab, und dessen Wahl als Cortespräsidenten er hintertrieb, vollendete seinen Sturz. Er zog es vor, seine Entlassung selbst zu verlangen, und am 15. Mai 1836 wurde sie von der Königin-Regentin angenommen. Doch seine Maßregeln hatten die Finanzen des Staats in eine so unheilvolle Verwirrung gestürzt, und Arguelles, dem er seinen vollen Gehalt ausgezahlt hatte, welchen dieser als Staatsrath während der zehn Jahre seiner Auswanderung in Anspruch nahm, empfahl ihn so dringend als den einzigen Mann, der die Verwirrung lösen könnte, daß er am 11. Sept. desselben Jahres wieder zum Finanzminister ernannt wurde. Aber seine politische Bedeutung war verschwunden; wie sehr auch die politischen Blätter sein Lob posaunten, das Mißtrauen, das das Volk gegen ihn beseelte, konnten sie nicht heben, und so oft er im Congreß der constituirenden Cortes erschien, sah er sich den heftigsten Angriffen selbst von den Personen ausgesetzt, die früher seine Schmeichler waren. Zahlreiche, ebenso beißende als kennbare Caricaturen stellten ihn als einen durch das Blut des Volkes reich gewordenen Emporkömmling dar, und selbst körperlichen Mißhandlungen sah er sich preisgegeben, als er dem Sergeanten Garcia die Belohnung verweigerte, die dieser in Folge des von ihm bewirkten Aufstandes von Lagranja vom Ministerium in Anspruch nahm. Auch das Ausland entzog ihm sein Vertrauen und selbst der englische Gesandte räumte endlich ein, daß M. zu nichts zu gebrauchen wäre. Vergeblich verlangte die Opposition in den Cortes von ihm Rechenschaft von dem ihm gewährten Vertrauensvotum, er suchte diese stets unter allerlei Ausflüchten zu verschieben. Die öffentliche Stimme beschuldigte ihn laut, einen Theil der aus den Kirchen genommenen Kostbarkeiten sich zugeeignet zu haben; man erfuhr, daß er immer noch an der Spitze des Handelshauses Carbonell in London stehe und die Contracte, die er als Finanzminister mit demselben abgeschlossen hatte, schändlich das Volk um bedeutende Summen zu seinem eigenen Vortheil betrogen hätten. Mit dem Ministerium Calatrava fiel auch er am 10. August 1837. Am 21. October suchte er in einer Denkschrift an die Cortes Rechenschaft über den Gebrauch des Vertrauensvotums abzulegen, die aber Niemand befriedigte; und seit der Zeit bis zum Sturze Espartero's erschien er nur noch als Deputirter der Provinz Madrid in den Cortes. Als solcher gehörte er stets zu der heftigsten Opposition und suchte namentlich allen Finanzoperationen der Regierung Hindernisse entgegenzustellen. Als aber 1842 das Ministerium Lopez mit seiner neuen Constitution unglücklich war und bald nach seiner Zusammensetzung wieder abtreten mußte, ward M. vom Regenten an die Spitze der Finanzen berufen; die Gegenrevolution, welche schon lange, namentlich von Barcelona aus, Espartero's Macht untergraben hatte, stürzte ihn bekanntlich und mit ihm verschwand auch M. wieder vom politischen Schauplatze. M. hat eine riesenhafte Gestalt, so daß man ihn gewöhnlich Don Juan y medio (Don Juan der Anderthalbe) nennt, ein verzerrtes, todtenbleiches Gesicht, einen ungeordneten Haarwuchs, als Redner hat er in den Cortes häufig Gelächter erregt, denn sein Mangel an eigentlicher Erziehung zeigt sich bei solchen Gelegenheiten am deutlichsten. Während des französischen Kriegs verheirathete er sich mit der Tochter einer anständigen Familie zu Barrax in der Provinz Albacete, der jungen Teresa Alfaro; als er 1823 nach England ging, ließ er sie in Spanien zurück, da sie in Liebesverhältnissen mit einem Sohne Beltran de Lis' stand, und nahm ihre Schwester, Donna Severiana Alfaro, mit sich, die ihn davon unterrichtet hatte. Im J. 1835 knüpfte er, bei seiner Rückkehr nach Spanien, ein anderes Verhältniß mit Donna Concepcion Arguelles, der Nichte des berühmten Deputirten, an, erzeugte mit ihr zwei Kinder und trat dann mit ihrer jüngern Schwester in ein ähnliches Verhältniß, aus welchem ebenfalls ein Kind hervorgegangen ist. Beiden Schwestern hat er ein sehr reichliches Auskommen gesichert.

Mendoza, Don Diego Hurtado de, geb. ums J. 1503 zu Granada (oder Toledo), gest. 1575 zu Valladolid (oder Madrid), stammte aus einer angesehenen Familie, und ist ausgezeichnet als Geschichtschreiber und als Dichter. Nachdem er die Universität (wahrscheinlich) Salamanca verlassen, trat er 1535 in die Dienste Karl's V. in Italien. Er hielt sich während der Winterquartiere abwechselnd in Rom, Padua und andern Universitätsstädten auf, und wurde von Karl V. zu mehreren Missionen gebraucht, welche er

Digitized by Google

ehrenvoll ausführte. Er war als Gesandter in Venedig, bei der tridentinischen Kirchenversammlung, beim Papste, und endlich ernannte ihn der Kaiser zum Statthalter von Toscana. Durch strenge, oft sogar grausame Maßregeln unterdrückte er mehrere Empörungen. Er verwaltete das ihm übertragene Amt 6 Jahre hindurch. Philipp II. ernannte M. zu seinem Staatsrathe; gegen das Ende seines Lebens aber begab sich derselbe nach Granada und lebte allein noch den Wissenschaften. Kurz vor seinem Tode soll er noch einmal an den Hof zurückgekehrt sein. Auch in der bewegtesten Zeit seines Lebens hat M. nie die Liebe für die Wissenschaften und die Kunst, noch die Sorge um dieselben aufgegeben. In Venedig erwarb er sich große Verdienste um die Rettung und Erhaltung der griechischen Literatur. Mehrere wichtige Handschriften entriß er den Händen ihrer unwissenden und geldgierigen Besitzer. Der Sultan Soliman bezeigte seine Dankbarkeit gegen M., welcher den Sohn desselben aus der Gefangenschaft losgekauft hatte, durch Uebersendung einer Menge von Manuscripten. Sogar bis auf den Berg Athos sandte M. Gelehrte, um in dem dortigen Kloster alte Handschriften aufzusuchen. M. überließ seine herrliche Sammlung dem König von Spanien für die Bibliothek des Escurials. Auch als Geograph erwarb sich M. Verdienste um sein Vaterland. Unsterblich aber ist der Ruhm, den sich M. als Schriftsteller erworben hat; er heißt der Vater der spanischen Prosa. Schon als Student schrieb er einen komischen Roman: „Lazarillo de Tormes," (Taragona, 1586, Valladolid, 1605 in 16., öfters wiedergedruckt, theils mit, theils ohne eine schlechte Fortsetzung von Henriquez Luna), der ins Deutsche (von Keil, Gotha), Französische und Italienische übersetzt worden. Derselbe enthält eine lebendige Schilderung des spanischen Volkslebens, und wurde das Muster einer eigenen Gattung in der spanischen Literatur unter dem Namen „des Geschmackes am Komischen" (el gusto picaresco). Das historische Hauptwerk des M. ist der „Krieg von Granada" (Guerra de Granada, vollständig zuerst Valencia, 1776. 4.), welches in Bezug auf Einfachheit der Darstellung und Großartigkeit des Ausdruckes den Meisterwerken des Alterthums zur Seite steht. Anfangs erlaubte die spanische Regierung nicht den unverstümmelten Abdruck des Werkes. Unter den Gedichten des M. zeichnen sich die poetischen Episteln aus. Den Satiren wurde von der Inquisition die Erlaubniß zum Druck untersagt. Die letzte wissenschaftliche Arbeit, mit der sich M. vor seinem Tode beschäftigte, war eine Uebersetzung und Erklärung eines Werkes des Aristoteles. Eine Ausgabe der sämmtlichen Werke des M. hat Pontalegre (Valencia, 1776) besorgt. Bouterweck (in seiner Geschichte der spanischen Literatur) nennt den M. den Sallust und Horaz Spaniens, obschon seine Verse nicht frei von Härten sind, und seine Canzonen dunkle und gesuchte Stellen enthalten. — Sein Bruder, Don Antonio Hurtado de M., war Vicekönig von Neuspanien und schrieb das naturhistorische Werk „De las cosas naturales y maravillosas de nueva España." — Ein anderer Don Antonio Hurtado de M. lebte unter Philipp IV., dessen Geh. Sekretär und Rath der Inquisition er war. Man hat von ihm mehrere Komödien und einen Band lyr. Gedichte (Liss. 1690, 4.; 2. verb. Aufl. Madrid 1725, 4.). Auch schrieb er über die Cortes von Castilien (Madrid 1632, 4.).

Mendoza, Inigo Lopez de, s. Santillana, Marques de.

Menedemos aus Eretria, war ein Schüler des Platon und Stilpon. Da man gewohnt ist, fast jeden, der mit Sokrates umging, zum Stifter einer besondern Schule zu machen, so hat man auch den M. an die Spitze einer Eretrischen Schule gestellt. Doch ist nicht bekannt, wodurch die Lehrmeinungen dieser Schule sich von denen anderer, namentlich der Megarischen (s. d.) unterschieden haben. Mit dieser letzten nämlich stimmte sie darin überein, daß sie sich fast ausschließlich mit Forschungen über logische Gegenstände beschäftigte. Daher pflegt man anzuführen, M. habe nur den identischen Sätzen Wahrheit zuerkannt, was indessen jedenfalls einen bestimmten Sinn durch die eigenthümliche Richtung seiner Bemühungen erhielt.

Menelaos, Sohn des Pleisthenes, Enkel des Atreus und Bruder des Agamemnon, der die Helena, unter den vielen Freiern, die ihre Schönheit ihr zuzog, durch deren

Digitized by Google

eigene Wahl als Preis davon trug. Helena's Entführung entzündete den trojanischen Krieg, zu welchem M. selbst als Anführer der Lacedämonier 60 Schiffe lieferte. Vor Troja verrichtete er während der zehnjährigen Belagerung viele Heldenthaten, eröffnete den Kampf durch einen Angriff auf Paris und tödtete mehrere trojanische Helden. Bei Homer führt er den Beinamen der Rufer im Streit. Nach Trojas Einnahme segelte er, mit Agamemnon entzweit, mit der wiedererlangten Helena allein ab, gelangte Anfangs zwar an das lacedämonische Vorgebirge Malea, wurde aber vom Sturm wieder verschlagen und hatte noch achtjährige Irrfahrten an den Küsten von Cypern, Phönicien, Aegypten, Aethiopien und Libyen entlang zu überstehen. Endlich auf der Insel Pharos erhielt er von der Eidothea den Rath, ihren Vater Proteus zu nöthigen, ihm den Heimweg zu lehren. Zugleich erzählte ihm Proteus das Geschick der übrigen Helden und weissagte ihm Versetzung in das selige Elysium. Den Zurückgekehrten besuchte Telemachos, um Kunde vom umherirrenden Ulysses zu erhalten. Seine Tochter war Hermione, die er dem Pyrrhos, Sohn des Achilleus, vermählte. Zu Therapne in Lakonien zeigte man sein und der Helena Grab; auch hatte er hier einen Tempel.

Menelaus, ein griechischer Mathematiker aus Alexandria, lebte in den Zeiten Trajan's, und schrieb drei Bücher: „Sphaerica," die sich aber nur noch in einer lateinischen Uebersetzung, herausgegeben von Maurolycus (Messina 1558, Fol.) und Halley und Costard (Oxf. 1758), erhalten haben.

Menenius Agrippa hieß der Gesandte, welchen die römischen Patrizier bei dem ersten Auszug der Plebejer auf den heiligen Berg, 496 v. Chr., an diese abschickten, und der sie durch die Erzählung von den Gliedern, welche dem Magen den Dienst verweigern, zur Eingehung eines Vergleichs überredete, der die Einsetzung der Volkstribunen zur Folge hatte.

Menestheus, der Sohn des Peteos, Führer der Athener im trojanischen Kriege, soll mit Hülfe der Tyndariden den Theseus vom Throne verdrängt haben, der jedoch wieder an des Theseus Kinder kam, als M. vor Troja gefallen war.

Menestrels, s. Provençalen und Troubadour.

Mengs, Anton Rafael, geb. den 12. März 1728 zu Aussig in Böhmen, gest. den 20. Juni 1779, war einer der vorzüglichsten Maler der neuern Zeit. Er wurde von seinem Vater schon vom sechsten Jahre an bis zur Uebertreibung streng angehalten, sich im Zeichnen und Malen zu üben. Seit dem Jahre 1741 studirte er in Rom Michel Angelo's und Rafael's Werke, wozu ihn sein Vater mit Härte anhielt. Als er im Jahre 1744 nach Dresden zurückkehrte, wurde er vom König August III. zum Hofmaler ernannt. Nach einiger Zeit erneuerte er seine Studien in Rom und beschäftigte sich vornehmlich mit Anatomie. Unter andern Werken stellte er hier eine heilige Familie aus, welche großen Beifall fand. Zugleich vermählte er sich mit einem schönen Bauernmädchen, das ihm zum Modell gedient hatte. Nach Dresden (1749) zurückgekehrt, wurde er erster Hofmaler mit einem Gehalt von 1000 Thalern. Um ein Altargemälde für die Dresdner Kapelle anzufertigen, kehrte er nach Rom zurück und nahm daselbst, weil sein Gehalt während des siebenjährigen Krieges ausblieb, die Direction einer neu errichteten Malerakademie an. Zugleich arbeitete er mehrere Fresco- und andere Gemälde für römische Große. Sein erstes Frescogemälde war die Decke in St. Eusebio für die Cölestinermönche. Im Jahre 1761 wurde M. von Karl III. nach Madrid berufen, wo er 2000 Doppien Jahrgehalt erhielt. Eine Götterversammlung und eine Kreuzabnahme, welche er hier malte, haben seinen Ruf ganz besonders begründet. Nachdem er auf Urlaub (seit 1770) wieder drei Jahre in Rom zugebracht hatte, kehrte er nach Spanien zurück und malte daselbst den Plafond im Speisesaale des Königs, die Vergötterung des Trajan, welche als sein Hauptwerk betrachtet wird. Zwei Jahre darauf kehrte er jedoch wegen geschwächter Gesundheit nach Rom zurück, verlor daselbst 1778 seine Gattin und starb im nächsten Jahre selbst. Er war von mittlerer Statur, hager, aber von ausdrucksvoller Gesichtsbildung, dabei war er heftigen Temperaments, in Folge seiner strengen und einseitigen Erziehung höchst ungewandt im Verkehr

Digitized by Google

mit Andern, blöde und wenig förmlich, doch gutmüthig und lenksam. Er hatte durch seine Arbeiten sehr bedeutende Summen erworben, da er aber bedeutende Kunstsammlungen anlegte, und zum Theil verschenkte, viele junge Künstler unterstützte und fast verschwenderisch lebte, so bedurfte seine zahlreiche Familie (indem von 20 Kindern ihm 7 überlebten) bei seinem Tode der Unterstützung seiner vornehmen Freunde und Verehrer. In seinen Werken spricht sich ein sehr edles Talent, vielleicht verbunden mit einiger Verbildung, aus. Seine Compositionen sind einfach und erhaben, aber häufig gesucht. Seine Zeichnung ist gediegen und geschmackvoll, sein Kolorit kräftig und fein. In der Verschmelzung der Farben hat er Bewundernswerthes geleistet. In Deutschland sind nur wenige Bilder von ihm, in der königlichen Kapelle in Dresden. Auch hat er mehrere Schriften in italienischer, französischer und deutscher Sprache verfaßt, die italienisch von Otto d'Azara (2 Bde., Parma 1780, 4.) und deutsch von Prange (2 Bde., Halle 1786) herausgegeben wurden.

Meng-tsü, von den Jesuiten Mencius genannt, ein berühmter chinesischer Sittenlehrer und Schriftsteller, lebte, etwas später als Kon-fu-tse, im 4. Jahrh. v. Chr. und wurde mit großer Sorgfalt durch seine Mutter erzogen. Er studirte früh die heiligen Bücher der Chinesen und wurde unter die Schüler des Tsü-sse, Enkels des Kon-fu-tse, aufgenommen. China bestand damals aus mehreren kleinen, von einander unabhängigen Staaten, deren Herrscher im steten Kriege mit einander lebten. Vergebens suchte er bei mehreren derselben Aufnahme, um sie für seine bessern Ansichten über Staat und Volkswohlfahrt zu gewinnen. Daher kehrte er in seine Heimath zurück, wo er einen kleinen Kreis von Schülern um sich sammelte und ein moralisch-politisches Werk schrieb, und starb hochbetagt ungefähr 314 v. Chr. Sein erwähntes Werk steht in hohem Ansehen bei den Chinesen, und wird zu den Sse-schu, d. i. vier Büchern, gerechnet, welche nächst den heiligen Büchern den ersten Rang behaupten. Es enthält theils Aussprüche, theils Unterredungen des M. mit andern Personen über moralische und politische Gegenstände, rügt mit der größten Freimüthigkeit und Furchtlosigkeit die verderblichen Richtungen des Zeitalters auch an den vornehmsten Ständen, und deckt an ihren verkehrten Grundsätzen deren Verächtlichkeit und Lächerlichkeit auf. Den Originaltext mit lateinischer Uebersetzung gab Julien (2 Bde., Paris 1824) heraus; andere Uebersetzungen finden sich an mehreren Uebersetzungen der Werke des Kon-fu-tse.

Meninski, Franz a Mesgnien oder Menin, nahm den Namen Meninski an, als ihm das polnische Indigenat ertheilt wurde, geb. 1623 in Lothringen, starb 1698. Er beschäftigte sich mit orientalischen Sprachen; auch hielt er sich mehrere Jahre hindurch in Konstantinopel auf, als Dolmetscher bei der polnischen Gesandtschaft. Im J. 1661 wurde er kaiserlicher Dolmetscher der orientalischen Sprachen in Wien, reiste 1669 nach Jerusalem und wurde Ritter von Jerusalem. Die Ergebnisse seiner Forschungen hat er vorzugsweise niedergelegt in: „Thesaurus linguarum orientalium sive Lexicon arabico-persico-turcicum" (4 Bde., Wien 1680—87); eine zweite sehr vermehrte Ausgabe ist besorgt von Jenisch (Wien 1780—1803). M. hat auch die Grammatik der arabischen, türkischen und persischen Sprache bearbeitet.

Menippe, die Tochter des Orion, und ihre Schwester Metioche wurden von Athene in die Kunst zu weben eingeweiht und von Aphrodite mit Schönheit begabt. Als bei einer Pest in Aeonien das Orakel des Apollon Gortynios zwei Jungfrauen zur Sühne verlangte, weihten sich Beide freiwillig dem Tode. Persephone und Hades verwandelten sie dafür in Kometen, und die Aeonen errichteten ihnen zu Orchomenos einen Tempel.

Menippus, einer der berüchtigtsten Cyniker und Schüler des Diogenes, aus Gadara in Syrien gebürtig, hatte sich durch schändlichen Wucher ein bedeutendes Vermögen erworben, verlor dasselbe aber wieder und soll sich aus Gram über diesen Verlust erdrosselt haben. Mit beißendem Spotte verfolgte er die Verkehrtheiten der Menschen und namentlich der Philosophen, daher der Römer Varro (s. d.) unter dem Namen satira Menippea oder cynica eine besondere Art von Satiren verfaßte, die sich in einzelnen Bruchstücken noch

Digitized by Google

erhalten haben. Vgl. Oehler „M. T. Varronis saturarum Menippearum reliquiae“ (Quedlinb. und Leipzig 1844).

Mennige, Menge, Bleizinnober ist Bleihyperoxydul, welches aus Bleiasche durch sorgfältiges Brennen bereitet wird. Erst nimmt die Masse eine gelbe Farbe an und kommt so als Bleigelb im Handel vor, durch weitere Behandlung mit gelindem Feuer wird dies zur rothen Mennige, ein körniges, scharlachrothes Pulver, das gemahlen und geschlämmt wird, und dessen feinste Sorte Bleiroth heißt. Fabrikorte sind Chesterfield und Wirksworth in England, Nürnberg und Rollhoven in Deutschland. Nach der Güte folgen sich die deutsche, holländische, englische. Die M. wird als Farbe, zu Glasuren und in der Apotheke zu Pflastern gebraucht, sowie zur Bereitung des Flintglases und des Straß.

Menno, Simonis, geb. 1496 oder 1505 zu Witmaarsum in Friesland, gest. 1561 zu Oldesloe im Holsteinschen; vorher katholischer Priester, trat theils durch eigene Untersuchungen, theils durch Emissäre der Wiedertäufer bewogen, 1536 zu dieser Secte über, bei welcher er im folgenden Jahre in den Lehrstand sich begab und es sich angelegen sein ließ, die durch die Münster'schen Unruhen zerstreuten Haufen in geordnete Gemeinden zusammenzubringen, ihren Fanatismus zu mildern und sie mit der Obrigkeit auszusöhnen. Deshalb reiste er viele Jahre lang durch Holland, das nördliche Deutschland bis nach Livland, bewog Viele zum Uebertritt, hatte aber auch mit manchen Verfolgungen zu kämpfen, da man überall Preise auf seinen Kopf gesetzt hatte. So wurde in Westfriesland allen Missethätern Verzeihung und 100 Gulden versprochen, falls sie ihn einlieferten. In seinen frühern Jahren schloß er sich an den Kalvinismus, doch unterschied er sich in folgenden Lehren: Nur Erwachsene werden getauft. Die Obrigkeit sei nur für die Weltmenschen und Unheiligen da, die Gerechten bedürften ihrer nicht. Seine Sittenlehre und Kinderzucht waren sehr streng und beruhten auf buchstäblicher Erklärung der Bergpredigt. Vgl. M. S. Glaubensbekenntniß im kirchenhistor. Archiv von Stäudlin und Tzschirner (2 Bde. 1. Heft). M.'s Werke, fast alle in holländischer Sprache, sind in 1 Bd. Fol. gesammelt erschienen in Amsterdam 1651. Die Taufgesinnten (s. d.) nannten sich nach ihm Mennoniten.

Menoikeus, ein Thebaner, der Enkel des Pentheus, war Vater des Kreon, der Jokaste und Hipponome. Sein Enkel, der Sohn des Kreon, weihte sich selbst dem Tode, entweder einer Weissagung des Teiresias oder einem Ausspruche des delphischen Orakels zufolge. Als nämlich Theben von den sieben argivischen Fürsten hart bedrängt wurde, sollte es nicht anders befreit werden können, als wenn sich M. selbst opfere. Er that es, und Ares, der den Thebanern wegen des von Kadmos erschlagenen Drachen zürnte, wurde durch das Opfer versöhnt.

Menologium, ein Buch der griechischen Kirche, welches ein Verzeichniß der in jedem Monate fallenden Feste, sowie die Lebensbeschreibungen der Heiligen enthält. Es ist gleichbedeutend mit dem Martyrologium der römischen Kirche.

Menou, Jacques François Baron de, aus einer alten und edlen Familie entsprossen, ward zu Boussay de Loches in Touraine 1750 geboren, widmete sich, dem Beispiele seines Vaters folgend, dem Militärstande und war schon 1787 Maréchal de Camp. Als 1789 sich die Generalstände versammelten, ward er von dem Adel seiner Landschaft als Deputirter nach Paris gesandt, woselbst Menou mit der Minorität für die Vereinigung mit dem dritten Stande und die Aufhebung der Titel und Privilegien stimmte, seine Thätigkeit aber vorzüglich auf eine Umbildung der französischen Armee richtete. Zu diesem Zwecke schlug er noch in demselben Jahre die Einführung einer allgemeinen Conscription, sowie das Freigeben jeglichen Avancements vor, Maßregeln, welche jedoch erst später ins Leben traten. Dieser Richtung seiner Bestrebungen getreu, war er bei dem Ausbruch des Krieges für die Organisation und Bewaffnung der Nationalgarde ungemein thätig, trat aber nach der Flucht des Königs mehr zur Partei dieses über. Dennoch ward er zum Befehlshaber gegen die aufrührerische Vendee ernannt, und obgleich am 17. und 19. Juli 1793 von

Digitized by Google

Henri de la Rochejaquelin geschlagen, entging er durch Barrère's Unterstützung den Anklagen Robespierre's. Noch im Mai 1795 für den Convent bei der Besiegung der empörten Vorstadt St. Germain thätig, zog er sich bei dem Emporkommen Napoleon's mehr und mehr in das Privatleben zurück, bis ihn dieser zum Divisionsgeneral bei der Expedition nach Aegypten ernannte. Bei der Eroberung von Alexandrien zeichnete sich M. besonders aus. Als Bonaparte nach Europa zurückgegangen war, heirathete er die Tochter eines sehr reichen Badebesitzers in Rosetta, trat zum Islam über und nannte sich Abdallah Jacques Menou. Kleber's Tod brachte darauf den Renegaten zum Commando, durch dessen Führung er sich, sowie durch seinen Uebertritt nicht wenig Feinde in der Armee erweckte. Von Abercromby am 21. Mai 1802 vor Alexandrien geschlagen, vertheidigte sich M. auf das Tapferste in der Stadt, bis die Noth ihn zu einer Capitulation zwang, in Folge welcher er nach Europa zurückging und sich am 8. Mai 1802 Napoleon vorstellte. Dieser nahm ihn freundlich auf und ernannte ihn zum Gouverneur von Piemont, in welcher Stellung M. sich viele Achtung erwarb. Später zum Gouverneur von Venedig ernannt, starb er daselbst am 13. Aug. 1810.

Mensch. Die Natur des Menschen ist eine doppelte, eine körperliche und eine geistige; er ist daher als Gegenstand der Zoologie und der Psychologie zu betrachten. Als ersterer gehört er in die Classe der Säugethiere und hat mit diesen alle Merkmale gemein, welche dieselben von den anderen Thierclassen unterscheiden. Doch finden sich in der Natur des menschlichen Organismus mehrere sehr wesentliche Eigenthümlichkeiten, wodurch dieser sich von allen übrigen unterscheidet. Die hauptsächlichsten derselben sind folgende: das Schleimgewebe des Menschen unterscheidet sich von dem der meisten Thiere durch größere Weichheit. Das Nervensystem des Menschen unterscheidet sich durch ansehnliche Größe des Gehirns von dem der übrigen Thiere, auch ist sein Gehirn im Verhältniß zu dem Rückenmark und den Nerven größer als bei jenen. Am Kopfe unterscheidet zuerst das Verhältniß zwischen Schädel und Gesicht die menschliche Bildung von allen übrigen durch das bedeutende Uebergewicht des ersteren über das letztere, eine Bedingung, die in der vorherrschenden Entwickelung des Gehirns über die übrigen Theile des Nervensystems, namentlich der Sinnorgane, gegründet ist. Das Muskelsystem des Menschen unterscheidet sich durch die schwächere Entwickelung der die Haut und den Kopf bewegenden Muskeln und durch die größere Stärke der mit der aufrechten Stellung des Menschen in Beziehung stehenden. Ueberhaupt unterscheidet sich das Menschengeschlecht von den Thieren hauptsächlich durch die ursprüngliche und naturgemäße Bestimmung desselben zur aufrechten Stellung. Außer der bereits erwähnten größeren Stärke der Knochen, Bänder und Muskeln der Beine berechtigt zu dieser Ansicht besonders die Festigkeit und der gewölbte Bau der Knochen des Fußes und das daran hinten hervorragende Fersenbein, welches Alles offenbar, um den ganzen Körper zu tragen, eingerichtet ist. Auch der Bau des Rückgrats weist unmittelbar auf die aufrechte Stellung hin; die unteren Wirbelbeine desselben sind breiter und stärker als die oberen, weil sie bei der aufrechten Stellung eine größere Last zu tragen haben, als jene. Auch die Augen des Menschen sind so gestellt, daß er sie nur, wenn er aufrecht steht, gehörig gebrauchen kann. Ferner unterscheidet sich der Mensch vom Thier besonders durch die Sprache. Die Organe zum Sprechen fehlen den Thieren, selbst den menschenähnlichen Affen gänzlich. Auch die natürliche Blöße und Wehrlosigkeit unterscheidet ihn vom Thiere und zwar auf den ersten Blick zu seinem Nachtheile, bei näherer Betrachtung aber zum wesentlichen Vortheile. Denn gerade hierdurch ist er als ein Geschöpf charakterisirt, welches über seine natürliche Bestimmtheit hinauszugehen habe. Auch die ihm eigenthümliche spätere Reife und Mannbarkeit steht mit seiner sittlichen Natur im wesentlichen Zusammenhange; denn gerade hierdurch werden die sittlichen Beziehungen unter den einzelnen Menschen vermannichfacht und befestigt. Während die meisten der übrigen Säugethiere vier Füße, die Affen dagegen 4 Hände haben, hat allein der Mensch zwei Füße und zwei Hände. In der Naturgeschichte macht daher der Mensch eine eigene Ordnung, die der Zweihänder unter den Säugethieren aus. Auch die Waden sind dem Menschen eigenthümlich. Die Bewegungen

der Hände sollen mehr mit dem Auge, die der Füße mehr mit dem Ohre correspondiren; wie man denn z. B. beim Zeichnen die Hand durch das Auge, beim Tanzen die Füße durch das Ohr beherrschen läßt. Die Bildung des Fußes steht übrigens, obschon namentlich hinsichtlich der Länge und des Ballens (der Ferse) wesentlich verschieden, von Natur derjenigen der Hand doch näher, als bei den meisten Europäern und Asiaten, welche einzwängende Schuhe von Jugend auf tragen, der Fall zu sein scheint. Häufig kommen Fälle vor, daß Menschen, welche durch angeborne Mißbildung oder Unglück die Hände entbehren, ihre Füße als Hände mit fast gleichkommender Geschicklichkeit zu gebrauchen verstehen. Die große Zehe hat häufig in Form, Stellung und Beweglichkeit große Aehnlichkeit mit dem Daumen der Hand. — In jedem Kiefer hat der Mensch 16 Zähne, nämlich 4 Schneidezähne, auf jeder Seite einen Eck- oder Augenzahn und 5 Backenzähne, wovon die zwei vorderen Lückenzähne sind und 2 Spitzen, die drei hinteren 4 Höcker haben, also nur Mahlzähne, keine Reißzähne sind. Der menschliche Körper ist nur auf dem Haupte und nach eingetretener Mannbarkeit um die Schamglieder und unter den Achseln behaart, beim Manne überdies auch um das Kinn und den Mund, sowie auf der Brust. Ueber den Augen sind Augenbraunen und an den Augenlidern die Augenwimpern. Sehr feine, wenig sichtbare Härchen bedecken übrigens mehr oder weniger fast den ganzen Körper. Innerhalb des Menschengeschlechts befinden sich nun aber auch einige allgemeinere Unterschiede, welche Erwähnung verdienen. Die Verschiedenheit der Geschlechter zeigt sich beim Menschen entschiedener als bei den Thieren. (S. Geschlecht.) Der menschliche Körper ist nach mehr als Einer Richtung hin mehr oder weniger symmetrisch gebaut; am vollkommensten aber ist die seitliche Symmetrie in der äußeren Form seiner Organe. Der Körper erscheint in der That aus einer rechten und linken Hälfte gebildet, indem die meisten Organe entweder doppelt sind und symmetrisch einander gegenüber stehen, oder wenn sie einfach sind, meist so in der Mittellinie liegen, daß eine von vorn nach hinten durch sie gefällte Ebene sie in zwei Hälften trennt, indem sie genau genommen aus zwei in der Mittellinie verschmolzenen Seitentheilen bestehen. Die Symmetrie der obern und untern Körperhälfte ist geringer als die seitliche, doch unverkennbar; am deutlichsten spricht sie sich in den oberen und unteren Extremitäten aus. Die Gestalt und Zahl der Glieder der verschiedenen Systeme, welche zur Zusammensetzung der Extremitäten beitragen, ist, wenige Verschiedenheiten abgerechnet, dieselbe. Die obere und untere Gegend der Centraltheile des ganzen Körpers entsprechen einander gleichfalls. Der mittlere Theil der Wirbelsäule allein trägt die Rippen als einzelne abgesonderte Knochen. Darauf folgen nach oben und unten dort die rippenlosen Halswirbel, hier die Lendenwirbel, beide in geringerer Zahl vorhanden als die Rückenwirbel, auf jene oben der Kopf, auf diese unten das Heiligbein, beide unverkennbare Aggregate vergrößerter Wirbel. Die Analogie zwischen der vorderen und hinteren Körperfläche ist verborgener, aber ebenfalls der Beachtung werth. Namentlich ist die Wirbelsäule an der vorderen Fläche durch das Brustbein auf sehr analoge Weise dargestellt. Die verhältnißmäßige Größe der einzelnen Glieder gegen einander pflegt man nach Kopf- oder Gesichtslängen zu bestimmen. Ein wohlproportionirter Menschenkörper hat ungefähr 8 Kopflängen oder 10 Gesichtslängen, eben so weit pflegen die Spitzen der Mittelfinger von einander abzustehen, wenn man die Arme horizontal ausstreckt. Uebrigens sind die Verhältnisse des männlichen Körpers nach Gesichtslängen folgende: Vom Kinn bis in die Halsgrube $^1/_2$, die Länge des Nackens 1, von der Halsgrube bis zur Herzgrube 1, von der Herzgrube bis zum Nabel $1^1/_2$, vom Nabel bis zu den Geschlechtstheilen 1, die Länge des Arms vom Achselgelenk bis in die Beugung des Ellenbogens 2; von da bis zum Anfang der Hand $1^1/_2$; die Länge der Hand bis zur Spaltung der Finger $^1/_2$; die Länge des Mittelfingers $^1/_2$, also Länge der ganzen Hand 1; von der Hüfte bis zur Mitte der Kniekehle 3, von da bis zur Ferse $2^2/_3$; Länge des Plattfußes $1^2/_3$ das sechste Theil des ganzen Körpers. Ein gesunder Mensch von gesunder Constitution wiegt zwischen 120 und 180 Pfd. Der Mensch ist nicht, wie die meisten Thierclassen, auf ein gewisses Klima beschränkt. Zwar wirkt nicht jedes Klima gleich wohlthätig auf ihn und nicht alle Menschenrassen können unter jedem Klima ausdauern,

Digitized by Google

aber alle Zonen sind von Menschen bewohnt und die Bewohner der gemäßigten Zonen wenigstens sind so organisirt, daß sie auch in den übrigen ausdauern können. Auch in Beziehung auf Nahrungsmittel ist der Mensch nicht wie die Thiere auf einzelne wenige Arten beschränkt, vielmehr dient ihm ein großer Theil des Thier- und Pflanzenreiches zur Nahrung, ja sogar erdige Substanzen werden von einzelnen Völkerstämmen gegessen (s. Nahrungsmittel.) — Die gewöhnliche Lebensdauer des M. ist 60 bis 70 Jahre, doch giebt es Beispiele von ausnehmend hohem Alter. Ein engl. Bauer Jenkins wurde 169 und Thom. Parres 152 Jahr. Besonders viel hochbejahrte Menschen soll es in Ungarn und Norwegen geben. (S. Menschenalter.) Ueber außerordentliche und eigenthümliche Bildungen s. Menschenrassen. Indem wir nun zweitens den Menschen als Geist betrachten, müssen wir ebenfalls zunächst die Verschiedenheit zwischen ihm und den Thieren hervorheben. Diese nämlich besitzen genau genommen die meisten sogenannten Eigenschaften des menschlichen Geistes, und wenn man namentlich den Menschen vorzugsweise zu bezeichnen meint, indem man ihn ein fühlendes, begehrendes und vorstellendes Wesen nennt, so verfährt man ziemlich ungenau. Denn auch die Thiere sind fühlende, begehrende und vorstellende Wesen. Der Mensch ist wie das Thier lebendiges Wesen, aber neben dem endlichen thierischen Leben hat der Mensch noch ein unendliches höheres Leben, außer dem Leben in den Sinnen, noch ein Leben im Gedanken, außer der thierischen sterblichen Seele, einen unsterblichen Geist. Die Dinge, wie sie einzeln erscheinen und die Sinne des einzelnen lebenden Wesens afficiren, sind so in ihrer Vereinzelung für die Thiere gleicher Maßen wie für die Menschen vorhanden. Für den Menschen allein aber schließt sich die Vielheit der Dinge zur Einheit zusammen, welches sich äußerlich dadurch kund giebt, daß allein der Mensch es ist, welcher vielen Dingen einen Namen giebt, welcher spricht. Im Namen meinen wir zwar dies und jenes unsere Sinne afficirende einzelne Ding, was wir aber damit zugleich aussprechen, ist ein Gedachtes, das niemals die Sinne afficirt, ein Unendliches und Unvergängliches, während das Sinnliche endlich und hinfällig ist. Indem der Mensch den Dingen Namen giebt, erhebt er Einzelnes in Allgemeines, indem er im Namen den Begriff ausspricht, begreift er die Dinge. In sich trägt so der Mensch eine unendliche, unvergängliche Welt des Begriffes, auf welche beziehend die seinen Sinnen äußerliche Welt der Endlichkeit, er über diese selbst das Bewußtsein ist. Der einzelnen Dinge selbst bedient sich der Mensch, wie sie ihrem Begriffe nach sind, daher er es allein ist, welcher die Dinge nach ihren Eigenschaften, von welchen er mit dem Begriffe weiß, unter einander verbindet, und so aus den Naturproducten Kunstproducte erschafft. So ist er ein wahrer Herr und König der Schöpfung. Der Mensch zeigt sich in seiner Würde als Geist dadurch, daß er es verschmäht, wie das Thier der Dinge, wie sie von Natur sind, sich zu bedienen, daß er ihnen, indem er Kunstproducte erzeugt, erst den Stempel seiner geistigen Wesenheit aufgedrückt haben muß, ehe er sie für werth hält, für die seinigen zu gelten. So kommt es, daß der Mensch endlich nicht einmal sein thierisches Leben durch den Genuß von Naturproducten erhält, noch seinen Körper mit Naturproducten kleidet, sondern zu Speise und Kleidung nur Kunstvroducte wählt. Das Leben der Natur sogar überwältigt er, er zähmt die Thiere, die ihm dienen sollen, er veredelt die fruchttragenden Pflanzen, die er genießen will, er bebaut das Land, bändigt den Strom, die sein Eigenthum sind. Der Geist des Menschen ist indeß nicht mit der Geburt vollendet und fertig, sondern wie bei'm einzelnen Menschen in der Zeit seines Lebens, so entwickelt er sich auch, die Einzelnen überlebend, von Geschlecht zu Geschlecht fortschreitend zu größerer Vollendung. Das Thier ist noch heute so vollkommen und so unvollkommen, wie es vor Jahrtausenden war, die Klugheit des Elephanten ist nicht klüger, die Kunstfertigkeit des Bibers ist nicht geübter geworden und wird es niemals werden, allein der Mensch wird von Jahrhundert zu Jahrhundert vollkommner, die Menschen von heute sind andere als die vor Jahrtausenden, in Wissen und Kunst fortgeschritten. — Gott, der in sich vollendete, nicht erst wie der Menschengeist in der Entwicklung zu sich kommende Geist, sondern der ewig (über aller Zeit) bei sich seiende, ist als solcher kein endliches vor die Sinne tretendes Ding, so ist er auch für die Thiere nicht vorhanden, der

Mensch allein weiß von Gott; der Mensch ist von allen lebendigen Wesen das einzige, welches Religion besitzt.

Menschenalter kann so viel als Lebensalter eines einzelnen Menschen bedeuten, wird aber gewöhnlicher für durchschnittliche Lebensdauer gebraucht. Diese ist nach Zeit und Oertlichkeit sehr verschieden. Die Alten, welche historische Ereignisse häufig nach Menschenaltern datirten (z. B. Herodot), rechneten deren drei auf Ein Jahrhundert. In der neuesten Zeit hat man die durchschnittliche Lebensdauer sehr genau nach den Todtenregistern berechnet und die Mehrzahl dieser Berechnungen hat ein Ergebniß geliefert, welches jener Annahme der Alten nahe kommt. Doch hat in der neuesten Zeit sich die Lebensdauer fast überall nicht unbeträchtlich verlängert. Man schreibt dies theils dem Frieden, theils den Fortschritten der Arzneikunde zu.

Menschenkenntniß. Wer eine Kunst üben will, muß unter Anderem auch die Werkzeuge kennen, deren er sich bedienen soll, und ihren Gebrauch. Wer daher in der Kunst zu leben, in der Kunst, sich und Andere glücklich zu machen, Etwas leisten will, der muß vor Allem die Werkzeuge seines Glückes kennen und wissen, wie jedes derselben zu gebrauchen sei. Das hauptsächlichste Werkzeug des Menschenglückes aber ist der Mensch. Jeder Einzelne ist abhängig von seinen Umgebungen, sein Glück ist großentheils durch diese bedingt und nicht minder können sie ihm Urheber des Unglücks werden. Daher ist die Frage von großer Wichtigkeit: was man von jedem Einzelnen unter bestimmten Bedingungen zu erwarten habe, ob man mit ihm diese oder jene Verbindung eingehen, ihm mehr oder minder anvertrauen, oder irgend eine Gewalt über sich einräumen dürfe. Ebenso fragt es sich: Wie soll ich, indem ich zu Anderen in irgend einem bestimmten Verhältnisse stehe, mich verhalten, um Diesen zu befriedigen, Jenen zu entwaffnen, einen Dritten zu gewinnen u. s. w. Die Einsicht, welche auf diese Fragen antwortet, nennen wir Menschenkenntniß. Um diese sich anzueignen, bedarf der Mensch zweier Eigenschaften. Zuerst muß er gesunden richtigen Sinn haben, Empfänglichkeit für das Gegenständliche, oder wie die Schrift sagt, Augen zu sehen, Ohren zu hören. Verstand, ja Scharfsinn reichen hier nicht aus. Es giebt Menschen, welche beide in hohem Grade besitzen und dennoch nie im Stande sind, einen Menschen zu durchschauen, ja einseitiger Scharfsinn ist nicht selten ein Hinderniß der Menschenkenntniß, insofern er die Unbefangenheit des Schauers trübt und an die Stelle des einfachen Erlebten ein künstlich Gemachtes unterschiebt. Sodann aber muß derjenige, der Menschen kennen lernen will, die Kunst verstehen, die einzelnen Eindrücke, die ihm von einem Individuum zukommen, zu einem Ganzen zusammen zu fassen, das Allgemeine in ihm ausfindig zu machen. Jeder einzelne dieser beiden Vorzüge ist nicht eben selten. Gerade ganz gewöhnliche, aber unbefangene Menschen nehmen die Eindrücke, die sie von Andern empfangen, meist sehr richtig auf, und alle Menschen von entschiedenem Charakter halten die empfangenen Eindrücke mit großer Strenge fest. Und doch kennen beide genannte Menschenclassen ihre Umgebungen gewöhnlich sehr schlecht, eben darum, weil jede von ihnen nur eine jener Kräfte besitzt; jenen Unbefangenen fehlt es an Charakter, um die einzelnen empfangenen Eindrücke festzuhalten und zu einem Ganzen zusammenzufassen; den Charaktervollen fehlt es an dem nöthigen gesunden Sinne, um jene Eindrücke richtig zu empfangen. Sie gleichen daher manchen Thieren, welche in ihren Fangwerkzeugen Alles, was irgend hineinkommt, mit großer Hartnäckigkeit festhalten, ohne Unterschied, ob es für sie werthvoll oder werthlos, nützlich oder schädlich ist. Wer dagegen jene beiden Vorzüge in sich vereinigt, der wird die Menschen, ohne es zu wissen und zu wollen, richtig beurtheilen und behandeln, wenn er auch ganz und gar nicht Psychologie oder Anthropologie studirt hat. Vielmehr hat das Studium dieser Wissenschaften in der höchst unzulänglichen Weise, in welcher sie bis jetzt bearbeitet sind, schon manchem, sonst ganz leidlichem Menschenkenner die nöthige Befangenheit geraubt, schwerlich aber wohl irgend Jemand ersprießliche Dienste geleistet. Doch wer jene beiden Talente besitzt und folglich die Menschen zu durchschauen versteht, dessen Urtheil wird allerdings an Bestimmtheit, Sicherheit und Genauigkeit zunehmen, wenn er die Ergebnisse seiner Erfahrung zu allgemeinen Grundsätzen zusammen ordnet und sich auf diese

Digitized by Google

Weise selbst eine psychologische Beschreibung des Menschengeschlechts bildet. Eine solche Beschreibung könnte dann freilich auch Anderen dienen, ihr Urtheil davon zu berichtigen und zu befestigen. Die Menschen nämlich erhalten nicht nur, während sie sich heranbilden, durch Umgebungen, Lebensgewohnheiten, Stand und Alter eine bestimmte Eigenthümlichkeit, sondern sie werden mit sehr verschiedenartigen, sittlichen sowohl als intellectuellen Anlagen geboren, so zwar, daß dieselben Umstände, dieselben Umgebungen, dieselbe Behandlungsweise auf verschiedene Menschen ganz verschiedene Eindrücke machen. Diese Verschiedenheit der sittlichen Anlage schließt aber nicht aus, daß einzelne Menschen von sehr ähnlicher Anlage sich zeigen, und daß folglich das gesammte Menschengeschlecht sich in Gruppen theilt, welche den Classen und Ordnungen des Thier- oder Pflanzenreichs vergleichbar sind. Diese Gruppen ihren allgemeinen Grundzügen nach zu kennen, ist nützlich; denn der einzelne zu Beurtheilende wird alsdann leicht als ein zu einer solchen Gruppe Gehöriger erkannt und mithin seine individuelle Besonderheit mit geringerer Mühe durchschaut. Die hauptsächlichsten dieser Gruppen sind vorher schon angedeutet worden. Die Menschen theilen sich nämlich in solche, welche in Folge eines gewissen Instinkts, den wir gesunden Sinn, oder, wenn er im höheren Grade vorhanden ist, feines Gefühl, sittliches Zartgefühl nennen, ihre Bestimmung unmittelbar erkennen und derselben stets gemäß zu leben nur durch Charakterlosigkeit verhindert werden; ferner in solche, welche eine bestimmte, aber einseitige Lebensrichtung mit Consequenz und Beharrlichkeit verfolgen; und endlich in solche, welche die Vielseitigkeit jener mit der Charakterbestimmtheit dieser verbinden. Diese Verschiedenheit der sittlichen Anlage findet sich schon bei Kindern, und ist vorzüglich bei der Erziehung zu berücksichtigen. Die Menschenkenntniß wird gefördert, viel häufiger aber verdorben durch das Studium der Schriftsteller, welche Menschen schildern, namentlich der dramatischen. Gewiß ist es, daß ein wahrer Dichter Menschenkenner sein müsse. Berühmt ist Knigge's „Umgang mit Menschen," vielleicht mehr als dies Buch verdient; eine große Kenntniß der Menschen ist niedergelegt in La Bruyère Caractères.

Menschenrassen. Die Bildung des menschlichen Körpers wird durch Verschiedenheit des Klima's und der Lebensgewohnheiten auf sehr mannichfache Weise abgeändert. Um die unendlich vielen Modificationen, welche auf diese Weise entstehen, übersehbarer zu machen, hat man das Menschengeschlecht in 5 Gruppen oder Rassen getheilt. Büffon, welcher zuerst auf diese Weise verfuhr, theilte zwar die Menschen in 6 Abtheilungen, allein zwei derselben, die lappländische und die tatarische sind einander so ähnlich, daß man sie billig, mit Blumenbach, in eine einzige zusammenziehen kann. Die Hauptmerkmale der kaukasischen oder europäischen Rasse sind: weiße Farbe der Haut, die jedoch im Süden ins Gelbbraune übergeht; die Röthe der Wangen, die mannichfaltigsten Abstufungen in der Farbe der Haare, blaue oder braune Augen; das Gesicht ist oval, weder sehr platt, noch sehr eckig, die Knochen desselben, namentlich die Jochbeine, treten nirgends sehr stark hervor; die Stirn ist zwar gewölbt, aber nicht dachförmig, wulstig, die Nase ist schmal, die Lippen sind nicht stark aufgeworfen, die untere Lippe etwas stärker als die obere, die Zähne stehen senkrecht über einander; das Kinn ist voll und rund. Hierher rechnet man die Europäer mit Ausnahme der Lappen und Finnen, ferner die westlichen Asiaten und mehrere nordafrikanische Völkerstämme. Die kaukasische ist zugleich die gebildetste. Die Hauptmerkmale der mongolischen Rasse sind: gelbliche, olivenähnliche Farbe; schwarzbraune, dünne, gerade, steife Haare; fast viereckiger Kopf, breites, plattes Gesicht; besonders sehr stark vorstehende Wangenbeine und sehr breite, platte Stirne, kleine, platte Nase, fast kugelförmige Wangen, vorstehende Augen, enggeschlitzte, aufgedunsene Augenlieder. Die amerikanische Rasse unterscheidet sich von den übrigen durch Kupfer- oder Zimmetfarbe, schwarzes, feines, gerades, dünnes Haar, Kürze der Stirn, tiefliegende Augen, etwas plattgedrückte, aber doch vorspringende Nase. Zu dieser Rasse, der zahlreichsten, gehören die meisten Asiaten und auch die erfindungsreichen Chinesen. Bei der malaischen Rasse ist die Farbe braun, das Haar schwarz, weich, lockig, reichlich, der Kopf schmal, die Stirne und Oberkinnladen vorspringend, die Nase breit, der Mund groß. Die Malaien bewohnen die zu Ostindien

Digitized by Google

gehörigen Inseln, Neuholland (die Neuholländer haben fletschende Lippen, violettschwarze Nachen und Zunge), die schöneren Südsee-Insulaner. Die äthiopische Rasse ist von schwarzer Farbe, das Haar kurz, dichtstehend, wollig, fein, hart, glänzend, elastisch, der Kopf ist schmal, seitlich zusammengedrückt, die Stirn daher dachförmig, die Wangenknochen springen nach vorn vor, die Zähne sind sehr groß und breit, die Lippen wulstig, die Haut sammetartig. Diese Rasse findet sich nur in Mittel- und Süd-Afrika, und hat wiederum viele Nuancen. Am häßlichsten, affenähnlichsten sind die Hottentotten (s. d.). Musterabbildungen dieser 5 M. hat Blumenbach im ersten Hefte seiner „Abbildungen naturhistorischer Gegenstände" gegeben. — Die einzelnen Völker haben auch, wenn sie von derselben Rasse sind, eigenthümliche Formen, namentlich charakteristische Gesichtszüge. Außerdem finden sich häufig noch besondere Eigenthümlichkeiten, die Franzosen z. B. haben am Schädel eine Stirnnaht, und die eigentlichen Russen eine charakteristische Ausdünstung. Geographisch nach dem Aequator zu verändert sich Naturell und Physiognomie der Menschen immer mehr. Schon in Italien treten die Sinnesorgane stärker und größer hervor, und unter der Linie, wie überhaupt in der heißen Zone sind affengleiche sinnliche Lüste, Neigung zum Diebstahl, sonderbarer Appetit, Verschmitztheit, Wollust und Rachsucht charakteristisch. Man hat die Bemerkung gemacht, daß Menschen, welche unter fremde Himmelsstriche versetzt worden waren, nach einigen Generationen den Eingebornen ähnlich wurden. Dies gilt jedoch nur in sehr beschränktem Maße, da die Europäer in Amerika wenig oder nichts von ihrer früheren Körperbildung verloren haben. Durch Vermischung der Rassen entstehet eine Menge von Zwischenrassen, deren bekannteste die Mestizen, Mulatten und Creolen sind, (s. d. A.)

Menschenraub (plagium) kann in der eigentlichen, dem römischen Rechte zu Grunde liegenden Bedeutung nur da vorkommen, wo es Sclaverei giebt, indem dieses Verbrechen darin besteht, einen freien Menschen widerrechtlich zum Sclaven zu machen, was nach römischem Rechte mit dem Tode bestraft wurde. Diejenigen analogen Verbrechen, welche man gegenwärtig unter Menschenraub begreift, sind eigentlich Abarten des Verbrechens der Gewalt (crimen viris); hauptsächlich rechnet man hierher diejenige widerrechtliche Handlung, wodurch Jemand mit Beraubung seiner Freiheit, in den Zustand einer dauernden Abhängigkeit von fremder Gewalt versetzt, oder in entfernte Weltgegenden geschleppt wird, also das Verkaufen in fremden Kriegs- oder Schiffsdienst, die sogenannte Seelenverkäuferei u. dgl; ferner den Kinderdiebstahl und Verkauf von Kindern an Seiltänzer, Bettler u. s. w., wiewohl hier zum Theil noch Verletzung der Familienrechte hinzutritt.

Menschenrechte heißen überhaupt die ewigen, unveräußerlichen Rechte, die dem Menschen in Gemeinschaft mit Andern eine freie, sich selbst bestimmende Persönlichkeit sichern, ohne welche Niemand seiner vernünftig-sittlichen Bestimmung nachleben kann. Es bedurfte einer Arbeit von Jahrtausenden, ehe die Völker und Staaten auf die Höhe der Sittlichkeit und Civilisation gelangten, daß dem Einzelnen die allgemeinen Rechte und Güter auch nur in der Theorie zugestanden wurden. Ein Sclave, ein Leibeigener, ein Höriger, selbst ein Bürger, der seiner nichtadeligen Geburt wegen auf gewisse Rechte verzichten muß, kann nicht persönlich frei genannt werden. Die französische Aufklärungsphilosophie des 18. Jahrhunderts erwarb sich das Verdinst, die Freiheit der Person als rechtsphilosophisches Princip aufzustellen. Mitten in den lastenden, schimpflichen Zuständen des öffentlichen Lebens, in dem Zerwürfnisse der Zeitbildung mit dem Feudalstaate und dem Hofdespotismus ergriff das französische Volk diese Grundidee und bildete dieselbe zu seiner Weltanschauung aus. Je näher der Bruch mit der geschichtlichen Gegenwart heranrückte, um so entschiedener machten die Wortführer der gebildeten Masse eine Reihe praktischer Forderungen geltend, welche aus jener Idee und jener Anschauung entsprungen waren. Ihre erste positive Anwendung erhielten diese praktischen Forderungen schon früher in Nordamerika, wo der Congreß der vereinigten Staaten im J. 1776 die Menschenrechte als die leitenden Grundsätze des Staatsrechts anerkannte. Lafayette soll nach diesem Vorgange der französischen Nationalversammlung zuerst den Vorschlag gemacht haben, der zu entwerfenden

Digitized by Google

Constitution die Grundsätze der freien Persönlichkeit voranzustellen. Nach längerer Verhandlung, wobei sich besonders Sièyes, Mirabeau, Condorcet und Pétion betheiligten, wurde im August 1789 die berühmte Erklärung der Rechte des Menschen und des Bürgers (Déclaration des droits de l'homme et du citoyen) zum Decret erhoben und hierauf der Constitution vom 3. Sept. 1791 einverleibt. Als der Nationalconvent nach Proclamation der Republik die Verfassung änderte, brachte Robespierre eine neue, sehr demagogische Erklärung der Rechte zu Stande, die als das Seitenstück zur Verfassungsurkunde vom 24. Juni 1793 das Mißfallen aller Gemäßigten erregte. Nach dem Sturze der Schreckensherrschaft fügte darum der Convent der Constitutionsacte vom 5. Fructidor des J. III. (22. Aug. 1795) eine gereinigte und bei weitem geordnetere Erklärung der Menschenrechte bei. Die Hauptrechte, die hiernach dem Menschen im Staate und in der Gesellschaft zukommen, sind das Recht der Freiheit, Gleichheit und Sicherheit des Eigenthums. Die Freiheit giebt dem Menschen das Recht zu allen Handlungen, welche die Rechte Anderer nicht verletzen. Die Gleichheit besteht darin, daß Jeder vor dem Gesetze gleichen Schutz und gleiche Strafe zu erwarten hat, daß alle Vorrechte der Geburt und alle erblichen Privilegien aufhören. Die Sicherheit beruht in der Vereinigung Aller zur Aufrechthaltung der Rechte des Einzelnen. Dem Eigenthumsrechte nach kann Jeder über sein Vermögen und die Früchte seines Fleißes frei disponiren. Das Gesetz gründet sich auf den Willen Aller, der von der Majorität der Bürger und deren Vertreter ausgesprochen wird. Was im Gesetz nicht verboten ist, kann auch nicht gehindert werden. Niemand kann anders vor Gericht gezogen, angeklagt, verhaftet und beunruhigt werden, als in den gesetzlich bestimmten Fällen und Formen. Das Gesetz darf nur Strafen feststellen, die nothwendig und dem Vergehen angemessen sind. Kein Gesetz hat eine rückwirkende Kraft. Jeder Mensch besitzt das Recht, seine Zeit und seine Fähigkeiten zu verdingen; allein er kann sich nicht verkaufen noch verkauft werden, denn seine Persönlichkeit ist ein unveräußerliches Eigenthum. Die Abgaben, welche im allgemeinen Interesse zu erheben sind, müssen auf alle Bürger, und zwar mit Berücksichtigung ihrer Erwerbs- und Vermögensverhältnisse, vertheilt werden. Die Souverainetät beruht wesentlich in der Gesammtheit der Bürger; kein Individuum und keine Vereinigung Einzelner kann die Souverainetät in Anspruch nehmen. Nur Der, welchem eine Autorität oder ein öffentliches Amt gesetzlich übertragen ist, darf dasselbe ausüben. Jeder Bürger hat das Recht, bei der Gesetzgebung, den Wahlen der Volksvertreter und öffentlicher Beamter mittelbar oder unmittelbar Theil zu nehmen. Die öffentlichen Aemter können nie das Eigenthum Derer werden, welche sie verwalten. Das Bestehen der öffentlichen Ordnung macht die gesetzliche Trennung und Beschränkung der Gewalten, sowie die Verantwortlichkeit der Beamten nothwendig. Der Erklärung der Rechte war auch eine Erklärung der Pflichten beigegeben, die folgende Punkte enthielt. Thue nur Das, von dem du wünschest, daß dir es auch Andere thun. Jeder Bürger hat die Pflicht, den Staat zu vertheidigen, der Gesellschaft zu dienen und sich den Gesetzen und deren Vollstreckern zu unterwerfen. Niemand ist ein guter Bürger, der nicht zugleich ein guter Sohn, Vater, Bruder, Freund und Gatte ist. Nur wer offen und gewissenhaft die Gesetze beobachtet, darf auf den Namen eines rechtschaffenen Menschen Anspruch machen. Wer die Gesetze öffentlich verletzt, hat der Gesellschaft den Krieg erklärt; wer dieselben heimlich umgeht, muß die Achtung und das Wohlwollen seiner Mitbürger verlieren. Die ganze Oekonomie der Gesellschaft hängt wesentlich von der Achtung vor dem Eigenthum ab. Wenn das Vaterland die Bürger zur Vertheidigung der Freiheit, der Gleichheit und des Eigenthums ruft, hat Jeder die heilige Pflicht, dem Rufe zu folgen. Die Erklärung der Rechte von 1789 fügte noch ausdrücklich die Freiheit des Gewissens, des Cultus, der Meinungsäußerung und der Presse, die von 1793 außerdem das Recht des Bürgers auf Unterricht, auf Unterstützung und, im Falle einer Gesetzübertretung von Seiten der politischen Autorität, das Insurrectionsrecht hinzu. Die Verfassung, welche den Ereignissen vom 18. Brumaire folgte, sowie die Institutionen des Kaiserreichs schwiegen von den allgemeinen Rechten und Pflichten. Dagegen erkannte die von Ludwig XVIII. am 4. Juni 1814 verliehene Charte die allgemeinen Menschenrechte

Digitized by Google

als die Principien des öffentlichen Rechts wieder an. Die Revolution von 1830 hat diesen Grundsätzen in der reformirten Charte eine neue Sanction verliehen und die Februarrevolution von 1848 ihnen noch mehrere Erweiterungen hinzugefügt. Dem Beispiele Frankreichs folgten auch die jungen südamerikanischen Staaten und stellten ihren Verfassungen allgemeine und leitende Rechtsgrundsätze voran. Der Parteigeist hat die Erklärung der Menschenrechte auf das heftigste angefeindet und herabgesetzt; immer bleibt diese Erklärung der erste denkwürdige und folgenreiche Versuch, die Idee der freien Persönlichkeit, das tiefe Princip, welches seitdem in den politischen Gestaltungen der Gegenwart arbeitet, in die Wirklichkeit zu versetzen. Auch in Deutschland wurde im J. 1848 von der Nationalversammlung in Frankfurt zunächst für Aufstellung der Grundrechte des deutschen Volks gesorgt, die jetzt in mehreren deutschen Staaten auch von den einzelnen Regierungen anerkannt sind.

Menschenrechte (Gesellschaft der). Als das französische Julikönigthum sein leise restaurirendes System zu entwickeln begann und allmälig alle Hoffnungen derer täuschte, die es erhoben, schlugen die vorhandenen Elemente der bisherigen geheimen und öffentlichen Oppositionsvereine, die Reste des Carbonarismus und die Gesellschaft Aide-toi, die bisher zur liberalen, aber keineswegs zur entschieden republikanischen Partei gehört hatten, zum entschiedensten Radicalismus um, und während man vor der Revolution meist nur eine Aenderung der Regierung und den Sturz der Bourbons beabsichtigte, wandte sich jetzt der politische Haß gegen das Königthum überhaupt. Man ging zurück auf die Ideen der Revolution von 89. Anfänglich glaubte man wenigstens die Freiheit zur Darlegung jedes Princips mittels der Presse sowohl als in Versammlungen durch die Julierrungenschaft sicher gestellt, und so trat denn die republikanische Partei ungescheut mit ihren Absichten hervor, in Journalen und in öffentlichen Vereinen. Während die Opposition unter der Restauration damit begonnen hatte, geheime Verbindungen zu stiften, ging es mit den neuen Republikanern umgekehrt. Erst Gewaltmaßregeln brachten sie dazu, die Oeffentlichkeit aufzugeben und sich in die Dunkelheit zurückzuziehen. Einige Mitglieder der Gesellschaft Aide-toi schieden aus und schlossen sich der Regierung an, die übrigen schlugen eine entschieden demokratische Richtung ein. Neben dieser Gesellschaft bildete sich nach dem Muster der Klubs in der ersten Revolution die der Volksfreunde. Gegen beide schritt die Regierung ein, als einige Unruhen ihr eine passende Gelegenheit dazu boten. Die erstere löste sich auf, der zweiten wurde das Local geschlossen und der Proceß gemacht. Im Geheimen bestand jedoch die Verbindung zwischen den Mitgliedern fort. Als bei dem Aufstande, welcher beim Leichenbegängniß des General Lamarque entstand, die Republikaner eine fürchterliche Niederlage erlitten und gegen 200, die sich mit dem bewundernswürdigsten Heldenmuth in einer Kirche vertheidigten, bis auf den letzen Mann niedergeschossen wurden, stieg die Erbitterung nur noch mehr und veranlaßte eine neue Organisation der zersprengten Verbindungen, die sich jetzt der gesetzlichen Bestimmung fügten, nach der periodische und nicht besonders erlaubte Versammlungen höchstens 20 Mitglieder zählen dürfen. So entstand die Gesellschaft der Menschenrechte, die in kurzer Zeit fast alle bisherigen republikanischen Vereine absorbirte und sich über ganz Frankreich, sogar über Belgien ausdehnte. Zu ihrem polischen Symbol machte sie Robespierre's Erklärung über die Rechte des Menschen und des Bürgers. Cavaignac veröffentlichte dieselbe in einer Broschüre, die zugleich die Grundsätze der Gesellschaft darstellte. Eine Hauptthätigkeit des Vereins bestand in der Verbreitung politischer Schriften und Unterstützung derjenigen Journale, die sich unter seine Fahnen stellten. Mit ihm in Verbindung traten die Association der deutschen Handwerker in Paris und bald auch mehrere Arbeitervereine, wie auch der der Mutuellisten. Im J. 1834 belief sich die Zahl der Mitglieder bereits auf 70,000. Die Regierung sah sich bedroht und suchte die immer gefährlicher werdende Macht des Vereins durch die Gesetze gegen Verbreitung von Flugschriften und durch Beschränkung der Association niederzuhalten, was nichts anderes hieß, als ihn zum Kampf auf Leben und Tod herausfordern, zu dem es auch bald kam. Die Veranlassung gab ein Proceß gegen einen Mutuellistenchef. Die Kämpfe dauerten vom 9. bis 14. April und endeten mit einer vollständigen Niederlage der Republikaner. Die Gesellschaft der M. war

Digitized by Google

für den Augenblick aufgelöst, doch schon 1835 bildete sie sich von neuem und die Theilnehmer am Complott von Neuilly waren sämmtlich Mitglieder derselben. Die Société des familles, des quatre saisons oder du printemps sind zum Theil aus ihren Trümmern entstanden. Von der letzteren ging der so unerwartete und tollkühne Aufstand vom 12. Mai 1839 aus, dessen Hauptanstifter Blanqui, Barbès und Bernard waren. Gegenwärtig ist die Gesellschaft der M. aus der politischen eine sociale geworden und die Mehrzahl ihrer Mitglieder besteht aus Proletariern. Das sociale Element derselben kam übrigens schon im Aprilproceß zur Sprache, bei dem es sich ergab, daß sie keineswegs blos eine andere Form der Regierung, sonden eine radicale Umgestaltung der Lebensverhältnisse, eine Ausgleichung zwischen Arbeit und Reichthum, eine sittliche Revolution zum Zwecke habe. Vergl. den Artikel Socialismus.

Menschheit bedeutet zunächst die Gesammtheit der Eigenschaften, welche den Begriff des Menschen bilden, sodann aber auch und zwar gewöhnlicher die Gesammtheit der Menschen selbst; in beiderlei Sinne zugleich wird es gebraucht, wenn von einer Geschichte der Menschheit gesprochen wird. Den Worten nach kann diese nichts anderes bedeuten, als die Geschichte der Entwickelung sämmtlicher Kräfte des menschlichen Geistes. Nur vom Geiste kann in einer Geschichte die Rede sein, denn nur der Geist ist sich zeitlich zu immer größerer Vollkommenheit unendlich entwickelnd, und so Gegenstand der Geschichte, nicht der Körper. So einfach indessen diese Ansicht von der Geschichte der Menschheit ist, so ist sie doch lange Zeit verkannt worden. Im vorigen Jahrhunderte wollte man vielmehr unter Geschichte der Menschheit nur die Geschichte derjenigen menschlichen Zustände und Besonderheiten verstehen, welche damals von den gewöhnlichen Geschichtforschern vernachlässigt wurden. Man glaubte mithin eine Geschichte der Menschheit neben die Geschichte der Staaten oder Künste u. s. w. stellen zu können. In diesem Sinne bezeichnet z. B. Meiners als den Gegenstand der Geschichte der Menschheit die ursprünglichen Verschiedenheiten der Völker in der Bildung des Körpers und der Anlagen des Geistes, dann die verschiedenen Grade der Cultur, Nahrungsmittel, Getränke, Wohnungen und Kleidungen, Putz und merkwürdige Gewohnheiten, Erziehung der Kinder und Behandlung der Weiber, Regierungsformen und Gesetze, Sitten und Begriffe von Wohlstand und Anstand, Ehre und Schande, endlich die Meinungen und Kenntnisse der Völker. Schon aus dieser Inhaltsanzeige ist zu ersehen, daß man damals eine Sammlung äußerer Notizen, welche in keines der sonst üblichen historischen Fächer passen wollten, unter dem Namen Geschichte der Menschheit zusammenspeicherte. Etwas später wollte man den Menschen überhaupt, den reinen Menschen zum Gegenstande der Geschichte der Menschheit machen, d. h. man wollte von allen Kräften und Richtungen des menschlichen Geistes abstrahiren und dennoch Etwas, welches eine Geschichte hätte, übrig behalten. Natürlich war eine solche Geschichte der Menschheit, wo sie wirklich zu Stande kam, dennoch eine Geschichte einer oder mehrerer Richtungen des menschlichen Geistes, welche gerade dem einzelnen Geschichtforscher wichtig und daher als die reine Menschheit erschienen waren. In diesem Sinne hat Herder die Geschichte der Menschheit abgehandelt. In neuerer Zeit hat man Philosophie der Geschichte genannt, was früher Geschichte der Menschheit hieß, und unter diesem Namen sind viele, mehr oder weniger geistreiche Entwürfe erschienen, aber ein systematisch entworfenes und doch mit Genauigkeit in die Einzelnheiten eingehendes Werk dieser Art besitzen wir noch nicht. Ein solches ist auch bei dem gegenwärtigen Zustande der Bildung unmöglich; denn weder einseitig gebildete Fachgelehrsamkeit, noch die seichte Vielwisserei, welche man jetzt für allgemeine Bildung ausgiebt, reichen hierzu aus. Erst wenn die Gesammtheit des menschlichen Wissens durch unbefangenere Behandlung und zweckmäßigere Zusammenordnung übersehbarer geworden sein wird, ist eine wirkliche Geschichte der Menschheit zu erwarten.

Menstruation oder **Monatliche Reinigung**, auch die Regeln (menses oder catamenia), nennt man jene den Frauen und auch einigen weiblichen Thieren eigenthümliche Blutausscheidung durch die Geschlechtsorgane, welche mit der Entwicklung der Mannbarkeit eintritt und bis zu Ende der zeugungsfähigen Jahre periodisch wiederkehrt. Sie ist

Digitized by Google

ſo innig mit der ganzen Natur des Weibes verwebt, daß ihr nicht nur die Frauen aller Menſchenraſſen, Länder und Stände unterworfen ſind, ſondern überhaupt auch die Geſundheit des mannbaren Weibes bei Unregelmäßigkeiten derſelben nicht lange ungeſtört bleibt. Durch ſie entledigt ſich der Körper ſeines überſchüſſigen Nahrungsſtoffes, ſo lange dieſer nicht ſeiner Beſtimmung gemäß zur Ausbildung der Frucht verwendet wird. Ihr erſtes Erſcheinen iſt häufig mit mannichfachen Beſchwerden verbunden, findet aber naturgemäß ohne alle krankhafte Zufälle ſtatt und fällt in den gemäßigten Klimaten in das 13. — 20. Lebensjahr; in den heißern um einige Jahre früher und in den kältern ſpäter. Der Blutabgang dauert mehr oder weniger ſtark drei bis vier, oft aber auch acht Tage, hört dann von ſelbſt auf und kehrt hierauf alle vier Wochen, oft mit dem Tage, regelmäßig zurück. Doch giebt es auch Frauen, welche alle drei Wochen, ja alle 14 Tage menſtruiren. Die Menge des in der genannten Zeit tropfenweiſe ausfließenden Blutes richtet ſich hauptſächlich nach der körperlichen Conſtitution, Lebensweiſe u. ſ. w. Städterinnen z. B., beſonders wenn ſie vielleicht eine verweichlichende Erziehung erhalten haben und ein mehr müßiges Leben führen, verlieren in der Regel durch die Menſtruation mehr Blut als Mädchen und Frauen auf dem Lande und ſind außerdem einer Menge Beſchwerden ausgeſetzt, welche letztere nicht kennen. Insbeſondere geſellen ſich bei ihnen gern Schleimausfluß, Schmerzen, Krämpfe, Mattigkeitsgefühl u. ſ. w. hinzu. Bei eintretender Schwangerſchaft verſchwindet die Menſtruation entweder ſogleich und völlig, was der gewöhnlichere Fall iſt, oder ſie kehrt während der erſten Monate nach ſtattgefundener Empfängniß noch einige Male, aber ſchwächer, zurück, hört dann ganz auf und ſtellt ſich erſt nach Beendigung des Säugens wieder ein. Abgeſehen von ſolchen Unterbrechungen, die auch in Folge von Krankheiten eintreten können, währt der monatliche Blutabgang ſo lange fort, als die Zeugungsfähigkeit des Weibes dauert, und verſchwindet naturgemäß erſt mit dieſer für immer. Dies geſchieht am gewöhnlichſten in den vierziger Lebensjahren, doch machen Klima, körperliche Conſtitution, Lebensweiſe u. ſ. w. hier ebenſo ihren Einfluß auf früheres oder ſpäteres Aufhören geltend, wie bei dem Erſcheinen der Menſtruation. Die Menſtruation bietet eine Menge Abweichungen dar, welche ſtets mehr oder weniger auf das übrige Befinden des Weibes einwirken, und kann ſo die Quelle ſehr verſchiedenartiger Krankheiten werden. Ueberhaupt iſt bei Beförderung der ſtockenden oder ſpärlichen ſowohl, als bei Beſchränkung der übermäßigen Menſtruation die größte Vorſicht zu beobachten.

Menſur ſoviel als Maß (in der Fechtkunſt, Tanzkunſt, Pharmacie, Bildhauerkunſt), heißt in der Muſik 1) Längenmaß der Töne, Beſtimmung der Zeitdauer, in welcher die verſchiedenen Notengattungen im Verhältniß zum Tact und im Verhältniß zu einander ausgeführt werden ſollen. 2) Proportion der Orgelpfeifen in Anſehung ihrer Länge und Weite, um einen beſtimmten Ton zu erzeugen (enge oder weite Menſur bei längern oder kürzern Pfeifen): 3) verhältnißmäßige Länge der Saiten zur Höhe und Tiefe der Töne bei Saiteninſtrumenten (Geigen, Pianos ꝛc.).

Menſuralgeſang oder Menſuralmuſik heißt der Geſang oder diejenige Muſik, in welcher jeder Ton ſtreng nach der Geltung der Noten vorgetragen wird, ſich alſo nach einem beſtimmten Zeitmaße richtet, im Gegenſatze der Choralmuſik, in welcher die Töne gleich lang ausgehalten werden. Schon die Griechen hatten eine Art M., da ihr Geſang aus langen und kurzen Tönen beſtand, von denen die erſtern noch einmal ſo lange Dauer hatten, als die kurzen. Dieſer alte M. hielt ſich bis ins 13. Jahrhundert, wo der neue M., als deſſen Erfinder Franco von Köln (im 11. Jahrh.) genannt wird, in die Muſik eingeführt und zu unſerm heutigen Figuralgeſange (ſ. d.) herangebildet ward, der eine ſo unendliche Eintheilung und Mannichfaltigkeit der Töne nach den verſchiedenen Noten zuläßt.

Mentor, des Alkimos Sohn, Freund des Odyſſeus, ſtand dem jungen Telemachos während der Abweſenheit ſeines Vaters als treuer Führer und Lehrer bei. Unter der Geſtalt des M. war Athene die Führerin des Telemachos. Deshalb pflegt man den Lehrer und Führer eines Jünglings einen Mentor zu nennen.

Digitized by Google

Menu, eigentlich Manu, in der indischen Sage Stammvater des Menschengeschlechts, soll das älteste Gesetzbuch der Indier verfaßt haben. Das Buch enthält eine Sammlung von Rechtssprüchen in Sanskrit-Versen, in 12 Bücher vertheilt, von der man die Zeit der Abfassung nicht genau bestimmen kann; die Zusammenstellung aber fällt vielleicht schon mehrere Jahrh. v. Chr. Eine englische Uebersetzung gab Jones (Lond. 1796; deutsch von Hüttner, Weim. 1797) heraus; der Originaltext von dem indischen Commentar des Kulluka Bhatta erschien zu Kalkutta (4 Bde., 1813, und 2 Bde., 1830); den bloßen Text mit Jones engl. Uebersetzung lieferte Haughton (Lond. 1825) und denselben mit franz. Uebersetzung Delongchamps (Par. 1830).

Menuet (von menu, klein), ist nach Brossard ursprünglich ein franz. Nationaltanz, der sich später im langsamern Tempo zum Gebrauch der höhern Stände ausgebildet hat. Diese Annahme ist indeß sehr unzuverlässig. Wir finden die Menuet zuerst um 1650 in Frankreich und auch in Italien nicht blos als Tanz, sondern als Form der Arien. Im erstern Lande, besonders unter Lully's musikalischer Herrschaft, von dem sich gegen 400 menuets chantans vorfinden. Der Charakter des Tanzes zeugt von der Erziehung am Hofe Ludwigs XIV., sein Charakter ist pedantische Gourmacherei. Die Form des Tonstücks selbst besteht aus zwei Theilen (Reprisen) von 8 Tacten, im $^3/_4$ Tact mit gleichmäßiger Viertelbewegung und fühlbaren Einschnitten jedesmal im 4ten Tact. Die Menuet war in frühesten Zeiten 2stimmig gesetzt; man fügte bald eine zweite Abtheilung hinzu, aber zur Abwechselung dreistimmig, wovon der Name „Trio." In der Mitte des vorigen Jahrhunderts wurde dies Musikstück in Sonaten, Quartetten ꝛc. von Haydn besonders in die Symphonie übertragen, mit bedeutend schnellerem Zeitmaß. Beethoven endlich hat damit in großer Freiheit geschaltet und die des Scherzo (s. d.) an seine Stelle gesetzt. Der Typus aller Menueten ist der im Don Juan.

Menzel (Friedr. Wilh.), Geh. Secretär und Kanzlist in dem königlichen Cabinet zu Dresden, geb. um 1726, trug durch Verrath viel zu dem beschleunigten Ausbruche des siebenjährigen Kriegs bei. Friedrich II. hatte nämlich Grund, zu vermuthen, daß zwischen den Höfen von Petersburg, Wien und Dresden Unterhandlungen gegen ihn gepflogen würden, und gab deshalb seinem Gesandten am sächs. Hofe den Auftrag, ihm darüber Licht zu verschaffen. Zufällig lernte der Gesandte M. kennen, der durch Sucht zu glänzen und Hang zu einem verschwenderischen Leben in Verlegenheiten gestürzt sogar eine Kasse anzugreifen verführt worden war. Durch ein größeres Verbrechen hoffte sich der Unglückliche zu retten und lieferte für große Summen dem preuß. Gesandten Abschriften von der geheimen Correspondenz, welche zwischen Sachsen, Rußland und Oesterreich in Bezug auf Preußen geführt wurde. Während einer Reise im Gefolge seines Königs nach Warschau kam man endlich seinem Vergehen auf die Spur. Er suchte sich durch die Flucht zu retten, kam aber nur bis Prag, wo er auf Requisition des sächs. Hofes festgenommen, nach Brünn, und nach Abschluß des Hubertusburger Friedens nach dem Königstein gebracht wurde. Hier lebte er 33 Jahre lang, namentlich die erste Zeit in sehr strenger Haft. Er starb im Mai 1796.

Menzel (Karl Adolf), Consistorial- und Schulrath in Breslau, geb. am 7. Dec. 1784 zu Grünberg in Niederschlesien, erhielt seine wissenschaftliche Vorbereitung auf dem Elisabethanum zu Breslau und auf der Universität zu Halle und hatte sich Anfangs für die Theologie bestimmt, trat aber, da ihn der in dieser Wissenschaft damals herrschende Geist dieses Studium verleidete, zum Studium der Philosophie, Philologie und besonders Geschichte über. Nach beendigten Universitätsstudien lebte er seit 1804 als Privatlehrer auf der schles. Herrschaft Wartenberg, in Breslau und in Liegnitz, wurde 1809 als außerordentlicher Professor und zweiter College ans Elisabethanum zu Breslau berufen, bald nachher wurde er erster College und 1814 Prorector und zweiter Professor, auch Bibliothekar der Rhediger'schen Bibliothek, welches Amt er auch beibehielt, als 1824 seine Ernennung zum Consistorial- und Schulrath erfolgte. Als 1825 seine Thätigkeit beim Consistorium in Folge der neubestimmten Verhältnisse der Behörden aufhörte, erhielt er im

Provinzialschulcollegium neben der Aufsicht über die evangelischen Gymnasien und Seminare auch noch die über das Bürger- und Elementar-Schulwesen. Von seinen schriftstellerischen Arbeiten aus früherer Zeit sind zu erwähnen „Topographische Chronik von Breslau" (2 Bde., Bresl. 1805—7); „Geschichte Schlesiens" (3 Bde., Bresl. 1807—10); „Die Geschichte der Deutschen" (8 Bde., Bresl. 1815—23), die erste in lebendiger, schöner Darstellung geschriebene deutsche Geschichte, übrigens auf gutes Quellenstudium gestützt und mit patriotischem Geiste aufgefaßt, und die Fortsetzung zu Becker's „Weltgeschichte," „Geschichte unserer Zeit seit dem Tode Friedrich's II." (2 Bde., Berl. 1824—25). Das größte und bedeutendste seiner Werke ist die „Neuere Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesacte" (12 Bde., Bresl. 1826—47). Aus gründlichen Quellenstudien hervorgegangen, ist dasselbe nicht sowohl eine politische Geschichte, sondern vielmehr ein Versuch, in das Innere der bürgerlich-politischen Zustände in das Provinzielle des Volkslebens tiefer, als dies bisher geschehen, einzudringen. Dieses provinzielle Leben stellt sich aber im 16. und 17. Jahrh. hauptsächlich als theologische Streitigkeit, als Wortgezänk heraus, namentlich als die erste begeisternde Gluth der Reformation vorüber war. Diesen Geist jener Jahrhunderte verfolgt nun M. bis in das Speziellste, jedoch so, daß er im Ganzen eine feindliche Stellung gegen die Reformation einnimmt. Man kann nicht glauben, daß seine in dieser Beziehung ausgesprochenen Ansichten aus einer wahren innerlichen Feindschaft gegen die Glaubensverbesserung hervorgingen; es ist falsche Unparteilichkeit, die er erstrebt, und die ihn bisher gehindert hat, den tiefen, innern Grund, welcher Katholicismus und Protestantismus trennt, zu fassen, weshalb er auch nicht im Stande ist, ihn darzustellen.

Menzel (Wolfgang) in Stuttgart, geb. am 21. Juni 1798 zu Waldenburg in Schlesien, verlor frühzeitig seinen Vater, welcher praktischer Arzt war, und folgte dann seiner Mutter auf ihr Gut, wo er indeß in der hinterlassenen Bibliothek seines Vaters reiche Nahrung fand. Seit 1814 besuchte er dann das Elisabethanum in Breslau, verließ dasselbe aber bald wieder, um 1815 an dem Feldzuge Theil zu nehmen. Nach der Rückkehr, ein leidenschaftlicher Turner, folgte er, als das Turnen untersagt wurde, Jahn nach Berlin. Im J. 1818 bezog er die Universität zu Jena, wo er Philosophie und Geschichte studirte, und als nach Kotzebue's Ermordung allen Studirenden aus Preußen untersagt wurde, fremde Universitäten zu beziehen, wendete er sich nach Bonn. Im J. 1820 ging er nach der Schweiz und wurde in Aarau erster Lehrer an der Stadtschule, legte aber zwei Jahre nachher seine Stelle freiwillig nieder und privatisirte daselbst, bis er 1824 sich nach Heidelberg begab, um die Bibliothek zu benutzen, worauf er im nächsten Jahre seinen Aufenthalt in Stuttgart nahm und mit Cotta in Verbindung trat. Im J. 1830 als Deputirter des Oberamts Bahlingen in die Ständeversammlung gewählt, schloß er sich an Schott, Uhland und Pfizer an, mit denen er sich, nachdem er den Landtagen von 1833, 1836 und 1838 beigewohnt hatte, von der politischen Thätigkeit zurückzog. Erst im J. 1848 nahm er wieder Theil an den öffentlichen Angelegenheiten als Kammermitglied. In der literarischen Welt machte er sich zuerst bekannt durch die „Streckverse" (Heidelb. 1823), welche eine Fülle von originellen Lebens- und Kunstansichten, von Poesie und Witz enthalten, und durch die mit Troxler, List, L. A. Follen und Mönnich begründeten „Europäischen Blätter" (Zürich 1824—25), in welchen er zuerst den Vernichtungskampf gegen die hohle Form in der Poesie und gegen gepriesene Nullitäten der deutschen Literatur eröffnete, zugleich aber durch seine Polemik gegen die Goethe'sche Schule sich zu den Verehrern Goethe's in ein kriegerischer Verhältniß setzte. Hierauf erschien seine „Geschichte der Deutschen" (3 Bde., Zürich 1824—25; 2. Aufl., in einem Bande, Stuttg. 1834; 4. Aufl., 1843), bestimmt für das größere Publicum und die Schulen. Bei Gelegenheit der Streitigkeiten zwischen Voß und Creuzer schrieb er die kleine Schrift „Voß und die Symbolik" (Stuttg. 1825), durch welche er sich den Haß Voß's und seiner Anhänger zuzog. Durch den polemischen Theil seines Werks „Die deutsche Literatur" (2 Bde., Stuttg. 1828; 2. Aufl. 4 Bde., 1836) rief er von vielen Seiten heftige Angriffe hervor. Inzwischen blieb er beharrlich auf seiner

Digitized by Google

Bahn und verschaffte sich durch die planmäßige Umgestaltung des „Literaturblatts", das er seit 1825, Anfangs ohne sich zu nennen, redigirte, einen Waffenplatz für seine Ansicht, von welchem aus er sich nicht nur vertheidigte, sondern auch angriff. Ein entschiedener Liberaler trat er nach der Julirevolution immer heftiger dem franz. Einflusse und der denselben unterstützenden Literatur entgegen, sodaß Börne endlich die Schrift „Menzel der Franzosenfresser" (Par. 1837) wider ihn ausgehen ließ. Als Dichter ist M. hauptsächlich in den zwei geist- und phantasiereichen, auch in der Form meisterhaften Märchen „Rübezahl" (Stuttg. 1829) und „Narcissus" (Stuttg. 1830) aufgetreten. Seine „Reise nach Oesterreich" (Stuttg. 1831) schildert wahrhaft und treffend den Nationalcharakter der Oesterreicher und namentlich der Wiener sowie die dortigen literarischen Verhältnisse. Interessant und verdienstlich ist auch sein „Taschenbuch der neuesten Geschichte" (5 Bde., Stuttg. 1829—35; „Neue Folge," Abth. 1, Stuttg. und Augsb. 1837, 12.). Von seinen neuern Arbeiten sind noch zu erwähnen „Die Reise nach Italien im Frühjahre 1835" (Stuttg. 1835); die kleine Schrift „Geist der Geschichte" (Stuttg. 1835); „Europa im Jahr 1840" (Stuttg. 1839) und „Mythologische Forschungen und Sammlungen" (Bdchn. 1, Stuttg. 1842). M. gehört ohne Zweifel zu den bedeutendsten unter den lebenden Kritikern, doch wird seine Consequenz nicht selten zur Einseitigkeit, und der Eifer, mit dem er Alles verfolgt, was ihm die Schranken der Zucht und Mäßigung zu überschreiten scheint, verführt ihn nicht selten zu unbillig harten Urtheilen und hat ihn in manche unangenehme Streitigkeiten verwickelt.

Menzikow (eig. Mentschikoff), Alexander, Herzog von Ingermanland, kaiserl. russ. General-Feldmarschall, der Sohn eines Bauern, geb. 1670, kam zu einem Bäcker in Moskau in die Lehre und mußte dessen Backwerk in den Straßen herumtragen. Lefort, Peter's Günstling, dem er aufgefallen war, nahm ihn in seinen Dienst und 1697 auf der großen Gesandtschaft mit, wobei er ihm selbst Unterricht im Kriegswesen und der Staatswirthschaft ertheilte. Nach Lefort's Tode trat er bei dem Zar an die Stelle Lefort's und wurde zum Fürsten und Feldmarschall ernannt. Der Wiener Hof ernannte ihn zum Reichsgrafen und bald darauf zum Reichsfürsten; die Höfe von Kopenhagen, Dresden und Berlin schickten ihm ihre Orden, Peter selbst ertheilte ihm den Titel: Herzog von Ingermanland, und so genoß er überhaupt das unbeschränkte Vertrauen seines Monarchen, obwohl M.'s Gewinnsucht manche Mißhelligkeiten entstehen ließ, die indeß seine Beschützerin Katharine immer wieder zu beseitigen wußte. Nach Peter's Tode war es M. vorzüglich, der Katharinen den Thron verschaffte, sowie auch er schon 1724 Petern vermocht hatte, sie zur Thronfolgerin zu erklären. Als auch Katharina 1727 gestorben war, suchte er seine Tochter Marie mit dem jungen Kaiser Peter II. zu vermählen; doch gab eine abermalige, durch seinen Geiz herbeigeführte Veruntreuung seinen Feinden, den Dolgorucki's, willkommene Waffen in die Hand und Peter, seines lästigen Aufsehers ohnedies müde, ließ M.'s sehr bedeutendes Vermögen einziehen, verbannte ihn mit seiner ganzen Familie nach Beresow am Flusse Obi, in Sibirien, wohin er im September 1727 reiste. Hier erhielt er täglich 10 Rubel und erübrigte dabei noch so viel, daß er eine kleine hölzerne Kirche erbauen konnte, an welcher er selbst als Zimmermann arbeitete. Er starb im Novbr. 1729, nachdem seine Tochter Marie ihm an den Blattern vorangegangen war. Mit großen Vorzügen vereinigte er große Fehler und hat sich bleibende Verdienste um sein Vaterland erworben durch Förderung des inneren Wohlstandes und des Ansehens nach Außen. — Sein Sohn, Fürst Alexander M., wurde ein Jahr nach seines Vaters Tode aus der Verbannung zurückgerufen und ein Großenkel des berühmten M., Fürst Alexander M., ist der gegenwärtige Minister der russ. Marine, einer der trefflichsten und thätigsten Männer, dem Rußland hauptsächlich das Wiederaufblühen seiner unter der Regierung des Kaisers Alexander I. in Verfall gerathenen Seemacht und den gegenwärtigen Flor derselben verdankt.

Mephistopheles, s. Faust.

Mephitisch (a. d. lat. mephitis, Schwefelgeruch) heißen alle Luftgattungen, die für das Athmen lebendiger Geschöpfe so schädlich sind, daß sie den Tod derselben herbeiführen können, und in denen Licht und Feuer bald verlöschen. Sie besitzen kein Sauerstoff-

gas, oder doch wenigstens in sehr geringem Grade. Das kohlensaure Gas in Bier- und Weinkellern, das Schwefel- und Wasserstoffgas, sowie alle verdorbene Luft in lange Zeit verschlossen gewesenen Räumen u. s. w. wird mephitische Luft genannt.

Meran, ein ehemaliges Herzogthum an der Etsch und am Inn, mit der Hauptstadt gleiches Namens an der Passeyr, in der österreichischen Grafschaft Tyrol. Die Stadt hat 2400 Einwohner, und war ehemals die Residenz der Grafen und Herzoge. Das Herzogthum gehörte im 10. Jahrhunderte den Grafen von Andechs unter bayerischer Hoheit, welche vom Kaiser Friedrich I. 1180 dem Reich unterworfen und zu Herzogen ernannt wurden und nach und nach ihre Besitzungen vergrößerten, sodaß sie außer Andechs, Dilsen, Tyrol noch Istrien, Dalmatien und Kroatien besaßen. Das Geschlecht der Herzoge von Meran und Grafen von Andechs starb 1248 mit Otto II. aus, worauf ein Theil der Güter an die mit ihnen verschwägerten Grafen von Orlamünda und die Burggrafen von Nürnberg fiel, während Tyrol an den Grafen Albert von Tyrol und das Uebrige an Venedig und Bayern kam.

Mercadante (Saverio), Capellmeister am Dom zu Novara, ein in Italien sehr bekannter Operncomponist, geb. 1798 in Neapel, studirte die Musik in dem Collegium von San-Sebastian daselbst. Anfangs bildete er sich nur für die Violine aus, erst später widmete er sich der Composition. Nachdem er mannichfache Versuche darin gemacht hatte, rieth der Director der Anstalt, Zingarelli, sich der Vocalmusik zu widmen. M. folgte dieser Weisung, entzog sich jedoch der Leitung des Meisters früher, als dieser billigen konnte, sodaß derselbe später erklären mußte, daß er selbst ihn noch nicht entlassen habe. M. erhielt hierauf eine Anstellung als Componist am großen Theater San-Carlo in Neapel, woselbst seine erste Oper 1819 mit vielem Beifall gegeben wurde. Seine Opern, deren er seit dieser Zeit eine sehr große Anzahl schrieb, wurden in Italien auf verschiedenen Theatern bald mit großem Beifall, bald mit dem entgegengesetzten Erfolg aufgeführt. Im J. 1830 war er beim Hoftheater in Madrid angestellt. Bald indeß kehrte er wieder in sein Vaterland zurück, wo er 1833 die Capellmeisterstelle in Novara erhielt. M. ist einer der besseren Tonsetzer des gegenwärtigen Italiens. Neben vielfach Entlehntem, geradezu Abgeschriebenem in seinen Werken und vielen andern Mängeln finden sich hin und wieder doch auch originelle Gedanken. Als die beste seiner Opern bezeichnet man „Elisa e Claudio"; sie ist charakteristischer als die übrigen, in denen er allein der Mode des Tages gehuldigt hat.

Mercantilsystem, s. Handelspolitik.

Mercator, Gerhard, geb. am 5. März 1512 zu Ruremonde, gest. am 2. Dec. 1594 zu Duisburg, war einer der ersten Theoretiker und Praktiker im Gebiete der Chorographie oder der Kunst, Land- und Seekarten zu entwerfen. Bis in die Mitte des 16. Jahrh. bedienten sich die Schiffer nur der Blatt-Karten, deren mannichfach fehlerhafte Construction zuerst Peter Nunnez gerügt hat. Schon früher hatte Mercator selbst Karten gestochen und illuminirt, aber erst 1550 gab er die erste sogenannte reducirte Karte oder Seekarte mit wachsenden Breiten heraus, die also einen stetig wachsenden Maßstab haben. Mercator ist auch als Verfertiger künstlicher Erdkugeln bekannt. Von ihm erschien: „Tabulae geographicae". (Köln 1584); „Chronologia a mundi exordio ad annum 1568". (Köln 1569); „Atlas seu geograph. meditationes, de fabrica mundi et fabricati figura". (Duisburg 1595) u. a.

Mercia hieß das Reich der Mercier (Merce), eines Stammes der Angeln, und wurde von diesen bei der Eroberung Britanniens zuletzt, vielleicht erst zu Ende des 6. Jahrh., durch Ceorda, einem Abkömmling Wodan's, gestiftet. Es erstreckte sich von dem Meere, wo um Lincoln (Lindum) der verbundene Stamm der Lindisvaren wohnte, auf beiden Seiten des Trent bis an die Gebirge von Wales und grenzte im Norden an Northumbrien, im Süden an Ostangeln und die sächs. Staaten an der Themse. Ein König von M., Penda, ein gefürchteter Kriegsheld, den endlich Oswiu, der Bretwalda von Bernicien (s. Angelsachsen), 654 erschlug, war der letzte mächtige Anhänger des Heidenthums

Digitized by Google

unter den Angelsachsen. Im J. 823 suchten die Ostangeln gegen die übermächtigen Mercier, die mit ihren Nachbarn in häufigen Kriegen lebten, Hülfe bei Egbert, dem König der Westsachsen. Dieser erfocht den Sieg bei Ellendoune, worauf im J. 825 die Unterwerfung Wiglaf's, des mercischen Königs, erfolgte; es war der erste Schritt zur Vereinigung der angelsächs. Reiche unter Egbert's Herrschaft.

Mercier, Louis Sebastien, ein franz. Schriftsteller, wurde am 6. Juni 1740 zu Paris geboren. Seine ersten schriftstellerischen Versuche, mit denen er, noch keine 20 Jahre alt, hervortrat, waren von der Gattung der sogenannten damals sehr beliebten Heroïden, fanden jedoch wenig Glück beim Publikum; auch glaubte er selbst bald darauf die Entdeckung gemacht zu haben, daß die französische Sprache sich überhaupt nicht zur gebundenen Rede eigne, verließ darum das Feld der Poesie und wandte sich ausschließlich der Prosa zu. Er war eine Zeit lang Professor der Rhetorik am Collége zu Bordeaux gewesen, von da ins Privatleben zurückgekehrt, hatte einige Stücke für die Bühne geschrieben, die nicht ohne Beifall aufgeführt wurden, erregte aber erst dann großes Aufsehen, als er mit seinem Werke „L'an 2440" hervortrat. Er stellt in demselben einen Pariser dar, der nach einem Schlafe von siebenhundert Jahren erwacht, und nun in der veränderten Gestalt der franz. Hauptstadt und ihres Lebens und Treibens, im Vergleich zu dem seiner Zeit, einen reichhaltigen Stoff zu so witzigen Bemerkungen als bitteren Expectorationen findet. Das Buch ward verboten, und M., dem dies als eine Aufmunterung galt, in demselben Tone fortzufahren, ließ bald darauf (1781) die beiden ersten Bände des „Tableau de Paris" erscheinen, welches, in seiner spätern Vollendung, 12 Bände umfaßte, daheim, wie in der Fremde ungemeinen Beifall einerntete, und den eigentlichen Grund zu des Verfassers literarischem Ruhme gelegt hat. Die Fortsetzung „Le nouveau Paris" (5 Bde., Paris 1797), eine Schilderung der Pariser Sitten während der Revolutionszeit, ist weniger gelungen. Interessant sind dagegen sein „Bonnet de nuit" (4 Bde., Amst. 1778 — 84) und „Bonnet de matin" (2 Bde. Par. 1786). Als Kritiker war er sehr absprechend, wie u. A. sein „Essai sur l'art dramatique" und seine „Satire contre Racine et Boileau" (1808) beweisen. Er war deshalb fortwährend in literarische Fehden verwickelt, wobei man ihm besonders seine stylistischen Freiheiten und sein Abweichen von angenommenem Sprachgebrauch zum Vorwurf machte. Er vertheidigte sich dagegen in seinen „Néologie ou Vocabulaire de mots nouveaux, à renouveler ou pris dans des acceptations nouvelles" (2 Bde., Par. 1801). Nach dem Ausbruche der Revolution kam M. als Abgeordneter des Departements Seine und Oise in den Convent, wo er Anfangs den Jacobinern sich anschloß, später aber, über die Excesse dieser Partei empört, zu der Gironde überging, und nach der Katastrophe vom 31. Mai mit 72 seiner Collegen ins Gefängniß geworfen ward. Erst nach Robespierre's Sturze erlangte er seine Freiheit wieder, wurde nun in den Rath der Fünfhundert gewählt, wo er zu den Freisinnigeren gehörte, und endlich, nachdem er auch diesem Berufe entsagt hatte, zum Professor der Geschichte an der Centralschule ernannt. Er starb zu Paris am 25. April 1814, in einem Alter von 74 Jahren.

Merçoeur, Elise, französische Dichterin, geb. 1809 zu Nantes, gest. 1835 zu Paris. Elise war schon als Kind in ihrer Vaterstadt wegen ihres poetischen Talents berühmt und als sie 1827 eine Sammlung ihrer „Poésies" veranstaltete, vergriff sich diese Auflage schnell im Departement und mehrere Provinzialakademien beeilten sich, ihr Diplome zuzusenden. In Paris wurden Chateaubriand, Victor Hugo, der Minister Martignac auf sie aufmerksam und lobten sie, Lamartine schrieb sogar an einen Freund: „Dieses kleine Mädchen wird uns Alle noch ausstechen." Karl X. wies ihr eine Pension auf seine Privatkasse an, und von allen diesen glänzenden Aussichten verführt, verließ Elise M. mit ihrer Mutter Nantes 1829 und ging nach Paris, wo Crapelet eine zweite, sehr schöne Ausgabe ihrer „Poésies" druckte. Die Julirevolution zerstörte schnell ihre goldenen Träume. Karl X. mußte Frankreich verlassen und mit ihm hörte auch die Pension auf, auf welche die Vermögenlose vorzüglich gerechnet hatte. Ohne Freunde sah sich die Dichterin genöthigt, Unterricht zu ertheilen, der aber ihre Bedürfnisse nicht deckte; sie versank immer tiefer in

Noth und Elend, bis sie ein frühzeitiger Tod davon erlöste. Später wollte das Théâtre français eine bisher ungedruckte dramatische Dichtung von der unglücklichen Dichterin „Les Abencerrages," zur Aufführung bringen.

Mercuriale. Jedes Mal nach Beendigung der großen Ferien, und zwar an der ersten Mittwoch nach denselben, hielten die alten französischen Parlamente eine Sitzung, die nur bestimmt war, Rügen und Beschwerden über den allgemeinen Zustand der Rechtspflege und Rechtsgesetzgebung anzuhören und zu begutachten. Von dem Tage nun (dies mercurii, mercredi) ward ein solcher Einwurf gegen die Justizverfassung, und später jede Rüge, in der französischen Gerichtssprache Mercuriale genannt. — Ohne die älteren Formen besteht übrigens eine ähnliche Einrichtung noch heute mit vielem Nutzen bei den französischen Gerichtshöfen, und es sind namentlich die Generalprocureurs dabei wirksam.

Mercuriali, Jeronimo, (Hier. mercurialis), Arzt, Archäolog und Philolog, geb. 1530 zu Forli, lebte zuerst als praktischer Arzt in seiner Vaterstadt, ging dann nach Rom, 1569 als Professor der Medicin nach Padua, später nach Bologna und endlich nach Pisa, von wo er sich nach Forli begab und hier 1606 (nach Andern 1596) starb. Sein berühmtestes Werk ist: „De arte gymnastica." (Venedig 1569, 4. und öfter). Er gab die Werke des Hippokrates griechisch und lateinisch heraus. (Venedig 1588), und schrieb „Censura et dispositio opp. Hippocratis." (Venedig 1583), überdies eine große Anzahl medicin. Schriften.

Mercurialmittel, s. Quecksilber.

Mercurius, bei den Griechen Hermes, ein Sohn des Zeus und der Nymphe Maja, war erfindsam, beredt, weissagend, übertraf an List alle Götter, und der versammelte Götterrath übertrug ihm daher das wichtige Amt eines Götterboten. Schon 4 Stunden nach seiner Geburt springt M. seiner Mutter vom Schooße, verläßt Höhle und Wiege, erfindet die Lyra (s. d.), und stiehlt, lüstern nach Fleisch, dem Apollo in Pierien 50 heilige Rinder. Damit man den kühnen Räuber nicht entdecken möge, zieht er die Rinder rückwärts an den Schwänzen bis in seine Grotte, und bindet sich, um seine eignen Fußtritte zu verwirren, Reißer unter die Füße. Am Strome Alpheos machte er durch Zusammenreiben zweier Holzstücke Feuer, schlachtet zwei Rinder, röstet einen Theil am Feuer, schmaußt behaglich und opfert das übrige den 12 obern Göttern. Unterstützt durch Verrath und von seiner Gabe der Weissagung hatte indeß Apollo entdeckt, wer der Räuber seiner Rinder sei. Bald tritt dieser in die Grotte des M. und findet den Verschmitzten ganz ruhig, mit der Miene kindlicher Unschuld wieder in seiner Wiege liegen. Er fragt nach den Rindern, M. läugnet; er citirt den Dieb vor den Götterrath, und M. zeigt hier einen solchen Grad von Verschlagenheit, daß Jupiter selbst lächelt, alle Götter, wie sie die zwei getödteten Rinder sehen, über die Stärke des Knaben erstaunen, und Apollo, als er die Lyra erblickt, den kunstverständigen Knaben lieb gewinnt, einen Friedensvertrag mit ihm abschließt, und ihm gegen Abtretung der Lyra die goldne Peitsche schenkt zum Weiden der fortan gemeinschaftlichen heiligen Heerden. Bald darauf erfindet M. die Flöte und die Syrinx, bringt sie dem Apollo, und erhält von ihm dafür die goldene Schicksalsruthe. — Mit ihr berührt M. die Lebenden und sie entschlafen des Todes, und die Verstorbenen erwachen aus dem Todesschlummer. — Als schöner, kräftiger Jüngling tritt er bei Jupiter und Pluto das schwierige Amt des Götterboten an, seine wichtigsten Thaten und Beschäftigungen bestehen nach Homer in Folgendem. Er führt die Seelen der Abgeschiedenen zur Unterwelt, leitet den Odysseus und giebt ihm gute Rathschläge, führt den Herakles in die Unterwelt, als er den Cerberus holen soll, befreit den Jupiter aus den Händen des Typhon und den Mars aus der Gewalt der Aleiden, entführt dem vieläugigen Argus die Io, tödtet den Hippolyt im Gigantenkriege, giebt der Nephele den goldenen Widder, worauf sie ihre beiden Kinder Phrixus und Helle aus der Gewalt der bösen Stiefmutter Ino entführt, verwandelt den Verräther Battus, der dem Apollo den Rinderdiebstahl anzeigte, in einen Stein, schmiedet mit Vulkan den Prometheus an den Kaukasus und bindet den Ixion in der Unterwelt an das Rad. Zu den Diebereien, die er am Tage seiner Geburt verübte, wird noch hinzugesetzt, daß er dem Neptun den Dreizack, dem Mars das Schwert,

Digitized by Google

dem Apollo Bogen und Pfeile, dem Jupiter den Scepter und der Venus den Gürtel ſtahl, als ſie ihn auf dem Schooße liebkoſen wollte. Man ſchreibt dem M. viele Erfindungen zu. So Maß und Gewicht, die Fechtkunſt, die Paläſtra, die Buchſtaben, die Würfel, die Muſik und Geometrie, die Traumdeutung u. a. Seine Liebſchaften ſind, wie ſeine Ränke, unzählig. Die Bildſäule des M. ſtellte man in Geſtalt einer viereckigen, zugehauenen Säule, Hermen, (ſ. d.), mit einem Kopfe, vor die Thüren der Häuſer. Hauptſitz ſeines Cultus war Arkadien. Die uralten Lateiner kannten den M. nicht, doch kam er mit der Zeit auch nach Rom. Hier lag ſein Haupttempel vor dem capeniſchen Thore, wo jährlich am 15. Mai die Kaufleute ein Feſt feierten. Nach ſeinen Erfindungen, Verrichtungen und Eigenſchaften richten ſich ſeine Attribute und Beinamen. Die wichtigſten unter ihnen ſind bei den Griechen: Pſychagogos, Argiphontes, Akakeſios, Kyllenios, Chryſorrhepis, Nikropompos, Poikilometis u. a., bei den Römern: Alepis, Caducifer, Camillus, Trivius. Geopfert wurden dem M. die Jungen der Thiere. Ibis, Specht, Feigenbaum und das Fünffingerkraut waren ihm heilig. M. wird gebildet als ſchöner, kräftiger Jüngling mit Flügeln an Hut und Füßen und einen mit Schlangen umwundenen Stab, die Schildkröte findet man ſeltener bei ihm, bei den Lateinern trägt er einen Geldbeutel in der Hand. Die alten Künſtler geben ihm einen geſchmeidigen, behenden und gewandten Körper und legen in ſein Geſicht die Schärfe eines feinen und nachdenkenden Blicks. Sie bilden ihn als Knabe und Jüngling. Als Jüngling findet man ihn in mehreren Attitüden, bald mit dem Beutel in der Hand, bald mit dem Caduceus, bald mit dem Reiſehut, ſtehend, ſitzend und im Fortſchreiten begriffen, mit geflügelten Füßen und Reiſehut. In ihm iſt das Ideal körperlicher Schönheit und geiſtiger Gewandtheit vereinigt. Bei dem Knaben bemerkt man zwiſchen den lockigen Haaren zwei Flügel, das Kleid beſteht in einer kurzen ledernen Tunika, in der linken hält er den Beutel und den rechten Zeigefinger gegen das Kinn haltend, lächelt er mit ſchalkhafter Miene über irgend eine erſonnene Liſt. Als die Symbole des M. ſind bezeichnend der Hahn (zeigt Wachſamkeit und Streitluſt an), die Schildkröte (die Erfindung der Lyra), der Beutel (gebührt dem Gott des Handels), Widder und Patera (dem Anordner der religiöſen Gebräuche und Opfer), an den Stamm des Palmbaums lehnt ſich der Erfinder der Schreib- und Rechenkunſt (auf Palmblätter), das ſichelförmige Meſſer bezeichnet den Argostödter. Alte Statuen des M. ſind ſelten, man findet einige noch im Palaſt Farneſe und den Villen Borgheſe und Caſali zu Rom; ebenſo zwei ſchöne Mercuriusköpfe im Vatican und im Capitol.

Mercy, Franz, Freiherr von, einer der größten Generale des 30jährigen Krieges, geb. zu Longwy in Lothringen, trat in den Dienſt des Kurfürſten von Bayern und verdankte ſein Emporſteigen bis zum Generallieutenant ſeinen ausgezeichneten Talenten. Für den glänzenden Sieg, welchen er 1643 bei Tuttlingen über den General Ranzau davontrug, wurde er vom Kaiſer zum Feldmarſchall ernannt. In demſelben Jahre noch eroberte er mit bayerſchen und kaiſerlichen Truppen Rotweil und Ueberlingen und 1644 erſtürmte er das wichtige Freiburg und deckte es ſodann durch ein verſchanztes Lager. Hier von dem großen Condé angegriffen, zog er, nach dreitägigem harten Kampfe ſich zurück, ohne daß Turenne, der ihn verfolgte, ihm Etwas anhaben konnte. Er ſchlug Turenne am 5. Mai (25. April) 1645 bei Mergentheim, kam aber am 3. Aug. (24. Juli) desſelben Jahres in der Schlacht bei Nördlingen ums Leben. Auf dem Schlachtfelde wurde er beerdigt und ihm ein Grabſtein mit der Inſchrift geſetzt: Sta viator; heroëm calcas. — Sein Bruder, Kaspar von M., bayerſcher Generalwachtmeiſter, fiel bei Freiburg. — Florimund Claudius, Graf von M., des Vorigen Enkel, geb. in Lothringen 1666, nahm nach Beendigung ſeiner Studien 1682 kaiſerliche Dienſte, that ſich bei der Vertheidigung Wiens gegen die Türken und in den ungariſchen Feldzügen, namentlich in der Schlacht bei Zenta 1697 durch Entſchloſſenheit und Tapferkeit hervor und wurde zum Major ernannt. In Italien ſchlug er 1701 bei Borgoforte mit 300 Reitern 6 feindliche Escadrons in die Flucht. Den Tag darauf aber fiel er in einen Hinterhalt und wurde gefangen. Nach ſeiner Auswechſelung befehligte er ein Cavallerieregiment am Rhein, zeichnete ſich in der Schlacht bei Friedlingen

aus, schlug 1705 bei Pfaffenhofen die Franzosen und zwang sie, sich unter die Kanonen von Straßburg zurückzuziehen, schützte 1706 Landau, welchem er neue Besatzung und Mundvorräthe zuführte und brachte am 24. Sept. 1707 bei Offenburg, dem französischen General Vivans eine Niederlage bei. Auch er selbst erfuhr eine solche am 26. Aug. 1709 vom französischen General du Bourg bei Rumersheim, als er sich zu weit ins Elsaß gewagt hatte und wurde zu einem sehr nachtheiligen Rückzuge gezwungen. Dennoch wurde M. zum Feldmarschall erhoben und commandirte in dem 1716 gegen die Türken unternommenen Kriege. Er siegte mit dem Prinzen Eugen bei Peterwardein und Belgrad. Im J. 1719 erhielt er das Obercommando in Sicilien gegen die Spanier und unterwarf Sicilien dem Kaiser. Beim Wiederausbruch der Feindseligkeiten zog er 1734 als Obergeneral nach Italien, ging den 1. Mai über den Po, besetzte das Herzogthum Parma, wurde aber am 29. Juli bei Croisetta, als er eben den Befehl zur Schlacht geben wollte, durch eine Musketenkugel erschossen. Er wurde zu Reggio begraben. Seinen Namen und sein Lehngut Mercy in Lothringen vererbte er an seinen Verwandten, den Grafen Antoine d'Argenteau, welcher sich im Dienste Oesterreichs in Ungarn, Bayern, Elsaß und den Niederlanden auszeichnete und 1767 als Generalgouverneur von Slavonien in Essek starb.

Mergel nennt man jedes Mineral, welches aus 10—20 Proc. kohlensauren Kalk, 30—50 Proc. Thon und 30—50 Proc. Sand besteht. Nach den verschiedenen Mengungsverhältnissen theilt man den M. in Thon-, Kalk- und Sandmergel. Die Mergelbodenarten besitzen im Allgemeinen eine große natürliche Fruchtbarkeit, weil sie bei jeder Witterung ein angemessenes Feuchtigkeits- und Wärmeverhältniß zu bewahren vermögen. An der Luft liegend zerfällt der M. leicht. Man wendet den M. mit günstigem Erfolg als Dünger und als mechanisches Verbesserungsmittel des Bodens an, denn er wirkt sowohl durch seinen Kalk-, wie durch seinen Thongehalt und giebt deshalb den zu lockern Bodenarten größern Zusammenhang und den zu bündigen größere Lockerheit. Außerdem wirkt er mittels des Kalkgehalts auflösend auf die organischen Stoffe und tilgt die schädlichen Säuren im Boden. Daher ist auch die Wirkung um so größer, je düngkräftiger der Boden ist oder je mehr er unzersetzten Humus enthält. Doch darf man einen und denselben Acker nicht zu oft mergeln, weil er sonst unfruchtbar wird. (S. Dünger.)

Mergentheim, Stadt im würtembergischen Jaxtkreise an der Tauber, mit einem alten Schlosse, Neuhaus, dem ehemaligen Sitze des Deutschmeisters und 2500 Einw., welche Handel und einige Fabriken unterhalten. Hier siegten die Bayern unter Mercey 1645 über die Franzosen unter Turenne.

Merian, Matthäus, geb. zu Basel 1593, erlernte die Kunst mit Scheidewasser in Kupfer zu ätzen bei Dietrich Meier in Zürich und bei Theodor de Bry zu Oppenheim, lebte dann eine Zeit lang zu Paris, wo er sich mit Callot genau befreundete und errichtete endlich in Frankfurt a. M. eine Kunsthandlung. Er starb zu Schwalbach 1651. Er hat besonders deutsche Gegenden gemalt; unter Anderm hat er Vorstellungen der wichtigsten Städte in Europa und besonders in Deutschland nebst Beschreibung herausgegeben. Die Topographien mehrerer Länder, welche M. mit Zeiler (Frankf. 1640) herausgab, wurden nach seinem Tode von seinem Sohne Kaspar fortgesetzt, bis 1688 (30 Bde., und ein Hauptregister 1726). — Sein Sohn Matthäus M. der Jüngere, geb. zu Basel 1621, war ein guter Porträtmaler. Er schloß sich besonders an die Manier van Dyk's an und starb 1687. — Sein Sohn, Johann Matthäus, ebenfalls ein geschickter Bildnißmaler, starb zu Frankfurt 1716. — Des älteren Matthäus M. Tochter Maria Sibylla, geb. zu Frankfurt a. M. 1647, gest. zu Amsterdam 1717, erlangte einen großen Ruhm durch die Geschicklichkeit, mit welcher sie Blumen und Insekten malte. Sie reiste sogar, um Insekten zu beobachten und zu zeichnen, nach Surinam. Sie hat mehrere Kupferwerke über Insektenkunde herausgegeben. „Der Raupen wunderbare Nahrung ꝛc." (Nürnb. 1679 u. 83); „Metamorphosis insectorum surinamensium" (Amsterd. 1701 u. 5). — Zu dieser Familie gehört auch Hans Bernhard M., geb. zu Liestall im Canton Basel 1723, gest. 1807. Er war Philosoph und wurde von Friedrich dem Großen auf Maupertuis'

Digitized by Google

Empfehlung zum Mitgliede der Akademie der Wissenschaften zu Berlin gemacht, später wurde er Director der Classe der schönen Wissenschaften und beständiger Secretär der Akademie. Seine Schriften sind in den Jahrbüchern der Berliner Akademie enthalten. Er war ein Gegner der Wolff'schen Philosophie.

Meridian, s. Mittagskreis.

Meridianmessung. Die Größe der Erde genau zu kennen, ist nicht nur für die Astronomie und Geographie von großer Wichtigkeit, sondern überhaupt von hohem Interesse. Natürlich läßt sie sich mit dem Maßstabe und der Meßkette nicht bestimmen, weshalb man zu andern Hülfsmitteln seine Zuflucht nehmen muß. Glücklicherweise erleichtert die beinahe genau kugelförmige Gestalt der Erde dieses schwierige Geschäft. Um nämlich die Größe einer Kugel zu finden, braucht man nur den Umfang eines größten Kreises derselben zu kennen und auch hierzu ist es nicht nöthig, den ganzen Umfang desselben unmittelbar zu messen, denn nach der Messung eines bestimmten Theiles desselben, kann man von diesem auf das Ganze schließen. Angenommen, man hätte gefunden, daß 10 Grade von dem Umfange eines Kreises (gerade der 36. Theil desselben) 38 F. lang sind, so geht daraus hervor, daß der ganze Umfang 36 Mal so viel oder 1368 F. beträgt. Um also die Größe der Erde zu bestimmen, muß man die Länge eines bestimmten Theils von einem größten Kreise der Erdkugel messen. Ganz vorzüglich hierzu sich eignende größte Kreise sind die Meridiane, weshalb man eine solche Messung eine Meridianmessung, auch eine Gradmessung oder Breitengradmessung nennt. Die M. zerfällt in einen geodätischen und einen astronomischen Theil. Nachdem der Astronom die Richtung des Meridians, d. i. die Richtung, in welcher gemessen werden soll, genau angegeben, dann aber die Größe des zu messenden Bogens nach Graden, Minuten, Secunden und die Endpunkte desselben auf der Erde auf das genaueste bestimmt hat, muß der Geodät, nachdem er auf der Erde eine hinreichend große Basis unmittelbar ausgemessen hat, die von den Astronomen bezeichnete Richtung durch Verbindung von geeigneten Dreiecken (s. Triangulirung) so verfolgen, daß er aus denselben die Länge des bezeichneten Bogens zu berechnen im Stande ist. Eine solche Messung dient übrigens nicht blos zur Bestimmung der Größe der Erde, sondern auch zur Bestimmung ihrer Gestalt. Man hat nämlich die Erfahrung gemacht, daß die Erde keine vollkommene, sondern eine an ihren Polen abgeplattete Kugel (s. Abplattung) oder, was noch richtiger, ein elliptisches Sphäroid sei. Ist aber dieses der Fall, so wird die Länge der Meridiangrade zunehmen müssen, je mehr man sich den Polen nähert und genaue Messungen einiger Meridiangrade im hohen Norden und in der Gegend des Aequators werden auch das Verhältniß des Aequatorialhalbmessers zum Polarhalbmesser oder die Abplattung der Erde kennen lehren. (S. Gradmessungen.)

Mérilhou, Joseph, Pair von Frankreich, geb. zu Montignac, einem Landstädtchen im alten Guyenne, am 15. Oct. 1788, studirte in Paris die Rechte und machte 1810 das Advocatenexamen, wurde 1812 zum Auditeur bei dem kaiserlichen Gerichtshofe ernannt und nach Napoleon's Rückkehr von Elba zum Substituten des Generalprocurators befördert. Dies machte ihn den Bourbons verdächtig, die ihn absetzten und unter polizeiliche Aufsicht stellen ließen. M. kehrte, durch diese Umstände gezwungen, zur Advocatenpraxis zurück und gelangte bald zu bedeutendem Ansehen, das durch seine Processe für die beiden Redactoren des „Censeur", Comte und Dunoyer, 1817 für Bories, das Haupt der Verschwörung von Larochelle und den General Berton, der gleichzeitig 1820 eine weitverzweigte Militärverschwörung organisirt hatte, immer höher stieg, obgleich er in den beiden letzten Processen die Angeklagten nicht vor der Verurtheilung schützen konnte, ja für General Berton sogar verhindert wurde, als Vertheidiger aufzutreten. Als er das Alter von 40 Jahren erreicht hatte, welches nach der Charte eine Bedingung der Wählbarkeit war, wurde er zum Abgeordneten ernannt. Obgleich er in der Kammer als Redner nicht so glänzend hervortrat, als seine Freunde es erwartet hatten, gehörte er doch immer zu den Wortführern der liberalen Partei, nahm an dem Kampfe gegen das Ministerium Polignac Theil und stimmte für die Adresse der 221. Noch vor seinem Eintritt in die Kammer hatte er seinen Einfluß als

Rechtsanwalt dazu benutzt, für die liberale Partei auch in anderen Kreisen als jenem, den ihm seine amtliche Wirksamkeit anwies, thätig zu sein. Er war einer der vornehmsten Begründer zweier politischer Vereine, die den reactionären Bestrebungen der Regierung zu einer Zeit offen entgegenzutreten wagten, wo die Deputirtenkammer ebensowenig als irgend eine andere Staatskörperschaft sich ihr widersetzte. Der Verein der Freunde der Presse hatte zum Zweck, die Presse durch Anwendung aller gesetzlichen Mittel gegen die Angriffe zu schützen, die von den Machthabern gegen sie gerichtet wurden. Dieser Verein bestand nur bis zum 18. Dec. 1819; doch kurze Zeit nachher trat ein anderer noch wirksamerer ins Leben. Das Gesetz vom 26. März 1820 hatte der Regierung, gegen die ausdrückliche Bestimmung der Charte, das Recht gegeben, willkürliche Verhaftungen ohne richterlichen Spruch zu verfügen. Um den Folgen dieses Verfahrens entgegenzuwirken, gründete M. die Nationalsubscription, einen politischen Verein, der scheinbar keine andere Bestimmung hatte, als milde Beiträge zur Unterstützung Unbemittelter zu sammeln, die durch willkürliche Verhaftungen in unverdiente Noth gerathen waren, aber hinter dieser unscheinbaren Außenseite die weitaussehendsten Pläne verbarg. Alle, die nur darauf Anspruch machten, in der liberalen Partei einige Bedeutung zu haben, drängten sich zu diesem Vereine. M. war mit Lafayette, Laffitte, Casimir Périer, Odilon-Barrot, Etienne, General Pajol, Voyer d'Argenson, Kératry, Génaudon Mitglied des Verwaltungsausschusses. Mit Odilon-Barrot, Etienne und Pajol angeklagt, zum Hasse gegen die Regierung angereizt zu haben, wurde er, von dem ältern Dupin vertheidigt, am 30. Juni 1820 von dem Geschwornengericht freigesprochen. M. war auch eines der thätigsten Mitglieder des Bundes der Carbonari. Nach der Julirevolution nahm M. an den wichtigsten Schritten zur Begründung der neuen Ordnung Theil, wurde in dem Ministerium Laffitte Minister des öffentlichen Unterrichts und nach dem Ausscheiden des Justizministers Dupont de l'Eure trat er an dessen Stelle. Ein Streit zwischen seinem vieljährigen Freunde, dem Procurator Comte nnd dem Staatsprocurator Persil, in welchem das Cabinet sich für Letztern erklärte, gab ihm Veranlassung, aus dem Ministerium zu treten. Von jetzt nahm er seine Stelle wieder in den Reihen der Opposition ein, die er seit der Julirevolution verlassen hatte. Doch während der Zeit, wo er an der Leitung der Staatsgeschäfte persönlich Theil genommen, hatten sich seine Gesinnungen bedeutend geändert, sodaß seine früheren Freunde vielfach unzufrieden mit ihm wurden. Er unterstützte bei den wichtigsten Veranlassungen die Regierung und trat immer seltener unter ihren Gegnern auf. Zur Belohnung dieser Mäßigung wurde er, nachdem er schon seit längerer Zeit die wichtige Stelle eines Rathes beim Cassationshofe erhalten hatte, zur Pairswürde erhoben, am 4. Oct. 1837. Von seinen Schriften ist außer einigen seiner gerichtlichen Reden nur die „Notice sur Mirabeau" vor dessen „Oeuvres" (Par. 1825) zu erwähnen.

Mérimée, Prosper, geboren im Jahre 1800 zu Paris und daselbst erzogen und gebildet. M. hat ursprünglich die Jurisprudenz studirt und sich sogar zum Advocaten aufnehmen lassen, wandte sich aber, ohne zu plaidiren, der politischen Journalistik und der Poesie sowie dem Studium der bildenden Kunst zu. Graf d'Argout, mit dem er verwandt sein soll, ernannte ihn nach der Julirevolution, als er in das Ministerium trat, zu seinem Cabinetssecretär, dann wurde M. Secretär im Handelsministerium, später Bureauchef im Ministerium des Seewesens, übernahm 1835, nach Vitet's Abgang, die von Guizot creirte Generalinspection der historischen Denkmäler, gab sie aber 1837 an Batout ab und trat wieder als Bureauchef in eines der Ministerien ein. Im Jahre 1844 ward er an die Stelle Charles Nodier's in die Akademie gewählt. Als Schriftsteller und Dichter gehört M. der rein realistischen Schule Frankreichs an. Sein scharfer Verstand, seine Kenntniß der Geschichte und Sitten, sowie des menschlichen Herzens geben seinen Dichtungen einen innern Gehalt, dessen nur wenige französische Dichter der Gegenwart sich rühmen können und sein vortrefflicher Styl sichert ihm einen Platz unter den besten Prosaikern Frankreichs. Anfangs trat er pseudonym mit dem „Théâtre de Clara Gazul, comédienne espagnole" auf (Paris 1825); als angeblicher Uebersetzer des Buchs figurirte ein Joseph L'Estrange auf dem Titel;

Digitized by Google

auch seine zweite Dichtung „La Guzla, ou choix de poésies illyriques, recueillies, dans la Dalmatie, la Bosnie etc.“ (Par. 1827) ward von der französischen Kritik als Uebersetzung anerkannt. Im folgenden Jahre gab M. „La Jacquerie, scènes féodales, suivies de la famille Carvajal“ (Par. 1828) heraus, eine nicht ganz gelungene Nachahmung von Vitet's Manier; auch an seinem historischen Romane: „1572, Chronique du règne de Charles IX.“ (Par. 1829), wo er eine ganz neue und eigenthümliche Ansicht über die Bartholomäusnacht aufstellt, läßt sich Manches tadeln. Dagegen sind sein Sittenroman „La double méprise“ (Par. 1833), sowie die Erzählung „Colomba“ (1840) in sich abgerundete Meisterstücke. Die größere Aufmerksamkeit des Publikums aber erregte er erst durch sein Buch „Mosaïque“ (Par. 1833), eine Sammlung der seit 1830 in den verschiedenen Journalen zerstreuten kleineren Erzählungen. Von besonderem Werthe sind seine Aufzeichnungen über die Resultate seiner zahlreichen Wanderungen, welche meist archäologischen Forschungen gewidmet waren. Dahin gehören seine „Notes d'un voyage dans l'ouest de la France“ (Par. 1837). Aehnliche Berichte hat er über die Provence, über Corsica und andere Theile Frankreichs geliefert.

Merino, Don Geronimo, bekannt als Pfarrer Merino. Von ganz niederer Abkunft wurde er um das Jahr 1770 in einem kleinen Dorfe Altcastiliens, Villaobiado, geboren und von seinen Aeltern nach Lerma geschickt, um sich in einem dortigen Collegium auf den geistlichen Stand vorzubereiten. Nachdem er bereits 4 Jahre daselbst zugebracht hatte, riefen ihn die Aeltern, die ihn nicht länger entbehren konnten, zurück und ließen ihn ihre Ziegen hüten. Als der Pfarrer von Villaobiado starb, rieth man ihm, sich um diese Stelle zu bewerben und die erforderlichen theologischen Studien mit Hülfe eines alten Vicars nachzuholen. M. folgte diesem Rathe und erhielt die priesterliche Weihe und die Pfarre. Von jetzt an schweigt die Geschichte von ihm bis zum Ausbruche des Kampfes gegen die Franzosen. Schon im Mai 1808 trat er als Führer einer Guerillabande auf, die im Laufe der Zeit auf 4—500 Mann wuchs. Mit ihr überfiel er französische Couriere und Transporte, schlug einzelne Corps und beging an den Gefangenen solche Grausamkeiten, daß vor seinem Namen schon ganze Haufen Franzosen die Flucht ergriffen. Wenn ihn ein Unfall traf, fand er stets in den Fichtenwäldern von Burgos und Soria eine sichere Zufluchtsstätte, wo er seine zerstreuten Banden vereinigte, Nachrichten einzog und neue Ueberfälle vorbereitete. Er wagte es, allein oder nur in geringer Begleitung von Burgos bis Madrid zu streifen, da er sicher war, bei allen Einwohnern Aufnahme und Hülfsmittel jeder Art zu finden, denn selbst diese fürchteten ihn und erzählten sich die wunderbarsten Dinge von ihm. Nach Beendigung des Kriegs zog er sich in seine Heimath zurück, gefürchtet und gemieden selbst von seiner Familie, da man ihn im Verdacht hatte, seine Schwester und mehrere andere seiner Anverwandten ermordet zu haben. Nach Wiederherstellung der Constitution im Jahre 1820 trat er wieder als Guerillero auf; der Ruf seines Namens zog eine Menge raubgierigen Gesindels zu ihm und er wurde die Geißel der Provinzen Altcastiliens. Vertheidigung des absoluten Königs und Altars und Ausrottung der Liberalen war sein Wahlspruch und der Deckmantel, unter dem er unerhörte Grausamkeiten beging. Als König Ferdinand mit Hülfe der Franzosen seine unumschränkte Gewalt wieder gesichert sah, ernannte er M. zum Lohne seiner Verdienste zum Brigadier, befahl ihm aber, seine Mannschaft zu entlassen. Lange zögerte M.; die Furcht aber, ein unglückliches Ende zu nehmen, bewog ihn zum Gehorsam und der König begnadigte ihn mit einer Pension von 36,000 Realen (9000 Frcs.). Von jetzt an hörte man wieder nichts von M., der sich abermals in seine Heimath zurückgezogen hatte, bis 1833, wo er in voller Uniform am 20. Jan. im königlichen Palast zu Madrid erschien und der Königin Marie Christine gelobte, die von Ferdinand VII. eingesetzte Thronfolge mit allen Kräften vertheidigen zu wollen. Doch schon damals bereitete M. im Stillen einen Aufstand zu Gunsten des Infanten Don Carlos vor. In Burgos hatte sich unter dem Vorsitz des Don Gregorio Alvarez Perez insgeheim eine Junta gebildet, die nach dem Tode Ferdinand's den Infanten zum König ausrufen wollte und M. aufforderte, sich an die Spitze zu stellen. Dieser aber, dem mehrere

Mitgliedeer der Junta nicht gefielen, zögerte damit und hinderte sogar die Bewegungen der Junta, die ihm später vorwarf, an dem Mißlingen des ganzen Unternehmens Schuld zu sein. Am 14. Oct. 1833 endlich, wo er fürchten mußte, selbst verhaftet zu werden, entfloh er mit sechs Domherrn heimlich aus Burgos und fast das ganze Corps der königl. Freiwilligen folgte ihnen. In San Pedro de Cardeña stießen andere Freiwillige zu ihm und am 16. Oct. erklärte er in Sepulveda, daß Karl V. ihn zum Generalcapitän von Altcastilien ernannt habe, rief alle königliche Freiwillige zu den Waffen, drohte den sich Weigernden mit dem Tode und verhängte ein gleiches Schicksal selbst über die, welche nur von den Rechten der Königin Christine sprechen würden. Er fing alle Couriere auf, brandschatzte die Ortschaften, nahm die königlichen Kassen in Beschlag und stand im Nov. an der Spitze von 20,000 meist bewaffneten königlichen Freiwilligen. Damals rückte General Quesada in Altcastilien ein und die Freiwilligen legten die Waffen nieder und zerstreuten sich. M. kehrte jetzt zu seinem Guerillakrieg zurück und kämpfte an der Spitze von mehr oder weniger bedeutenden Haufen für die Sache Don Carlos', bis er 1838 eine so entscheidende Niederlage erlitt, daß er eine Zuflucht in den Nordprovinzen suchen mußte und nicht mehr auf dem Kriegsschauplatze erschien. Er folgte dem Prätendenten nach Frankreich, wo er im Innern des Landes einen Aufenthaltsort angewiesen erhielt. M.'s Lebensart unterschied sich wesentlich von der der gewöhnlichen spanischen Parteigänger. Nie suchte er sich zu bereichern; als er einst einen französischen Geldtransport von mehreren Millionen Franken auffing, vertheilte er die ganze Baarschaft unter seine Leute und behielt für sich nur ein Dutzend Strümpfe zurück. Er setzte sich den größten Beschwerden aus, rauchte nicht, trank keinen Wein, aß sehr wenig, oft nur Chocolade, die er sich, aus Furcht vor Vergiftung, selbst bereitete; widmete nur wenige Stunden dem Schlafe, oft schlief er auf oder neben seinem stets gesattelten Pferde. Seine Kleidung war sehr ärmlich, desto schöner seine Waffen. In seinen Trabuco, eine in Spanien bei Straßenräubern und Schmuglern sehr beliebte Waffe, ladete er gewöhnlich 16 bis 20 Kugeln und einige Hände voll Pulver. Beim Abschießen nahm er sie unter den Arm und unterstützte sie mit der linken Hand nahe an der Mündung, um sich gegen den starken Stoß zu sichern. Auf seinen Streifzügen hatte er gewöhnlich zwei der schönsten prachtvoll aufgezäumten Pferde bei sich, die er abwechselnd ritt, um sie nicht allzu sehr zu ermüden und entkam auf diese Weise stets den größten Gefahren.

Merino, glattes, feines, verschiedenfarbiges Wollenzeug, so genannt, weil gewöhnlich zu ihm die feinste Wolle, von **Merinos** (s. d.) genommen wird. Früher lieferte nur England Merinozeuge, jetzt auch Frankreich, Böhmen, Schlesien, die besten und dauerhaftesten Sachsen.

Merinos, eine in Spanien einheimische Schafrace, die schon in mehreren europäischen Ländern sich findet. Sie unterscheidet sich von andern Schafen durch einen gedrungenen, mehr kleinen, als großen Körperbau, vorzüglich durch Feinheit und Weichheit ihrer Wolle. Ihr Name bedeutet übers Meer gekommen, indem sie aus Afrika stammen sollen. So viel steht wenigstens fest: daß Peter IV. von Castilien arabische Schafheerden nach Spanien kommen ließ und daß 300 Jahre nachher der Cardinal Ximenes Schafe aus Afrika nach Segovia verpflanzte. Jetzt zählt man in Spanien gegen 5 Mill. M., die mindestens eine reine Einnahme von 8 Mill. Thaler jährlich einbringen. Sie weiden auf den Gebirgen Spaniens und heißen deshalb wandernde Schafe, während die andern (grobwollige), stehende oder Stallschafe genannt werden. Viel Eigenes ist bei der Zucht der M. in Spanien. Sie wandern zwei Mal im Jahre; in den Sommermonaten (vom April an) weiden sie in den nördlichen Gegenden von Leon, Castilien und Aragon; im Winter (vom September an) in den wärmeren Gegenden von Andalusien, La Mancha und Estremadura. Gewöhnlich werden die Heerden von 10 zu 10,000 Stück getheilt und aus diesen wieder 10 Haufen, jeder zu 1000 Stück abgesondert. Diese Haufen stehen unter der Direction eines Oberhirten. Dieser hat 50 Schäfer und ebenso viele Hunde unter seinem Commando, indem 5 Mann zu jeder einzelnen Heerde von 1000 Stück gehören. Die Schäfer sind übrigens schlecht besoldet, denn außer einem sehr geringen Lohn, bekommen sie Brot und

Digitized by Google

dürfen nur ein Paar Ziegen und einige Schafe für sich mit weiden. Die ganze Zahl der Schäfer in Spanien beträgt 25,000 Mann und ebenso viel Hunde. Anfangs gehörten diese Heerden dem Könige; doch wurden sie nach und nach verkauft und die letzte Heerde von 40,000 Stück verkaufte Philipp I. an den Marquis Iturbiata. Jetzt gehören sie dem Adel und den Klöstern. Schon in der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wurden die M. nach Frankreich und nach Schweden, später nach Sachsen und Preußen verpflanzt, wo sie sich gut acclimatisirt haben und jetzt den spanischen vorgezogen werden.

Merinthus und **Merinthianer**, s. Cerinthus.

Merk, Joseph, geheimer Referendar und Mitglied des Justizministeriums in Karlsruhe, wurde zu Donaueschingen am 21. Dec. 1780 geboren, wo sein Vater, Peregrin M., fürstlich Fürstenbergischer Hofrath war, der sich um die Geschichte des Fürstenbergischen Hauses durch eine Sammlung von Quellen und Urkunden verdient gemacht hat, studirte in Freiburg die Rechtswissenschaft, wurde 1803 Advocat, dann 1806 Amtsschreiber in Stühlingen, 1812 Amtmann in Heusingen, 1814 Amtmann in Stühlingen, trat später nach einem durch seine geschwächte Gesundheit nothwendig gewordenen Urlaub 1825 als Rath in das Hofgericht zu Freiburg ein und gegen Ende des Jahres 1834 erfolgte seine Ernennung zum Rath und geheimen Referendar im Justizministerium, wodurch er zugleich Mitglied der Gesetzgebungscommission wurde. Als Rechtsgelehrter hat M. seine gründlichen juridischen Kenntnisse theils praktisch in seinen verschiedenen amtlichen Stellungen, theils theoretisch in seinen verschiedenen Abhandlungen und Aufsätzen in dem von Duttlinger begründeten „Archiv für Rechtspflege und Gesetzgebung im Großherzogthum Baden" und in den von ihm und Bekk in Karlsruhe herausgegebenen „Annalen der badischen Gerichte" bewiesen. In Freiburg gründete er mit Rotteck und dem Alterthumsforscher Leichtlen die Freiburger historische Gesellschaft, wo er manche interessante Beiträge aus der vaterländischen Geschichte lieferte. Als Deputirter der Kammer nach dem Jahre 1831 gewählt, trat er in den Reihen der Opposition auf, stets die scharfe, consequente Durchführung echt liberaler Grundsätze verfechtend. Auf dem Landtage von 1833 ward er zum zweiten Vicepräsidenten erwählt und blieb dies auch während der Landtage von 1835 und 1837. Seine Ernennung zu einem der Regierungscommissäre beim Landtag von 1839 mußte auf seine Stellung als Deputirter nothwendig zurückwirken, doch zeigte sich bei der Abstimmung über die zur Sprache gebrachte hanoversche Angelenheit keine wesentliche Veränderung in seiner Gesinnung.

Merkel, Garlieb, geb. 1776 in Liefland, widmete sich philosophischen und geschichtlichen Studien, war eine Zeitlang Privatdocent in Frankfurt a. O. und unternahm 1803, nachdem er sich durch verschiedene Schriften bekannt gemacht hatte, gemeinsam mit Kotzebue die Redaction des „Freimüthigen". Bei der Annäherung der Franzosen im Jahre 1806 floh er wegen mancher politischen Aeußerungen von Berlin nach Riga und kehrte erst 1816 nach Berlin zurück, wo er den „Freimüthigen" in alter Weise wiederherzustellen suchte. Da ihm dies nicht gelang, ging er wieder auf sein Landgut bei Riga zurück. Bekannt ist er besonders durch die heftigen Angriffe geworden, die er zu Anfang dieses Jahrhunderts gegen die Häupter der romantischen Schule richtete und worin er ebenso viel Anmaßung und Eitelkeit, als Mangel an Sachkenntniß beurkundete. Seine Schriften, unter denen die auf die Geschichte seines Vaterlandes bezüglichen, z. B. „Die Vorzeit Liefland's" (2 Bde., Berl. 1798) nicht ohne Werth sind, sind jetzt vergessen. In der spätern Zeit schrieb er „Ueber Deutschland, wie ich es nach 10jähriger Entfernung wiederfand" (2 Bde., Riga 1818) und in neuester Zeit „Darstellungen und Charakteristiken aus meinem Leben" (2 Bde., Riga 1839).

Merlin, der Zauberer, ist eine der bedeutendsten Gestalten in den Sagen von Artus (s. d.) und scheint durch die Verschmelzung zweier Personen entstanden zu sein, aus dem Barden Merddhin, der unter Artus gegen die Sachsen stritt und nach Verlust der Schlacht beim Walde Celidon in wahnsinnigem Schmerze in diesen floh, und aus dem wunderbaren Knaben Ambrosius. Jenem wird ein Gedicht „Afallenau," das jene

Kämpfe schildert, zugeschrieben, welches in „The Myvyrian archaiology of Wales“ (Bd. 1, London 1801) mit andern Bardenliedern gedruckt ist, deren Echtheit Turner in den „Vindications of the genuineness of the ancient british poems of Aneurin, Taliesin, Llywarch-Hen and Merddhin“ (Lond. 1803) vertheidigt hat. Von dem Knaben Ambrosius erzählt Nennius, in seiner wohl dem 9. Jahrh. angehörigen „Historia Britonum,“ er sei der Sohn einer Nonne, der Tochter eines englischen Königs, sein Vater aber ein Zauberer oder Dämon (Incubus) oder gar der Teufel selbst gewesen; er habe im 6. Jahrh. n. Chr. Geb. gelebt, und sei ein Rath und Freund der englischen Könige Vortigern, Ambrosius, Uter-Ventragon und Artus gewesen. Vortigern ließ einen Thurm gegen die Sachsen erbauen, aber die Erde verschlang ihn, da sollte auf Rath der Magier der Grund mit dem Blute eines ohne Vater gebornen Kindes befestigt werden, und Ambrosius sollte das Opfer sein. Dieser aber strafte die Magier Lügen und sagte, unter dem Thurme lägen zwei Drachen, ein rother, welcher die Briten, und ein weißer, welcher die Sachsen bedeute; diese verschlängen den Thurm. Als man nachgrub, fand man die Drachen, diese begannen einen Kampf mit einander, in welchem der weiße siegte. M. sah weinend dem Kampfe zu und prophezeihte die Zukunft Englands. M. blieb nun am Hofe und diente überall mächtig im Schlechten wie im Guten den Königen. Auf seinen Rath stiftete Uter-Ventragon die Tafelrunde. Den funfzigsten Platz in derselben ließ er frei, und dahin brachte M. eines Tages den Sohn Uter-Ventragons, Artus, welchen er fern von dem Hofe erzogen hatte. M. spielt eine große Rolle in der Geschichte der Tafelrunde; ein Greis mit weißem Barte, der abgeschieden in Wäldern lebt und nur an Tagen der Entscheidung vor dem Könige erscheint. Er starb auf der Insel Bardsay. Aus dem leuchtenden Grabe tritt er zuweilen hervor und läßt seine Prophezeihungen erschallen. Seine Prophezeihungen und seine Geschichte sind fast in allen Sprachen erschienen, zuletzt in London 1813. Fr. Schlegel giebt die Geschichte M.'s in seiner „Sammlung romantischer Dichtungen“ (Th. 1, Leipzig 1802). In neuester Zeit hat Immermann ein großes dramatisches Gedicht „Merlin“ geschrieben.

Merlin de Thionville, Ant. Christophe, ein merkwürdiger Charakter der französischen Revolution, wurde 1762 zu Thionville geboren. Beim Ausbruche der Revolution hatte er das Amt eines Huissier in seiner Vaterstadt, wendete sich aber mit Enthusiasmus der politischen Bewegung zu und trat 1791 als Abgeordneter des Moseldepartements in die Nationalversammlung, wo er sogleich den leidenschaftlichsten Gegnern des Hofes sich anschloß. Als eines der Häupter im Club der Jacobiner ging er eines Abends zu den Feuillants, wurde aber von denselben wegen Schimpfreden hinausgeworfen. Am folgenden Tage denuncirte er die Feuillants in der Nationalversammlung, was die Schließung des Clubs zur Folge hatte. Im Verein mit Chabot (s. d.) und Bazire verfolgte er mit besonderer Heftigkeit die Priester, welche den constitutionellen Eid verweigerten, und schlug deren Deportation in Masse nach Amerika vor. Bei den Unruhen vom 20. Juni 1792 erhielt er als Deputirter den Auftrag, die Volksmasse aus den Tuilerien zu entfernen. Der Anblick der mißhandelten Königsfamilie rührte ihn so, daß er Thränen vergoß. „Sie weinen,“ wendete sich die Königin an ihn, „bei solcher Behandlung eines Fürsten, der sein Volk nur glücklich machen wollte.“ „Es ist wahr, Madame,“ erwiderte M., „ich weine beim Anblick einer schönen unglücklichen Frau und Mutter; aber ich hasse die Könige und Königinnen.“ Während des Aufstandes am 10. Aug. erschien er vollständig bewaffnet im Schlosse zum Schutze des Königs. Sein Anblick hauptsächlich soll den Procureur Roederer veranlaßt haben, Ludwig XVI. zur Flucht in die Nationalversammlung zu drängen. Später ward M. von der Hauptstadt in den Convent gewählt und nahm hier seinen Sitz unter den eifrigsten Mitgliedern des Berges, ließ sich in die Legion der Tyrannenmörder aufnehmen und erklärte auf öffentlicher Straße, daß er Den, welcher die Dictatur oder die Herstellung des Thrones zu fordern wagen würde, erdolchen müsse. Im Processe des Königs nannte er denselben infam und wollte ihm den Vertheidiger entziehen; da er sich bei der Abstimmung auf einer Sendung in Mainz befand, so stimmte er

Digitized by Google

schriftlich für den Tod des Königs, doch wurde seine Stimme nicht mitgezählt. Bei der Belagerung von Mainz durch die Preußen entwickelte er mit seinem Collegen Rewbell eine wüthende Tapferkeit. Als die Offiziere nach der Capitulation angeklagt wurden, übernahm er deren Vertheidigung und setzte ein Decret durch, in welchem die Hingebung jener Besatzung Anerkennung erhielt. Der Reichthum, den er seit seiner Rückkehr von Mainz blicken ließ, zog ihm die Anklage zu, daß er dort die kurfürstlichen Schätze geplündert habe. Doch wurde er mit Hülfe seiner Freunde freigesprochen und ging hierauf als Volksrepräsentant in die Vendée, wo die vom Convent verfolgten Generale Canclaux und Westermann an ihm einen warmen Vertheidiger fanden. Noch vor dem Sturze Robespierre's neigte er sich der gemäßigtern Partei zu, und am 9. Thermidor unterstützte er die Angriffe derselben auf den Dictator und dessen Freunde. Am Abend dieses Tages bemächtigte sich Henriot (s. d.) seiner; allein er rief mehrere Bürger zu Hülfe und verhaftete den Rebellen. Als einer der zehn Conventscommissarien stellte er sich an die Spitze der bewaffneten Macht und trug durch seine Entschlossenheit sehr viel zur Vervollständigung des Sieges bei. Die Anerkennung, welche sein Betragen im Convente fand, vollendete seine Umwandlung, und bald wurde er ein entschiedener Beförderer der politischen Reaction. Wie er früher die Royalisten verfolgt, so verfolgte er jetzt die Jacobiner, deren Club er eine Räuberhöhle nannte. Zu Ende des J. 1794 erhielt er eine Sendung zur Rheinarmee, wo er sich äußerst mild gegen die gefangenen Emigranten benahm und Hunderten das Leben rettete. Bei Einführung der Constitution vom J. III. trat er in den Rath der Fünfhundert. Auch hier setzte er seine Mäßigung fort und arbeitete der republikanischen Reaction vom 18. Fructidor entgegen. Nachdem er 1798 sein Amt als Abgeordneter niedergelegt, ging er als Commissar der Regierung zur Armee nach Italien; nach seiner Rückkehr aber wurde er zu Paris bei der Postverwaltung angestellt. Weil er gegen das Consulat auf Lebenszeit stimmte, verlor er auch diese Stelle und zog sich nun auf ein kleines Landgut zurück, das er in der Picardie gekauft hatte. Als die Verbündeten zum zweiten Mal Frankreich überzogen, wirkte er sich ein Patent als Oberst aus und errichtete ein Freicorps, das jedoch nicht zum Kampfe gelangte. Seitdem zog er sich ganz von der Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten zurück. Er starb zu Paris am 14. Sept. 1833.

Merlin de Douai, Phil. Ant., Graf, Director der französischen Republik und Rechtsgelehrter, wurde von wohlhabendenden Landleuten am 30. Oct. 1754 zu Arleux in der Nähe von Douai geboren und im Collége zu Douai gebildet. Nach vollendeten Studien ließ er sich am Parlament von Flandern (Douai) nieder und erwarb sich bald eine große Praxis. In dieser Zeit gründete er seinen wissenschaftlichen Ruf als Mitarbeiter an dem „Répertoire universel de jurisprudence" (64 Bde., 1775—1786), sowie in den berühmten Processen Beaumarchais' und des Präsidenten Dupaty. Während der Revolution wurde er als Deputirter in die Nationalversammlung gesendet. Seine Thätigkeit wurde zwar durch den Umstand, daß er durchaus nicht aus dem Stegreife sprechen konnte, sehr erschwert, demungeachtet erlangte er bald großen Einfluß in den legislativen Arbeiten. Unter Anderm erstattete er am 3. Febr. 1790 den berühmten Bericht, in welchem er nachwies, daß die Reform mit der einfachen Aufhebung des Feudalwesens noch nicht vollendet sei. Das Directorium stellte ihm die Aufgabe, aus den unzusammenhängenden Gesetzen und Decreten den neuen Strafcodex vom 3. Brumaire des J. IV. zu redigiren, durch welche Arbeit er sich das größte Verdienst erwarb. Er wurde hierauf Justizminister und trat nach der Revolution vom 18. Fructidor an Barthélemy's Stelle ins Directorium. Diese Stellung war jedoch weder seinem Charakter noch seinen Erfahrungen angemessen. Da er die streng republikanische Partei unterstützte, mußte er zufolge der Krisis vom 30. Prairial (18. Juni 1799) austreten. Nach der Revolution vom 18. Brumaire gab man ihm das Amt des Generalprocureur beim Cassationshofe. In dieser Eigenschaft erwarb er sich bei der Lückenhaftigkeit der Gesetzgebung außerordentliche Verdienste, indem ihm die umfassendste Gesetzkenntniß aller Länder und Zeiten und eine scharfe Logik zu Gebote standen. Napoleon, der ihn nicht liebte, ernannte ihn zwar zum Staats-

rath, hütete sich aber, den alten Republikaner bei der Abfassung seiner Gesetzbücher zu verwenden. Mit der Restauration verlor M. seine Aemter und mußte, weil er dieselben während der Hundert Tage wieder angetreten, 1815 nach Belgien entfliehen. Auch hier von der französischen Regierung verfolgt, schiffte er sich mit seinem Sohne nach Amerika ein, erlitt jedoch noch an der europäischen Küste Schiffbruch und rettete sich ans Land. Er erhielt jetzt die Erlaubniß zu Haarlem zu wohnen, wo er sich ganz juristischen Arbeiten widmete. Erst 1832 kehrte er in sein Vaterland zurück. Er starb zu Paris am 26. Dec. 1838. Von seinen gelehrten Werken erwähnen wir noch den „Recueil des questions de droit, que se présentent le plus fréquemment dans les tribunaux" (8 Bde., Par. 1804—10 und öft.). — Sein Sohn, Ant. Franç. Eugène, Graf M., geb. zu Douai am 27. Dec. 1778, zeichnete sich in den Feldzügen des Kaiserreichs aus und war beim Eintritt der Restauration Brigadegeneral. Er verließ mit seinem Vater Frankreich, kehrte aber 1818 zurück und lebte bis zur Julirevolution in der Zurückgezogenheit. Im J. 1832 wurde er zum Generallieutenant erhoben, 1835 in die Deputirtenkammer gewählt und am 7. Nov. 1839 mit der Pairswürde bekleidet.

Merode, Grafen von. Seit den frühesten Zeiten der niederländischen Geschichte wird der Name dieser alten, angesehenen und reichen Familie in den Jahrbüchern des Landes mit Ruhm genannt, stets war er vom Volk geachtet und geliebt. In allen Streitigkeiten der verschiedenen Regierungen der belgischen Provinzen mit den Bürgern standen die Grafen von M. fast stets auf der Seite der Letztern und wendeten ihren bedeutenden Reichthum (nach dem Herzoge von Aremberg sind sie die reichsten unter dem reichen belgischen Adel) immer auf die edelste Weise zur Unterstützung und Linderung der Noth des Volkes an. Auch in der neuesten Zeit haben sie diesen Ruf bewährt. Die vier Brüder, Heinrich, Felix, Werner und Friedrich, aus denen die Familie nach dem Tode des Grafen von Merode-Westerloo bestand, hielten sich während der französischen und holländischen Regierung in Belgien von jeder Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten fern. Beim Ausbruch der belgischen Revolution im Jahre 1830 eilte Graf Friedrich, geb. 1792, aus Paris herbei und kämpfte in Brüssel mit den damals noch ungeordneten Volkshaufen, wie einer aus der Menge gekleidet und bewaffnet, gegen die Holländer. Später trat er in das Corps der freiwilligen Jäger des Marquis Chasteler und fand am 15. Oct. 1830 auf dem Kirchhofe des Dorfes Berchem, unter den Wällen Antwerpens, wohin die Patrioten den Herzog von Sachsen-Weimar zurückgedrängt hatten, seinen Tod. — Graf Felix von M., geb. 1791, befand sich zufällig beim Beginn der Revolution in Brüssel und nahm an der Leitung derselben Theil. Er war Mitglied jener Deputation, die im Augenblick der ersten Aufregung und noch vor den Septembertagen nach dem Haag geschickt wurde; später trat er in die provisorische Regierung und fertigte unter Anderem jene Depesche aus, worin ein einzelnes Individuum an der Spitze einiger Haufen Freiwilliger beauftragt wird, Antwerpen im Namen der provisorischen Regierung wegzunehmen. Antwerpen ward genommen, nur die Citadelle blieb in den Händen der Holländer. Bei der Frage über die dem neuen Staate zu gebende Regierungsform erklärte er sich entschieden für die constitutionelle Verfassung und sein Ansehen und seine Popularität war so groß, daß er, wenn er gewollt hätte, unfehlbar zum Regenten ernannt worden wäre. Graf Felix blieb unter der Regentschaft Mitglied des Congresses und wirkte als solches besonders zur Wahl des Königs Leopold, dem er seitdem fortdauernd zugethan geblieben ist. Seit der Wahl des Königs hat er nur vorübergehend eine politische Rolle gespielt, indem er vom 15. März bis 20. Mai 1832 das Kriegsministerium interimistisch verwaltete, doch nahm er noch immer als Mitglied der Deputirtenkammer an den öffentlichen Angelegenheiten Theil. Bei der letzten Discussion des letzten und definitiven Friedensschlusses mit den Mächten und mit Holland stimmte Graf Felix entschieden für die Nichtannahme und machte den Vorschlag, die starken belgischen Grenzfestungen von Frankreich besetzen zu lassen und dann Europa mit den Waffen in der Hand zu erwarten. Dieser extravagante Antrag ward natürlich verworfen und wahrscheinlich um ihn über seine Ansicht zu enttäuschen, Frankreich könne und werde Belgien im

Digitized by Google

entscheidenden Augenblicke nicht verlassen, sandte ihn die Regierung im Jahre 1839 mit einer außerordentlichen Mission nach Paris, wo er denn aus dem Munde Ludwig Philipp's selbst vernahm, daß Frankreich die Forderungen Belgiens nicht in ihrem ganzen Umfange beachten könne. Enttäuscht kehrte er nach Brüssel zurück und trat nach der Annahme der Vorschläge der Londoner Conferenz aus dem Ministerium aus. Seitdem wohnt er zwar noch den Versammlungen der Kammer bei, scheint aber entschlossen, sich ferner von der Leitung der Angelegenheiten fern zu halten. Der älteste Bruder, Graf Heinrich von M., geb. 1782, durch umfassende Kenntniß in Geschichte und Philosophie ausgezeichnet, zieht es vor, seinen Studien zu leben. Er ist Mitglied des Senats seit dessen Stiftung und hat zweimal den König der Belgier in außerordentlichen Missionen an den österreichischen Hof vertreten, wo er den Aufwand aus eigenen Mitteln bestritt. Er ist mit seinem Vetter, dem Marquis von Beaufort, Verfasser des Werkes „De l'esprit de vie et de l'esprit de mort", in welchem die Beziehungen der weltlichen und geistlichen Macht in der Gesellschaft aus dem streng katholischen Standpunkte besprochen werden. Er starb am 24. Sept. 1847.

Meroë, ein berühmter uralter äthiopischer Priesterstaat, wohin die Alten die Wiege der Kunst und Wissenschaft, überhaupt der ganzen abendländischen Cultur setzen, lag einst da, wo jetzt im Nilthale die Provinzen Atbar und Shendi liegen, zwischen den Schenkeln des obern Nils und der Colla Mazaga 13° und 18° nördl. Br. Das von Flüssen umgebene Land bildet zur Regenzeit eine förmliche Insel, wie es die Alten auch nennen. Staat und Stadt M. hieß einst Saba; als aber Cambyses auf seinem Zuge gegen die Makrobier das Land erobert, soll er das alte Saba nach seiner Schwester Meroë benannt haben. Ein gebildeter Aethiopierstamm bewohnte das Land und hatte eine von den übrigen Negervölkern verschiedene Verfassung. Von M. ging der Dienst des Jupiter Ammon aus. Der König von M. wurde aus und von Priestern erwählt, stand unter Priesterherrschaft, mußte streng nach Gesetz und väterlicher Sitte leben und regieren und wohnte in der gleichnamigen Hauptstadt des Landes. Er durfte keinen Unterthan hinrichten lassen, sondern ein Diener ging mit dem Zeichen des Todes zum Verurtheilten und dieser nahm sich selbst das Leben, ohne einen Schritt zu seiner Rettung zu wagen. Das Leben des Königs selbst lag in den Händen der Priester; diese befahlen ihm zu sterben, weil es die Götter gewollt und der König mußte gehorchen. Erst König Ergamenos zur Zeit des ägyptischen Königs Ptolemäos II., griechisch erzogen und durch Philosophie gebildet, wagte gegen diese Priesterwillkür kräftig einzuschreiten, ermordete an einem Tage alle im goldenen Tempel des Ammon zu M. versammelten Priester und regierte den Staat nach Gutdünken. Allein mit dem Alles beseelenden Götterglauben hatte er den Aethiopern auch den Muth genommen und so unterlag M. bald der Herrschaft der Ptolemäer. M. war der Hauptsitz des Jupiter Ammondienstes, von hier aus wurde das hunderthorige Theben gegründet und das berühmte Orakel des Jupiter Ammon zu Siwah. Diese Orakelsitze waren zugleich die Hauptmittelpunkte des Karavanenhandels von ganz Afrika. In M. soll die Hieroglyphenschrift erfunden und Tempel und Pyramiden erbaut worden sein, noch ehe Aegypten sie kannte. M. ist der einzige Staat eines Negervolkes, von dessen Fortschritten zur geistigen Ausbildung wir genauere Nachrichten besitzen. Die alte Hauptstadt M. liegt schon Jahrtausende in Trümmern, aber noch als Trümmer wird sie bewundert und der erste, der uns über diese genauere Nachrichten gab, war Calliaud; er bereiste jene Gegenden in den Jahren 1819 und 1820 und die Ergebnisse seiner Forschungen finden wir in seiner „Voyage à Meroë au fleuve blanc etc." (Par. 1824, 3 Thle., mit über 100 Kupfern alter Denkmale und Karten, 2 Bde., Fol.). Nächst ihm haben die preußischen Naturforscher Ehrenberg, Hemprich und Eduard Rüppel, ebenso der Russe Sjenskowskej jene Gegend besucht und beschrieben. Noch heute findet man dort am Süduser des Tacazze einen kleinen aber blühenden Handels- und Priesterstaat, Damer, mit 500 Häuptern, dem Pascha von Aegypten tributbar. Die Fakys (Priester) genießen noch dieselbe Verehrung wie vormals die Priester von M. Hier lagern sich gewöhnlich die Karavanen, lassen sich von Fakys weiter geleiten, sind ohne Waffen unter ihrem Schutze vor Räuberanfällen sicher, denn vor einem Faky, der Wohl und Weh der

Menschen, nach dem Glauben jenes Volkes, in seinen Händen trägt, tritt auch der Bösewicht scheu und ehrfurchtsvoll zurück.

Merope war die Tochter des Kypselos, Königs von Arkadien und die Gemahlin des messenischen Königs Kresphontes, aus dem Stamme der Herakliden. Die tragische Geschichte des Kresphontes und der M. hat mehreren Dramatikern, wie dem Euripides und unter den Dichtern der neuern Zeit auch dem Voltaire, Maffei u. A. Stoff zu Tragödien gegeben. M. zeugte mit ihrem Gemahle viele Kinder, alle aber und Kresphontes selbst werden auf Anstiften des Polyphontes, Bruders des Kresphontes, getödtet, nur Aepytos, der jüngste Sohn der M., wird heimlich durch vertraute Diener an den Hof seines Großvaters nach Arkadien gebracht. Polyphontes bemächtigt sich des Throns und zwingt M. sich mit ihm zu vermählen. Aepytos entgeht glücklich seinen Nachstellungen, obwohl ein hoher Preis auf seinen Kopf gesetzt ist, wächst heran, kommt unerkannt nach Messene, giebt hier vor, den Aepytos getödtet zu haben und fordert die versprochene Belohnung. M., von Rache entflammt, als sie dieses hört, dringt des Nachts mit einem alten treuen Diener in das Schlafgemach des Aepytos, um ihn zu ermorden. Noch zur rechten Zeit erkennt der Diener im Fremden die Züge seines ehemaligen Pfleglings und Mutter und Sohn beschließen jetzt den Gatten-, Vater- und Brudermord am Polyphontes zu rächen. M. versöhnt sich scheinbar mit Polyphontes. Dieser gelobt den Göttern für die glückliche Wendung des lieblosen Herzens seiner Gattin ein Dankopfer, aber am Altare fällt er unter den Dolchstichen des Aepytos, der nun an seiner Stelle den väterlichen Thron besteigt.

Merops, König der Insel Kos, war der Vater des Eumelos und Gemahl der Nymphe Ethemea, welche von der Artemis getödtet und von der Persephone in die Unterwelt geführt wurde. M. wollte sich aus Sehnsucht nach seiner Gattin ebenfalls tödten, wurde aber von der Here in einen Adler verwandelt und unter die Gestirne versetzt. — Merops, König von Rhyndakos, aus Perkote, der Vater der Kleite, Arisbe, des Adrastos und Amphios, war ein berühmter Seher, der deswegen auch seinen Söhnen nicht gestattete, in den Krieg zu ziehen. Sie achteten aber darauf nicht und fanden den Tod.

Merovinger, s. Frankreich.

Mersch, Joh. Andr. van der, war geb. zu Menin in Flandern, stand zuerst im 7jährigen Kriege in französischen Diensten, hatte sich hier zum tüchtigen Offizier gebildet, alle Operationen mit Muth, Umsicht und Glück geleitet, unter Anderem im Jahre 1759 Arensberg genommen u. s. w. und wegen seiner Verdienste später das Ludwigskreuz und den Oberstlieutenantsrang erhalten. Man ehrte ihn mit dem Beinamen des tapfern Flamländers. Im Jahre 1778 nahm er österreichische Dienste, verließ diese als Oberster, zog sich auf seine niederländischen Güter zurück, bis ihn das Vaterland aufs Neue zu den Waffen rief. Die Niederländer hatten sich, aufgeregt vom Adel und der Geistlichkeit, gegen verschiedene Reformen Kaiser Joseph's II. aufgelehnt; 1789 brach die förmliche Empörung aus und M. von seinen Landsleuten geachtet als Mensch und Krieger, war der erste, den man an die Spitze der Mißvergnügten stellte, die ihre Rechte mit Gewalt der Waffen durchfechten wollten. Mit einem kleinen, dabei schlecht organisirten, aber von Patriotismus beseelten Heere verrichtete er Wunder der Tapferkeit, schlug die Oesterreicher bei Hoogstraten und Turnhout, nahm Gent und Brüssel und wurde von seinen Mitbürgern zum General en Chef der sämmtlichen belgischen Truppen ernannt. Allein obgleich er allgemeines Vertrauen besaß, so gelang es den neidischen Einflüsterungen eines van der Noot (s. d.) und van Eupen dennoch, die Gemüther bald gegen ihn mißtrauisch umzustimmen. Schon zu Anfang des Jahres 1790 wurde van der M. in Folge dieser Intriguen zu Brüssel festgenommen, einer gerichtlichen Untersuchung unterworfen, zwar für unschuldig befunden, aber dennoch so lange nach der Citadelle von Antwerpen geschickt, bis die Oesterreicher im Dec. desselben Jahres das durch Zwietracht zerrissene Land wieder besetzten. Er starb am 14. Sept. 1792 auf seinem Landgute bei Menin.

Merseburg, die Hauptstadt im gleichnamigen Regierungsbezirke (188¾ QM.

Digitized by Google

mit 715,000 Einw.) der preußischen Provinz Sachsen, mit Magdeburg abwechselnd der Versammlungsort der Provinzialstände des preußischen Herzogthums Sachsen, Sitz der Regierung und eines evangelischen Domcapitels, liegt an der Saale, über welche hier eine steinerne Brücke führt und zählt mit den drei Vorstädten Altenburg, Neumark und Venenien (eigentlich Klein-Venedig) 10,400 Einw. Sie hat ein alterthümliches Ansehen und ist schlecht und unregelmäßig gebaut. Ein herrliches Denkmal mittelalterlicher Baukunst ist die Domkirche mit vier schönen Thürmen und einer der größten Orgeln Deutschlands. In derselben befindet sich neben andern Merkwürdigkeiten das metallene Grabmal Rudolf's von Schwaben; auch bewahrte man sonst daselbst gedörrt dessen rechte Hand, die ihm 1080 in dem Treffen gegen Heinrich IV. abgehauen wurde. Vgl. Puttrich „Die Kirche zu M." (Lpz. 1836, Fol.). Bemerkenswerth ist ferner das ehemalige Residenzschloß, welches mit der Domkirche einen ansehnlichen viereckigen Hofraum umschließt, gegenwärtig zum Regierungsgebäude dient und in seinem Garten ein Denkmal des Feldmarschalls Grafen Kleist von Nollendorf und ein altes heidnisches Grabdenkmal enthält, das 1750 bei Göhlitz ausgegraben wurde. Nächstdem sind von öffentlichen Gebäuden zu erwähnen das Stiftsregierungsgebäude, das Capitelhaus und die Kirche in der Altenburg. Die Stadt hat eine Domschule, ein Hebammeninstitut, mehrere wohlthätige Anstalten, eine königliche Stuterei, eine große Obstbaumschule und Fabriken in Pappwaaren und bunten Papieren; ferner Färbereien, Essigsiedereien und Weberei. Weit und breit wurde sonst das Merseburger Bier versendet. M. ist eine der ältesten und berühmtesten Städte Deutschlands, doch sind von ihrem frühern Glanze nur noch geringe Spuren vorhanden. Sie war seit dem 9. Jahrh. der Hauptort der gleichnamigen Grafschaft, sowie die Lieblingsresidenz König Heinrich's I. und seines Sohnes Otto's I. Jener umgab sie 922 mit steinerner Mauer und erbaute 930 eine massive Kirche, dieser erhob sie zur kaiserlichen Pfalz und begründete daselbst ein Bisthum. Zahlreiche Reichsversammlungen wurden unter Letzterm und seinen Nachfolgern in M. gehalten. Wie sie durch größere Brände in den Jahren 1323, 1387, 1444, 1479 und 1662 heim gesucht wurde, so hatte sie auch im Bauernkriege 1525, namentlich aber im 30jährigen Kriege viel zu leiden, wo sie von den Kaiserlichen, wie von Schweden gebrandschatzt und geplündert wurde. Seit 1656—1738 war sie Residenz der herzoglichen Linie von Sachsen-Merseburg. Am 29. April 1813 wurde sie nach hartem Kampfe von den Franzosen, am 18. Sept. aber von Thielemann wieder gewonnen.

Die Grafschaft M., welche schon im 9. Jahrhundert vorkommt, umfaßte außer der Stadt M. namentlich auch die Städte Memleben, Wurzen, Rochlitz, Leisnig u. s. w. Unter die berühmtesten Grafen von M. gehört Erwin, zu Anfange des 10. Jahrhunderts, dessen Tochter die Gemahlin König Heinrich's I. wurde. Der letzte Graf war Essiko, der 1007 zu Leipzig starb. Das Bisthum M. wurde 968 vom Kaiser Otto I. gestiftet und dem Erzbisthum Magdeburg untergeordnet. Als Bischof Giseler Erzbischof von Magdeburg geworden, hob er 982 das Bisthum wieder auf und verwandelte es in eine Abtei, aber Kaiser Heinrich II. stellte es 1004 wieder her. Die Schutzgerechtigkeit stand dem Kaiser zu, der in den ersten Zeiten auch die Bischöfe ernannte. Später wurden dieselben vom Capitel erwählt, bis dasselbe mit den Markgrafen von Meißen den Vertrag machte, die Bischöfe stets aus deren Hause zu nehmen, womit die Reichsunmittelbarkeit des Bisthums verloren ging. Der erste Bischof war Boso, der sich um die Bekehrung der Slawen in seinem Sprengel große Verdienste erwarb. Am wichtigsten aber wurde Bischof Dietmar (s. d.). Als Erbauer und Verschönerer des Schlosses und der Kirche erwähnen wir noch die Bischöfe Heinrich von Warin im 13. Jahrhundert und Thilo von Trotta, gest. 1514. Letzterer war so eitel, daß er überall sein Wappen mit dem Raben anbrachte; auch rührt von ihm noch die Stiftung her, daß fortwährend ein lebender Rabe gehalten und sorgsam gepflegt wird, woran sich die Sage knüpft, daß der Bischof Trotta seinen Kammerdiener, auf den Verdacht hin, einen Ring ihm entwendet zu haben, hinrichten ließ, der Ring aber nachher im Neste eines Raben wiedergefunden wurde. Unter dem Bischof Sigismund von Lindenau fand 1543 die Reformation in M. Eingang. Nach seinem Tode wählte 1544 das

Capitel den Prinzen August von Sachsen, einen jüngern Bruder des Herzogs Moritz, zum Administrator des Stifts, der zwar nach der Schlacht bei Mühlberg 1547 noch einmal einem katholischen Bischof, Michael Helding, genannt Sidonius, weichen mußte, nach welches Letztern Tode aber die Administration des Stifts wieder an Kursachsen kam, dem sie im westfälischen Frieden mit Einwilligung des Capitels auf ewige Zeiten zugesprochen wurde. Zufolge des Testaments des Kurfürsten Johann Georg's I. wurde dessen dritter Sohn Christian 1656 der Stifter der herzoglichen Linie Sachsen-Merseburg, die aber 1738 wieder erlosch. (S. Sachsen.) Schon im Jahre 1731 hatte das Domcapitel mit Kursachsen den Vergleich abgeschlossen, künftig stets den Kurfürsten von Sachsen selbst als Administrator zu postuliren und dieser dagegen versprochen, das Capitel im Besitze seiner Rechte zu belassen. So blieb es, bis durch den Congreß zu Wien im Jahre 1815 das Stift, welches unter der Verwaltung einer besondern Stiftsregierung stand und die Aemter Merseburg, Schkeuditz, Lützen und Lauchstädt umfaßte, zum größten Theil an Preußen kam. Das Domcapitel besteht noch gegenwärtig und zwar aus einem Dompropst, Domdechant, Senior, Cantor und 12 Domherren. Die Gegend von M. ist historisch merkwürdig durch die Schlacht an der Elster bei Mölsen, am 15. Oct. 1080 wo Heinrich IV. seinen Gegner Rudolf von Schwaben schlug und durch die große Hunnenschlacht bei Keuschberg (s. d.) im J. 933 die auch oft die Schlacht bei M. genannt wird. Chroniken von M. lieferten Brotuff (Lpz. 1557, Fol.) und Vulpius (Quedl. 1700, 4.).

Meseritz, eine Kreisstadt im Großherzogthum Posen an der Obra mit 6000 E., worunter viele Juden, hat eine katholische und eine evangelische Kirche mit einem herrlichen Altargemälde und eine Realschule.

Mesmer, Anton Friedr., der Gründer der Lehre vom thierischen Magnetismus, wurde den 23 Mai 1733 geboren und starb den 5. März 1815 zu Mörsburg am Bodensee. Sein Auftreten in der gelehrten Welt geschah im Jahre 1766 durch ein Schriftchen „De planetarum influxu in corpus human. Vind. 1766". Nach Wolfart (Erläuterungen zum Mesmerismus, Vorwort S. XI.) soll er 1764 von der Wiener medicinischen Facultät zum Doctor promovirt worden sein und schon damals dieses Schriftchen als Dissertation vertheidigt haben. Sie enthält die Grundzüge seiner, später von ihm weiter ausgebildeten Theorie. Er suchte nämlich in ihr darzuthun: daß, wie zwischen der Sonne, den Planeten, dem Monde und unserer Erde ein Einfluß statt habe, welcher der Newton'schen Lehre von der Gravitation zu Grunde liegt, sodaß namentlich von der Stellung der Sonne und des Mondes gegen die Erde, Ebbe und Fluth des Meeres bedingt wird, — so auch der menschliche Körper unter gleichen allgemeinen Einflüssen stehe; unter Vermittelung der Nerven fände auch hier eine den bekannten Erscheinungen, die wir an dem mineralischen Magnet wahrnehmen, analoge Anziehung, eine Modification der allgemeinen Schwere, ein thierischer Magnetismus statt. Dem, was er hier ausgesprochen hatte, getreu, behielt er in den ersten Jahren seiner Praxis die Elektricität und die Wirkungen des Mineralmagneten auf den menschlichen Körper fest im Auge und wandte schon im Jahre 1772 den Mineralmagnet an und seit dem Jahre 1774 mit Benutzung der von dem k. k. Hofastronomen, Peter Hell, angefertigten künstlichen Magnete. Da ihm aber mehr als andere Krankheitsheilungen mit künstlichen Magneten gelangen, so gelangte er zu der Ueberzeug, daß die Wirkung weniger in dem Magnete, als in einem ihm selbst vorzugsweise verliehenen Vermögen liege, heilkräftig auf einen fremden kranken Organismus einzuwirken. Er betrachtete daher schon vom Jahre 1773 an den Magneten als Nebensache, indem er fand, daß auch ohne ihn, durch bloße Berührung der leidenden Stelle mit der Hand, ja sogar in der Entfernung, er noch auffallendere Heilungen zu verrichten im Stande sei. Diese Entdeckung machte er nun im Jahre 1775 in zwei Schriften bekannt (A. Mesmer's Schreiben über die Magneteur an einen auswärtigen Arzt, den 5. Jan. 1775, Wien, 1 Bogen und dessen zweites Schreiben über die Magnetkur, im Wiener Diarium vom Jahre 1775, Nr. 6), wodurch der thierische Magnetismus allgemeinere Aufmerksamkeit erregte. M. setzte nun seine Heilungsversuche mit diesem neuen Hülfsmittel fort und suchte sich Anerkennung durch Aerzte und

Digitized by Google

gelehrte Gesellschaften zu verschaffen, aber weder der Baron von Störk, der Leibarzt der Kaiserin, noch die medicinische Facultät zu Wien wollten ihn begünstigen. Er theilte sein System der Akademie zu Paris, der königlichen Societät zu London und der Akademie zu Berlin mit; die letztere antwortete ihm, er sei ein Schwärmer, die erstern beiden aber würdigten ihn gar keiner Antwort. Der geistreiche Physiker Ingenhous erklärte sich gleichfalls gegen ihn. Weitere Verbreitung, wenn auch anfänglich immer noch sehr geringen Beifall, erhielt indessen M.'s Lehre erst im Jahre 1779, wo er, nachdem er Wien schon zwei Jahre vorher verlassen und seit dem Anfange des Jahres 1778 sich in Paris aufgehalten hatte, solche in 24 Sätzen in französischer Sprache durch den Druck bekannt machte (Mémoire sur la découverte de magnetisme animal, par Mesmer à Génève, et se trouve à Paris 1779, 87 S. 12). S. Magnetismus, thierischer. Schwerlich würde M. für sich allein in Frankreich Glück gemacht haben, wenn es ihm nicht gelungen wäre, den Leibarzt des Grafen von Artois, d'Eslon, einen angesehenen Facultisten, für seine neue Lehre zu gewinnen. So große Kämpfe nun auch diese, besonders mit den zu der Prüfung ihrer Curmethode ernannten Mitgliedern der Akademie der Wissenschaften und der medicinischen Facultät, worunter sich Naturforscher und Aerzte vom ersten Range befanden, zu bestehen hatten; so wenig sich auch M. und d'Eslon in der Folge in diesem Streite einander selbst unterstützten, nachdem die reichliche Erwerbsquelle, die sich durch den thierischen Magnetismus für beide eröffnet hatte, jeder für sich und auf verschiedenen Wegen benutzte: so fand er doch auch unter Personen aller Classen sehr zahlreiche Anhänger und aus den Schulen beider Männer gingen eine Menge von Zöglingen hervor (obgleich nur wenige Aerzte), die den thierischen Magnetismus praktisch übten. Da M. sich durch seine Geldgier und Anmaßung in mancherlei verdrießliche Händel verwickelt hatte, wurde ihm der Aufenthalt in Frankreich verleidet und er ging nach England, wo er unter fremden Namen mehrere Jahre von den erworbenen Summen lebte, bis er sich wieder nach Deutschland begab, wo er 1799 eine neue Auseinandersetzung seiner Lehre gab, die große Sensation erregte.

Mesonero y Romanos, Ramon de, einer der geistreichsten Sittenschilderer, geb. am 19. Juli 1803 zu Madrid, zeigte früh schon eine große Vorliebe für literarische Beschäftigungen, mußte aber, nach dem frühen Tode seines Vaters dessen Handelsgeschäft übernehmen. Demungeachtet benutzte er jede Mußestunde, um die Geschichte seiner Vaterstadt in den Quellen zu studiren. Ein Ergebniß dieser Studien war der „Manual de Madrid, descripcion de la corte y de la villa" (Madr. 1831; 3. Aufl., 1844), der nicht nur in historischer, topographischer und statistischer Beziehung volle Befriedigung gewährte, sondern auch durch beigegebene geistreiche und lebendige Sittenschilderungen sich auszeichnete und in der neuesten Auflage in jeder Hinsicht das beste Buch über diese Residenz ist. Außerdem veröffentlichte er eine Reihe von Sittengemälden und Genrebildern in Zeitschriften unter dem Namen „El curioso parlante", worin er sich die Engländer Addison und Sterne und die Franzosen Mercier und Jouy zu Mustern nahm und die bald auch durch Lebendigkeit, Treue, Witz und Anmuth des Stils so sehr die Aufmerksamkeit auf sich zogen, daß er 1835 die erste Reihe als selbständiges Werk unter dem Titel „Panorama matritense" (2 Bde.) herausgab, der 1837—42 die zweite Reihe folgte, die beide in der dritten Auflage unter dem Titel „Escenas matritenses" (4 Bde., 1842) erschienen; auch gab er 1842 „Recuerdos de viage por Francia y Bélgica" heraus und schloß seine 1836 begonnene Zeitschrift „Semanario pintoresco español" (Madr., 7 Bde., Fol., mit vielen Illustrationen). Bereits seit 1838 hat er sich von den Geschäften zurückgezogen, auch jede Anstellung abgelehnt; dagegen benutzt er seine unabhängige Stellung, um an allen das Gemeinwohl fördernden Anstalten den regsten Antheil zu nehmen. Er ist Mitglied der spanischen Akademie. Proben aus seinen Sittenschilderungen in Prosa und Versen finden sich in Ochoa's „Apuntes para una biblioteca de escritores esp. contemp." (Par. 1840).

Mesopotamien, wie es die Griechen nannten, d. i. das Land zwischen den Flüssen Euphrat und Tigris, also das Land südlich von Armenien zwischen Syrien, der großen Wüste und Kurdistan, der südliche Abfall des armenischen Hochlandes, war in ältester Zeit

ein Theil von Nimrod's Reiche. Die Bewohner waren Abkömmlinge des Urvolkes der Chaldäer und trieben hauptsächlich Ackerbau und Viehzucht, wozu die fruchtbare gebirgige Nordhälfte des Landes sehr geeignet war. Den ersten König von M. (2000 v. Chr.) nennt die Geschichte Kusan Rischataim, ihm waren selbst die Israeliten eine Zeit lang tributbar. Später litt es häufig durch Einfälle der Meder (von der gegen dieselben errichteten, vom Tigris in nordwestlicher Richtung laufenden, 30 Meilen langen, 300 Fuß hohen und 20 Fuß dicken, von Backsteinen erbauten, unter dem Namen der medischen bekannten Mauer, finden sich namentlich in der Gegend von Bagdad noch Ueberreste) und um 790 v. Chr. war M. assyrische Provinz und theilte alle späteren Schicksale dieses Reiches. Trajan unterwarf es 106 n. Chr. den Römern, mußte es aber bald den Persern wieder abtreten. Seit 651 stand es unter Herrschaft der Araber, fiel 1040 den Seldschuken, 1218 den Weltstürmern Dschingischan und 1400 Tamerlan in die Hände. Ismael Sophi vereinigte es 1514 mit dem persischen Reiche, dem es 1637 von Amurad IV. wieder entrissen wurde. Seitdem blieb M. türkisch-asiatische Provinz und führt den Namen Dschesira, d. h. Insel. Der südliche Theil des Landes ist Tiefland, zum Theil Sandwüste. Die Gebirgsgegenden umschließen schöne Thäler und die Ufer der Flüsse sind selbst in der Wüste fruchtbar. Die Ufer des Tigris (Didscheleh) und Euphrat sind mit zahlreichen Städten und Dörfern besetzt. Durch den Südwesttheil des Landes zieht vom April bis Juni der Samum, während im nördlichen Hochlande 3—4000 Fuß hoch, noch rauhe Winter sind. Die heutigen Bewohner sind größtentheils Syrier (nestorianische und jakobitische Christen), Armenier und Türken, man rechnet jetzt 800,000 Einw. auf 1700 QM.; die Hauptstadt Diarbeker am Tigris mit 38,000 Einw. In den Wüsten und Gebirgen leben Kurden, Turkmanen und Araber als Nomaden. Zu den blühendsten Städten des alten M.'s gehörten Charrä, Antiochia, Mygdoniä, Singara, Edessa, Zoba.

Messa di voce, ital., bezeichnet im Gesange das schwache Ansetzen, Anschwellen und Abnehmen des Tons, die Grundlage des guten Gesanges.

Messala oder Messalla, Valerius Corvinus, ein von seinen Zeitgenossen hochgeschätzter römischer Redner und Geschichtsschreiber, der Gönner und Freund des Tibullus (s. d.), geb. um 70 v. Chr., erhielt seine Bildung zu Athen, schloß sich nach seiner Rückkehr mit jugendlicher Begeisterung der republikanischen Partei an und nahm selbst an dem Kampfe gegen Octavianus bei Philippi Theil. Später trat er zuerst zu Antonius und dann zu Octavianus über. Im Jahre 30 v. Chr. zum Consul erwählt, erkämpfte er sich ein Jahr nachher einen Triumph in Gallien und übernahm bald darauf die Leitung der Angelegenheiten in Asien. Zuletzt lebte er zurückgezogen von öffentlichen Geschäften allein den Wissenschaften. Er starb um das Jahr 3 n. Chr. Von seinen Reden, die sich durch eine würdevolle und imponirende Sprache auszeichneten, haben sich wenige Bruchstücke erhalten, welche Meyer in „Oratorum rom. fragmenta" (2. Aufl., Zür. 1842) zusammengestellt hat; seine historischen Schriften, wie die „Ueber den Bürgerkrieg" welche Plutarch als Quelle benutzte und die „De rom. familiis" kennen wir nur dem Namen nach; das früher ihm beigelegte Buch „De progenie Augusti", welches von Tzschucke (Lpz. 1793), Mecenate (Rom 1820) und Egger in „Latini sermonis vetustioris reliquiae" (Par. 1843) herausgegeben und von Dubois in Französische übersetzt wurde (Par. 1844), ist offenbar ein Machwerk des Mittelalters. Vgl. Wiese „De Val. Messalae Corvini vita et studiis" (Berl. 1829) und Egger „Examen critique des historiens anciens de la vie et du règne d'Auguste" (Par. 1844).

Messalianer (syrisch), oder Eucheten (griech.), d. h. Betbrüder, heißen die Glieder einer christlichen Secte, die sich in der Mitte des 4. Jahrhunderts zuerst in Mesopotamien, später auch in Syrien ausbreitete, sich einem frommen Müssiggange, mönchischen Andachtsübungen und einer träumerischen Beschaulichkeit ergab und durch Gebet allein die höchste menschliche Vollkommenheit erreichen zu können glaubte. Besonders wegen ihrer Verachtung des herrschenden Kirchenthums in Bezug auf manche äußere Einrichtung, dann auch, weil sie der Vorwurf oft unzüchtiger Ausschweifungen traf, sowie ihr Vorgeben gött-

licher Offenbarungen und Erscheinungen, hatten zur Folge, daß Concilien, Kaiser und Bischöfe gegen sie als Ketzer Verbannungsbefehle ergehen ließen. Dennoch verlieren sich erst mit Anfang des 8. Jahrhunderts die letzten Spuren dieser Secte unter den orientalischen Christen.

Messalina, Valeria, war die wegen Wollust und Blutdurst noch heute als weibliches Ungeheuer berüchtigte Gemahlin des Kaisers Claudius, Tochter des Messala Barbatus. Tacitus entwirft von ihrer Unsittlichkeit ein wahrhaft scheußliches Bild. Es galt ihr gleich, ob das Ziel ihrer Wünsche ein angesehener Hofmann oder der niedrigste Sclave war. Wer sich zum Gegenstand ihrer Lüste nicht hergeben wollte, mußte seine Weigerung mit dem Tode büßen, so unter andern ihr Stiefvater Appius Silanus. Julia, des Claudius Brudertochter, wurde, weil sie der Kaiserin Eifersucht gereizt hatte, mit ihrem Freunde Seneca verbannt. Wer auf sittlichen Ruf an jenem Hofe noch Anspruch machen konnte, mochten es selbst die edelsten Römerinnen sein, den zwang das Scheusal in ihrer Gegenwart den ihren ähnliche Ausschweifungen zu begehen. Bei dem Allen war ihre Herrschsucht unbezähmbar und indem sie sich noch bei Lebzeiten ihres Gemahls und ohne von ihm getrennt zu sein, mit dem vielgeltenden Senator C. Silius vermählte, beabsichtigte sie den Sturz des Kaisers selbst. Allein ihre Pläne wurden vereitelt. Narcissus, ein Freigelassener, einer ihrer frühern Liebhaber, damals Günstling des Kaisers, benachrichtigte den Claudius, der eben von Rom abwesend war, von den Absichten seiner Gemahlin und entlockte ihm in der Trunkenheit die Unterzeichnung des Todesurtheils sowohl des Silius als der Messalina; beide büßten ihre Verbrechen 48 n. Chr. mit dem Tode. — Statilia M., die dritte Gemahlin Nero's, hat sich nach dem Tode ihres Gemahls den Ruf einer wissenschaftlich gebildeten Frau erworben.

Meßcatalog. Obwohl es nur zu Ostern eine eigentliche Buchhändlermesse zu Leipzig giebt, so erscheinen doch zu den zwei Leipziger großen Handelsmessen, zu Ostern und zu Michaelis, Verzeichnisse der bis dahin bei den deutschen Verlegern rechtmäßig erschienenen Druckschriften. Den ersten Gedanken eines ähnlichen Unternehmens hatte bereits 1564 der Buchhändler Georg Willer von Augsburg. In Leipzig sind diese Verzeichnisse zuerst bei Abraham Lamberg, dann in der Große'schen Buchhändlerfamilie und seitdem in der Weidmann'schen Handlung erschienen. Größere Accurateſſe giebt jedoch dem von der Hinrichs'schen Buchhandlung herausgegebenen Cataloge bei Weitem den Vorzug. Uebrigens ist der Umfang des M.'s seit 1815 fast fortwährend im Zunehmen begriffen.

Messe ist derjenige feierliche Kirchenact in der römisch-katholischen Kirche, in welchem die Elemente (Brod und Wein) des heiligen Abendmahls, als jedesmalige neue Opferung Christi, dargebracht werden. Das Wort M. ist von dem lateinischen missa genommen und zwar aus der Formel, womit man in der alten Kirche die Katechumenen entließ, ehe man zur Abendmahlsfeier schritt: Ite, missa est (sc. concio), gehet, die Versammlung ist entlassen. Nachdem nämlich die disciplina arcani (Geheimhaltung der christlichen Geheimnisse) aufgekommen war, theilte man den, nach dem Beispiele Apostelgesch. 2, 41—42 eingerichteten christlichen Gottesdienst in zwei Haupttheile, sodaß die Abendmahlsceremonie von den übrigen gottesdienstlichen Handlungen getrennt wurde. Jenem ersten Theile, der aus Gebet, Gesang, Vorlesung bestimmter Bibelabschnitte und damit verbundenem Unterrichte bestand, durften alle Katechumenen, Büßende und selbst Ungläubige beiwohnen, bekamen aber mit den angeführten Worten ihre Entlassung, sobald die Nachtmahlsceremonie vorgenommen wurde, an welcher blos die, mit der Kirche in Gemeinschaft lebenden, Gläubigen Antheil nehmen durften. Daher die Eintheilung in missa catechumenorum und missa fidelium. Auch nachdem durch allgemeine Einführung der Kindertaufe der Unterschied zwischen den catechumeni und fideles wegfiel, blieb der Name missa dennoch im Gebrauche, wie er sich bis jetzt erhalten. — Es gab verschiedene Meßliturgien (missalia), besonders angeblich von Petrus, Jacobus Apollinarius, Dionysius, Basilius; die Gestalt aber, welche sie im Wesentlichen noch hat, gab ihr Gregor der Große (590—604) in seinem Sacramentarium. Die Feierlichkeit zerfällt in drei Haupttheile: 1) Offertorium, d. h. Darbringung,

Digitized by Google

Opferung, wobei der Priester die Elemente in die Höhe hebt, um sie zu zeigen. 2) Consecratio, die Wandelung oder Einsegnung der Hostie und des Weines. 3) Sumtio oder auch communio, der Genuß des geweihten Brodes und Weines. Diese drei Haupttheile sind wieder aus mehreren Unterabtheilungen zusammengesetzt, aus Gebeten, Gesängen, kürzeren oder längeren Lesestücken der heiligen Schrift und vielen besonderen Ceremonien. Ihre Aufeinanderfolge, sowie die ganze Weise der M. ist in dem Missale angegeben. Nach den Graden der Feierlichkeit und der Zahl der dabei ministrirenden Personen werden die Messen in hohe und niedere eingetheilt. Ist mit der hohern M. Musik verbunden, so wird sie Hochamt genannt. In der Musik führen die hierzu componirten Stücke auch den Namen Messen (s. Missa). Zu den niederen gehören die stillen, bei welchen die Gebete nicht laut abgesungen, sondern still gelesen werden und die Handmessen, welche täglich gelesen werden und wofür der Priester das Geld auf die Hand empfängt. Besonders seit in der römisch-katholischen Kirche die Lehre von der Transsubstantiation im 11. Jahrhundert allgemein wurde, wuchs die Bedeutung der Messen. Man hielt ihre Haltung an sich für verdienstlich, wodurch die Privatmessen entstanden, welche der Priester allein oder höchstens noch ein Gehülfe verwaltet. Die Seelen- oder Todtenmessen haben ihre besondern Feierlichkeiten und sollen ihrem Zwecke nach die Seelen der Gestorbenen dem Fegefeuer entreißen oder dasselbe lindern. Missa praesanctificatorum ist diejenige Art M., bei welcher die bloßen Brodesgestalten genossen werden, die ein oder mehrere Tage zuvor gesegnet sind. Sie ist mehr in der griechischen als in der lateinischen Kirche gebräuchlich. In jener nämlich wird sie die ganze Quatemberfaste begangen, Sonnabend und Sonntag ausgenommen, an welchem letzten Tage man für die folgenden Wochentage consecrirt; in der römisch-katholischen dagegen nur einmal im Jahre und zwar am Charfreitage, mehr unter dem Namen der Charfreitagsceremonie bekannt, da ihr zur eigentlichen M. die Opferung und Einsegnung fehlen. Die trockne, kahle oder Schiffsmesse (missa sicca oder nautica) ist von der Kirche nie für eine eigentliche Messe angesehen worden, es ist blos eine erbauliche Andacht, wobei die Meßgebete ohne Opferung, Consecration und Communion gesprochen werden. Schiffsmesse wurde sie genannt, weil sie auf den Schiffen besonders gebräuchlich war, um durch das Schwanken des Schiffes nichts vom consecrirten Weine zu verschütten. Jetzt ist sie nicht mehr gebräuchlich. Missa bifaciata, trifaciata, multifaciata, ein Mißbrauch der Messen, der darin besteht, daß, um eine bestimmte Anzahl Messen schneller zu erreichen, man mehrere Messen unter einem Canon vereinigt. Endlich nennt man auch noch die morgendlichen und abendlichen Gebetsversammlungen der Mönche Messen. Die griechische Kirche weicht in mehreren Gebräuchen von der römischen ab, die evangelische aber verwirft die M. und namentlich die Idee der Meßopfer ganz. Meßbücher oder Missalen heißen die Bücher, welche die Gesänge und Feierlichkeiten beim Gottesdienst der katholischen Kirche enthalten. (S. Missalen.) — Meßgewand nennt man die Kleidung des katholischen Priesters beim Messelesen. Dasselbe hat je nach der Zeit funferlei Farben. Vom Christabend bis mit Octava epiphaniae sowie in den Messen de Spiritu Sancto, de Maria Virgine, de confessoribus, de Virginibus und de Paschate ist es weiß; vom Pfingstheiligabend bis auf den folgenden Sonnabend und in den Festtagen der Apostel und Märtyrer, mit Ausnahme des Johannisfestes, ist es roth; von der Octava epiphaniae bis zu Septuagesimae ist es grün; vom ersten Advent bis zum Christabend, sowie in der Fastenzeit, violett; am sechsten Wochentage, am Charfreitage und bei den Seelenmessen schwarz. — Meßgewand nannte man auch die Kleidung der früher in der protestantischen Kirche beim Abendmahle administrirenden Chorknaben.

Messen oder Handelsmessen haben ihren Namen von der bekannten kirchlichen Feierlichkeit. Bei Kirchen, Kapellen und Wallfahrtsorten wurden zu gewissen Festen Jahrmärkte gehalten, nicht blos, weil viele Menschen dabei zusammenkamen, sondern mehr noch, weil die Kirche diese Gelegenheit zur Bereicherung ihrer Sitze benutzte und vor Allem, weil an solchen Tagen unter dem Schutze des Gottesfriedens der Verkehr mit einer Sicherheit erfolgen konnte, die in den zügellosen Tagen des Mittelalters gar selten war. Demnach

Digitized by Google

sind an solchen Orten vielleicht Jahrmärkte, aber nicht gerade die großen, noch heute bewährten Handelsmessen entstanden und nur insofern geben jene zum Ursprunge der letzteren Anlaß, als sie eine Erfahrung darbieten, wie wohlthätig das Privilegium der Sicherheit und Freiheit auf das Emporstreben des Handels wirke. — Die Handelsmessen haben zum Theil rein natürliche Ursachen. In der That sind gewisse Orte so günstig gelegen, daß sie von der Natur bestimmt zu sein scheinen, zum Austauschplatz für die Waaren verschiedener Länder zu werden. So z. B. Botzen, an der Grenzscheide nördlicher Industrie und südlicher Production gelegen. Doch führt dies nur zur unmittelbaren Vertauschung der Bedürfnisse angrenzender Gegenden und die Botzner Messe ist kein Stapelplatz des Welthandels, sondern nur ein großer Jahrmarkt. Die M. in Frankreich (Lyon und Beaucaire), in Italien (Alessandria und Sinigaglia), der Schweiz (Zurzach) sind nur für den innern Verkehr bestimmt und mit den deutschen nicht zu vergleichen. — Auch in Asien und in Afrika finden sich einzelne Orte, die im Wesentlichen dieselben Vortheile, wie europäische Meßplätze genießen; nur daß der Austausch nicht so fest an bestimmte Zeiten gebannt ist, sondern mit von dem Zusammentreffen der großen Karavanen abhängt. Hier findet die Sache weniger in der ursprünglichen und bleibenden natürlichen Lage des Ortes ihre Erklärung, wenngleich diese auch das Ihrige dazu beiträgt, als in den Schwierigkeiten der inneren Communication und dem Mangel zahlreicher und sicherer Zwischenplätze. Der Handel muß sich an einzelnen Punkten in großen M. zusammendrängen, weil es an Abzugscanälen fehlt, die ihn schon auf dem Wege ableiten könnten. Namentlich aber macht die Unsicherheit der Reisen in jenen Ländern die Vereinigung nothwendig. — Derselbe Umstand hat den europäischen M. ihren Ursprung gegeben; nur daß hier die Unsicherheit weit mehr aus den ungeordneten bürgerlichen Verhältnissen, als aus natürlichen Hindernissen entsprang und sich nicht blos auf die Reisen und Transporte, sondern auch auf die Verkehrsplätze selbst erstreckte. Nun mußte aber einsichtsvollen Machthabern sehr bald einleuchten, daß gerade in der allgemeinen Unsicherheit und Verwirrung die Plätze unberechenbare Vortheile einerndten müßten, welche wenigstens für gewisse Zeiten Sicherheit und Freiheit vor den Brandschatzungen der Gewaltigen darboten. Man mußte den Nutzen, ja die Nothwendigkeit solcher Plätze *einsehen*. Mithin erklärte man einige Orte für Meßorte, gewährte ihnen für bestimmte Zeiten das Recht der Meßfreiheit, womit alle Rechte und Vortheile verbunden waren, die nur irgend dazu beitragen konnten, eine große Anzahl Menschen auf die Punkte zu locken und sicherte Abgabenfreiheit für die dahin gebrachten Waaren, Schutz und Geleit zu. Am besten gelangen die Bestrebungen an Punkten, die schon durch die natürlichen Vortheile ihrer Lage begünstigt waren. So ist Leipzig vorzüglich gelegen für die Bewohner des Osten, die ihre Bedürfnisse aus westlichen Ländern beziehen. Frankfurt a. M. für südliche und westliche Staaten zum Austausch ihrer Produkte gegen nordische Erzeugnisse. Braunschweig und Frankfurt a. d. O. sind schon mehr auf den näheren Bedarf beschränkt, in Breslau und Kassel sind mehr Jahrmärkte, als M. Die deutschen M. erhielten den Vorzug vor den westlicheren und südlicheren Plätzen, weil Deutschland das erste civilisirte Land war, was der Bewohner des Nord und Ost erreichte. Fand er dort, was er suchte, so ging er nicht weiter. An jene gesicherten Meßorte zog sich der Handel zusammen; die Straßenzüge richteten sich nach ihnen; alle Erleichterungen des Verkehrs, die Mäkler, Speditionärs, Banquiers, fanden sich dort ein; an den bestimmten Zeiten trafen Alle zusammen, die etwas feil hatten und etwas suchten und so erhielten diese Plätze schon in der Gewohnheit eine Stütze, die aushielt, nachdem die ursprünglichen Gründe der Entstehung ihrer Rechte gewichen waren. War jetzt auch überall Sicherheit, so fand man doch nirgends eine so reiche Auswahl von Waaren auf einem Punkte vereinigt und nirgends hatte man so leichte Gelegenheit, mit allen seinen Geschäftsfreunden persönlich zusammenzutreffen. Auch darf man nicht vergessen, daß lange, nachdem die Sicherheit der deutschen Staaten hergestellt war, die innere Communication, bei der Mangelhaftigkeit des Straßen- und Postwesens, noch erschwert blieb. Die Vorschritte beider Verwaltungszweige haben dem Meßverkehr empfindliche Stöße gegeben. Die Leichtigkeit, mit der man sich jetzt durch Briefe schnell und wohlfeil verständigen, durch

Reisen den Producenten und Fabrikanten an Ort und Stelle aufsuchen, durch Musterreiter seine Waare den Abnehmern anbieten kann, macht den Besuch der M. für Viele von Jahr zu Jahr weniger nöthig. Was sie sonst zugleich waren, Vergnügungszeiten für die Großen und Reichen, haben sie längst aufgehört zu sein. Sie halten sich aber noch, theils durch die eigene Größe des Handels und der Industrie, die in Folge der Meßvortheile sich an solchen Plätzen entwickeln mußte und dies gilt namentlich von Frankfurt a. M., theils dadurch, daß jene Ursachen ihres Entstehens noch nicht überall verschwunden sind. Der Bewohner des Orients namentlich ist immer noch genöthigt und wird es vielleicht noch lange sein, seine Bedürfnisse an Ort und Stelle aufzusuchen; er sucht sie dort, wo er sie in reichster Auswahl findet; dahin ziehen sich natürlich auch die Verkäufer und diese Vereinigung veranlaßt wieder andere. So kann auch Leipzig auf die Fortdauer seiner Meßvortheile rechnen. Der äußere Aufschwung derselben, dieselbe Zahl von Meßfremden, die früher der innere und nähere Verkehr herbeilockte, wird nicht wiederkehren. Der innere Werth, die Geschäfte können selbst zunehmen, wenn der Bedarf des Orients größer und im Occident Handelsfreiheit zum Grundsatze wird. Die Versuche, lediglich durch künstliche Mittel die Meßvortheile in Zeiten entstehen zu machen, wo die Verhältnisse dieses Streben nicht mehr begünstigten, sind, wie Naumburg bewiesen hat, nicht gelungen. Leipzig hat übrigens auch die einzige Buchhändlermesse, die aber eigentlich nur in einem persönlichen Zusammentreffen der Geschäftsführer deutscher Buchhandlungen zur gegenseitigen Ausgleichung ihrer Rechnungen besteht und ihren Grund in der Eigenschaft Leipzigs als Stapelplatz des deutschen Buchhandels hat.

Messenien war eine Provinz des alten Griechenlands, westlich von Lakonien, von dem es durch den kleinen Pamisus getrennt war und südlich von Arkadien und Elis begrenzt. Vom größeren Pamisus bewässert, war es einer der fruchtbarsten Theile Griechenlands. Die alte Hauptstadt war Andania, später Steniklaros und seit 369 v. Chr. Messene, von Epaminondas angelegt, mit dem Bergschlosse Ithome. Die vorzüglichsten Hafenstädte waren Korone, Asine, am messenischen Meerbusen, Methone, das jetzt berühmte Modon am ionischen Meere und nördlich Pylos (jetzt Navarino). — M. war eine Colonie der alten Dorier, wurde Anfangs von Heraklidenkönigen (der erste war Kresphontes) beherrscht und vergrößert. Im Jahre 740 v. Chr. wurde die königliche Regierung abgeschafft, M. ward bald ein blühender mächtiger Staat, reizte die Eifersucht der mächtigen Spartaner und der Raub lakonischer Jungfrauen durch messenische Jünglinge, die Ermordung des Spartanerkönigs Teleklos, der die Geraubten zurückforderte, veranlaßten den ersten messenischen Krieg (von 743 v. Chr. an). Theopompos an der Spitze der Spartaner schlug die Messenier, zerstörte ihre Städte und verwüstete ihr Land und als Aristodemos, ihr König, sich auf dem Grabe seiner geopferten Tochter getödtet hatte, fiel auch die Feste Ithome in der Spartaner Hände und die Messenier wurden ihnen tributbar (724 v. Chr.). Des Druckes überdrüssig, erhoben sich endlich (685) die Messenier unter Aristomenes, siegten Anfangs, wurden aber endlich abermals geschlagen, ein großer Theil wanderte nach Arkadien aus, bekriegte mit den Bewohnern Rhegiums von hier aus glücklich die Zankläer auf Sicilien, ließ sich theilweise hier nieder und bewohnte die Stadt Messene (Messina). Als 469 v. Chr. Sparta durch ein heftiges Erdbeben verwüstet wurde, benutzten die immer aufrührerischen Heloten diese Gelegenheit, verbanden sich mit den Messeniern gegen Sparta, wurden aber mit Hülfe der Athenienser gänzlich geschlagen (459). Als zu Ende des 2. Jahrh. v. Chr. die Römer anfingen sich in die griechischen Angelegenheiten zu mischen, fiel M. im Vertrauen auf die Unterstützung der Römer von den Achäern, seinen bisherigen Bundesgenossen ab (184 v. Chr.) und zog gegen sie zu Felde, allein die griechischen Völker rieben sich bald untereinander selbst auf und als die Römer den Macedonier Perseus unterjocht hatten, behandelten sie Griechenland als unterjochte Provinz (168 v. Chr.). Eine genaue Beschreibung des alten M. und seiner Alterthümer nebst einer Karte lieferte Leake in seinen „Travels in the Morea" (Bd. 1, Lond. 1830). Vergl. auch „Expedition scientifique de Morée" (Bd. 1, Par. 1831).

Digitized by Google

Messerschmidt, Franz Xaver, Bildhauer, geb. den 20. Aug. 1732 zu Wiesensteig in Schwaben, gest. 1784. Seiner Mutter Bruder, Johann Straub, unterrichtete ihn in seiner Kunst; später bildete er sich in Wien und Rom und wurde dann Professor an der Kunstakademie zu Wien, gab jedoch diese Stelle bald auf, schlug eine ihm angewiesene Pension aus und hielt sich abwechselnd in Wiesensteig, München, Wien und Preßburg auf. Seine Sammlung von (49) Charakterbüsten ist besonders berühmt geworden und zeichnet sich durch scharfe und ausdrucksvolle Darstellung der Empfindungen und Leidenschaften aus. Er selbst war ein unzufriedener hypochondrischer Mann und als solcher hat er sich auch in jener Sammlung abgebildet. Außerdem hat er eine Statue Franz I., der Maria Theresia und mehrere Büsten österreichischer Großen verfertigt. Die Charakterbüsten waren später im Besitz eines gewissen Bauer im rothen Hause bei der Alstercaserne in Wien.

Messias, von dem hebräischen Maschiach, im griechischen Christus, (im neuen Testamente Joh. 4, 25; 1, 41) bedeutet Gesalbter. Ueber den M. nach jüdischen und christlichen Vorstellungen, s. Christus, Christologie und Chiliasmus.

Messier, Charles, Astronom, geb. 1730 den 26. Juni zu Badonville in Lothringen, kam nach Paris zu Delille als Abschreiber und Zeichner von Charten und benutzte dabei die Gelegenheit, die Astronomie zu studiren, unermüdet, sodaß er bald beim Chartendepot angestellt ward. Von nun an beobachtete er den Himmel, vorzüglich die Kometen — wovon er den Namen le furet de comète erhielt — beständig und obschon ihm hierzu nur ein Quadrant, ein Fernrohr und eine Gewichtuhr zur Disposition standen, so ersetzten sein sehr scharfsichtiges Auge und seine Accurateſſe im Beobachten diesen Mangel fast gänzlich. Nur in den Berechnungen war er, da er in seiner Jugend weniger Gelegenheit hierzu gehabt, nicht sehr bewandert und hatte sich daher mit Recht der beobachtenden, nicht der rechnenden Astronomie ergeben. — Während der französischen Revolution waren M. und Lalande fast nur noch die einzigen, in Paris sich aufhaltenden Astronomen; M. lebte in dieser Zeit in ziemlich hart bedrängter Lage. Aber nach der Revolution verbesserte sich seine Lage ungemein, er erhielt als Mitglied des Instituts und des Längenbureaus einen anständigen Gehalt und bekam den Orden der Ehrenlegion, welcher Umstand nicht wenig zur Erreichung seines hohen Lebensalters beitragen mochte. Leider verlor er in den letzten 4 Jahren seines Lebens das Gesicht und nun konnte er seine Papiere nicht mehr ordnen. Er starb den 12. April 1817. — Mehrere seiner Arbeiten und Beobachtungen finden sich zerstreut in den Memoiren der Pariser Akademie der Wissenschaften und in der „Connaissance des temps".

Messina (im Alterthum Zankle, dann Messana), ist eine bedeutende Stadt in Sicilien am Faro di Messina (der Meerenge zwischen Sicilien und dem italienischen Festlande), welche von Flüchtlingen aus Messenien in Griechenland nach dem zweiten messenischen Kriege gestiftet worden. Sie hat mehrmals durch Erdbeben sehr gelitten, namentlich 1783, wo sie fast ganz zerstört wurde. Im Jahre 1823 ist sie bei einer Ueberschwemmung stark beschädigt worden. M. ist der Sitz eines Erzbischofs, ist stark befestigt, hat einen seit 1782 zum Freihafen erklärten Hafen, viele Kirchen, unter denen sich die Domkirche auszeichnet, eine stark besuchte Handelsmesse. Der Corso theilt sie in die See- und Hügelstadt; längs des Meeresufers führt die eine Meile lange Straße Marina. Sie hat mehrere schöne Plätze und mit Lava gepflasterte Straßen. Unter den Palästen zeichnet sich der königliche, der des Senats und der der Ubierza aus. Außerdem hat die Stadt viele Bibliotheken und das große Hospital Loggia. Von dem Kloster San Gregorio hat man die schönste Aussicht auf die Meerenge. Der Handel hat gegen früher sehr abgenommen; die Industrie, namentlich die Seidenweberei, ist noch immer sehr bedeutend. Die Zahl der Einwohner schätzt man auf 25—30,000.

Messing ist eine Metallcomposition aus Zink und Kupfer, wozu man am liebsten das schwedische und ungarische nimmt. Die Fabrikation des M.'s geschieht entweder durch Zusammenschmelzen von Zink und Kupfer, oder indem das Kupfer mit Galmei oder Kohle cementirt wird, wodurch es sich mit dem Zink verbindet. Die Mischung wird auf Stein-

Digitized by Google

platten ausgegossen und unter Walzen und Hämmern werden die Messingtafeln zu Blech ausgetrieben oder zu Draht gezogen. Alles gute M. muß eine schöne gelbe Farbe haben und so viel als möglich streckbar sein. Dem blaßgelben M., welches zu viel Zink enthält, fehlt es an Dauerhaftigkeit. Heiß ist das M. spröde, kann daher nur kalt verarbeitet werden. Schweden schickt jährlich einige Tausend Schiffspfund Messing in alle Gegenden Europas; Hamburg hat 10 ansehnliche Messingwerke und sein Absatz an Messingwaaren erstreckt sich bis nach Amerika; auch Aachen liefert eine große Masse Messingbleche. Der Hauptort für die Messingdrahtfabrikation ist Stollberg im Herzogthum Jülich, 2 Meilen von Aachen, wo über 100 Drahtzugwerke jährlich über 25,000 Centner M. verarbeiten.

Messis oder **Metsys**, Quintin, genannt der Hufschmied von Antwerpen, einer der größten Maler der niederländischen Schule, geb. zu Antwerpen um 1450, trieb bis in sein 20. Jahr daselbst das Schmiedehandwerk und verfertigte, wie man glaubt, die eleganten eisernen Zierrathen, welche dem Ziehbrunnen vor dem dasigen Dome zur Bedachung dienen. Während einer Krankheit begann er sich mit Fertigung von Holzbildern für Kinder zu beschäftigen, durch deren Verkauf er die dringendsten Bedürfnisse des Lebens zu decken suchte. Zum Maler machte ihn die Liebe zu einem Mädchen, welches einen Maler zum Manne zu haben wünschte und hierauf bezieht sich die Inschrift unter seinem Bildniß im Basrelief an der Façade des Doms: Connubialis amor de Mulcibre fecit Apellem. Er scheint ohne eigentliche Anleitung eines Meisters die Malerei gelernt zu haben. Wenigstens zeigt er sich von seinen Vorgängern völlig unabhängig und hat nicht nur zuerst unter allen nordischen Künstlern eine bis ins Einzelnste gehende Darstellung der Menschengestalt in Lebensgröße gewagt, sondern auch den geistigen Ausdruck des Individuums und des Moments, die ganze Scala der Leidenschaft zuerst vollständig dargestellt. Sein Colorit ist nicht glänzend und dabei von einem sanften Licht durchdrungen, die ganze Behandlung frei und scharf; seine wahre Größe aber beruht in den ergreifenden, oft mächtigen Charakteren. Sein wichtigstes Werk ist die berühmte Grablegung mit ihren beiden Seitenbildern (dem Martertum des Evangelisten Johannes und der Herodias mit dem Haupte Johannis des Täufers), gegenwärtig im Museum zu Antwerpen; auch das Leben der heiligen Anna, in der Kathedrale von Löwen, ist von hoher Vortrefflichkeit. Auch führte er lebensgroße Genrebilder aus, welche er wahrscheinlich nur um seines Unterhaltes willen malte, unter ihnen z. B. die beiden Wucherer, von denen sich das beste Exemplar in Windsor befindet. Echte Bilder von M. sind nicht häufig. Er starb in seiner Vaterstadt 1529. Sein Sohn, Joh. M. war ein unbedeutender Nachahmer seines Stils.

Meßstange (auch **Meßlatte**), ein Werkzeug zum Messen von Längen in der niedern und höhern Feldmeßkunst. Vorzüglich wird sie zur scharfen Messung trigonometrischer Haupt- und Standlinien benutzt. — Die Meßstangen macht man zu gewöhnlichen Messungen nur von Holz, mit messingenen Kapseln an den Enden versehen und dann heißen sie eigentlich nur Meßlatten. Zu genauen Messungen müssen sie von Eisen oder Glas verfertigt sein und bei ihrem Gebrauch wegen Einwirkung der Temperatur öfters geprüft werden. Die Meßstangen, deren wenigstens zwei auf einmal nöthig sind, damit man im Messen eine an die andere ansetzen kann, sind gewöhnlich ein bis zwei Ruthen (oder auch eine Toise) lang und in Schuhe und Zolle abgetheilt. — In Fällen, wo keine große Genauigkeit erfordert wird, bedient man sich zum Messen gerader Linien mit größerer Bequemlichkeit der **Meßketten** von starkem Eisendrahte. Diese haben gewöhnlich eine Länge von 5 Ruthen, jedes ihrer Glieder pflegt einen Fuß lang zu sein. Die **Meßschnuren, -leinen, -riemen** nehmen bei verschiedenen Feuchtigkeits- und Temperaturzuständen der Luft sehr verschiedene Längen an und sind daher nicht wohl anwendbar.

Meßtisch (auch **Mensel**, d. h. Tischchen, vom lateinischen mensa), ist eines der Hauptinstrumente beim Feldmessen, durch welches Linien und Winkel gleich am gehörigen Orte der Zeichnung entstehen und folglich die Figur gleich bei der Aufnahme selbst entworfen wird. — Der M. ist von Prätorius, Professor der Mathematik zu Altorf, erfunden

Digitized by Google

worden, weshalb er bisweilen auch die Prätoriana heißt und hat seitdem viele Veränderungen erlitten. Doch hat sein Zweck folgende Forderungen, die bei jeder Einrichtung des Meßtisches erfüllt werden müssen; nämlich 1) das Meßtischblatt muß oben genau eben sein und sich nicht werfen; 2) dieses Blatt muß genau horizontal gestellt werden können und beim Umdrehen desselben um den Mittelpunkt diese Lage beständig behalten; 3) jeder Punkt auf diesem Blatt muß über jeden beliebigen Punkt auf der Erde in senkrechter Richtung gebracht werden können und 4) die dem M. gegebene erforderliche Lage und Stellung muß unverändert bleiben und sich nicht leicht verrücken lassen können. — Das Menselblatt nun erhält eine Unterstützung, Stativ genannt, das aus 3 Beinen besteht, die sich bequem auf- und zusammenschlagen lassen. Da aber diese drei Beine keine feine Horizontalstellung des Blattes bewirken können, theils weil die Bewegung zu grob, theils weil die eisernen Spitzen der Beine noch in die Erde eindringen, so hat man sie entweder unten, oder besser oben mit besondern Stellschrauben versehen, deren Gesammteinrichtung im letztern Fall das obere Stativ genannt wird, welches wieder eine Menge von Einrichtungen erfahren hat, die man füglich in drei Hauptgattungen: 1) Oberstativ mit Stell- und Gegenschrauben; 2) Oberstativ mit der Nuß allein und 3) Oberstativ mit Nuß und Stellschrauben — zerlegen kann. — Ferner ist an einem Meßtische die Art der feinen Horizontalumwendung des Blattes zu berücksichtigen. Sie besteht entweder aus einer an einem Zapfen senkrecht stehenden Schraube, oder aus zwei Anziehschrauben, die dem erwähnten Zapfen parallel gehen, oder aus der sogenannten Schraube ohne Ende. Die weitere Darstellung aller dieser Theile eines M.'s wird ohne Zeichnung und vor Allem ohne wirkliche Ansicht eines solchen Werkzeuges immer unklar bleiben; wir verweisen daher in dieser Hinsicht auf alle guten Lehrbücher der Geodäsie oder Feldmeßkunst; z. B. auf Umpfenbach's Feldmeßkunst, 2 Theile, 1834 und 1835 (1. Theil). — Endlich muß noch bemerkt werden, daß man mit einem Meßtische allein noch nichts verrichten kann, sondern dazu die Wasserwaagen (Libellen), das Diopterlineal, die Copirnadel und andere Apparate erforderlich sind.

Messungen dienen Größen ihrer Länge und Breite nach, sowie hinsichtlich ihres Flächen- und Körperinhaltes — in welchem Falle dann auch die Dicke oder Höhe bestimmt werden muß — zu bestimmen. — Es giebt vier Hauptarten von M. 1) Das Höhenmessen, zur Erforschung der Unebenheiten der Erdoberfläche, das entweder mit Hülfe der Trigonometrie, oder des Barometers oder des Nivellirens bewerkstelligt wird. (S. Barometer und Nivelliren). — 2) Das Feldmessen zerfällt in zwei Theile: in die niedere Geodäsie (gewöhnlich praktische Geometrie), und in die höhere Geodäsie (geographisches und topographisches Vermessen ganzer Länder). — 3) Die Gradmessungen (s. d.) dienen nicht nur, die Größe verschiedener Längen- und Breitengrade, sondern auch die Abplattung, überhaupt die Gestalt unsers Erdkörpers auszumitteln. — 4) Die astronomischen Messungen zur Bestimmung der Größen, Entfernungen, Lagen und Bahnen der Weltkörper. — In der gewöhnlichen praktischen Geometrie nun wird eine gute Kenntniß der reinen Mathematik, namentlich der Geometrie und Trigonometrie, sowie die genaue Bekanntschaft mit den erforderlichen Meßapparaten und deren geschicktem Gebrauch vorausgesetzt. Das Ausmessen kleiner Flächen, als Felder, Wiesen u. s. w. geschieht mit der Meßkette oder mit den Meßstäben. Größere Flächen zerlegt man in Dreiecke, die einzeln bestimmt werden. Für die bildliche Entfernung (Plan, Situationszeichnung, Riß u. s. w. genannt) eines Grundstückes dient der Meßtisch und die Boussole. Beim Gebrauch derselben wählt man zu Scheitelpunkten der Dreiecke natürliche und künstliche Signalpunkte; erstere sind Berg- und Thurmspitzen, Bäume, Essen, Blitzableiter u. dgl., letztere aber aufgerichtete Stangen, oben mit Fahnen oder Strohwischen versehen. Ist die aufzunehmende Fläche aber sehr groß, z. B. eine Provinz, oder gar ein ganzes Land, dann muß man nach der höheren Geodäsie verfahren, d. h. eine geographische Vermessung anstellen und zwar gewöhnlich auf folgende Weise. Die ganze Fläche wird in ein Netz von Dreiecken erster Ordnung, deren Seiten nach Erforderniß 1 bis 2 Meilen lang gewählt worden, abgetheilt. In diesen

Digitized by Google

Dreiecken werden die Dreiecke der zweiten Ordnung angelegt, in welche endlich die der dritten Ordnung zu liegen kommen. Die Dreiecke der ersten Ordnung werden trigonometrisch, d. h. alle ihre Winkel durch Theodoliten unmittelbar bestimmt. Bei den Dreiecken der zweiten Ordnung brauchen nicht alle drei Winkel unmittelbar trigonometrisch gemessen zu werden. Die Dreiecke der dritten Ordnung werden nur mit dem Meßtisch allein bestimmt und mit ihrem Detail angefüllt. Zuletzt wird eine möglichst lange Linie (Standlinie, Grundlinie oder Basis) äußerst genau gemessen; sie kann eine der Seiten eines Dreiecks erster Ordnung selbst sein. Ist dies geschehen, so werden alle Seiten der Dreiecke erster und zweiter Ordnung durch trigonometrische Formeln und mit Hülfe der Logarithmentafeln rechnend bestimmt. Zur Prüfung der ganzen Arbeit mißt man eine sogenannte Vertificationslinie, die gewöhnlich eine Seite eines Dreiecks ersten Ordnung, das der Basis gegenüber liegt, sein kann und vergleicht sie dann mit der berechneten Länge. Ueberhaupt sind solche große Vermessungen oft sehr langwierige Arbeiten, bei denen alles auf geschickte Anordnung der Arbeiter und Arbeiten ankommt, wenn Zeit, Geld und Mühe mit dem Erfolg und der Genauigkeit der ganzen Sache in richtigem Verhältnisse stehen soll. Eine besondere Art dieser großen Vermessungen, denen verschiedene Zwecke zum Grunde liegen können, sind die Katastermessungen. — Gute Anleitungen zur niedern und höhern Geodäsie geben: Mayer praktische Geometrie; Puissant traité de topographie; Puissant traité de géodésie; Schulz-Montanus systematisches Handbuch der gesammten Land- und Erdmessung; die Schriften des königlich sächsischen Major Lehmann; Becker, das Aufnehmen mit dem Meßtische; die Darstellungen mehrerer, in verschiedenen Bänden der monatlichen Correspondenz von Zach befindlichen, Vermessungen u. s. w. — Die astronomischen Messungen bestehen nur in der Bestimmung von Zeiträumen und Winkel- oder Bogengrößen. Der Astronom bedient sich daher in Hinsicht ersterer der Pendeluhren und Chronometer; hinsichtlich der letzteren der Winkelmesser, die von verschiedener Art sind, als des Passageninstruments, des Aequatoreals und Heliometers, Meridiankreises, des Spiegelsextanten, Multiplicationskreises, Theodoliten, Höhenkreises u. s. w. Die Behandlung dieser Instrumente ist fein und erfordert viele Geschicklichkeit und Uebung, sollen anders die damit angestellten Messungen, und Beobachtungen von wahrem Nutzen für die Astronomie sein. Ein recht faßliches Werk über astronomische Instrumente und die damit anzustellenden Messungen ist Littrow's Wunder des Himmels (Stuttg. 1836, Th. III.). — Uebrigens versteht man in der reinen und angewandten Mathematik unter dem Ausdrucke Messungen alle Operationen, die mit Hülfe von Constructionen und Rechnungen alle Linien, Flächen und Körper nach ihrem Größenwerthe, sowie die Wirkungen der Zeit, der Kräfte, Bewegungen u. s. w. genau bestimmen oder angeben.

Mestizen (spanisch Mestizos, vom lateinischen mixticius, vermischt), heißen in Südamerika und den westindischen Inseln die von einem Europäer mit einer Amerikanerin, oder von einem Amerikaner mit einer Europäerin Erzeugten. Sie haben eine röthliche Hautfarbe und wenig Barthaar. Ebenso sind in Südafrika aus Vermischung von Europäern mit Hottentottinnen die sogenannten Mestizhottentotten entstanden. — In der Landwirthschaft nennt man diejenigen Schafe Mestizen, die aus der Paarung zweier noch nicht constanter Racen hervorgegangen sind oder von deren Aeltern nur der eine Theil ein Racethier ist.

Metabasis (griech.), eigentlich das Uebergehen, bezeichnet als rhetorische Figur theils die Wiederaufnahme des Gegenstandes, über den man spricht, nachdem man unvermuthet davon abgekommen ist, theils den schnellen und effectvollen Uebergang auf eine Person oder Sache in der Rede, die man dann gleichsam als gegenwärtig anredet, so z. B. wenn Jemand in der Schilderung eines unglücklichen Menschen an das Schicksal selbst fragend sich wendet. In der philosophischen Sprache versteht man darunter die Abschweifung oder fehlerhafte Einmischung des Unwesentlichen und Fremdartigen im Begriffe.

Metabole (griech.), eigentlich das Umsetzen oder die Veränderung heißt in der Grammatik die Versetzung von Buchstaben, wie sie in einigen Wörtern des Wohlklanges,

Digitized by Google

bisweilen wohl auch des Versmaßes wegen vorgenommen wird, in der Rhetorik aber das Zusammenstellen von Gegensätzen in umgekehrter Ordnung. (S. Metathesis.)

Metachronismus heißt im Gegensatze zum Anachronismus (s. d.) der Fehler in einer geschichtlichen Angabe, wenn man Etwas in eine spätere Zeit versetzt, wo es nicht stattfinden konnte.

Metalepsis (griech.), eigentlich Vertauschung oder Verwechslung, nennt man eine zur Metonymie (s. d.) gehörige rhetorische Figur, nach welcher man das Folgende für das Vorhergehende setzt, z. B. „Aehren" statt „Sommer" „oder Grab" statt „Tod".

Metalle heißen diejenigen einfachen Stoffe, welche (mit Ausnahme des Quecksilbers) bei gewöhnlicher Temperatur fest, undurchsichtig, eigenthümlich glänzend (Metallglanz), geschmacklos und im Wasser und Weingeist unlöslich sind. Ihr specifisches Gewicht ist größtentheils größer als das des Wassers. Sie sind theils spröde und leicht zersprengbar — die sogenannten Halbmetalle, theils unter dem Hammer dehnbar — die vollkommenen M. Die M. sind die besten Leiter der Wärme und der Elektricität, die besten Erreger des Galvanismus. In der Hitze sind sie schmelzbar, aber auch im flüssigen Zustande undurchsichtig. Alle M. verbinden sich mit Sauerstoff zu Metalloxyden oder Metallkalken, die bei gewöhnlicher Temperatur fest sind, aber die charakteristischen Merkmale der M. nicht haben. Die M. werden eingetheilt (vgl. Geiger „Handbuch der Pharmacie" Bd. 1, 4. Ausg. 1833) in 1) leichte M. und 2) schwere M. oder Erzmetalle. Die ersteren sind zum Theil leichter als Wasser, höchstens 4 Mal schwerer als dasselbe. Sie sind weich, klanglos, leicht schmelzbar, zum Theil flüchtig, in der Kälte mehr oder weniger spröde, verbinden sich begierig und fest mit Sauerstoff, von welchem sie daher auch sehr schwer abzuscheiden sind. Man kennt die leichten M. erst seit 1807, wo Davy zuerst Kalium durch galvanische Elektricität erhielt. Die Namen der leichten M. sind: Kalium, Natrium, Lithium, Baryum, Strontium, Calcium, Magnium. Die schweren M. oder Erzmetalle sind 6 bis 22 Mal schwerer als Wasser und werden eingetheilt in unedle und edle Metalle. Jene haben große Verwandtschaft zum Sauerstoff und lassen denselben beim Erhitzen nicht vollständig fahren; zum Theil sind sie spröde und leicht flüchtig (Antimon, Wismuth), zum Theil spröde, schwer schmelzbar und nicht flüchtig (Mangan), zum Theil dehnbar und leicht schmelzbar (Zinn, Cadmium, Blei), zum Theil schwer schmelzbar (Eisen, Kupfer). Die edeln M. lassen den Sauerstoff beim bloßen Erhitzen vollständig fahren, werden also aus ihren Oxyden durch die Wärme metallisch rein hergestellt. Zum Theil sind sie leicht schmelzbar und flüchtig (wie das Quecksilber), zum Theil schwer schmelzbar und feuerbeständig (wie Silber, Gold, Platin). Die Namen der schweren M. sind: a) der unedlen: Yttrium, Cerium, Titan, Tantal, Scheel, Molybdän, Vanadin, Chrom, Uran, Mangan, Antimon, Wismuth, Zink, Cadmium, Zinn, Blei, Eisen, Kobalt, Nickel, Kupfer; b) der edlen; Quecksilber, Silber, Gold, Platin, Palladium, Rhodium, Iridium, Osmium. Die M. können zusammengeschmolzen werden (etwa wie Wachs und Talg); ihre Verbindungen heißen Legirungen (mit Quecksilber Amalgame). Man findet die M. unter der Oberfläche der Erde in Gebirgen, seltener in Erdlagern, im Sande der Flüsse und auf dem Boden der Seen. Zuweilen findet man das M. in rein metallischer Form, dann heißt es gediegen, häufiger jedoch findet man es in Verbindung mit anderen Stoffen (Sauerstoff, Schwefel, Arsenik). Man nennt die metallischen Mineralien Erze und das M. wird durch verschiedene Processe aus seinen Erzen hergestellt. — Der Umstand, daß das Ammonium, eine Zusammensetzung aus Stickstoff und Wasserstoff, sehr große Aehnlichkeit mit Metallen hat, läßt die Vermuthung zu, daß ebenso auch die jetzt als einfache Stoffe betrachteten M. noch bei weiterem Fortschritten der Chemie als zusammengesetzte Körper sich bezeigen können und dann könnte dermaleinst auch die Hoffnung der Alchymisten: M. aus ihren Grundstoffen zusammensetzen zu können, ihre Erfüllung erhalten.

Metallguß oder Erzguß. Schon die alte Welt kannte und übte die plastische Darstellung in Metall, meist in Erz, in größter Ausdehnung. Bei den Griechen, die in der künstlerischen Veredelung des gewöhnlichsten metallenen Hausgeräths, besonders der Waffen,

Digitized by Google

Leuchter, Wagen u. s. w. sehr geschickt waren, galt, wie überhaupt in südlichen Himmelsstrichen das Metall als das einzige Material für Monumente, welche im Freien stehend, Jahrhunderte überdauern sollten. Die Statuen der Sieger im Haine zu Olympia waren von Erz; ja es gab Bildhauer, welche nur in Erz arbeiteten, wie z. B. Lysippus (s. d.) zur Zeit Alexander's. Die antiken Güsse sind technisch meist von größter Vollkommenheit, so daß sich die Meinung vielfach geltend gemacht hat, die damalige Zeit habe Kunstgriffe in diesem Fache besessen, welche man gegenwärtig nicht mehr kennt. Die römischen Erzgüsse sind zum Theil schon roher und mit der Völkerwanderung werden dieselben immer seltener und unvollkommener. In dieser Zeit arbeiteten besonders die konstantinopolitanischen Sculptoren fast nur in edlen Metallen, was die natürliche Folge gehabt hat, daß fast nichts von ihren Werken auf unsere Zeit gekommen ist. Erst mit dem 9. Jahrhundert lebte der Erzguß wieder auf, hauptsächlich wohl deshalb, weil für das gesteigerte Bedürfniß nach Bildwerken im Abendlande die edeln Metalle nicht ausreichten. Sehr schön sind die um 800 gegossenen ehernen Geländer und Thüren des Doms zu Aachen; aus den folgenden Jahrhunderten besitzt namentlich Deutschland eine ausgezeichnete Reihe von Gußarbeiten; so die Figuren am sogenannten Krodoaltar in Goslar aus dem 10. Jahrhundert, den Leuchter der Abtei Essen, gefertigt um 1000; die eine Thür des Doms zu Augsburg, die Grabplatte König Rudolf's zu Merseburg und die Thür des Doms zu Hildesheim aus dem 11. Jahrhundert; das Taufbecken in Hildesheim aus dem 12. Jahrhundert. In der Folge wurden besonders Grabdenkmäler, Lesepulte, Kirchthüren, Glocken, Taufbecken, später sogar Kanonen u. s. w. mit reichen Zierrathen in Erz gegossen und bis ans Ende des Mittelalters dauerten wenigstens theilweise reine und schöne Güsse fort. (S. Deutsche Kunst, Italienische Kunst, Ghiberti, P. Vischer und B. Cellini.) Allerdings wurde noch sehr Vieles gelöthet und manche Ungleichheiten des Gusses sind unleugbar nachzuweisen; allein im Ganzen ist derselbe sauber, ohne bedeutendes Nachfeilen und von schöner Legirung. Große freistehende Erzstatuen entstanden zuerst wieder im 16. Jahrhundert; wir nennen nur die Statuen am Grabe Kaiser Maximilian's zu Innsbruck, die Brunnenfiguren in Augsburg, meist aus dem Ende des 16. Jahrhunderts, Ammanati's figurenreicher Brunnen auf dem Signorenplatze zu Florenz, die zahlreichen Werke des Giov. da Bologna u. s. w. Durch die fürstliche Prachtliebe, welche damals den Erzguß auf das Massenhafte hinwies, litt zwar das rein künstlerische Element; doch wurde auch durch die zum Theil äußerst prachtvollen Erzmonumente des 17. Jahrhunderts die Technik sehr gefördert. Dies gilt besonders von den Reiterstatuen, welche man seit dieser Zeit für einen unentbehrlichen Schmuck großer Residenzstädte betrachtete. Vielleicht die vorzüglichste derselben ist A. Schlüter's Statue des großen Kurfürsten in Berlin (1700), welche außer ihrer technischen Vollendung noch als Kunstwerk von außerordentlicher Wirkung ist. Auch die beiden Reiterstatuen Ludwig's XIV., nach Girardon's Modell von J. B. Keller aus Zürich im J. 1692 gegossen und zwar in einem Guß vollendet, erregten die höchste Bewunderung der Zeitgenossen. Das Geheimniß solcher colossalen Güsse aus einem Stücke ging jedoch wieder verloren und mußte beim Gusse der Reiterstatue Ludwig's XV., von Gar nach Bouchardon, neu entdeckt werden; eine umständliche Beschreibung stellte damals zuerst das technische Verfahren nach allen Seiten fest. Zunächst folgten Falconet's (s. d.) berühmte Statue Peter's des Großen (1775) und die Friedrich's V. von Dänemark (von Saly gegossen 1772), sowie auch die des Kurfürsten Wilhelm von der Pfalz in Düsseldorf. Im Laufe des 18. Jahrhunderts beobachtete man verschiedene Verfahrungsweisen beim Gusse. Entweder man bossirte die Statue über einem feuerfesten Kern aus Wachs, legte darüber eine Form von Thon und ließ dann das Wachs wieder ausschmelzen, um dem hineinzugießenden flüssigen Erze Platz zu machen; oder man machte die thönerne Form unmittelbar über das Modell, garnirte sie mit Wachs, goß den Kern in den leer gebliebenen Mittelraum, schmolz dann das Wachs wieder heraus und goß das Erz hinein, wie dies schon bei der Statue Ludwig's XV. geschah. Die jüngste Methode besteht darin, daß die Entleerung der Form ohne das Herausschmelzen des Wachses, mittels eines weichen Thones geschieht, der aus der

Digitized by Google

zerlegbaren Form wieder herausgenommen werden kann. Von neuern Kolossalwerken sind besonders Schadow's Quadriga auf dem Brandenburger Thore in Berlin (zum Theil in getriebenem Kupfer) und das gewaltigste Bronzewerk dieses Jahrhunderts, die Vendômesäule in Paris zu nennen; ebenfalls riesig ist der Siegeswagen und die reitenden Friedensgöttinnen auf dem Arco della pace in Mailand von Manfredini. Unter den neuen Reiterstatuen sind zu erwähnen: Heinrich IV., von Lemot, auf dem Pont neuf in Paris; Philibert von Savoyen, in Turin und der Herzog von Orleans, im Hofe des Louvre, beide von Marochetti, gegossen von Soyer und Inge; Joseph II. von Zauner in Wien; Maximilian von Bayern, auf dem Wittelsbacher Platz in München, von Stiglmaier gegossen; Georg III., von Wyatt; Georg IV., von Chantrey; Karl III. und Ferdinand von Neapel, von Righetti nach Canova. In neuerer Zeit hat der Erzguß eine ganz plötzliche Ausdehnung gewonnen durch die vor kurzen noch auf ihrem Gipfelpunkt stehende Liebe zu Monumenten berühmter Männer. Thorwaldsen, Schwanthaler, David von Angers haben bereits wohl über hundert Denkstatuen für den Guß modellirt. Die hauptsächlichsten Gießstätten sind gegenwärtig folgende. In Paris: Crozatier, Soyer und Inge, Carbonneaux, Richard, Cortos, Domoulin, St.-Denis, Quesnel, Triguetti, Denière u. A.; überhaupt wird vielleicht in Paris am meisten gegossen, weil von da aus der Ton angegeben wird für die zahllosen Modegeräthschaften aus Bronze, welche nach allen Gegenden der Erde versendet werden; ja es wohnen in Paris über 500 Gießer, die allerdings auch viel in Blei und Zink arbeiten. In Berlin: Fischer, Léquine, Hopfgarten, Kalick, Krebs u. A.; für kleinere Geräthe Werner und Steffen; für den Eisenguß die königliche Eisengießerei unter der Leitung von Grüttner, Müller, Vollgold u. A.; deren Werk z. B. das kolossale Monument auf dem Kreuzberge ist, für den in größter Ausdehnung auch für architektonische Ornamente angewendeten Zinkguß M. Geiß. In München: die königliche Erzgießerei, jetzt die thätigste aller Erzgießereien, bisher unter Leitung des großen Technikers J. B. Stiglmaier (s. d.), in der namentlich das Denkmal Max Joseph's, der eherne Obelisk, die Schillerstatue, das große Reiterbild des Kurfürsten Maximilian, die Wittelsbachischen Fürsten (für den Thronsaal), die Goethestatue in Frankfurt a. M. und endlich die bis jetzt vollendeten Stücke der riesigen Bavaria gegossen wurden. In Dresden: Schröttel; in Nürnberg: Burgschmiet, der die Statuen Dürer's und Beethoven's goß; in London besonders Wyatt, Westmacott, Dean u. A. In Mailand: Manfredini; in Neapel: Rhighetti u. s. w. Für das Ausland arbeitet unstreitig die königliche Erzgießerei in München das Meiste. Seit den Zeiten des Alterthums hat im Allgemeinen kein Jahrzehend ein solche Masse von Gußproductionen hervorgebracht als das gegenwärtige.

Metalliques. Die Kriege, die seit der französischen Revolution bis 1815 Oesterreich unter den Waffen hielten, hatten es zu Finanzoperationen veranlaßt, die seinen Credit fast vernichteten. Die Schuldverschreibungen des Staats, wie das Papiergeld, waren fast werthlos geworden. Ein Versuch, durch die Errichtung der Nationalbank dem Uebel abzuhelfen, gelang nicht. Da errichtete man, durch Patent vom 29. Oct. 1816, eine neue freiwillige Anleihe, indem man für alte Obligationen und eine Nachzahlung einer entsprechenden Summe in Scheinen neue Obligationen zu 5 pr. Ct. Conventionsgeld ausstellte. Dies sind die berühmten Metalliques, die, besonders nach der am 22. Jan. 1817 erfolgten Gründung des Tilgungsfonds, in ganz Europa in Cours kamen. Auch andere (z. B. russische) Staatspapiere sind nach den österreichischen M. genannt worden, welche wie diese nicht in Papier, sondern in Silber verzinst werden.

Metallmohr. Darauf, daß das Zinn crystallisirbar ist, beruht die Verfertigung des Moiré metallique oder Metallmohrs. Man setzt nämlich verzinntes Eisenblech der Wirkung einer Säure oder eines Salzes aus, diese löst das Zinn, bringt es zum Crystallisiren und so bildet sich eine mehr oder weniger crystallinische Oberfläche, die mattere und glänzendere Stellen hat und so auf das Auge einen angenehmen Eindruck macht. Ein Franzose in Brüssel machte zuerst auf diese bekannte Erscheinung aufmerksam und benutzte die so gezeichneten Bleche zu allerlei zierlichen Geräthschaften und gab dieser Erfindung den Namen

Moiré metallique. Sie wurde in London und Paris von Allard 1818 verbessert. Schmelzt man nämlich den Zinnüberzug und zwar stellenweise vermittelst eines Löthkolbens von neuem, so ist man durch schnelle oder langsame Abkühlung im Stande, verschiedenartigere crystallinische Figuren hervorzubringen. Die Crystallisation kann auch ferner eine sehr verschiedenartige werden, je nachdem das Zinn rein oder mit andern Metallen versetzt ist. Eben so beruht auch darauf ein Unterschied in dieser crystallinischen Zeichnung, ob nämlich zur Unterlage der Verzinnung Eisenbleche von gröbern und sprödern Gefüge, oder Silber- oder Kupferbleche genommen werden. Vgl. hierüber „Altmütter in den Jahrbüchern des polytechnischen Instituts zu Wien, Bd. 1, S. 94, Bd. 4, S. 328"; ferner „Gilbert's Annalen der Physik u. s. w., Bd. 64, S. 279" und Wagenmann's Aufsatz über den M. im 6. Hefte der „Verhandlungen des Vereins zur Beförderung des Gewerbfleißes in Preußen" (1822, Berlin, bei Dunker und Humblot). — Noch kann man unter dem Ausdrucke Metallmohre einige Spießglanz- und Quecksilberpräparate verstehen (aethiopes). Sie sind Verbindungen dieser Metalle mit mehr oder weniger Schwefel und sind als Heilmittel von nicht geringem Nutzen. Der Spießglanzmohr (aethiops antimonialis) besteht aus zwei Theilen rohem Spießglanz mit ein Theil Quecksilber sorgfältig gerieben, dem man noch ein Theil Schwefelblumen zusetzt. Dieses Mittel ist zuerst von Hurham empfohlen worden und findet in allen den Fällen Anwendung, wo überhaupt Spießglanzpräparate gebraucht werden; besonderen Nutzen hat es für Scrophelkinder, sowie in habituellen Ausschlägen und bei Würmern. Der Quecksilbermohr (aethiops mercurialis) ist eine Mischung von Quecksilber und Schwefel, die Bereitungsart, sowie die Quantität der Theile ist nach den verschiedenen Pharmacopöen eine verschiedene. Es wird in einigen Kinderkrankheiten, besonders bei den Scropheln derselben angewandt.

Metalloide sind nicht-metallische einfache feste Stoffe, welche ein den Metallen ähnliches Ansehen haben, aber zum Theil in dünneu Lagen mehr durchscheinend als diese sind. Im flüssigen geschmolzenen Zustande sind sie meistens durchsichtig und sind Nichtleiter oder doch nur sehr schlechte Leiter der Elektricität. Berzelius begreift unter dem Namen der M. alle nicht metallische Substanzen und führt als charakteristische Unterscheidungszeichen derselben an: Mangel an Leitungsfähigkeit für Elektricität und Wärme verbunden mit einem geringeren specifischen Gewichte, welches das des Wassers nicht um drei Mal übersteigt. Liebig u. A. nennen nur Phosphor, Arsenik, Antimon, Bor, Silicium, Titan und Tombak Metalloide. Früher verstand man unter M. die jetzt zu den Metallen (leichte M., s. Metalle) gerechneten seit Davy 1807 entdeckten metallischen Grundlagen, welche mittelst der galvanischen Elektricität aus den Alkalien und Erden hergestellt werden.

Metalloxyde, s. Calciniren.

Metallurgie ist die Lehre von der Verarbeitung der Metalle; sie umfaßt demnach die Darstellung der Metalle aus ihren Erzen oder die Hüttenkunde (s. d.) und deren weitere chemische Verarbeitung zu rohen Formen, die Gießerei, Blechfabrikation, Drahtzieherei ꝛc.

Metamorphose (griech.) heißt eigentlich jede Verwandlung in eine andere Gestalt oder eine Umgestaltung; vorzugsweise aber wendet man den Ausdruck Metamorphosen in der Mythologie der alten Welt an und bezeichnet damit die zahlreichen Sagen und Fabeln über die Verwandlungen von Menschen in Thiere, Steine, Bäume, selbst in Feuer oder Wasser u. s. w. Der Ursprung und die Deutung dieser Sagen läßt sich meist nicht mehr sicher nachweisen. Viele entstanden wohl aus der frühesten Beobachtung der Erscheinungen und Veränderungen der Natur, andere aus den symbolischen und allegorischen Darstellungen auf Kunstwerken oder aus der Bildersprache der Dichter, die man eigentlich auslegte, die meisten aber wahrscheinlich aus dem Aberglauben und dem Streben, eine einfache Begebenheit ins Uebernatürliche und Abenteuerliche zu ziehen; in der spätern Zeit wurden mehrere solcher Erzählungen zum Zwecke moralischer Belehrung erfunden. Die kühne und lebhafte Einbildungskraft der Morgenländer hat eine lange Reihe von Dichtungen dieser Art geschaffen; ihnen zunächst stehen die Griechen und Römer, von denen die Erzählungen

Digitized by Google

dieser Art in gebundener und ungebundener Sprache mit Vorliebe zusammengestellt und bearbeitet wurden. Unter den Griechen geschah dies besonders von den Dichtern, Sophisten, Rhetoren und Grammatikern des Alexandrinischen Zeitalters, namentlich von Kallisthenes, Antigonus, Nikander, Parthenius u. A., aus deren Werken Antonius Liberalis (s. d.) seine „Metamorphoses" in Bruchstücken bearbeitete; unter den Römern vor Allen von Ovidius (s. d.) in dem unter demselben Titel bekannten Gedichte. Ebenso geben in der deutschen Literatur die Feen-, Zauber- und Volksmärchen eine reiche Ausbeute, und welche Anmuth und Gefälligkeit diesen Verwandlungen sich geben läßt, hat in späterer Zeit Wieland und noch mehr Herder in seinen „Paramythien" bewiesen. Vgl. Mellmann „De causis et auctoribus narrationum de mutatis formis" (Lpz. 1786).

Metapher (translatio), ist eine rhetorische Figur, die auf der Aehnlichkeit zweier Vorstellungen beruht. Wenn zwei durch die Phantasie vermittelte Vorstellungen Bild und Gegenbild, die durch Aehnlichkeit in einem objectiven Zusammenhang mit einander stehen, zu einander in Beziehung gesetzt werden sollen, so geschieht dies theils durch Nebeneinanderstellung, theils durch Vertauschung. Durch Nebeneinanderstellung entstehen die Figuren der Vergleichung, des Gleichnisses, die Parallele u. s. f., durch Vertauschung entstehen die Tropen (Wechselbilder), worunter auch die Metapher gehört. Sie ist eine Verwechselung zweier Vorstellungen, die durch Aehnlichkeit mit einander verwandt sind; sie findet statt, indem man dem Hauptbilde ein Merkmal des Gegenbildes beilegt. Z. B. die Hoffnung scheitert, hier ist für das Hauptbild (Hoffnung) von dem Gegenbilde (Schiff) das Merkmal des Scheiterns entlehnt. Die M. ist also ein abgekürztes Gleichniß, indem sie das Merkmal eines Begriffes, statt mit dem eigentlichen Ausdruck, mit einem ihm ähnlichen anschaulichen bezeichnet, der durch die Nebeneinanderstellung von Bild und Gegenbild gewonnen wird. Sie beruht auf der Vergleichung entweder zweier lebenden Wesen, oder zweier lebloſen Dinge, oder eines lebenden und lebloſen Gegenstandes. Sie kann in einem Substantiv, einem Adjectiv oder einem Verbum liegen. Z. B. der König der Thiere; der brennende Kuß; das Leben blüht; sein Schwert dürstete nach Blut. Sie besteht nicht immer in einem einzelnen Worte, sondern kann in einer Reihe von Vorstellungen fortgesetzt werden, wie in Folgendem:

Ich
Will alle Ehre, die auf deinem Scheitel blüht,
Zu einem Kranze pflücken für mein Haupt.
A. W. Schlegel, Shakespeare „Heinrich IV."

Doch hat man sich bei der fortgesetzten M. zu hüten, einmal, daß man nicht auf uneigentliche Ausdrücke zu schnell eigentliche folgen läßt, d. h. aus der M. fällt, dann, daß man nicht zwei Metaphern mit einander vermischt. Auch jede fehlerhafte Vergleichung fällt unangenehm auf, z. B. wenn man die Berge Warzen der Erde nennt. Ueber ihren Gebrauch macht noch Quinctilian die treffende Bemerkung: „Die M. muß entweder einen leer stehenden Platz einnehmen, oder wenn sie den eines andern Wortes einnimmt, mehr ausdrücken als das vertriebene". — Die M. ist ein ebenso gewöhnlicher, als schöner Tropus; die schönsten M. finden sich in den dichterischen Schriften der Bibel, besonders um auf eine erhabene Weise die Größe Gottes und die Nichtigkeit der Menschen darzustellen.

Metaphrase oder Metaphrasis (griech.) nennt man die Umschreibung oder wortgetreue Uebersetzung einer Schrift in eine andere Sprache. So haben wir z. B. unter diesem Titel aus späterer Zeit griech. Uebersetzungen lat. Schriftsteller, z. B. des Eutrop von einem gewissen Päanius und des Julius Cäsar von Planudes. Besonders aber bezeichnet man mit dem Worte M. die Uebertragung eines Gedichtes in die Prosa, wie z. B. in späterer Zeit von den Fabeln des Aesop und Phädrus mehrere geliefert worden sind. (S. Paraphrase.).

Metaphysik. Diese Benennung ist zufällig entstanden. Aristoteles hinterließ unter seinen Schriften mehrere Abhandlungen, welche von seinen Schülern wegen der Verwandtschaft der in ihnen behandelten Gegenstände zu einem Werke zusammengestellt wurden und in der Reihe der Aristotelischen Schriften hinter die Bücher von der Natur (τὰ φύσικα)

Digitized by Google

eingefügt wurden. In Folge dieser Zusammenstellung nannten sie jene Abhandlung τα μετὰ τὰ φύσικα (die nach den physischen Schriften), woraus später der Name M. gebildet wurde. Jene Bücher des Aristoteles enthalten Abhandlungen über das Wesen des Begriffes und da man später im Mittelalter diese Bücher vorzugsweise verehrte, so galt M. für die Gesammtheit der höchsten und sublimsten philosophischen Wahrheiten, ohne daß man jedoch einen bestimmten Begriff mit dem Worte verbunden hätte, wie es denn überhaupt nicht die Weise der Philosophen jener Zeit war, die Wissenschaft in streng gesonderte Abtheilungen zu zerfällen. Erst durch Wolf erhielt der Name M. eine bestimmtere Bedeutung. Dieser machte sie zu einem besonderen Theile seiner sogenannten theoretischen Philosophie und theilte sie in die Ontologie, Kosmologie und Theologie. Seitdem aber die Wolff'sche Eintheilung der Wissenschaften, größtentheils durch Kant's Untersuchungen, als unzulänglich erkannt worden ist, ist auch der Name M. veraltet, obgleich Kant selbst noch die dogmatischeren seiner Abhandlungen metaphysische nennt. In neuerer Zeit ist man mehr oder weniger zu der Eintheilung der Philosophie zurückgekehrt, welche die Alten bereits kannten, nämlich in Physik, Logik und Ethik (Lehre vom Geiste). Hier umfaßt die Logik die Gegenstände mit, welche früher mit dem Namen M. bezeichnet wurden.

Metaplasmus (griech.) d. i. Umbildung, heißt in der Grammatik eine solche Casusform, die neben der regelmäßigen Form von einem nur vorauszusetzenden, nicht wirklich vorhandenen Nominativ gebildet wird, wie der Pluralis „Lorbeeren". Metaplasta hießen daher alle Wörter, die einer solchen Umbildung unterworfen sind.

Metaschematismus (griech.), bezeichnet die Verwandlung einer Krankheit in eine neue Form, z. B. den Uebergang eines Wechselfiebers in ein anhaltendes Fieber. Der M. unterscheidet sich von der Metastasis (s. d.) dadurch, daß man damit keinen bestimmten Begriff materieller Uebertragung oder Wanderung des Krankheitsstoffs, wie mit dieser, verbindet.

Metastase oder Metastasis (griech.) nennt man die Versetzung oder Uebertragung einer Krankheit auf einen bisher noch nicht bemerkbar afficirten Theil des Körpers, worauf das frühere Leiden entweder ganz verschwindet oder wenigstens verringert wird. Geschieht dieser Uebertritt von einem wichtigern Organ auf ein minder wichtiges, so nennt man ihn eine gute, im Gegentheil eine böse Metastase. Die gute M. kann sehr häufig als eine Krisis gelten und wird daher auch eine kritische M. genannt. Beispiele von Metastasen sind namentlich Abscesse (s. d.) in bösartigen Fiebern, nach deren Entstehung das Fieber weicht, überhaupt mehrere Hautausschläge, nach deren Erscheinen sich die gefährlichen Symptome mindern, sowie umgekehrt die Gefahr steigt, wenn nach dem plötzlichen Verschwinden eines Ausschlags Fieber, Gehirnaffectionen, Brustkrankheiten u. s. w. eintreten. Die ganze ableitende Methode (s. d.) bei der Behandlung von Krankheiten, namentlich aber die Anwendung von Cauterien, Fontanellen, Blasenpflastern u. s. w. ist eigentlich nur eine Nachahmung der Natur, durch welche ein Leiden von einem gefährlichen Orte an einen minder gefährlichen versetzt werden soll.

Metastasio, Pietro Antonio Domenico Bonaventura, hieß eigentlich Trapassi, und war im Jahre 1698 zu Assisi als der Sohn eines gemeinen Soldaten geboren. Sein schon früh sich entwickelndes poetisches Talent machte den berühmten Rechtsgelehrten Gravina aufmerksam auf ihn; dieser nahm ihn zu sich, nannte ihn M. (griech. Uebersetz. von Trapassi), erzog ihn sorgfältig und hinterließ ihm ein nicht unbedeutendes Vermögen. Er wird als der Schöpfer des neueren italienischen Singspieles betrachtet. Mit der „Didone abbandonata" (Musik von Sarti), welche 1724 zu Neapel aufgeführt wurde, betrat er seine Laufbahn als lyrisch dramatischer Dichter und wurde bald darauf von Karl VI. zum kaiserlich österreichischen Hofdichter ernannt. Er starb 1782 den 12. April. Die wichtigsten Werke M.'s sind seine Opern und musikalischen Cantaten. Die Vorzüge, durch welche er sich besonders beliebt machte, sind Anmuth und Zierlichkeit der Sprache und insbesondere ein gewisser schmelzender Wohllaut und rhythmische Vollendung in seinen Arien, Canzonetten und Liedern. So treffend indessen seine Schilderungen der Leidenschaften und Ge-

Digitized by Google

müthsstimmungen sind, so sind sie doch auch in ihrer Gefälligkeit oberflächlich genug und entbehren des charakteristischen Gehalts. Seine Lieder sind zwar ebenfalls leicht und gefällig, aber ohne Bestimmtheit der Empfindung und mit nur geringer Abwechselung. Außerdem schadete er sich dadurch, daß er Ansprüche machte, auch tragische Stoffe zu behandeln, mit einem Worte, er war in jeder Hinsicht ein Hofdichter. Doch haben sich einige seiner Stücke auf der Bühne erhalten. Die besten Ausgaben seiner Werke sind die zu Paris (12 Bde., 1780—82) und zu Mantua (20 Bde., 1810—20).

Metathesis (griech.) nennt man in der Grammatik die Umstellung von Buchstaben, die man häufig bei Verpflanzung von Wörtern in eine andere Sprache wahrnimmt, z. B. bei den aus der griechischen Sprache in die lateinische übergegangenen Epigrammen „Herakles" und „Hercules", „Karchedon" und „Karthago". (S. Metabole.)

Metelino, s. Lesbos.

Digitized by Google

Inhalt

des achten Bandes.

L.

	Seite
Lauer, Franz — Joſ. Freih. v.	1
Lauffen	—
Laufeuer	2
Laufgraben	—
Laun, Friedr., ſ. Schulz, Friedr. Aug.	—
Laune	—
Lauren	3
Laura, Petrarca's Geliebte	—
Lauremberg, Joh. Wilh.	4
Laurentius der Heil.	—
Laurentum	—
Lauriſton, Jacq. Alex. Bernard Marquis de	
Laurop, Chriſtian	5
Laus	—
Lauſanne	6
Lauſitz	—
Laute	9
Lautirmethode	—
Lautverſchiebung	—
Lava, ſ. Vulkane	10
Lavalette	—
Lavalette, Marie Chamans, Graf von	—
Lavater, Joh. Caſpar	11
Lavendel	14
Laves, Georg Ludw. Franz	—
Lavinen	—
Lavinium	15
Laviren	—
Lavoiſier, Ant. Laurent	—
Law, Edward, ſ. Ellenborough. Baron	16
Law, Jean	—
Lawrence, Sir Thomas	18
Lawrence, William	19
Lazenburg	—
Laynez, Jakob	—
Lazariſten	—
Lazarus	20
Lazzari, Donato, ſ. Bramante	—
Lazzaroni	—
Lazzi	—
Leake, William Martin	—
Leander, ſ. Hero	21
Lebadea	—
Lebeau, Jean Louis Joſ.	—
Leben	22
Lebensbeſchreibung	23
Lebensfähigkeit	24
Lebensgeiſt	—
Lebensverlängerung	—
Lebensverſicherung	25
Leber	29
Leberreime	31
Leberthran	—
Lebkuchen, ſ. Pfefferkuchen	—
Lebrun, Charles	—
Lebrun, Vonce Denis Ecouchard	—
Lebrun, Charl. Franç., Herzog von Piacenza	32
Lebrun, Pierre	—
Lebus	33
Lech	—
Lech (Fluß)	—
Lechevalier, Jean Bapt.	—
Lechfeld	34
Leck	—
Leclerc d'Oſtin, Victor Iman.	—
Lecluſe, Charles de	35
Lecoq, Karl Chriſt. Erdmann, Edler von	—
Lection	36
Lectiſternium	—
Lectüre	—
Lede	37
Leder	—
Ledyard, John	38
Lee	39
Lee, Charles	—
Lee, Henry	40
Leeds	—
Leere	41
Lefebre, Tannegui	—
Lefebre, Franç. Joſ., Herzog von Danzig	—
Lefebre, Desnouettes, Charles Graf	42
Lefort, Franz Jacob	43
Lefranc, Jean Jacq.	—
Lefren, Johann Peter	44
Legal	—
Legat	—
Legaten	—
Legende	—
Legendre, Adrien Marie	45
Legendre, Louis	46
Legio fulminatrix, ſ. Donnerlegion	—
Legion	—
Legiren	48
Legitima, ſ. Pflichttheil	—
Legitimation	—
Legitimität	—
Legnano	49
Legouvé, Gabr. Marie Jean Bapt.	49
Legrand, Marc. Antoine	—
Legrand d'Auſſy, Pierre Jean Baptiſte	—
Legrand, Claude Juſt Alex. Graf	50
Lehde	—
Lehne	—
Lehmann, Joh. Georg	51
Lehen und Lehnrecht, ſ. Lehnsweſen	—
Lehnſatz	—
Lehnsweſen	—
Lehon, Charles Graf von	54
Lehrfreiheit	55
Lehrgedicht	57
Lehrlings- und Geſellenweſen	58
Lehrſatz	69
Lehwald, Hans von	—
Leibbürgen, ſ. Geißeln	—
Leibeigenſchaft	—
Leibgedinge	71
Leibnitz, Georg Wilh., Freiherr von	72
Leibrente	76
Leiceſter, Grafſchaft	—
Leiceſter, Robert Dudley, Graf	—
Leich	77
Leichdorn, ſ. Hühnerauge	—
Leichenhaus	—
Leichenöffnung, ſ. Section	78
Leichenreden	—
Leichenſchau, ſ. Obduction	—
Leidenſchaft	—
Leier	79
Leigh-Hunt, ſ. Hunt, James Henry Leigh	—
Leihbank	—
Leine	—
Lein	—
Leindotter	80
Leine	—
Leiningen, Fürſten u. Grafen von	—
Leinpfade	81
Leinwand	—
Leipzig	82
Leiſewitz, Joh. Ant.	98
Leisnig	99
Leiſt, Juſtus Chriſtoph	—
Leiſte	100
Leiſtenbeule	—

Digitized by Google

	Seite
Leiſtenbruch	100
Leiſtenwein, ſ. Frankenwein	—
Leitaccord	—
Leiter und Leiterfähigkeit, ſ. Electricität	—
Leitereigen	—
Leitmeritzer Kreis	—
Leitton	101
Lejeune, Louis Franç., Baron	—
Lekain, Henri Louis	—
Lelewel, Joachim	—
Lemaniſcher See, ſ. Genfer See	104
Lemberg	—
Lemercier Nepomucène Louis	—
Lemgo	105
Lemierre, Anton Marie	—
Lemma	—
Lemnius, Simon	—
Lemnos	106
Lemoine, Franç.	—
Lemontey, Pierre Ed.	107
Lemot, Franç. Ferd.	—
Lemur	108
Lena	—
Lenäos	—
Lenau, Nik., ſ. Nimbſch von Strehlenau	109
Lenclos, Ninon de	—
Lengerke, Alex. von	—
Lenglet du Freſnoys, Nic.	110
Lennep, Dav. Jak. — Jakob v.	—
Lenoir, Alex	111
Lenoir, Jean Charl. Pierre	—
Lenormand, Marie Anne	112
Lenotre, Andreas	—
Lento	—
Lentulus, röm. Geſchlecht	—
Lenz, Jak. Mich. Reinhold	113
Lenz, Harald Otmar	—
Lenz, Joh. Adam	—
Lenz, Joh. Georg	114
Lenzen	—
Leo I.– XII., Päpſte	—
Leo I.	—
Leo X.	115
Leo XII.	116
Leo, Leonardo	—
Leo, Heinrich	—
Leoben	117
Leobſchütz	—
Leon	—
Leon	118
Leonardo da Vinci, ſ. Vinci	—
Leonhard, Karl Cäſar von	—
Leonidas, König von Sparta	119
Leoniniſche Verſe	120
Leoniniſcher Vertrag	—
Leoniſche Waaren	—
Leontia	—
Leontini	—
Leopard	—
Leopardi, Giacomo	—
Leopold I., deutſcher Kaiſer	121
Leopold II., deutſcher Kaiſer	—
Leopold, König der Belgier	122
Leopold I., Fürſt von Anhalt-Deſſau	123
Leopold Friedr. Franz, Herzog von Deſſau	124
Leopold Friedr., Herzog von Deſſau	125
Leopold, Großherzog von Baden	—
Leopold, Fürſt zu Lippe-Detmold	126
Leopold II., Großherzog von Toscana	127
Leopold, Prinz von Braunſchweig	128
Leopold, Karl Guſtav	—
Leos	129
Leotychides	—
Lepanto	—
Lepelletier, Louis Michel Felix Graf von St. Fargeau	—
Lepidus, Marc. Aemilius	130
Lepſius, Karl Peter	131
Lepſius, Karl Richard	—
Leptis	132
Lerche	133
Lerchenfeld, Maximilian, Freiherr von	—
Lerida	—
Lerminier, Jean Louis Eugène	—
Lernäiſche Schlange	134
Leros	—
Leroux, Pierre	—
Leſage, Albin René	135
Lesbonax	136
Lesbos	—
Leſche	137
Leſemethoden	—
Leſghier	—
Leslie, Sir John	138
Leſſeps, Jean Baptiſte Barthélemi — Ferdinand	—
Leſſing, Gotthold Ephraim	—
Leſſing, Karl Friedrich	141
Leßmann, Daniel	142
Leſtocq, Joh. Hermann	143
Leſueur, Euſtache	—
Leſueur, Jean Franç.	144
Leſzczynski	145
Letalität	—
Lethargie	146
Lethe	—
Letronne, Jean Ant.	—
Letten	147
Letten, ſ. Liefland	—
Lettern, ſ. Schrift	—
Lettres de Cachet	—
Leubus	—
Leuchtenberg, Standesherrſchaft	—
Leuchtenberg, Aug. Karl Eug. Napoleon — Max Joſeph Eugen Aug. Napoleon, Fürſten von	148
Leuchtkugeln	149
Leuchtthurm	—
Leucippus	150
Leuk	151
Leukadia	—
Leukon	—
Leukothrone	152
Leukothea, ſ. Ino	—
Leuktra	—
Leumund	—
Leunclav, Joh.	—
Leupoldt, Joh. Mich.	—
Leuterung	153
Leuthen	—
Leuvenbroeck, Anton von	—
Levaillant, Franç.	154
Levana	—
Levante	—
Levesque, Pierre Charl.	155
Levezow, Jak. Andr. Konrad	—
Leviathan	—
Levita	—
Leviten	156
Levkoje	—
Lewald, Joh. Auguſt	—
Ler	157
Lexikon	—
Lexington	158
Leyden	—
Leyden, Lukas von, ſ. Lukas von Leyden	—
Leydner Flaſche	—
Leyſer, Auguſtin von	159
L'heritier de Brutelle, Charl. Louis	—
L'hombre	—
L'Homond, Charl. Franç.	160
L'Hopital, Guill. Franç. Ant.	—
L'Hopital, Michel de	—
Liancourt, Franç. Alex., Herzog von Laroche-Foucauld, ſ. Larochefoucauld	161
Lianen	—
Liard	—
Libanius	161
Libanon	—
Libation	163
Libau	—
Libell	—
Libella	—
Libelle, ſ. Waſſerwaage	—
Libellen	—
Liber	—
Liberalismus	164
Liberalität	—
Liberia	—
Libertas	166
Libertin	167
Libitina	—
Libration d. Mondes, ſ. Wanken d. Mondes	—
Libri-Bagnano, Graf von	—
Liburni	—
Libuſſa	—
Libya	168
Libyen	—
Licentiat	—
Licenzen	—
Lichnowsky, Fürſten von	—
Licht	169
Licht (in der Mal.)	170
Lichtbilder	—
Lichten	—
Lichtenberg, Fürſtenthum	—
Lichtenberg, Georg Chriſtoph	—
Lichtenſtein, Ulrich von	171
Lichtenſtein, Mart. Heinr.	—
Lichterſchiffe, ſ. Lichten	172
Lichtmeſſe	—
Lichtſchein	—
Lichtwer, Magnus Gottfried	—
Licinius, röm. Geſchlecht	173
Lictoren	—
Liebe	174
Liebenſteiner Bad	175
Lieber, Franz	—
Liebesböfe	176
Liebesmahle	177
Liebestränke	—
Liebfrauenmilch	—
Liebig, Juſtus	—
Liebner, Karl Theod. Albert	178
Liechtenſtein, Fürſten von	—
Liechtenſtein, Fürſtenthum	179
Lied	—
Liederſpiel	180
Liedertafeln	—
Liefland	181
Liegnitz	—
Lieſtal	182
Lievens, Jan.	—
Liewen, Grafen und Fürſten	—
Liga, ſ. Ligue	—
Ligarius, Quintus	—
Ligatur	183
Ligne, Fürſten von	—
Ligny	185
Ligue	186
Liguori, Alf. Marie	188
Ligurien	—
Ligu'ſche Republik	—
Likymnios	189
Liliaceen	—
Lille	—
Lilliput	—
Lilly, William	190
Lilydäum	—
Lima	—
Liman	191
Limburg, Provinz	—
Limburg, Stadt in Holland	—
Limburg, Stadt in Naſſau	192
Limbus	—
Limerik	—
Limmat	—
Limoges	—
Limone	—
Limpurg	193
Lincoln, Grafſchaft	—
Lincoln, General	—

Digitized by Google

	Seite
Lindau	193
Lindberg, Jak. Christian	—
Linde	194
Linde, Samuel Gottl.	—
Linde, Justin Thim. Balth. v.	195
Linden, Joh. Antonides von der	—
Lindenau, Bernh. Aug. von	196
Lindenbrog, Erpold	198
Lindner, Friedr. Ludw.	—
Lindner, Friedr. Wilhelm	199
Lindpainter, Pet. Jos.	200
Lindwurm	—
Lingen	—
Lingard, John	—
Lingen, Grafschaft	201
Linguet, Simon Nic. Henri	—
Linguistik	202
Linie	203
Linienschiffe	—
Linienspstem	—
Link, Heinr. Friedr.	—
Linné, Karl von	204
Linos	206
Linse	—
Linternum	—
Linth	—
Linz	—
Liparische Inseln	207
Liparos	—
Lipinski, Karl	—
Lipogrammatische Schriften	208
Lippe-Detmold	—
Lippert, Phil. Dan.	211
Lips, Joh Heinr.	—
Lips-Tullian	212
Lipsius, Justus	—
Liqueure	—
Liquor anodynus	—
Lire	—
Liscow, Christ. Ludwig	—
Lisowczyker	213
Lissa	—
Lissabon	214
List, Friedr.	215
Lista, Don Alberto	218
Liszt, Franz	219
Litanei	220
Lit de justice	221
Literargeschichte	—
Literary fund society	223
Literatenverein	—
Literatur	224
Literaturzeitungen, s. Zeitungen und Zeitschriften	—
Lithauen	—
Lithochromie	225
Lithographie, s. Steindruck	—
Lithotomie	—
Lithotritie	—
Litburgik	226
Litesdenunciation	—
Literale	—
Litotes	227
Litre, s. Maß und Gewicht	—
Littrow, Jos. Joh., Edler von	—
Liturg	228
Liutprand	—
Livadien	229
Liverei	—
Liverpool	—
Liverpool, Charl. Jenkinson, Graf	230
Liverpool, Rob. Jenkinson, Graf von	—
Livia Drusilla	231
Livilla, Julia	—
Livinerthal	—
Livingston, Robert	232
Livingston, Edward	—
Livius, röm. Geschlecht	233
Livius Andronicus	—
Livius, Titus	—
Livorno	234
Livre	235
Llanos	—
Lauder, Don Manuel	—
Llorente, Don Juan Ant.	236
Lloyd, Henry	237
Lloyd's Kaffeehaus	—
Lobau, Georges Mouton, Graf	—
Lobeck, Christian Aug.	238
Lobenstein	239
Lobkowitz, Fürsten von	—
Loccum	240
Locke, John	—
Loder, Justus Christ. von	242
Lodi	—
Lodomeria	—
Löbau	—
Löbell, Joh. Wilh.	243
Löben, Otto Heinr., Graf von	—
Löffler, Josias Friedr. Christ.	—
Löhr, Aegid. Valentin Felix	244
Löhr, Joh. Andr. Christ.	—
Löschen	—
Löscher, Valentin Ernst	—
Löserthaler	245
Löwen	—
Löthrohr	—
Löwe	—
Löwen	—
Löwenbund	246
Löwendal, Ulrich, Graf	—
Log	—
Logarithmus	—
Logarithmische Linie	251
Logau, Friedr. von	—
Loggia	—
Logier, Joh. Bernh.	—
Logik	252
Logistik	253
Logographen	—
Logogriph	—
Logos	—
Lobbeete	254
Lohe	—
Lohengrin	—
Lohenstein, Daniel Kasp. von	—
Lohrmann, Wilh. Gotth.	255
Loire	—
Loison, Olivier, Graf	—
Loke, s. Nordische Mythologie	256
Lokman	—
Lokri	—
Lokris	—
Lollbarden	257
Lombard, s. Leihhaus	—
Lombardei	—
Lombardus, Petrus	259
Lomenie de Brienne, Etienne Charl. de	—
Lommatzsch	260
Lomonossow, Mich. Wass.	—
London	261
Londoner Conferenz	265
Londonderry, Charl. Will. Stewart, Marquis von, s. Vane Londonderry	267
Londonderry, Henry Robert Stewart, Marquis von, s. Castlereagh, Lord	—
Longchamps	268
Longhi, Joseph	—
Longinus, Dionysius	—
Longobarden	269
Longolius, Christoph	270
Longomontan	—
Longus	—
Longwood, s. Helena	271
Loos, Daniel — Gottfr. Bernhard	—
Lootse	—
Looz und Coswaren	—
Lope de Vega	272
Lopez, Don Joaquin Marie	273
Lopez y Portana, Vicente	274
Lorbeer	—
Lorch	—
Lord	275
Lorentzen, Jak. Friedrich	—
Lorenzen, Peter Hart	—
Lorenzstrom	276
Loretto	—
Lorinser, Karl Ignaz	277
Lornsen, Uwe Jens	278
Lorrain, Claude, s. Gelee Claude	279
Lortzing, Albr. Gustav	—
Lot	280
Loth	—
Lothar I., röm. Kaiser	—
Lothar, deutscher Kaiser	—
Lothringen	281
Lotichius, Petrus	282
Lotophagen	—
Lotos	—
Lotterie	283
Lotz, Joh. Friedr. Eusebius	284
Louton, Gideon Ernst, Freiherr von	285
Louis, Jos. Dom., Baron	287
Louis d'or	288
Louise Ulrike, Königin von Schweden	—
Louise, Königin von Preußen	—
Loulé, Marquis von	289
Loupe	290
Loutherbourg, Phil. Jakob	—
Louvel, Louis Pierre	—
Louvet deCouvray, JeanBapt.	291
Louvois, Franç. Mich. leTellier, Marquis de	—
Louvre	293
Lowe, Sir Hudson	—
Lowositz	294
Lowth, Robert	—
Lorodromische Linie	—
Loyola, s. Jesuiten	—
Luzern	—
Lublin	295
Lucanien	—
Lucanus, Marcus Annäus	—
Lucanus, Fr. G. H.	296
Lucas der Evangelist	297
Lucas von Leyden	298
Lucca, Herzogthum und Stadt	—
Luchesini, Girol., Marchese	299
Luchana, Graf von, s. Espartero, Baldamero	300
Luchs	—
Luchtmans, Buchhändlerfamilie	301
Lucianus	—
Lucifer	—
Lucilius, Caj. Junius	—
Lucina	302
Luckau	—
Lucklum	—
Luckner, Nicolaus	—
Lucretia, s. Brutus, Lucius Junius	303
Lucretius, Titus Carus	—
Lucullus, Licinius	—
Lucumonen	304
Luden, Heinrich	—
Ludewig, Joh. Peter von	305
Ludmila	—
Ludolf, Hiob	—
Ludolf'sche Zahl	306
Ludwig der Fromme, röm. Kaiser	—
Ludwig II., röm. Kaiser	308
Ludwig III., das Kind	—
Ludwig IV., deutscher Kaiser	—
Ludwig der Deutsche	309
Ludwig IX., König von Frankreich	310
Ludwig XI., König von Frankreich	311
Ludwig XII., König von Frankreich	312
Ludwig XIII., König v. Frankreich	313
Ludwig XIV., König v. Frankreich	315
Ludwig XV., König v. Frankreich	318

Seite

Ludwig XVI., König v. Frankreich 321
Ludwig XVII., König v. Frankreich 325
Ludwig XVIII., König v. Frankreich 327
Ludwig Philipp, König von Frankreich 332
Ludwig I., König von Bayern 336
Ludwig I., Großherzog von Hessen-Darmstadt . . 337
Ludwig II., Großherzog von Hessen-Darmstadt . . 338
Ludwig I. — VI., Landgrafen von Thüringen . . 339
Ludwig Wilhelm I., Markgraf von Baden-Baden . —
Ludwig, Jos. Ant., Erzherzog von Oesterreich . . —
Ludwig Friedrich Christian (Louis Ferdinand) Prinz von Preußen 340
Ludwigsburg . . . . —
Ludwigskanal 341
Ludwigslied . . . . —
Lübben . . . . —
Lübeck (Herzogthum) . . —
Lübeck (Stadt) . . . 342
Lübisches Recht . . . 343
Lücke, Gottfr. Christ. Friedr. . —
Luder, Aug. Ferd. . . . 344
Lüge . . . . —
Lüneburg (Fürstenthum) . —
Lüneburg (Stadt) . . . 345
Lüneville . . . . —
Lünig, Joh. Christian . . —
Lutke, Fedor Petrowitsch . 346
Luttich . . . . —
Lützen 348
Lützow, Ludw. Adolf. Wilh., Freiherr von . . 352
Lützow'sche Freischaar . —
Lufft, Hans . . . 354
Luft . . . . —
Luftballon, s. Aërostat . —
Luftbetten . . . . —
Luftheizung 355
Luftpumpe . . . . —
Luftröhre 356
Luftröhrenentzündung, siehe Croup . . . —
Luftröhrenschnitt . . . —
Luftspiegelung, s. Fata Morgana 357
Luganerser . . . . —
Lugdunum, s. Lyon, Lugdunum Batavorum, s. Leyden —
Lugger . . . . —
Luini, Bernardino . . . —
Luisenburg . . . . —
Luisiana . . . . —
Luken 358
Lullus, Raimundus . . —
Lully, Giov. Batt. . . 359
Luna 360
Lund . . . . —
Lunetten, s. Brillen . . —
Lunge . . . . —
Lungenprobe 363
Lungenseuche 364
Lunte . . . . —
Luntenschloß . . . . —
Lupercalia . . . . —
Lupin, Friedr., Freiherr von . 365
Lupine . . . . —
Lupulin . . . . —
Lusiade, s. Camoens . . —
Lusitania, s. Portugal . . —
Lustrum 366
Lustseuche, s. Syphilis . —
Lustspiel, s. Schauspiel . —
Lutatius, röm. Geschlecht . —
Luther, Martin . . . —
Lutheraner . . . 373
Lutter am Barenberge . . —
Luv . . . . —

Seite

Luxembourg, Franç. Henri de Montmorency - Bouteville, Herzog von . . . 373
Luxemburg, Großherzogthum 374
Luxor 376
Luxus . . . . —
Luynes, Charl. Albert, Herzog von . . . . —
Luzac, Jean 377
Luzan, Don Ignacio de . —
Luzern, Canton . . . 378
Luzern, Stadt . . . —
Luzerne 379
Lyceum . . . . —
Lydien . . . . —
Lyell, Charles . . . —
Lygdamus 380
Lykabettus . . . . —
Lykanthropie . . . . —
Lykaonien . . . . —
Lykäus . . . . —
Lykastus 381
Lykien . . . . —
Lykomedes . . . . —
Lykophron . . . . —
Lykos . . . . —
Lykos . . . . —
Lykurgus 382
Lykurgus, Redner . . . —
Lympbatisches System . . 383
Lymphe 384
Lynchgesetz . . . . —
Lyndhurst, John Singleton Copley, Baronet . . —
Lynkeus, s. Danaiden . . 385
Lyon . . . . —
Lyonnet, Pierre . . . 386
Lyra . . . . —
Lyrik 387
Lys . . . . —
Lysander 388
Lysias . . . . —
Lysimachus 389
Lysippus . . . . —
Lysistratus . . . . —
Lyttleton, Georg, Lord . . —
Lytton, Edward, s. Bulwer, Baronet 390

M.

M . . . . —
Maanen, Cornelius Felix van —
Maas 391
Maaß, Joh. Gebh. Ehrenreich —
Maaßen, Karl Georg . . —
Mabillon, Jean . . . 392
Mably, Gabriel Bonnot de . —
Mabuse, Johann von . . 393
Mac, s. M' . . . . —
Macadamisiren . . . . —
Macao 394
Macartney, George, Graf . —
Macassar 395
Macauley, Thomas Babington —
Macbeth . . . . —
Maccaroni . . . . —
Macaronische Verse . . .
M'Carthy Reagh . . . 396
Macchiavelli, Nicolo di . . —
M'Culloch, John . . . 397
Macdonald, Etienne Jacques Jos. Alex., Herzog v. Tarent 398
Macedonien 399
Macer, Aemilius . . . 400
Machaon . . . . —
Machtspruch 401
Macias . . . . —
Maciejowice . . . . —
Maciejowsky, Waclaw Alex. .
Mack, Karl, Freiherr von . 402
Mackeldey, Ferdinand . . 403

Seite

Mackenzie, Henry — Georges Stuart — Alexander — William Lyon . . . 403
Mackintosh, Sir James . 405
Macon 406
Macpherson, James . . —
Macrobius 407
Madagaskar . . . . —
Madame 408
Mademoiselle . . . . —
Madara 409
Madera . . . . —
Madia . . . . —
Madison, James . . . 410
Madonna . . . . —
Madras . . . . —
Madrazo y Ayudo, Don Jose 411
Madrid . . . . —
Madrigal 412
Madwig, Joh. Nicolai . . —
Mäander 413
Mäcenas, L. Cilnius . . —
Mächtig . . . . —
Mädler, Joh. Heinrich . . 414
Mägdesprung . . . . —
Mäden . . . . —
Mähren . . . . —
Mährische Brüder, s. Böhmische Brüder . . . 415
Mänaden . . . . —
Männerbund, s. Evergeten . —
Mäoniden . . . . —
Mäonien . . . . —
Märchen, s. Volksmärchen . —
Märtyrer . . . . —
Märtyrerära 416
Märtyrerfeste . . . . —
Märzfeld . . . . —
Maesoso 417
Mäßigkeitsvereine . . . —
Mäusethurm 418
Maffei, Bernardino — Giovanni Pietro — Alessandro — Francisco Scipione — Paul Alex. . . . —
Mafra 419
Magazin . . . . —
Magdalena 420
Magdeburg . . . . —
Magdeburger Centurien s. Centurien, Magdeburger . 422
Magelhaes, Rodrigo de Fonseca . . . . —
Magellan, Ferd. de. . . —
Magelone 423
Magen . . . . —
Magendie, François . . 424
Magerkeit 425
Magie . . . . —
Magier, s. Magie und Zoroaster. 429
Magister . . . . —
Magister equitum . . . —
Magister matheseos s. Pythagoräer . . . . —
Magisterium . . . . —
Magistrat 430
Magliabecchi Antonino . . —
Magnäanisches Institut . . 431
Magna charta . . . . —
Magnaten 432
Magnes 433
Magnesia . . . . —
Magnesia . . . . —
Magnet . . . . —
Magnetischer Verein . . 436
Magnetismus 439
Magnetnadel 440
Magnetoelectricität . . —
Magnificat 441
Magnificenz . . . . —
Magnin, Charles . . . —
Magnusen, Finn . . . —
Mago 442
Magyaren s. Ungarn . . —
Mahabharata, s. Sanskrit . —

Digitized by Google

Seite

Mahagoni 442
Mahlmann, Siegfried Aug. 443
Mahmud II., Sultan der Osmanen . . . —
Mahomed s. Mohamed . . 445
Mahon, Phil. Henry, Viscount . . . . . —
Mahratten, s. Maratten . —
Mai, Angelo . . . . . —
Maiblume 446
Maien . . . . . —
Maifeld, s. Märzfeld . —
Maikäfer s. Käfer . . —
Mailand, Herzogthum . —
Mailand, Stadt . . . —
Mailath, Johann, Graf . 447
Maimbourg, Louis . . 448
Maimonides . . . . . —
Main 449
Maine . . . . . —
Maine . . . . . —
Maine, Louis Auguste de Bourbon, Herzog von . —
Mainotten 450
Maintenon, Françoise d'Aubigné, Marquise de. . 451
Mainz, Erzstift . . . —
Mainz, Stadt 452
Maire 453
Mais 454
Maische, s. Branntweinbrennerei . . . . . —
Maison, Nicolas Joseph . —
Maistre, Joseph — Xavier, Graf von 456
Maitland, s. Lauderdale . —
Maitres des requêtes . . —
Maittaire, Michel . . . 457
Maja . . . . . —
Majano, Benedetto de. . . —
Majestät . . . . . —
Majestätsbrief s. Calixtiner 459
Majolika . . . . . —
Majoran . . . . . —
Majorano, Gaetano s. Caffarelli . . . . . —
Majorat . . . . . —
Majorca 460
Major Domus . . . . —
Majorennität s. Minorennität —
Majos . . . . . —
Makame . . . . . —
Makarius 461
Makkabäer, s. Juden . —
Makrele . . . . . —
Makris . . . . . —
Makrobiotik . . . . . —
Makuba . . . . . —
Malabar . . . . . —
Malachias, s. Maleachi . 462
Malachit . . . . . —
Malachowski, Stanislaus — Johannes — Hyacinth . —
Malachowski, Casimir . 463
Malaga 464
Malaien . . . . . —
Malakka 465
Malanterien, s. Aussatzhäuser 466
Malchus, Karl Aug., Freiherr von . . . . . —
Malcolm, Sir John . . —
Malczeski, Antoni . . . 467
Malea . . . . . —
Maleachi . . . . . —
Malebranche, Michel . —
Malediven 468
Malerakademie, s. Kunstakademie . . . . . —
Malerei . . . . . —
Malerfarben 473
Malesherbes, Chrétien Guillaume de Lamoignon de . 474
Malfilâtre, Jacques Charl. Louis . . . . . —
Malherbe, François de . —
Malibran, Maria Felicitas . 475

Seite

Mallet, Claude François . 476
Mallet du Pan, Jacques . 477
Mallorca, s. Majorca . 478
Malmaison . . . . . —
Malmedy . . . . . —
Malmö . . . . . —
Malouinen, s. Falklandsinseln —
Malvighi, Marcello . . —
Malvlaquet 479
Malsburg, Ernst Friedrich — Otto, Freiherr von der —
Malstrom 480
Malta . . . . . —
Maltebrun, Konrad . . 481
Malter 482
Malteserritter s. Johanniterritter . . . . . —
Malthus, Thomas Robert . —
Maltitz, Apollonius — Franz Friedrich, Freiherr von . 483
Maltitz, Gotthilf August, Freiherr von . . . . . —
Malvasier 484
Malz . . . . . —
Mameluken . . . . . —
Mamertiner 485
Mammuth . . . . . —
Man 486
Mancha . . . . . —
Manche . . . . . —
Manchester (Stadt) . . 487
Manchester (Zeuch) . . —
Mandarin . . . . . —
Mandat . . . . . —
Mandeln 488
Mandingos, s. Neger . . —
Mandoline . . . . . —
Mandragora . . . . . —
Mandrill 489
Mandschu . . . . . —
Manen . . . . . —
Manes s. Mani . . . . —
Manesische Handschrift . —
Manetho 490
Manfred, Fürst von Tarant . —
Mangan 492
Manheim . . . . . —
Mani 493
Mania 494
Manichäer . . . . . —
Manie . . . . . —
Manier . . . . . —
Manifest . . . . . —
Manila, s. Philippinen . 496
Manilius, Cajus . . . —
Manilius, Marcus . . . —
Manipel, s. Legion . . —
Manipulation . . . . —
Manlius, Marcus . . . —
Manlius, Titus . . . —
Mann, s. Geschlecht . . 497
Manna . . . . . —
Mannaschwingel . . . —
Mannbarkeit, s. Pubertät . —
Mannengericht . . . . —
Mannert, Konrad . . . —
Mannszucht, s. Disciplin . —
Mannus . . . . . —
Manoski, Francesco . . —
Manoeuvre 498
Manometer . . . . . —
Mansard, François . . —
Mansfeld, Grafen von . . 499
Mansfeld, Grafschaft . . 500
Mansfield, William Murray Graf von . . . . —
Manso, Joh. Kaspar Friedr. 501
Mantegna, Andrea . . —
Mantel, s. Enveloppe . —
Mantinea . . . . . —
Manto 502
Mantua . . . . . —
Mantus 503
Mannal . . . . . —
Manualacten . . . . —
Manuel, Jacq. Ant. . . —

Seite

Manuel, Nicolaus . . 504
Manuel Pierre Louis . . —
Manufacturen, s. Fabriken . 505
Manumission, s. Freigelassene . —
Manuscripte, s. Handschriften —
Manutius, Aldus Pius — Paul Aldus . . . . . —
Manzoni, Alessandro . . 506
Mappiren, s. Zeichenkunst . —
Mara, Gertrude Elisabeth . —
Marabu 507
Marabut . . . . . —
Maranon . . . . . —
Marasmus, s. Atrophie . —
Maraschino . . . . . —
Marat, Jean Paul . . . 508
Marathon 512
Maratten . . . . . —
Maratti, Karl 513
Maravedi 514
Marbach . . . . . —
Marbod . . . . . —
Marburg . . . . . —
Mark Antonio, s. Raimondi, Marc Antonio . . . 515
Marc Aurel, s. Antonin, der Philosoph . . . . . —
Marceau, Franç. Severin Desgraviers . . . . —
Marcello, Benedetto . . 516
Marcellus . . . . . —
Marcenay de Ghuy, Anton . 518
March, Esteban . . . . —
March . . . . . —
Marchesi, Luigi . . . —
Marchesi, Pompeo . . . —
Marchettus 519
Marchfeld . . . . . —
Marchi, Francesco . . . —
Marciano . . . . . —
Marcianus . . . . . —
Marcion, s. Gnostiker . . 520
Marco Polo, s. Polo, Marco —
Marcus, der Evangelist . —
Marder . . . . . —
Maremmen . . . . . —
Marengo . . . . . —
Maret, Hugues Bernard . 521
Marezoll, Johann Gottlob . 522
Marezoll, Aug. Ludwig Theodor . . . . . —
Marforio 523
Margarethe, Königin von Dänemark . . . . . —
Margarethe von Anjou, Königin von England . . . —
Margarethe von Oesterreich . 524
Margarethe von Valois . —
Margarethe von Parma . 525
Margarethe von Frankreich . —
Marheineke, Philipp Konrad . 526
Maria 527
Maria I. Königin von England 529
Maria Stuart 530
Maria von Medici . . . 531
Maria Luise, Königin von Spanien 532
Maria Luise, Herzogin von Parma 533
Maria Christine, Regentin von Spanien . . . . —
Maria da Gloria, Königin von Portugal 535
Maria, Herzogin von Würtemberg 536
Mariana, Juan 537
Marianen s. Ladronen . . 538
Marianus Scotus . . . —
Mariazell . . . . . —
Marienbad . . . . . —
Marienburg 539
Marienglas, s. Gyps . . 542
Mariengroschen . . . . —
Marienwerder . . . . —

Digitized by Google

Seite

Mariette, Jean — Pierre Jean 543
Marignano . . . . . —
Marima, Don Francisca Mart. . . . . —
Marine 544
Marini, Giamb. . . . . —
Marino, San s. San Marino . . . . . —
Marionetten . . . . . —
Mariotte, Edme . . . . —
Marius, Gajus . . . . . —
Marivaux, Pierre Charlet de Chamblain de . . . 546
Mark . . . . . —
Mark, Grafschaft . . . 547
Mark . . . . . —
Mark, Gewicht 548
Marketender . . . . . —
Marketerie, s. Marqueterie . 549
Markgraf . . . . . —
Markland, Jeremias . . . —
Marklosung, s. Retractrecht . —
Markomannen . . . . . —
Markheide 550
Markt . . . . . —
Marktschreier 551
Marlborough, John Churchill, Herzog von . . . —
Marlow Christopher . . 555
Marly 556
Marmarameer, s. Propontis —
Marmelade . . . . . —
Marmier, Xavier . . . —
Marmont, Auguste Frédéric Louis Viesse de, Herzog von Ragusa 557
Marmontel, Jean François . 558
Marmor . . . . . —
Marmorchronik 559
Marne . . . . . —
Marnix, Philipp von, Herr v. Saint-Aldegonde . . —
Marode 560
Marokko . . . . . —
Maronen s. Kastanien . . 563
Maroniten . . . . . —
Maroquin, s. Saffian . . 564
Marot, Clemens . . . . —
Maroto, Don Rafael . . —
Marozia 565
Marburg, Friedr. Wilh. . 566
Marquesasinseln . . . —
Marqueterie 567
Marquis, s. Markgraf . . —
Marraft, Armand . . . —
Marryat, Capitän . . . 568
Mars . . . . . —
Mars, Anne Françoise Hyppolyte 570
Mars . . . . . —
Marsch . . . . . —
Marschall 571
Marschländer 572
Marschner, Heinr. . . . —
Marseillaise s. Rouget de Lisle . . . . . —
Marseille . . . . . —
Marser 573
Marsfeld s. Märzfeld . . 574
Marsigli, Lodovico Fernando, Graf von . . . . —
Marstall . . . . . —
Marsyas 575
Martellos . . . . . —
Martène, Edward . . . —
Martens, Georg Friedr. — Karl von . . . . —
Martha 576
Martialgesetz . . . . —
Martialis, M. Valer . . 577
Martignac, Gaye, Vicomte de . . . . —
Martin der Heilige . . 578
Martin (Päpste) . . . 579
Martin, Rob. Montgomery —

Seite

Martin, Vincenzo . . 580
Martin, Christoph Reinh. Dietrich . . . . —
Martineau, Miß Harriet . 581
Martinez de la Rosa, Don Francisco . . . . —
Martini, Giambatt. . . 582
Martinifest . . . . . —
Martinique . . . . . —
Martius, Karl Friedrich Philipp von 583
Martyni-Laguna, Karl Friedrich . . . . . —
Marx, Adolf Bernh. . . 584
Maryland . . . . . —
Marzipan . . . . . —
Masaccio, Thomas . . 585
Masaniello . . . . . —
Masarneau, Santiago de . —
Mascagni, Paolo . . . 586
Maschine . . . . . —
Maschinerie 587
Mascov, Joh. Jak. . . 588
Masern . . . . . —
Masinissa, König v. Numidien 589
Maskat 590
Maskelyne, Nevil . . . —
Masken . . . . . —
Masora 592
Masovien 593
Massa, Herzog von, s. Reynier, Claud. Ant. . . —
Massa-Carrara . . . —
Massachusetts . . . —
Massageten 594
Massalianer, s. Messalianer . —
Masse . . . . . —
Massena, André . . . —
Massenbach, Christian von . 595
Massilia 596
Massillon, Jean André . —
Massinger, Phil. . . 597
Masson, Ant. . . . . —
Mast . . . . . —
Mastdarm 598
Mastix . . . . . —
Mastkorb, s. Mars . . . —
Mastricht . . . . . —
Mastung 599
Masurec . . . . . —
Masuren . . . . . —
Maß und Gewicht . . . 600
Maßmann, Hans Ferd. . . —
Maßstab 602
Matador . . . . . —
Matelotte . . . . . —
Mater, s. Matrize . . . —
Materia medica, s. Pharmakologie . . . . —
Materie . . . . . —
Mathematik 604
Mathematische Geographie . 605
Mathews, Charles . . . —
Mathilde, Markgräfin von Toscana 606
Mathuriner, s. Trinitarier . —
Matrikel . . . . . —
Matrize . . . . . —
Matrosen . . . . . —
Matter, Jacques . . . —
Matthäi, Joh. Gottlob — Friedrich 607
Matthäus . . . . . —
Matthesius, Joh. . . 608
Matthia, Friedrich Christian —
Matthiä, Aug. Heinr. . —
Matthias, deutscher Kaiser . —
Matthias Corvinus . . 610
Matthison, Friedr. von . —
Maturitätsprüfung . . 611
Matuta 613
Maubeuge . . . . . —
Mauerbrecher . . . . —
Mauguin, François . . —
Mauke 614
Maulbeerbaum . . . —

Seite

Maulthier 614
Maultrommel, s. Mundharmonika . . . . —
Maulwurf . . . . . —
Maupeou, René Charles — Nicolas Charl. Augustin de 615
Maupertuis, Pierre Louis Moreau de . . . . —
Mauren 616
Maurepas, Jean Frédéric Phelippeaux, Graf . . 617
Maurer, Georg Ludwig, Ritter von . . . . . —
Maurerei, s. Freimaurerei . 618
Mauritiusinsel, s. Isle de France . . . . . —
Maurokordatos, Alex. — Joh. Nicolaus — Konstantin — Alexander, Fürst . . —
Mauromichali, Janaki — Pietro — Konstantin . . 621
Maurus, Hrabanus, s. Hrabanus Maurus . . . 623
Maurus, Congregation des heiligen, s. Benedictiner . —
Maury, Jean Siffrain . . —
Maury, Juan Maria . . 624
Maus . . . . . —
Mausoleum 625
Mauth, s. Zoll . . . . —
Mauvillon, Jacob . . . —
Mavors, s. Mars . . . —
Maxen . . . . . —
Maxentius . . . . . —
Maxime 626
Maximianus . . . . . —
Maximilian I., deutscher Kaiser . . . . . —
Maximilian II., deutscher Kaiser 628
Maximilian, I., Kurfürst von Bayern . . . . . —
Maximilian II., Kurfürst von Bayern 629
Maximilian III., Kurfürst von Bayern . . . . —
Maximilian Joseph, König von Bayern . . . 630
Maximilian, Herzog in Bayern 631
Maximilian Heinrich, Kurfürst von Köln 632
Maximilian, Kurfürst von Köln . . . . . —
Maximilian, Prinz von Neuwied, s. Neuwied . 633
Maximilianische Thürme . —
Maximinus, röm. Kaiser . —
Maximum 634
Maximus . . . . . —
Mayenne . . . . . —
Mayer, Joh. Tobias . . —
Mayer, Simon . . . 635
Mayrieder, Joseph . . —
Mazarin, Jules . . . —
Mazeppa, Iwan Stepanowitsch 637
Mazzini, Giuseppe . . —
Mazzola, Francesco . . 639
Mazzolini, Lodovico . . 640
Mechain, Pierre Franç. André —
Mechanik . . . . . —
Mechanisch 641
Mechel, Christian von . . —
Mecheln 642
Mecheln, Israel von . . —
Mechitaristen . . . . —
Meckel, Joh. Fried. — Phil. Friedrich Theodor — Johann Friedrich 643
Mecklenburg . . . . . —
Medaille, s. Denkmünze . 645
Medea . . . . . —
Mediante 646
Mediateur . . . . . —

Digitized by Google

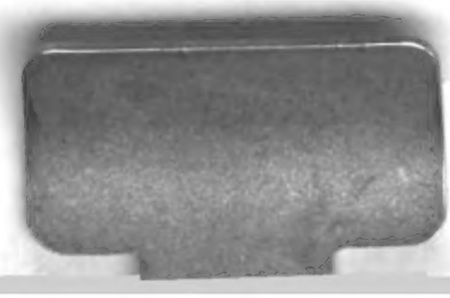
	Seite
Mediatisirung	646
Medici	647
Medici, Luigi	653
Medicin	—
Medicinische Geographie	658
Medien	659
Medigo, Jos. Salomo del	660
Medina	—
Mednianszky von Medgyes, Aloys, Freiherr von	661
Medoc, s. Bordeauxwein	—
Medon	—
Medusa	—
Medusen, s. Akalephen	—
Meer	—
Meer, Jan van der	664
Meerbusen	—
Meereicheln, s. Balanen	—
Meerenge	—
Meeresstrudel	—
Meergeusen, s. Schleusen	—
Meergötter	—
Meerkatzen	—
Meermann, Gerhard — Johann	665
Meernesseln, s. Aktinien und Akalephen	—
Meerrettig	—
Meerschaum	—
Meerschwein, s. Delphin	666
Meerschweinchen	—
Meerzwiebel	—
Megalopolis	—
Megapenthes	—
Megara	—
Megara	—
Megäre	667
Megareus	—
Megaris	—
Megarische Schule	—
Megaspileon	—
Megerle, Ulrich, s. Abraham a Santa Clara	668
Mehemed Ali, Vicekönig von Aegypten	—
Mehl	671
Mehlthau	—
Mehül, Etienne Henry	—
Meibom, Heinrich — Joh. Heinrich — Marcus	672
Meier, Moritz Herrmann Eduard	—
Meierotto, Joh. Heinr. Ludwig	673
Meil, Jos. Wilhelm	—
Meile	—
Meilen	674
Meinau	—
Meinberg	—
Meineid	—
Meineke, Joh. Alb. Friedr. August	—
Meiners, Christoph	675
Meiningen	—
Meinung	—
Meiosis	676
Meißen	—
Meißner, Aug. Gottlieb	678
Meister	—
Meister Leonhard	679
Meister, Simon.	—
Meistersänger	—
Mekka	683
Mela, Pomponius	684
Melampus	—
Melancholie	685
Melanchthon, Philipp	—
Melanippe	688
Melanippus	689
Melas, Baron von	—
Melas	—
Melbourne, William Lamb, Viscount	—
Melchisedek	690
Melchthal	—
Meleager	—
Meleager	691
Melendez Valdes, Don Juan	—
Meletianer	692
Melia	—
Melikertes	—
Melilotenklee	—
Melioriren	—
Melis, s. Zucker	—
Melismatisch	—
Melisse	693
Melisseus	—
Melissos	—
Melk	—
Melo, Don Franc. Manuel	—
Melodie	694
Melodrama	—
Melone	—
Meloplast	695
Melos	—
Melpomene	—
Melusine	—
Melville, Henry — Robert Saunders Dundas, Viscount von	696
Membran	—
Memel	—
Memleben	697
Memling, Hans	—
Memnon	—
Memoire	698
Memphis	700
Memphis	—
Mena, Juan de	—
Menächmus	701
Ménage, Aegid	—
Menander	—
Mencius, s. Meng tsü	—
Mencke, Familie	702
Mendelssohn, Moses	—
Mendelssohn-Barthody, Felix	703
Mendes	704
Mendicanten, s. Bettelmönche	705
Mendizabal, Don Juan Alvarez y	—
Mendoza, Don Diego — Antonio de Hurtado de	707
Mendoza, Inigo Lopez de s. Santillana, Marques de	708
Menedemos	—
Menelaos	709
Menenius Agrippa	—
Menestheus	—
Menestrels, s. Provenzalen und Troubadours	—
Mengs, Ant. Rafael	—
Mengtsü	710
Meninski, Franz	—
Menippe	—
Menippus	—
Mennige	711
Menno, Simons	—
Menoikeus	—
Menologium	711
Menou, Jacques François Baron de	—
Mensch	712
Menschenalter	715
Menschenkenntniß	—
Menschenrassen	716
Menschenraub	717
Menschenrechte, Gesellschaft der	719
Menschheit	720
Menstruation	—
Mensur	721
Mensuralgesang	—
Mentor	—
Menu	722
Menuet	—
Menzel, Friedr. Wilh.	—
Menzel, Karl Adolf	—
Menzel, Wolfgang	723
Menzikow, Alexander	724
Mephistopheles, s. Faust	—
Mephitisch	—
Meran	725
Mercadante, Saverio	725
Mercantilsystem s. Handelspolitik	—
Mercator, Gerhard	—
Mercia	—
Mercier, Luis Sebastien	726
Mercoeur, Elise	—
Mercuriale	727
Mercuriali, Jeronimo	—
Mercurialmittel, s. Quecksilber	—
Mercurius	—
Mercy, Franz — Kaspar — Florimund Claudius, Graf von	728
Mergel	729
Mergentheim	—
Merian, Matthäus — Joh. Wolff — Maria Sibylla — Hans Bernhard	—
Meridian, s. Mittagskreis	730
Meridianmessung	—
Mérilhou, Joseph	—
Mérimée, Prosper	731
Merino, Don Geronimo	732
Merino	733
Merinos	—
Merinthus und Merinthianer, s. Cerinthus	734
Merk, Joseph	—
Merkel, Garlieb	—
Merlin	—
Merlin de Thionville, Ant. Christoph	735
Merlin de Douai, Phil. Ant.	736
Merode, Grafen von	737
Meroë	738
Merope	739
Merops	—
Merovinger, s. Frankreich	—
Mersch, Joh. Andr. van der	—
Merseburg	—
Meseritz	741
Mesmer, Ant. Friedr.	—
Mesonero y Romanos, Ramon de	742
Mesopotamien	—
Messa di voce	743
Messala, Valerius Corvinus	—
Messalianer	—
Messalina, Valeria	744
Meßcatalog	—
Messe	—
Messen	745
Messenien	747
Messerschmidt, Franz Xaver	748
Messias	—
Meissier, Charles	—
Messina	—
Messing	—
Messis, Quintin	749
Meßstange	—
Meßtisch	—
Messungen	750
Mestizen	751
Metabasis	—
Metabole	—
Metachronismus	752
Metalepsis	—
Metalle	—
Metallguß	—
Metalliques	754
Metallmohr	—
Metalloide	755
Metallorydе	—
Metallurgie	—
Metamorphose	—
Metapher	756
Metaphrase	—
Metaphysik	—
Metaplasmus	757
Metaschematismus	—
Metastase	—
Metastasio	—
Metathesis	758
Metelino	—

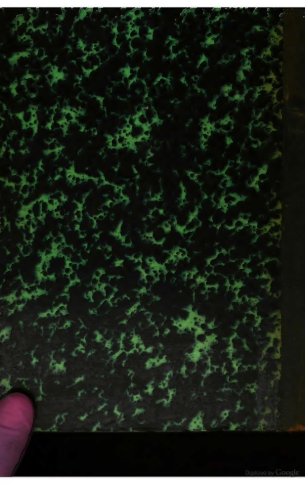
Digitized by Google

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 07330 3383



B 423946

Digitized by Google